
WIDENER LIBRARY
HX H1GT R



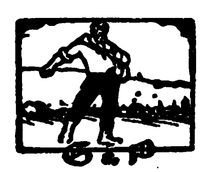
Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Professor Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard

Dreiundzwanzigster Jahrgang · Band I
(Oktober 1920 bis März 1921)



Stuttgart
Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer

Druck von Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze

Besprochene Schriften

Offene Halle

Literatur

Bildende Kunst

Musik

Türmers Tagebuch

Auf der Warte



Kunstbeilagen und Illustrationen

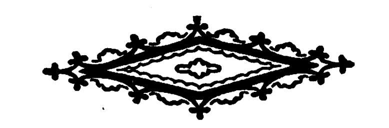
Notenbeilage

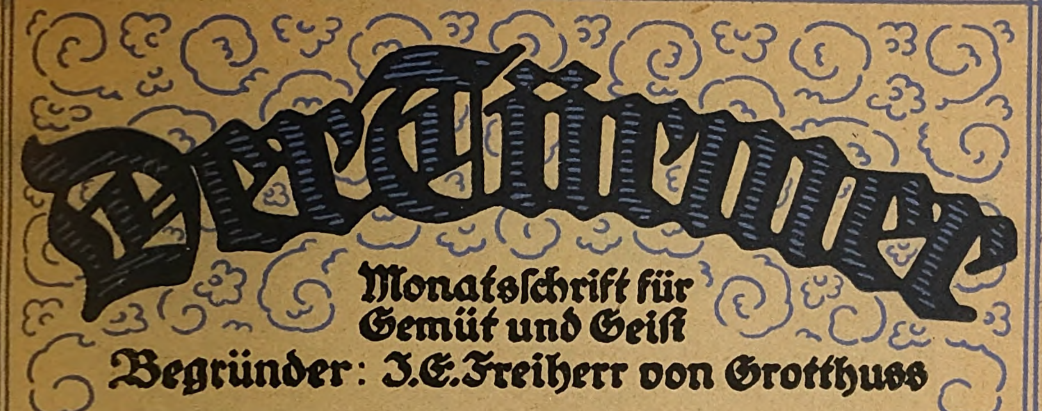
Briefe

Auf den Beilagen.

Eingesandte neue Schriftwerke

Auf den Beilagen.





Monatsschrift für Gemüt und Geist

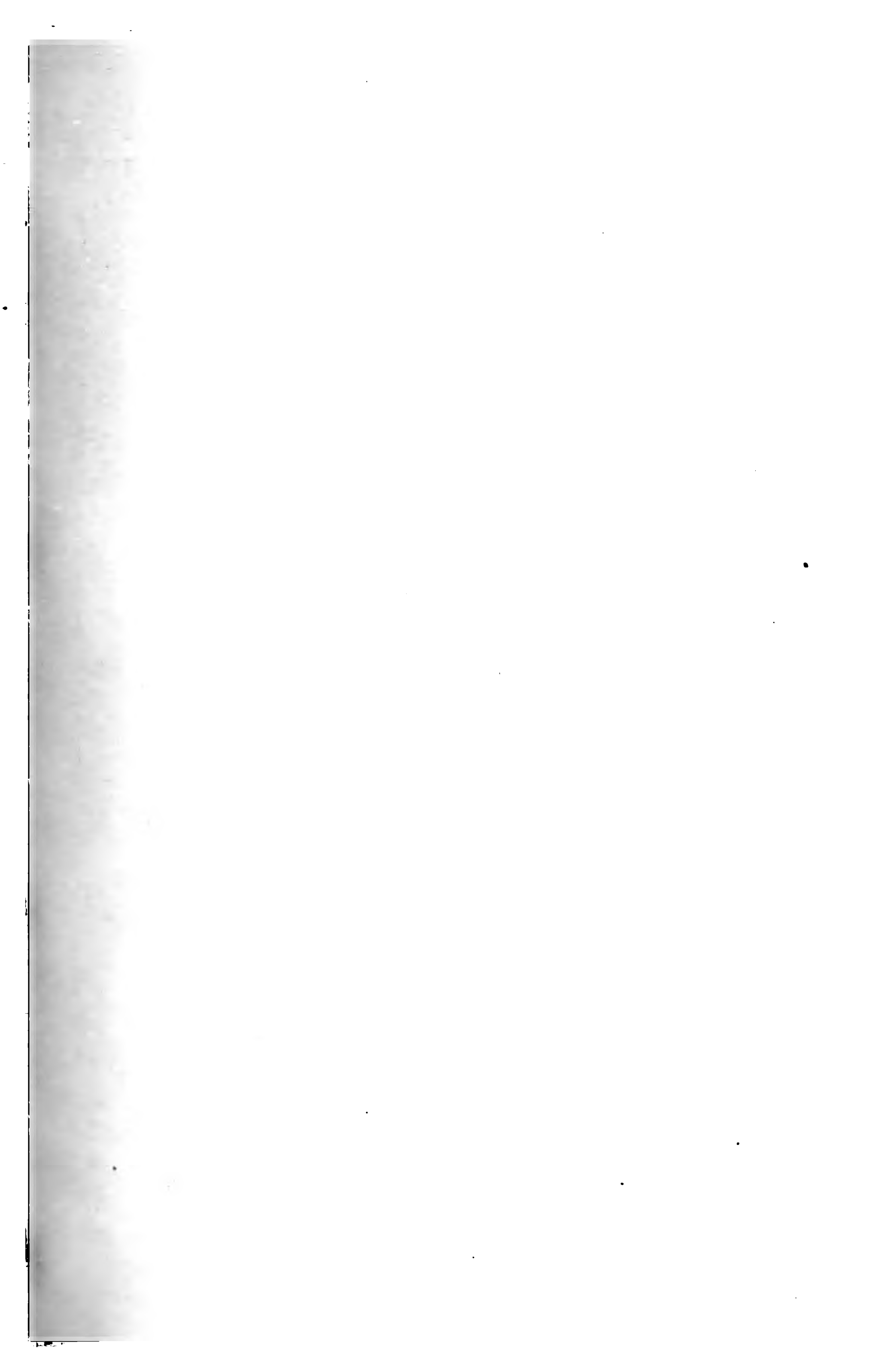
Begründer: J. E. Freiherr von Grotthuss

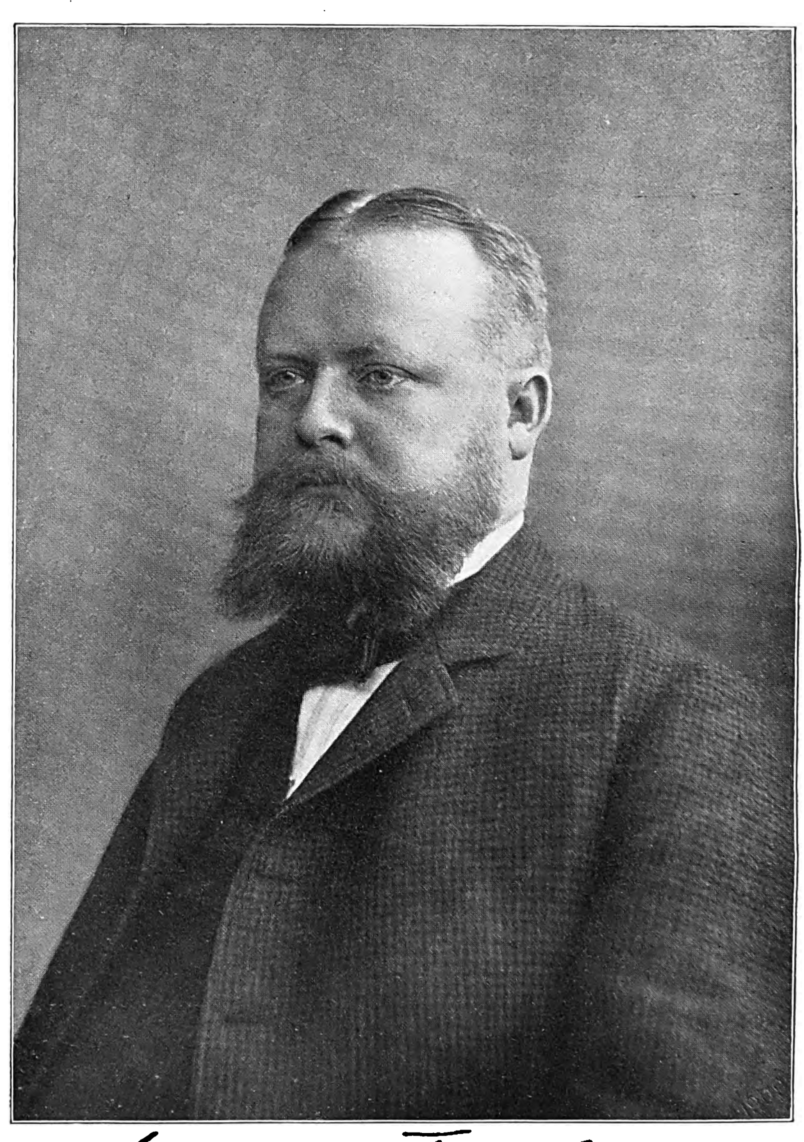
Inhalt

Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer Stuttgart

Vierteljährlich 12 M. 50 Pf. Einzelhefte 4 Mk. 50 Pf.

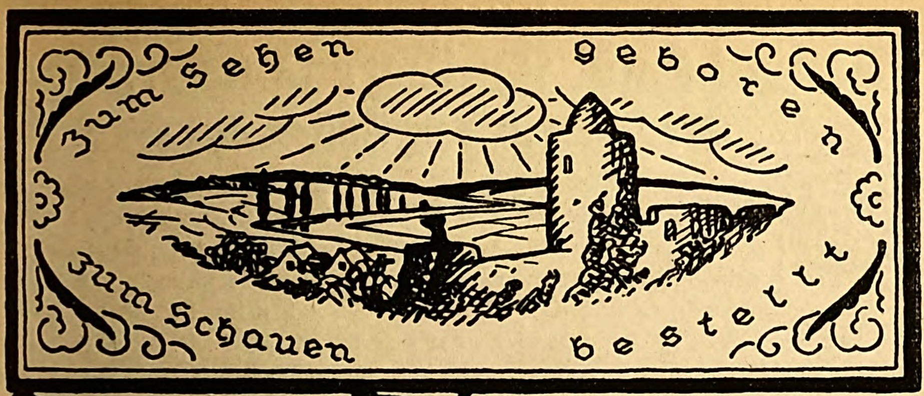

ERZEUGNISSE ALLERERSTEN RANGES
GROTRIAN STEINWEG





Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß

Beilage zum Türmer



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

23. Jahrg. | Oktober 1920 | Heft 1

An die Türmer-Leser

Wir haben eine schmerzliche Nachricht mitzuteilen. Am 30. August ist der Begründer und Herausgeber des „Türmers"

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

einem Leberleiden erlegen. Der erst fünfundfünzigjährige Mann hat durch 22 Jahre den „Türmer" geleitet, dem er seine ganze Liebe und Arbeitskraft gewidmet hat. Nachdem wir eben erst den Verlust unseres unvergeßlichen Dr. Karl Storck zu beklagen hatten, empfinden wir diesen Todesfall doppelt schmerzlich. Wir werden beiden Männern ein dankbares Andenken bewahren.

Erfreulicherweise hat sich Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard bereit finden lassen, in die Lücke einzuspringen und für die nächste Zeit die Gesamtleitung des „Türmers" zu übernehmen. Wir bitten unsere Freunde, uns fernerhin ihr Vertrauen zu schenken. Der „Türmer" wird nach wie vor, parteilos-deutsch, mit ganzer Kraft am Aufbau unserer Kultur mitzuwirken bestrebt sein.

Verlag und Schriftleitung

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

Ein Nachruf von Julius Koch

Ist er denn wirklich nicht mehr? ..." So fragte er vor wenigen Monaten beim Tode von Karl Storck, und nun fragen wir es, die große Türmergemeinde, die er gesammelt hat; denn wir waren mit ihm geistig so eng verbunden, daß wir an eine Trennung nicht glauben mögen, — und doch, es ist bittere Wahrheit: Wir haben ihn begraben. Aber es war uns, als ob er nicht gestorben sei, da wir an seinem Grabe seine Verse hörten:

Du kleines Vöglein auf dem Zweige,
Wohl auf den Blumenhügel flieg'
Und sing mir Wiegenmelodieen,
Wenn ich einst stille schlummernd lieg'.

Einsam, wie er gelebt hat, ist er gestorben. Als mich die Kunde erreichte, griff ich zu dem Buche, in dem er sein ganzes reiches Gemütsleben enthüllt hat wie in keinem anderen Buche: Gottsuchers Wanderlieder. Es ist genau so eingetroffen, wie er es vor mehr als zwei Jahrzehnten in seinem tief ergreifenden Gedichte: „Der Kranke" ahnend geklagt hat:

Von aller Welt verlassen,
Tiefkrank, dem Tode nah —
Ach Gott, ich kann's nicht fassen! —
So lieg' ich Armer da.
Die Tage schleichen träge
Vorbei an meiner Qual, —
Ich höre nur eine Säge
Klingen im tiefen Tal.

Sechs Bretter müssen sich fügen
Zu einem schlichten Kleid,
Sechs Bretter müssen genügen,
Zu bergen all mein Leid.
Am Himmel die ewigen Sterne
Leuchten in stiller Pracht
Und nicken mir aus der Ferne
Freundliche Gutenacht ...

Wer war er? In „Türmers Tagebuch" und „Auf der Warte" sprach er zu uns, seiner Gemeinde, und es sind wohl nicht wenige, die zunächst, wenn das neue Türmerheft erschien, sich in die letzten Seiten vertieften. Mit seinem scharfen politischen Fernblick erkannte er die Zeichen der Zeit, und in glühender Liebe zu seinem Volke war er Warner und Mahner, oft von prophetischer Kraft. Jetzt denken wir daran, welchem Widerspruche er in der unglückseligen Zeit vor dem Kriege und auch noch während des Krieges in gut vaterländisch gesinnten Kreisen oft begegnete. Wer seine herben Worte heute liest, weiß es, daß er recht gehabt hat. Und dennoch war er kein Schwarzseher. Nein, bis zum letzten Atemzuge glaubte er an sein Volk und seine Zukunft. Er war Balte, und den Balten liegt es seit Jahrhunderten im Blute, zu arbeiten und nicht zu verzweifeln.

Aber die starken Wurzeln seiner Kraft lagen tiefer als in dem Boden des Volkstums. Wer den Menschen Grotthuß kennen lernen wollte, mußte mit ihm in die heiligsten Tiefen seines Gemütslebens hinabsteigen, die uns der dichtende Träumer, der singende Philosoph enthüllt. In seinen Gedichten, in denen er uns einen Hausschatz innigster Lyrik hinterlassen hat, besonders in Gottsuchers Wanderliedern, sehen wir ihn als Bekenner eines so starken, in schweren Kämpfen errungenen Christusglaubens, daß wir von der reinen Kindlichkeit dieses Glaubens

bei einem so ausgeprägt kritisch veranlagten Geiste überrascht sind. Es gehört zu meinen stärksten Erinnerungen an ihn, als er mir einmal in später Nachtstunde, die er mehr liebte als die hellen Tagesstunden, seinen „Traum im Allerheiligsten" sprach, und unvergeßlich haftet in mir der Klang seiner Stimme, mit dem er die letzte Strophe wiederholte:

Als ich nach qualvoll schwerem Schlaf erwachte,
Da ward's in meinem Geiste furchtbar Tag: —
Heil war das Bild, das ich zertrümmert dachte,
Mein eignes Herz traf meines Hammers Schlag,
Mein eignes Herz zerschlug ich voller Qualen, — —
Gott aber glänzte in den alten Strahlen!

Wer ihm eine stille Gedächtnisfeier halten will, lese sein Gedicht „Weihnachten". Es wird eine seiner einsamen Feiern des heiligen Abends gewesen sein, in der er es geschrieben hat.

Derselbe Geist weht uns in seinem Roman „Die Halben" entgegen, wo er schreibt:

Dann kam er zu der Stelle von dem versinkenden Petrus:

„...schrie und sprach: Herr, hilf mir! Jesus aber reckte bald die Hand aus und ergriff ihn und sprach zu ihm: O du Kleingläubiger, warum zweifelst du? Und sie traten in das Schiff und der Wind legte sich. Die aber im Schiff waren, kamen und fielen nieder und sprachen: Du bist wahrlich Gottes Sohn!"

„Du bist wahrlich Gottes Sohn! Er legte sich auf die Seite, stützte mit der Hand den Kopf auf die Kissen und sann über das Wort, das ihn mit so geheimnisvoller Gewalt ergriff. Es genügt nicht, dachte er, daß wir das Gute und Göttliche anerkennen, wir müssen auch an seine sieghafte Macht glauben, wir müssen dieser Macht blindlings vertrauen, unser ganzes Denken und Handeln auf sie gründen, dann wird sich auch die nachgiebige Meeresflut trotz Wind und Wogen zum Felsen unter unseren Füßen härten. Wir dürfen die göttliche Lehre nicht nur als ein Ideal betrachten, das schön aber undurchführbar ist, — das ist die unfruchtbare Halbheit unseres modernen Christentums! Nein, sie als lebendige Macht ansehn, die täglich und stündlich in die Erscheinung der Wirklichkeit treten kann, wenn wir nur wollen. Denn — — du bist wahrlich Gottes Sohn! So will denn auch ich dieser Macht vertrauen und durch Wind und Wellen gehn..."

In diesem Glauben lag das Geheimnis seiner Kraft. Schon in dem seltsamen Buche, „Der Segen der Sünde", das niemand, auch der Gegner der darin niedergelegten Weltanschauung, ohne tiefe Bewegung lesen wird, hatte er sich dazu bekannt:

„Durch die hohen Fenster des Gotteshauses brach die Nachmittagssonne. Jetzt weilte sie über dem Altare, küßte mit ihren Strahlen die Wundenmale des Gekreuzigten, leuchtete über seinem Angesichte und umspielte seine Lippen. Und da sah ich den Heiland lächeln durch seine Schmerzen, und weit, weit öffnete er seine Arme, als winkte er mir. Und da gedachte ich der Worte des greisen Predigers an Gertruds Bahre:

‚Glaube, mein Bruder, an dieses Lächeln, glaube an das Lächeln der ewigen Liebeshuld, und der Herr wird sich auch deiner erbarmen, und er wird

ein Licht anzünden in deinem Innern, das über die dunklen Klüfte und Abgründe deines Lebens leuchtet, auf daß du, rückwärts schauend, erkennest, daß seine Hand dich weise geführt hat, daß er bei dir gewesen ist, ob du gleich wandertest im tiefen Tale, und daß er dich nicht verstoßen hat, wo du ihn doch verstießest, und dich gesegnet hat, wo du ihm fluchtest!'

Das Licht in meinem Innern war angezündet und leuchtete. Ich sah, daß seine Hand mich weise geführt. Denn durch die dunklen Klüfte und Abgründe meines Lebens hat er mich wunderbar zu sich zurückgeführt, meinen Fluch hat er in Gebet gewandelt und meine Sünde in Segen. Ich barg mein Gesicht in den Händen und schluchzte. Und ob ich gleich mein Gesicht in den Händen barg, so sah ich doch den Heiland lächeln durch seine Schmerzen und sah seine Arme weit, weit nach mir ausgebreitet..."

Ein starker, männlicher Geist und ein Gemüt, voll der aus dem Mitleid quellenden Liebe, — das war er. So bleibt er denen in der Erinnerung, die ihn am besten kannten. Das Bekenntnis seines Lebens hat er, der große, scharfsinnige Denker und kindlich bescheidene Mensch, in der Stelle seines Romans „Die Halben" niedergelegt, die ich an seinem Sarge sprach:

„Von der Geburt bis zum Grabe taumeln wir zwischen Erde und Himmel, zwischen den lichten Sternen unseres Gewissens und unseren dunklen, irdischen Abgründen dahin. Und je höher und sicherer wir zu stehen glauben, um so näher und tiefer ist unser Fall. Was vermögen wir ohne die vergebende Liebe? Müßten wir ohne sie nicht täglich, stündlich, in jedem unbewachten Augenblick einen geistigen Tod sterben? Denn der Tod ist der Sünde Sold. Ach, Herr, ich ringe mit Sturm und Wellen, ob ich gleich wähne, das Ufer erreicht zu haben. Recke deine Hand aus, daß ich sie ergreifen kann!"

Have, pia anima!

* * *

Dem Nachruf, den eine Freundeshand niederschrieb, lassen wir ein Charakterbild folgen, das Hanns Martin Elster in der Kreuzzeitung von dem Publizisten Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß entwirft:

Mit Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß ist wieder allzufrüh eine Persönlichkeit aus dem deutschen Geistesleben geschieden, in deren Adern Führerblut floß. Unsere Gegenwart klagt heute so lebhaft über den Mangel an wahren Führern, begeht dabei aber den Fehler, auch die wirklichen Führer, die wir haben, zu übersehen. Freiherr von Grotthuß führte: wer nur einige Jahrgänge seiner von ihm am 1. Oktober 1898 begründeten Monatsschrift für Gemüt und Geist „Der Türmer" mit dem schönen Geleitspruch „Zum Sehen geboren — Zum Schauen bestellt" gelesen hat, weiß, von welch hoher Warte aus hier die Zeitereignisse ihr Urteil fanden und von welch weiter Überschau und tiefer Einsicht aus hier Richtungszeiger gegeben wurden, um das deutsche Volk auf neue Bahnen zu bringen.

J. E. Freiherr von Grotthuß war eine voll ausgereifte Persönlichkeit mit einer umfassenden und eigen erworbenen Weltanschauung, als er an die große Aufgabe ging, im breitesten Maße als Schriftsteller, als Publizist auf sein Volk und seines Volkes Geschicke einzuwirken. Als Student war er aus Riga nach Berlin

gekommen, hatte hier Philosophie, Geschichte und Literatur studiert, war dann nicht wieder in seine engere baltische Heimat zurückgekehrt, sondern hatte den inneren und äußeren Entschluß an sein großes deutsches Vaterland gefunden: er arbeitete zunächst am deutschen Adelsblatt, dann an der Deutschen Post, sammelte hier seine Erfahrungen im Verkehr mit der Öffentlichkeit, so daß er als eigener Zeitschriftenherausgeber von dreiunddreißig Jahren sofort wußte, was er auszupacken hatte, um an der inneren, sachlichen, geistigen Hebung des Volkes wirksam mitzuarbeiten.

Das ist das Kennzeichen seiner publizistischen Tätigkeit, seiner Türmerarbeit, die in jedem Sinne das Hauptwerk seines Lebens darstellt, daß sie von Anbeginn eine tiefe Wirkung ausübte. Der „Türmer" zeigte sofort sein eigenes Gepräge, das seines Herausgebers, und verlor es niemals, wieviel Angriffe und Anstürme er auch auszuhalten hatte. Vom ersten Heft an unterschied diese Monatsschrift sich von allen bisher erscheinenden Organen: sie war der geistige, seelische Ausdruck einer in sich gefestigten Persönlichkeit und Weltanschauung, die unscheinbar zu den als wahr, schön und gut anerkannten Idealen hielt und furchtlos die erkannte Wahrheit nach jeder Richtung hin eingestand. „Der Türmer" sammelte in kürzester Frist nicht etwa eine große, gleichgültige Abonnentenschaft um sich, sondern eine geistige Gemeinde, die zu ihrem Führer hielt.

J. E. Frhr. v. Grotthuß war ein aufrechter Bekenner wahren Christentums und unerschütterlichen Nationalgeistes. Wo immer er Gefahr für diese Weltanschauung sah, da bekämpfte er sie in aller Sachlichkeit, Vorurteilslosigkeit, Vornehmheit, doch mit Schärfe und Entschiedenheit. Er sah die tiefer liegenden Ursachen der Zeitkrankheiten. Er ließ sich nicht von den scheinbar ruhiger gewordenen politischen Zuständen um die Jahrhundertwende einschläfern, sondern er sah, was bis 1900 nur ein Kampf der Formen gewesen war, wurde fortan ein Kampf um die Ideen, um das Leben. Er griff die allgemeine Heuchelei, wo immer er sie fand, an, er kämpfte für die wahre Moral, für die Sittlichkeit, die im Herzen, die vor Gott besteht, und deckte rücksichtslos die falsche Moral der konventionellen Heuchler, den „Wust und Schwall von konventionellen Fabeln und Redensarten, dekorativem Blendwerk und suggestiven Eindrücken, gutgespielter Komödie und feiner Selbsttäuschung" auf, um „das Wesen der Dinge" herauszuschälen. Ihm kam es immer auf das Wesentliche an: das waren ihm das Volk und echtes Christentum. Das Volk verstand er aus Rassebeziehung, aus Germanentum, aus der germanischen, der geschichtlichen Vergangenheit und aus der nationalen Kultur heraus. Das Christentum hatte er erlebt aus den Offenbarungen; er handelte nach diesem Erleben. Wo er dies sein national-christliches Bekenntnis angegriffen sah, schlug er mit harter Klinge eine tapfere Verteidigung, die meist zur Attacke überging: so wurde er zum absoluten Feind jedes Materialismus und Atheismus, zum Feind der Sozialdemokratie, des Byzantinismus und jedes Servilismus. Aufrechtes Menschentum sprach aus seinen Worten. Grotthuß war überzeugt, daß die Zeit vor dem Weltkriege eine Zeit des Verfalls, des Niedergangs wäre; er wußte, daß eine Gesundung nur hervorgehen kann aus einer inneren, seelischen Wandlung des Deutschen. Und so lehrte er seine Deutschen die Zeichen der Zeit richtig verstehen und deuten und zog mit hinreißender Kraft die Folgerungen

daraus. Nietzsches Philosophie, Tolstois erschlaffendes Rückwärtsgehen und Zurückschrauben der Kultur wies er ab, wo immer ihm Gelegenheit geboten war, um für das bewährte Gute einzutreten und dieses auszubauen. „Wir dürfen keine gewordenen Ordnungen zerstören, bevor wir höhere geschaffen haben und für sie reif geworden sind. Wo aber alte Gebilde, bar des Geistes, verwittern und zerbröckeln, da sollen wir die stürzenden auch nicht künstlich zu halten suchen", so lautete sein Bekenntnis, das Bekenntnis eines Konservativen, der das Leben kennt und seine Zusammenhänge richtig wertet. Und dieser Konservative erhob seine Stimme immer neu und forderte: „Wir sollen einander stützen und aufrichten, statt uns zu belügen und zu verdammen. Wir sollen wahr sein gegen uns und andere. Das ist der göttliche Urgrund aller Ordnung. Ohne Wahrheit kein Glaube und keine Liebe." So saugte er aus aller kritischen Stellungnahme zu der Zeit und den Volkskrankheiten immer neue Kraft, um aufzubauen. Das ist auch in diesen letzten Jahren des Zusammenbruches sein Hauptbestreben gewesen: Die Fehler, die gemacht worden sind, scharf ans Licht ziehend, doch immer am Aufbau zu arbeiten, für nationale Einheit und Sammlung einzutreten, gegen den Materialismus zu streiten für eine Beseelung des Daseins. Dieser Türmer J. E. Frhr. von Grotthuß war wahrhaft zum Sehen geboren: er sah die Dinge, wie sie waren, und er war auch zum Schauen bestellt: denn er schaute nicht nur das Äußere des Geschehens, sondern die Urgründe und Zusammenhänge. Gewiß immer von dem Mittelpunkt seiner Persönlichkeit. Deshalb mußte man ihm bisweilen widersprechen. Aber jeder Widerspruch war fruchtbar: denn man führte ihn gegen unantastbare Aufrichtigkeit und im Zusammenhang mit einer in sich gefestigten Weltanschauung, wie sie heute so selten geworden ist. Der Kreis der Mitarbeiter, den Grotthuß im Laufe von mehr als zwei Jahrzehnten um sich geschart hat, wird zweifellos den „Türmer" in seinem Geiste weiterführen — — —



Funkeln und verglühen

Von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß

Funkeln und verglühen,
Sterben und vergehn,
Blühen und verblühen
Muß ein Herz verstehn.

Keine Klagen sprechen
Darf ein fromm Gemüt,
Und das Herz muß brechen,
Wie ein Stern verglüht;

Wie ein Stern noch blinken
Bis zur letzten Stund',
Und dann lächelnd sinken
In den Himmelsgrund.

Aus Gottsuchers Wanderliedern



Die Begegnung

Von Juliane Karwath

Zu den seltsamsten Dingen, die Michelene je geschehen waren, gehörte die Geschichte, die sie vor vielen Jahren erlebte.

Das war, als sie zum erstenmal in ihrem Leben den Fuß nach Schlesien setzte.

Sie war im Münsterland erwachsen.

Ihre Geburtsstätte lag aber in Ägypten, und ihre Mutter war eine Schottin gewesen.

Die Ehe ihrer Eltern — der Vater war Ingenieur — hatte jenes Zwiespältige, das aus dem natürlichen Kampf einander fremden Blutes und fremder Lebensverhältnisse kommt. Ehe die inneren und äußeren Verständigungen eintreten konnten, starb Michelenens Vater, kurz nachdem er das Kind zu seinen Angehörigen nach Deutschland geschickt hatte, während von der Mutter selbst seitdem jede Spur verloren blieb. Es hieß, daß sie die Tat ihres Mannes nicht habe überwinden können und sich selbst in das Dunkle gestürzt habe. Die Verwandtschaft hatte jedoch eine andere Meinung und hielt damit Michelene gegenüber allmählich nicht mehr zurück. In dem Mädchen war die Einsamkeit der Menschen, die eine Tragödie im Blut fühlen und in denen daher Unendliches und vielleicht Unbeendetes kreist. Dann kam die Fremde, die jenes westfälische Städtchen für sie bedeutete, und die üble Behandlung durch die Verwandten, ein Unterdrückt- und Überhörtwerden, ein furchtbares seelisches Übergangensein, das sie immer tiefer in sich zurücktrieb. Manchmal war es ihr, als ob sie aus einem großen Schlafe noch immer nicht ganz erwacht und als ob hinter ihr in seltsamen Bildern das liege, was das Eigentliche ihres Lebens sei.

Michelene hatte eine Freundin, auf die sie erst nach einigen Jahren getroffen war, ein Mädchen aus gutem Hause, aber allem Bürgerlichen fremd, aus kühnem Willen sich ein Außenseitertum erzwingend, wie es Michelene angeboren schien. Was die junge Hanna aber wagte — und sie hatte gehörige Streiche —, schlug für sie immer wieder ins Grade zurück. Michelene sah staunend, wie dieses Leben, das sich selbst ins Unendliche zu zerstreuen suchte, doch den Ton behielt, mit dem es angefangen hatte. Warum formte sich unter Hannas Händen immer wieder das, was sie doch selbst übermütig und aller Gnaden des Daseins spottend, zu zerschlagen begehrte, und warum zerrann ihr, Michelene, immer wieder unter den Fingern, was sie in Ernst und heimlicher Andacht sich aufzubauen suchte? Warum der einen alles Gute in grenzenloser Güte und Verzeihung und ihr — nichts? War sie schlechter als jene Hanna? Warum diese Ungerechtigkeit? Dieser rätselhafte, erbarmungslose Spruch! Womit hatte sie ihn verdient? Wo lag seine Ursache? Sie war sich keiner Schuld bewußt, außer, sie müßte dort liegen, wo jener Schlaf den Blick verhüllte. Ja ... war es nicht, als ob ein Gesetz über ihrem Leben, wie über dem der Hanna walte, das sie selbst in anderen Zeiten in Böse und Gut auf sich herabgezogen hatten, so daß etwas Hanna immer hielt, während

ihr eigenes Los unter diesem verzweifelten Schicksal dahinglitt, unbegreiflichsten und unausdenklichen Weitervergeltungen zu ...?

Die Jahre gingen hin, und es blieb in allem das gleiche. Während Hanna erlebte, was sich erleben ließ, geschah es Michelene, daß ihre große Liebe an ihr vorüberging, ohne ihr mehr als einen Blick zu schenken.

Danach kam sie zu einer Tante nach Köln. Die hatte leichteres Blut und ließ Michelene etwas Geselligkeit erfahren. Dabei lernte sie Josef Ghallaun kennen und verlobte sich mit ihm. Er war Privatgelehrter, eigentlich nur kunsthistorischer Studien wegen in Köln, unabhängig, und an allem war zunächst etwas, das zu dem Vorhergegangenen auf einmal nicht mehr zu stimmen schien. Wenn auch keine Liebe in Michelene für ihn sprach, so konnte er ihr doch an Namen und Stellung manches geben und vor allem die Erlösung aus der Welt, in der sie leben mußte.

Das Glück dieses unerwarteten Ereignisses überdauerte nur wenige Wochen. Als die junge Frau auf der Hochzeitsreise von einem Gang durch die Olivengärten von Gardone zurückkehrte, fand sie ihren Mann in einer Lorbeerlaube am See mit einer Pistole in der Hand.

Bald darauf wußte Michelene, daß sie einen kranken Menschen geheiratet hatte. Josef von Ghallaun, aus einem abgelebten Geschlechte stammend, von Stimmungen hin und her geworfen, von halben Plänen erfüllt, stand unter der Zwangsidee, selbst tragisch enden zu müssen, nachdem dies seinem Vater und Bruder und vielleicht einigen Vorfahren geschehen war. Darum betrieb er ein unruhiges Reiseleben und darum hatte er sich an sie geklammert, ohne ihr aber ein Wort von sich zu verraten, in der Hoffnung, daß sie ihn von seinen Ängsten und Stimmungen befreien würde.

Michelene versuchte nun auch das Möglichste. Sie, die trotz allem nie daran gedacht hatte, wurde nun Krankenpflegerin und Gesellschafterin und mußte fast ihr letztes Selbst aufgeben. Es hieß nichts, als für diesen Mann sein, seine Stimmungen erraten und besänftigen, seine Interessen anregen, seine Gedanken ablenken. Er hatte allerhand studiert, war Dichter und Bildhauer gewesen, hatte eben wieder kunsthistorischen Plänen nachgejagt, aber in keinem je etwas erreicht. Michelene meinte, es sei am besten, ihn dem Dasein eines Kunstgenießers und Mäcens zuzuführen, aber auch da fehlte es ihm trotz aller Vielfältigkeit seiner Bildung an der letzten Kultur und Überlegenheit. Er warf es bald wieder hin.

Sie siedelten sich an dem oder jenem großen Platze für eine Weile an, aber nach einer gewissen Zeit kamen Josef immer die alten Stimmungen und Depressionen wieder, so daß er nicht allein gelassen werden durfte.

Was an Jugend in Michelene war, mußte sie an diesen unablässigen Kampf geben, Glück hatte sie nicht erlebt und ein Kind durfte sie sich nicht wünschen. Ihr Aufbäumen, das hin und wieder erfolgte, von dem Manne nicht im geringsten gewahrt, schlug, von der einen Erkenntnis berührt, immer wieder wehrlos zu Boden.

Mitten in einer Krise kam eine überraschende Nachricht. Doktor von Ghallaun erhielt Mitteilung, daß der einzige Agnat seiner letzten Verwandten, der in Österreich lebenden Ghallauns, plötzlich verstorben sei und daß er nun der Erbe der

großen Herrschaft Henningsdorf sei, die augenblicklich noch im Besitz des vierundachtzigjährigen Oberjägermeisters Baron Ghallaun-Rhegelhi war.

Auch diese da drüben, ihm unbekannt, hatte nun der Fluch erreicht, der über dem Hause Ghallaun lag!

Es war natürlich, daß Josef wieder in seine Phantasien verfiel und sich vorredete, daß nun ihm der Untergang nahe. Daß es ihn jetzt sicherlich erreichte, wie es diesen jungen Oberleutnant Rudi erreicht hatte!

Nach einigen Tagen aber gewahrte Michelene, daß er sich auf einmal landwirtschaftlichen Studien zuwandte.

Er kümmerte sich um die Art jenes Landstriches unterhalb der Sudeten, um den Volksschlag und die Nationalitätenverhältnisse und sogar um die Stellung der dortigen Ghallaun zum Hause Österreich. Es stellte sich heraus, daß er den Plan gefaßt hatte, sich dennoch für den Antritt jenes Erbes vorzubereiten, sogar die Landwirtschaft praktisch erlernen wollte. Er schrieb an einen Freund, der im preußischen Schlesien nahe der Grenze auf dem Lande lebte. Jener Herr von Zamietzki machte ihm den Vorschlag, die geplanten Studien auf seinem Gute Niederwiese zu betreiben, was noch den Vorteil habe, daß er sich mit den ihm ganz unbekannten südschlesischen Verhältnissen einigermaßen vertraut machen könne.

Josef nahm den Vorschlag mit vielem Eifer an, lehnte aber die Einladung des Herrn von Zamietzki, bei ihm zu wohnen, für sich und Michelene in seiner bekannten Wunderlichkeit ab und bat den Freund, ihnen eine andere Unterkunft in der Nähe des Gutes zu mieten.

Was Herr von Zamietzki auch notgedrungen tat.

So lösten sie also ihren letzten Haushalt in Dresden auf und kamen nach Schlesien.

In das Parkhaus.

* * *

In der Nacht vorher, die sie in einem Breslauer Gasthof zubrachten, überwältigte Michelene wieder jene Verzweiflung. Ohne daß sie sich regte, ein Laut über ihre Lippen kam, schrie alles in ihr in das Dunkel. Sie sah wieder ihr ganzes Leben, diese graue Strecke in seelischer Einsamkeit und unerbittlichstem Gebundensein, dieses furchtbar Verhängte ihres Schicksals, und alles in ihr schrie wieder: Warum? Und von neuem war es ihr, als ob da schweigend ein Geheimnis lauere . . .

Josef ahnte nichts. Er war belebter als seit langen Zeiten und sah sich nachher mit einer gewissen Erwartung auf dem Bahnhof des kleinen Grenzstädtchens um, auf dem sie den Zug verlassen mußten. Zamietzkis waren nach Josefs Wunsch von dem genauen Zeitpunkt der Ankunft nicht benachrichtigt worden.

Ein Gepäckträger wies ihnen nach einem betroffenen Aufhorchen, als er von ihrem Ziele hörte, den Weg.

Sie berührten nur wenige Gassen und durchschritten eine lange Lindenallee, bis sie an das Haus kamen.

Es war ein kleiner alter Barockbau, der von einem größeren Park umgeben war, der es auch von der Straße schied.

Der Mann tappte durch den tiefen, schön gewölbten Torweg, in dem noch Winterlüfte zu stehen schienen, bis er aufs Geratewohl eine hohe Flügeltüre aufriß.

Überrascht starrten alle.

Sie sahen in einen Saal.

An den Wänden standen in eigentümlicher Regelmäßigkeit niedere Schränke aus rotflammendem Mahagoniholz, während schmale Spiegel steil von ihnen aufstiegen und das Bild des Saales lautlos wiedergaben. In der Mitte aber stand ein großer runder Tisch, der mit einer schweren Decke behängt war, und ihn umgaben eine Schar mit dunklem Brokat überzogener Sessel. Fast war es, als ob eben noch Menschen um diesen Tisch gesessen hätten, die nur aufgestanden waren und gleich wiederkehren würden, ja, als ob es draußen auf dem Kies schon von ihren nahenden Schritten klänge.

Seltsam war auch die Beleuchtung. Die Fenster gingen in den Park hinaus. Wände und Decke, ganz schlicht gehalten, waren hell. So sehr hell in diesem dunklen Parkhause. Und über diese helle Decke und die Wände hin lief immerwährend der grüne Schein des Parkes draußen und sah seltsam zitternd auch aus den Spiegeln, es war, als ob ein sonderbares Spiel lautlos hin und her ginge.

Ein merkwürdiger Saal.

Das Haus hatte einem alten Obersten gehört, der im letzten Herbst verstorben war.

Jetzt regte es sich im Erdgeschoß, und unter der weißen Windung der Stiege lugten die überraschten Gesichter zweier Mädchen hervor, die von den Zamietzkis schon einstalliert waren.

So war es möglich, rasch etwas Behaglichkeit zu gewinnen. Bald waren die noch maikühlen Zimmer erwärmt. Alle enthielten Möbel, und über allem lag die gleiche Art, wie über denen im Saal.

Michelene hatte im Laufe dieser Jahre während Josefs Launen und Studien schon in mancherlei anderen Räumen gewohnt, und gegen einen italienischen Palazzo oder eine Herberge in den Pyrenäen war dieses kleinstädtische Barockhäuschen jedenfalls von größter Harmlosigkeit. Josef nahm alles mit Gelassenheit hin, sein Sinn war ganz auf das Neue gerichtet. In die Fenster sah, soweit es die Baummassen zuließen, aus der Ferne das fremde Gebirge, sanftblau aus den Dünsten dieses Tages steigend, unbedeutender und namenloser als alles andere, was Michelene schon gesehen hatte. Und doch schien es Michelene, als ob es irgendwie auf sie einwirke.

Es war wohl die Zeit, diese Tage, halb noch April und halb schon Mai. Es war ein schöner Vorfrühling gewesen, der schon viel vorwärtsgebracht hatte, es war schon ein Spielen und Leuchten draußen am grünen Himmel, jenes zarte, eigentümlich sehnsüchtige und glückselig erregende Spiel dieser Zeit. Schlug nicht schon eine Nachtigall draußen im Park?

Michelene ging auf die schmale Terrasse, die sich an den Gartensaal schloß und schaute in den fremden Park hinaus. Viel war nicht zu erkennen, es dämmerte bereits, undurchdringlich standen die Bäume, abgefallene Blütenblätter waren herübergeweht; grade gegenüber ragte undeutlich eine Gruppe riesiger Rotbuchen

mit leisem Kupferglanz. Noch süßer hob sich jene unbekannte Luft, dann sank Blau, dieses tiefe, selige Blau, ganz versank der Park darin.

Auf einmal kam aber Michelene die Vorstellung, als ob sie hier nicht alleine sei.

Sie sah ein wenig beunruhigt ringsum, aber dann schien ihr von neuem, daß an diesem Platze kaum aufregende Dinge zu erleben wären. Aber ihr Herz schlug noch immer, wie von etwas berührt, das zu ihr wollte, hin und her ging es wie leiser Strom, etwas stieß zu ihr heran und ebbte zurück und kam von neuem, pochte, pochte. Und plötzlich erkannte sie aufschreckend, daß da drüben aus den Rotbuchen irgend eine Aufmerksamkeit auf sie gerichtet sein müsse.

Waren noch andere im Park? War das Haus doch nicht so unbewohnt, sondern hatte es während des Winters doch irgendwelche ungerufenen Gäste bekommen, die nun noch nicht gewillt waren, ganz zu weichen?

Sollte sie ins Haus, Lärm schlagen? Nur auf dieses ungewisse Gefühl hin? Denn so viel sie auch spähte, nichts war zu erkennen, nichts bewegte sich drüben zwischen den Bäumen, über die das Dunkel immer mächtiger sank. Sollte sie den Park untersuchen lassen, auf die Gefahr hin, daß Josef aus der augenblicklichen Angeregtheit seiner Stimmung gröblich gerissen wurde? Die große Frage, wie er hier schlafen werde, stand noch immer offen.

War dies alles, dies unbestimmte, fiebrisch zitternde Gefühl nicht nur Täuschung ihrer durch die Reise und den Frühling aufgeregten Nerven? War es möglich, daß dies stille Gebirgsland einen anderen, aufrührerischen Frühling hatte, als das menschengefüllte Dresden?

Etwas war hier ... Etwas war ... hier ...

Plötzlich ergriff Michelene ein sonderbares Empfinden. Immer seltsamer strömten die Wellen dieser erregten Luft auf sie ein, und jetzt war es, als ob etwas darin ihr deutlich würde ... zu ihr spräche ... als ob das alles eine Stimme sei, die lautlos zu ihr sagte: „Ein Stein ist in dein Leben gefallen. Etwas kommt. Etwas Unerhörtes kommt. Es geschieht. Es geschieht ...“

Voller Grausen stand sie, und erkannte plötzlich, daß da drüben aus den Buchen jetzt eine Gestalt herausgetreten war.

Auf dem Rasen stand die Gestalt eines Mannes.

Sie blickte zu ihm. Etwas in ihr begehrte wohl fort, wollte rufen, aber sie konnte nicht. Wie gebannt starrte sie zu dem Fremden, der sich nicht rührte und dessen Umriß sie nicht mehr erkennen konnte. Aber das fühlte sie, daß seine Aufmerksamkeit auf sie gerichtet war.

Und auf das Haus. Auf den — Saal.

Ja, auf den Saal.

Hinter sich empfand sie alle stumme Seltsamkeit des unbekannten Hauses und den Saal ... den Saal — — —

Aus dem Park war er gekommen und begehrte zurück in den Saal.

Ja, was sonst? Was sonst?

Hilflos stammelte sie: „Was wollen Sie ...?“

Er gab keine Antwort.

Er sah nur immer noch zu ihr hin. Und um sie war der blaue weiche Abend, und weit hinten im Park sang eine Nachtigall.

Immer noch fühlte sie den seltsamen Blick wie aus Unendlichkeiten.

Was war das?

Da hörte sie auf einmal eine trockene fremde Stimme, wie von weit herkommen: „Den Saal ... Ich wollte nur den Saal ...“

Ja, den Saal.

Sie fühlte, wie es noch stärker auf sie einzudringen schien. In ihr war nicht die geringste Gewalt dagegen, sie mußte es über sich ergehen lassen. — Aber was kam? Was geschah? Um Jesu willen, was geschah —?

Was bedeutete das alles?

Von neuem hörte sie, wie die Nachtigall tief drinnen im Parke sang.

Und eben wollte sie rufen ... etwas sagen, da vernahm sie im Hause Türengehen, Schritte kamen näher, Lichtstrahlen blitzten voraus.

Man mußte drinnen aufmerksam geworden sein.

Jetzt trat Josef auf die Terrasse, von seinem Diener begleitet, der eine Laterne trug, und hinter ihnen wurden die erschreckten Gesichter der beiden Mädchen sichtbar.

Er sagte: „Was ist hier?“

Als Michelene sich nun wieder dem Park zuwandte, erkannte sie, daß der absonderliche Fremde wieder verschwunden war. Sie konnte ihn nirgends mehr entdecken. Der Lichtschein glitt nur über die eherne Masse der Bäume.

„Was war das?“ fragte Josef wieder.

Das eine der Mädchen wagte plötzlich aufzulachen.

„Sie wissen —?“

Sie sah zu der anderen.

„O ja, gnädiger Herr —“

„Wer war das?“

„Der Gürbig“, erwiderte das Mädchen, und ihre Gefährtin stimmte plötzlich ein:

„Ja, ja, das wird er halt gewesen sein. Der macht das so, der Gürbig. Und er war ja früher hier.“

„Hier im Hause?“

„Beim alten Herrn Oberstleutnant ... Da sind ein paar ... Solche da gewesen. Alle a wing ... Auch der Gürbig, der jetzt in der alten Reitschule wohnt —“

„Ein — ein —“

„Ein Narr“, sagte das Mädchen trocken. „Den kennt man in der ganzen Stadt ... Der hat aber nichts Böses vor. Der ist bloß noch a mal hier hereingekommen. Der denkt sich das nicht so, möcht' man sprechen. Der hat vielleicht nicht gewußt, daß jetzt schon die Herrschaften — —“

„Sie meinen also ...“

„Der tut nichts. Und ist längst wieder draußen“, setzte das Mädchen hinzu, als Josef und der Diener nun in den Park gingen. „Der ist schon zum Kanicht 'naus. Der weiß Weg und Steg dahier ...“

Die beiden kehrten schon nach kurzer Zeit zurück.

Es war niemand mehr zu finden gewesen. Und die Dunkelheit verhinderte auch jede weitere Nachforschung. Unbekümmert sang die Nachtigall.

Die Mädchen bemühten sich noch immer, die Harmlosigkeit des Eindringlings zu erweisen.

Trotzdem wurde alles fest verschlossen und verriegelt.

Dann ging man zur Ruhe.

Abgetrennt lag der Park.

Wie sonderbar, dachte Michelene. Wie — sonderbar — —

Am anderen Morgen ging Michelene in den Park hinaus.

Das merkwürdige Erlebnis beschäftigte sie noch, aber sie fand nicht eine Spur von allem. In einsamster Unberührtheit standen die Baummassen, vor allem diese Riesenbuchen vorn mit dem Kupferton ihres jungen Laubes, dahinter Eichen und Linden. Die schmalen Wege waren kaum zu erkennen, der Frühling hatte Gras und Löwenzahn darauf hervorgetrieben, Gesträuch neigte sanft seine grünenden Gerten darüber, riesige Wurzeln durchquerten sie. Ein Park aus alten Zeiten, dessen Plan nicht mehr zu erkennen, dessen Gesetz lange nicht mehr gesucht worden war, eine undurchdringliche Wucht von Bäumen und allerhand Gesträuch, so war dies alles. Fichtengänge und Birkenhaine, Maulbeerbäume und die seltsamen Gestalten der Espen und Eiben. Alte Kastanien, die Blätter dieses Jahres eben leise auseinanderfaltend, Gebüsch von Faulbaum, Tannenwäldchen und da und dort auf stillem Plan ein einsames wildes Kirschbäumchen, über und über blühend ... Ein Weiher kam, samtgrün, von Buchen in schönem Halbkreis umgeben, dahinter führte eine Allee steil aufwärts. Der höchste Teil des Parkes nahte sich, mit jüngerem Bestand und Spuren gärtnerischer Anlagen, die aus dem Anfang des Jahrhunderts stammen konnten. Oben stand ein griechischer Tempel, sonderbar feierlich in seiner Abgeschlossenheit. Fast schien es, als ob er noch jenen diene, die in dieser Einsamkeit wohnen konnten.

Dahinter gewahrte Michelene die Mauer mit der Pforte, durch die der Fremde eingedrungen sein mochte. Sie fand sie unverschlossen und trat auf den Weg hinaus.

Da lag die Vorstadt, die man, wie sie inzwischen von den Mädchen erfahren hatte, das Kanicht nannte. Die Gasse selbst hieß der Karretenweg. Auf ihm waren vor alten Zeiten die Hexen zum Richtplatz geschleift worden. Alte Zeiten ... Michelene war es in diesen Augenblicken wieder, als ob sonderbar ineinanderrinne, was man Gestern und Heute nannte ... Ihr schien es, als ob alles irgendwie eins sein müsse. Da ein paar Klosterfrauen mit steifen Hauben über entrückten Gesichtern, der Ziehbrunnen, die uralte Frau, die aus dem Giebel drüben schaute, die weißen Tauben, die in die Luft flogen, ja, war das alles nicht gestern schon gewesen und würde es morgen nicht auch sein? — Alles stand in unbegreiflicher Anordnung, wie es immer stand ... Michelene war es, als ob sich ihr noch anderes zeigen wollte, aber sie brach alles Grübeln ab und schritt rasch weiter.

Da das „Plänl", auf dem die Hexen des Nachts nach der Volksmeinung noch immer tanzen sollten, an der Seite ein Kloster und eine Kapelle.

Weidende Ziegen, weiße Kirschblüte über Zäunen, eine armselige Wirtschaft, der „blaue Ranzen".

Fern, hinter den Feldern, die seltsam dämmerige Wucht des Gebirges.

Dazwischen klang etwas ... leiser Harfenlaut ... wie die Melodie, die alles schon immer begleitet hatte ...

Michelene wandte sich und schritt der Stadt zu.

Auch hier erst noch ländliche Kräuter- und Gärtnerstellen, dann kleinstädtische Bürgerhäuser, Handwerksläden, Gasthöfe und kleine Kaffeeschenken. Vor der Pfarrkirche, unter dem Standbild des heiligen Nepomuk, wurden getrocknete Kräuter und erste Frühlingsblumen, Wacholdersaft und junge Froschschenkel verkauft. Große österreichische Planenwagen rollten bedächtig daher, die metallenen Schellen der Pferde klirrten. Man sah Zollbeamte und „Grenzjäger". Aus vielen Häusern klang Geigenspiel. Von nahen Hügeln blickte Wald in die Gassen herein und klangen Kuckucksrufe.

Jetzt das schmale Flüßchen, rasch dahinschießend, an seinem Ufer ein langes Gebäude, an dem Holzgalerien entlangliefen. Auf den untersten Brettern, die ins Wasser reichten, kauerten Weiber und spülten Wäsche.

Michelene bog sich über das Brückengeländer und fragte, was für ein Haus das sei?

Die Frauen riefen wie aus einem Munde zurück, während sie sie einträchtig beschauten: „Die alte Reitschule ...!"

Wo hatte sie das schon gehört?

Wieder war es Michelene, als ob sich tausend schweigende, bisher in Hintergründen liegende Dinge auf einmal aufrichteten und auf sie zukämen.

In den Weg, der zur Brücke führte, kam von den Hügeln her eine lange Gestalt. Michelene blickte aufmerksam, etwas schien sie zu täuschen, sie dachte flüchtig, daß es auf dieser Reise wirklich begänne, ganz wunderlich mit ihr zu stehen. Da erkannte sie deutlich: der Herr im leichten Staubmantel, der ihr entgegenkam, war niemand anders als jener, der einmal flüchtig ihren Weg gekreuzt hatte, jener Ludwig Aldenhoven aus dem fernen Westfalen, der Mann, den sie geliebt hatte, und den nicht ein einziger Traum von ihr in diesem Winkel vermutet hätte.

Sie sah ihn starr an, wodurch er noch aufmerksamer wurde. Eine Sekunde hielt er an sich, als ob er seinen Augen nicht traue. Dann stutzte er: „Fräulein Toorbeck — —?"

So hatte er dort in jenem kleinen Orte damals vor ihr gestanden, inmitten der Sippe, von außen flüchtig hineingeweht, ein lebendiger Mensch, aber ihr gegenüber merkwürdig stumm und starr. Sie erkannte wohl die Blicke, die sie immer wieder suchten, aber es war nichts als diese Blicke. Nicht einmal, daß er mit ihr getanzt hätte. Bald verschwand er.

Steil und groß stand er, noch immer unverkennbar in jeder Bewegung, und doch, ja, und doch recht verändert.

Verbindlich erwiderte er den Gruß irgend eines eben vorbeischreitenden Bürgers. Wer war er denn hier?

„Herr Aldenhoven", sprach sie.

„Das ist sonderbar", sagte er, ein wenig erregt, sie immer wieder ansehend. „Sehr sonderbar."

Ihr Herz blieb ruhig. Es ist wohl einigen, die ihre Träume ganz verlieren sollen, gegeben, ihre Liebe nach Jahren wiederzusehen. In ihr war nichts als jene Leere, wie sie damals von neuem über sie hereingebrochen war.

Er antwortete auf ihre Fragen, noch immer in Überraschung befangen.

Ja, Leiter einer Fabrik. Hatte damals seine Kenntnisse als Ingenieur erweitert. Nun war er schon seit sechs Jahren hier. Eine immerhin angenehme Position.

Seine Blicke forschten bei ihr.

Sie erzählte, ohne es recht zu empfinden:

„Ich bin mit meinem Manne hier. Für diesen Sommer. Mein Mann gedenkt hier landwirtschaftliche Studien zu machen."

„Ah, Verzeihung . . ."; er sah sie an. „Ich wußte nicht —"

In dem Augenblick fiel ihr erst ein, wie verändert ihm ihre äußere Lage erscheinen mußte.

„Ich bin schon seit acht Jahren verheiratet", sagte sie mit einem sonderbaren Lächeln. „Wir wohnen jetzt hier draußen im Parkhause —"

Er stutzte.

„Ah ja, so . . ." Er setzte hinzu: „Es ist davon gesprochen worden."

Man hatte, durch Zamietzki veranlaßt, natürlich über sie geredet. Es schien, als ob er nun Bescheid wüßte. Bisher hatte er ihren Namen und Schatten nicht mit diesem Ereignis in Verbindung bringen können. Sie sah, er hatte nichts mehr über sie gewußt. Hatte nicht mit einem Laut mehr nach ihr gefragt.

Sie gingen nun, dies und das fragend und erzählend, der Lindenallee zu. Beständig mußte er grüßen und sahen Leute ihn und dann sie an. Ein kleinstädtisch beengtes Leben wurde ihr deutlich.

Am Tor des Parkhauses nahm sie Abschied von ihm.

Sie kam in den Gang und sah sich um.

Dieses . . .? dachte sie.

* * *

Am nächsten Tage fuhren Michelene und Josef nach Niederwiese hinaus, um die Zamietzkis zu begrüßen. Nun wollte er also das Gut kennen lernen, auf dem er sich seine landwirtschaftlichen Kenntnisse erwerben wollte.

Es lag nicht allzu weit entfernt und war leicht zu Pferde zu erreichen. Wenn er sich bis jetzt auch nur noch wenig mit der Reitkunst beschäftigt hatte, so war auch dieses etwas, das zu dem Neuen gehörte. Für Michelene war diese landwirtschaftliche Information nicht vorgesehen, schon, weil Josef gar nicht daran dachte.

Die Vorstadt versank, Saat wuchs hoch, die ganze Unermeßlichkeit des Frühlings. Die Sonne brannte schon fast ein wenig, und in den krummen Pflaumen-

bäumen am Wege sangen die Finken einander aufs heftigste zu. In Michelene war eine gewisse Müdigkeit und Zerstreutheit, ihre Gedanken gingen noch um das überraschende Zusammentreffen und versuchten, es mit jener sonderbaren Stimmung am Vorabend in Verbindung zu bringen. Aber es wollte doch nicht ganz gelingen.

Nun hatten sie das Gut schon erreicht. An Niederwiese war nichts Absonderliches, ebensowenig an dem Herrn von Zamietzki oder seiner Frau. In diesem Landjunker war trotz aller äußeren Verschiedenheit etwas, das zu Josef paßte, jenes Allgemeingültige, Durchschnittliche, jene banale Stellung den Dingen gegenüber, die auch Josef besaß und die Michelene im Innersten widerstrebte. Herr von Zamietzki hatte seine Studien, die eine Weile mit denen Josefs gleich gelaufen waren, beiseite gelegt, als er seine Frau kennen lernte und mit ihr zusammen dieses Gut übernommen. Sie war nicht vermögend, er hatte wohl ein wenig Geld, damit hatten sie sich diese Jahre durchgebracht und waren stolz darauf. Zamietzki war übrigens früher einmal lungenkrank gewesen, was sich aber gänzlich verloren hatte. Michelene sah etwas scheu zu Josef, denn von Krankheiten durfte er nicht hören, ohne sie bald selber zu bekommen. Aber Zamietzki fuhr fort, die landwirtschaftlichen Arbeiten und das Gesunde des Landlebens zu preisen, so daß die Gefahr wieder vorüberging.

Frau von Zamietzki versuchte Michelene zu bewegen, auch an diesem voraussichtlich täglichen Beisammensein teilzunehmen, aber Michelene wich aus. Sagte, daß sie auf dem Lande aufgewachsen sei. In ihr war nicht ein Funke, der für diese Frau sprach, an deren üppigem gesundem Körper für sie etwas war, das sie peinigte. Zwei Kinder liefen ab und zu, hübsche, weißblonde, gebräunte Geschöpfchen.

Es folgte ein ausgedehnter Rundgang durch die Wirtschaft, und Herr von Zamietzki kam besonders nicht von seinen ungarischen Schweinen und seine Frau nicht von ihrer Geflügelzucht los. Von Henningsdorf wußten beide nur wenig. Von den Ghallauns gar nichts. Die Herrschaft lag schon zu weit jenseits der Grenze und war noch immer ohne Bahnverbindung. So kam man nicht so leicht dahin. Von dem alten Oberjägermeister wurden allerdings die absonderlichsten Geschichten erzählt, doch war es möglich, daß er nun, nach dem unverhofften Tode des Enkels, ganz zusammengebrochen war.

Nun kam das Üble doch.

Gesenkten Blickes, während sein hageres Gesicht mit dem hoch zurückweichenden Haar etwas Starres und Leeres annahm, sprach Josef davon, hinzufahren. Das würde sich nicht umgehen lassen, aber Michelene wußte, daß damit wieder jener Augenblick nahte, der alles wieder stürzen mußte.

Es wurden noch einige Verabredungen getauscht, dann bestiegen sie wieder ihr Fuhrwerk und fuhren nach rechts hin, mehr auf das Gebirge zu, denn sie wollten noch bei den Verwandten der Zamietzkis, den Reits auf dem nahen Drosidow, Besuch machen.

Drosidow, dachte Michelene, Drosidow — —

Ein blühendes Tal mit vielen Dörfern öffnete sich, der Wagen ging quer hindurch und nahm eine neue Höhe.

Das Gebirge kam näher. Hinter stürzenden Tannenwäldern sah das Umblaute sie an. Die Straße hob sich mehr und mehr. Bei einer Feldkapelle bog der Wagen in einen Hohlweg ab, und ein Parkgitter aus ungeschälten Stämmen ward sichtbar, um die sich die Waldrebe schlang. Zwischen den Bäumen tauchte ein kleiner Pavillon mit grünem Kupferdach auf; es war das „Kroatenschlössel", wie der Kutscher sagte. Ein Liebespaar drückte sich eng am Wagen vorbei durch den schmalen Weg am Waldrebenzaun, dann öffnete sich der, und man sah das Herrenhaus von Drosidow, stattlicher als das Niederwiesaer, größer, gelbbraun, mit sanften gebrochenen Linien, ein wenig an die Wiener „Maria-Theresia-Schlösseln" erinnernd.

Sie wurden in den Saal geführt, in dem sie Frau von Reits, eine alte Dame mit schönem weißen Haar, empfing, eine Frau von Kultur, ganz anders als Frau von Zamietzki, aber schon sehr in vergangenen Zeiten wurzelnd. Natürlich war ihr die Veranlassung, die die Ghallauns in die Gegend geführt hatte, bekannt, und sie erzählte liebenswürdig, daß sie den Baron Ghallaun vor Jahren bei ihrem ersten Manne kennen gelernt habe. Damals sei er ein recht lebenslustiger Herr gewesen, immerhin sei seit damals manches geschehen, was ihn wohl geändert haben könnte. Michelene fühlte, daß das Gespräch sich wieder gefährlichen Bezirken zu nähern begann und lenkte ab. Es kam heraus, daß Frau Mariett von Reits hier aus der Nähe stammte und sich in ihrer ersten Jugend mit einem Grafen Langenin-Ostracin vermählt hatte. Das war einer der bekanntesten Namen Schlesiens. Von Schloß Ostracin, das im Ratiborschen inmitten tiefer Wälder lag, erzählte Frau von Reits in einem sanften Tone, wie er entlegenen Dingen gilt, die wieder Reiz gewinnen, denn es war nicht schwer zu erraten, daß sie diese Ehe gelöst und den Herrn von Reits geheiratet haben mußte, der nun schon wieder gestorben war.

Sie sahen hier und da ein Stück Vergangenheit: Bottengrubersches Porzellan, einige Gemälde von Daniel Gran und auch eine alte hölzerne Skulptur, ein sagenhaftes Wappenmännlein darstellend.

Überdem öffnete sich die Tür, und es kam anderer Besuch, ein alter Herr, der etwas Kleinstädtisches und Verschollenes in der Tracht durchaus zu erkennen gab: der Medizinalrat Feyerabend aus der Stadt. Mit ihm war eine wunderschöne junge Frau. Es durchschlug Michelene sonderbar. Sie fühlte, wie noch niemals sonst, auch bei der Landfrau von Niederwiese nicht so: dies war die Frau, die geliebt wurde. Es war, als ob eine Flut brennenden Lichtes auf sie eindränge. Ja, eine Sekunde fühlte Michelene, was sie sonst nie empfunden hatte: Neid. Neid! Nie hatte Michelene sich sonst trotz allen Grübelns um die Schicksale fremder Frauen gekümmert. Hier traf sie etwas. Hier drang ihr etwas ins Herz. Vielleicht, daß alles nur in dieser ungewöhnlichen Schönheit seinen Grund hatte: schwarzes, leichtgewundenes Haar, ein feines, weißes, ovales Gesicht mit den herrlichsten samtbraunen Augen und ein Lächeln, ein liebenswürdiges und doch versonnenes Lächeln, das Träumen nachhängt und Wünsche ganz nahe um sich weiß. Dies war Frau Maria Langer, die verwitwete Tochter des Medizinalrats. Immer wieder empfand Michelene den Glanz triumphierenden Daseins, der von dieser

Frau ausstrahlte. Sie empfand, daß die sie durchschaute, anders als die Landfrau: es war die sichere, aber ein wenig gleichgültige Erkenntnis von Michelenens Los.

Verbindlich gab sie Josef auf irgend eine Frage Antwort, die dem sicherlich Mühe genug gekostet hatte, denn er war frauenscheu, und ihr dunkler, tiefer Blick berührte ihn dabei ebenso gleichgültig. Ja, wer waren sie? Wer waren sie neben den Flammen dieses unbekannten Lebens? Wieder packte Michelene jenes Rätselhafte, dieses rasende, unbegreifliche Gefühl, sie empfand, sie mußte diese Frau hassen, irgend etwas in ihr haßte sie ... haßte sie ...

Frau von Reits erzählte inzwischen gütig von dem alten Herrn, daß man ihn in der ganzen Gegend den „letzten Romantiker" nenne, da er Verse mache und auf allerhand Ungewöhnliches fahnde ... Vor fünfzehn Jahren, da der österreichische Krieg war, habe er eine junge Braut von hier zu ihrem Bräutigam nach Böhmen geleitet, in der Hoffnung, etwas wie eine Leonorenballade zu erleben, denn der junge Mensch war schwer verwundet und die Braut durchaus willens, den Geliebten nicht zu überleben. Der Bräutigam sei aber inzwischen gegen alle Erwartung schon genesen und habe bald darauf mit der Braut eine durchaus irdische Hochzeit gefeiert ...

Als sie dann aufbrachen, fand es sich, daß Vater und Tochter zu Fuß gekommen waren, und es ergab sich von selbst, daß die Ghallauns sie baten, in ihrem Wagen Platz zu nehmen, was auch geschah.

Michelene saß neben der schönen Frau, Josef mit dem Medizinalrat auf dem Rücksitz, die Augen unwillkürlich vor der Fremden abwendend und mit einem Hinflüchten zu seinen landwirtschaftlichen Hoffnungen auf die Felder richtend. So fuhren sie in den Abend hinein, der sich ins Rosenrote wandelte. Dadurch gewann das ganze Land von neuem wieder eine ungeheure Fremdheit für Michelene. Es war ihr wieder, als ob sie irgend etwas Seltsamem, das sich doch nicht fassen ließ, entgegenführen.

Frau Langer wohnte bei ihrem Vater auf dem Ringe, und dort, vor einem altertümlichen Giebelhause, nahmen sie Abschied von ihr.

* * *

Einige Tage später, Josef war schon in der Frühe nach Niederwiese geritten, wurde Michelene Aldenhoven gemeldet.

Sie stand betroffen, jene Dinge regten sich wieder in ihr, die nicht lebendig geworden waren: waren sie doch der geheime Grund aller inneren Spannungen? War dieses, das sie für sich auszudenken überhaupt nicht mehr imstande gewesen wäre, in seiner Wirkung doch stärker als sie wägte? Sie dachte: „Wiedersehen! ein klein Kapitel, fragmentarisch — —"

Da war er — Da stand er in diesem rätselhaften Gartensaal, der, wie es schien, nun doch vielleicht mit den Atemzügen ihres eigenen Lebens gefüllt werden sollte, da stand er zwischen den verlassenen Sachen als ein für sie Auferstandener, schlank, mit einiger Anziehung von einst, aber doch mit den Maßen der Bürgerlichkeit und einer gewissen Resignation, in der er ihr jetzt die Hand küßte. Sie sah ihn an, die Stadt fiel ihr ein, die ihn hielt, fast hätte sie gelächelt.

„Aber erzählen Sie, erzählen Sie weiter, Herr Aldenhoven . . .!"

Er tat es. Er wohnte da und dort. Die Fabrik lag etwas entfernter, da und dort. Er beschrieb einen Weg, den sie nicht verstand, war mit einem gewissen Eifer dabei, der sein Eingewurzeltsein zeigte. Der Verkehr war freilich nicht groß. Wenig Fabriken. Ein paar Güter. Die Hauptsache war das Gebirge, in dem er viel wanderte. Daran hatte er sich gewöhnt.

Er sprach mit einer Stimme, die sie immer nur von weitem gehört hatte. Wiederum dachte sie an das Vergangene, und über die frühlingsgrünen Bäume weg, durch den Park, schwebten wohl von jener Vorstadt her die Harfentöne, die sie schon vernommen hatte, begleiteten mit langsam zögernden Akkorden, wie von einer unsichtbaren Hand gestimmt, dieses seltsame Beisammensein.

Blick und Blick suchte sich.

„Wiedersehen! Ein klein Kapitel, fragmentarisch — —"

Ach, wohin stürzte denn ihr Leben . . .-

Vielleicht warf das Schicksal, so erbittert, wie sie zu ihm aufzusehen gewöhnt war, so wenig sie trotz allem von ihm erwartete, eben diesen absonderlichen Nachhall eines halben Spieles in ihre Tage.

Als Aldenhoven gegangen war, rief Michelene die beiden Wolfshunde heran, die zur Bewachung des Hauses angenommen worden waren, vergrub ihre Hand in das Fell des einen, setzte ihre Füße auf den anderen und sah steil aufgerichtet in den Park, dessen Linien begannen, ihr etwas vertrauter zu werden, obgleich sie sich gleichsam von Sekunde zu Sekunde veränderten.

Da begannen beide Tiere zu knurren und sich mit gesträubten Haaren aufzurichten.

Was war das?

Aber plötzlich wußte sie es schon, sagte den Hunden ein kurzes Wort und sah gespannt nach jener Rotbuchengruppe drüben.

Und jetzt löste sich dort wirklich wieder eine graue schmächtige Gestalt, und sie erstaunte fast, wie klein und schattenhaft sie war. Das war jener Mensch, jener gespenstische Eindringling vom ersten Abend. Trotz der Hunde, die er gehört haben mußte, ließ er sich nicht abhalten, hier heranzudringen.

Da war er.

Sie trat auf die Terrasse und blickte ihm in aufmerksamer Prüfung entgegen. Die Hunde knurrten und bellten hinter ihr.

Der Fremde blieb vor ihr stehen und sah sie an wie einst.

„Was sind das für Hunde?" fragte er.

Sie betrachtete ihn noch immer. Einer aus der Tiefe. Ein schlesisches Männlein, ein wenig von jenem Typus der Gebirgler, die sie mit Kienholz und Quirlen neulich unter dem Standbild des heiligen Nepomuk gesehen hatte. Hundert arme Vorfahren stiegen auf, wenn man diese kümmerliche Gestalt betrachtete, Lasten und Qualen aus unausdenkbaren Zeiten erschienen wie Spuk.

Dies war also alles, was von jenem merkwürdigen Abende übrig blieb?

Aber ihr Herz schlug noch sehr rasch und irgendwie, irgendwie fühlte sie wieder . . . jenes . . .

„Wolfshunde," sagte sie ruhig, „nachts sind sie frei im Park —"

„Wolfshunde", sprach er mit leichtem Anklang der Mundart. „Ich hab' früher keine anderen gehabt — —"

Ein Waldmännlein, dachte sie wieder und horchte dabei, ob jene Akkorde wieder erklängen, die so wunderlich jenes Wiedersehen begleitet hatten.

Aber es war auf einmal still.

Nur der Park rauschte drüben.

„Als Sie hier im Hause wohnten?" fragte sie.

Er sah sie an.

Sie dachte halb unbewußt: was ist in diesen Augen? Ich sah solche noch nirgends. Vergaß aber zunächst wieder darauf, da sie auf diese schlesische Stimme hörte.

„Hier? Nu ne, hier nicht — —"

„Wo denn?" fragte sie zerstreut, von neuem in ihrer Beobachtung.

Er lächelte nur. Es war ein eigentümliches Lächeln.

„Sie müssen mir von sich erzählen," sagte sie rasch, „ich weiß ja, daß Sie hier waren ... Was sind Sie denn?"

„Mühlarzt."

„Was — ist das —?"

„Mühlemacher, Mühlarzt", sagte er ruhig, sie unablässig mit dem eigentümlichen Blick anschauend. „Das ist einer, der die Mühlen macht, wenn sie stocken —"

Da war wieder das Wunderliche und beinahe Märchenhafte.

„So. So. Davon wußt' ich nichts", sagte sie lächelnd.

„Ich hab' das von meinem Vater gelernt", sprach er ruhig. „Der war auch Mühlemacher. Wir sind dann mitsammen durch das Gebirge gezogen —"

„Da drüben?" fragte sie.

„Da drüben, ja ..." Er nickte. Dabei traf sie wieder jener Blick. „Das ist lange her. Was der Vater war, der ist dann um Allerheiligen im Wald erfroren, und ich bin dann halt allein herum. Und auch weiter 'naus ... Ist aber immer nicht anders gewesen: Kartoffeln und Kaffee ..."

„Das war ein trauriges Leben —"

„Ich bin immer weiter." Er machte mit dem Daumen eine ungewisse Bewegung. „'nunter bis nach Wien und nach Ungarn und dann ins Türkenland —"

„So weit ... doch?"

„Ja. Da war ich auch. Ist mir halt nicht besser ergangen. Ist immer das gleiche gewesen. Da hab' ich halt wieder zurückgemacht. Wieder auf der Landstraße. Balde bin ich liegen geblieben und hab' gedacht: Es ist halt nicht anders, es ist dein Teil. Und das eine Mal, wie ich wieder in a Graben liege, mit wunden Füßen und ganz abgerissen, da fährt eine schöne Kutsche vorbei. Bedienten standen drauf, drinne saß keiner, aber es waren Kronen haußen, goldene Kronen." Er sah sie wieder an. „Es war wohl des Königs Wagen. Und wie ich den nu seh', da heb' ich halt die Hand und winke und wundere mich aus ganzer Seele, daß die Kutsche nicht vor mir, der im Graben liegt, hält ... Und sehen Sie, junge Frau,

in der Minute, da hat es sich in mir aufgetan: Da wußt' ich: Ich war einmal ein König — —"

Michelene war aufgezuckt und sah ihn an.

„Ich war einmal ein König," vollendete er ruhig, „aber es war lange vorbei. Das wußt' ich in dem Augenblick, wo die Kutsche weiterfuhr und mich im Graben liegen ließ."

Michelene sah ihn noch immer an.

Er blickte ihr mit dem gleichen kindlichen Ausdruck in die Augen.

Sie dachte: das Land. Das mag es wohl sein. Das Gebirge. Ja, sagt man nicht, daß es hier viel Sonderbares gibt? Hat Josef nicht selber einmal eine Abhandlung darüber schreiben wollen? Nun, ich bin jetzt hier und vor mir steht einer von dieser Art, ganz im Volkstümlichen wurzelnd. Das ist alles. Und alles andere ist der Frühlingsabend und ist ...

Torheit ist alles.

Was ich mir ausdachte, kommt ja nur aus meiner Not. Aus meiner ... verzweifelten Not ... Und es scheint bei diesem ebenso zu sein. Das ist es ...

Er sagte, vor sich hinblickend, wie ganz mit sich beschäftigt:

„Ja, das hab' ich gelernt. Auf der ungrischen Straße, weit von hier. Und da wußt' ich auf einmal, warum ich die Hunde mag und die Pferde und —"

„Darum brauchen Sie aber nicht König gewesen zu sein", sagte sie lächelnd.

„Ja. Ja." Er sah sie wieder an. „Und dann bin ich zu dem alten Herrn Oberst gekommen. Hier ins Haus. Und da waren halt noch die anderen —"

„Ach ja." Sie besann sich. „Wer war es denn?"

„Der alte Hackenberg aus der Stadt," erzählte er in einem, wie es schien, unbehilflichen Erinnern, „der Schönfärber Längner, der Glöckner Petermann, der Riedel aus der Pilzgasse, der ... der ..." er besann sich murmelnd — „Und das haben wir mitsammen in der Zeit ausgemacht: wenn wir nu wiederkommen, da soll einer dem anderen sich zeigen ... Da wollen wir uns wieder begegnen — da werden wir schon aufeinander passen — — Die anderen sind alle tot", setzte er hinzu.

Sie wandte sich und schaute etwas zurück.

So. Diese waren hier. Ja, diese — —

Es war ihr wunderlich, wie sich das Bild dieses Saales verwandelte. War es dieses, was an dem allen hier hing? Nur dieses? Der Park draußen und — und — —

Sie begriff nicht.

Da streifte sie von neuem jener Blick.

„Ich will nu wieder gehen", sagte er.

„Aber Sie kommen wieder", sprach sie.

Er sagte nichts darauf. Er sah sie nur an.

„Sie gehen wieder durch das Kanicht?"

„Ja, ja."

Eine Sekunde traf sie noch dieser dämmerhafte Blick, dann war die kleine Gestalt verschwunden.

Die Erlebnisse sind hier seltsam, dachte Michelene.

Und dann war es ihr wieder wie aufsteigende Erinnerung, wie halbes Aufwachen, wie ein Ruf aus dem Bodenlosen: „Ich war einmal ein König, aber es ist lange vorbei . . .“ (Fortsetzung folgt)



Dankgebet!

Von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß

O Herr, wie soll ich danken dir,
Daß du mich rettest für und für
Aus Finsternis und tiefem Tal
Wohl hunderttausend tausendmal!

Wie war ich blind, wie war ich schwach
In meines Fleisches Wahn, und ach!
Wie oft beging ich neue Schuld,
Wenn mich gerettet deine Huld!

Und grollte dir und trotzte dir
Mit falscher Weisheit Lügenzier.
Du aber zogest nur gelind
Ans Vaterherz das trotz'ge Kind;

Daß all mein harter Sinn zerschmolz,
In Reuetau mein Sündenstolz,
Und ich in Demut niedersank
Vor solcher Liebe Überschwang!

Und immer noch — o Herr, vergib! —
Die eitle Lust, der böse Trieb,
Der alte Trotz, der jäh erwacht,
Wenn mich die Schuld in Leid gebracht!

Doch deiner Liebe Gnadenborn
Ist größer als dein Flammenzorn,
Und aus des Wahnes Finsternis
Befreist du mich — gewiß, gewiß!

O habe Nachsicht und Geduld
Mit meiner Blindheit, meiner Schuld,
Dein Vaterherz, verschließ es nicht,
Wenn meine schwache Kraft zerbricht.

Ach Herr, wie soll ich danken dir,
Daß du mich rettest für und für
Aus Finsternis und tiefem Tal
Wohl hunderttausend tausendmal!

Aus Gottsuchers Wanderliedern



Wird das Rosenkreuz über Neudeutschland leuchten?

Von Friedrich Lienhard

Die Frage, die über dieser Betrachtung steht, schmeckt nach Poesie und mag wohl spielerisch klingen. Aber sie ist unheimlicher Ernst. Von ihrer Beantwortung hängt Deutschlands Schicksal ab.

Das Rosenkreuz ist ein Symbol oder Sinnbild. In ein solches Zeichen pressen sich Wahrheiten oder Erkenntnisse zusammen, die sich der Anschauung unmittelbar einprägen. Kreuz und Rosen: Frommheit und Froheit, Leid und Liebe, Religion und Kunst, Christentum und Griechentum, Golgatha und Akropolis — und zwar beides in innigster Verflechtung!

Demnach versinnbildlicht das Rosenkreuz eine Lebensanschauung. Aber wo bleibt an diesem Kreuze die Gestalt des Heilands? Wo sind die Zeichen des Leidens: das rote Blut? Gemach! Dies ist ein Osterkreuz. Die roten Wunden des Karfreitags haben sich in die roten Rosen des Ostersonntags verwandelt. Ohne Karfreitag kein Ostersonntag; ohne Schmerz und Nacht kein Sieg und kein Licht; ohne Tod keine Auferstehung. Der Leidende ist auferstanden und hat des Leides Sieg und Segen zurückgelassen: die leuchtenden Blumen, die aus dem Marterholz verklärend herausblühen.

Deutschland macht jetzt gründlich seinen Tag der Schmerzen, des Hasses und der Finsternisse durch. Wird es auferstehen zum Sieg, zur Liebe, zum Licht?

Das ist die Frage. Mit andren Worten: wird das Rosenkreuz über Neudeutschland leuchten?

* * *

Über meines Hauses Pforte zu Weimar steht das Rosenkreuz. Dasselbe Zeichen steht unsichtbar beherrschend über meinem Werk und Leben. Es kommt natürlich nicht auf das Zeichen als solches an. Man kann sich ja ebensogut den Licht, Liebe, Leben spendenden Gralskelch erwählen. Aber das Wichtige bei alledem ist: wir verstehen wieder solche Sinnbilder, verstehen wieder die starke, tiefe Forderung, die darin liegt. Und wir wissen: in unsren Herzen muß der Gral erglühen oder das Rosenkreuz aufblühen. Und je mehr Herzen in solchem Sinne schöpferische Liebe und Wärme ausstrahlen, um so besser steht es mit einem ganzen Volke.

Nicht also von rechts oder links kommt das Heil, auch nicht von unten oder oben: sondern nur von innen.

Ich habe oft von „Weimar" gesprochen. O Himmel, wie wird der Name dieser mitteldeutschen Stadt jetzt unnütz in aller Munde geführt! Es ist, als ob man in diesem Zeichen das Heil suchte.

Mir schwebt aber ein ganz andres „Weimar" vor. Und ich will an dieser Stelle noch einmal meine Grundgedanken zusammenfassen. Denn man wähnt immer wieder, ich erzählte irgendetwas Vergangenes. Merkt man denn nicht, daß mir diese Stätten nur Anschauungsmittel für das Immer-Lebendige sind? Der Weg nach Weimar, wie ich diesen sinnbildlichen Lebensbegriff fasse, ist keine Rück-

schau, sondern Einschau und Emporschau. Es ist der Weg zu den Meistern und zur Meisterschaft in Leben und Denken; es ist der Pfad zur Gralsburg; es ist der alte Mysterienweg durch Nacht zum Licht, durch Wirrsale zum Mittelpunkt.

Dieser Weg ist auch kein Epigonentum, sondern Progonentum: Erstlingschaft! Menschen solcher gesammelten Leuchtkraft gegenüber der verwirrenden Fülle von Zerrüttung und Aufgeregtheit wird man hoffentlich einst als Erstlinge eines erneuerten Deutschlands empfinden.

Auch geht dieser „Weg nach Weimar“ nicht durch Organisationen, nicht durch Gesellschaften. Nur durch langsame, stetige, treue Arbeit an uns und an unsrer Umwelt wird die materialistische Denkweise des Zeitalters umgestellt, aufgelockert, durchleuchtet, so daß eine beseelte Lebensgemeinschaft aufblüht, an der alle teilnehmen.

Nationalversammlung und dergleichen Tagungen haben mit solchem seelischen Weimar nichts gemein. Wir wollen freilich auch keinen Gegensatz zwischen Weimar und Potsdam vor das deutsche Gewissen stellen. Es tue jeder das Seine! Ich kann mir recht wohl denken, daß sich Achtung vor preußischem Heldentum und Liebe zu weimarischer Geisteskultur vortrefflich in derselben Seele vertragen.

Die Wartburg und unser heiliger Hain Weimar liegen im Herzen Deutschlands. Große Meister haben hier den Gral gesucht. Denn was Wolfram von Eschenbach den heiligen Gral nennt, das ist bei Goethe die Persönlichkeit und bei dem Kantianer Schiller das stillere Selbst. Und sie alle wußten, daß der Gral oder die Persönlichkeit oder das höhere Selbst eine geheimnisvolle göttliche Leuchtkraft in unserem eigenen Busen ist. Von hier aus verklärten sie die Umwelt in einer langsamen, religiös-philosophisch und künstlerisch durchgeistigten Erziehungsarbeit.

Als die Revolution in Paris tobte, versuchten Schiller und Goethe hier in Weimar und Jena von innen her, mit den Mitteln der Kunst und Weisheit, die Menschheit aufzubauen. Ihr Ziel war „Humanität“: das heißt Edelmenschlichkeit. Gustav Freytag und Heinrich von Stein haben auf diesen tief beachtenswerten Gegensatz zwischen dem äußerlich tobenden Paris und dem innerlich schaffenden Weimar hingewiesen.

Solange dieses Bauen von innen dem aufgewühlten deutschen Volke nicht aufgeht, diesem Volke, das jetzt so nötig innere Ruhe und gesammelte Seelenkraft braucht; solange das deutsche Volk nicht wieder im Schauer der Ehrfurcht vor dem Heiligen erbebt, besonders vor dem Heiligen in uns selber: so lange bleibt es eine fronende Menschenmasse, die seelenlos nur noch rafft, aber nicht mehr schafft.

Denn Schaffen oder schöpferisches Gestalten heißt Form finden für Ewiges. Politik treiben heißt Formen finden für äußere Lebens- und Wirtschaftsmöglichkeit.

Um jene innere Form zu finden, muß man Fühlung haben mit dem Ewigen. Sonst bleibt es bei Formenspiel oder Ästhetentum, wird aber nicht Offenbarung. Haben wir jenes metaphysische oder übersinnliche Einströmen verloren, so fehlt unserem Herde das Feuer, unserem Herzen das Geheimnis, unserer Arbeit die Verklärung. Dann aber fehlt unserem Volke Weisheit und Schönheit.

Es läßt sich recht wohl eine neue Blütezeit unsres leidgerüttelten deutschen Herzens denken. Wobei aber betont sei, daß dieses Erblühen durchaus nicht an

Weimar oder sonst einen Ort gebunden sein dürfte. Gleich am Eingang zu meinen „Wegen nach Weimar" wurde gesagt, daß es mir ganz und gar nicht auf den Ort und nicht auf das Wort, wohl aber auf die Wirkung ankommt Denn es muß ja doch das ganze Volk in allen seinen Schichten und Ständen ergriffen werden von neuem Lebensfeuer.

Dieses Lebensfeuer wird religiöser Art sein. Die Kernzelle in uns ist das Religiöse: das Verhältnis zum Ewigen, zum Tod, zum Kosmischen, das ringsher unsere Planeten-Insel rätselhaft umflutet. Eine neue Liebe zu allen Menschen und Dingen! Ich erwarte herausbrechende Genialität des schöpferischen Herzens: ein neues Vertrauen zwischen den Schichten, Ständen und Völkern.

Dies aber wird nicht durch Vernünftelei erreicht. Dieses Geheimnis ist schlechthin himmlisch und ist dem Verstand entrückt. Wenn zwei sich lieb gewinnen, die sich vorher nicht leiden mochten oder nicht verstanden, so ist dies Gnade, Glück oder Geschenk zu nennen. Liebe und Freundschaft sind Glück und Gnade, nicht durch Verstand zu erzwingen. So ist es auch mit der erwarteten neuen Lebenswärme, die unsre deutsche Seele in diesen Zeiten des Hungers, des Frierens und des Mißtrauens bitterlich notwendig braucht.

* * *

Etwas von dieser neuen Lebensstimmung, wenn auch in abenteuerlichen Formen, spürten wir neulich im thüringischen Hochsommer.

Da zog eine „neue Schar", unter Führung von Muck-Lamberty, von Kronach aus nach Koburg, Sonneberg, Rudolstadt, Saalfeld, Jena, Weimar und andre Städte und Städtchen — in einfachem Wandervogel-Gewand, gebräunt und barhäuptig, oft barfuß — und trug eine warme Lebenswelle aufwühlend von Ort zu Ort.

Die Form war seltsam; aber sie war auch wirksam. Die Schar begann bei den Kindern. Sie tutete Kinder zusammen und spielte mit ihnen entzückende alte Volksreigen. Sie lehrte die Kleinen schlichte Volkslieder, erzählten ihnen wohl auch Märchen — und dann: dann drang ihr Führer redekräftig zu den Großen vor, mit denen übrigens gleichfalls Reigentänze geübt wurden. Also durch Frohsinn zum Vertrauen — und durch Vertrauen in den tiefen Ernst hinein!

„Glut ist Geist! Wir rufen alle Lebendigen, alle jungen und junggebliebenen Menschen. Laßt Parteigeist und Dünkel daheim!" So klang es von den Lippen des Redners, der parteilos nach rechts und links seine volkstümlichen Hiebe austeilte, stürmisch dringend auf Erneuerung des Menschentums: auf Lauterkeit des Herzens, auf Reinheit zwischen den Geschlechtern, auf gesunde und einfache Lebensführung, auf Brüderlichkeit gegenüber allen deutschen Mitmenschen.

Hier sollte demnach die Parteiknechtschaft, unter der wir Deutschen ganz besonders kranken, durchbrochen werden. Das spürten denn auch die Parteiführer. Am Abend, in der übervollen, blumengeschmückten Herder-Kirche, als der Redner seine Bußpredigt in die Menge rief, erlebte man etwas vom Gegengeist. Bei der Ankündigung des gemeinsamen Liedes „Ein' feste Burg" scholl ein „Pfui Teufel!" in das altehrwürdige Gotteshaus. Und wieder: „Wer bezahlt euch denn? Stinnes bezahlt euch!" Es waren ein paar junge Kommunisten. Sie konnten sich nicht vorstellen, diese Sklaven ihrer Vorurteile, daß hier wirkliche Idealisten, reines Herzens und bedürfnislos, in die Welt zogen, um ohne jeden

Vorteil das Evangelium vom Menschenadel zu verkünden — nur aus Liebe zu den Mitmenschen. Irgendeine Partei mußte da ja wohl „bezahlen“! Irgendeinen Gewinn wollten diese Wandrer ja wohl einstecken!

Doch rasch genug verstummten die Höhner. Muck-Lamberty donnerte sie an: „Und ich sage dir, du Menschenbruder dort hinten, der du vorhin ‚Pfui Teufel‘ gerufen, du wirst noch umlernen! Wer uns bezahlt? An der Drehbank steh' ich den Winter über — oder wir erarbeiten uns bei Bauern oder auf dem Kontor das bißchen Geld, das wir brauchen!“ Und so rasselten hageldick die Schläge auf jeden Mammonismus und Mechanismus.

Ergreifend war, als er von der Heiligkeit des Geschlechtslebens gesprochen hatte, das Einsetzen des schönen alten Wallfahrts-Liedes: „Meerstern, ich dich grüße, o Maria hilf!“ — in der evangelischen Kirche mit Geigenbegleitung mehrstimmig von der Schar gesungen: — es war eine Wirkung wie im Mittelalter, woran ja auch die blauen und braunen Kittel dieser um den Altar versammelten Wanderschar erinnern mochte.

Und nun? Überall hatte man einen Hauch von neuer, wärmerer Lebensstimmung verspürt. Die Jungen laufen allenthalben zusammen und möchten gern das Werk fortsetzen. Wird ihnen eine Vertiefung gelingen?

Der Fernerstehende kann noch nicht beurteilen, wie weit hier wirklicher, unbedingter sittlicher Ernst und unbedingte ritterliche Verehrung zwischen den Geschlechtern obwaltet oder wie weit bloß romantische Abenteuerlichkeit mitschwingt, die bei stärkerer Erprobung in die Brüche geht. Persönlich halte ich mehr von der tagtäglichen Treue im Kleinen, von der stillen Bildung kleiner Zellen, etwa zwischen Freunden, Brautleuten, Ehepaaren. Wir wollen abwarten.

* * *

Bezeichnend ist nun die Stellungnahme der sozialistischen Blätter. Kurz nach dieser parteilosen blauen Schar zogen rote Scharen in Weimar ein: parteimäßig organisierte Arbeiterjugend. Sie wurde in einer Festnummer der „Volkszeitung für Sachsen-Weimar-Eisenach“ begrüßt: „Diesmal ist es nicht eine kleine Schar von 25 Köpfen voll ungeklärter Ideale: in diesen Tagen gibt sich hier die Arbeiterjugend Deutschlands ein Stelldichein. Sie zieht nicht aus zu Spiel und Tanz, will nicht mit Sang und Reigenspiel die Welt durch Kinder und junge Leute erobern; sie kommt als ein Teil jener großen Kraft, die heute schon die Welt erfüllt, jener großen Kraft, der sich die Fürsten beugen, vor der die Mächtigen der Erde zittern. Die Arbeiterjugend kennt diese Kraft, die wir ‚Sozialismus‘ nennen; sie stellt sich willig in seinen Dienst. Die Arbeiterjugend predigt nicht Bedürfnislosigkeit — sie strebt nach den Schätzen der Welt, die aufgespeichert sind in Wissenschaft und Kunst und Technik; sie strebt nach den Schätzen, die von den Arbeitern selbst geschaffen werden, die aber eine verkehrte Weltordnung ihnen zum größten Teil vorenthält. Die Arbeiterjugend ist ein Teil der großen sozialistischen Arbeiterbewegung der Welt, die nach der Befreiung aus den Banden der kapitalistischen Weltordnung trachtet, sie ist sich dessen auch bewußt und fühlt sich eins mit dieser sozialistischen Bewegung.“

Sehr bezeichnend! Die Arbeiterjugend will zwar von den „Banden der kapitalistischen Weltordnung sich befreien“ — trachtet aber zugleich selber nach

dem Besitz eben der „Schätze“, die eben diese kapitalistische Weltordnung ihr „zum größten Teil vorenthält“. Sie will besitzen. Das versteht sie unter „Befreiung von kapitalistischer Weltordnung“. Von dem **religiösen Grundton** und von der großen **Brüderlichkeit** in so mancher heutigen Jugendbewegung sagt sie kein Wort.

Von deutschnationaler Seite her wittert man andrerseits etwas wie Kommunismus; und einzelne Pädagogen äußerten gleichfalls Unbehagen. Zwischenrufe gellten anfangs auch in die Erfurter Kirche; in Rudolstadt zerschlugen Budenbesitzer eine Bücherbude der neuen Schar, weil dadurch ihrem Geschäft Abbruch geschähe; auch die Kino-Besitzer waren höchst mißgestimmt....

So wird der Versuch, vom Rhythmus aus die Tanzwut zu **veredeln** und, vom Frohsinn aus, den Massen **Seele zu schaffen**, noch auf manchen Widerstand stoßen.

* * *

Eurhythmie liegt schon seit Hellerau (Dalcroze) und Isidora Duncan im Zuge der Zeit. Zu Dornach bei Basel, in der anthroposophischen Gruppe um Rudolf Steiner, wird sie sehr gepflegt; Haaß-Berkow bringt in Mitteldeutschland eurhythmische Aufführungen zur Geltung.

Mehr Rhythmus, ihr Deutschen! Ist es nicht Nietzsche, der es gerufen hat?

Wir wollen Rosen am Kreuze sehen: wir wollen Freudigkeit mit dem Ernst der schweren Zeit in edler Art verflechten. Doch wir dürfen nicht vergessen: die rechten Rosen sind nicht angeklebt noch aufgehängt, sondern blühen aus dem Kreuz hervor — aus verarbeitetem, überwundenem Leid. Das erfordert viel Gärtnergeduld.

Wir sahen durch Weimars Straßen in denselben Wochen die geordneten Massen der Arbeiterjugend marschieren, die rote Fahne voran, Ordner an den Seiten. Es war oft recht halbwüchsige Jugend, aus deren unreifen Kehlen die Internationale scholl. Von Zeit zu Zeit ein Wink: und ein hochstimmiges Geschrei „Es lebe der internationale Kommunismus!“ stieg aus der organisierten Kindermenge empor.

Hier wird die **Herrschaft** einer **Klasse** über die andre Klasse gezüchtet und auf den Straßen ausgerufen — also **Gewalt**, nicht Brüderlichkeit.

Diese Jugend hängte dem Goethe-Schiller-Standbild einen Kranz mit roter Schleife um. In der Nacht verschwand der Kranz, vielleicht aus dem Empfinden heraus, man möge die hohen Meister mit diesem Parteiwesen verschonen. Da man deutschnationale Hände dabei im Spiel vermutete, verbrannte die sozialistische Jugend ein großes hölzernes Hakenkreuz öffentlich auf dem Asphalt, der davon nicht eben besser wurde ...

Organisierte Massen sind heute notwendig, um gewisse äußere Aufgaben zu lösen. Sie sind aber Verderben und Verbrechen, wenn sie die **Seele töten**: die brüderliche Liebe zwischen den jetzt so schwer zerrütteten Deutschen.

„Seid ihr bürgerlich? Dann darf ich nicht mit euch tanzen, hat Vater gesagt“, erwiderte zu Jena ein kleines Mädchen, als man sie in die Reigenspiele ziehen wollte.

So lange diese Gesinnung in Deutschland in Wirkung bleibt, wird das Rosenkreuz nicht in unsren geistigen Lüften leuchten.

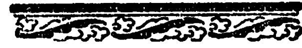
* * *

Als Franz von Assisi durch die italischen Lande zog — Robert Saitschick erzählte neulich davon in einem geistlebendigen und herzenswarmen kleinen Buche (München, Beck) — kam ihm oft ein Teil der Bevölkerung entgegen und bereitete ihm einen feierlichen Empfang. „In jenen Zeiten, wo im gesellschaftlichen Leben die vernichtende Kraft keine Schranken kannte, wo die einzelnen Familien einander rücksichtslos befehdeten, muß er durch seine Worte und sein Beispiel den Menschen wie ein Engel erschienen sein, der die Stürme der Leidenschaften beschwichtigte: eine unerklärliche Kraft ging von ihm aus, die oft verborgene Schätze der Liebe in der Menschenseele zu heben wußte" (Saitschick).

Der Liebe! Da glüht das Geheimnis auch für die heutige Zeit, in der vorerst noch Haß und Machtsucht herrschen. Die außerordentliche Herzensfeinheit und Milde jenes genialen Franziskus im Bunde mit glühender Begeisterung und zurückgehaltener Energie: das übte so bedeutende Wirkung aus, das zog die Menschen magisch an und gestaltete sie um. Alle waren von seiner Sprache, von seinem Ton gepackt: denn es war die Sprache des Herzens. Binnen kurzem hatte er oft die erbittertsten Feinde miteinander versöhnt. In seinem Herzen glühte die Christuskraft . . .

Es sind jetzt viele Jugendgruppen an der Arbeit. Ein merkwürdiger Drang nach neuen genossenschaftlichen Formen (Siedelungen) sucht Gestaltung. Es wäre kein Wunder, wenn sich, wie im Mittelalter, neue Orden bilden würden. Denn verwandte Menschen suchen Zusammenschluß.

Ich erwarte jedoch das Feinste nicht von Organisationen, sondern von jenen stillen, starken, durch Leid gereiften Menschen der gesammelten Glut, in denen die schöpferische Liebe lebt.



Einsam!

Von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß

Ach, wie ist einsam doch mein Leben,
Wie qualenvoll, wie trüb und leer!
Für Großes setzt' ich ein mein Streben,
Doch ach, mir selber blieb nichts mehr!

Auf schäumend schwanken Meereswogen
Stürzt mich dahin die Leidenschaft;
Nur selten blinkt am Himmelsbogen
Ein Stern aus finstrer Wolken Haft.

Was frommt mir Ruhm, was frommt mir Namen,
Was der Erfolg, so heiß begehrt!
Ich ließ sie gehen, wie sie kamen,
Fänd' ich ein Herz nur lieb und wert!

Ach, nur ein Herz möcht' ich besitzen,
Dran auszuschluchzen all mein Weh!
Ach, ginge doch ein Frühlingsblitzen
Durch all der Berge schönen Schnee!

Es streiten Hölle sich und Himmel
Um diese qualzerrißne Brust,
Ich bin im wilden Kampfgetümmel
Mein' selber oft nicht mehr bewußt.

Ich kämpfe zäh, ich kämpfe mutig,
Ich siegte schon in mancher Schlacht;
Doch — fern das Ziel, die Füße blutig —
Und langsam sinkt herab die Nacht . . .

Aus Gottsuchers Wanderliedern



König Yssus

Von Werner Bergengruen

Sieben Jahre lang herrschte Yssus in großer Macht und Herrlichkeit. Land auf Land machte er sich zinsbar, Gold und edle Steine häuften sich in seinen Schatzkammern, und niemand vermochte die gewaltigen Kriegsleute zu zählen, die ihm dienten. Da aber sein Herz sich verhärtete, ließ Gott es geschehen, daß alle seine Macht von ihm genommen wurde. Sein jüngerer Bruder stand gegen ihn auf, das Heer und das Volk fielen ihm zu, und er machte sich zum König an Yssus Statt.

Der aber ward gebunden vor den Thron geführt, auf dem sein Bruder saß.

„Huldige mir als deinem Könige, Yssus," sprach er, „so sollst du nach mir der erste Mann in meinem Reiche sein."

Yssus sah auf seines Bruders Haupt die Krone blitzen, die ihm geraubt war, er sah den Thron, der durch sieben Jahre sein eigen gewesen war, und sprach:

„Eher will ich mir selbst die Zunge ausreißen, als daß sie einen Verräter als König grüßen soll."

Da ergrimmte sein Bruder und hieß dem entthronten Könige die Zunge ausschneiden und ihn des Landes verweisen. Und also geschah es.

Yssus aber tat einen Schwur, nie mehr zu den Wohnungen der Menschen herniederzusteigen, und floh ins Gebirge.

Jahr um Jahr lebte er in den großen Einsamkeiten der Wälder und Berge, nährte sich von Früchten und dem Fleisch wilder Tiere und kleidete sich in Felle. Und immer mehr fiel alles von ihm ab, was bisher seine Tage erfüllt hatte, alle Hast, alles Drängen, alles Wünschen, alles Begehren, alles Freuen, alles Trauern, alles Erwarten und alles Hoffen. Und wenn er an sein voriges Leben dachte, so meinte er, er müsse geträumt oder in wunderlicher Verwirrung gefangen gelegen haben. Seine Sinne wurden aufgetan, er lernte die Sprache der Einsamkeit verstehen, die Laute der Tiere und Vögel, das Summen der wilden Bienen, das Rauschen der Bäume, das Wehen des Windes, das Flüstern des Schilfes in den eiskalten Bergseen, das Spielen der Sonnenstrahlen, des Mondlichts und der Sterne in ihrem Spiegel, das Blühen der Pflanzen und das unergründliche Wachsen des Gesteins und der Erze, die in ihm verborgen lagen.

Und wie er all das erst einzeln erkannt hatte, so strömte es nun vereint in seinem Geiste zusammen wie in einem Flußbett, das tausend Bäche und Quellen in sich aufnimmt.

Da fiel Hülle auf Hülle von seinem geistigen Auge, da offenbarte sich ihm das königliche Geheimnis der Weisheit, da fand er den innerlichen Schatz, das verborgene Licht, die letzte Erkenntnis, die keine Nacht verdunkeln und kein Tag überstrahlen kann.

Und wie sich sein Geist mit ausgebreiteten Schwingen über den ungeheuren Meeren der Erkenntnis wiegte, in klarer, tiefer, wunschbefreiter Ruhe, da gedachte Yssus seines Bruders und der andern Menschen, die fern von ihm in den Ameisen-

haufen ihrer Städte durcheinanderhasteten, rastlos nichtigen Trugbildern nachjagten, bauten, zerstörten, wieder bauten und wieder zerstörten und sich gegenseitig zerfleischten — und ein großes Mitleiden stieg in seinem Herzen auf.

Und er beschloß, ihnen das königliche Geheimnis der Weisheit zu schenken, den innerlichen Schatz, das verborgene Licht, die letzte Erkenntnis, die keine Nacht verdunkeln und kein Tag überstrahlen kann.

Aber in das Land der Menschen hinabzusteigen hatte er verschworen, und hätte ihn auch kein Schwur gebunden, so hätte ihn doch sein Ekel vor Ameisenhast und Ameisentreiben daran gehindert. Auch wäre sein zungenloser Mund den stumpfen Ohren der Menschen stumm geblieben.

So dachte er denn in seinem Herzen: „In Baumholz will ich die Runen meiner Lehre ritzen. Mag einmal nach Jahren ein Mensch kommen und sie lesen und deuten. Der wird dann hinuntergehen an meiner Statt ins Land der Menschen und wird ihnen das Geheimnis verkünden, das die große, leuchtende Herbstruhe gebiert."

Und er grub die Runen seiner Lehre in den ungeheuren Stamm der tausendjährigen Eiche, in deren Krone die weißen Wolken hängen blieben wie Altweibersommer, und deren Wurzeln sich tief hinabsenkten bis ins Totenreich.

Sommer und Winter arbeitete er rastlos, bis er sein Werk vollendet hatte.

Und da er nach Jahren wieder zu der Stätte kam, da war der Blitz in den Baum geschlagen, daß nur ein ungeheurer schwarzer Stumpf übrig geblieben war.

„In härteren Grund will ich meine Zeichen graben", sprach Yssus zu sich.

Und er begann die Runen in eine Felsenwand zu meißeln.

Sieben Jahre arbeitete er rastlos, bis er sein Werk vollendet hatte.

Und da er nach Jahren wieder zu der Stätte kam, da war die Schrift unlesbar geworden. Bergwasser hatte sich in den Höhlungen gesammelt, es war im Winter zu Eis gefroren und hatte aufbrechend die Wand zerrissen. Regengüsse waren über sie hingerauscht, Moos hatte sich über den verwitternden Stein gelegt, aufschlagendes Geröll ihn mit Narben bedeckt und Splitter von ihm weggeschlagen.

Da erkannte Yssus, daß ein Wille über dem seinigen sein Werk hinderte, und ließ davon ab. Und wieder wiegte sich sein Geist mit ausgebreiteten Schwingen über den ungeheuren Meeren der Erkenntnis in klarer, tiefer, wunschbefreiter Stille, bis er weißhaarig den Kreis seiner Jahre durchmessen hatte und ruhig untertauchte in den dunklen Strom der Erfüllung.

Seine Lehre aber blieb den Menschen verborgen und wird keinem geschenkt, er lebe denn wie Yssus in den großen Einsamkeiten der Wälder und Berge ein Menschenalter lang.



Wilhelm Wundt als Völkerpsychologe

Von Hugo Kubsch

Es ist gar nicht so seltsam, daß auch Wilhelm Wundt, der wie Lotze und Helmholtz von der Medizin kam, dem Materialismus abhold war. Der Begründer der experimentellen Psychologie ließ sich deshalb auch niemals verleiten, die Methode der Naturwissenschaft einfach auf die Psychologie zu übertragen. Trotzdem war Wundt so sehr reiner Tatsachenmensch, daß seine Forschungsweise auch durch den glühendsten Idealismus nicht getrübt wurde.

Will man sich den Weg zur Völkerpsychologie Wundts freimachen, so muß man durch das Gebiet seiner Individualpsychologie hindurch. Wundt scheidet selbst bei der Begriffsbestimmung der Seele streng zwischen Natur- und Geistesvorgängen. Die rein körperlichen Auswirkungen (Ernährung, Fortpflanzung) laufen eigentlich jenseits vom rein Seelischen, das sich in Wahrnehmung, Phantasie und Denken kundgibt. Wundt lehnt den metaphysischen Substanzbegriff der Seele ab und stellt dafür den Grundsatz der Aktualität der Seele auf: das Wesen der Seele liegt im Bewußtseinszusammenhang selbst. Die Betrachtung der Bewußtseinsvorgänge, diese unmittelbare Erfassung der Wirklichkeit, ist das eigentliche Gebiet der Psychologie. In der mechanischen Natur gilt das Gesetz von Ursache und Wirkung, in den seelischen Prozessen das Gesetz des Wachstums der Werte. Für beide gilt aber, was bei jedem Gesetz überhaupt wesentlich ist: sie bestimmen nur insoweit den Verlauf der Erscheinungen, als sie nicht durch andere Gesetze aufgehoben werden. Wundt hat nun ein psychologisches Grundgesetz mit besonderer Schärfe herausgearbeitet; er nennt es das Prinzip der schöpferischen Resultanten oder der schöpferischen Synthese; es sagt aus, daß „bei allen psychischen Verbindungen das Produkt nicht eine bloße Addition der Elemente ist, die in dasselbe eingehen, sondern daß es ein ganz neues Erzeugnis darstellt". Dieses Grundgesetz der schöpferischen Synthese spielt auch in dem gewaltigen Werk der Wundtschen Völkerpsychologie eine große Rolle; es kommt sozusagen unausgesprochen in jedem Kapitel zur Anwendung. Auch die Betonung des Willens hat Wundt von der Individualpsychologie in die Völkerpsychologie mit hinübergenommen.

Das Gesetz vom schöpferischen Aufbau, das für das individuelle Leben wie für die geistige Gesamtentwicklung der Völker wesentlich ist, ist kein Gesetz der Beständigkeit; es läßt also nicht unbedingt sichere Schlüsse auf die Zukunft zu. Die geheimnisvoll verwickelten Prozesse seelischen und geschichtlichen Geschehens können demnach in ihren künftigen Resultanten nicht vorausbestimmt werden. „Der Psychologe wie der vom psychologischen Geiste geleitete Historiker ist ein rückwärts gerichteter Prophet." Wundts Kritiker haben mit Vorliebe bemängelt, daß der Philosoph sich die Grenzen seines Forschungsgebietes viel zu weit gesteckt habe, so daß er schließlich nur zu einer riesigen Stoffanhäufung, nicht aber zum systematischen Aufbau gekommen sei. Auch gegen die Wundtsche Völkerpsychologie ist man mit solchen zweiflerischen Einwänden aufgetreten. Dennoch ist Wundt gerade in diesem Werke, trotz der ungeheuren Masse von Tatsachen, — wie immer aus

Quellenstudien und eigenen psychischen Erlebnissen geschöpft — systematischer vorgegangen als andere Forscher auf diesem Gebiete. Was diese, die alle gesellschaftlichen Ereignisse des Lebens in die Völkerpsychologie einbeziehen wollten, nicht einmal als Problem sahen, das stellte Wundt an die Spitze seiner Untersuchungen: die Trennung der völkerpsychologischen Betrachtung von der historischen. Für Wundt gibt es nur drei große Gebilde des menschlichen Geistes- und Gemeinschaftslebens, die als eigentliche Objekte der Völkerpsychologie bezeichnet werden dürfen: Sprache, Mythus und Sitte. „Die Sprache enthält die allgemeinen Formen der in dem Volksgeiste lebendigen Vorstellungen und die Gesetze ihrer Verknüpfung. Der Mythus birgt den Inhalt dieser Vorstellungen in seiner Bedingtheit durch Gefühl und Trieb. Die Sitte endlich schließt die aus diesen Vorstellungen und Trieben entspringenden allgemeinen Willensrichtungen in sich." Wenn auch die Individualpsychologie niemals auf die Völkerpsychologie zu übertragen ist, so findet doch eine gegenseitige Beeinflussung statt, „weil Sprache, Mythus und Sitte als Erzeugnisse des Gesamtgeistes zugleich Material abgeben, aus dem auf das geistige Leben des einzelnen zurückgeschlossen werden kann". Auf individualpsychologische Grundverrichtungen sind demnach alle drei Objekte der Völkerpsychologie zurückzuführen: die Sprache auf die Vorstellungen (Ausdrucksbewegungen), Mythus und Religion auf die Phantasie (Gefühl), die Sitte auf den Willen. Diese drei Sphären der Wirklichkeit greifen natürlich mannigfach ineinander.

Wundt beginnt seine Untersuchungen zur Sprachpsychologie mit dem Wort als Lautgebilde. Er wendet sich entschieden gegen die bisherigen Lehren der Ausdrucksbewegung und bekämpft mit guten Gründen besonders Spencer. Die fertig gebildete Sprache, soweit dieser Ausdruck überhaupt anwendbar ist, erfährt noch mancherlei Änderungen, die biologisch, psychologisch und soziologisch zu erklären sind. So kann eine Rasse höherer Kultur einer anderen einen Teil ihres Wortvorrates, ja sogar ihr grammatisches System mitteilen, wodurch die Sprache der niederen Rasse natürlich wesentlich umgemodelt wird. Noch größer ist die Wandlung durch die Fortschritte der Kultur, die sich in der wachsenden Schnelligkeit der Sprache und des Vorstellungsverlaufes zeigt. Hier knüpft Wundt an die eigentümlichen Erscheinungen an, die Grimm als „germanische Lautverschiebung" bezeichnet hat. Wundt erklärt das Wort physiologisch und psychologisch und weist nach, daß es einen Abschnitt alleinstehender Gebilde ohne Flexion in keiner Sprache gegeben hat. Eine „Wurzelperiode" irgend einer Sprache sei ebenso unwirklich wie das goldene Zeitalter. Auch in seinen Untersuchungen über den Ursprung der Sprache geht Wundt mit den gangbaren Theorien streng ins Gericht. Erfindungstheorie, Nachahmungs-, Natur- und Wundertheorie sind insgesamt brüchig. Vernunft und Sprache sind gleichzeitig miteinander gegeben: die Sprache ist nur die Ausdrucksbewegung, die der jeweiligen Entwicklungsstufe des menschlichen Geistes gemäß ist. Wundt, der die Ergebnisse der Sprachforscher dankbar benutzt hat, brachte erst System und psychologische Vertiefung in ihre Arbeit.

Im zweiten Teil seiner Völkerpsychologie, der das weite Gebiet von Mythus und Religion umfaßt, analysiert Wundt vor allem die Phantasie, die „Schöpferin aller Mythen". Die Phantasie ist, individualpsychologisch betrachtet, gar nicht die feiertäglich auftretende Tätigkeit des Geistes, für die sie immer gehalten wird;

sie arbeitet vielmehr beständig und alltäglich an unseren Sinneseindrücken mit. Wie z. B. die Raumphantasie allerlei Subjektives zu den objektiven Eindrücken hinzufügt, so benimmt sich auch die Zeitphantasie, die nach Wundt die Grundlage der „musischen Künste" ist, während die Raumphantasie die bildende Kunst bedingt.

Wundt holt dann recht weit aus und kommt von der Entwicklungsgeschichte der primitiven Kunst zu dem feingegliederten Baum der modernen Kunst, den er bis in die letzten Verzweigungen untersucht. Ein Vertreter der Milieulehre im Taineschen Sinne ist Wundt nicht, trotzdem betont er, daß das Kunstwerk nicht das Erzeugnis dessen ist, der es hervorbringt: wie in der Philosophie und in der Religion, so gibt es auch in der Kunst immanente Kräfte, die ihren Werdegang beherrschen. Neben dem Einfluß der Überlieferung wirkt noch die ganze Kultur der Zeit auf den Künstler, auch kommt in ihm eine besondere Rassenanlage zum Ausdruck. Wundt läßt die Kunst stufenweise emporsteigen: die erste Stufe ist die Augenblickskunst; die Form ist mehr Merkzeichen als Bild. Die zweite Stufe ist die Erinnerungskunst, die dritte die Zierkunst. Sie ist die Mutter der Architektur, und die Baukunst selbst ist für Wundt im eigentlichen Sinne die Ornamentik auf einer höheren Stufe. Malerei und Plastik sind ihre ornamentale Ergänzung. Als ein Gipfel erscheint die „Idealkunst". Ideal ist hier nicht im üblichen Sinne zu verstehen, sondern als Idee, aber nicht platonisch, vielmehr als Idee schlechthin. Wenn man der Wundtschen Systematik auch hier nicht zu folgen vermag und den letzten Grundfragen der Kunst lieber auf anderen Wegen beizukommen versuchen wird, so muß man dennoch hohe Achtung vor der mutvollen Forschungsweise dieses Meisters der Psychologie haben.

Eines der fesselndsten Kapitel des zweiten Teils von Mythus und Religion behandelt die Mythenmärchen. Hier hat Wundt wieder aus dem Vollen geschöpft und mit wahrer Hellsichtigkeit Dinge beleuchtet, die eigentlich so nahe vor uns liegen, aber meistens doch verkannt werden. Felsblöcke, von anderen Forschern zusammengetragenes Rohmaterial, sind kunstgerecht bearbeitet worden, und vor unseren staunenden Augen stehen herrliche Gebilde. Ich möchte nur auf den schönen Abschnitt „Die Pflanze im Mythenmärchen" hinweisen. Wundt zeigt, wie die Pflanze im Mythenmärchen erst auf der Stufe einer fortgeschrittenen Kultur auftritt, wie sie sich durch ihre Zauberwirkung ins Menschenreich hineinschmuggelt. Das Märchen ist nicht, wie Jakob Grimm annahm, nach der Göttersage entstanden, sondern geht dem Götter- und Heldenepos voraus. Die Morallosigkeit des ursprünglichen Märchens beruht auf seinem Ursprung aus der Zeit des moralisch noch indifferenten einfachen Menschen.

Gelegentlich der Zahlenmystik kommt Wundt zu dem Schluß, daß nicht nur die Musik auf die Zahlenmystik eingewirkt hat, sondern auch ein umgekehrter Einfluß festzustellen ist.

In den letzten Bänden der Völkerpsychologie werden Gesellschaft und Recht behandelt. Der Staat besitzt den Charakter einer frei handelnden Persönlichkeit. Die Idee des Staates schließt den Begriff der Herrschaft über seine Mitglieder als wesentliches Merkmal in sich, und die Entwicklung des Staates findet ihren äußerlich sichtbaren Ausdruck in der Entstehung und Entwicklung der Herrschafts-

formen. Der Staat ist daher unmöglich die primäre Form der Gesellschaft. Recht und Staat stehen in einem eigentümlichen Wechselverhältnis. Der Rechtswille ist nach Wundt eine besondere Erscheinungsform des Gesamtwillens, d. h. nicht des staatlichen Gesamtwillens, der wieder eine eigene Form ist. Der Staat kann nicht als Urheber des Rechts betrachtet werden, während der Wille des Staates über das Rechtsgebiet weit hinausgehen kann.

Es ist hier versucht worden, in knappen Strichen einige wesentliche Züge aus dem großen, sechs Bände umfassenden Werk der Völkerpsychologie Wundts nachzuzeichnen, gleichsam Querschnitte durch das System zu geben. Der Philosoph hat verschiedentlich die Ergebnisse seines Forschens kurz zusammengefaßt, erläutert und in Streitschriften verteidigt. Die beste Einführung sind seine „Elemente der Völkerpsychologie", die die Grundlinien einer psychologischen Entwicklungsgeschichte der Menschheit aufzeigen. Vom ursprünglichen Menschen über das totemistische Zeitalter kommt Wundt im Schlußkapitel zur Weltkultur, zu den Weltreligionen. Der Philosoph läßt für unsere heutige Kultur nur zwei Weltreligionen gelten: den Buddhismus und das Christentum. Ihren Sieg über andere religiöse Kulte verdanken beide nicht nur ihren äußeren Ursprungsbedingungen — der Buddhismus kam aus der Philosophie, das Christentum begann umgekehrt als Volksreligion —, „sondern dem religiösen und sittlichen Kern, den sie in den Aussprüchen und Reden sowie nicht minder in dem vorbildlichen Leben ihrer Begründer in sich tragen".

Mögen die Meinungen über Wundt, den Logiker, den Ethiker oder gar den Metaphysiker auch auseinandergehen, das Werk des Völkerpsychologen steht fest und ist selbst von den eigensinnigsten Nörglern nicht ins Wanken zu bringen. Wenn auch die weitere Forschung mancherlei Ergebnisse Wundts verbessern wird, so kann sie doch den Ruhm des letzten deutschen Polyhistors nicht schmälern.



Mein letztes Lied

Von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß

Wenn meine Stirn des Todes Flügel streifen,
Will ich noch einmal in die Saiten greifen,
Mit leisem Finger will ich sie berühren,
Des letzten Liedes sanfte Flammen schüren.

Es sollen seiner Töne lichte Wellen
Mein Leben mir noch einmal sanft erhellen,
Bis daß es sinkt in Nacht und Todesschatten
Und meine Finger endlich mir ermatten.

Dann wird die Glut allmählich still verglimmen,
Für immer schweigen meines Liedes Stimmen,
Die Muse wird mir mit dem Kranze winken
Und still mein Haupt auf meine Lyra sinken . . .

Aus Gottsuchers Wanderliedern



Rundschau

Die Arbeitsmethoden der Zukunft

Deutschland ist auf lange Sicht hinaus dazu verurteilt, eine untergeordnete Rolle auf dem Weltmarkt zu spielen. Um nicht an volkswirtschaftlicher Leistungsfähigkeit ganz hinter den anderen Völkern zurückzustehen, werden wir in Zukunft mehr als bisher Bedacht darauf nehmen müssen, uns alle nur erdenklichen Möglichkeiten maschineller Vervollkommnung zu eigen zu machen. Das Mißtrauen des Arbeiters gegen die Maschine ist ja erfreulicherweise im Schwinden begriffen, und er hat einsehen gelernt, wie sehr es darauf ankommt, die Errungenschaften der Technik und Wissenschaft auszunutzen. Gerade in den letzten Jahren sind zahlreiche Erfindungen gemacht worden, die u. a. als Richtlinien für die Arbeit der Zukunft dienen können.

Soeben erst ging eine Mitteilung des Kruppschen Werkes durch die Presse, wonach es gelungen sei, ein Verfahren ausfindig zu machen, um die in den Feuerungsrückständen (Asche) enthaltenen Brennstoffe wiederzugewinnen. Die Aschen enthalten nämlich, was wenig bekannt ist, noch 10 bis 50 Prozent und mehr unverbrannte Bestandteile (Koks und Kohle), die bisher der Brennstoffwirtschaft zum allergrößten Teil verloren gegangen sind. Die Nutzbarmachung der in den Feuerungsrückständen enthaltenen Brennstoffe ist daher von allergrößter Bedeutung für alle industriellen Unternehmungen, Gasanstalten, Elektrizitätswerke, die Schiffahrt usw. Das Verfahren beruht auf den magnetischen Eigenschaften der eisenhaltigen Schlacken, ob ihm freilich eine allgemeine grundsätzliche Bedeutung zukommt, wird erst abgewartet werden müssen. Vor kurzem kam aus Holland die Nachricht von einem ganz neuartigen Verfahren, Eisen und Stahl direkt aus Erzen zu gewinnen, ohne Vermittlung von Hoch- und Koksofen und mit nur einem Drittel der Kohlenmenge, die sonst zu einem Hochofenkomplex benötigt wird. Bei einer anderen, ebenfalls von einem Holländer gemachten Erfindung handelt es sich um einen Metallscheideprozeß, durch welchen sich Kupfer, Blei, Silber, Zink und Kadmium aus wertlosen Mengerzen zurückgewinnen lassen. Bewähren sich diese Erfindungen, so kann möglicherweise mit einer völligen Umwälzung für die Verhüttung von Eisenerzen und die Erzeugung von Stahl und Eisen gerechnet werden. Aber auch schon die Schwierigkeit der Kohlenfrage beschleunigt die Lösung derartiger Probleme. In dem phantasievollen Roman „Die Augen des Meeres“ von Frick findet man eine großartige Erfindung aus dem Gebiete der Hochseefischerei beschrieben. Einen schwimmenden Koloß, der mit Hilfe unterseeischer Laternen von großer Lichtstärke die Fische anlockt, heraufholt und sie dann verarbeitet. Die kühne Idee dieses Romans ist von dem skandinavischen Kapitän N. A. Lybeck in die Praxis umgesetzt worden. Kapitän Lybeck hat nämlich einen Apparat für Hochseefischerei erfunden, mit dem es möglich sein soll, binnen 24 Stunden nicht weniger als 4 Millionen Fische aus den Fluten des Meeres in die Kühlräume des Schiffes zu schaffen. Die Fische werden — gerade wie in dem Frickschen Roman — von einem elektrischen Scheinwerfer angelockt, hierauf in Schaufeln, die sehr schnell rotieren, eingefangen und auf das Deck

des Schiffes geworfen, wo sie sortiert und in die Kühlräume verteilt werden, noch ehe sie zugrunde gehen.

Besonders beachtenswerte Erfindungen sind für das Verkehrsgewerbe zu verzeichnen. Zu Anfang des Jahres 1917 wurde beispielsweise aus Nord-Karolina (Vereinigte Staaten) über einen Fortschritt im Lokomotivenbau berichtet, der vermutlich in anderen Ländern bald nachgeahmt werden dürfte. Dort sind seit kurzem Lokomotiven auf Strecken mit starker Steigung im Gebrauch, die nicht weniger als 8 Paare von Triebrädern haben. Diese neue Konstruktion soll eine bedeutende Verbesserung für den Verkehr bedeuten. Nicht minder beachtenswert ist das Problem der *feuerlosen Lokomotive*. Die feuerlose Lokomotive ersetzt geschultes Arbeitspersonal. Die Einfachheit der Betriebsführung setzt jeden beliebigen Arbeiter schon nach einer kurzen Unterweisung in die Lage, eine solche Maschine ohne Schwierigkeiten zu führen. Dieser Neuerung dürfte eine besondere Bedeutung bei Eisenbahnerausständen zukommen, wo es sich darum handelt, binnen möglichst kurzer Zeit neues Fahrpersonal heranzubilden. Ein weiterer Vorteil derartiger Lokomotiven ist es, daß sie während ihres Stillstandes in den Stationen keinerlei Wartung bedingen. Jedenfalls bedeutet die feuerlose Lokomotive eine beträchtliche Personalersparnis. Dies ist unter Berücksichtigung der heutigen Arbeitsverhältnisse wohl zu bedenken. Nach Mitteilungen der „Österreichischen Wochenschrift für den öffentlichen Baudienst“ kommen die feuerlosen Lokomotiven vornehmlich für den Verschiebedienst auf Industriebahnen in Frage. Hierher gehört auch die überaus bedeutungsvolle Erfindung des Wiener Ingenieurs Prümer, der ein als Eisenbahn bezeichnetes Fahrzeug gebaut hat, das gleichzeitig als Eisenbahn und Wasserfahrzeug gedacht ist und dem Güterverkehr ohne Umladung auf Strecken dienen soll, wo Eisenbahnen mit Flüssen und Kanälen abwechseln.

Was hat die moderne Technik nicht alles in den letzten Jahren für Wunderwerke geschaffen! Man nehme nur beispielsweise die auf dem Gebiete der *Volkszählung* gemeinsam Verwendung findenden zwei Maschinen — die Lochmaschine und die wunderbar leistungsfähige Kartensortiermaschine. Beide werden elektrisch betrieben und vereinfachen die Zählung in erstaunlicher Weise. Denn bei der Volkszählung handelt es sich nicht nur um Feststellung der Gesamtzahl, sondern die Gezählten müssen nach Alter, Beruf, Familienverhältnissen, Religion und Militärverhältnis vermerkt werden. Ohne die neuen Maschinen wäre hierzu eine Armee von Beamten nötig, die oft ein Jahr zu ihrer Arbeit brauchte. Hierher gehört auch die von einem Schweizer erfundene Abstimmungsmaschine, ferner die von dem Ingenieur Ernst Peters konstruierte eigenartige Bildhauerkopiermaschine, die erstaunlich arbeitende Additionsmaschine, die elektrische Schreibmaschine u. v. a. m.

Auch dem Problem der Ausnützung unserer *Naturkräfte* muß sich in Zukunft das allgemeine Interesse mehr als bisher zuwenden. Schon die Tatsache der Erschöpfung der Kohlenlager, die namentlich an manchen Stellen der Erde in greifbare Nähe gerückt ist, hat den Menschen gelehrt, sich nach anderen Quellen für die Krafterzeugung umzusehen. Zeitgemäß ist daher wohl die Schaffung neuer Motoren, welche die Ausnützung bisher unbekannter oder wenigstens noch nicht genügend bekannter Naturkräfte ermöglichen. Die Dampfkraft hat uns ja gelehrt, die Schätze der Erde zu gewinnen, und wir werden das Erdöl, die der Erde entströmenden Naturgase, mehr ausnützen, die Leistungsfähigkeit der Wärmekraftmaschine — wie dies gegenwärtig bei der Dieselmaschine der Fall ist — steigern. Einen Stillstand gibt es in der Entwicklung nicht mehr. Das letzte Jahrhundert hat uns unter Führung der Dampfkraft so viel Ungelöstes verwirklicht, so viel neue Wege gewiesen, daß es nicht einmal möglich ist, zu behaupten, auf welchem Gebiet eine glücklichere Entwicklung oder scharfsinniger Gedankenzusammenschluß uns zuerst eine neue Kraft zugänglich machen wird. Vielleicht führen die Versuche mit *Sonnenkraftmaschinen* zum Ziel. Der Gedanke, die in der Sonnenkraft enthaltene Energie zur Arbeitsleistung heranzuziehen, ist schon viele Jahrhunderte alt. Aber

auch die Luft bietet uns in den unaufhörlichen Windströmungen unerschöpfliche Kraftquellen, von deren Größe man gewöhnlich keine Ahnung hat. Wie man seit langer Zeit den Wind dazu benutzt, in den Windmühlen das Getreide zu mahlen, so ist man neuerdings auch daran gegangen, ihn zur Erzeugung elektrischer Kraft heranzuziehen. Es besteht aber noch eine Naturkraft, die sich bis heute jeder technischen Ausnutzung entzog, nämlich die atmosphärische, die Wolkenelektrizität. In verhältnismäßig kurzen Augenblicken schlägt der Blitzstrahl wild und ungebärdig hernieder — der Mensch ist froh, wenn er bei der furchtbaren Wucht der freiwerdenden Energie keinen Schaden an Leben und Gut erleidet. Die kurze, unstete, ja der praktischen Berechnung unzugängliche Entfaltung dieser Kraft, wie überhaupt ihr ganzes Wesen, hat bis jetzt noch nicht einmal die Versuche technischer Ausnutzung entstehen lassen. Bei der Suche nach Quellen für die Krafterzeugung ist man natürlich nicht zuletzt auf das Wasser gestoßen. Die zweckmäßige Ausnützung der im Wasser schlummernden Kraft ist vom wirtschaftlichen Standpunkt aus einer der wichtigsten Fortschritte der modernen Technik und in seinen Folgen weitreichender als jede andere neue Entdeckung seit der Nutzbarmachung der Dampfkraft. Schon heute entwickeln beispielsweise die durch die Erdschwerkraft in der zu Tal sinkenden Wassersäule in Betrieb gesetzten Wasserräder und -turbinen in Nordamerika Hunderte und Tausende, ja in Norwegen sogar Hunderttausende von Pferdekräften. Alles in allem dürften die Wasserkräfte heute bereits 2—2½ Millionen industriell ausgenützte Pferdekräfte liefern, wodurch ungefähr 14 bis 15 Millionen Tonnen Kohlen erspart werden. So groß diese Zahlen auf den ersten Anblick erscheinen, so sind sie doch sehr, sehr klein gegen das, was die Zukunft bringen wird. Aber auch noch andere Arbeitskräfte stehen uns im Wasser zur Verfügung: die bewegende Kraft der großen Ströme, die Meereswellen, die Brandung, die Ebbe und Flut des Meeres usw. Die Gedanken, die die Erfinder in dieser Hinsicht bereits zur Ausführung brachten, lassen an Mannigfaltigkeit nichts zu wünschen übrig.

Bei dem Bestreben, Mittel und Wege zu ersinnen, welche die Leistungsfähigkeit unserer Industriebetriebe heben sowie die Verarbeitung der aufzunehmenden Geldmittel und Rohprodukte wirtschaftlicher gestalten können, stößt man auf das System des Amerikaners Frederik W. Taylor. Wenn man den heftigen Streit der Meinungen, das Für und Wider, das bei ihrer Behandlung vorgebracht wurde, heute ruhig überblickt, dann kommt uns unwillkürlich der Gedanke, als wäre das Taylorsystem abhängig von der gesamten politischen und sozialen Atmosphäre, in die es gerade jeweils gebracht wird, und als käme man über den gewaltigen Stimmungen einer Zeit nicht immer dazu, es mit der objektiven Ruhe und Nüchternheit zu betrachten, die eine derartige Angelegenheit nun einmal erheischt.

Das Taylorsche System bedeutet weder ein „neues Lohnsystem“ oder eine „besondere Buchführung“, noch die „Verwendung des Schnelldrehsystems“ — sondern es ist ein Mittel zur möglichst haushälterischen Bewertung der Menschenkraft. Die Grundsätze der wissenschaftlichen Betriebsführung sind entsprungen aus der Erkenntnis der Notwendigkeit der Übertragung der Intelligenz nicht nur auf die Maschinen, sondern auch auf die Arbeiter. Taylorsystem bedeutet in erster Linie den Ausdruck des Suchens nach zweckmäßigster Arbeitsweise; um diese zu finden, studierte Taylor zunächst jede einzelne Arbeit, jeden Handgriff, jede Beschäftigung, jede Bewegung — auch die unscheinbarste. Und die dabei gewonnenen einzelnen Erfahrungstatsachen ordnete er und baute sie aus zum wissenschaftlichen System. Er führte ihre Vielheit auf die Einheit dieses Grundgedankens zurück und gewann dadurch die klare, einfache Linie, in deren Verlauf sich die Arbeit des einzelnen für ihn und die Umwelt am einfachsten und reibungslosesten vollzieht. Daraus ergibt sich mit zwingender Notwendigkeit die Forderung, auch bei der Auswahl der Personen neue Gesichtspunkte anzuwenden. Man wird sehen müssen, daß der jeweils Geeignetste mit den vorkommenden Arbeiten vertraut wird, weil er sie am leichtesten bewältigen kann. Der Grundsatz vom rechten Mann am rechten Platze erlangt eine weit höhere Bedeutung als bisher. Man nehme nur — um ein Beispiel

aus der Praxis des Taylorsystems herauszugreifen — die kinematographische Untersuchungsmethode, deren Urheber der bekannte amerikanische Ingenieur M. P. G. Gilbreth ist. Das Packen eines Holzstoßes oder das Abtragen eines solchen, das Rechnen mit der Rechenmaschine, das Zusammensetzen der Maschinen, Feilen, Hobeln mit der Hand usw., alles wird von der Gilbrethschen Methode erfaßt. Das Verfahren ist höchst einfach. Man setzt neben den Arbeiter eine Uhr, deren Zifferblatt in hundert Teile geteilt ist. Läßt man den Zeiger in zwei Sekunden einmal umlaufen, so kann man jede Fünfzigstel-Sekunde ablesen, läuft der Zeiger in sechs Sekunden einmal um, so zeigt jeder Teilstrich die Siebzehntel-Sekunde an. Photographiert man nun den Arbeitenden mit der danebenstehenden Uhr, so zeigt die Uhr an, in welchem Augenblick jeder Handgriff ausgeführt wurde. Macht man die Aufnahme kinematographisch, so kann man das Arbeiten und die Uhr zugleich verfolgen, man kann ablesen, wie lange jeder Handgriff gedauert hat und aus der Vergleichung mehrerer solcher Aufnahmen von verschiedenen Arbeitern die Unterschiede des Arbeiters erkennen. Die Filmbilder lassen deutlich den photographierten Zeiger auf der mitphotographierten Uhr erkennen. Die bisherigen Angriffe gegen das Taylorsystem gipfeln u. a. in der Behauptung, daß es Arbeitgeber und Arbeitnehmer trenne, eine tiefe Kluft zwischen ihnen schaffe. In Wirklichkeit ist dies weder seine Absicht noch seine Wirkung. Das reine Gegenteil ist vielmehr der Fall. Der bisherige Betrieb arbeitet nicht mehr nach empirisch übernommenen Faustregeln. Der Arbeiter ist dabei auf sich selbst angewiesen. Die Leitung gibt ihm die beste Maschine in die Hand. Ihre Verwendung wird ihm überlassen. Taylor will dies ändern, indem er nicht die Pflichten des Arbeiters, sondern die der Leitung vermehrt. Von ihr verlangt er, daß sie den Arbeiter anleiten und ihm helfen soll, der Wissenschaft gemäß zu schaffen. Dadurch hat sie natürlich einen großen Teil der Arbeit zu machen, die heute dem Arbeiter überlassen ist. Die Betriebsführung muß die Tätigkeit des Arbeiters vorbereiten, sie muß ihm alle Hemmnisse wegnehmen, die ihn von der eigentlichen Ausführung abhalten oder ihn stören können. Dabei ist es nur eine selbstverständliche Folge, daß auch das persönliche Verhältnis zwischen Unternehmer und Arbeiter sich verschiebt, daß der Zustand, der den Arbeiter nur als Träger der Ware Arbeitskraft betrachtet, der ihn zum Bestandteil einer großen Masse herabdrückt, ein Ende nimmt. „Die enge persönliche Fühlungnahme zwischen Leitung und Arbeiterschaft ist der Faden, der sich durch die moderne, auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Verwaltung und Leitung hindurchzieht." Freilich geht damit auch eine Änderung der sonstigen Arbeitsbedingungen Hand in Hand. Nach dieser Richtung hin zu befriedigenden Ergebnissen zu gelangen, wird vielleicht auf dem Wege internationaler Abmachungen möglich sein. Gerade der intelligente Arbeiter wird sich auf die Dauer nicht der Erkenntnis verschließen können, daß den leitenden Grundgedanken Taylors ein ungewöhnlich hoher Wert innewohnt.

Heinrich Göhring

Freundschaft und Geschlechtsleben

Der jugendliche Wilhelm von Humboldt, nachmals neben Goethe der größte Bildner eigener Persönlichkeit, der uns Deutschen beschieden war, schreibt über seine Freundschaft mit dem hannoverschen Arzt Stieglitz an Karoline von Dacheröden, seine zukünftige Frau: „Wir hängen mit der ganzen Kraft unserer Wesen aneinander und bedürfen dabei doch so wenig des gegenwärtigen oder künftigen Genusses. Die Liebe fordert und gibt mehr. Aber unsere Empfindungen sind so rein, beruhen so bloß auf dem, was wir einander sind, daß die größesten Dinge, die wir einander leisteten — er rettete mir einmal das Leben in der gewissesten Überzeugung, das seine zu verlieren — sie nicht änderten, nicht erhöhten,

kaum Eindruck auf uns machten. Wir fühlten zu unmittelbar, zu voll aneinander die Quelle, woraus so eine Aufopferung fließen konnte, als daß wir die Aufopferung selbst hätten in dem Grade schätzen können.“ Mit wenigen Strichen ist hier ein Bild idealer männlicher Freundschaft gezeichnet, selbstlos bis zur Hingabe des Lebens und selbstlos im Verzicht auf jede räumliche Nähe. „Die Liebe fordert und gibt mehr“ — es scheint, als ließe sich an der Hand dieses Zwischensatzes mühelos ein sicheres Unterscheidungsmerkmal gewinnen, das die Begriffe Liebe und Freundschaft gegeneinander abzugrenzen gestattet. Die Erfahrung in Geschichte und Gegenwart lehrt es anders. Wie überall ist die Wirklichkeit gegenüber dem Begriff voll der feinsten Übergänge und Verwebungen, und die Wissenschaft hat das Recht und die Pflicht, gerade diesen aufhellend und ergründend nachzuspüren.

Dem Problem „Freundschaft und Sexualität“ hat der bekannte Berliner Nervenarzt S. Placzek eine Studie (Verlag A. Markus und E. Weber, Bonn) gewidmet, die um so lesenswerter ist, als hier ein gebildeter und gescheiter Kopf mit all der Vorsicht zu Werke geht, die aus reicher ärztlicher Erfahrung und sachlicher Wissenschaftlichkeit fließt. Die einleitenden Kapitel, die im 17. Jahrhundert bei dem tiefen Freundschaftsbund von Montaigne und Boëtie, im 18. Jahrhundert bei den Überschwenglichkeiten der Gleim, Voß, Leuchsenring verweilen und die so aufschlußreiche Stammbuchpoesie ergänzend heranziehen, münden bei der tragischen Gestalt Platens im Kern des Problems. Auch hier, wo die gleichgeschlechtliche Anlage unbestreitbar ist, mahnt Placzek gerade im Hinblick auf die Bekenntnisse des Tagebuchs, die den Dichter im leidensvollen, aber siegreichen Kampf mit seiner Natur aufdecken, zur Zurückhaltung im Urteil. Im scharfen Gegensatz zu Freud und seiner unseligen Schule, die mit unwissenschaftlichem Dogmatismus und beinahe krankhaft anmutender Skrupellosigkeit alles Psychische geschlechtlich auszubeuten strebt, wahrt Placzek der seelischen, nichtsexuellen Freundschaft ihr weites und edles Gebiet. „Nicht nach der Unterscheidung von Lust und Unlust, nach der alle Gefühle gesondert zu werden pflegen, läßt sich die Freundschaft rubrizieren, auch die ethischen und religiösen Gefühle sind als spezifische und selbständige Art anzuerkennen, und die Freundschaft ist nicht ein Gefühl der Lust an der Person, an den Vorzügen des Freundes, nicht eins der Hoffnung auf Gewinn und Behagen aus dem Zusammenleben, sondern das reine Gefühl der Verschmelzung der Persönlichkeiten.“ Nach eingehender Untersuchung der Definitionen, mit denen E. v. Hartmann, B. Friedländer, Gleichen-Rußwurm den Unterschied von Freundschaft und Liebe zu fassen suchen, glaubt er selbst festsetzen zu können, daß „das Liebesgefühl stets — allgemein gesprochen — von dem Willen zur Unterwerfung beherrscht wird, das Freundschaftsgefühl eine rein seelische, gleichmäßige Verkettung ohne Herrschgelüste ist“. Gestützt auf diese Anschauung, die zusammenklingt mit Humboldts „Die Liebe fordert und gibt mehr“, wird in dem heiklen Bereich der Erziehung dringend davor gewarnt, den gefahrvollen Schluß zu machen, „daß jeder seelisch besonders innige oder auffällige Kontakt zwischen Lehrer und Schüler, selbst die weitgehendste Vertrautheit, durch gleichgeschlechtliches Fühlen zum mindesten des Lehrers bedingt sei“; die maßlosen Übergriffe der Blüherschen Deutungskünste gegenüber dem Wandervogel werden zurückgewiesen, besondere Streifgänge gelten der Freundschaft in der Ehe, den Beziehungen von Sokrates und Alcibiades, dem Fall „Nietzsche contra Wagner“.

Das Buch Placzeks kann, wie das im Wesen der Sache liegt, nicht den Anspruch erheben, auf seinen 150 Seiten einen Gegenstand, der eben erst der neueren Forschung sich erschließt, auszuschöpfen; eine vergleichende Psychologie der Zeitalter, die wir noch immer nicht haben, der Fortschritt der Grenzwissenschaften des seelischen und sinnlichen Geschehens wird die Erkenntnisse erweitern und vertiefen. Wege und Ziele in solcher Richtung aufgedeckt und gewiesen zu haben, ist Verdienst genug.

Heinrich Lilienfein



Aus Alt-Österreich

„Der Charakter des Menschen ist konstant," schreibt Artur Schopenhauer wenig trostvoll in seiner gekrönten Preisschrift „Über die Freiheit des menschlichen Willens", „er bleibt derselbe, das ganze Leben hindurch." Und auch der Charakter eines Volkes, soweit dieses einen rassisch einheitlich bestimmten Blutskörper darstellt, muß man folgerichtig ergänzen. So haben auch wir, Deutsche, uns nicht geändert, was wir am deutlichsten erkennen, wenn wir uns im Spiegel der Restaurationsperiode beschauen. Die napoleonischen Kriege hatten uns trotz unseres Endsieges nicht das heiß erstrebte Ziel der deutschen Einheit und nationalen Wiedergeburt gebracht, dafür den lähmenden Druck der Metternichschen Regierungsart, der unter steter Einmischung von russischer Seite durch alle deutschen Fürsten ausgeübt wurde, um das mächtig erwachte deutsche Nationalgefühl, worin man oben verkapptes Jakobinertum witterte, niederzuhalten. Der eigentliche Triumphator war damals ebenso wie heute das „perfide Albion". So gebar die große Zeit der Freiheitskriege die kleine der Biedermeierzeit mit ihrer sentimentalen spießbürgerlichen Behaglichkeit, naiven Genußsucht und ihrer — Tanzwut.

Ist es Zufall oder Absicht, daß man just jetzt in Wien eifrig Erinnerungen an das Alt-Österreich der Vormärz ausgräbt, das in seinem Beharrungsvermögen erst durch einen Anstoß von außen, die Schlacht von Königgrätz, zusammenbrach, um dann als Staatsruine noch ein halbes Jahrhundert eine Großmacht vorzutäuschen, welche Illusion nur durch die engste Anlehnung an Deutschland aufrecht erhalten werden konnte? So bietet uns die federgewandte und als Veranstalterin glänzender Feste vielleicht einzig dastehende Fürstin Pauline Metternich-Sandor in ihrem Buche „Geschehenes, Gesehenes, Erlebtes" (Wiener Literarische Anstalt, Wien und Berlin) Abrisse aus ihrem eigenen vielbewegten Leben. Mir trat die Fürstin zum ersten und letzten Male persönlich in den Gesichtskreis als die Schöpferin der Wiener Theater- und Musikausstellung im Jahre 1892 als eine echt österreichische Aristokratin mit jenem Stich ins Gemütliche, Volkstümliche, das in der „Backhendelzeit", die eigentlich trotz aller äußeren Wandlungen bis zum Weltkriege dauerte, als einigendes Band Adel und Bürgertum umschlang. Sie ist eine Enkelin des berühmten Staatskanzlers Fürsten Metternich, zu dessen Füßen sie spielte, als dieser noch die Geschicke Österreichs und des deutschen Bundes lenkte. Die Schilderung, die sie von ihrem Großvater entwirft, bestätigt die Ergebnisse unparteiischer geschichtlicher Forschung, daß dieser als Mensch ein edler Charakter war und sein verhängnisvolles staatsmännisches Wirken sich hauptsächlich aus der jesuitisch-engstirnigen, moralisch verseuchten Umwelt der Wiener Hofburg erklärt. Als treuer Diener seines Herrn, des letzten Trägers der Kaiserkrone des „heiligen römischen Reiches teutscher Nation" aus dem Hause Habsburg, galt es ihm, zunächst das allgemeine Bedürfnis nach Ruhe nach fast zwei jahrzehntelangem ununterbrochenem Waffengerassel zu befriedigen. Diesen Zustand wünschte man vor allem auch an den deutschen Fürstenhöfen, die das Erhaltene und Zuerworbene nicht neuen Erschütterungen aussetzen wollten und daher scheel und verdrießlich auf die Kreise hinabsahen, die eine innerpolitische Neugestaltung durch die Gewährung von Verfassungen forderten. Diesen Bestrebungen stand indessen auch die deutsche Bürgerschaft genau so wie heute dem revolutionären Umsturze lange Jahre um so apathischer gegenüber, als im Gegensatze zu unserer traurigen Zeit Handel und Wandel rasch emporblühten und eine Periode allgemeinen Wohlstandes begann; sie ertrug die Maßregelung Jahns und Arndts und der deutschen Universitätsjugend ebenso gleichgültig wie die Masse unseres Volkes in der Gegenwart die Stellung Hindenburgs und Ludendorffs vor den Untersuchungsausschuß. Dazu griff eine schier fabelhafte Genußgier um sich, so daß, wie wir aus dem Büchlein „Josef Lanner und Johann Strauß" von Fritz Lange (Breitkopf & Härtel, Leipzig) ersehen, das Leben und Treiben in

Wien und den anderen deutschen Großstädten wie ein ununterbrochener Festreigen dahinrauschte. Sicher wurde niemals in Wien so viel und so leidenschaftlich getanzt wie damals, als Lanner und Strauß die Fiedelbogen schwangen. Selbst ein Schubert, der zur selben Zeit, als die beiden Walzerkönige in Gold schwammen, ohne den Kredit seiner Freunde verhungert wäre, mußte, um Geld zu verdienen, zum Tanze aufspielen und Tänze komponieren. „Vorgestern Würstelball bei Schober, Schubert mußte Walzer spielen", lesen wir in Bauernfelds Tagebuch unterm 16. Januar 1826.

Dieser Zeit kann sich die Fürstin Metternich noch gut entsinnen. So lernte sie als kleines Mädchen in dem Salon ihrer Großeltern die berühmte Tänzerin Fanny Elßler kennen, zu deren Füßchen damals ganz Wien bewundernd lag. In den gastfreundlichen Räumen der Metternichschen Villa am Rennweg ging überhaupt alles, was Rang oder Namen hatte, ein und aus: Alexander von Humboldt, Feldmarschall Fürst von Windisch-Grätz, der Dichter Freiherr von Zedlitz, der Orientalist Freiherr von Hammer-Purgstall, der, wenn er einmal das Konversationslexikon seiner riesigen Belesenheit aufgeschlagen hatte, regelmäßig das Zuklappen vergaß, und endlich auch der Fürst Belgioso, der zu Rossinis Glanzzeit als einer der besten Tenöre galt und als solcher in der Erinnerung Metternichs fortlebte, obschon er inzwischen gänzlich stimmlos geworden war. Aber das schadete nicht weiter, denn der alte Fürst hatte gleichzeitig sein Gehör verloren. So erzählt uns die Verfasserin von einem komischen Auftritt, den sie einmal zwischen den beiden alten Herren erlebte. Bei einem seiner Besuche stellte sich Fürst Belgioso an das Klavier, um das Lieblingslied des Hausherrn „mira la bianca luna" zu singen. Wohl öffnete und schloß er den Mund, aber die kärglichen Überreste der einst so herrlichen Stimme vermochten nicht einmal die Klavierbegleitung zu durchdringen, geschweige denn, daß sie das Ohr des schwerhörigen greisen Fürsten erreichten. So lauschte und lauschte dieser vorgeneigt im Lehnstuhl sitzend — der letzte Ton verhallte — und laut erklang nun in die Stille die Frage des Halbtauben: „Wann fangt er denn an?"

Als Kinder- und Tierfreund tritt uns der alte Metternich besonders sympathisch entgegen. Die Jagd war ihm geradezu ein Greuel, er tat nicht einmal einer Fliege etwas zuleide, ja einmal wurde er von seiner Enkelin dabei ertappt, wie er eine in seinem Schreibzimmer aufgestellte Mausefalle entfernte und ein Stückchen Zucker zum Mauseloch hinlegte. Verlegen bemerkte er: „Sie kommt täglich um ihren Zucker und hat auch schon eine andere mitgebracht."

Der einst so gefürchtete Staatskanzler starb am 11. Juni 1859, von derselben Tragik umschauert, die dem großen Bismarck in seinen letzten Lebenstagen die bangen Worte entpreßte: „Wir gehen einer furchtbaren Katastrophe entgegen." Unheil dräuend hatte sich an dem politischen Horizonte Österreichs der Krieg mit Italien und Frankreich zusammengeballt, der den jungen Kaiser Franz Joseph um die Lombardei bringen sollte. In höchster Sorge stattete der Monarch dem greisen Staatsmanne einen Besuch ab, um dessen Rat einzuholen. „Um Gottes willen kein Ultimatum an Italien", riet Metternich. „Es ist gestern abgegangen", lautete die Antwort. So grollte in das Sterbezimmer des Fürsten der Kanonendonner des verhängnisvollen Jahres hinein, in dem der Zerfall der habsburgischen Monarchie langsam begann in die Erscheinung zu treten.

Der Vater der Fürstin, die ihren Oheim Richard, den späteren österreichischen Botschafter in Paris, heiratete, war jener Moritz Graf Sandor, der als verwegenster Reiter seiner Zeit europäischen Ruf genoß. Ein Original vom Scheitel bis zur Sohle, dabei der zärtlichste, treueste Gatte, der keinen Tropfen Wein sein ganzes Leben genossen und keine Karte angerührt hatte, kannte er nur eine Passion, die Pferde. Daß er bei seinen halsbrecherischen Ritten und tollen Wagenfahrten dreimal das rechte Bein, ein paarmal die beiden Arme und unzählige Male die Schlüsselbeine und Rippen brach, darf uns nicht wundern. „Wie oft dies

geschehen, weiß ich nicht," berichtet die Fürstin, „allein dies eine weiß ich, daß es alle Augenblicke hieß: ‚Papa hat sich das Bein ausgekegelt'." Furcht war dem Grafen, der über außerordentliche Körperkräfte gebot, fremd, und als er einmal, sein Töchterlein an der Hand führend, im Achtundvierziger Revolutionsjahre in den von johlendem Pöbel durchwogten Straßen herumspazierte und neben ihm ein Kerl plötzlich brüllte: „Es lebe die Republik!", da versetzte ihm der streng kaisertreu gesinnte Graf eine derartige Maulschelle, daß er blutüberströmt zusammenbrach. Und was echote aus der Menge tosend zurück? „Hoch Sandor! Bravo Sandor!" Die letzte Fahrt entsprach dem Leben des Grafen. Die Pferde, die seine sterblichen Überreste zur ewigen Ruhestätte bringen sollten, scheuten und gingen durch.

Während in der Fülle der in anmutigem Plaudertone gehaltenen Aufzeichnungen der Fürstin uns eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten — auch König Johann von Sachsen und sein Hof, sowie Richard Wagner und Franz Liszt fehlen nicht — entgegentritt, ist es in dem anderen Buche (Lange, Josef Lanner und Johann Strauß) das Wiener Bürgertum, dessen Lebensfreudigkeit nach den rhythmisch feurigen und entzückend melodiösen Weisen Lanners und Straußens in Walzerraserei dahinjubelt. „Ein junges Mädchen," so schildert die französische Hofdame Gaelis diesen Tanz, „leicht gekleidet, sich in die Arme eines jungen Menschen werfend, der sie an seine Brust drückt und sie mit solcher Heftigkeit fortreißt, daß sie bald ein heftiges Schlagen ihres Herzens fühlt und daß ihr bestürzt der Kopf wirbelt, das ist das, was man Walzer nennt." Übrigens sind Lanner und Strauß keineswegs die Erfinder dieses Tanzes gewesen — Gruber, Hirtl, Grünfeld, Pensel und andere waren ihre Vorläufer —, aber sie wurden die Klassiker des Wiener Walzers.

Wenige Jahre nach Joseph Lanners Geburt 1801, der von dem bürgerlichen Handschuhmacher Martin Lanner gezeugt wurde, besetzten 34 000 Mann Franzosen Wien und benahmen sich genau so wie heute ihre uniformierten Nachfahren in den von diesen besetzten deutschen Landen derart herausfordernd und anmaßend, daß es immer wieder mit der gutmütigen Bevölkerung zu Reibereien und blutigen Zusammenstößen kam. Drei Jahre später wurde Johann Strauß als Sohn eines Gastwirtes in der Floßgasse geboren. Wie bei Lanner zeigte sich auch bei ihm schon in früher Kindheit eine ungewöhnlich starke musikalische Begabung, die auszubilden es beiden erst nach hartnäckigem Ringen gegen den Widerstand der Eltern gelang; beide spielten zuerst in der Kapelle Pamer, deren Leiter stets betrunken war, und als sich Lanner selbständig gemacht hatte, wurde Strauß bei ihm Violaspieler. Er hatte ein Instrument, das furchtbar schnarrte, bis er auf den Rat eines alten Musikanten Bier hineingoß und die Flüssigkeit durch die F-Löcher wieder hinausfließen ließ. Das Mittel wirkte, die offenbar bierdurstige Viola klang, sobald sie getränkt worden war, weich und voll. Die Volkstümlichkeit, die sich die beiden Freunde errangen, muß eine ganz unbeschreibliche gewesen sein, und sie erwiesen sich dankbar dafür, indem sie aus dem schier unerschöpflichen Füllhorn ihrer Begabung die Walzer, Galoppaden, Menuette nur so herausschüttelten. Dieser Beliebtheit tat es auch keinen Abbruch, als die beiden Freunde nach einer heftigen Szene sich entzweiten, und Johann Strauß von da an seine eigene Kapelle dirigierte. Aber nicht nur bei der Bevölkerung, sondern auch bei Hofe waren die zwei Walzerkönige so beliebt, daß sie zu den Hofbällen und -festlichkeiten aufspielen mußten, wobei sie eigene Galauniform trugen. Lanner, der gerne zu viel des köstlichen österreichischen Weines die Kehle hinabrinnen ließ, erschien einmal zu einem solchen Hofballe in einer bedenklich schwankenden Haltung, so daß sie auch dem Kaiser Franz auffiel. „Ich bitt' Sie, schauen S'," sagte der Monarch zu dem Baron Kutschera, „daß man den Lanner auf gute Weise hinausbringt, sonst stürzt er noch herunter und haut sich den Kopf ein." Wie sehr ganz Wien im Banne der berauschenden Tanzweisen stand, ersehen wir vielleicht am besten aus einer Schilderung Richard Wagners, der 1832 zum ersten Male Wien besucht hatte: „Unvergeßlich blieb mir hierbei die für jede von Strauß vorgegeigte Pièce sich gleich willig erzeugende, an Raserei grenzende Be-

geisterung des wunderlichen Volkes. Dieser Dämon des wienerischen Volksgeistes erzitterte beim Beginn eines neuen Walzers wie eine Pythia auf dem Dreifuß, und ein wahres Wonnegewieher des wirklich mehr von seiner Musik als von den genossenen Getränken berauschten Auditoriums trieb die Begeisterung des zauberischen Vorgeigers auf eine für mich fast beängstigende Höhe." (Mein Leben.)

Wenn man in der Geschichte der Biedermeierzeit liest, so gewinnt man den Eindruck, daß wenigstens in der alten Kaiserstadt an der Donau die sauren Wochen des Goetheschen Schatzgräbers die Ausnahme, die frohen Feste aber die Regel waren. Und diese verschlangen Unsummen. So finden wir in einer Rechnung, die uns über ein Fest am 20. Juli 1846 in Wolfsbergers Etablissement „Sanssouci" in der Brühl bei Wien erhalten blieb, daß die Auslagen 2802 Gulden C. M. betrugen. Kein geringerer als Franz Liszt wirkte mit, und Johann Strauß, der mit seiner Kapelle spielte, führte dessen „Ungarischen Sturmmarsch" unter begeistertem Jubel auf. Aber es war doch eine Kultur in diesem Leben, vor der wir hundert Jahre später beschämt zurückstehen müssen. Denn es ist wahrlich etwas anderes, ob die Masse von der in ihrer Melodienfülle und kunstvollen Arbeit klassischen Walzern eines Strauß und Lanner hingerissen wird, in dem schönen Schein künstlerisch vornehm ausgestatteter Feste schwelgt, oder zu der unsäglich trivialen ordinären Musiziererei der Gegenwart in stillos kalten Vorstadtsälen und Bars sich im Kreise dreht: „Die lahme Lust auf siecher Zeh'". Man übersehe weiter nicht, daß im ersten Drittel dieser Zeit noch Beethoven lebte und schuf, namentlich von der Wiener Aristokratie gefördert, daß für das Hofburgtheater, das an der Spitze der deutschen Bühnen mit seiner glänzenden Künstlerschar stand, Grillparzer dichtete und Raimund und Nestroy ihre Stücke schrieben und aufführten. Die Freude an guter deutscher Kunst und das Verständnis dafür war das Erbe des Klassizismus und der Romantik, das die Biedermeierzeit übernahm, und die noch bis in die siebziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts hinein andauerte, bis die Materialisierung der deutschen Volksseele durch den Industrialismus und Mammonismus uns das grauenhafte Trümmerfeld der 1918er Revolution bescherte. Nun sehnen wir uns zurück nach der guten alten Biedermeierzeit, über die wir früher nicht genug spotten konnten. Je stärker aber diese Sehnsucht wird, desto mehr Kraft wird sie uns verleihen, auf die Zukunft wieder im deutschen Geiste gestaltend einzuwirken. Ändern werden wir unseren Volkscharakter freilich nicht — dies sagt uns unsere Geschichte. „Bloß seine Erkenntnis (des Menschen) läßt sich berichtigen; daher er zu der Einsicht gelangen kann", belehrt uns Schopenhauer in der eingangs angeführten Abhandlung, „daß diese oder jene Mittel, die er früher anwandte, nicht zu seinem Zwecke führen, oder mehr Nachteil als Gewinn bringen; dann ändert er die Mittel, aber nicht die Zwecke. Hierauf beruht das amerikanische Pönitenziarsystem: es unternimmt nicht, den Charakter, das Herz des Menschen zu bessern, wohl aber ihm den Kopf zurechtzusetzen." Hoffentlich wirken die Friedensschlüsse von Versailles und St. Germain auf unser Volk in diesem Sinne.

Josef Stolzing



Laiengedanken eines Berufsoffiziers

Unter dem Titel „Der Weltkrieg im Lichte naturwissenschaftlicher Geschichtsauffassung" (Georg Bath, Berlin) erschien kürzlich ein bemerkenswertes Buch. Die Grundlage, auf der der Verfasser aufbaut, ist die Frage des Rassentriebs. Wer sich mit Rassenfragen beschäftigt hat, weiß, daß in dieser Sache etwas nicht stimmt bei den Deutschen, daß wir anders sind als andere Völker, daß uns etwas für das Wohlergehen

der Rasse unumgänglich Notwendiges fehlt, mit einem Wort, daß wir im Vergleich mit andern Völkern ungewöhnlich sind. Der Mangel an Rassetrieb im Deutschen, schon von Tacitus festgestellt, schon die Ursache der Tragödie Hermanns des Cheruskers, ist immer wieder im Verlauf der deutschen Geschichte der Grund und die Ursache nationaler Zusammenbrüche und der Verelendung, die sie zur Folge haben. Welch furchtbare Tragik der Verfasser hier aufdeckt, wird uns klar, wenn wir einige seiner Erläuterungen zu diesem Thema betrachten. Da lesen wir Seite 124:

„Wir wissen, daß der Deutsche nicht das Nationalgefühl hat, wie andere Völker, wir wissen, daß die Deutsch-Amerikaner in diesem Krieg begeistert gegen uns fochten, die Englisch-Amerikaner aber im Herzen auf Englands Seite standen, wir wissen, daß der französische Schweizer im Krieg begeisterter Franzose war, der italienische Schweizer nach Italien drängte, daß aber der deutsche Schweizer kühl bis ans Herz hinan oder selbst mit höhnischen Glossen der Nibelungen Kampf und Not zusah . . .“ Oder S. 135: „Die wievieltste tragische Episode in der deutschen Geschichte bedeutet es eigentlich, in diesem Winter 1918/19, als die andern Stämme Österreichs jubelnd und aufatmend ihren Blutsgenossen zueilten, während die zerzausten, ausgeplünderten, verhöhnten und beschimpften Reste der besten in Österreich wohnenden Rasse unter den Fußtritten der andern endlich den Schritt nach der deutschen Pforte wagten, halb taumelnd vor Hunger, im Herzen aber immer noch die Sehnsucht nach dem abgebrannten, muffigen Hause, als dann die andern hohnlachend diese Pforte schlossen?“ S. 136: „40 Prozent Deutscher, 40 Prozent deutscher Freiwilliger hatte die eine amerikanische Division (wenn ich mich recht erinnere, die 32.), die an der Maas gegen uns kämpfte; stolz erzählte ein Regimentskommandeur, der zu uns kam, im schönsten bayerischen Dialekt, daß er in Nürnberg geboren sei, wo seine Eltern noch lebten, stolz erzählte ein anderer Regimentskommandeur, daß er beim Grenadierregiment 109 in Karlsruhe gedient hatte, stolz verlangten die gefangenen Deutsch-Amerikaner, wenn sie verwundet angebracht wurden, im Lazarett als ‚Landsleute‘ zuerst behandelt zu werden.“ S. 142: „Daß dabei (1914) auch eine gewisse Einwirkung des Rassetriebs bei vielen nicht fehlte, kann nicht bestritten werden, wer aber glaubt, daß sich unser Charakter dauernd von Grund aus geändert hätte, der mag sich nur an die Tage des Niederbruchs erinnern, an diesen Hexensabbat von nationalem Masochismus, der wohl alles in den Schatten stellte, was je in dieser Beziehung von Deutschen geleistet wurde und der mit dem Einfluß der Unterernährung wahrlich nicht mehr allein erklärt werden kann.“ S. 141: „Der Deutsche ist in vielen Fällen ausgesprochener Masochist, wie der Franzose in dieser Beziehung Sadist ist: er liebt die Schmähung und Erniedrigung. Schwache Erscheinungsformen dieser Veranlagung sind die Sehnsucht nach dem Untergang in fremdem Wesen, die Fremdwörtersucht, die Italiensehnsucht (Italien ist eine Gemütskrankheit, sagt O. E. Hartleben), der Stolz auf fremde Bluteinmischung.“

Schließlich noch ein Zitat von S. 92, einesteils weil es einen Funken von Hoffnung in diese fast hoffnungslose erbliche Belastung der Deutschen bringt, andererseits auch, weil es einiges Licht auf die Stellungnahme des Verfassers zum österreichischen Bündnis wirft:

„Natürlich wären die Flamen nicht gerne zu uns gekommen, während die Südbelgier zum mindesten ohne Murren zu Frankreich gegangen wären. Allein dies spricht nicht dagegen, daß die Natur diesen Weg gehen wollte, spricht nur wieder dafür, daß der Deutsche eben die unglücklichst veranlagte Rasse darstellt, wie ja auch die Deutsch-Österreicher als einzige nicht zu den Genossen ihres Blutes hindrängten, die Deutsch-Schweizer als einzige mit ihren Sympathien kalt zur Seite standen, die Deutsch-Amerikaner — doch dieses traurige Kapitel ist ja bekannt genug. Wenn ein Volk kein Rassegefühl und infolgedessen keinen Drang zum Zusammenschweißen der Rasse besitzt, wenn aber im übrigen die Natur auf der ganzen Erde das Zusammenschweißen der Rassen fordert und fördert, so folgt daraus, daß sich schließlich auch das

„pervers“ veranlagte Volk wohl oder übel nach dem Beispiel der andern richten muß und auch ohne Schaden richten kann. Blut ist schließlich auch beim Deutschen dicker als Wasser, und die Zeit schafft Wunder, wenn nur das Blut, das gewaltsam zusammengeführt wurde, das zueinander passende ist. Die Sachsen aus der Gegend von Jüterbog—Torgau erhoben sich vor Waterloo gegen den alten Blücher, weil ihr Land preußisch wurde, 1866 wußte dort kaum noch einer, daß man einst sächsisch gewesen. Die Herrlichkeit von Kurhessen, Nassau und Frankfurt war nach zehn Jahren vergessen — von einigen verschrobenen Querköpfen abgesehen —, das Welfentum starb zahlenmäßig aus, jedenfalls ist im Krieg kein Hannoveraner aus derartigen Gründen übergelaufen, während die französischen Lothringer aus der Grenzecke, die vor etwa ebenso langer Zeit, und die Polen, die vor dreimal so langer Zeit mit Gewalt herangeholt worden waren, in Menge überliefen. Entscheidend ist, das hat der Krieg bewiesen, schließlich auf die Dauer doch das Blut. Auch der deutsche Partikularismus wächst sich mit der Zeit aus, nur rassenfremde Bestandteile wachsen nicht ein . . .“

Aus dieser kurz angedeuteten Darlegung der Rassenfrage geht die Stellungnahme des Verfassers zum Weltkrieg mit zwingender Logik hervor. Unser Verhältnis zu Österreich-Ungarn war, so führt er aus, durchaus unsittlich, denn es stritt gegen die Natur, indem es das Sterbende, Todgeweihte künstlich zu erhalten suchte. Weil es naturwidrig war, war es unrecht = falsch. Es konnte dem absterbenden Gebilde nichts nützen und mußte uns ins Verderben bringen. Unsere Politik hätte darauf gerichtet sein müssen, die Deutsch-Österreicher friedlich aus ihrem Mischmasch von Nationalitäten zu uns herüberzuziehen (was sie allerdings, aus Mangel an Rassetrieb, im Gegensatz zu ihren Hausgenossen, kaum ersehnten), und so die Gelegenheit zu schaffen, das Unaufhaltsame auf dem Weg der mindesten Umwälzung zu vollenden. Statt dessen arbeiteten wir darauf hin, den Ring unserer Feinde vollständig zu machen, indem wir Rußland in diesen Krieg zwangen. „Nichts“, sagt der Autor an einer Stelle, „hat sich stärker gerächt, als der (naturwidrige) Kampf der beiden Interessenfreunde gegeneinander.“ Das natürliche Bindemittel, meint er, wäre für Deutschland und Rußland das gemeinsame Interesse an der Teilung Österreichs gewesen. „Es liegt eine tiefe Tragik darin,“ sagt er am Schluß seiner Ausführungen über dieses Thema, „daß die vom besten Geist beseelte, treue und tapfere russische Armee auf die noch bessere deutsche Armee stoßen mußte und daß sich beide zum Besten Englands drei Jahre lang zerfleischten. Das Wort Napoleons: ‚Die Erde schien stolz darauf, soviel Tapfere zu tragen‘, gilt wahrhaftig für die blutgetränkten galizischen und polnischen Felder, gilt für beide Heere, die dort miteinander rangen — schade nur, daß die Frage, warum dies kostbare Blut vergossen wurde, von beiden Teilen schon heute nicht mehr beantwortet werden kann. Denn mit demselben Recht, mit dem der russische Soldat nach Brody und Lemberg strebte, mußten wir nach Innsbruck und Graz streben, mit größerem Recht sogar noch, da wir doch sahen, daß unsere Rassegenossen nicht nur — wie die Russen — wirtschaftlich stagnierten, sondern auch durch fremdes Blut vergiftet und erstickt wurden.“

In glänzend geschriebenen Kapiteln beleuchtet der Verfasser das Gegenstück im Deutschen zu seinem Mangel an Rassegefühl: den Hang zum Partikularismus und den Trieb zum Egozentrischen. Die Fülle kluger und feiner Gedanken, die er hier wie überall entwickelt, drängt unwillkürlich zu Auszügen, die aber der Mangel an Raum hinwieder verbietet. Dasselbe gilt von den Abschnitten: Spiegel des Kriegsverlaufs, Spiegel der Außenpolitik, der Innenpolitik und — Porta Nigra. Porta Nigra nennt der Verfasser, was die Franzosen débâcle nannten. Doch welch ein Unterschied! In all dem Grausigen, Irrsinnigen, dem Ungeheuerlichen, das „sich nicht wegwaschen läßt, das alle Wohlgerüche Arabiens von der deutschen Hand nicht wegwaschen können“, ist des Verfassers kleines persönliches Erlebnis des „Flaggenlieds“ vielleicht das Erschütterndste.

Dennoch bleibt der Eindruck dieses Buches ein tröstlicher, ja ich möchte sagen: erhebender. Ein Mann, der viel gesehen, viel gelesen, viel gedacht und — als Deutscher — viel gelitten hat, faßt hier den deutschen Charakter, die deutsche Art, die deutschen Leistungen zusammen. Er tut es auf eine Art, die an den gesunden Common sense des Engländers gemahnt, den Standpunkt des Mannes, der tatsächlich einen Standpunkt hat, von dem er den wilden Strudel seiner Zeit überschauen kann. Er rückt deshalb vieles wieder in das rechte Licht, schenkt uns Güter wieder, die wir unbegreiflicherweise uns hatten entgleiten lassen — ich meine: einen Stolz trotz allem, und ein wenn auch zaghaft keimendes Vertrauen in die Zukunft.

Das Schicksal wird seinen Weg gehen, und wir wollen uns trösten mit dem Wort, das laut Schemenows Erzählung einst in der tropischen Gewitternacht vor Madagaskar an Bord des todgeweihten russischen Geschwaders gesprochen wurde:

„Ruhm und Ehre denen, die ihr Leben dem Vaterland gaben, die Verräter aber, die wird Gott richten.“

L. M. Schultheis



Ein Rätsel

Als ich im Jahre 1867 zum erstenmal in Rom war, lernte ich in dem dortigen Skandinavischen Verein den seltsam begabten und unterhaltlichen finnischen Maler Severin Falkman kennen. Er war damals noch ein junger Mann, den übrigens sein geistvoller Landsmann Jacques Ahrenberg in seiner biographischen Serie „Menschen, die ich kannte“ vortrefflich charakterisiert hat. Wir trafen uns fast täglich und pflegten spätnachmittags in einer kleinen gemütlichen, „Carlino“ benannten Trattoria, die an der Ecke der Piazza Barberini und Via del Tritone lag, miteinander zu speisen.

An einem Frühlingsabend, als wir unter dem Sonnenzelt saßen, mit der Aussicht auf den Markt, auf dem im Eckhause schräg gegenüber eine Fontäne in zierlichem Barockstil in die Mauer eingelassen war, sah ich einen hochgewachsenen ältlichen Mann in Hemdärmeln, den Rock über der einen Schulter, daherkommen, der seinen Kurs nach der Quelle zu steuerte.

„Schauen Sie den an!“ sagte mein Nachbar, „der ist ein dänischer Bildhauer, Holbech mit Namen. Er ist bemerkenswert dadurch, daß er der letzte Schüler und Helfer Thorwaldsens hier in der Stadt und derjenige war, dem Thorwaldsen vor seiner Rückreise nach Dänemark die Besorgung des Heimtransports seiner Wohnung und seiner kostbaren Kunstsammlungen anvertraut hat. Er hatte übrigens auch noch einen Teil der damals noch nicht fertigen Bestellungen zu überwachen und selbst bei den Marmorarbeiten mitzuhelfen.“

Während Falkman noch sprach, hatte der reckenhafte Graubart den Wasserspeier erreicht, vor dem er stehen blieb, den Rock abnahm und auf den Rand des Behälters legte, sich die Hemdärmel bis über die Ellbogen hinaufkrempelte und so eine ausgiebige Handwaschung vornahm, wobei auch das Gesicht ein erfrischendes Bad mit abbekam. Alles geschah mit einem Freimut, der sich in einer andern, mehr konventionellen Großstadt weniger gut ausgenommen hätte, hier, in der „Ewigen“, jedoch ganz und gar nicht anstößig wirkte, sondern nur so nebenherging als ein kleines malerisches Detail in dem sorglosen Straßenleben dieser einzig dastehenden Metropole. Nach wohlverrichtetem Werk zog unser Mann seine untadelig weißen Hemdärmel wieder herunter, nahm seinen schwarzen Alpakkamantel um und setzte, hocherhobenen Hauptes, den eisenbeschuhten Stock auf den Straßensteinen klingen lassend, seine Wanderung die Via Sistina hinunter fort.

* * *

Über diesen Holbech erzählte mir später einmal mein alter Freund und Lehrer, der führende Aquarellmaler, Professor Karl **Werner** in Leipzig — auch ein alter Römer — eine etwas wunderliche Geschichte, die ich nie vergessen habe und die es wohl verdient, weitergegeben zu werden. Ich lasse also Professor Werner sprechen:

Eines Abends im Nachwinter 1844 saßen wir, eine Gesellschaft deutscher und skandinavischer Künstler, die wir in der Trattoria del Lepre gemeinsam „Abend zu essen" pflegten, vor den Erzeugnissen der weitberühmten echtitalienischen Küche dieser Gaststätte, ein jeder seine „fogliotta" rubin- oder topasgefärbten römischen Landweins vor sich.

Die Gesellschaft war vollzählig bis auf ein Mitglied, einen dänischen Bildhauer namens **Holbech**, der wegen seines schönen Wuchses und seiner hellblonden Haare, besonders unter den Deutschen, unter dem Pseudonym „der Wikinger" bekannt war. Seit dem Abend vorher hatte niemand von ihm gehört, aber da man wußte, daß er diese Tage, mehr als gewöhnlich, Eile hatte mit dem Vollenden und Einpacken von einem Teil verspäteter Arbeiten des alten Thorwaldsen, der selber schon längst nach Dänemark heimgekehrt war, so war keiner, der sich über sein Verzögern beunruhigte. Und ganz richtig, nach etwa einer Stunde trat er, mit Hurraruf begrüßt, herein; aber er beantwortete die Begrüßung kaum, setzte sich stillschweigend auf seinen gewöhnlichen Platz und sah bleich und „kurios" aus, was zu allerhand neugierigen und zudringlichen Fragen Veranlassung gab, wie: ob er verliebt sei, ohne Geld oder „krank im Magen"? Er verzog jedoch kaum merkbar den Mund zu einem Lächeln, wies bloß alles zurück und meinte, daß er nichts sagen wolle, weil er uns kenne und ja im vorhinein wisse, daß wir nichts andres tun würden, als ihn auslachen. Darüber natürlich erneuter Anlauf und fortgesetzte Proteste, bis er, schließlich müde werdend, nachgab und rief:

„Nun, wenn Sie endlich versprechen, sich anständig zu betragen und sich über mich nicht lustig zu machen, so will ich also über das für Sie gewiß Verwunderliche, was mir geschehen ist, reden. Wie Sie wissen, habe ich fortwährend zu tun mit dem Auftrag, in der Werkstatt des Alten einen Teil der Sachen fertig zu bildhauern, was — es ist eine Schande, es zu sagen — seit seiner Abreise noch immer nicht geschehen ist, obwohl er nun schon über zwei Jahre fort ist. So ist darunter auch eine dringende Arbeit, zu der ich mir drei Männer zur Hilfe mieten mußte; und da es heute besonders stark zu tun gab, so haben wir bis über eine Stunde nach dem Ave Maria ausgehalten, um sie zu beenden, worauf ich, nachdem die andern gegangen waren, die Außentüre abschloß und mich hierher begeben wollte. Als ich jedoch bis zur Spanischen Treppe gekommen war, merkte ich, daß ich etwas, was ich bei mir haben wollte, dort vergessen hatte, weshalb ich umkehrte.

Kaum war ich in das äußere Atelier gekommen, wo wir fertige Arbeiten verpacken und das ja von dem eigentlichen Arbeitsraum durch den großen Vorhang abgeschieden ist, hörte ich zu meiner Verwunderung, daß jemand drinnen stand und bildhauerte; ich hörte ganz deutlich die kleinen festen Hammerschläge gegen den Meißel und wie die Steinbrocken auf dem Boden durcheinanderkollerten. Und da, wie Sie sich erinnern, es schon einmal geschah, daß ein Arbeiter überführt worden ist, sich am Abend im Atelier verborgen zu haben, um während der Nacht, bei Kerzenlicht, eine kleine Figur von Thorwaldsen zu kopieren, die er dann als Original verkaufte, glaubte ich selbstverständlich sofort, daß ich es wieder einmal mit einem solchen Pfiffikus zu tun hätte, weshalb ich mich darüber machte, ihn in flagranti zu ertappen. So schlich ich mich also auf den Zehen heran, packte die große vorgezogene Gardine und schob sie mit einem einzigen Zug, so lange als die Ringe laufen, zurück, überzeugt, mich im selben Augenblick bec à bec mit dem Gauner zu befinden. Aber denken Sie sich mein Erstaunen, als im Gegenteil kein Lebewesen zu sehen und kein Laut zu hören war; Natürlich glaubte ich zuerst, daß sich mein Mann in irgend ein Versteck verkrochen hätte und begann deshalb Nachforschungen in jedem Winkel des Ateliers, untersuchte Schränke, Packkisten und Gipstonnen, guckte unter den Tisch und sogar unter die Stühle, suchte hinter jeder Säulenplatte und jedem Gerüst —

alles gleich umsonst. Schließlich wurde es mir klar, daß ich mich getäuscht haben müsse, daß ich falsch gehört habe oder irgend einer Art von Halluzination ausgesetzt gewesen war, wogegen nichts weiter zu tun war, als zu verzichten, und fortzugehen. Folglich zog ich die Gardine von neuem wieder vor und war eben darüber, die Tür zur Straße zu öffnen, als ich plötzlich dasselbe unerklärliche Klopfen wieder vernahm, wenn auch diesmal ein wenig schwächer.

Ja, Sie können mich meinetwegen Feigling titulieren, aber ich kann nicht anders, als es einzugestehen, daß es einfach schauerlich war. Die Dämmerung war herniedergesunken, draußen war es totenstill, desto deutlicher hörte man daher das Hämmern hinter der Gardine. Ich stürzte auf die Türe zu, schlug sie hinter mir in doppeltes Schloß, nahm die Beine auf die Achsel — und da bin ich nun!"

Die Erzählung wurde mit entschiedenem Zweifel aufgenommen; es war wohl kaum jemand, der nicht spöttisch gelächelt oder den Kopf geschüttelt hätte.

„Poverino!" rief einer, „er ist krank!"

„Krankissimo!" lautete es von einem andern.

„Ja, er hat Fieber! Mindestens zweihundert Grad!"

„Geh vor allem nach Hause und lege dich nieder; mit sowas läßt sich nicht spaßen! Seht nur, was für Augen er macht!"

„Ja, das ist das gelbe Fieber!" sang einer zur Melodie aus dem „Barbier".

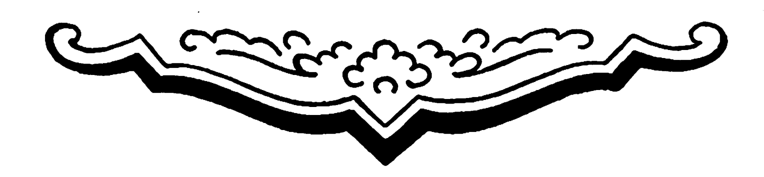
„Ja, betrügen Sie sich nur, so viel Sie wollen", sagte der Wikinger ruhig. „Ich schreibe mir für jeden Fall das Datum zur Erinnerung auf." Und er nahm sein Skizzenbuch aus der Tasche und schrieb mit Schönschrift hinein: „Spuk im Atelier den 24. März 1844".

* * *

Damals ging die Post langsam durch Europa; aber zwei Wochen später langten aus Dänemark Zeitungen und Briefe an vom 25. März, die die unerwartete Nachricht brachten, daß am Tage vorher um halb acht Uhr abends Thorwaldsen im Königlichen Theater zu Kopenhagen gestorben war.

Graf Georg von Rosen

(Aus dem Schwedischen von Mathilde Freiin von Leinburg)





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Belebung des evangelischen Gottesdienstes

Hat sich seit den musikalischen Zeiten der Familie Bach der evangelische Gottesdienst ebenso entwickelt, wie in diesen zweihundert Jahren etwa das Erziehungswesen oder die Bühnenkunst? Warum sind sehr, sehr viele unsrer Kirchen so leer? Könnte nicht viel mehr geschehen, um den Gottesdienst zu einer für die ganze Woche nachwirkenden Festlichkeit zu gestalten? Müßte nicht viel kräftiger die Kunst herangezogen werden, um vertiefende Stimmung zu erzielen?

Ich komme auf diese Gedanken durch einen merkwürdigen Aufsatz in der „Voss. Ztg.", wo unter dem Titel „Lichtbildergottesdienste" ein „neuer kirchlicher Versuch" geschildert wird. Dieser Versuch fand in der Zwinglikirche statt. Pfarrer Horn sprach nach dem Eingangslied ein Gebet, und dann wechselten Verlesungen von Bibelstellen, Lichtbilder und Gesang oder Spiel miteinander ab. Gezeigt wurden nur moderne Bilder: Hodler, Gebhardt, Liezmann, Nikolas, Corinth, Klinger, Thoma, Feuerbach, Böcklin, Steinhausen und Uhde. Die Vorführung wurde nach der Corinthschen Kreuzigung (Na, na! D. Türmer) durch Glockengeläut unterbrochen, das zum stillen Gebet einlud. Die Gemeindegesänge brachten durchweg alte Melodien.

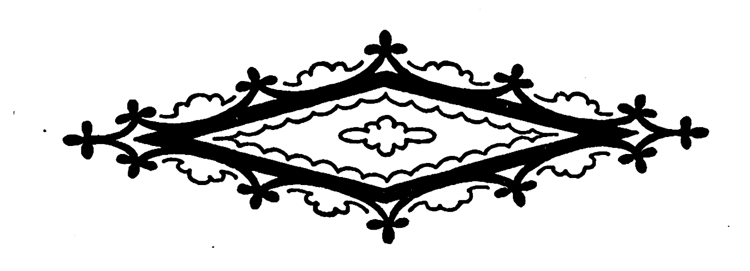
„Der Eindruck war stark," schreibt die „Voss. Ztg.", „die Kirche überfüllt, die Gemeinde ruhig und würdig. Es scheint hier wirklich die Möglichkeit gegeben, wenn man diese Gottesdienste vielleicht dreimal im Jahre veranstaltet, eine neue Form zu finden." Und dann fügt der Verfasser hinzu: „Die Bilder selber gaben zu allerhand Bedenken Anlaß: zunächst waren sie nicht überall in der Kirche deutlich sichtbar, und zwar nicht deshalb, weil die Projektion nicht gelang, sondern weil es sich um Reproduktionen von Gemälden handelte; Gemälde aber sind auf Farben, nicht auf scharfe Umrisse gestellt. Der große schwarze Fleck der Madonna auf Böcklins Gemälde störte, weil man zunächst überhaupt nicht begriff, daß es sich um eine Person handelte. Und an vielen Bildern gingen Einzelheiten völlig verloren, weil sie im Gemälde durch Farbenkontraste akzentuiert werden, die bei der Schwarz-weiß-Reproduktion verschwimmen. Weiter störte den feiner Empfindenden auch der verschiedene Christuscharakter der einzelnen Meister. In diesem Punkte muß unbedingt Einheitlichkeit herrschen. Die Vorführung hatte also Mängel, die bei der Benutzung von Holzschnitten alter Meister, z. B. der Dürerschen Passion, vermieden worden wären. Damit soll nicht gesagt werden, daß grundsätzlich Werke neuerer Meister für derartige Gottesdienste ungeeignet sind — im Gegenteil, man kann nur hoffen, daß unserer religiösen Kunst der Meister ersteht, der so völlig aus dem Herzen und Geist unserer Generation spricht, wie Dürer aus seiner Zeit, und der daneben alle die Fehler vermeidet, die hier skizziert wurden. Die Bachsche Musik klang, von kleinen Ausnahmen abgesehen, herrlich; die Verdunkelung der Kirche trug viel zur Verinnerlichung

des Gottesdienstes bei — etwas Mystisches kam so hinein, und als nach Jesu Tod die Glocken läuteten, wurde durch die drei Künste, der Malerei, des Gesanges und der Vortragskunst — denn Pfarrer Horn bemühte sich, die Schriftstellen dramatisch vorzutragen — der Höhepunkt der Empfindung erreicht"...

Ich muß gestehen, daß ich diese Art von Vorführungen zwar als eine künstlerische Veranstaltung achten kann — aber Gottesdienst? Jedenfalls sieht man aus dem Versuch, wie das Bedürfnis rege ist, zwischen Kirche und Welt wieder eine engere Verbindung herzustellen.

—n—

Nachwort der Schriftleitung. Auch in katholischen Kreisen beschäftigt man sich mit der Frage einer innigeren Verbindung zwischen Liturgie und Volk, wie ein Artikel im Münchener „Hochland" hervorhebt. „Ähnlich wie in den Tagen der Romantiker ist die Bewunderung für den liturgischen Kultus der Kirche wieder ein wenig Modesache geworden. Man setzt, vor allem in monistischen Kreisen, das ästhetische Gefühl dem religiösen gern gleich oder gar an dessen Stelle, statt in ihm nur die Vorhalle zum Allerheiligsten zu sehen..." Sehr wahr! Doch man kommt vielleicht bei alledem der Wahrheit wieder näher, daß religiöses Gefühl und wahres Gebet „im Innersten irrational" sind („Hochland"), also von Klang, Melodie, Rhythmus belebt und beflügelt werden können.



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Volkskunst im Dienste des deutschen Neuaufbaus

In einer Zeit, die, wie die unsrige, nach einer neuen, für alle erträglichen Daseinsform ringt, vergißt man allzu leicht das Alte zugunsten des Neuen und das Innerliche zugunsten des Äußerlichen. Und doch sollte man bedenken, daß in dem, was uns von unseren Vorfahren überkommen ist, manches schlummert, was uns mehr helfen kann, als all die tausend neuen, unerprobten Ideen und Gedankenflüge bewußter Neuerer. In unserem alten geistigen Volksgut sind Werte enthalten, die uns wohl das wiedergeben können, was uns leichtlebigen Gegenwartsmenschen fehlt: das tiefe innerliche Erlebnis, das den Menschen im Menschen wachruft und das ein Volk in seiner Gesamtheit erstarken läßt.

Freilich muß dazu erst die deutsche Volkskunst aus ihrem Dornröschenschlaf erweckt werden, in den sie Unreinheit und Gewinngier einer neuen Zeit versenkt haben. Wir Deutsche kennen ja unsere Volkskunst gar nicht mehr; zwar beschäftigen sich unsere Gelehrten eingehend und wissenschaftlich mit ihr, aber sie ist weit davon entfernt, im Volke als Volksgut lebendig zu sein. Das hängt wohl damit zusammen, daß Kunst und Volk für uns zwei ganz verschiedene Begriffe sind. Wir haben augenblicklich eine geistig hochentwickelte Kunst, aber sie ist zu tiefgründig, oder sie wandelt zu eigenwillige Wege, um allen etwas zu sein. Die hohe, heilige Aufgabe jeder Kunst soll es jedoch sein, allen erhebende und erfrischende Feierstunden zu geben, die im Menschen weiterwirken. Sie soll allen zum Erlebnis werden, das in ihnen ein Sehnen nach aufwärts wachruft, und das ihnen ein Halt und Trost für trübe Stunden wird. Unsere heutige Kunst kann uns das nicht geben; rein äußerlich kann sie gerade in dieser Zeit nur wenigen für teures Geld geboten werden, innerlich aber befriedigt sie nur eine kleine Anzahl sogenannter Gebildeter.

Hier kann die mißachtete Volkskunst zum Retter werden. Sie ist unabhängig von großen Aufwendungen und Kosten, sie ist aber vor allem so beschaffen, daß sie ein jeder von uns nacherleben kann, mit ihren einfachen, aus der Kindheit vertrauten Gestalten und Welten steht sie unserem wahren deutschen Fühlen nahe. Sie ist zwar manchmal derb, aber verletzend und abstoßend ist sie nie, ob sie uns nun in Wort, Bild oder Tönen entgegentritt, wir müssen nur reines Herzens und reinen Sinnes sie zu erfassen suchen.

Soll sie uns aber wahrhaft zum Helfer werden, dann genügt ein bloßes Erfassen und Aufnehmen nicht; das innere Erlebnis an der Kunst, das uns Dauerwerte schafft, kann nur durch ein Nachschaffen unsererseits erreicht werden. Ein jeder von uns muß auf dem Gebiete der Volkskunst nachschaffender Künstler werden! Dies mag fürs erste unmöglich erscheinen, betrachten wir aber trotzdem diesen Vorschlag ein wenig genauer! Wer war es denn, der einstmals unsere alte Volkskunst schuf, wer erdachte die alten Volkslieder und Volkstänze, wer erfand jenes alte schlichte Hausgerät, das unsere volkskundlichen Museen heute füllt? Wer ersann und wer spielte die alten Volksstücke? Nur wenige Namen sind uns überliefert, es war das Volk in seiner Gesamtheit, das seinem elementaren Kunstbedürfnis auf echte und einfache Weise Ausdruck verlieh, der Bauer, der Handwerker, Mann und Weib halfen mit,

um sich und andere zu erfreuen. Dahin müssen auch wir wieder kommen, wir müssen wieder alle selbsttätig an der Kunst teilhaben, das schließt nicht aus, daß besonders Berufene durch ihre Werke uns die höchsten Höhen der Kunst zeigen. Helfen wir alle mit an der Verlebendigung des Künstlerischen, so wird ihr Schaffen, getragen von einer künstlerischen Gesamtkultur, schönere Früchte zeitigen; uns aber wird durch ihr Wirken ein neuer Ansporn gegeben und wir werden auf Grund eigenen Erlebnisses ihnen verstehend folgen können. Vor allem muß die Jugend zu selbständigem künstlerischen Schaffen erzogen werden. Was nützt es, daß sie in der Schule davon hört und darüber lernt, sie muß selbst Kunst schaffen, und die Volkskunst alter Zeiten wird sie am schnellsten und am liebsten nachbilden und neubilden können, denn diese steht in ihrer schlichten Kindlichkeit ihrem Gefühlsleben am nächsten. Der Schaffensdrang schlummert in jedem gesunden Kinde, er muß nur geweckt und auf die richtige Bahn gelenkt werden, dann wird das kommende Geschlecht zum Segen seines Vaterlandes innerlich erstarken und wird keine Zeit und Lust mehr haben, sich seine Seele durch die Machenschaften einer Unkultur vergiften zu lassen.

Den Ausgang für eine auf dem Boden des Alten stehende Volkskunstbewegung muß das Volksdrama unserer Vorfahren im weitesten Sinne bilden. Das Dramatische fesselt uns am schnellsten durch die Stärke des darin enthaltenen äußeren Erlebens, und in jedem Menschen liegt ohnehin ein Drang zum Spielen und Nachahmen. Diesem Drange müssen wir einmal mehr als bisher freien Lauf lassen, wir müssen mehr spielen. Aber unser Spielen darf nicht nur beim toten, seelenlosen Nachplappern der gedruckten Worte bleiben, darf sich auch nicht nur mit der Nachahmung einiger eingelernter Gesten begnügen, wie man das leider so häufig heute findet. Wir müssen uns einfühlen in die Art und das Wesen der Gestalten, in die Umwelt der dramatischen Handlung. Vom Äußerlichen wird der Weg zum Innerlichen führen. Gerätschaften und Kleidung der handelnden Personen werden wir uns selbst erdenken und, wenn irgend möglich, selbst anfertigen. Vorbilder und Rat Erfahrener werden uns dabei unterstützen, viel liebevolle Kleinarbeit gehört zwar dazu, aber der Lohn wird nicht ausbleiben. Nicht nur unser eigentliches Spiel wird dadurch zu einem lebendigen Kraftquell werden, der uns immer neue Schönheiten und Werte offenbart; was wir hier beim Spiel in den Feierstunden freudig lernten, wird auf den Alltag überstrahlen, wir werden wieder dazu angeregt, unsere Gebrauchsgegenstände nach eigenem Geschmack zu bilden, die tote, unpersönliche Verfertigung von Geräten ohne Eigenwert wird uns nicht mehr behagen, wir werden unser Heim und unsere Welt nach unserem Willen gestalten. Wie sich aber äußerlich unser Geschmack läutern wird, wie unsere Persönlichkeit der Umwelt einen eigenen Stempel aufdrücken wird, so werden wir auch innerlich zu Persönlichkeiten werden, die durch eigene Erfahrung den Unterschied zwischen gut und schlecht in der Kunst erkannt haben. Das Schöne und Gute wird in unserem Inneren fortleben und unser Leben befruchten. Unsere Phantasie wird angeregt werden und, verbunden mit einem geschulten Geschmack, werden wir schließlich zu eigenem neuen Schaffen auf künstlerischem Gebiete kommen. Damit wäre das höchste Ziel erreicht: Aus tätigem Erleben unserer alten deutschen Volkskunst wird im Volke für das Volk eine neue, der alten ebenbürtige Kunst geboren!

Von heute auf morgen wird die Entwicklung freilich nicht vor sich gehen; sie wird auch nicht gleich weite Kreise des Volkes ergreifen, dazu stecken wir zu tief in all dem Minderwertigen einer rein materialistischen Zeit. Aber ein allzu schneller Erfolg wäre auch gar nicht einmal gut, wir würden nur Halbheit und Oberflächlichkeit erzeugen. Gut Ding will Weile haben und will im stillen reifen, Volkskunst kann nur auf dem Boden echten Gemeinschaftsgeistes erwachsen. Darum mögen sich allerorten erst kleine Gruppen von Menschen zusammenfinden, unter der Leitung einer Persönlichkeit, der sie restlos vertrauen, sollen sie hinausziehen in Feld und Wald, dort kann man Volkskunst, fern vom lauten Getriebe des Tages, am innigsten erleben. Erst wenn ein langes, fruchtbringendes Erleben sie innerlich fest zusammengeschmiedet

hat, sollen sie den neuen Geist weiter ausstrahlen, sie sollen dann, ein jeder für sich, ein neuer Mittelpunkt werden, um den sich andere scharen. Mißerfolge werden nicht ausbleiben, aber in rastlosem, emsigem Schaffen wird sich doch eine stets wachsende Gemeinde gründen, eine Gemeinde, die neues Leben aus altem Geiste schöpft und deren oberstes Gebot stets lautet: Gute Werte schaffen, auf daß das Gute das Böse überwinde und die Menschheit sich aufwärts entwickle!

Hans Joachim Malberg



Untergangskunst

(Berliner Theaterbericht?)

Man soll einen Berliner Theaterbericht schreiben! Worüber eigentlich? Über eine völlig leere Nichtigkeit? Lohnt es sich wirklich, darüber zu schreiben? Klagen, klagen, weinen und jammern kann man nur! Nur Nacht ringsum, Nacht tiefsten, wildesten Grauens. Ringsum nur Trümmer, Zerstörung, Untergang, Mord, Raub, Verbrechen, Verarmung, und die Orgien einer Menschheit, wenn Sintflut, Pest, das große Sterben über sie hereinbrechen. Nur der Terror geht noch über die Erde, und jäh über Tag wurde sie zurückgeworfen in die Abgründe einer allgemeinen großen Barbarei. Über Spenglers „Untergang der abendländischen Kultur" kann man schon denken wie man will, achselzuckend es nur wie ein Werk alter übler Hegelscher Geschichtsphilosophie, bloßer Konstruktionen und Schematisierungen betrachten: jedenfalls wirft es die Frage, das Problem der Zeit auf, das uns am meisten angeht und am tiefsten berührt, für uns die Lebensfrage aller Lebensfragen ist. Will, soll und muß diese Kultur untergehen, sind wir die unseligen Zeitgenossen, die Leidträger ihres Todes- und Verwesungsprozesses, und wenn sie untergeht, ist es da unausbleiblich notwendig, ist es da nichts weiter, als Walten eines ehernen unabänderlichen Welt- und Naturgesetzes, daß sie verdirbt und vergeht in solchen Strömen Blutes, in weiten Leichenfeldern, unter den zusammenstürzenden Trümmern brennender Städte und Länder, — nur so, wie damals die antike Kultur ausgelöscht wurde in der Sintflut, den Kriegen, den Flammen der Völkerwanderung? Wir freilich können schon mit unseren Mitteln in fünfzig Jahren unser Abendland in völlige Wüstenei verwandeln, wozu damals immerhin ein paar Jahrhunderte noch gehörten.

Doch wenn Altes vergeht und versinkt, brechen auch immer wieder grüne Keime eines neuen Lebens hervor. Unter den Trümmerhaufen und Ruinen der Antike, auf den Leichenfeldern einer alten Welt leuchten als Hoffnung, Verheißung und Verkündigung die Feuer eines Christentums, das in sich die Kraft trägt, einen neuen Menschen und eine neue Kultur heraufzuführen, und zu einem Asyl wird, wohin sich der Mensch vor dem Anblick einer Schreckenswelt flüchtet. Wenn wir vom Untergang der abendländischen Kultur sprechen — tausendmal wichtiger ist es noch, nach den grünen Keimen und Lichtern auszublicken und zu suchen, in denen sich der Aufgang eines neuen Lebens und einer höheren, besseren Menschheitsbildung verrät. Dazu ist diese Zeit wenigstens im höchsten Maße angetan, an Leib und Knochen spüren wir es, die beste Lehrmeisterin, das Erlebnis, kam, daß wir wieder klar, einfach, selbstverständlich und schlicht, natürlich-naiv unterscheiden können, was gut und böse ist, was, wo und wie Kräfte und Mächte der Zerstörung und Vernichtung und des Unterganges sind und aussehen, und wo die aufbauenden, produktiv schaffenden Kräfte am Werke walten, was ein unfruchtbares und ein fruchtbares Tun ist, — zwischen Menschen, die den Terror predigen, ein Furcht und ein Grauen sind, den Kindern des alten Hexenspruches: „Mögen sie mich hassen, wenn sie mich nur fürchten", und den anderen, die immerdar nur eine Freude und Wonne des Menschen-

geschlechtes sein wollen. Daß wir uns von jenen abkehren und nur in diesen unsere Führer und Vorbilder erblicken, darauf kommt es allein an.

Der Winter theatralischen Mißvergnügens zeigte schon, wie unser Drama auf einen Tiefstand herabgesunken ist, unter den es kaum noch herabzugehen möglich erscheint. So lange ich eine kritische Feder führe, sah es noch niemals so traurig aus, wie in diesem Jahre. Klang- und sanglos verschied auch soeben der Verein des „jungen Deutschlands“, welcher für unsere Jugend und die Erneuerung unserer Kunst das bedeuten wollte, was damals vor dreißig Jahren die „Freie Bühne“ war. Wenn man die Ergebnisse der „Freien Bühne“ mit denen dieses „jungen Deutschlands“ vergleicht, so kann es keine Frage sein, daß wir uns auf einer nur absteigenden Linie befinden und von einem Aufstieg zurzeit ganz und gar nichts zu bemerken ist. Die letzte Offenbarung des Geistes der neuen Jugend, die uns hier beschert wurde, Otto Zarets „Kaiser Karl V.“, könnte man schon als ganz typisch und symptomatisch betrachten für die künstlerischen Ohnmächte, Blutlosigkeit und Leere, die Schwindsuchtskrankheit, an der unsere ganze Kunst leidet.

Wie könnte es auch anders sein bei dem allgemeinen Zusammenbruch, der sich rings um uns vollzieht, und der unser ganzes Leben und Dasein ergriffen hat? Untergang der abendländischen Kultur — was ist's anders, als die ganze Auslöschung unseres Geisteslebens, Verwesung von Kunst und Dichtung, Wissenschaft und Religion, Auflösung alles gemeinschaftlichen Lebens, aller Sittlichkeiten, Rückfall nur noch in Barbarei. Möglich ist's ja, daß auch die Menschheit wieder einmal nur wahnsinnig geworden, daß wie in den Tagen der Völkerwanderung alle Kunst überhaupt abscheidet, alle Mächte des Geistes verdorren und die Erde nur noch eine Schlachtbank wird. Nur noch Schauplatz der Taten eines Menschen der nackten, rohen Gewalt, eines degenerierten Tieres, der schlimmsten von allen Bestien. Das Gespenst vom Untergang der abendländischen Kultur ist nun einmal über uns heraufbeschworen. Notwendig müssen wir ihm ins Angesicht blicken.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Die Kultur, wie sie heute aussieht, hat uns auch auf eine neue Warte gestellt, daß wir mit neuen, anderen Augen auf unsere Literatur der letzten Jahrzehnte blicken können. Geöffnet durch den Anblick der Leidens- und Schreckenswelt, der Abgründe, in die wir gestürzt sind. Unsere Kunst war schon ein Fieberthermometer, welches die Agonie und den Kollaps anzeigte, und alle hypogryphischen Züge standen in ihrem Antlitz geschrieben. Die Dämonen, Mächte und Gewalten, welche jetzt auf allen Straßen umhergehen, spukten schon vorher in ihrem Blut. Sie selber sprach von sich als von der Kunst einer Niedergangszeit, der décadence und des fin de siècle. Ein Naturalismus sah das A und O aller Kunst in der Kopie, in der sklavischen Darstellung und bloßen Wiedergabe der Natur und alles dessen, was wirklich ist, ein Ästhetizismus suchte nach dem Phantom der „Kunst an sich“, predigte die Loslösung der Kunst vom Leben und wollte nur noch Form sein, ein Expressionismus wollte überhaupt von einer Natur nichts mehr wissen und alle Sinnlichkeiten vergingen ihm in lauter Abstraktionen. Eine Kunst nur noch der Zersplitterungen und Auseinanderfaserungen, nur nicht organischen Fühlens und Sehens mehr, die nur noch spezialistisch und nicht mehr universalistisch strebte. Ein Mensch geistigen Tiefstandes, aller geschlechtlichen und seelischen Zerrüttungen war zuletzt nur noch der Gegenstand einer hysterisch-nervös zerrütteten Dichtung. Sie wurde zur Darstellung einer Psychopathia sexualis, die Phantasie schwelgte in den Verzückungen von Hexensabbat und Teufelsmesse, und die Geister der „Justine und Juliette“ eines Marquis de Sade boten sich als Götter, Vorbilder und Ideale an. Die Dichtung vervollkommnete und vollendete sich zu einem „Schloß Wetterstein“.

Einen Willen zur Macht verkündigte die Modephilosophie der Zeit nicht nur als den Gott, der von jeher allein die Welt regiert hat, sondern rechtmäßig sie auch allein zu regieren hat. In ihr stieg schon die Gestalt Cesar Borgias als eines Helden auf, wahrhaftiglich jenseits von gut und bös. Zu Papst Alexander VI. und Cesar Borgia wird man allerdings immer

als zu leuchtenden Vorbildern reinen Machtwillens und eines erhabenen Jenseits von gut und böse aufblicken; und die Selbstverständlichkeit, Freude, Bonhomie, die ästhetische Genußfähigkeit, mit der sie zu morden und zu strangulieren verstehen, ist schon etwas Ungewöhnliches. Man braucht nicht für sie zu fürchten, daß sie jemals auch nur einen Augenblick lang an Gewissensbissen leiden könnten. Freilich, auch die Borgias sind einmal nur die Totengräber des italienischen Volkes gewesen, und auch damals nur legte sich ein Leichentuch über das italienische Land, sie ließen es zurück, auf Jahrhunderte lang ohnmächtig und zerrissen. Alle Früchte eines Willens zur Macht sind auch uns reichlich in den Schoß gefallen. Triumphierend ging nur er in diesen Jahren über die Erde an der Spitze seiner Heerscharen von rechts und links, Imperialisten und Bolschewisten, hinterdrein Schieber, Kriegsgewinnler, Diebe, Räuber, Mörder, alle eins und gleich, einig, einig, einig nur im Glauben an die Gewalt und den Terror und das Schwert, das ewig überzeugendste Beweismittel des Willens zur Macht. Über all den Heerscharen aber auch das Gespenst: Untergang der abendländischen Kultur ...

Nur Haß, Furcht und Krieg sind immerdar die Saat des Willens zur Macht, Herrschaft und Gewalt. Er kann nur Zwietracht unter den Menschen erzeugen. Wie schon die alte Bibel erzählt, kam einstmals die Zeit der Tyrannen. Die Kinder Gottes gingen zu den Töchtern der Menschen ein, und die diesem Bunde entsprossenen Kinder wurden Gewaltige in der Welt. Und alles Dichten und Trachten ihres Herzens war nur böse immerdar. Damit brach die Sintflut über sie herein, aus keinen anderen Gründen, als aus denen sie heute über uns eingebrochen ist. Seid fruchtbar! lautete das Gotteswort und erste Gebot, als ihre Wasser sich verlaufen. Auch für uns gibt es nur eine Rettung, wenn wir erwachen vom Willen zur Macht zum Willen zur Fruchtbarkeit und nur noch produktiv schöpferischen Arbeiten und Schaffen.

Technik, Technik lautete auch die Parole unserer Kunst und Dichtung in diesen letzten Jahrzehnten, unter der man wähnte, ein neues Zeitalter der Kunst heraufzuführen. Aber nur die künstlerische Urkraft war in ihr am tiefsten verwüstet. Die Fähigkeit idealischen Sehens, Bildens und Gestaltens lag am zerbrochensten. „Tausend Taler für ein Ideal" stöhnte es im Ibsenschen Drama. Hier konnte man nur leere Taschen hervorkehren. Ja, gerade das Wörtlein Ideal war auch in den Kreisen der Künstler am meisten zum Gespötte geworden. Als Wirklichkeitsbekenner sahen sie auf den Idealisten herab als auf einen Toren.

Sache eines Wissens, einer Wissenschaft ist es, zu sehen das, was wirklich ist. Kunst ist mehr, etwas ganz anderes als nur Wissen. Kunst ist Können, besonderes, höchstes Können, eben die Fähigkeit, idealisch zu bilden und zu formen, das was nur Wirklichkeit ist, umzuwandeln, zu verbessern und zu verschönen, zu erhöhen und zu vervollkommnen, Natur zur Kultur zu steigern. Was den Menschen vom Tier und von der Pflanze unterscheidet, ist, daß er nicht mehr wie diese nur ein reines Naturwesen ist, nicht mehr wie das Tier und die Lilie auf dem Felde paradiesisch zu leben vermag, von den Tischen der Natur, wie diese von vornherein gerade für sie gedeckt sind. Sondern nur er allein stellte in die Naturwelt eine Kulturwelt hinein, ward ein kulturschöpferisches Wesen, erzeugte Kultur, die allein Menschenwerk und auch nur für Menschen bestimmt ist. Der prometheisch-künstlerische Mensch ist der Mensch des Könnens, höchsten Könnens, der Mensch idealischen Sehens und Schaffens, der Erfinder und Entdecker, der Fruchtbare und niemals Furchtbare, der die Wirklichkeit immerdar bereicherte und vermehrte, uns stets wieder mit Dingen beschenkte, die es noch gar nicht gab, von denen man nichts wußte, die noch nicht wirklich waren, sondern erst wirklich werden mußten. Die Menschen, die das erste künstlerische Feuer herstellten, die ersten Werkzeuge erfanden, den Ackerbau lehrten, die Kulturbegründer führen den Reigen der Prometheuskinder bis auf unsere Tage, welche allein Freunde und Wohltäter der Menschheit gewesen, Idealisten. Ich idealisiere auch, wenn ich Heide und Sumpfland in Weizenboden umwandle. Höchstes Tun und Können aber besteht darin, die Menschen selber zu idealisieren, zu erhöhen, zu veredeln und zu vervollkommnen. Nicht nur Bilder, sondern Vorbilder der Menschlichkeit herzustellen, macht

die Urkraft von Religion, Dichtung und Kunst aus, ihr Wille zum Ideal und zur Fruchtbarkeit: „Hier sitze ich und forme Menschen nach meinem Bilde.“

Zwischen kulturschaffenden und kulturzerstörenden Menschen zu unterscheiden, ist heute auch schon für unsere Kunst eine wichtigste Lebensfrage. Und wenn in Ibsens „Baumeister Solneß“, der auch in diesen Tagen im Theater in der Königgrätzerstraße wieder neu einstudiert auf der Bühne erschien, die Hilde Wangel, implicite auch der Dichter selber, von den alten Wikingern und Seepiraten als von den vollkommensten Vertretern des Generis humani hysterisch-ekstatisch schwärmt, so ist das schon ein bedenkliches Symptom gerade künstlerischer Selbstentwurzelung. Nur der Dichter sollte nicht in den Kultus des rohen Gewaltmenschen verfallen, des Tiermenschen, Barbaren, der, selber das unfruchtbarste Geschöpf, nur davon lebt, daß er die arbeitenden, kulturproduktiven Menschen beraubt, ausplündert und deren Früchte sich aneignet. Aller Kulturkampf ist ein Kampf wider ihn. Wie wenig es noch gelungen ist, ihn auszurotten, das lehrt jedes Blatt der Weltgeschichte. Heute tobt der Wilde an allen Mauern, und dieser Mensch des Terrors hat alle Herrschaft an sich gerissen. Doch darum auch nur: Untergang der abendländischen Kultur.

Solche Zeiten des allgemeinen Niederganges und Zusammenbruches können deshalb aber auch die Geburtszeiten der großen Retter und Heilande sein, Tage der gewaltigsten Umwandlung und Neugestaltung. Für unsere Kunst und Dichtung ist die vollkommenste innere Erneuerung zur Notwendigkeit aller Notwendigkeiten geworden, und nur in der Schöpfung neuer Ideale, einer neuen, nur idealen Weltanschauung kann sie wieder zum Leben aufwachen. Es lohnt sich nur, von Werken zu sprechen, in denen etwas vom Geist solcher Widergeburten zu spüren ist. Darum aber lohnt es sich nicht, von Sudermanns „Freundin“ zu sprechen, einem Werk aller Altersschwächen, noch von Zadeks „Kaiser Karl V.“, dem Erzeugnis nur ratloser, verwirrter Jugendlichkeit, den einzigen Bühnenwerken, die sich bis jetzt an die Öffentlichkeit herauswagten.

Julius Hart

Auf der Flucht

Vor mir liegt ein Häuflein Bücher — kleine und große, schmächtige und beleibte (freilich sind sie meist schmächtig; es ist, als wären auch sie mit Kriegsbrot gespeist!) — ehrbar dunkelgewandet das eine, flatternd gelbgeheftet das andere wie Blumenblätter, die fortfliegen wollen. Und doch eint die bunte Gesellschaft etwas: sie alle befinden sich auf der Flucht. Die sie schrieben, flohen vor dem Heute, das grell ist und grausam und hoffnungslos; die sie lesen, fliehen mit ihnen — und freuen sich im Herzen, daß es noch ein Reich gibt, wohin man fliehen kann.

Auf das kleinste der Bücher fällt mein Blick zuerst. Und — man schämt sich der Fluchtgedanken. Denn dies Büchlein schrieb ein Mann, der in seinem langen Leben niemals floh, der die bitterste Stunde durch tapferes Ausharren besiegte. Als Gottfried Keller das Ränzlein seiner Gesammelten Werke für die Ewigkeit gepackt hatte, da fanden sich versteckt in Ecken und Winkeln noch etliche bescheidene Blümlein, die ihm des Einpackens nicht allzu wert erschienen. Wir aber heben sie auf und freuen uns ihrer, weil aus ihren treuen Augen der ganze Mann uns anschaut. So geht's mit den beiden „Kalendergeschichten“, die er für Auerbachs Volkskalender schrieb und die M. Lang nun aus seinen „Nachgelassenen Schriften“ wieder abdruckt (bei Eugen Salzer, Heilbronn): „Verschiedene Freiheitskämpfer“ und „Der Wahltag“. — „Novellistische Petersilie zur Ausschmückung des didaktischen Knochens“ mochte sie der Alte wohl einmal nennen; und wirklich redet in beiden, besonders in der zweiten, mehr der ehrenfeste Staatsschreiber und Schweizer Bürger als der beschwingte Poet. Grade darum aber tun

sie uns heute wohl: wegen der unverbrüchlichen Staatsgesinnung und Treue gegen die Bürgergemeinschaft, die in ihnen lebt; schmerzlich erfreut uns die erste, die von der Untreue der jungen Schweizerin, der Verblendung durch den welschen Revolutionsrausch und im Gegenbild dazu von dem tapfern Liebespaar, das für seine Heimat stirbt, berichtet — tröstend erfreut uns die zweite Geschichte, mag sie auch ein wenig steifleinen die Wahltag-Episode aus Frau Regula Amrains Erziehungslehre als Stoff verwerten. Der alte Friedensrichter Berghansli an seinem Fenster, vor sich den Haustrunk, der so ruhig und heiter ist wie der Mann selbst, haftet in unsrer Erinnerung. Und wir denken, wenn wir ihm ins Auge schauen: ob nicht noch immer die Nachlese Ephraims besser ist als die Weinlese des Manasse...

Das gleiche Gefühl beruhigten Mitgenießens beschert uns ein Landsmann Kellers, der treffliche Ernst Zahn, dem wir schon so manche schöne Gabe danken. „Der sinkende Tag" nennt er einen Kranz von Novellen (Deutsche Verlagsanstalt 1920), und verrät damit schon den Grundton des Buches; nicht die leuchtende Mittagsglut der Erfüllung, sondern das verdämmernde Abendrot des Abschieds, des freiwilligen oder unfreiwilligen, des Entsagens, des Verzichts. In diesem beruhigten Abendlicht erstehen feingezeichnete Seelenbilder wie das „Haus des Witwers", Seelen schwingen hin und wider, karges Schicksal wird klaglos getragen. Und scheint es manchmal, als ob diesen abendlichen Geschichten der „Falke" fehlte, der nach Heyse jeder Novelle zu eigen sein muß — der eine Lichtpunkt des Geschehens, in welchem sich die ganze Entwicklung noch einmal zusammenballt —, so entschädigt dafür das zarte Zwielicht der Erzählungen und der friedvolle Hintergrund des tüchtigen Arbeitslebens, von dem sie sich abheben.

Ob nur die Schweizer in unsern Tagen solchen Hintergrund malen können? Man fühlt sich fast versucht, es zu glauben, wenn man neben die Zahnschen Novellen Sophie Hoechstetters fränkische Novellen, „Das Erlebnis", hält. Hier lebt im Hintergrunde — der Tag von 1919: Spartakus, und Matrosen am Berliner Schlosse, und Unabhängige. Aber aus dieser schwülen und beklemmenden Luft flieht „das Erlebnis" in die Vergangenheit. Und zwar in die seltsame, reizvolle, engumschriebene Vergangenheit des Frankenlandes, dem Sophie Hoechstetter mit der Liebe einer Tochter anhängt. Alte Residenzen erstehen vor uns, verwunschene Schlösser mit weiten Parks und traumhaften Weihern. Von beseelter Anmut ist die Geschichte von der Reise des blonden märkischen Edelfräuleins in das glockendurchtönte, sinnenfreudige und zugleich mystisch verzückte Land. Und fränkische Gestalten erwachen zu neuem Leben: grause Sagen der Vergangenheit, wie die Herzogin von Orlamund, die ihre Kinder tötet um ihres Liebsten willen; rätselvolle Gestalten aus fränkischer Geschichte, wie die Markgräfin von Bayreuth, die das Chaos des Siebenjährigen Krieges hereinbrechen sah, fangen wieder an zu reden — ein wenig ungeschickt diesmal, in einem nachgelassenen und plötzlich wieder aufgefundenen Briefe. Des Grafen von Platen, des Sohnes von Ansbach, seltsames Schicksal wird aus den Vorzeichen seiner Geburtsnacht zu deuten versucht. Und jenes schauervollste Geheimnis fränkischer Vergangenheit, das Tausende von Menschenherzen — nicht nur den vernunftvollen Ludwig Feuerbach — in seinen Bann zog: das Geheimnis, das Kaspar Hauser umgab, wird in einem merkwürdigen „Vorspiel" scheinbar enträtselt. Ohne daß die Deutung den überzeugte, der, wie Lord Henry bei Sophie Hoechstetter, fühlt, daß ihn dieser friedlose Geist sein Leben hindurch verfolgen muß, bis er durch das rechte Wort, das immer noch ungesprochene, die Ruhe im Grabe gefunden hat.

Aus dem dämmernden Park, drin es nach modernden Blättern riecht, steigen wir heraus ins helle Sonnenlicht einer leichtfüßig beschwingten Welt, wenn wir durch Edmund Hellmers „Fenster" gucken (Wiener Literar. Anstalt). Gern glauben wir's ihm, daß die Frühlingswelt niemals so schön ist, als wenn man sie durch die Stiegenfenster der Kirche auf dem Mariahilfberge ansieht; und gerne schauen wir mit ihm durch die blitzblanken Fenster seiner „Plaudereien und kleinen Geschichten" in diese schöne, heut ach! so weitliegende helle Wiener Welt und in

ein reiches und heiter-geistiges Leben mit hinein. Da begegnet uns Ibsen und E. T. A. Hoffmann, der junge Mozart im betreßten Kleid, und das ganze vielliebe Österreich der Vergangenheit.

Auch dies ist Flucht. Glücklich, wer solch einen heimlichen „Winkel" hat, eine „Insel", die den Fliehenden gastlich aufnimmt. „Geschichten aus dem Winkel" nennt drum, vom selben Drang getrieben, Max Dreyer sein Büchlein „Die Insel", das soeben bei Staackmann erschienen ist. Und er tat recht daran. Verschollene Winkel, wie das Armenhaus von St. Marien, leben vor uns auf, und seltsame Käuze, an denen der alte Raabe seine Freude gehabt hätte, lassen uns in ihr durchstürmtes Leben hineingucken. Einmal — in der Erzählung von der „Insel" — spielt sich in engem Raume uralte Tragik des Menschenschicksals vor uns ab; häufiger jedoch entläßt uns Dreyer — wie in der ersten und schönsten Novelle, der Geschichte von dem vierundsiebzigjährigen Martin Overbeck, der nur noch solange leben will, bis er seine schwer errungenen hundert „Renatas" zu Ende geraucht hat — mit dem beschwingten Lächeln des Überwinders. Diese Geschichten geben dem Büchlein seinen Wert; ein wenig Füllsel müssen wir freilich daneben in den Kauf nehmen. **Efodi**

Das Reisetagebuch eines Philosophen

Nicht das Geschrei von links und rechts kann uns Genüge geben, sondern die Weisheit des Erkennenden, die zwar inbrünstig, aber niemals aufdringlich kund wird. Alles Wissen macht demütig und still; es will nur helfen und fördern, niemals aber verlocken und zwingen. Der wahrhaft Gläubige wird nimmermehr sein seelisches Erleben als äußere Regel aufrichten; er bittet und überzeugt durch sein Dasein; während der Systematiker, der Agitator sich in Programmen und rollenden Phrasen genug tun wird.

Unter den geistigen Führern erscheint nun Hermann Graf Keyserling als ein wahrhaft umfassender und hellsichtiger. Sein „Reisetagebuch eines Philosophen" (Verlag Otto Reichl, Darmstadt) gehört darum heute schon zu den wichtigsten und reifsten Werken — und mich dünkt, dieses Zeichen beweist am besten, daß unsere Zeit nicht völlig verderbt und abgedorrt ist. Irgendwo muß ja der lebendige Geist, der über Zufall und Wechsel erhabene, sich ausbreiten können, denn noch niemals gab es eine Epoche, die im Materialismus allein sich erschöpft hätte; immer und immer wieder — dieser Trost bleibt beständig — glomm die Flamme des Geistes durch alles Unkraut, mit dem man sie zu ersticken wähnte, und zerbröckelte es selbst zu Asche und Staub ...

Was ist es nun, was Keyserlings Werk so bedeutsam und wesentlich erscheinen läßt? Nicht die Tatsache, daß dieser Mann über viele und erstaunlich umfängliche Kenntnisse verfügt — deren gibt es so manche, die dennoch keine Wirkung erreichen —, sondern der Wille, all sein Wissen in den Dienst der großen, erfüllenden Erkenntnis zu stellen; sich unterzuordnen, sich einzufügen. Zweifellos erwartet der allgemeine Leser etwas durchaus anderes, als dieses umfängliche Werk bietet und bieten möchte. „Vorliegendes Tagebuch bitte ich zu lesen wie einen Roman" — diese Einleitungsworte dürften bei allen denen bittere Enttäuschung erwecken, welche nun irgendwelche erregenden und atembeengenden Sensationen erwarten, Abenteuer und Gefahren. Nichts davon findet man in den zwei Bänden. Landschaft und Leute dienen nur als Vorwand, als Anregung und Mittel. Keyserling unternahm ja seine Weltfahrt nicht deshalb, um eine Sportlust zu befriedigen, um die vielen Globetrotterberichte durch einen neuen zu vermehren, sondern um sich selbst zu finden; um durch Vergleich und unbeirrtes Schauen in sich selbst zu wachsen und zu reifen. Und so reiste er denn nach Ceylon, Indien, China, Japan und Amerika, immer aufnehmend, abwartend, vergleichend und suchend. Nicht die äußeren Erscheinungen bannen und hemmen ihn; nur soweit sie imstande sind, sein Seelen-

leben zu „beeindrucken“ (wie ein häufiger, aber den so klaren und gepflegten Stil befleckender Ausdruck lautet), soweit sie sein metaphysisches Erkennen zu stimmen vermögen, gelten sie ihm als förderlich und stark. Denn: „Nach Vollendung sollen wir streben, nach Vollendung allein. Als Abendländer sind wir spezifische Geschöpfe von ausschließlicher Anlage, die ihr Sonderschicksal erfüllen müssen. Nie werden wir unseren physiologischen Grenzen entrinnen, nie wird uns frommen, uns selber untreu zu werden; jeder Versuch, aus unseren historisch bedingten Schranken auszubrechen, kann nur schaden. Wir sollen nicht zerschlagen wollen, was wir erschufen, aus theoretischen Erwägungen heraus keine gewaltsamen Veränderungen vornehmen, sondern organisch fortwachsen dem Zustand entgegen, der unserem Sonderstreben als dessen Krönung winkt. Aber wir sollen jetzt, da wir erkannt haben, daß unser empirisches Ziel kein Selbstzweck ist und unsere Eigenart kein absoluter Wert, unmittelbar in und aus dem Wesen leben lernen. Dann erst, dann aber sicher, wird unser ‚Fortgeschrittensein‘ zum Ausdruck des ‚Einen, was nottut‘ werden,' damit zur vorgeschobenen Etappe auf dem Wege zum Menschheitsziel. Dann wird sich erweisen, daß, so viel Unheil wir bisher über die Welt gebracht, dank unserem wahnwitzigen Streben, die ganze Schöpfung unserer Eigenart zu unterwerfen, es doch wahr ist, daß wir berufen sind zu einer hohen Mission.“ —

Es würde den Rahmen einer Besprechung bei weitem überschreiten, wenn nun all die angeschlagenen Themen erschöpfend dargelegt werden sollten. Auch gestehe ich frei, daß nach einmaligem Lesen — das naturgemäß nur langsam fortschritt und daher für diese Anzeige genügen muß, wenn sie nicht sehr verspätet erscheinen soll — mir die Fülle der Probleme noch zu überraschend und weitschichtig bleibt, als daß ich es wagen könnte, sie ihrer würdig darzustellen. So mag der erste Eindruck entscheiden. Ich bekenne, daß ich — mißtrauisch geworden durch die allzu leicht entbrannte Begeisterung, mit der man heute jedes nur einigermaßen lesbare Buch zu verherrlichen pflegt — mit gespannter Vorsicht die Lektüre unternahm. Aber bereits nach wenigen Kapiteln fühlte ich mich völlig durchdrungen und hingenommen. Und wahrlich: es bleibt erstaunlich und schier unbegreiflich, welche Fülle an Wissen und Erörterungen sich hier auftut! Da wird über Religion und ihre mannigfachen Formen gesprochen: über Buddhismus, Konfuzianismus, Brahmanismus, Yoga, Mayalehre, Islam, Christentum, Protestantismus, Katholizismus, Calvinismus, Mormonentum, Mystik, Theosophie und Okkultismus; sodann über Sozialismus und Frauenfrage, über Liebe und Sittlichkeit, das Problem der Individualität, der Freiheit, des Egoismus; über Demokratie, Republik und Revolution, über Fortschritt und Erkenntnis, über Form und Inhalt, über Kultur, Kunst, Materialismus, Idealismus, Moral und Mythus, Natur und Persönlichkeit — man findet kein Ende in der Erinnerung. Und auch der Widerspruch wirkt Ausblick und Wachstum.

Nun könnte man etwa einen der beliebten populär-philosophischen Traktate erwarten, die sich anmaßen, der Menschheit zum Heile zu dienen, indem sie Wirrnis und Nivellierung fördern. Das aber ist ja das Erhebende und Erfreuliche an Keyserlings Wirken, daß er alle flachen Allgemeinheiten abweist, daß er niemals sich erschöpft in Mutmaßungen und verführendem Augenaufschlag. Man fühlt es, daß hier ein tiefes und heiliges Ringen sich auswirkt, das ehrlich strenge Bemühen um Verstehen und Klarheit. Immer ist der Verfasser bestrebt, sich einzufühlen, sich zu wandeln in das Wesen der Völker, unter denen er weilt, damit er teilhaftig werde ihrer Eigenart, ehe er sich zum vergleichenden Urteil bereitfindet. Mag vielleicht die Begeisterung für den Orient zunächst nicht immer gerechtfertigt erscheinen — Keyserling nennt sich selbst „vom Orient besessen“ —, dies aber sollen wir dankbar und herzlich anerkennen, daß einmal Ernst gemacht wird mit der Abwehr intoleranter Missionsbestrebungen, daß man die Eigenart, die rassischen Voraussetzungen zu würdigen und zu begreifen lernt. Zweifellos wird die Kenntnis des Orients unserem Wesen dienlich und hilfreich sein, wenn wir nur befähigt sind, unbefangen und ruhig abwägend zu erkennen, nicht zu eifern oder gar im Banne törichter Vorurteile uns zu gefallen. Wenn wir der Relativität alles Denkens bewußt werden; wenn

wir verstehen, daß die Welt darum so mannigfaltig und weit geschaffen ist, damit wir aus den Gegensätzen lernen sollen, damit wir zur strengen Prüfung vorwärts schreiten, damit wir uns vom Dünkel der eigenen Vortrefflichkeit und einzig uns zukommenden Berufung endgültig befreien -- dann, nur dann werden wir klar und vollkommen werden!

Das ist es, was uns Keyserlings hochgemutes, wahrhaft ethisches Schaffen lehren kann und soll. Und namentlich dieses „Reisetagebuch" wird ein Wegweiser sein zu fernen Zielen; schon durch sein Vorhandensein bedeutet es einen Schritt hinaus, eine Stufe aufwärts. Der hohe Preis (120 M), den der Verleger bestimmen mußte trotz des mangelhaften Papiers, das er verwenden konnte (aber Schundromane dürfen immer neu aufgelegt werden!), beweist freilich die betrübliche Totsache, daß die geistigen Werte vorläufig allzu weit zurückbleiben müssen in ihrer Auswirkung. Dennoch ist die Feststellung einer dritten Auflage in so kurzer Zeitspanne ein Beweis dafür, daß diejenigen, denen es wirklich um ihre Vollendung ernst ist, beträchtlichen Opfern nicht ausweichen. Und so ist es auch gut und rechtlich. Alles Starke und Große gehört zunächst nur den Wenigen; aber die Ausbreitung liegt in ihrer Macht, in der Aussprache, in der Hindeutung. Und so mögen diese wenigen Zeilen einen kleinen Teil dazu beitragen, das Gute weithin sichtbar zu machen, das mit Hermann Keyserlings Buch der Gegenwart dargebracht wurde. Ernst Ludwig Schellenberg

* * *

Nachwort der Schriftleitung. Wir haben unserem Mitarbeiter uneingeschränkt das Wort gelassen. Persönlich stehe ich dem Grafen Keyserling und seinem Werke noch zurückhaltend gegenüber. Er gründet nun in Darmstadt eine „Schule der Weisheit", wobei das Ankündigungsblatt stark die Person des Grafen in den Mittelpunkt stellt. Wie weit hier aristokratisches Ästhetentum philosophischer Prägung, wie weit wirkliche Hingabe-Kraft das Egozentrische zu überwinden und tiefere Wirkungen auszulösen vermag: man muß abwarten. Bei aller hohen Achtung vor dem weltmännischen, philosophischen und ästhetischen Einfühlungstalent dieser Persönlichkeit — die an die Zeiten des neuplatonischen Hellenismus erinnert — vermisse ich doch eine unbedingt sichere religiöse Wucht und entsprechende stilistische Gedrungenheit (sein Stil wimmelt von Fremdwörtern). Sein Buch ist nun eine Weile Mode, wie Spenglers kühnes Gedankenspiel „Der Untergang des Abendlandes". Wir sind beiden Anregern dankbar. Die erwachende Seele Neudeutschlands ist hoffentlich stark genug, beide zu verarbeiten. L.



Holzschnittausstellung im Berliner Kupferstichkabinett

Wir finden Werke vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart aus den Ländern Deutschland, Frankreich, Italien, England.

Am eindrucksvollsten sind die Deutschen. Die Schaffenden der Gegenwart, die den Eigenwert der Farbe in ihren Werken besonders geltend zu machen suchen, werden in Schöpfungen des 15. Jahrhunderts lebendige Anregung finden. Die Zeichnung besteht in starken schwarzen Umrissen, in die farbige Flächen eingedruckt sind. Märchenschön eine „Heilige Margareta mit dem Drachen" in Rosa und Grün. Anmutig und frei gefügt in Form und Farbe. Sehr gewählt und fein abgewogen auch das Farbentum in einer, wahrscheinlich niederländischen, „Maria mit dem Kinde" im Strahlenkranz, von Engeln gehalten. Eine Stimmung in Braun, in das Grün und zweierlei Rot eingewebt sind. In starken Gegensätzen wirkend Rot, Grün, Schwarz, ein lebhaftes Bild des Christophoros.



Johannes auf Patmos Meister H. W. G.

Während die genannten Werke, Schöpfungen unbekannter Künstler, eine flächenhafte, nur in Umrissen gegebene Darstellung zeigen, beginnt im 16. Jahrhundert das Herausarbeiten der körperlichen Erscheinung durch Schattenlagen. Gleichzeitig verschwindet die bunte Farbe, die vorher die leeren, schwarz umrissenen Flächen füllte. Beherrschend steht im Anfang der Bewegung Dürers Bildfolge zur Offenbarung des Johannes. Sie erschien 1498. Ausgestellt ist das Blatt mit den vier verderbenbringenden Reitern. Stürzend brausen sie über die Erde. Mann und Weib sinken vor ihnen zu Boden. Mächtig erbebt der Himmel im Kampf von Licht und Finsternis. Wundervoll ist die künstlerische Verarbeitung. Vor allen Dingen erscheint das Blatt als herrliches Gefüge in Weiß und Schwarz. Wenn wir gar nicht daran denken, was das Bild darstellt, so sehen wir in schönem, leidenschaftlichem Gewoge gewaltige Formen sich über die Fläche wälzen. Und in den glühenden Sturm der Form ist eingewoben die Leidenschaft des geschauten Geschehens. Ein vollendetes Werk. Ein Werk zugleich, das dem Stil der deutschen Spätgotik entspricht. Dessen bewegtes Gefüge an flimmernde Netzgewölbe der Kirchen, den sprudelnden, wogenden Schmuck geschnitzter Schreine, der steinernen Tore und Zelte (Tabernakel) erinnert. Auch diese Schöpfung ist der gegenwärtigen Ausdruckskunst (Expressionismus) nahe verwandt.

Später ändert sich der Stil Dürers unter dem Einfluß Italiens. Das einheitliche Kunstgefüge schwindet; die menschliche Gestalt wird in ihrer Sonderbedeutung herausgearbeitet. Beispiel dafür ist das Abendmahl von 1523. Es zeigt räumliche Tiefe und eine etwas nüchterne Reihung der Figuren. Der Ausdruck ist ernst und groß.

Ein starkes Beispiel für Dürers charaktervolle Auffassung bestimmter Persönlichkeiten ist der große Kopf des Ulrich Varnbüler.

Die andern, gleichzeitigen Holzschnittzeichner Deutschlands sind von Dürer abhängig. Es überrascht aber die Fülle bedeutender persönlicher Leistungen. Ein herrlicher Johannes auf Patmos ist mit H. K. gezeichnet; man vermutet als Schöpfer Hans von Kulmbach. Der Heilige sitzt in sprossend lebendig empfundener Landschaft, vom Sturm innerer Erleuchtung geschüttelt. Das Große des Bildes besteht einerseits im starken Ausdruck leidenschaftlicher Erregung, der in dem Heiligen geprägt wird, andererseits in dessen Einfügung in die lebendig bewegte, gleichsam vom Strom des Lebens durchglühte Landschaft. Diese Bäume scheinen

zu wachsen, die Pflanzen zu sprossen, Gebüsche von Lebensregung zu quellen. Ein echt germanisches Naturgefühl offenbart sich hier und echt germanisches Allempfinden: das Bestreben, Mensch und Landschaft in einem großen Allzusammenhang zu sehen und zu denken.

Dasselbe tiefe Natur- und Gottesempfinden, aber mit anderem Stimmungston, zeigt ein anderer Johannes auf Patmos, von einem unbekannten Meister H. W. G. Auch hier der Mensch in die Landschaft aufgenommen, hinein verwebt; man bemerkt ihn zunächst kaum. Der Gefühlston aber ist ein anderer. Nicht ein brausender Sturm der Erleuchtung hat den Schauenden erfaßt, sondern sanfter Friede als Nähe Gottes senkt sich auf ihn herab. Kindlich schaut er auf, zur Erscheinung Mariens. Es ist „der reine Tor“, der Gottes tiefste Stimme in einfältigem Herzen vernimmt. Auch das Land um ihn ist voll Frieden, Weite, Licht und Sonne. Und doch so „germanisch“ lebendig, summend von innerer, warm treibender schöpferischer Kraft. „Dies ist der Tag des Herrn. Ich bin allein auf weiter Flur“ —

Schön und tief in die Landschaft verwachsen, gleichsam erdhaft aus ihr aufsteigend, steht auch der heilige Georg von Lucas Cranach da. Ernst blickt der stahlgepanzerte Krieger, ernst und Todes gedenkend, möchte man sagen, inmitten lebendiger, sprossender Erde, wie ein Sinnbild jedes unerbittlichen, ja Tod bringenden Kampfes, der auch ein Teil des Lebens ist.

In seltsamer Größe hat Hans Baldung Grien eine „Himmelfahrt Christi“ erdacht. Der Tote wird als Leichnam, als Bewußtloser, noch matt von Leid und Wunden, durch Engelscharen hoch in den Himmel getragen. Mächtig und leidenschaftlich gesehen ist das Bild im Gefüge der Linien und Flecken, im Sturm der Aufwärtsbewegung.

Sehr schön und kühn geformt hat Altdorfer kleine Blättchen vom Leiden Christi. Traulich und stimmungsvoll ist eine heilige Nacht von Wolfgang Huber. Lebendige Auffassung und künstlerische Kraft zeigt der jüngere Holbein in seinem Totentanz.



Schneelandschaft — Munch

Von der Mitte des 16. Jahrhunderts an tritt in Deutschland ein Niedergang der Kunst überhaupt und auch des Holzschnitts ein. Erst im 18. Jahrhundert finden wir neue Leistungen, die hübschen Blättchen von Unger und Gubitz. Das alte germanische Naturempfinden erwacht in tiefster Weise neu bei Caspar David Friedrich. Die Klassizisten vom Anfang des 19. Jahrhunderts können, abhängig von fremdem Stil und dadurch unwahr und gezwungen, kaum



Spinne — Caspar David Friedrich

erwärmen. Manch große Empfindung bietet Rethel in seinem Totentanz, manches traulich Warme, Natürliche und Frische Richter in seinen Darstellungen bürgerlichen Lebens.

Beherrschend steht über dem 19. Jahrhundert das Werk Menzels. Die Technik des Holzschnitts ist seit der Dürerzeit eine andere geworden. Man hat es dazu gebracht, ganz feine Linien aus dem Holz herauszuholen. Mit solchen Strichen werden neue Wirkungen erzielt, vor allem ein zart schwebendes Helldunkel der Beleuchtung. Besonders schön kommt es zur Geltung im Bilde von des großen Friedrichs Tod. Der Raum in Sanssouci, im leicht spielenden

Rokokoschmuck, ist schön und duftig von diesem gleitenden Helldunkel. Und mild umfangen vom halben Licht stirbt der große König. Ein Diener hält ihn, das Erlöschen des Lebens ist stark ausgedrückt. Das Große in der Persönlichkeit des Königs, die Größe des Augenblicks kommt tief zum Bewußtsein durch Ausdruck und Bewegung der Gestalten, umschimmert und geheimnisvoll sanft gemacht im dämmernden Wogen des Lichts.



Raben Caspar David Friedrich

Geliebt hat ihn Menzel, den großen König, und so hat er ihn über die Maßen lebendig zu machen gewußt. Das Edle der Persönlichkeit, das Bedeutende des Geistes wirkt überall mit schneidender Schärfe. Vornehmheit und Bescheidenheit einen sich in seiner Haltung rücksichtsloser Kraft. Da haben wir unmittelbar überzeugende Bilder von dem „ersten Diener des Staats“. Wundervoll weiß der Zeichner den Gewaltigen und Adligen in Gegensatz zu bringen zu der niedrig raschen Geistigkeit Voltaires. Und auch alle andern seiner Begleiter überragt er innerlich, das sieht man, um Hauptes Länge. Die Bilder gehören teils zu Kuglers

Der Tod Friedrichs des Großen Ad. Menzel

Geschichte Friedrichs des Großen, teils zu einer Ausgabe von Friedrichs eigenen Werken. Ausgezeichnet ist ein größeres Einzelbildnis des Königs, das vor allen Dingen die unbeugsame Härte und Schärfe seines Geistes betont.

Launig und rasch hingeworfen, künstlerisch fein gefügt zeigen sich einige Beispiele der Darstellungen zu Kleists „zerbrochenem Krug".



Der Holzschnitt der Gegenwart hat die Bahnen Menzels verlassen und nähert sich der Art Dürers oder der Künstler des 15. Jahrhunderts. Menzels Werke bringen die Technik nicht zum Bewußtsein, sie wirken wie feinste Zeichnungen. Heute strebt man danach, den Holzdruck durch starke Linien und Flächen deutlich in Erscheinung treten zu lassen, Weiß und Schwarz oder auch bunte Farben in kräftiger Ausdehnung gegeneinander zu stellen. In der Weise gearbeitet sind schöne Landschaften des Norwegers Munch, der Deutschen Nolde und Kirchner. Die ausgestellten Bildnisse (z. B. von Pechstein) sind stark in der Technik, aber unangenehm im seelischen Gehalt. Am ausgesprochensten zeigt sich die neue Richtung der Ausdruckskunst (Expressionismus) in einem Blatt von Franz Marci Der Tiger. Der Künstler verwendet nur Anklänge an die natürliche Erscheinung der Dinge und gibt im übrigen ein künstlerisch bedeutsames Formgefüge in Schwarz und Weiß.

Der eingeschlagene Weg ist gut und groß. Möge die Seelenkraft der Künstler ihrem Stilgefühl gleich kommen und namentlich echt deutschen Geist zum Ausdruck bringen wie einst zur Zeit Dürers!

Dr. Maria Grunewald



Eine Geschichte der deutschen Musik

Wer heute ein Konzert besucht und auf dem Programm die Namen der Komponisten sich daraufhin ansieht, welcher Zeit sie angehören, wird selten auf einen Tonsetzer stoßen, der vor Sebastian Bach gelebt hat; mithin für den „modernen" Konzertbesucher die Geschichte der produktiven Musik, der deutschen sowohl wie der ausländischen, etwa erst mit Beginn des 18. Jahrhunderts einsetzt. Welcher Unterschlagung der heutige Konzertbetrieb sich durch solche Engherzigkeit dem Musikfreund gegenüber schuldig macht, darüber sind sich natürlich diejenigen klar, deren musikgeschichtliche Kenntnisse über die Zeit vor Bach zurückreichen und die da wissen, welcher Schatz in den Archiven begraben liegt, ohne jemals an der Öffentlichkeit vor einem dem oberflächlichen Kunstgenuß abholden Publikum ausgemünzt zu werden. Aber auch der „blutige Laie" wird sich sagen müssen, daß solche Riesen, wie er sie nach dem Urteil der Wissenden doch in Bach oder in dessen Zeitgenossen Händel kennen lernte, nicht aus der Erde zu stampfen sind, sondern die Krone einer Entwicklung bilden müssen, deren Spuren nachzugehen für den Deutschen eine höchst reizvolle Aufgabe sein darf.

Wer nun bisher — freilich selten genug — das Bedürfnis fühlte, sich über die Anfänge und den allmählichen Aufstieg der Musik, speziell der deutschen Musik, zu unterrichten, sah sich genötigt, schwer durchzuarbeitende, fast nur dem Fachmann zugängliche Werke zu studieren, deren Lektüre ihm oft allzubald die Lust benahm, so daß er sich nach einem Werke sehnte, dessen Verfasser bei aller Sachkenntnis auch die Gabe besaß, seinen Stoff dem Nichtfachmann mundgerecht zu machen. Ein solches Werk scheint mir in Hans Joachim Mosers „Geschichte der deutschen Musik" vorzuliegen, deren erster Band (von den Anfängen bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges) kürzlich erschienen ist (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin).

Der Verfasser sagt selbst, daß ihn bei Abfassung des Buches der Grundsatz geleitet hat, nicht für Musikgelehrte, sondern für Laien zu schreiben, und es ist ihm denn auch gelungen, sein Vorhaben in diesem Sinne bis zum Schluß durchzuführen. Damit soll nicht gesagt sein, daß der Leser nun etwa jeglicher Fachkenntnisse entraten dürfte, nein — auf solchem Wege wäre gerade in der Musik kaum eine Verständlichmachung möglich; aber dem gebildeten Laien, wie er eben sonst auch wohl kaum ans Studium solchen Werkes herangehen dürfte, wird Mosers Buch die Augen öffnen über so manches auch heute noch Lebenskräftige, das ihm

in unsern Konzerten so hartnäckig vorenthalten wird. Er stößt auf Namen wie Orlando di Lasso, Hans Leo Haßler, Jakob Gallus, deren Werke dann und wann auch heute noch erklingen, aber er arbeitet sich allmählich gern durch eine Fülle ihm unbekannter Namen hindurch, die H. J. Moser lebendig werden läßt durch Einfügung von Notenbeispielen, wodurch die Sehnsucht nach lebhafter Beschäftigung mit diesen frühen Tonmeistern mehr und mehr erwacht. Und das wird ein Hauptgewinn des Buches sein, daß Verborgenes ans Licht kommt und der Respekt vor Meistern der Vor-Bachischen Zeit, die dem Großmeister und seinen Nachfolgern den Weg bereiteten, geweckt wird. Denn nichts besteht, das nicht organisch geworden ist, und solchen Werdeprozeß zu verfolgen, ist für den ernsthaften Menschen immer ein eigner Reiz. Und der Deutsche, dessen Stammland das höchstentwickelte in der Musik ist, von der H. St. Chamberlain sagt, sie sei die reinste aller Künste, „die erst dem germanischen Dichter das Werkzeug liefern sollte, dessen er zur vollen Ausdrucksfähigkeit bedurfte“, hat zum mindesten ein Anrecht darauf, an der Hand eines Erfahrenen durch die musikalischen Urwälder und Steppen geführt zu werden, auf denen die Keime unsrer heutigen Musik sich regten und entwickelten; und dieser Wunsch wird ihm während der Lektüre des Moserschen Werkes vollauf erfüllt.

Bis an den Anfang unsres Jahrtausends führt uns der Verfasser zurück, bis zur „Tonkunst der Wälder“, deren „Musiker“ lauthallende jodlerartige Signale von Berg zu Berg sangen, ursprünglich mit freiem Munde, dann durch die hohle Hand, durch Sprachrohre, Ruftrompeten, Stierhörner und Muscheln, bis man den Eigenton solcher Hilfswerkzeuge entdeckte und sie, wie z. B. das Schweizer Alphorn, das skandinavische Lur, anzublasen lernte. Die Rufzeichen geschahen bald gleichzeitig von mehreren Seiten, von Männern und Frauen, jung und alt, von Chören tiefer und hoher Stimmen, so daß man notwendig auf die verschiedenen Arten der hierbei entstehenden Zusammenklänge aufmerksam wurde und solche bewußt zu erzeugen suchte. An diesem Punkt greift nun bei den Indogermanen die günstige Befähigung ein, an Zusammenklängen von einfachsten Schwingungsverhältnissen eine Verschmelzbarkeit höheren Grades zu bemerken und in dieser ein Gefühl der Beruhigung, Sättigung zu empfinden; — die Konsonanz von Oktave und Quinte wird gehört, usw. Welch ein Weg von diesem unbewußten Musizieren bis an jenen Wendepunkt, wo man das Bedürfnis fühlte, das Gesungene oder Gehörte zu fixieren, wie es besonders später in den Klöstern geübt wurde! Hier entstand und gedieh allmählich bis zu immer größerer Vollkommenheit besonders die Kirchenmusik, ward die im frühen Mittelalter so viel gepflegte „Sequenz“ geboren, eine Art Hymnus, deren einige noch heute in der katholischen Kirche gesungen werden, wie das von Thomas von Aquino gedichtete „Lauda Sion salvatorem“ und das „Stabat mater“ Jacopones. Auch das geistliche Volkslied und die liturgischen Singspiele entstanden um diese Zeit. Dann lassen wir uns einführen in die Tonkunst auf Schlössern und Burgen (etwa 1150—1420), verfolgen die fahrenden Musiker der mittelhochdeutschen Blütezeit auf ihren Reisen und vertiefen uns in die Musik der höchst weltlichen Minnesänger, deren Kunst die Reaktion auf allzu weltflüchtige Lebensanschauung des mittelalterlichen Christentums war, ferner in die gesunde Kost der Trompeter und Pauker. Weiter führt uns der Weg in die Musik der deutschen Dörfer (1350—1550) (Entstehung des altdeutschen Volksliedes), in die mittelalterlichen Städte (1400—1520) zu den Musikantenzünften und Meistersingern und damit zur Mehrstimmigkeit (etwa bis zum Tode Maximilians I.). Dann setzt die Reformation ein, und wir lernen Luther als Tonsetzer kennen, verfolgen das Entstehen der protestantischen Liturgie und der Choräle und gelangen zum musikalischen Humanismus und zur Hausmusik des 16. Jahrhunderts. Endlich bekommen wir einen genauen Einblick in das Musikleben an den Fürstenhöfen, verfolgen die Herrschaft der Niederländer und der Meister der deutschen Renaissance (1517—1618), wo wir denn bei namhaften Tonsetzern, wie Arnold v. Bruck, Ludwig Senfl (einem Volksliedschöpfer ersten Ranges), vor allem Orlando di Lasso (dem Niederländer, der aber fast 40 Jahre in München lebte), Jakob Regnart (dem ein kühnes Sprengen der musikalischen

Gesetze Lebenselement war) und endlich dem großen Hans Leo Haßler anlangen. Von ihm sagt Moser: „Mehr als einer der bisher besprochenen Meister ist Haßler in seinem vielseitigen Schaffen durch hundert Fäden mit der nachfolgenden Zeit verbunden; und weit davon entfernt, nur noch als historische Größe Geltung zu besitzen, hat er allenthalben Saaten ausgestreut, an deren Ertrag noch wir Heutigen dankbar zehren"; wie Moser z. B. auch das Doppelquartett und das „Heilig" in Mendelssohns „Elias" sowie den Sylphenchor in Schumanns „Faust" für (durch Winterfelds Gabrielibuch, 1834, inspirierte) Studien im deutsch-venezianischen Haßler-Stil hält.

Wir sehen, wie die größten der Vor-Bachischen Meister mit ihrem Einfluß weit genug reichen, um auch heute noch mehr gewürdigt zu werden, als wir es am Anfang dieser Ausführungen zu beklagen für nötig fanden. Wieder für ihr Schaffen und das ihrer Vorgänger, auf deren Schultern sie standen, Interesse und Liebe geweckt zu haben, ist unstreitig ein Verdienst des Verfassers. Er hat damit auch der deutschen Sache in hohem Maße gedient, die auf allen Gebieten zu fördern in unsern Tagen ein besonders dankenswertes Unternehmen ist. Sein Buch dürfte als Gegenstück zu Scherers „Geschichte der deutschen Literatur", D. Schäfers „Deutscher Geschichte" und G. Dehios „Geschichte der deutschen Kunst" bald Eingang finden in das deutsche musikalische Haus und vor allem auch in die Schule, wohin es in erster Linie gehört.

Richard Wintzer

Die Söhne Herrn Johann Sebastians

Wo bleiben alle die Bilder?" Die nachdenkliche Frage, die Wilhelm Raabe in einem seiner innigsten Bücher wiederholt aufwirft, drängt sich uns gleichfalls auf gegenüber dem rastlosen Schaffen unserer Tondichter. Wo bleiben alle die Bilder, die Lieder, Klavier- und Orchesterstücke, wo sind sie geblieben, die in den dreihundert Jahren, auf welche unsere Instrumentalmusik zurückblicken kann, tagaus tagein geschaffen worden sind?

Denn es ist doch eine verschwindend geringe Anzahl von Namen und Werken, die uns in den Konzertprogrammen der ausübenden Künstler begegnen, und auch das gebildete Dilettantentum kommt über eine gewisse Grenze, besonders zeitlich nach rückwärts, nur in den seltensten Fällen hinaus: man kennt von den Neuesten doch nur sehr wenig und von den Älteren und Ältesten so gut wie nichts.

Die Gründe, warum das so ist, sollen hier nicht erörtert werden, falsch aber wäre es, daraus zu schließen, daß all die zahllose vergessene Musik, namentlich wo es sich um solche aus alter Zeit handelt, darum bedeutungslos sein müsse. Dem widerspricht schon, daß ernste Künstler und Verleger von Zeit zu Zeit immer wieder aus der Vergangenheit neue Schätze hervorholen — für wen? Wo bleiben alle die Bilder?

Von solch vergessener, zu Unrecht vergessener Musik sollen diese Blätter erzählen; und zwar wird die Rede sein von dem erlauchten Namen Bach. Nicht vom Herrn Johann Sebastian — den kennt man allerorten oder glaubt ihn wenigstens zu kennen, und wenn's auch nur aus ein paar Präludien und Fugen des wohltemperierten Klaviers ist —, sondern von seinen Söhnen, von denen vier hier in Frage kommen.

Der älteste, Wilhelm Friedemann, wird manchem Leser aus dem Brachvogelschen Roman bekannt sein, aber nur aus diesem. Denn wir sind noch niemals jemandem begegnet, der dadurch angeregt worden wäre, sich nun auch einmal nach der Musik dieses Friedemann Bach umzutun, obzwar es schon an sich interessant genug sein müßte, zu sehen, wohin die Traditionen dieser Jahrhunderte alten Musikerdynastie schließlich geführt haben, nachdem ein Johann Sebastian die Welt mit seinem Ewigkeitsruhm erfüllt hatte.

Friedemann war der Liebling seines Vaters, der in ihm, dem begabtesten seiner Kinder, den Erben seines Geistes sehen mochte. Aber trotz seiner Genialität und hohen Bildung — er hatte Philosophie und Mathematik studiert und war musikalisch in der besten Schule der Welt zur Meisterschaft in Klavier, Orgel und Kontrapunkt entwickelt — schlug dieser Hallesche Bach, so genannt nach seiner Anstellung an einer Kirche zu Halle, ganz aus der Art. Jedoch so romantisch wie in dem oben erwähnten Roman hat sich sein Schicksal nicht gestaltet. Ohne den Fleiß und die Charakterstärke seines Vaters der Faulheit und Trunksucht verfallend, verkam er im Elend eines unsteten Wanderlebens, auf dem er sein Leben oft genug durch Aufspielen in Dorfschenken fristete, und starb 1784, ein bejammernswürdiger, zweiundsiebzigjähriger Greis, in völliger Armut und Entkräftung: im wahrsten Wortsinn ein verbummeltes Genie.

Der Grund seiner beklagenswerten Zerrüttung ist für uns nicht mehr erkennbar; die überromantische Liebesgeschichte in dem Roman von Brachvogel ist Erfindung des Dichters, und das Urteil Bitters („Die Söhne Sebastian Bachs"), Friedemann sei zugrunde gegangen in dem fruchtlosen Kampfe, „der aus dem törichten Festhalten an überlebten Kunstprinzipien gegen die notwendige Entwicklung der Bedingungen und Formen eines freien Kunststrebens entstehen mußte," ist ebenso dilettantisch töricht, wie sein Urteil über Richard Wagners Meistersinger unsinnig und gehässig ist. Denn einmal sind die „Kunstprinzipien" Johann Sebastians auch heut' noch nicht überlebt — es könnte sich da höchstens nur um die äußere Form handeln —, und zweitens hat Friedemann keineswegs in eigensinniger Verbohrtheit an ihnen festgehalten. Wenn er auch seinem großen Vater näher steht als seine Brüder, so zeigen doch die wenigen Werke, die von ihm gedruckt sind, einen auf der Basis freier kontrapunktischer Kunst durchaus individuellen Stil von unbedingter, oft herber Größe, eine melodische Erfindung von tiefer Innigkeit und das unverkennbare Streben nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten. Im Gegenteil sind gerade seine in den Formen des alten Stils geschaffenen Werke, seine Fugen, die schwächsten, und es ist bezeichnend, daß er für seine musikalisch außerordentlich wertvollen Polonaisen (Peters) keinen Verleger finden konnte, weil dem Publikum seine Musik wieder einmal zu „neu" war.

Und in der Tat weist Friedemann neben Zügen merkbarer Wesensverwandtschaft mit seinem großen Vater Feinheiten einer Rhythmik auf, die uns ganz modern anspricht, eine Eigenart der Motivbildung, die in der Vorliebe für Synkopierungen — auch in den langsamen Sätzen — so recht eine Spiegelung der Unrast seiner eigenen, stets ruhelosen Seele ist. Eine Anzahl seiner höchst anziehenden, wertvollen Sonaten und Fantasien hat Riemann bei Steingräber herausgegeben, desgleichen vier Klavierkonzerte, die, für ihre Zeit ganz außerordentliche Leistungen, in ihrer glänzenden Technik manchem vielgespielten Werke dieser Gattung viel späterer Zeit gleichwertig sind, an Tiefe des Gedankengehalts sie unzweifelhaft übertreffen.

Eine Oper mit Chören nach Art des griechischen Dramas soll unvollendet geblieben sein, auch von seinen Kantaten ist nichts bekannt geworden außer dem Vorspiel, der „Sinfonie" zu einer derselben, die A. Stradel für Klavier übertragen hat (Schuberth); sie bringt im Allegrosatze eine grandiose Fuge, deren Thema auf nichts Geringeres als das der Fuge des ersten Satzes von Beethovens letzter Sonate hindeutet.

Ein Werk von wuchtiger Größe ist auch das von M. v. Zadora (Simrock) für Klavier übertragene Orgelkonzert in D-Moll, das in der Literatur dieser Gattung einen hervorragenden Platz verdient. Angesichts solch genialer Schöpfungen wird man noch heute von tiefem Bedauern um den Unglücklichen erfaßt, der sich nicht zu mäßigen wußte, so daß ihm sein Leben wie sein Dichten zerrann — ein Stern, der versank, ehe ihm all sein Licht entstrahlte.

Ein freundlicheres Geschick ward Philipp Emanuel, dem dritten Sohne Bachs aus erster Ehe, der ursprünglich wohl für die Rechtslaufbahn bestimmt, sich nach beendeten juristischen Studien ganz der Musik zuwandte und 27 Jahre Kammerzimbalist Friedrichs des Großen war. Als aber nach dem Siebenjährigen Kriege infolge der unendlichen Arbeit und der Lähmung

seiner Finger durch die Gicht der große König mehr und mehr der Musikliebhaberei entsagte, erbat Bach seinen Abschied und ging 1767 nach Hamburg als Kirchenmusikdirektor, wo er, hochangesehen und unermüdlich tätig, 1788 starb, von der gesamten deutschen Musikwelt aufs tiefste betrauert.

Gar viel hat er in seinem langen Leben geschaffen, der fleißige Mann, an Tondichtungen aller Gattungen mit Ausnahme der Oper — wo sind sie alle geblieben? Mögen auch seine kirchlichen Werke uns heute veraltet erscheinen: für die Ausbildung der Klaviermusik, insonderheit der Sonate, hat Philipp Emanuel mehr als bloß historische Bedeutung. Indem er die Formen des kontrapunktischen Stils verließ und in die von Johann Stamitz und den Mannheimer Sinfonikern angebahnten Wege einlenkte, hat er, unter Vertiefung der von Frankreich (Couperin, Rameau) auch in Deutschland eingedrungenen „galanten" Schreibweise, Instrumentalwerke geschaffen, deren Anmut und Ursprünglichkeit uns heute noch entzückt wie die Bilder Watteaus uns auch heute noch entzücken: es ist die gleiche Zierlichkeit der Linienführung, die gleiche Wärme und Milde der Farbengebung, dieselbe Natürlichkeit und Frische des Inhalts. Wenn auch der Gegensatz der Themen in den Ecksätzen seiner Sonaten und Konzerte noch nicht so scharf hervortritt wie bei den späteren Meistern, und in ihnen noch nicht die innere Erregung pulsiert, die schließlich in der Sonate Beethovens geradezu dramatisch bewegtes Leben gewinnt, so sind sie immerhin bewegt und bedeutend genug, melodisch reizvoll und von unverwüstlicher Spielfreudigkeit, wenn sie Rondoform annehmen, um uns wirklich zu fesseln. Vollends im Adagio zeigt er seine ganze Meisterschaft. Hier begegnen wir manchem Stück von so seelenvollem Ausdruck, von so ergreifender Schönheit, wie wir ihn nur in den reifsten Werken Mozarts oder genauer in den Sonaten Beethovens zu vernehmen gewohnt sind. Jedenfalls erheben sich wenigstens die in der Auswahl von Hans von Bülow (Peters) und Riemann (Steingräber) enthaltenen Sonaten unbedingt über die Haydns, und zwar keineswegs bloß in den langsamen Sätzen. Von reizender Liebenswürdigkeit sind auch seine Rondos, in denen er das Thema im wechselnden Spiel der Form vom Improvisatorischen bis zur strengsten Kontrapunktik in jede nur mögliche Beleuchtung stellt, und die kleinere, Couperin nachgebildeten Charakterstückchen mit Personennamen aus seinem Verkehrskreis, gar zierliche Gebilde verschiedenster Stimmung, bald lyrisch, bald launig, immer unterhaltsam und rührend zugleich, gemäß seinem Ausspruch: „Mich deucht, die Musik müsse vornehmlich das Herz rühren."

Alle diese Sachen würden auch heute noch gefallen und man würde sie gewiß gern spielen, wenn man sie nur kennen würde, zumal sie auch hinsichtlich der Erzielung eines singenden Anschlags außerordentlichen Unterrichtswert haben: ist doch sein 1753 erschienener „Versuch über die wahre Art, Klavier zu spielen mit Exempeln und 18 Probestücken in 6 Sonaten erleutert" die Grundlage geworden, auf der sich alle späteren Künstler gebildet haben. Unter seinen gleichfalls von Riemann (Steingräber) herausgegebenen Klavierkonzerten erhebt sich das wuchtige D-Moll-Konzert, geschrieben 1748, zu einer Höhe, die unverkennbar schon den kommenden Beethoven ahnen läßt. Von seinen einst im Simrockschen Verlage erschienenen „Geistlichen Gesängen" ist leider kein einziges Exemplar mehr daselbst vorhanden. Riemann bezeichnet sie allerdings als zopfig und trocken, wie die Mehrzahl der Blüten dieses Liederfrühlings der Berliner Schule, während Bitter (Die Söhne Sebastian Bachs) ihre große Innigkeit hervorhebt. Uneingeschränktestes Lob dagegen gebührt zwei Streichquartetten G-Dur und F-Dur (Beyer & Söhne) und dem großen G-Dur-Trio (Breitkopf & Härtel): Werke, die bei ihrer Aufführung stets einer freundlichen Aufnahme sicher sein können.

Der dritte der musikalisch reich begabten Söhne Bachs, Johann Gottfried Bernhard — nicht zu verwechseln mit Bachs Oheim Johann Bernhard, von dem eine Fuge bei Steingräber erschienen ist — kommt hier nicht in Frage. Er starb schon mit 24 Jahren und hat wohl kaum etwas Nennenswertes hinterlassen. Auch von dem 1732 geborenen Johann Christoph

Friedrich, dem Bückeburger Bach, von dem, wie von seinem gleich zu erwähnenden Bruder Johann Christian, die phantasiereiche Erzählerin musikalischer Märchen, die heute auch bereits vergessene Elise Polko, ein liebenswürdiges Geschichtchen zu erzählen weiß, ist nur (bei Steingräber) ein kleines, aber sehr zierliches und feines Variationswerk gedruckt, das so ziemlich das gleiche Thema behandelt wie Haydn im Andante der Sinfonie mit dem Paukenschlag, und in der bei Litolff erschienenen Sammlung „Klaviermusik aus alter Zeit" ein freundliches Rondo.

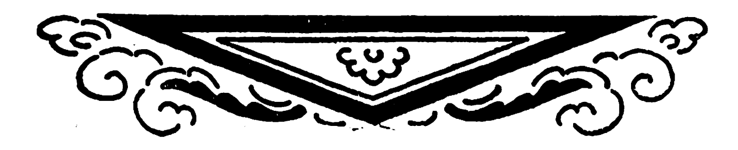
Weitaus bedeutender ist der auch von Mozart hochgeschätzte Johann Christian, der Londoner Bach, geb. 1735. Von seinem Bruder Philipp Emanuel ausgebildet, war er in jungen Jahren, der uralten Sehnsucht der germanischen Seele nach dem sonnigen Süden folgend, nach Italien gezogen, hatte unter Padre Martini Kontrapunktstudien gemacht und war nach Übertritt zum Katholizismus Domorganist zu Mailand geworden. Durch einige Opern und Kirchenmusiken hochberühmt, wandte er sich 1760 nach London, wo er gleich mit seiner ersten neuen Oper „Orione" großen Erfolg hatte und Musikmeister der Königin wurde. Noch weiter festigte er seine künstlerische Stellung durch Einrichtung von Subskriptionskonzerten, die bald Weltruf erlangten.

Dieser Bach ist eine merkwürdige Erscheinung. Er war ein außerordentlich fleißiger Arbeiter, der unendlich viel geschrieben hat und dessen Musik sehr beliebt gewesen ist. Aber so viel Geld er verdiente — man hat sein jährliches Einkommen auf 10 000 Reichstaler geschätzt —, so gut wußte es der elegante Lebemann wieder auszugeben. „Mein Bruder lebt nur, um zu komponieren, ich komponiere, um zu leben", hat er einmal mit humorvoller Selbstironie gesagt. Und zu leben muß er verstanden haben, denn seine glänzenden Einnahmen hinderten ihn nicht, eine Schuldenlast von 30 000 Talern zu hinterlassen, so daß nur eine königliche Pension seine Witwe, die einst hochberühmte Sängerin Cäcilia Grassi, vor Not schützte.

Gleichwohl ist die allerdings naheliegende Vermutung Bitters, seine Musik sei nur leichte Modeware gewesen, unhaltbar. Sie geht hauptsächlich auf eine Briefstelle zurück, worin er auf den Vorwurf Philipp Emanuels: „Werde kein Kind!" mit Humor antwortet: „Ich muß stammeln, damit mich die Kinder verstehen." Gewiß ist manches Mittelmäßige darunter gewesen, aber wenn ein Mozart bekennt, viel von ihm gelernt zu haben, dann muß er unbedingt ein gediegener Musiker gewesen sein. Und das bekunden auch die von ihm in Druck vorliegenden Arbeiten: zwei sehr gehaltvolle Sonaten, in der zweiten eine kraftvolle, glänzende Fuge (in der Sammlung „Klaviermusik aus alter Zeit", Verlag Litolff) und ein paar reizende Klavierkonzerte von geradezu mozartischer Lieblichkeit. Offenbar also ist auch dieser „Bach" nicht im Sande modischer Flachheit verlaufen.

Fassen wir das Ergebnis dieser musikalisch-genealogischen Skizze zusammen — oder besser: will der musikbeflissene Leser dieser Blätter nun selbst einmal den Versuch mit dieser alten Kunst wagen, so wird er leichtlich sich selbst überzeugen, daß die Söhne des großen Meisters, wenn auch nicht die Form, so doch die künstlerische Tradition, d. i. die Verwirklichung wahrhafter Ideale in Treuen gewahrt haben als echte Sprößlinge eines Adelsgeschlechts im höchsten Wortsinne, würdig des erlauchten Namens. Er wird dann sicher manche genußreiche, stimmungsvolle Stunde bei diesen alten Meistern verleben und finden, daß es doch zuweilen recht lohnend ist, mit dem alten Wilhelm Raabe zu fragen: Wo bleiben alle die Bilder?

Dr. Hermann Seliger



Türmers Tagebuch

Der russische Käfig · Zerstörte Illusionen
Die Partei über alles! · Macht verpflichtet
Der Schrei nach Erlösung

Die Weltgeschichte hat sich wahrlich einen ihrer schlechtesten Witze geleistet, als sie den Kanzler Bethmann in seines Herzens Einfalt zum Vater des Bolschewismus machte, ihn, der Wladimir Lenin im plombierten Eisenbahnzuge ins feindliche Rußland sandte, damit er es von innen heraus unterhöhle. Mehr als zweieinhalb Jahre sind seit der Errichtung der Sowjetherrschaft verflossen, und in diesen zweieinhalb Jahren ist Rußland wie durch eine Nebelwand von dem übrigen Europa getrennt gewesen. Tausend und aber tausend Augen haben teils schaudernd und bangend, teils voll fanatischer Hoffnung nach dem Osten gestarrt, nach jener Nebelwand, hinter der sich Dinge vollzogen, von denen wir nur wie beim flackernden Widerschein eines in der Ferne wütenden Brandes die ungewissesten Vorstellungen zu hegen vermochten. Etwas Gewaltiges vollzog sich, ein Umwälzungsprozeß, von dessen Erfolg oder Mißlingen mehr oder minder auch das Schicksal der übrigen europäischen Staaten abhängen mußte. Die Kunde, die darüber zu uns drang, war spärlich, unsicher und je nach der Quelle tendenziöser Fälschung verdächtig. Tibet, das noch immer einen weißen Fleck auf der Landkarte bildet, Zentralafrika und die Eisregion des Nordpols boten der Erforschung nicht schlimmere Widerstände und Gefahren als eine Expedition in das Innere des bolschewistischen Rußlands sie den Nichtakkreditierten in den Weg legte. Jetzt endlich beginnt sich langsam der Nebel zu zerteilen, der über zweieinhalbjährigem Geschehen lag, und das Dunkel zu lichten, das die russischen Vorgänge für den Außenstehenden verhüllte. Auf der Reichskonferenz der Unabhängigen ist zum ersten Male von deutschen Arbeiterführern selbst der Öffentlichkeit reiner Wein eingeschenkt worden über den Stand der bolschewistischen Bewegung in Rußland. An der Hand dieser unzweifelbar wahrheitsgetreuen Berichte kann man sich endlich ein klares Bild machen von dem, was Lenin gewollt und was er erreicht hat.

Es ist bezeichnend, daß Lenin wie überhaupt fast alle geistigen Führer des Bolschewismus nicht dem Arbeiterstande entstammt, sondern der Intelligenz. In ihm, dem Sproß einer altadeligen russischen Beamtenfamilie, „dem klein gewachsenen Mann mit dem lächelnd nüchternen, beredten Munde, die Hände in

den Hosentaschen, die listigen Augen in die Ferne gerichtet, dem Tamerlan des neuen Weltgerichts“, wie A. Paquet ihn schildert, verkörpert sich die stärkste Persönlichkeit der jetzigen russischen Machthaber. Ihm bedeutet die Idee alles. Nicht das Herz, sondern das Hirn bestimmt sein Handeln. Volk, Proletariat, Masse sind ihm abstrakte Begriffe, der Versuchsstoff, an dem er die Richtigkeit seiner ergrübelten Formeln beweisen will. „Er experimentiert an dem russischen Volke wie der Chemiker in seinem Laboratorium“, schrieb Gorki, bevor er selbst zum Bolschewismus überschwenkte. „Nur daß der Chemiker an der toten Materie arbeitet, diese Arbeit aber zu Ergebnissen führt, die dem Leben dienen, Lenin dagegen am lebenden Stoff arbeitet und die Revolution in den Tod treibt. Er kennt die Volksmassen nicht, hat nie unter dem Volke gelebt; er weiß nur aus Büchern, wie man die Masse zum Aufbäumen bringt, wie man am leichtesten ihre Instinkte entfesselt. Die Arbeiterklasse ist ihm nichts anderes, als dem Metallarbeiter das Erz. Kann man unter den vorhandenen Bedingungen aus diesem Erz einen sozialistischen Staat gießen? Allem Anschein nach nicht. Aber warum soll man es nicht versuchen?“ Lenin hat den Versuch unternommen, gewissenskalt, rücksichtslos genau nach dem Rezept, das er sich aus dem Marxismus, wie er ihn auffaßt, zusammengestellt hat. Was ihm als letztes Ergebnis seines Riesenexperimentes am russischen Volkskörper vorschwebte, hat er in seiner Schrift „Staat und Revolution“ kurz folgendermaßen umrissen: „Wir verfolgen als Endziel die Beseitigung des Staates, d. h. einer jeden organisierten und systematischen Gewalt, jeder Vergewaltigung des Menschen überhaupt. Wir erwarten keine solche Gesellschaftsordnung, bei der das Prinzip der Unterordnung der Minderheit unter die Mehrheit mißachtet werden sollte. Aber zum Sozialismus strebend sind wir überzeugt, daß er zum Kommunismus hinüberwachsen muß, und im Zusammenhang damit jede Notwendigkeit einer Vergewaltigung des Menschen überhaupt, einer Unterordnung des Menschen unter den andern, wird verschwinden müssen, denn die Menschen werden sich gewöhnen, die elementaren Regeln des gesellschaftlichen Zusammenlebens ohne Vergewaltigung und ohne Unterordnung inne zu halten.“ Hier tritt das, was man nicht ganz zu Unrecht den religiösen, den sektirerhaften Zug im Bolschewismus genannt hat, klar zutage: Die Umbiegung der durcheinander und gegeneinander wirkenden egoistischen Ziele der einzelnen in Richtung auf eine festformulierte Glückseligkeit. Zu ihr — und das gibt dem Bolschewismus den für „bürgerliche“ Ohren so schaurigen Klang — will der Heilsbringer Lenin die Menschheit nicht leiten auf dem Wege der Versöhnlichkeit, sondern durch Gewalt, durch eiserne Gewalt, durch eine Gewalt, die kein Erbarmen mit ihren Feinden (und das sind alle Andersgesinnten, Nichtgläubigen) kennt. „Diktatur der Arbeiterklasse“, so kennzeichnet Bucharin diese erste Phase des kommunistischen Programms, „bedeutet die Regierungsgewalt der Arbeiterklasse, welche die Bourgeoisie und die Grundbesitzer erstickt. Diese Arbeiterregierung kann nur aus der sozialistischen Revolution der Arbeiterklasse hervorgehen, der Revolution, die den bürgerlichen Staat und die bürgerliche Regierung zerstört und auf ihren Trümmern eine neue Macht errichtet — die Macht des Proletariats selbst — —“

Stimmt nun die Wirklichkeit überein mit der Kennzeichnung, die hier dem ersten Stadium des großen Umgestaltungsprozesses gegeben wird? Wir sind heute berechtigt, darauf mit einem glatten Nein zu antworten. Nein, es ist anders gekommen als Lenin es beabsichtigt hat, und alle geschickten Sophismen des fuchsschlauen Verschwörers vermögen nicht über die Tatsache hinwegzutäuschen, daß sein Versuch bereits in diesem, dem ersten Abschnitt, ein Fiasko erlitten hat. Lassen wir aus dem Bericht, den der Unabhängige Dittmann auf der Reichskonferenz der U. S. P. D. auf Grund persönlicher Beobachtungen und eines unbestrittenen Tatsachenmaterials über den gegenwärtigen Zustand Rußlands erstattet hat, alles Beiwerk weg, verzichten wir auf die Schilderung vom Elend des Verkehrs, vom Niedergang der Wirtschaft, von den trüben Erfahrungen deutscher Fabrikarbeiter unter ihren russischen Brüdern — nehmen wir das alles hin als Merkmale radikalistischer „Kinderkrankheiten", so schält sich als das Wesentliche, als der eigentliche Kern der Sache dies heraus: „Nur auf der Grundlage der Passivität und Kulturlosigkeit der russischen Volksmasse in Stadt und Land konnte die bolschewistische Diktatur errichtet werden. Die Bolschewiki, die sich jetzt ‚Kommunisten' nennen, betrachten sich als die ‚Vorhut des Proletariats', als seinen Vormund, der es erst zur Mündigkeit erziehen müsse. Sie wollen nunmehr den Sozialismus von obenher verwirklichen, durch die Diktatur, nachdem seine Durchsetzung von unten her, auf demokratischem Wege, mißglückt ist. Der Machtapparat, dessen sie sich dabei bedienen, besteht aus der neuen Sowjetbureaukratie und der roten Armee. Beide werden wiederum beherrscht von der Partei, die sie durchsetzt und mit ihrem Geiste zu erfüllen sucht und zur Sicherung seiner Diktatur eine straffe militärische Organisation der Partei durchgesetzt hat. So beherrschen die Führer der Partei, Lenin, Trotzky, Sinowjew, Radek, Bucharin u. a. diktatorisch die Kommunistische Partei, durch die Partei das Proletariat, durch das Proletariat die Bauernmasse und somit die Gesamtbevölkerung Rußlands. — — — Die allgemeine Wehrpflicht ist wieder eingeführt, Deserteure werden erschossen. Ebenso ist das Wirtschaftsleben militarisiert, Arbeiter und Angestellte dürfen nicht streiken, sonst werden sie als ‚Deserteure der Arbeitsfront' in Konzentrationslagern zur Arbeit gezwungen. Für Frauen besteht die Arbeitspflicht vom 18. bis zum 40., für Männer vom 18. bis zum 50. Lebensjahre. In den Betrieben ist die Herrschaft der Betriebsräte längst beseitigt. Der Betrieb untersteht einer Verwaltung, die von oben eingesetzt wird. Das gleiche gilt von den Gewerkschaften. Alle Arbeiter eines Betriebes sind zwangsweise Gewerkschaftsmitglieder, die Beiträge werden vom Lohn abgezogen... Nach der letzten offiziellen Statistik des Zentralkomitees der Partei waren von den 604 000 Mitgliedern, die sie in ganz Rußland zählt, nur noch 70 000, d. h. 11 v. H., als Arbeiter tätig! Von den übrigen 89 v. H. der Mitglieder sind tätig: 36 000 (6 v. H.) als Parteibeamte, 12 000 (2 v. H.) als Gewerkschafts- und Genossenschaftsbeamte, 162000 (27 v. H.) als Militärbeamte und Soldaten, 318 000 (53 v. H.) als Staats- und Munizipalbeamte, und 6000 (1 v. H.) als Handlungsgehilfen. Die ganze Partei verwandelt sich also allmählich in ein Heer von Bureaukraten, die mit ihrer Existenz

unmittelbar an der Aufrechterhaltung der Diktatur interessiert sind. Man spricht bereits von einer neuen ‚Sowjet-Bourgeoisie'. In Moskau zählt man kaum 100 000 Arbeiter, aber 230 000 Sowjetbeamte und -beamtinnen aller Grade. Es geht dabei ähnlich wie bei unseren Kriegsgesellschaften."

Sieht so die Diktatur des Proletariats aus? Was hier von einem selbst höchst radikal gesinnten Arbeiterführer geschildert wird, das ist die Diktatur schlechthin, das ist das uralte System, mit dem man seit grauen Zeiten die ungebärdige Masse bändigt und das man ganz nach Belieben Autokratie, Oligarchie oder ähnlich benennen mag. Davon, daß die Gesamtheit des Proletariats Herrscher, Subjekt der Revolution sein soll, ist keine Rede mehr. Das Proletariat ist genau so zum Objekt kommunistischer Regierungsgewalt gemacht worden, wie der verhaßte „Bourgeois", und der Umstand, daß man den einen ausrotten, den andern bekehren will, ändert nicht das geringste am Tatbestande. So oder so — jeder Einsichtige wird der „Voss. Ztg." recht geben, wenn sie feststellt: „Das Proletariat bleibt geknechtet. Nach wie vor haut der Säbel und schießt die Flinte auf den Unbotmäßigen. Für den von solchen Agitatoren Umworbenen entsteht die bange Frage: Werde ich Diktator oder Diktatierter? Werde ich hauen oder gehauen?" Die Erkenntnis, die sich nach 2½ Jahren schonungslosen Experimentierens den kommunistischen Schwarzkünstlern darbietet, läuft darauf hinaus, „daß man den Kommunismus nur aus dem Menschenmaterial bauen kann, das der Kapitalismus geschaffen hat; man kann die bürgerliche Intelligenz nicht vernichten, man muß sie besiegen, ummodeln, umbauen, neu erziehen — wie man in langem Kampf auf dem Boden der Diktatur des Proletariats auch das Proletariat selbst neu erziehen muß, das sich von seinen eigenen kleinbürgerlichen Vorurteilen nicht mit einem Male, nicht durch ein Wunder, nicht durch Eingebung der Gottesmutter, nicht auf Befehl einer Losung, einer Resolution, eines Dekrets befreien kann". So verschleiert Lenin den Wechsel seiner Methode. Aber sollte er, der weitaus überragendste unter den bolschewistischen Machthabern, nicht selbst bereits im tiefsten Innern spüren, daß das Werkzeug der Gewalt, das er sich geschaffen hat und das dem des zaristischen Regimes verzweifelt ähnlich sieht, sich in dem Augenblicke gegen ihn, den Schöpfer, wenden wird, in dem er es beiseite tun möchte? Hofft er wirklich, jemals wieder über die Formen der Erstarrung hinauszukommen, die seine Schöpfung schon jetzt, im ersten Stadium, offensichtlich angenommen hat? Denn wenn nicht alle Zeichen trügen, hat der Bolschewismus bereits da das Ende seiner Entwickelung erreicht, wo er seinen programmistischen Kundgebungen nach erst am Anfange stehen sollte. „Lenins Gedankenschema nach", so faßt die „Post" summarisch zusammen, „muß aus dem bürgerlichen Kapitalismus der proletarische Kommunismus geboren werden. Die Geburt ist unvorhergesehen schwer. So greift der ‚Alleinwisser' und ‚Alleinkönner' Lenin zu anderen Geburtsmitteln. Aber die Stunde der Geburt der Weltrevolution flüchtet in die Nebel der Zukunft. Unbestreitbar ist heute nur eines: Die Bolschewikis sind in einen circulus vitiosus geraten, in dem sie kreisen müssen, ohne einen Ausweg finden zu können. Sobald man alle Lebensäußerungen mit der Gleichheitsmaschine en gros und en détail nivelliert, d. h. konsequent kommunisiert, stockt

die Wirtschaft. Wenn man nun, um die Wirtschaft wieder auf die Beine zu stellen, Prämien und Privilegien einführt, so erhebt der ‚verdammte‘ bürgerliche Kapitalismus aufs neue sein Hydrahaupt unter Bauern und Arbeitern und erzeugt den Kapitalismus und die Bourgeoisie unausgesetzt, täglich, stündlich, elementar und im Massenmaßstab.“

Die Hohen Herren von Versailles mühen sich, die Welt nach ihren Wünschen zu gestalten, und sie verfahren dabei nach jahrhundertalter Überlieferung. Lenin und die Seinen versuchen das gleiche mit anscheinend neuen Mitteln. Aber die kapitalistische Rettung, der Völkerbund, hat ebenso grausam versagt wie das Experiment, den Verein der „Raubstaaten“ zu ersetzen durch eine Herrschaft des geeinigten, internationalen Proletariats. Tand, Tand ist das Gebilde der Menschenhand! Über die beiden in gigantischem Kampfe verstrickten Machtgruppen schreitet die Weltgeschichte, der sie als unbewußte Werkzeuge einer höheren Intelligenz dienen, mit unbekümmerten, ehernen Schritten hinweg und formt ein Drittes, ein Anderes, von dem wir heute noch nicht einmal die fernen, dämmernden Umrisse zu unterscheiden vermögen.

* * *

Man könnte sich versucht fühlen, angesichts der Dittmannschen Enthüllungen von einer beginnenden Geistesdämmerung in den Reihen des Proletariats zu sprechen, wenn diese Offenherzigkeiten dem reinen Trieb zur Wahrheit entsprungen wären. Aber das sind sie nicht. Was den Leuten der „Freiheit“ den Mund geöffnet hat, das ist die Angst, die schlotternde Angst um den Bestand der Partei. Der Moskauer Papst verlangt die bedingungslose Unterwerfung unter die einundzwanzig Glaubenssätze der dritten Internationale. Eine solche Unterwerfung aber würde das Ende der Unabhängigen, ihr völliges Aufgehen in der Kommunistischen Partei, und vor allem den Sturz aller bisherigen unabhängigen Parteigrößen bedeuten. Kein Wunder, daß die Gänse des Kapitols ihr Geschrei erheben. Da bricht die heilige Lohe der Empörung aus Luise Zietzens leidenschaftlicher Seele: „Wir unterwerfen uns keinem Diktat, woher es auch kommen mag ... Was wir am Militarismus am tiefsten haßten, daß er die Persönlichkeit knechtete und zu bedingungslosem Gehorsam zwang, das soll nun der Anschluß an Moskau für Männer und Frauen bringen.“ Und von denselben Lippen, die so oft und begeistert das Lob der russischen Sowjets gesungen haben, gellt der hysterische Schrei: „Wir gehen nicht in die Sklaverei!“ Mit der gleichen Emphase erhebt der braunschweigische Ministerpräsident Sepp Örter seine Stimme: „Die Arbeiterklasse Deutschlands darf sich nicht in den russischen Stiefel bei ihrem Befreiungskampf zwängen lassen. Der schmeckt zu sehr nach Zarismus. Und ich lecke den russischen Stiefel nicht — auch nicht, wenn der Fuß eines Lenin oder Trotzki darin steckt.“ Kann man's dem „Vorwärts“, der so manchen bitteren Vorwurf revolutionärer Unzulänglichkeit hat einstecken müssen, verdenken, wenn er den Eifer bespöttelt, mit dem sich gerade die Leute gegen die Spaltung ihrer Partei wenden, „welche die alte Sozialdemokratie mit dem selben Leichtsinn gespalten haben“? Denn in der Tat sie selbst, die unabhängigen Führer, sind es ja gewesen, die aus partei-

egoistischen Gründen in der deutschen Arbeiterschaft die Illusion erweckt haben, die sie jetzt — und zwar wieder aus parteiegoistischen Gründen — grausam zu zerstören genötigt sind. Aber die Psychologie der Masse ist so geartet, daß es ein bei weitem leichteres Unternehmen ist, eine Illusion in sie hineinzupflanzen, als die einmal verwurzelte Wahnvorstellung gewaltsam wieder herauszureißen. Das Massengehirn gibt so leicht kein Paradies wieder her, an das es sein Begehren gehängt hat. Die Enttäuschung, so lehrt die seelische Gesetzmäßigkeit, wirkt nicht auf die Vernunft, sondern auf das Gefühl der Enttäuschten, und dieses wendet sich folgerichtig gegen die Führer, die sich als Ver—führer entpuppen. So schnell sich die Reihen einer Partei durch das Lockmittel einer schillernden Illusion füllen lassen, so schnell vollzieht sich das Abströmen der Genarrten, sobald diese Illusion ins Schwanken gerät. Der triviale Satz von der Welt, die getäuscht werden will, erweist sich auch in diesem Falle wieder einmal stärker als alle Sentenzen der Aufklärung, des Entnebelns, der Belehrung. Tauben Ohren predigt heute noch, wer den Sowjetgläubigen ihre Dogmenfestigkeit zu erschüttern sucht. Vereinzelte Weckrufe wie diejenigen Dittmanns und seines Anhanges werden die politischen Schlafwandler längst noch nicht ihren Traumgespinsten vom Himmelreich, das nahe herbeigekommen ist, entreißen. Ausgerechnet vom Vertreter der Sowjetregierung in Berlin, Wigdor Kopp, mußte der bezeichnende Ausspruch fallen, daß unter den deutschen Arbeitern geradezu eine Psychose herrsche. Er hat recht. Wirklich es ist so. Da sind lange Reden gehalten worden über das körperliche und seelische Leiden, das 120 ausgewanderte deutsche Industriearbeiter in der Maschinenbauanstalt in Kolomna bei Moskau zu erdulden haben, wo sie chinesischen Kulis gleichgeachtet werden. Und schon sind dessen unbeschadet wiederum 600 Illusionisten bereit zum Abtransport in das gelobte Land des reinen Kommunismus.

Darum: es wäre eine bedenkliche Täuschung, wollte man allzu große Hoffnungen knüpfen an die aufklärende Wirkung der unabhängigen Wahrheitsberichte, die nur die Not des Augenblickes hervorgepreßt hat. Noch gibt es genug Leute in Deutschland — ehrliche Fanatiker, machtlüsterne Abenteurer, verbohrte Theoretiker —, die keinerlei Bedenken tragen würden, das am russischen Versuchskarnickel gescheiterte Gesellschaftsprinzip mit pedantischer Genauigkeit am noch untauglicheren Objekt Deutschland zu wiederholen. Und wahrhaftig: es wäre nicht das erstemal, daß der Doktrinarismus, die alte Erbsünde der Deutschen, uns zum Narren Europas machte!

* * *

Die Partei über alles — nach diesem Grundsatz hat die U.S.P.D. ihre Politik gestaltet, die sie in eine so arge Zwickmühle geführt hat. Aber welche von den übrigen Parteien darf es gerechterweise wagen, den ersten Stein zu werfen? Hand aufs Herz: ist dies, das Prinzip der Partei als Selbstzweck, nicht dasjenige Merkmal, das unserem gesamten politischen Leben die bezeichnende Note gibt und zugleich die Erklärung bietet für den schauerlichen Tiefstand und die verzweifelte geistige Stagnation unseres politischen Daseins überhaupt? Die Partei

über alles! Erst sie und dann in weitem, weitem Abstand Volk, Staat, Vaterland. „Seit 1848 führt“, so ließ sich Kurt Breysig in seinem 1912 erschienenen Buche „Von Gegenwart und von Zukunft des deutschen Menschen“ vernehmen, „in Hinsicht auf die geistige Schöpferkraft die Linie unseres Parlamentarismus stetig talwärts. In der Frankfurter Versammlung ist noch der Geist der Nation am Werke, Bennigsen, Windthorst, Richter bedeuten schon eine wesentliche Vergröberung, aber auch ihnen stehen die heute amtierenden Nachfahren um vieles nach. Die Staatskunst, einst eine Sache der ersten Köpfe unseres Volkes, ist heute ein dürres Handwerk geworden, das berufsmäßig ausgeübt wird. Bismarck hat immer wieder gegen die Berufspolitiker geeifert: wirkliche Sachverständige sind sie im Grunde den Beamten gegenüber in keinem Ding. Wohl aber bringen sie dem Gemeinwesen sehr leicht Schaden insofern, als sie aus dem aufgeregten Hin und Her der Stellungnahme der Parteien, aus der unnützen Aufbauschung all dieser Tagespolitik, aus der Taktik, der Mechanik des Parlaments ein Geschäft machen. Kann man sich verwundern, daß man von den Reden mancher von diesen Männern, die man seit Jahren am Werke sieht, die drei, vier Gedanken, die sie haben, hin und her zu wenden, den ganzen Inhalt im voraus weiß, wenn man die erste Zeile gelesen hat, und daß man von gewissen den Eindruck hat, daß eine buddhistische Gebetstrommel ein willkürliches und schöpferisches Wesen ist, mit diesen Rede- und Meinungsautomaten verglichen!“ Ist es, seitdem dies niedergeschrieben wurde, besser geworden? Besser nicht, sondern um vieles schlimmer! Die ganze Lächerlichkeit des Revolutionsgebarens kommt durch die Einführung der Listenwahl ergreifend zum Ausdruck. Sie erst hat die unumschränkte Macht des Parteibonzentums befestigt. Ihr erst verdanken wir es, daß durch das engmaschige Sieb nichts mehr mit durchrutscht, was nicht vorher in der Mühle der Partei zu Pulver gemahlen ist. Wehe dem Angehörigen einer Partei, der auch nur um eines Fingers Breite abzuweichen wagte von dem engbegrenzten Wege, den die Unfehlbarkeitslehre seiner Partei ihm vorschreibt. Gerade die Aufrechten, Charaktervollen, die wenigen, die sich ein etwas weiteres Blickfeld gewahrt haben, sind der Verfemung am meisten ausgesetzt — mögen sie Posadowsky, Noske oder sonstwie heißen. Sämtliche Parteien sind in die Nationalversammlung mit neuen Namen eingezogen. Aber hat wirklich eine einzige von ihnen mit dem Wechsel der äußeren Gewandung den alten Adam ausgezogen? „Wie können überhaupt dieselben Parteien“ — der Gesandte von Scheller-Steinwartz wirft in der „Deutschen Revue“ diese nur allzu berechtigte Frage auf —, „die fünfzig Jahre lang auf Kritik eingestellt waren, gegeneinander und gegen eine ihnen gegenüberstehende Regierung, plötzlich ein schöpferisches, allein handelndes, selbst regierendes Parlament bilden? Die Weltanschauungsetikette, die sie sich zum Teil aufgeklebt haben, deckt nicht den Mangel wirklicher politischer Orientierung und großer gemeinsamer politischer Ziele. Wir können unsere alten Parteien nicht in den Schmelztiegel werfen; manches Gute an Geist würde dabei verdampfen. Aber der Verschiedenheit der Anschauungen über die Wege könnten bei einer Gemeinsamkeit des Ziels zwei große Gruppen gerecht werden, deren Schöpfung auch der Mechanik des Parlamentarismus ebenso zugute käme, wie der Ökonomie der

politischen Kräfte der Nation. Denn bisher standen die Kräfte der Parteien öfters in einem Subtraktionsverhältnis als einem Additionsverhältnis, indem drei Viertel davon im Kampf gegeneinander aufgebraucht wurden. Mögen innerhalb dieser Gruppen Schattierungen bestehen und reges geistiges Leben auch zu scharfem Wetteifer führen: das gemeinsame Ziel, das gemeinsame Denken muß überwiegen. Mögen die beiden Parteien der Zukunft liberal und demokratisch, weiß und rot, föderalistisch und unitarisch oder sonstwie heißen: ihr Programm darf nicht so im einzelnen vorbestimmt sein, daß der Führer wie der Anhänger bei jeder neuen politischen Frage nur in dem Parteihandbuch nachzusehen braucht, wie er zu denken hat. In England und Amerika, wo der Parteidualismus seit mehr als hundert Jahren das Parlament beherrscht und stark gemacht hat, sind vielfach die Parteiprinzipien ineinander übergeflossen und die Parteien bilden nur die Rahmen, in die sich die Anhänger der verschiedenen Lösungen bei jeder großen politischen Frage einfügen können. So soll ein ständiges Werben um die Stimmen der Einsichtigen die Parteien lebendig erhalten; aber nicht durch das Schlechtmachen des Gegners sollen die Stimmen gewonnen werden, sondern durch die Kraft der eigenen Ziele."

Freilich, bis jetzt geht es mit Volldampf in direkt entgegengesetzter Richtung dem politischen Beutesystem amerikanischen Musters zu. Welche Parteien auch immer ans Ruder gelangen, ihr erstes, ihr leidenschaftlichstes Interesse ist darauf eingestellt, Pfründe zu erschließen, Futterkrippen herzurichten für die Eingeschworenen, die Zuverlässigen, die vom Bau und von der Couleur. Und — wie sollt' es anders sein — bei dieser Jagd nach Ämtern und Domänen gebärden sich diejenigen am schäbigsten, die den Sozialismus am lautesten im Munde führen. Vom Ministerposten abwärts vollzieht sich diese Entwicklung, der die Ausschaltung aller sachlichen Gesichtspunkte als oberstes Gesetz zugrunde liegt, bis herunter zu den Kommunen. Das dank der bürgerlichen Dösigkeit (50% Wahlbeteiligung!) knallrote Berlin geht voran, und die andern Kommunen folgen nach. Stück für Stück gelangen die kurulischen Sitze zum Preise von 25 000—30 000 Mark zur Verteilung. Für das „soziale" Empfinden dieses neudeutschen Klüngels ist, um nur mit einem Beispiel aufzuwarten, ein Vorfall in der Berliner Schwesterstadt Wilmersdorf bezeichnend, wo von den mit Hilfe von Staatszuschüssen erbauten, vornehmlich für Kriegsverletzte und Flüchtlinge bestimmten Siedlingshäusern fast ein Drittel „notleidenden" sozialdemokratischen Stadtvätern zugeschoben wurde. So fällt allmählich unser ganzes öffentliches Leben der Molochgefräßigkeit des Parteiunwesens zum Opfer, und der kaiserliche Ausspruch von 1914 kann auf den heutigen Zustand im gerade umgekehrten Sinne angewandt werden: „Ich kenne keine Deutschen mehr, ich kenne nur noch Parteien!"

* * *

Verfallserscheinungen? Zweifelsohne. Aber das Entscheidende an diesem Sachverhalt liegt in dem Kriterium, ob wir es mit einem dauernden oder einem vorübergehenden Zustand zu tun haben werden. Und da erscheint es doch am Platze, nicht aller Hoffnung die Tore zu schließen. Es hat sich in der Geschichte

gezeigt, daß der blindwütig tobende Egoismus verhältnismäßig am schnellsten abwirtschaftet mit der Naturnotwendigkeit, die den allzu straff gespannten Bogen auf dem höchsten Grade seiner Ausdehnung zerspringen läßt. Der gewissermaßen affektlose, mehr dem Gehirn als dem Gefühl entspringende, schleichende Egoismus, der langsam von den Herzen Besitz ergreift, ist bei weitem der gefährlichere. Die deutsche Vergangenheit weist mehr als eine Periode schmählichen Niederganges auf, aus der es noch immer ein Emportauchen gegeben hat. Selbst auf dem Gipfel stolzester Machtfülle hat es uns nicht ganz an Begleiterscheinungen moralischer Zügellosigkeit gefehlt. Man denke an die Gründerzeit nach 70 und wie schnell sie abgeschnurrt ist, sie, die den Sekt der Besiegten in Weißbiergläser sprudeln ließ. Es besteht wenig Aussicht, ein in Verwirrung geratenes Volksgemüt lediglich durch Unkenrufe wieder in die richtige Gleichgewichtslage zurückzubringen, ebensowenig wie der verlöschende Mut eines mit blutigen Füßen auf schmalem Grat dahintaumelnden Menschen dadurch gehoben wird, daß man ihm ohne Unterlaß alle Schrecken des Absturzes vor Augen malt. So schwach sie leuchten, so dünn gesät sie sind, doch fehlen nicht ganz die Sterne in dieser schwarzen Schicksalsnacht, durch die wir uns starren Blicks, zerrissenen Herzens, hungernd und qualgepeitscht vorwärtstappen. Selbst in der Arbeiterschaft, deren Aschenbrödeldemut von ehedem nur zu schnell in Herrschaftsdünkel und Hochfahrenheit umgeschlagen ist, sind trotz alledem, wie Hans Siegfried Weber im „Tag" feststellt, gewaltige Regungen des nationalen Willens und des unbedingten Einstehens für das Gesamtwohl erkennbar. Und kein Geringerer als der langjährige freikonservative Abgeordnete Landrat v. Dewitz hat in einem bedeutungsvollen Aufsatz „Wandlungen" in demselben Blatte bemerkenswerte, auch für den Zweifler überzeugende Vorgänge des nationalen Wollens der sozialdemokratischen Arbeiterschaft gezeichnet: Die Einmütigkeit der Eisenbahner in dem Willen, die Grenzen des Heimatlandes zu schützen, und den Beschluß der Bergarbeiterkonferenz, von einer Kündigung der Überschichten aus Rücksicht auf das allgemeine Interesse Abstand zu nehmen. Landrat v. Dewitz sieht in diesen Anzeichen des Aufstieges in einer Zeit fortlaufenden Niederganges einen mehr als überraschenden Lichtblick. Es muß sich in seinen Augen für jeden, der an seinem Volk verzagte, ein Zwang zur Wandlung des Zweifelns ergeben. Landrat v. Dewitz schaut tief und fordert vor allem mit Recht eine seelische Stärkung der Bergarbeiter, durch die ihr freier Wille sicherlich noch gehoben wird. Und ist es nicht als erfreuliches Zeichen der Einsicht zu buchen, wenn ein Mann, der, selbst aus dem Arbeiterstande hervorgegangen, Anspruch darauf hat, als Beurteiler des Denkens und Fühlens der Masse zu gelten, die Mahnung an die Arbeiter richtet, die Macht, die ihnen zugefallen ist, nicht nur im Interesse der eigenen Klasse, sondern im Dienste der Gesamtheit zu nützen und in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft die Eigenwünsche mehr als bisher den Zwecken der Gemeinschaft unterzuordnen? „Die Zahl derer," so redet Johannes Fischer in der „Frankf. Ztg." seinen Klassengenossen ins Gewissen, „die die Klassenschranken zwischen Arbeiter und übriger Volksgemeinschaft, zwischen Klassenzielen und allgemeinen Volkszielen wirklich bewußt abgebrochen haben, ist noch viel zu gering. Den Vorurteilen von bürgerlicher Seite stehen auf der Arbeiterseite noch

mindestens ebenso starke Vorurteile gegenüber und sind mächtig und wirksam. Es ist noch eine viel zu kleine Zahl von Arbeitern, die sich so in die umfassenden und vielgestaltigen Aufgaben eines wirklichen Volks- und Kulturstaates hineingedacht haben, daß ihre Machtfülle nun auch wirklich in vollem Umfang im Sinne einer fruchtbaren Lösung dieser Aufgaben zur Auswirkung kommen könnte... Man ist noch nicht in die neue Rolle als vollverantwortlicher, eigengestaltender Träger eines Volksstaates hineingewachsen und holt die Leitgedanken seines Handelns noch zu viel aus dem Gedankenbestand und der Vorstellungswelt einer vergangenen Zeit." Fischer tadelt sodann die Art, wie der Steuerabzug auch von demokratisch – d. h. mehrheitssozialdemokratisch — gesinnten Arbeitern behandelt wird, und fährt daran anknüpfend fort: „Das Gefühl einer Solidarhaft für die Erfüllung der vom Staat übernommenen, ja vielfach auch selber dem Staat zugewiesenen Aufgaben und Verpflichtungen nach außen und im Innern ist nicht oder nur sehr ungenügend da, sonst könnten sich die Arbeiter und Angestellten nicht so benehmen in dieser Sache, wie sie es vielfach tun. Hier ist noch ein durchaus unfertiger Zustand, der um so gefährlicher ist, als die Arbeiter, soweit sie ihre Macht bei der Aufgabengestaltung und bei der Abgrenzung der Aufgaben, die der Staat erfüllen soll, zur Auswirkung bringen, noch sehr häufig nur mit Arbeiteraugen und Empfindungen und nicht auch zugleich als öffentliche Haushalter an die Dinge herantreten. Damit kommt man nicht durch, und wenn ihre Machtstellung sich sachlich rechtfertigen und dauernd halten lassen, d. h. sich nicht von innen heraus unmöglich machen soll, dann müssen die Arbeiter in diesen Dingen noch ganz anders begreifen, daß Macht verpflichtet.

Sie kommen um den grundsätzlichen Übergang vom Klassendenken zum Volksdenken nicht herum, auch in ihrer Stellungnahme zu Beamten- und Staatsarbeiterfragen. Die Gemeinschaft, zumal wenn sie wirklich nur eine Politik des sozialen Rechts und der sozialen Wohlfahrt, der kulturellen Förderung betreiben will, ist mehr und größer als der einzelne Berufsstand, und das Recht des letzteren muß seine Grenzen finden in Lebensnotwendigkeiten der Gemeinschaft. Das auszusprechen ist nicht unsozial, sondern in einem höheren, umfassenderen Sinn wahrhaft sozial, und es wird Zeit, dafür mit allem Nachdruck einzutreten. Das Wohl des Ganzen soll oberstes Gesetz sein, dann muß auch eine Macht, die im Ganzen verliehen ist, die auf der vom Ganzen geschaffenen Rechtsgrundlage fußt, wirklich im Sinn dieses Ganzen aufgefaßt und angewendet werden. Volkssolidarität geht über Klassensolidarität, zumal dann, wenn das Volk nach demokratischen Gesetzen sein Schicksal gestalten kann."

Mit andern Worten: Sozialismus ohne Nationalgefühl ist undurchführbar. Selbst ein Catilinarier vom Schlage des Herrn Merges, des Braunschweiger Präsidenten seligen Gedenkens, hat von seinem Abstecher nach Moskau wenigstens die eine vernünftige Erkenntnis mit nach Hause gebracht, daß die russische Schablone auf den deutschen Menschen nicht anwendbar sei. Die russischen Bolschewisten, die sich zu Trägern der Weltrevolution ausersehen fühlen, haben ihrer Idee bisher noch nicht ein Tüpfelchen völkischer Eigenart geopfert. „Auch wenn eine Weltrevolution kommt," so folgert Paul Coßmann in den „Südd

Monatsheften", „so kann sie unter Aufhebung des Nationalismus nur, wenn sie religiös ist, dauernde Ergebnisse erzielen; ist sie wirtschaftlich, so muß sie zusammenbrechen, wenn der Egoismus des einzelnen fortbesteht ohne Zusammenhalten der nächsten Gruppen, d. h. ohne Nationalgefühl. Eine Gesinnung, die das Herz für die Antipoden und den Ellenbogen für den Landsmann gebraucht, führt zu keiner möglichen Form des Zusammenlebens. Zu einem Volksstaat gehört vor allem ein Volk."

* * *

So sehr auf Weltanschauungsprobleme ist selten eine Zeit eingestellt gewesen wie diese, die wir gegenwärtig durchleben. Es gärt in den Tiefen. Unsäglich viel Schlamm wird dabei aufgewühlt und trübt den Wasserspiegel, der sich einst unbewegt und selbstzufrieden vom Sonnenglanz der Vorkriegszeit bestrahlen lassen konnte. Heute, wo wir durch die Marterstationen von Versailles, Spa, Genf, Brüssel und wer weiß welche noch hindurchgepeitscht werden, ringt sich der Sehnsuchtsschrei nach einem neuen Sinn des Lebens aus den verstörten Gemütern aller derer, die nicht in sinnlosem Genießen Betäubung suchen. Wer Ohren hat zu hören, wird diesen Sehnsuchtsschrei vernehmen durch allen Tingeltangellärm, durch allen Krampf entfesselter Begierden hindurch. Da schildert einer, der vielleicht früher von Berufs wegen so manches farblose Stimmungsbild für den Kaffeetisch der Philister zu verfertigen gezwungen war, einen Sonntagabend auf dem Tempelhofer Felde. Aber das Reporterherz ist selbst so übervoll von widerstreitenden Empfindungen, daß mehr, viel mehr bei dieser Schilderung herauskommt, als man im Rahmen einer „Lokalplauderei" zu finden gewöhnt ist. Doch lassen wir unsern Beobachter, der seine Eindrücke im „Berl. Lokalanz." wiedergibt, selbst zu Worte kommen:

„Auf einem etwas entlegeneren Teil des Feldes eine große Menschenansammlung. In der Mitte ein Redner auf einem halbzerbrochenen, wackeligen Stuhl; er spricht mit letztem Kraftaufwand auf seine Hörer ein, mit überanstrengter Stimme, gestikulierend, die Röllchen fliegen. Er spricht von Jesus Christus, der allen den Frieden geben kann. Nur von ihm kann die Erlösung kommen, nicht von Gold und Silber, wonach alle laufen und woran alle verderben. Bekennerfreudigkeit leuchtet ihm aus den Augen, tiefe Überzeugung, er lächelt darüber, daß sich ungläubige Störenfriede finden, die unwillig murren und schelten. Er hat seinen festen Grund gefunden, ihn kann niemand verwirren. Mit einem Amen aus tiefer Brust schließt er.

Ein brausendes Hoch auf die Internationale antwortet von der Gegenseite. Unerschüttert stimmt er ein geistliches Lied an; seine Gemeinde singt tapfer mit.

Danach ladet einer seiner Nebenmänner zu einer christlichen Abendversammlung in einer nicht weit entfernten Straße ein und schließt die Andacht mit einem Gebet.

Das Ganze löst sich in verschiedene Gruppen auf.

Ein Redner predigt die internationale Verbrüderung: alle seien Menschen, einer arbeite für den andern, verflucht sei Zank, Haß und Krieg! Dann viele hohle Worte, dem Gedankengebäude des Materialismus entstammend. Aber er

glaubt daran, und seine Zuhörer sind geduldig. Ein paar Schritt weiter eine Frau und ein junger Mann, die mit heißem Gesicht und großer Heftigkeit ihr Christentum verteidigen. Zustimmung, Gelächter: ‚Wo war Jesus, als wir im Schützengraben hungerten, froren und starben?‘

Eine andere Gruppe: der Jesusredner von vorhin verteidigt sich gegen mehrere Angreifer mit großer Entschiedenheit. Er will keine politischen Geschäfte besorgen, er will den Frieden bringen, den er selbst gefunden.

Ein Mann mit Fanatikergesicht drängt sich in den Kreis, einen Zettel schwingend: ‚Genossen, hört mich: Ich komme eben aus einer Sitzung mit russischen Delegierten von der Front. Von dorther naht der Friede, sozialer Friede, Eintracht, Glückseligkeit. Unsere russischen Brüder schwören, daß sie durchbrechen werden bis an die Tore Deutschlands, und dann naht auch uns die Erlösung!‘ ‚Das ist das neue Evangelium‘, so schreit jemand. ‚Das alte war verlogen, an das neue vermögen wir noch zu glauben.‘ Man jubelt, man schüttelt die Köpfe.

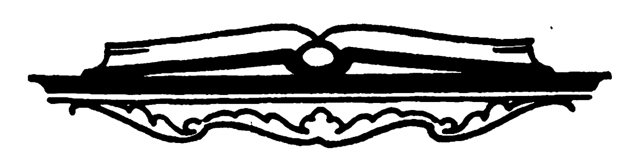
Überall dasselbe Bild! Wer will verkennen, daß ein gewaltiges Sehnen durch die Menge geht nach Frieden, Erlösung! Das Alte ist gestürzt, man hat den Glauben verloren. Das Innere ist hohl, leer, öde. Man sucht, man schreit nach neuen Seeleninhalten! Wie die Redner eindringlich werben, bezahlte und unbezahlte, und wie das glaubenshungrige Volk lechzt nach neuem Glauben. ‚Unsere Zeit ist das Chaos, die Wüste‘, so liest man deutlich auf allen Gesichtern. ‚Der Mensch lebt nicht vom Brot allein‘, hier sieht man es so greifbar vor Augen.

Wo aber Erlösung, wo die Oase in der Wüste, die die Verdurstenden retten kann? Das Alte ist zerbrochen, man glaubt nicht mehr, und das Neue ist so neu, so fremd, so verschiedenartig und widerstreitend, man hat nicht mehr den Mut zu glauben. Die Glaubensfähigkeit ist tot, man glaubt selbst der Ehrlichkeit der Menschen nicht mehr und sieht in jedem Apostel den Wolf im Schafskleide, der bezahlt ist, der in neues Elend hetzen will.

Man ahnt die Tragik solcher wildbewegten Zeiten, wo alles wankt, jeder Halt fehlt: ‚Es sind viele falsche Propheten aufgestanden, die da sagen: siehe, hier ist Christus, oder: da ist Christus.‘

Armes, zerschlagenes Volk, du hast so viel gelitten, daß du an allem irre geworden bist. Eins aber ist wach geworden: deine brennende Sehnsucht. Dein angstgefüllter Schrei steigt zum Abendhimmel empor: Wo ist das Heil, wo die Erlösung, wo bist du, Gott?!

In strahlender Bläue verharrt der Himmel, lächelnd geht die Sonne unter. Aus einem Festgarten tönen die Klänge des Foxtrott herüber. — Kulturdämmerung?“



Auf der Warte

Klassenhaß

Ist es nicht im ohnedies zerrütteten Deutschland das allerunseligste Wort? Da schreibt einer in den „Bautzener Nachrichten“ folgendes gute Wort an die arbeitende Bevölkerung:

„‚Klassenhaß‘, wenn ich dies Wort höre, wenn ich es in links-radikalen Hetzblättern lese, dann faßt mich — das kann ich nicht leugnen — ein wilder und grimmiger Haß, ein Haß aber nicht gegen eine ganze Klasse, nicht gegen die Schichten unseres arbeitenden Volkes, sondern nur gegen das kleine Häuflein derer, die das Wort in die Welt setzten als eine Lüge, die mit allen Kräften daran arbeiten, daß es zur Wahrheit werde und die damit das deutsche Volk zugrunde richten.

Die bürgerlichen Kreise haben den Arbeiter nie gehaßt. Selbstverständlich war das Verständnis des einzelnen für seine Eigenart, für seine Nöte sehr verschieden; der eine, der nie in dies Leben hineingeblickt hatte, stand ihm fremder gegenüber als der andre, den sein Beruf oder schon seine Erziehung einen Blick in die Verhältnisse und Lebensbedürfnisse des ‚Mannes aus dem Volke‘ tun ließen. Gewiß ist es häufig genug vorgekommen, daß ein feines ‚gnädiges Fräulein‘ in der Straßenbahn etwas abrückte, wenn sich ein Mann in dem bestaubten durchschwitzten Kittel neben ihr niederließ, gewiß geschah es nicht selten, daß ein Junge in tadellosem Matrosenanzug und mit Lackstiefelchen etwas auf die barfüßig herumtollenden Arbeiterkinder herunterblickte: aber war das böse gemeint, war das Haß? ... Von einem schroffen Gegensatz in dem Leben der Klassen, von einem ‚Klassenhaß‘ zu sprechen und zu predigen ist falsch, ist Lüge. Je mehr man sich überlegt, daß jeder, ob groß oder klein, nach seiner Art Sorgen hat, desto mehr kommt man auf den Verständigungsgedanken, die Versöhnung der Klassen...

Sprach ich vorhin, daß es hier und da vorkäme, daß ein feiner, überbildeter Mensch vom Arbeiter abrückte, so hat das der gebildete Mann nie gemacht. Wie gerne hörte man einst den Gruß des Arbeiters, wenn man über Feld ging, und wie vermißt man's jetzt oft! Wie gern sprach man dann ein wenig von Weib und Kind, von der Arbeit. Das waren nicht ‚Almosen‘, nicht ‚schöne Worte‘, das war wirkliches Interesse, und dem vernünftigen, gebildeten Manne ist ein Arbeiter, den er seine schwere Pflicht tun sieht, zehnmal lieber, als der Lebemann und Tagedieb, mit dem er jetzt von den Hetzern zusammengeworfen wird. Bei solchem Austausch stellte sich dann meist die gegenseitige Achtung ein, und blieb ein wenig Zurückhaltung, so war es der gesunde Stolz auf den ehrbaren Stand, der keinen andern Beruf so hoch einschätzte, wie den eigenen, der Geist, der die Zünfte und Stände im Mittelalter beseelte. Hier von ‚Klassenhaß‘ sprechen und hetzen zu wollen, ist Lüge, ist verbrecherische Lüge... Wie steht's z. B. jetzt mit dem Ingesinde? Die Magd gehört zum arbeitenden Volke, die Hausfrau, die auch den ganzen Tag zu schaffen und zu tun hat, zu den Großen. Also darf man sich nicht verstehen, und das alte schöne Vertrauensverhältnis zwischen Dienstboten und Herrschaft, wo findet man es noch? Sind die Herrschaften wirklich soviel schlechter geworden, gibt es nicht auch heute noch tüchtige Dienstboten? Ja, wenn das verruchte Unkraut, das Schlagwort ‚Klassenhaß‘ nicht wäre! Aber diese Zustände sind nicht allein unerfreulich für den einzelnen, sie sind ver-

derbenbringend für das Leben des ganzen Deutschen Reiches“...

Wahrlich, dieser Mann hat recht! Auf, du ganzes deutsches Volk in allen deinen Schichten und Ständen — auf, zu besonnener Zusammenarbeit!

*

Eine kommende Seuche

prophezeit ein Arzt, Dr. C. Funck, in der „Kölnischen Volksztg.“. Sie wird freilich kein kurzes Massensterben sein, meint er, sondern eine schleichende Volkskrankheit: als Folge der langen Unterernährung.

„... Man wende nicht ein, daß jetzt wieder ‚alles zu haben sei‘. Die Hauptnahrung, das Brot, ist schlechter als je und eine fortwährende Quelle tausender neuer Erkrankungen, und manche Nahrungsmittel, an denen wir glauben uns gesund essen zu können, werden uns zum Gift. Wir haben das Gefühl für natürliche und bekömmliche Reihenfolge der Nahrungsmittel im Genuß, für die durch die Tageszeit bestimmte Artauswahl der Nahrung, fast verloren. So sah ich, wie jugendliche Arbeiter nach Fabrikschluß in den seit mittag leeren Magen vom Straßenhändler Eis und darauf aus dem naheliegenden Geschäft eine Büchse Salm aus der Hand aßen. Wie ein ausgehungertes Tier fällt noch heute ein großer Teil unseres armen Volkes über das eben erreichbare Eßbare her, ohne sich um die Bekömmlichkeit irgendwelche Gedanken zu machen.

Und ich wiederhole: Es ist schwerste Schuld der Regierung, daß sie die Einfuhr von Mehl mit Gewalt verhinderte, dagegen Ölsardinen, schwere Fischkonserven, große Mengen Schokolade und Pralinés für Milliarden einzuführen gestattete. Nährt man so einen ausgehungerten, verdauungsschwachen Kranken? Weiß nicht jeder Laie, daß man dem fast Verhungerten zunächst vorsichtig leichteste Nahrung in kleinsten Mengen zuführt? Weshalb warnte man bei Aufhebung der Grenzblockade nicht eindringlich öffentlich das Volk davor, dem ausgemergelten Körper unverwertbare und geradezu schädliche ‚Nahrungsmittel‘ zuzuführen? Fand sich denn im Ministerium nicht ein einziger Mediziner mit klinisch-hippokratischem Denken, der nicht nur Kalorien pro Person abzählt (mit den Kalorien haben wir uns doch im Kriege genug autoritativ blamiert) und den Menschen nicht als Verbrennungsmaschine, sondern als Organismus — eben als Mensch in seine Berechnungen einstellt? Oder paßt diese Betrachtungsweise nicht in die in diesem Ressort zurzeit herrschende Richtung? Dann möchte ich doch zur Erwägung anheimstellen, daß der Körper und seine Funktionen sich nicht mit derselben bewunderungswürdigen Geschwindigkeit der nach dem November 1918 maßgebenden Anschauungsweise anpassen kann, wie so viele Geister unserer Tage.

Als weitere Folge verfallen die erwähnten, für die Ernährung, also für das Leben, wichtigsten Organe, die großen Bauchdrüsen durch die chronische Schädigung der sogenannten Sklerose, d. h. sie altern vorzeitig, werden zu ihren Funktionen untüchtig, und wir finden solche Organe jetzt schon bei Kindern, wie von Fachautoritäten, z. B. Professor Albu, Berlin, in medizinischen Fachzeitungen mitgeteilt wird. Es sind also die Grundlagen der Ernährung, die Grundlagen des animalischen Lebens unterwühlt, und das schon bei Kindern, in einer nicht mehr heilbaren Weise!

Wird man in Genf auch einfache naturwissenschaftliche Überlegungen in Berechnung ziehen? Wird man berücksichtigen, daß ein konstitutionell kranker, schwacher Mensch nicht vermehrte Arbeit leisten kann? Wird man Autoritäten der pathologischen Physiologie über die beschriebenen Kriegsnährschäden befragen? Wird man Psychologen über den geistigen Zustand solcher Kranken befragen, über ihre Reizbarkeit, Neigung zur Verbitterung, zum Extremen, zur absoluten Katastrophenpolitik?“...

*

Bildungshunger?

In den Mitteilungen des „Deutschen Volkshausbundes“ (Aug. 1920, Heft 2) stellt Wilhelm Gagelmann aus Lutter a. Bbge. ein paar ernsthafte Betrachtungen über eine zeitgemäße Frage an.

„Dr. Ernst Schultze-Leipzig schreibt in Nr. 4 des ersten Volkshausjahrganges: ‚Es gibt wenige so erfreuliche Erscheinungen in unserer trüben Gegenwart wie den Bildungshunger, der sich in weiten Schichten bemerkbar macht.' Was versteht man unter Bildungshunger? Das heiße Verlangen, Vorträge über allerlei Wissenswertes zu hören, seine freie Zeit mit dem Lesen mehr oder minder guter Bücher auszufüllen, vom Verein für Volksbildung oder dgl. veranstaltete Aufführungen zu besuchen, in rebus politicis beschlagen zu sein — oder das eifrige Streben, wissenschaftliche Bücher durchzuackern, an der Hand guter Reisebeschreibungen und unter Zuhilfenahme von Atlas und Geographiebuch Land und Leute kennen zu lernen, guten Beispielen in edlem Streben nachzufolgen, seine Ehre darin zu suchen, wirklich ‚gebildet' zu werden und sich dementsprechend zu betragen? Nur wer dem zuletzt Genannten nachstrebt, hat Bildungshunger. Meistens wird man beim zuerst Geschilderten stehen bleiben, und dafür ist das Wort ‚Bildungshunger' zu schade. Wo sind nun die breiten Schichten und Massen, die wirklichen Bildungshunger besitzen? Man hat vieler Orten Volksbildungskurse — fälschlich Volkshochschulen genannt — eingerichtet, bei denen den breitesten Raum die zuerst erwähnten Bildungsmittel, die zuletzt genannten aber meistens zu kurz kommen. Und der Zudrang zu diesen Quellen der Bildung? Seminardirektor Dr. G. in E., seit 10 Jahren im rhein-mainischen Volksbildungsverbande tätig, schreibt uns: ‚Das Bedürfnis der breiteren Massen nach Bildung besteht nicht und müßte erst geschaffen werden, nicht bloß geweckt, wie es immer heißt. Unsere zu Anfang froh begrüßten Kurse (Januar 1919) haben an Besucherzahl gewaltig nachgelassen. Nur bei kräftigster Agitation von seiten der Gebildeten kann das Bildungsbedürfnis geschaffen werden. Ohne dieselbe wäre die große Masse gegenüber geistigen Fragen ganz gleichgültig.' In Braunschweig haben sich gegen 1200 Hörer zwischen 15 und 60 Jahren eingezeichnet, und Dr. Fr. nennt das eine große Menge und erkennt darin den Beweis vom Bildungshunger der breiten Massen. Dabei hat Braunschweig 135000 Einwohner, so daß von 100 nicht ganz einer kommt. Wenn man dabei noch bedenkt, daß alle Kreise die Hörer stellen, so kann man nicht reden von Massenbeteiligung oder Beteiligung breiter Massen. In Wolfenbüttel sind im Februar d. J. Volksbildungskurse eingerichtet. Sie haben so gewaltigen Zulauf, daß verschiedentlich Parallelkurse geschaffen werden mußten. Lehrer Cl. erkennt darin einen Beweis vom Bildungshunger weiter Kreise. Aus allen Bevölkerungsschichten haben sich 176 Hörer gemeldet, und dabei hat Wolfenbüttel 18000 Einwohner. Von immer 100 Einwohnern ein einziger, der nach Bildung hungert! Das Wort ‚Bildungshunger der breiten Massen' ist eine leere Phrase. Wir wollen doch offen und ehrlich sein. Wohl, ich weiß, man macht sich bei der Menge beliebter, wenn man ihr Bildungshunger nachsagt. Das mache ich nicht mit. Die Rücksicht auf die Gunst der Menschen soll mich nicht unwahr machen. Wir arbeiten und wirken, so gut wir können, an der Bildung unserer Mitmenschen, — eine gute Bücherei mit 600 Bänden ist in meinem 1500 Einwohner zählenden Orte vorhanden, Konzerte und Gemeindeabende werden gehalten, Abende mit Aussprache über allerlei Fragen, Lese- und Singabende finden Teilnehmer — aber nie haben wir uns zu Schlagworten wie ‚Bildungshunger der großen Massen' durchringen können. Was wollten wir lieber, als daß er vorhanden wäre und gestillt werden könnte!"

*

Zwei Tatsachen

Wir lesen im „Limburger Anzeiger": Vom Tode des Ertrinkens gerettet! Gestern abend gegen 7 Uhr ertönten am Lahnufer neben dem Landratsamt plötzlich jämmerliche Hilferufe der Kinderschar, die dort im Sande zu spielen pflegt. Das dreijährige Bübchen der Frau Ebenich war beim Spielen in die Lahn geglitten, und sein vierjähriges Schwesterchen war bei dem Versuche, es zu retten, ebenfalls versunken. Kreis-

ausschuß-Obersekretär Pötz und Kreisrat Major a. D. Rieder von Riedenau hatten die Hilferufe vernommen und waren alsbald zur Stelle, um die Kinder aus dem an dieser Stelle recht tiefen Wasser zu holen. Beide Kinder hatten bereits das Bewußtsein verloren, und es bedurfte längerer Bemühungen, um sie wieder zum Leben zurückzurufen. — Drängt sich beim Lesen dieser Zeilen nicht unwillkürlich der Vergleich auf zwischen den beiden Tatsachen: Hier die bestialische Ermordung des Oberstleutnants v. Klüber in Halle mittels Ertränkens und Erschießens im Wasser im März d. J. durch Proletarierhände — dort die opfermutige und mit eigener Lebensgefahr verbundene Rettung zweier Arbeiterkinder vom sicheren Tode des Ertrinkens durch einen im Kriege schwer verwundeten Stabsoffizier und Familienvater?!

*

Jugendgruppen

Welch ein Gären in der deutschen Jugend! Und schon wieder geraten sich, nach schlechter deutscher Art, einzelne Gruppen in die Haare....

Da lesen wir z. B. in der „Vogtländischen Jugendzeitung" (Zeitung für deutsch-völkische Jugendbewegung) eine deutschnationale „Abgrenzung" gegen den Wandervogel:

„Es herrscht jetzt im deutschnationalen Jugendbund der Drang, sich der Wandervogelbewegung zu nähern. Bevor ich mich aber mit jemandem näher einlasse, möchte ich doch wissen, welch Geisteskind jener ist. So ist es jedenfalls gerechtfertigt, auch den W.-V. einer Prüfung zu unterziehen. Um es gleich zu sagen: W.-V. und D.-N. J. haben viel Trennendes und wenig Gemeinsames. Im W.-V. spielt das Erleben des einzelnen die Hauptrolle. Das Individuum steht im Vordergrund. Anders im D.-N. J. Hier tritt das persönliche Erleben hinter der Bundesarbeit zurück. Die Idee des Ganzen läßt einen Individualismus nicht aufkommen. Nun zum Leitgedanken beider Bünde. Der W.-V. ist eine Bewegung, die dem Jugendlichen eine schönere, bewußte, erlebte Jugend schaffen will. Der D.-N. J. dagegen will nicht dem Jugendlichen als solchen irgend etwas erringen, sondern er will dem Volksganzen, auch dem Alter, das wiedergeben, was es durch den 9. November 1918 verloren hat. Der W.-V. lehnt Staatsgedanken und Tradition ab. Der D.-N. J. sucht den Staatsgedanken zu vertiefen und zu verinnerlichen. In dankbarer Verehrung gedenkt er eines Großen Kurfürsten, Friedrichs des Großen, Arndts, Fichtes, Bismarcks. Deren Erfahrung hat ihm doch ‚etwas zu sagen'. Dies sind die hauptsächlichsten Unterschiede zwischen W.-V. und D.-N. J. Dazu kommt ein maßloses, bertriebenes Selbstbewußtsein des Wandervogels, das ihn jeden anderen Jugendbund als minderwertig verachten und auf „Vereinsklimbim" und „vermorschtes Altes" mit geringschätzigem Lächeln herabsehen läßt. Außerdem befindet sich der W.-V. jetzt in einem Zustand, nun sagen wir, um es hoffnungsvoll auszudrücken, der Mauser. Sollen wir uns ihm da nähern? Können wir es überhaupt? Ich muß beide Fragen verneinen."

So packt Hannes Höchtl aus Plauen seine Bedenken aus. Ihm antwortet aber die Schriftleitung mit Recht: „Wir haben schon öfters als einmal erklärt, daß wir mit Höchtls Anschauungen, die durch nichts begründet sind, ganz und gar nicht übereinstimmen."

Haltet Frieden untereinander, ihr jungen Deutschen!

In den Mitteilungen der Deutsch-Christlichen Studentenvereinigung (D. C. S. V.) vom 15. 3. 1920 schreibt stud. phil. Werner Leopold-Hamburg über D. C. S. V. und Freideutschtum:

„1. Was verbindet uns mit dem Freideutschtum?

Das Wesen des Freideutschtums ist schwer zu fassen. Ich stütze mich zum Teil auf freideutsche Äußerungen, wenn ich in ihm verneinend den Kampf gegen die gesellschaftliche Lüge und Unnatur und gegen die stoffliche Weltanschauung, bejahend das Streben nach innerer Wahrhaftigkeit, Natürlichkeit und Geistigkeit als das Wesentliche betrachte. Kampf gegen Lüge in jeder Form und gegen die Stofflichkeit, Wahrung der

Schlichtheit, Streben nach Wahrheit und Aufrichtigkeit — das sind ebenso die Hauptziele der C. S. V.

2. Was trennt uns vom Freideutschtum?

Der wichtigste Unterschied ist der, daß die Freideutschen Geistigkeit, die C. S. V. Geistlichkeit zur Grundlage ihrer Weltanschauung machen, ist also der Gegensatz zwischen Idealismus und Christentum.

3. Sind Brücken möglich?

... Beide Bewegungen haben ... eine gemeinsame Front gegen den Materialismus, und sie kämpfen auf der gemeinsamen Grundlage der Wahrhaftigkeit. Dadurch sind sie Kampfgenossen und nicht Gegner. ..."

Einverstanden! Aber man betone nicht einen „Gegensatz" zwischen Idealismus und Christentum! Unser aller Feind ist der Materialismus.

*

Der gedemütigte Vater

Unter diesem Titel hat der Katholik und Franzose Paul Claudel ein neues Stück geschrieben („Le père humilié"). Und der Genfer Viktor Auburtin, der es im „Berl. Tagebl." bespricht, kann dabei nicht umhin, den deutschen Modernsten ein paar berechtigte Hiebe zu erteilen.

„Die Auflehnung der Jugend gegen die Eltern scheint jetzt in Deutschland ein gern gesehenes Thema zu sein, und man liebt es, vertrottelte Väter darzustellen, die von ihren gemütstiefen Söhnen abgekanzelt werden. Wie das beispielsweise Franz Werfel in seiner letzten Novelle geschildert hat. Nun, Paul Claudels Stück ist gewiß ein sehr sonderbares Stück, aber es ist ein französisches Stück und bewegt sich deshalb in den besten Umgangsformen. Der Titel trügt, und von der Anrempelung eines Vaters, der die Jugend nicht verstehen will, ist nirgendwo die Rede. Die vielleicht geniale, sicher aber sehr unreife Aufgeregtheit, die durch das gegenwärtige deutsche Schrifttum geht, ist den französischen Autoren, auch den allermodernsten, vollständig fremd."

Auburtin fügt hinzu, daß sich dieser Unterschied in Haltung und Temperament nicht durch die verschiedene politische Stellung der beiden Völker — Sieger und Besiegte — erklären läßt. Keiner selbst der extremsten französischen Schriftsteller „wird auf den Gedanken kommen, die Sprache zu verhunzen, etwa alle Artikel oder alle Adjektiva wegzulassen, um durch solchen Negereffekt die Aufmerksamkeit zu erregen... Die Blamage des Expressionismus überließ die verbündete Welt uns; wir tragen sie allein mit dem vielen, das uns Schicksal oder eigener Unverstand auferlegt hat."

*

Katholische Wandervögel

Ja, auch dies gibt's jetzt in unsrer Jugend. Die Spaltungen setzen sich munter fort. Diese Gruppe — mit einem übrigens durchaus schönen, ernsten und zugleich naturfrischen Programm — nennt sich „Großdeutsche Jugend". Aber: „Wir sind jugendliche Katholiken und nehmen nur Katholiken in unsre Reihen auf", heißt es plötzlich. Und vorher wird programmatisch folgende Dreiheit ausgerufen: „Natur, Deutschtum und" — — man erwartet nun als drittes „Christentum"; doch nein, statt Christentum heißt es „Katholizismus".

Im übrigen könnten sich die Anschauungen dieser jungen Katholiken vortrefflich mit der Lebenshaltung andrer ernster und edler junger Deutscher verständigen: „Wir suchen unsre Freude in der Natur, wir wandern durch das deutsche Land, wir kämpfen gegen Alkohol und Nikotin, gegen Schund und Schmutz in jeder Form, wir treten ein für Bodenreform, wir pflegen deutsche Eigenart in Tracht, Gesang und Musik, in Spiel und Volkstanz"...

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

23. Jahrg. November 1920 Heft 2

Wartburg und Weimar als Feststätten deutscher Kultur · Von Friedrich Lienhard

Auf parteilos-deutschem Boden stehend, sind wir nicht gewillt, irgendeine Richtung oder Sekte gegen andre auszuspielen. Die Spaltungen greifen ja bis tief in die Jugendbewegung hinein. Auch in den Gruppen, die sich als arisch und germanisch betonen, sind gegenseitige Abgrenzungen. So wird die Grundkraft geschwächt.

Darum, immer wieder vor Sektenbildung warnend, erheben wir die Blicke zu den großen Meistern, die über dem Gewirre der Meinungen stehen. Es kommt jetzt darauf an, daß sich ein neues, großes, schlichtes Vertrauen zum göttlichen Sinn des Lebens in uns allen herausbilde. Alle Edleren suchen jetzt wieder Heiligung des Lebens.

Da ist es natürlich, daß der Lichtsucher von heute seine Fackel anzündet am heiligen Lebensfeuer derer, die vor uns gewirkt haben. So stellt sich eine Kette des Lebens, ein Fackelzug her, der vor persönlicher Eigenbrödelei ebenso schützt wie vor dem entkräftenden Gefühl der Einsamkeit.

Auf den wahrhaft Lebendigen passen Ernst von Wildenbruchs schöne Worte, die am Nachbild des Euphrosyne-Denkmals zu Weimar stehen:

„Wache Seelen haben Sonnenaugen,
Sonnenaugen blicken in das Ew'ge,
Vor dem Ewigen ist kein Vergangnes,
Alles Gegenwart und ew'ges Heut'“...

Ein Mensch mit Sonnenaugen der Seele ist ein schöpferischer Mensch. Er hat keine Sorgen um das Schlagwort „Fortschritt“, den übrigens schon Gobineau als Wahn beanstandet hat; er jagt auch nicht dem „Allerneuesten“ nach, um in äußerlicher Weise sein Lebendigsein zu bekunden; noch weniger läßt er sich durch Gemälde vom „Untergang des Abendlandes“ im stetigen Schaffen beirren.

Es gibt dreierlei Menschen, hat einmal Schopenhauer gesagt: Sternschnuppen, Planeten und Fixsterne oder Sonnen. Die letzteren haben in sich selbst jene gleichsam kosmische Liebes- und Leuchtkraft, die durch Erschütterungen der Außenwelt nicht erlischt, vielmehr sich als Gegenkraft bestärkt. Sie haben das Geheimnis gefunden oder entfacht, das man „Gott“ nennt. Sie sind aus den Wirbeln herausgetreten, wo die Menschen gelebt werden, statt zu leben, und sind in das Zentrum gelangt, wo nun umgekehrt die Wirbel der Welt sich um ihr höheres, durchgöttlichtes, nicht mehr triebhaftes Ich drehen. „Das Labyrinth der Welt und das Paradiesgärtlein des Herzens“: so hat es einmal Comenius zusammengefaßt.

Da stellt sich dann heraus, daß Raum und Zeit zurücktreten und ein andres Gesicht zeigen. Die fernsten Meister sind uns nun nahe. Hier ist Meisterland. Das nämliche Lebensgeheimnis, das Wolfram von Eschenbach den „heiligen Gral“ genannt hat, meint Martin Luther, wenn er vom „Glauben“ spricht: wirkende Grundkraft des Lebens und der Liebe dort und hier! Und wenn Goethe die „Persönlichkeit“, Kant und Schiller das „höhere Selbst“, die „schöne Seele“ in den Mittelgrund ihrer Lebensanschauung stellen: so meinen sie in andren Formen wieder das heilige Lebensfeuer, das den Menschen zum Menschen macht.

Diese Grundkraft möchten wir wieder stärken.

In solchem Sinne schauen wir zu Meisterstätten deutscher Kultur empor, die über den Meinungshader der Gegenwart erhaben sind. Weimar und Wartburg sind solche Mittelpunkte. Ich möchte auch die Türmer-Leser mit dieser Auffassung vertraut machen und wiederhole hier, was ich ausführlicher und in andrem Zusammenhang in meinen Heften „Der Meister der Menschheit“ gleichzeitig darlege.

* * *

Beide Kulturstätten gehörten durch Jahrhunderte demselben Fürstengeschlecht oder seinen Verzweigungen. Thüringische Landgrafen schufen die Wartburg mit ihrem vornehmen Pallas. Die Regierungszeit des großzügigen Landgrafen Hermann I., des freigebigen Sängerfürsten (1191—1217), deckt sich ungefähr mit dem Blütezeitalter der mittelalterlichen Dichtung. Er begünstigt Sänger wie den Niederländer Heinrich von Veldeke und andere, besonders aber einen Walther von der Vogelweide und einen Wolfram von Eschenbach, den Dichter des „Parzival“.

Sechshundert Jahre später sammelt sich um Weimar ein neuer Sängerkreis. Dort auf der Burg höfische Dichtung und stolz ihr Schildesamt betonende ritterliche Sänger, die ihr „Herr“ vor dem Namen tragen; hier bürgerlicher, von der Anmut des Rokoko umspielter Geistesadel, dem dann vom Hofe auch der äußere Adel hinzugefügt wird. Jenem bedeutenden Landgrafen Hermann entspricht hier der nicht minder bedeutende Herzog Karl August; zu Walther und Wolfram bilden Schiller und Goethe die Entsprechung. Alle vier Dichter kommen aus dem oberdeutschen Gebiet und sammeln sich hier in der geographischen Mitte, im Herzen Deutschlands, und zwar im trautesten Bunde mit der Natur.

Als nun aber die laute Sängerherrlichkeit der Wartburg das Ihrige gespendet hatte, trat dort die stille Heilige hervor und gab eine neue Art von Geistigkeit. Wir ehren die Landgräfin Elisabeth als die größte deutsche Heilige: als die erste soziale Wohltäterin, die sich mit genialer Entschiedenheit der Armut hingab. Auch sie von ritterlichem, ja königlichem Geblüt; aber sie stieg freiwillig zu den Armen hinab, schlug eine Kaiserkrone aus und hüllte sich in das Kleid der grauen Schwestern. Franz von Assisi soll ihr seinen Mantel geschickt haben — eine sinnige Überlieferung! Denn an Herzensgenialität war sie jenem liebetiefen Heiligen des Mittelalters ebenbürtig. Und doch wirkt sie, trotz aller befremdlichen Askese, nicht abstoßend auf unser menschliches Empfinden; wir fühlen in ihrer holden Nähe das Kreuz mit Rosen der Liebe umwunden. Sie bedurfte nicht der Harfe; ihre Seele war ja selber ein reingestimmtes Saitenspiel. So trat sie unter die Entartung der Ritterfrauen als ein himmlischer Genius, überfließend voll von reinem Menschentum, und stellte die verlorene Seele wieder her. Sie war eine geniale erste Vertreterin sozialer Wohlfahrtspflege in den Formen mittelalterlicher Frömmigkeit. Mit 24 Jahren war die fürstliche Frau verbraucht; der 19. November 1231 ist ihr Todestag. Gleich in den nächsten Jahren wurde sie heilig gesprochen; bei der feierlichen Erhebung ihrer Gebeine war unter gewaltigem Gepränge der Kaiser Friedrich II. selber mit zahllosen Erzbischöfen, Bischöfen und fürstlichen Personen anwesend. Aus Sarazenen-Ferne heimgekehrt, nahm er die eigene Krone ab und setzte sie der toten Heiligen auf. Es war eine Huldigung an die Kaiserin der Armen — eine Huldigung an das deutsche Herz.

Dreihundert Jahre später, am Sonnabend, den 4. Mai 1521, reitet zwischen gepanzerten und verkappten Rittern ein Mönch auf der Wartburg ein. Es ist Nacht, Fackeln erhellen den Hof; der Schloßhauptmann Hans von Berlepsch springt vom Sattel, lüftet das Visier und hilft seinem Gefangenen vom Pferd: Willkommen auf fester Burg! Als Nonne des dritten franziskanischen Ordens war Fürstin Elisabeth fernab gestorben; jetzt zieht ein bürgerlicher Ordensmann ein, der sich in einen Ritter verwandelt und hier oben als Junker Jörg sein umgestaltend Werk treibt. Er gibt der neudeutschen Sprache Ton und Gepräge; er entwickelt sich zum wuchtigsten deutschen Religionsmann. So tritt zur innigen Frauengüte einer Elisabeth die trotzige Willens- und Glaubenskraft eines Martin Luther.

Auch hier ist es ein thüringisches Fürstengeschlecht — genau in der Mitte zwischen den Landgrafen der Sängerburg und dem Herzog der Goethezeit —, das dem aus Möhra stammenden Thüringer Bauernsproß lebenslang Schutz verleiht. Jeder dieser drei Kurfürsten der Lutherzeit ist durch einen Beinamen ausgezeichnet, der seine Gesinnung ehrt: Friedrich der Weise (1486—1525), Johann der Beständige (1525—1532), Johann Friedrich der Großmütige (1532—1547). Unmittelbar nach Luthers Tod aber verliert der dritte Kurfürst, in der Schlacht bei Mühlberg besiegt, seinen Thron. Die Aufgabe dieser drei Fürsten war erfüllt.

Dann wälzt sich, aus den Religionsstreitigkeiten emporlodernd, der Dreißigjährige Kriegsbrand über unser Volk. Nach seinem Verbrausen erwächst wieder reinere Geistigkeit. Und abermals vom Fuße der Wartburg (1685) geht ein Meister aus, der für ganz Deutschland wichtig wird: das größte Genie deutschreligiöser Musik, der in Eisenach geborene Johann Sebastian Bach. Der Singeton der

Minnesänger-Burg im Bunde mit religiösem Ton aus Wittenberg lebt nun im bürgerlichen Tal wieder auf, in Form von Kantaten, Passionen und zahllosen andren Ausdrucksformen musikalischer Meisterschaft. Vor diesen Tönen versammeln und einigen sich Katholiken und Protestanten. Der schmerzliche Riß der Reformation und ihrer langen Kämpfe versöhnt sich durch Musik.

Meister Bach aber stirbt (1750) genau in denselben Jahren, in denen der junge Dichter Klopstock, der Sänger des Messias und der gefühlsstarken Oden, den religiös-poetischen Ton aufnimmt und, selber in herrnhutisch-protestantischem Geiste erzogen, das weltliche Schrifttum mit diesem Geiste durchtränkt. Gleichzeitig wird Goethe geboren. Luthers Sprachbildungskraft wird in den Meistern des neuen Blütezeitalters auf dichterischem Gebiet erneuert. Klopstocks „Messias", der diese Blütezeit eröffnet, wird von Deutschen wie von Österreichern, von Protestanten wie von Katholiken, von norddeutschen Pietisten wie von schweizerischen Reformierten mit gleicher Liebe, ja Begeisterung gelesen, eine erste Einigung des zerrissenen Reiches vom Herzen aus. Dieser Sänger brachte die Würde des Dichterberufes wieder zu Ehren; sein Leichenbegängnis in Hamburg ward mit fürstlicher Pracht gefeiert.

Die mit Klopstock einsetzende klassische Dichtung gipfelt dann in Goethe; und durch Goethe in Weimar.

Religion, Musik und Dichtung — diese drei Edelkräfte sind es also, die sich von Wartburg und Weimar ausgestrahlt haben. Es sind Kräfte des schöpferischen Herzens.

* * *

Nimmt man nun aber das nahe, staatlich und geistig zu Weimar gehörige Jena hinzu, so hat man auch die Philosophie des deutschen Idealismus in unsren Gedankenkreis einbezogen; denn dort standen Reinhold, Schiller, Fichte, die Schüler eines Kant, auf dem Katheder; dort begann Schillers Freundschaft mit Wilhelm von Humboldt; dort wirkten einige Zeit Hegel und Schelling. Und zugleich kann man durch diese Hinzuziehung Jenas die klassische Dichtung erweitern in die klassisch-romantische Geistes- und Herzensrichtung: denn Jena war der Ausgangspunkt der Romantik. Diese Bewegung erstrebte ein Wiedererwecken des alten deutschen Sagen- und Märchengutes nebst mittelalterlichen Stimmungen deutscher Frömmigkeit. Das stellt also wieder die Verbindung mit dem geistigen Wartburg-Gebiet und mit dem Katholizismus her. Da tauchen denn Namen auf wie Schlegel und Tieck, Arnim und Brentano („Des Knaben Wunderhorn"), Brüder Grimm, Eichendorff, Uhland, Webers „Freischütz", Schwinds Malereien und endlich — ein Gipfel und Abschluß — Richard Wagners Wort und Ton vereinigende Meisterwerke. Eins der ersten dieser Musikdramen hieß bekanntlich „Tannhäuser oder der Sängerkrieg auf Wartburg" (Erstaufführung am 19. Oktober 1845). Es sind Stoffe der mittelalterlichen Dichtung, um die sich die romantischen Geister schon seit Fouqué und E. T. A. Hoffmann bemüht hatten — dieselben Stoffe, die einst im Mittelalter durch Epos und Spielmannslied lebendig gewesen, aber später wieder untergetaucht waren. Jene Wartburg-Dichtung des 12. und 13. Jahrhunderts gipfelte in Wolframs „Parzival", jetzt in Wagners „Parsifal". Wolfram, Walther und Wagner geben guten Stabreim zusammen mit Wartburg. Haben nicht

auch im Minnesang wie im Musikdrama Wort und Ton Vereinigung angestrebt? Und so ist Bayreuth mit der Wartburg innerlich verwandt, wie Jena mit Weimar.

* * *

Aber die sinnreichen Beziehungen sind damit noch nicht erschöpft.

Am 18. Oktober 1817 fand auf der Wartburg ein folgenschweres Ereignis statt: das Wartburgfest der Urburschenschaft. Diese Bewegung mit ihrer Sehnsucht nach Einheit und Freiheit des Reiches knüpfte bewußt an Luthers Thesenanschlag die eigene Kundgebung an; denn das Fest war Reformationsfeier und begann mit dem Lied „Ein' feste Burg ist unser Gott". Doch der Brückenbogen, der hier zu Luther geschlagen wird, setzt sich nach der andren Seite fort und endet später bei Bismarck, dem damals eben geborenen Reichsgründer. Die revolutionär-politischen Bewegungen von 1830 und 1848, obwohl von Frankreich aus gefördert und in ganz Europa lebendig, hatten in Deutschland ihren Ursprung in den Verfolgungen, die unter Metternichs Reaktion gegen die freiheitlichen Bestrebungen veranstaltet wurden. In die Revolutions-Stimmung der vierziger Jahre ist bekanntlich auch Richard Wagner verwickelt worden, was auf seine Lebensschicksale verstimmend einwirkte. Seltsam und sinnig ist Wagners Ringen um ein nationales Festspiel verflochten mit dem Ringen um ein deutsches Reich: unmittelbar nach der Reichsgründung legt er den Grundstein zum Bayreuther Festspielhaus. Bei der Eröffnung, wenige Jahre später, ist nicht nur der bedeutendste süddeutsche König, als des Meisters Freund und Gönner, anwesend, sondern auch des neuen Deutschen Reiches erster Kaiser.

Eine Tatsache aber haben wir uns bis zuletzt aufgespart, die all diese Instinkte und Beziehungen überraschend krönt: den Neubau der Wartburg.

In jenen bewegten vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, an deren Anfang Hoffmann von Fallersleben das Nationallied „Deutschland über alles" gefunden, in deren Mitte Wagner seinen Sängerkrieg auf Wartburg geschaffen, an deren Ende einerseits die Revolution mit Wagners Flucht, andrerseits das Frankfurter Parlament mit seinem vergeblichen Reichsgründungs-Versuch zu verzeichnen sind, während in denselben Jahren in demselben Frankfurt die erste Germanisten-Versammlung unter Jakob Grimms Vorsitz den Gipfel deutsch-romantischer Forschung bedeutet: — in jenen vierziger Jahren ist der Neubau der Wartburg begonnen worden. Nun erst, unter Hugo von Ritgens Leitung, erhielt die Burg das festlich wirkende Aussehen mit Pallas und Bergfried, das heute ihre wundervoll über Waldgrün in Himmelsblau eingezeichnete Silhouette allen deutschen Augen und Herzen lieb und wert macht. Vollendet wurde der Bau gleichzeitig mit der Reichsgründung und der Gründung von Bayreuth.

Diese Bloßlegung eines geradezu rhythmischen oder architektonischen Geschehens wird niemand als Künstelei belächeln. Es ist zu offensichtlich, daß hier etwas wie ein Geistgesetz oder ein Geheimplan waltet. Ihn aussprechen, heißt sofort überzeugen. Es suchte sich da ein deutscher Mittelpunkt herauszubilden, den wir jetzt erst, in der Beleuchtung nach dem Weltkrieg, klar erkennen.

Man kann die glänzende Erstaufführung des Lisztschen Oratoriums „Die heilige Elisabeth", die 1867 auf der Wartburg stattfand, und den Einzug des Erbgroßherzogs (1872), wo Scheffel — der sich umsonst um einen großen Wartburg-

roman bemühte — den „Brautwillkomm auf Wartburg“ und Liszt die Musik geschaffen hat, als Festfeiern zur Vollendung der Burg betrachten.

Das ist der Grundriß der Tatsachen.

Nun versuchen wir in eine tiefere Schicht einzudringen.

* * *

Wir greifen aus der Fülle der mitgeteilten geschichtlichen Beziehungen einen bestimmten Vorgang heraus.

Der 18. Oktober 1817 war ein festlich gestimmter blauer Herbsttag. Unter dem Geläut aller Eisenacher Glocken bewegte sich ein Zug von etwa 500 Studenten, begleitet von zahlreichen Bürgern, alle mit Eichenlaub geschmückt, vom Marktplatz der Stadt Eisenach — wo jetzt das Bachdenkmal steht — empor nach der Burg. Die schwarzrotgoldene Burschenschaftsfahne, ein Geschenk von Frauen und Mädchen der Stadt Jena, wird vorangetragen; dieselbe Fahne wehte übrigens ein Jahr hernach im Schloßhof zu Weimar, bei der Taufe des nachmaligen Großherzogs Karl Alexander, des Neugestalters der Wartburg. Im Rittersaal beginnt die Festversammlung mit dem gemeinsamen Gesang des Lutherliedes. Denn die Tagung ist ja eine Doppelfeier: sie gilt der Freiheitsschlacht von Leipzig und dem Hammerschlag an der Schloßkirche zu Wittenberg. Dann hält der Student Riemann aus Jena, geschmückt mit dem Eisernen Kreuz aus den Kämpfen von Ligny und Waterloo, die erste Rede. Nach ihm ruft der Philosophie-Professor Fries einige zündende Worte den jungen Freunden zu. „Ihr deutschen Burschen! Laßt euch den Freundschaftsbund eurer Jugend, den Jugendbundesstaat, ein Bild werden des vaterländischen Staates! Lasset uns aus dem Freundschaftsbund eurer Jugend den Geist kommen in das Leben unsres Volkes!“ Diese Stimmung steigerte sich im gemeinsamen Festmahl; das brüderliche Du quillt über die Lippen; alle diese sonst so händelsüchtigen Jungmannen, die 200 aus Jena, die 80 aus Göttingen, die andren aus Berlin, Gießen, Kiel usw., fühlen sich in diesen Stunden als deutsche Brüder. Ihre Losung ist: Einheit und Freiheit! Ein Festgottesdienst mit Abendmahlsfeier vertieft diese Herzensgesinnung ins Religiöse. Und abends, am flammenden Feuer auf dem Wartenberge, gibt der Student Rödiger aus Jena dieser Gesamtstimmung lodernden Ausdruck.

„Längst verpestet von dem Gifthauch herrschsüchtiger Fremden“ — so ruft er —, „bübisch zerrissen in seinem Innern, eine Kleinlichkeit und eine Zwietracht, sank das deutsche Land unter das Joch des Zerstörers ... Wir waren kein Volk mehr ... Nur ein Fürst [Weimar] hat fürstlich sein Wort gelöst ... Unter seinem Schutze sind wir hier zusammengekommen, um auf dem freiesten deutschen Boden ein freies deutsches Wort zu wechseln ... Wer bluten darf für das Vaterland, der darf auch davon reden, wie er ihm am besten dienen darf.“

So setzte diese Rede ein. Und was verstand der junge Sprecher unter einem edlen Vaterlandsdienst?

„In diesen toten Formen der Gewohnheit, in denen nur faule, selbstsüchtige und kraftlose Seelen atmen mögen, in diesen papierenen Staaten ohne Seele muß das deutsche Bruderherz erkalten, kann der große Geist der Wahrheit und der Schönheit nicht wohnen ... Denn der Geist der Freiheit und der Wahrheit will nicht auf der Zunge sitzen, sondern im Kern des Herzens ... Wohl hoffen

wir aber auf die Priester der Weisheit... Ich meine die Horte und Märtyrer der Menschheit, die Bewahrer ihrer teuersten Kleinode, die auf den Altären des Vaterlandes und in den Herzen des Volkes das göttliche Feuer erhalten, das der Menschheit Würde gibt... Machen wir uns unabhängig von fremder modischer Bildung und von dem unseligen Hang, alle Schattierungen menschlichen Tuns und Wesens in unsrem Vaterlande zu wiederholen, und seien wir so lebendige Vorbilder der Deutschheit, die nicht bloß auf der Haut sitzt, sondern im Mark des Lebens.

Was suchte denn also diese deutsche Jugend auf der Wartburg? Ist es richtig, was die verzerrende feindliche Presse und was die verfolgende Behörde behauptet haben, daß hier umstürzlerische, staatsgefährliche Gesinnung ruchlos am Werke war?

Es wurden an jenem abendlichen Feuer, als die meisten Studenten gar nicht mehr anwesend waren, allerdings mißliebige Bücher verbrannt; außerdem wurden, als Sinnbilder seelenlosen Drills, ein Korporalstock, ein Patentzopf und ein Ulanenschnürleib den Flammen übergeben. Diese nichtige Begleiterscheinung war es, die in der Öffentlichkeit soviel böses Blut machte. Außendinge also! Und als zwei Jahre hernach der unselige Student Sand den Schriftsteller Kotzebue erdolchte, brach die peinlichste Verfolgung gegen Deutschlands studentische Jugend aus. Doch Sands Verirrung war keineswegs für den Gesamtgeist bezeichnend.

Heute schauen wir klar. Was jene Jünglinge auf der Wartburg suchten, war kein Umsturz. Sie suchten, wie es dort in Rödigers Rede heißt, im Gegensatz zu den „papierenen Staaten ohne Seele" den „Geist der Wahrheit und Schönheit", das „göttliche Feuer", die „Priester der Weisheit", „der Menschheit Würde". Hören wir da nicht den Ton eines Schiller oder Fichte, die ja beide zu Jena auf dem Katheder gestanden hatten? Sie suchten des deutschen Volkes Seele; sie suchen die verlorene Reichskrone in jenem seit Sommer 1806 kaiserlosen Deutschland. Und wie sie selber sich als „Freundschaftsbund" oder als „Jugendbundesstaat" empfanden, so wünschten sie ganz Deutschland von innen heraus in freier Freundschaft zu einigen — und durch solche brüderliche Einigung zu beseelen.

Freiheit und Freundschaft waren demnach ihre Mittel; nur in Freiheit kann Freundschaft gedeihen. Ihr Ziel aber war die Reichsseele.

Da haben wir unser Stichwort.

Die Reichsseele! Das ist es, was damals Jungdeutschland gesucht hat; das ist es, was es heute sucht.

Man empfand jene Burg, die einem Luther und einer Elisabeth Wohnstatt gewesen, als Einigungskraft. Hieß es doch in ihren Grundsätzen: „Alle Deutsche sind Brüder und sollen Freunde sein"; und sofort daneben: „Die Lehre von der Spaltung Deutschlands in das katholische und protestantische Deutschland ist irrig, falsch, unglückselig. Es ist eine Lehre, von einem bösen Feind ausgegangen. Wenn viele Deutsche sich zur katholischen Kirche bekennen, und viele Deutsche den protestantischen Grundsätzen anhängen, so sind sie darum nicht minder sämtlich Deutsche und eins durch das Vaterland." Und so wurde auch die deutsche Zweiheit Nord und Süd nicht als Spaltung anerkannt: „Es gibt ein Norddeutschland und ein Süddeutschland, wie es eine rechte und eine linke Seite am Menschen gibt, aber der Mensch ist eins und hat nur einen Sinn und ein Herz, und Deutschland ist eins und soll nur einen Sinn und ein Herz haben."

Das wurde dort auf der Burg der Mitte gefordert als Ziel der Zukunft. Sie suchten den einigen deutschen Sinn, das einige deutsche Herz.

Damit haben wir den inneren Kreis unsrer Betrachtung betreten.

Was sich da vor unsren Augen erhebt, das ist in seinem Kern weder Demokratie noch Demagogie noch gar Parlamentarisierung im bedenklichen Sinne des heutigen Wortes. Das ist vielmehr Bemühung um einheitlichen Seelenadel. Und zwar Seelenadel zunächst des Einzelnen in einem gleichzeitig und eben dadurch zu veredelnden deutschen Vaterlande.

Jene Idealisten kamen von den Geistesaristokraten Kant, Schiller und Fichte. Ihr Ziel war Höherentwicklung der Seele durch Freiheit und Freundschaft. „Aristokratie" heißt Herrschaft der Besten — man kann aber auch, das Wort ariston als Neutrum fassend, Herrschaft des Besten in uns darunter verstehen: also Herrschaft eines veredelten Geistes und Herzens über die niederen Triebe. Diese Herrschaft, in den anmutigen Formen der Kunst und Dichtung, ist der Kern des Wartburg-Weimar-Lebensbegriffs.

Ist er etwa veraltet? Ist er in seinem Kern nicht auch heute so lebendig wie nur je zuvor? Und ist er nicht fähig, einigend zu wirken?



Wie Parzival Gott suchte

Von Kurt Siemers

Held Parzival, der junge, reckte seinen Eschenspeer
Und ritt durch Tag und Abend hinter seinen Träumen her,

Gott suchend, der auf güldnen Wolken thront
Und in dem Glanz der Lichter und der Meere wohnt.

Des Waldsees mütterlichem Schoß
Entstieg der Vollmond und ward langsam groß

Und flammte zwischen Zeit und Ewigkeit.
Gott und die Sterne wohnen weit!

Ist Gott denn wirklich? Stern ist Ding und Traum.
Um Mond und Wolke prunkt ein Silbersaum:

Wohnt Gott, an dem ich zweifele, darin?
Kondwiramur, die blonde Königin

Ließ ich daheim zu Belrapair
Und fahnde, wo des Gottes Hausung wär' . . .

Und eine Stimme aus den Wäldern hörte Parzival:
Gott wohnt in dir und überall!

Wie Sterne brennen überm blauen Abendzelt,
Glüht Gott in dir und in der Welt! —

Der Held schloß das Visier, ritt seinem Gott entgegen wie zur Schlacht:
Da sprangen Munsalväsches Zinnen aus der Vollmondnacht . . .



Das Opfer

Von Heinrich Scharrelmann

Als das wunderbarste und geheimnisvollste Gesetz der Welt ist mir immer das des Opfers erschienen: Gib gern — und du empfängst vielfach wieder!

Dies geheimnisvollste Gesetz, das wir überall wirken sehen, wenn wir Menschen und Dinge ohne die Scheuklappen vorgefaßter Meinungen betrachten, ist nun aber so gegen alle gemeinmenschliche Erfahrung, daß sich der Verstand immer wieder dagegen sträubt, es anzuerkennen. „Was du hingibst, bist du los!“ predigt dieser Naturbursche in uns Tag für Tag.

Und doch ist das Umgekehrte die Wahrheit: Was du hingibst, was du opferst, kehrt auf einem kleinen Umwege stets wieder vervielfacht zu dir zurück.

Wie es in der Natur einen ewigen Kreislauf des Wassers gibt, und wie jeder Tropfen unablässig seinen Weg zum Meere zurücksucht, so gibt es in der sittlichen Welt auch einen Kreislauf der Opfergaben.

Durch nichts wird das Walten einer gütigen Vorsehung und eines Lenkers der menschlichen Geschicke mehr wahrscheinlich als durch dies Gesetz des Opfers. „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb“, lehrt die Bibel. „Was der Mensch säet, das wird er ernten“, predigt sie.

Je fröhlicher ich gebe, desto rascher strebt meine Gabe wieder zu mir zurück; je reichlicher ich gebe, desto reicher ist auch der Segen, den ich wieder empfange; und je reiner und selbstloser meine Beweggründe sind, desto edler und wertvoller für mich ist wieder das, was ich zurückempfange. Hundertfältig könnten wir ernten, wenn wir selbstloser und herzlicher geben würden.

„Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde.“ Er, der willig und aus lautersten Beweggründen sein Leben für alle dahingab und der Menschheit unermeßliche Leidensbürde auf das Kreuz von Golgatha hinauftrug, empfing dafür die Wonnen aller Himmel auf Ewigkeit. Er, der demütigste, wurde, nachdem sein heilig Werk vollendet war, der mächtigste, „sitzend zur Rechten des Vaters“. Das Lamm, das erwürget wurde, nachdem es alle Ungerechtigkeit still erduldet hatte, ward würdig befunden, das siebenfach versiegelte Buch der göttlichen Gerechtigkeit zu öffnen.

Wer die Welt nicht als ein sinnloses Chaos auffaßt, voll von teuflischer Bosheit und Niedertracht, der muß auch in dem Opfertode deutscher Manneskraft im Westen und Osten einen Segen für unser Volk erwarten, der weit über alles Hoffen hinausgeht. Freilich, nur den fröhlichen Geber und sein freiwilliges Opfer hat Gott lieb: nur die freiwillige und freudige Hingabe von Freiheit und Kraft und Leben kann unerwarteten Segen im Gefolge haben.

Aber das Gesetz des Opfers wirkt nicht nur in den großen Ereignissen der Zeit, es regiert ebenso auch unser alltäglichstes Leben bis in seine Nebensächlichkeiten hinein.

Oh, daß wir unsere Herzen mehr öffnen lernten aller Not und Drangsal unserer Nebenmenschen! Wir würden uns neu gesegnet sehen Tag für Tag.



Die Begegnung

Von Juliane Karwath

(Fortsetzung)

Josef fand sich mit einer gewissen Lebhaftigkeit in seine landwirtschaftlichen Studien. Wenn sich für ihn auch noch viel Schwieriges und Unverständliches ergab, so waren doch diese Ritte, das frühe Aufstehen, das Umhergetriebensein in freier Luft etwas, das ihn überraschend von sich selber löste. Er schob den Besuch in Henningsdorf zwar immer noch hinaus, weil er die Erschütterung fürchtete, aber in Gedanken mochte er sich mehr als bisher und in anderer Weise mit dem Kommenden beschäftigen. Viel machte bei dem allen das gute Verständnis mit Zamietzki. Michelene begriff auf einmal, daß diese beiden Jugendfreunde waren, aber sie verstand nicht ganz, warum Josef diese Richtung verlassen und sich in das Ungewisse hinausgestürzt habe. Wäre er immer hier geblieben, im Kontakt mit dieser Welt, so wäre ihm manches erspart geblieben, was ihm jetzt, bei dem Zusammensein mit den alten Freunden, selbst höchst seltsam erscheinen mußte.

Die Zamietzkis verfehlten nicht, Michelene hier und da einen kleinen Wink zu geben und einen leisen Vorwurf merken zu lassen, daß sie wohl Josef nicht immer richtig begegnet sei. Nun ... wenn sie auch alles für ihn getan hatte, was sich in dieser Lage zu tun gehörte, etwas war freilich gewesen, daß sie nicht hatte vollbringen können. Jetzt, da sie ihn mit den Niederwiesern sah und hörte, begriff sie wieder die seltsame, unüberwindliche Hemmung in sich. Etwas von Güte und Weichheit fehlte ihr, etwas an Mitleid und Erbarmen, alles in ihr fühlte sich immer wieder abgestoßen. Ihr graute vor allem diesen, was bei Josef hier und dort, wo sie auch gewesen und was ihn auch erfüllt hatte, immer unabänderlich gewesen war: alle diese Meinungen, die so oder so gefaßt oder verfochten oder nach vielen Studien auch nur ausgesprochen, immer nur Dutzendware waren. Ihm fehlte Erkenntnis. Ihm fehlte Reichtum, und sie konnte ihm das nicht verzeihen. Warum redet er erst? dachte sie oft. Ja, warum ist er überhaupt? Warum reden diese alle erst? Warum schweigen sie nicht lieber, da sie zu allem nur sagen, was längst gesagt worden ist? Merken sie es denn nicht? Etwas war in ihr, das allem immer anders begegnete. Aber wo sie einmal den Versuch gemacht hatte, sich deutlich zu geben ... und auch Josef gegenüber war es zuerst geschehen ... hatte sie immer wieder jenes eigentümlich Taube erfahren. Sie sprach die Sprache der anderen nicht, und die nicht die ihre. Und sie bückte sich nicht nach den anderen.

So weit die Meinungen der Zamietzkis den Boden ihres Bezirks, ihres Seins und ihrer praktischen Tätigkeit Michelene gegenüber verließen, war alles in ihr wieder so stumm, wie es immer verstummt war.

Eines Tages kam aber doch durch einen Zufall eine immerhin kleine Bewegtheit.

Michelene machte mit Frau von Zamietzki von Niederwiese aus einen Waldspaziergang. Josef war mit Karl schon seit der ersten Frühe draußen auf den

Feldern. Michelene war später nachgekommen und hatte von Frau von Zamietzki allerhand Gutsnachbarliches erfahren. Nun galt es einem Armenbesuch, die beiden Kinder waren mitgenommen worden und tanzten auf dem trockenen Waldwege vor den beiden Frauen her.

Das Ziel war immerhin nicht ganz nahe und Frau von Zamietzki redete andauernd von der Armenpflege. Sie gab Michelene W nke, wie sie dieses Volk behandeln solle und streifte auch alle Seltsamkeiten, die noch in ihm lebten, ohne sie aber in ihrer blonden robusten Überlegenheit anders anzusehen, als trübes Gewölk aus noch trüberen Zeiten.

Sonderbar, mir, der Fremden, scheint dies alles ... lebendig, dachte Michelene, scheint Seele und Geheimnis, was dieser nur Aberglauben ist. Mir kommt es vor, als ob sich dies alles mir deutlicher offenbare, als ihr, der Eingeborenen. Und wieder sah sie zu der üppigen, etwas bequemen Frau mit dem weißblonden Scheitel, an der alles aussah, wie von dieser Sonne und diesem Lande geschaffen und die dieses Land doch nicht kannte.

Über Michelene kam inmitten dieses Waldfrühlings immer stärker wieder jene Träumerei, wieder war es ihr, als gleite sie auf sonderbarem Wege dahin und von irgendwo, aus den Fernen, käme das näher, was furchtbarer Sinn und Erhellung sei.

Nun bogen sie aus dem Kiefernschatten in eine junge Schonung ein. Tännlein auf Tännlein stand da im hohen Waldgras fast versunken, von großen roten Blumen wiegend überschossen. Wie ein Fanal stand diese rotblühende Schonung mitten im dunklen Walde, über und über in Sonne. Mitten hindurch führte der schmale Fahrweg, weiß vom Sande.

Frau von Zamietzki bat hier um Entschuldigung, um die Hütte des kranken Waldhüters drüben zu betreten.

Michelene blieb mit den beiden Kindern zurück, die sich über den Plan hin verstreuten. Ihre Blicke folgten ihnen, und ihre Seele trank mit unbewußter Versenkung das Bild dieser einsamen, rosenrot blühenden Waldlichtung.

Da erklang Räderrollen.

Aus der Tiefe herauf kam ein Fuhrwerk auf den weißen Weg, mitten in die Sonne.

Neben dem Herrn, der die Zügel hatte, saß die schöne Frau, die Michelene in Drosidow getroffen und mit der sie damals heimgefahren war. Hier fuhr sie wieder...

Die beiden waren ganz unter sich. Die Zügel hingen lose. Blick ging in Blick. Körper drängte sich an Körper.

Sie sahen Michelene gar nicht.

Langsam glitt das Fuhrwerk über die rotblühende Wiese und verschwand im Walde.

Als Frau von Zamietzki zurückkehrte, erzählte Michelene ihr von dieser Begegnung.

Die lächelte.

„Die kamen wohl von Drosidow her... Das war Vetter Neits, Hubert

Reits, der Sohn meiner Tante Mariett. Er bewirtschaftet doch Drosidow. Wußten Sie das gar nicht? Allerdings war er jetzt verreist. In Wien, glaube ich. Maria Langer," Frau von Zamietzki lächelte, „nun, sie verstehen sich gut — —"

„Es gibt eine Verlobung?"

„Sicherlich. Sie lernten sich erst vor einem Jahre kennen. Maria war mit dem Regierungsrat Langer in Breslau verheiratet und kam erst nach ihres Mannes Tode wieder hierher. Und Hubert kehrte um dieselbe Zeit von Glogau wieder, wo er bei der Infanterie stand ... So wird sich wohl bald alles in aller Öffentlichkeit präsentieren und das Glück groß sein... In Drosidow ist Maria fast täglicher Gast, und mit Tante versteht sie sich ausgezeichnet. Und ist sie nicht wirklich eine bezaubernde Frau?"

„Das ist sie", sagte Michelene.

Nachher auf der Heimfahrt sah sie immer wieder die schöne Frau vor sich und jenes Bild, wie die beiden mitten in der Sonne langsam über die rotblühende Waldwiese fuhren...

* * *

Nun sollte im Parkhaus eine kleine Gesellschaft stattfinden. Josef dachte mit weniger Abneigung daran, als er es anderswo getan hätte. Denn hier in dieser kleinen Welt überwältigte ihn in seiner neuen Belebtheit der enge Zusammenhang.

Es war Michelene ein wunderlicher und irgendwie erregender Gedanke, in die beschlossene Welt des Gartensaales dieses kleine Gegenwartsleben zu bringen.

Noch immer hatte der seltsame Raum ihr gegenüber sein Geheimnisvolles behalten. Was ihr nun allmählich über den kleinen Mühlemacher und die anderen jener absonderlichen Runde erzählt worden war, reichte für sie doch nicht aus, um das Bild des Saales zu erklären, in dem, wie ihr schien, etwas noch wartete, der irgend etwas noch in sich zu halten schien, was er noch immer nicht ganz offenbart hatte.

Es gab ja nun allerlei, das sie davon ablenkte. Es waren noch einige Besuche zu machen, und andere zu erwarten. Auch jener Herr von Reits hatte Karten abgegeben. Michelene hatte Josef auch Mitteilung von der unerwarteten Anwesenheit ihres Bekannten aus der Heimat gemacht, und er war, ohne im übrigen irgendein Gewicht darauf zu legen, damit einverstanden, daß er geladen wurde. Alles mußte gerüstet werden. Und dann war es in diesen Tagen doch wieder der Kleine, der ihre Gedanken in Anspruch nahm, jener schattenhafte Mensch, der wieder und wieder auftauchte, und niemals den allgemeinen Eingang benutzte, sondern wie am ersten Abend den Weg durch den Park fand, obgleich alle anderen Pforten längst verschlossen worden waren. Er kam immer nur bis an den Gartensaal, die Hunde wurden dann entfernt, sah sich lautlos um, glitt auf die leeren Stühle mit den geblümten Überzügen zu und blickte in seiner ganzen kümmerlichen Armseligkeit wieder zu ihr hinüber. Und in diesen Augenblicken schien sich die ganze Runde wieder mit jenem geheimnisvollen Leben zu erfüllen, etwas stand da, sprach — sprach — — —

Was geschah —? Was kam?

Absagen waren kaum erfolgt.

Unter den ersten, die eintrafen, waren Aldenhoven und einige andere Herren aus der Umgegend. Michelene sagte sich kaum: Sie warten wohl auf sie, da war Frau Maria schon da, hinter ihr in weißer Steilperücke der „letzte Romantiker".

Während der alte Medizinalrat umständlich und ritterlich mit Michelene plauderte, unterhielt sich Aldenhoven mit der schönen Frau, aber in der Art eines Mannes, der weiß und immer gewußt hat, daß dieses nicht für ihn ist. Michelene übersann sein Leben hier in dieser Umwelt mit einer gewissen Deutlichkeit, in der sie Tragik zu spüren meinte, aber es ging im nächsten Augenblick schon wieder für sie unter.

Durch Türen und Fenster klang vom Städtchen her noch das Abendläuten der Maiandacht und jetzt wurden im Gartensaal, der nur in einigem verändert worden war, die Kerzen auf den eisernen Leuchtern angesteckt, das leise Dämmern wandelte sich zu tiefem Blau, die Kerzenflammen fielen zuckend in die Spiegel und begannen aus allen Seiten aus ihnen zurückzustrahlen...

Michelene wußte sich auf den Moment, der nun folgte, später nie wieder genau zu besinnen. Sie hörte den Medizinalrat noch immer wortreich reden und erkannte hinter ihm die Drojidower, die in den Saal getreten waren, Frau von Reits in einem prächtigen grauen Seidengewande mit irgendwelchem violettem Schmuck und hinter ihr — Michelene dachte immer noch, daß sich das Bild nach wenigem ändern werde, in dem der Medizinalrat seine Freundin und die schöne Frau ihren Partner erhalten werde, sie hörte hinter sich die Zamietzkis reden, die gleichfalls eingetreten waren und spürte ihre Blicke auf sich ... ja, sie dachte das alles und fragte sich zugleich, den Fremden anblickend: Wie ist mir denn? Diesen kenne ich doch. Jäh zuckte jene Nachmittagsstunde auf der Schonung an ihr vorüber, aber sie wußte zugleich, das ist es nicht. Denn dort sah ich ihn ja gar nicht. Das ist es nicht. Verwirrt starrte sie ihn an, der sich nun über ihre Hand beugte, während seine Mutter mit ihrer heiteren harmonischen Stimme irgend etwas sagte... Er schaute auf und ihre Blicke begegneten sich von neuem.

Michelene sah zugleich die dunklen Spiegel ringsum, aus denen die roten Kerzenflammen blitzten, und in dem Augenblick hob es sich in ihr wieder wie uralter Schatten, wie eine langsam zuckende, heraufttaumelnde Erinnerung ... ja, irgend etwas, das mit diesen eisernen Leuchtern, mit den vielen Spiegeln, den roten steilen Lichtern und dem blauen Hintergrund des Parkes verknüpft schien, das hinter diesem allen schon immer gestanden hatte und nun wieder da war — —

Diesen kannte ich. Und wir beide — wir beide — — —

Hinfliegend war es — — wie ein Aufwehen aus unbekannten Fernen — —

Es versank, von ihrer sich aufraffenden Besinnung verjagt und tauchte von neuem auf, wie eine Vision, wie uralte Erinnerung unbesiegbar, urplötzlich deutlich geworden: diesen kannte ich — — —

Zugleich gewahrte sie Aldenhoven drüben unter der Türe stehen, dunkel hafteten seine Blicke an ihr, aber es glitt von ihr ab, er selbst verschwand vor ihr, und sie fühlte deutlich: er war ja nichts, war immer nichts, ein Schatten war er nur auf ihrem Wege, und darum verschwand er wieder... Ihre Augen streiften Josef und sie erkannte: er war auch nichts. Ein Fremder war er ihr. Nichts als



ein Fremder. Unendliche Dinge in ihrer Ehe schienen sich ihr dabei zu erhellen und deutlich und klar zu werden. Er war für sie der Fremde, aber dieser... dieser...?

Reits sprach noch mit ihr, die schöne Mutter hatte sich seitwärts gewandt, ihrem alten Verehrer zu.

Verhohlen maß Michelene wieder das Männergesicht, das mit dem dunklen, in die Stirn gewachsenen Haar und den schmalen Bartstreifen an den Ohren einen ihr ganz fremden Typus darstellte. Und doch fühlte sie wieder: er ist Landmann, Jäger, wie alle diese hier, erkannte jenen eigentümlichen leisen Schein über dem etwas verbrannten Gesicht, der ihr der Widerschein aller Felder zu sein schien, und in den Augen jenen Blick, der gewohnt ist, über Weiten hinzustreifen.

War es denkbar, daß er ihr dennoch vielleicht anderswo flüchtig begegnet war, an irgend einem Orte...?

Sie sah ihn wieder an, und etwas in ihr verneinte, diese Dinge waren tiefer und loser, sie tauchten aus Unendlichkeiten und waren im nächsten Moment wieder versunken, wie jetzt, wo er nun langsam zu der schönen Frau hinüberging, die ihn mit tiefen, wachen Augen empfing.

Aufschreckend dachte Michelene, der Saal ist es. Diese ganze Welt, in der etwas Aufregendes ist. Die Einsamkeit, in die ich mich verliere... Sürbig ist es, der kleine Mühlemacher, das gespenstige Männlein aus dem Gebirge. Der Frühling ist es wohl auch, in dem geheimnisvoll immer wieder mit aufstehen muß, was einmal ... war.

Nun hatte sie sich schon wieder an das verloren, was Imagination und von dem nächsten Wort dort drüben weggelöscht sein konnte. Konnte er nicht sagen: Dies ist meine Braut —? Nun und wenn dies war, was galt es gegen das andere, das ... gewesen war?

Und im gleichen Augenblick gewahrte Michelene, wie der Blick des Herrn von Reits sich von der schönen Frau her mit jenem eigentümlichen betroffenen Suchen zu ihr wandte, das er im ersten Augenblick für sie gehabt hatte.

Wer ist er? Ein unbekannter kleiner Gutsbesitzer hier am Rande der Welt. Nichts für mich. Eine flüchtige Begegnung, die vielleicht schon in einigen Monaten von ganz anderen Dingen hinweggespült sein wird...

Und wieder, während der dunkle Glanz dieser Augen herüberkam, dachte sie: es ist nicht flüchtig und wird nicht hinweggespült sein. Denn es ist aus der Tiefe. Es ist jäh aus der Nacht wie als Antwort auf alle meine Fragen aus der tiefsten Tiefe heraufgetaucht:

Diesen kannte ich. Wir waren einmal beisammen.

Was weiß ich, wann es war!

Vor hunderten, vor tausenden Jahren vielleicht!

Aber es ... war.

Was nun? Sie mußte sich zusammennehmen, sie war die Wirtin. Viel wurde von ihr verlangt, viele Damenblicke beobachteten sie, die kritische Aufmerksamkeit der Zamietzkis war auf sie gerichtet. Sie traf wieder mit Frau von Reits zusammen und plauderte mit ihr, immer in dem sonderbaren Gefühl, das die

ungewohnte Stellung der Wirtin ihr schaffte, und erkannte dann auf einmal, daß einer der Herren bei ihr war, irgendeiner. Sie sah nur etwas Mattes, Flaches, Gleichgültiges, eine blasse Blondheit und zugleich etwas wie Spähen im Blick, wie betroffenes Entdecken. Überdem drängten sich noch andere mit landesüblicher Liebenswürdigkeit hinzu, sie stand wie in einem Wirbel, zwang sich zur Aufmerksamkeit und dachte flüchtig: der Platz drüben bei der schönen Frau ist gut besetzt...

Auf einmal war auch Aldenhoven bei ihr. Jetzt nicht mehr in jene unendliche Entfernung von einst gebannt, aber sie sah nur flüchtig in die schwarzen Augen, deren Blick sie einst so beseligt hatte.

Sie wurde munter. Fast heiter. Obgleich sie Josef dabei nicht aus den Augen verlor. Immerhin: er war von den Zamietzkis umgeben.

Die Kerzenflammen wärmten über ihr, allerhand Getier flatterte um sie, es knisterte und schwebte. Warme Luft wehte, die Türen nach dem Park standen offen, draußen über den Bäumen brannte noch eine Spur glühenden Abendrotes...

Es ist Frühling, Frühling, fühlte Michelene auf einmal in ihrem Herzen, nie habe ich ihn gefühlt, jetzt ist er in mir und außer mir ... alle ihre trüben Nächte sanken von ihr, alle ihre bitteren einsamen Stunden, die Welt hatte sich für sie gewandelt, und staunend empfand sie, wie sie sein kann...

Sie lachte und plauderte und sah von ferne auf einmal wieder jene grauen Augen.

Wie ging dieser Abend weiter?

Michelene wußte sich auch daran später nie mehr recht zu entsinnen. Es gab das Abendessen, gab Vorführungen, die anscheinend recht gut gelangen, jemand versuchte sich auf dem Flügel, die schöne Frau sang, es gab ein paar unterhaltsame Stunden.

Mitten darin war es ihr immer wieder, als ob Botschaft hin und her flöge, unbegreiflich entdeckte und übernommene Botschaft.

* * *

Am anderen Morgen zeigte es sich, daß Josef der Abend doch nicht so gut bekommen war, wie die Zamietzkis es erwartet hatten. Er war stiller und schien mißgestimmt, und Michelene fragte sich betroffen, ob er wohl etwas von dem bemerkt haben könnte, was doch nur als geheimste Einprägung in ihrer Seele stand. Aber es schien nicht so, es war nur wieder jener Stillstand nahe. Er sprach auf einmal mit geringerem Interesse von Niederwiese und meinte, daß er sich nun wieder mit dem Plan zu einem historischen Werke trüge. Michelene wußte, was das hieß. Er suchte sich auch gleich Bücher heraus und begann, statt nach Niederwiese zu fahren, sich Notizen zu machen: es handelte sich um die Geschichte jenes verschollenen Hanns von Sagan, der nach abenteuerlichstem Leben sein Ende selbst ankündigen muß: „Wenn der Kirchturm einfällt oder eine wilde Gans allein fliegt, sterbe ich", worauf diese Anzeichen auch wirklich eintreten. Nach allem war das sicherlich kaum ein Thema für Josef zu nennen.

Sie grübelte erschrocken und sagte sich, daß dieses Dasein unter fremder Leitung und auf fremdem Boden für ihn nicht genug Gewalt habe und daß die Unbestimmtheit aller künftigen Dinge an ihm nage.

In ihr fuhr es auf: war es nicht auch, was im Geheimsten in ihr stand? War nicht diese sonderbare halbe Zwischenexistenz schuld, wenn allerhand Dinge heranzustreichen und einzubrechen begannen?

Sie hatte wenig geschlafen, jetzt zuckte es in ihr auf: Nach Henningsdorf! Wenn sie nach Henningsdorf gingen? War es nicht vollkommen begreiflich, daß es sie nach jenem Fleck trieb, auf dem ihr Leben sich weiterhin abspielen sollte? War es nicht notwendig, daß sich dies klärte? War es nicht Pflicht, daß sie sich dem greisen Haupt der Familie vorstellten?

Etwas in ihr trieb wie nach dem gleichen Ufer, das Josefs schwankende Seele nun suchte: es muß etwas geschehen! Ja, sie wollten nach Henningsdorf fahren!

Sie ging zu ihm und fand ihn in seiner lange nicht mehr betretenen Bibliothek, wo er über Büchern saß.

Sie sprach hastig von ihrem Plan. War voller Lebhaftigkeit und voller Gewalt und auf einmal ganz mit ihm beschäftigt. Draußen rollte eben ein Wagen, womöglich waren es die Niederwieser, die sich erkundigen wollten, wie Josef der Abend bekommen sei.

Er richtete sich auf, und über die kahle Stirn streichend, sagte er in seiner ungewissen Art: „Ja, wir wollen fahren."

„Morgen schon", rief sie.

Sie rüstete sogleich und gab alle Anordnungen, dabei war sie aber immer noch in dem Bangen, sein Sinn könne sich wieder wenden. Und morgen? Wer konnte — morgen vorfahren —?

Sie wollte fort. Sie hörte das üppig blühende Rauschen des Parkes, fühlte das geheime Sein des Saales und zugleich war ihr, als ob wieder jene seltsamen Harfenakkorde herübertönten — — O, fort, nur fort von hier!

Ungewisse Träume gaukelten in ihr, als ob es vielleicht ein Abschied für immer sein könnte. In ihr trieb es voll blinder Angst: fort, fort —!

Sie dachte nicht mehr an das, was gestern ... gewesen war. Kam während des ganzen Tages und auch in der Nacht nicht dazu. Josef schlief schlecht, seine Nerven waren wieder in gefährlichem Aufruhr. Ächzend höhnte er: Wohin ging es? Zu einem Zusammengebrochenen. Was würden sie sehen: ein Ende. Alles war — — Ende.

Endlich dämmerte der Tag. Aber Josef wollte dennoch fahren.

Sie konnten die Bahn hinter der Grenze noch ein gutes Stück benützen. Dann aber mußten sie sich einem Fuhrwerk anvertrauen. Es war alle Möglichkeit, daß sie erst am späten Nachmittag ankamen.

Der Bahnhof entschwand, rasch kam näher, was blaudämmernde Welt gewesen war. Eben noch flacher Wiesenpfad, dann auf einmal Stein zu beiden Seiten, und Stein, sie tragend. Walddämmern, maimorgenhell. Und immer höher ging es in die Bergwelt hinein, Höhe an Höhe zeigte sich, Täler öffneten sich, der Zug kroch und stampfte, mühte sich, braunen Dampf schleudernd, in diese Welt zu dringen.

Es war, als ob sich etwas gegen ihn stemmte, aber sanft wehend streiften die Maienwipfel zuseiten. Bachtäler und grüne Gründe, Bildstöcke und Ka-

pellen, Schweizereien und Bauden, Dörfer und Wallfahrtskirchen, Wald und wieder Berg, eine blaue Kuppe nach der anderen. Das war die Welt — Michelene schaute — das war die Welt, aus der das kleine Männlein stammte. Hier lebte das Volk, das sie von ferne ahnte. Aus diesen Gründen stieg dampfend in geheimster Wahrheit alle Sage und aller Spuk... Heftig klapperte der Zug und heftig stand ihm etwas entgegen, noch immer. Noch immer ... Erde, Stein und Sein, die wirkliche Welt.

Längst waren Grenze und Grenzjäger vorüber, aber noch immer klang auf den Bahnhöfen deutsch und blickten deutsche Gesichter. Was sich dann aber aufrichtete und mit Städten und Fabrikorten, Klöstern und schwarzen Schlackenwegen näherkam, wie einiger mit dem qualmenden Zug, war doch schon mehr der anderen Welt näher, in der sie leben sollten, und die weit hinter dem kleinen Städtlein an der Grenze erst begann.

Ja, sehr weit schienen Stadt und Parkhaus, als sie den Zug endlich verließen. Fuhrwerk war zu haben, ein junger Mensch in Samtjacke saß auf dem Bock. Bedächtig zogen die Fuhren, immer eine hinter der anderen, dann verstreuten sie sich, zuletzt rollten sie nur noch allein auf einsamer Paßstraße, dem Unbekannten entgegen. Immer neue Kuppen und Wendungen, dann ein Abstieg: ein Dorf. Und von neuem ging es weiter, Kuppen und Kuppen, Wälder von Farnkraut, Holzplätze.

In einem Nestlein machten sie Station, sahen ein Kloster auf einem Berge und Wallfahrer dahin ziehen. Dann hob sich auf einmal eine riesige Wand, und von neuem ging das Spiel des Gebirges an, das Rößlein quälte und quälte sich, der Berg wandte und wandte sich, wieder sah man das Kloster, und der große Berg war noch immer da. Eine schmale Straße, tief hinabführend, Kehre auf Kehre, der Berg war noch immer neben ihnen. Schwarzer Tannenwald, zu ihnen hinabstarrend. Auf einmal eine Wendung, der Berg verschwand, sie sahen sich um und erkannten, daß sie ihn bezwungen hatten. Er lag hinter ihnen wie eine dunkle Riesenwand, aus der Wolken und Dunst zu steigen schienen, und vor ihnen lag Henningsdorf.

Sie wußten es, noch ehe der Kutscher ihnen Auskunft gab.

Das Schloß lag hoch. Es war gelbbraun und schien aus verschiedenen Flügeln zu bestehen. Ein runder Turm sah hervor. An der einen Seite war ein besonderes Kavalierhaus angebaut. Es war ein alter Herrensitz, und um den Park, der terrassenartig herabkam, zog sich statt der Mauer ein wassergefüllter Graben. Die Schloßuhr schlug sonderbar tief und dröhnend, als ob man auf einen alten Kupferkessel schlüge. In dem Augenblick kroch aus dem schlammigen Entengraben ein kleiner Junge und trabte dem Gärtnerhause zu, das sich auf dieser anderen Seite des Schlosses, dem Kavalierhaus entsprechend, daran lehnte. Der Gärtner, ein riesengroßer gelbbrauner steiler Mensch, kam eben aus der Tür und lächelte nur eigentümlich, als sie nach dem Baron fragten. Ob seine Gnaden da wären, wüßte kein Mensch. Vielleicht seien der Herr Baron noch auf dem Berge. Dabei sah er zu dem schwarzen Koloß hin, der, wie die beiden nun gewahrten, dicht hinter dem Schlosse aufstieg.

Es sei doch Rehbockjagd, fügte der Gärtner hinzu, wohl in dem Gefühl, ihnen etwas erklären zu müssen. Das Lächeln blieb in seinen Augen. Er sah ihnen nach, als der Wagen weiterfuhr.

Es schien fast, als ob allerhand lautlose Aufmerksamkeit sei.

Irgend etwas Fremdes war da. Ja, es war Fremde, das fühlte Michelene, es war, als ob sich im Letzten der Berg zwischen dieses und — jenes legte. Hinter diesem Berge, das fühlte Michelene auf einmal, konnte nichts mehr an sie heran.

Als der Wagen vor der Pforte hielt, wurden sie zu ihrem Erstaunen sofort eingelassen. Hier oben schienen die Dinge doch anders zu liegen, als sie vom Gärtnerhause aus beurteilt wurden, ganz abgesehen von jenem Gewäsch, das über die Grenze drang.

Eine Schar Hunde sprang ihnen entgegen. Ein Mensch, der Gamaschen trug und ganz normal wie ein herrschaftlicher Diener aussah, geleitete sie über einen Innenhof in eine Halle, die schlecht und recht vielen herrschaftlichen Hallen glich und Geweihe und Rüstungen zeigte.

Es ging nun weiter, und mitten auf der Treppe, während sie noch immer in Ungewißheit der sich etwa entwickelnden Dinge waren, kam ihnen ein großer dürrer alter Herr entgegen, der an den Führer eine rauhe Frage richtete, die mit der Übergabe der Karten beantwortet wurde. Der Herr sah nicht anders aus, als andere Herren in so hohem Alter, ein langer weißer Bart hing ihm bis auf die Brust. Er blickte die beiden im Treppenwinkel aus weitsichtigen Augen an, ohne Erstaunen zu verraten, und erst viel später begriffen sie, daß ihre Fahrt um den schwarzen Berg, ihre Ankunft und Anfahrt schon längst durch ein Fernglas beobachtet worden waren. Der Herr knurrte etwas, ging aber nun mit einem schnellen und elastischen Jägerschritt neben ihnen her. Irgendeine Vorstellung schwirrte in Michelene, aber kam nicht ganz zur Entwicklung. Erstaunt sah sie sich oben um, der Gang zeigte wieder sehr viel Jagdembleme, und nun öffnete der alte Herr selbst eine Tür vor ihnen und ließ sie ein.

Da waren sie. Es schien das Arbeitszimmer des Henningsdorfers. Alle Erregung der Fahrt war von ihnen abgeglitten.

Josef mußte sprechen. Der Alte hörte ihn ruhig an. Der weiße Bart hing ihm auf die Brust. Michelene konnte nicht verhindern, daß ihr alle jene Gerüchte über den Baron wieder in Erinnerung kamen, sie mußte ihn wieder darauf hin ansehen und unversehens richtete er einen Blick auf sie, der sie zurückzucken ließ.

Jetzt spürte sie mehr. Die Wand vor den Fenstern. Ganz nahe war der schwarze Berg.

Sie sprachen etwas. Jawohl, vom Tod des jungen Barons.

Der Alte rückte ein wenig mit den Schultern.

Solche Dinge kämen nur vor, wenn man sich nicht zusammennähme. Er hätte noch auf ganz anderen Gäulen gesessen.

Also ein Sturz mit dem Pferde?

Beim Rennen. Ja.

Der Baron sprach schnarrend, mit einer einsamen, gewissermaßen ausgetrockneten Stimme, aber Michelene mußte sich immer wieder erstaunt fragen: vierundachtzig Jahre?

Josef redete von dem bedauerlichen Hinwelken des Geschlechtes. Jetzt nur noch auf — — —

Der Alte starrte ihn an.

„Nun, die meinen werden wohl noch recht lang offen bleiben...“ Etwas schillerte in seinem Blick auf, er starrte scharf auf beide. Unter dem Schreibtisch ward Knurren laut, da schien ein Lieblingshund zu lagern.

Jetzt lachte er rollend.

„Na, ich mein', daß Sie sich um meine arme Seel' nicht zu sorgen brauchen, bester Herr von Ghallaun,“ sagte er in geruhiger Laune, „was mich anbetrifft — ich sterbe nicht!“

Sie blickten auf ihn.

Er reckte sich auf, seine Gestalt überragte die Josefs fast um die Hälfte, der Hund sprang hervor, seine Zähne glänzten, er knurrte drohend, der Alte lachte: „Ich sterbe nicht!“ Herausfordernd sah er sie an. Und lachte. Lachte wieder. Irgend einem unendlichen Spaß hingegeben.

„Wir sein nicht so. Wir Ghallauns nicht —“

Jetzt bog er sich ein wenig vor und sah sie mit zusammengekniffenen Augen an, wie eine Jagdbeute. Es war sicher, er hatte auf etwas der Art gewartet, auf einen solchen Besuch, nun glitten von den Ghallauns alle jene Vorstellungen, die durch Gerüchte und Reden und durch Josef selbst hervorgerufen worden waren: dem Alten war das zu glauben. Wie er so dasaß, stählern frisch, in sich gesund, durch und durch — festes Holz.

Lachend saß er da und sah auf beide hin. Sah auf — Josef.

Er führte sie dann durch das Schloß. Zeigte ihnen den Saal und die Bilder in der Galerie und erzählte geläufig, auf wieviel Lebensjahre es dieser und jener gebracht hätte. Der neunzig, der gar achtundneunzig auf den Tag. Und wieviel Kinder sie gehabt hätten. Er sah Josef an. „Ich hab' vier gehabt. Vier Buben. Zwei sind bei Montebello geblieben, einer bei Nachod. Und der Lazi hat nur Mädeln gehabt. Bis auf den einen. Der nun so abgegangen ist. Aber —“ noch immer blieb jener eigentümliche Ausdruck in seinem verwetterten Jägergesicht, noch immer glitt jener geringschätzige Blick über Josef.

Ja, Vollblut. Zähes Holz.

Der Wind flog um das Schloß, es war ein Heulen. Nächtens mußte das hier immer so sein. Erbarmungslos nahe war die Erde, der schwarze Berg.

Die Herrschaft zeigte ihnen der Alte nur vom Turme aus. In einer Art, die sie gleichsam weit davonhielt: es war seine Sache, die er nur halbhin vorwies, wie bei Gästen, die doch nicht wiederkommen werden.

Es schien freilich etwas anderes, als das bescheidene Gütchen der Zamietzkis.

Beim Abendessen war der Baron ganz und gar der große Herr. Hatte sich umgekleidet, war Kavalier, freilich von etwas verschollener Art. Das vorige Thema ward mit keinem Wort gestreift, und auch mit keinem Laut fragte er nach den näheren Lebensumständen seiner Gäste. In gefälliger Konversation erzählte er aus seiner Jugendzeit, die in den Anfang des Jahrhunderts und seine kriegerischen Verwicklungen gefallen war. Auch von seinem Großvater, dem er besonders nahe

gestanden haben mußte, und dem es fünfzig Jahre früher ebenso ergangen war. In einer Vertrautheit, die überraschend wirkte, erzählte er, wie der junge Matthias Ghallaun, während die Heere über das Gebirge zogen, hier auf dem Schlosse mit seinen Freunden die Clarisse aufgeführt und selbst den Lovelace dargestellt habe.

Die Gegenwart berührte er mit keinem Wort.

Zuletzt fragte er, wann der Vetter zu morgen den Wagen wünschte?

— — Michelene wurde zeitig wach. Als ob sie etwas gerufen hätte. Sie richtete sich auf und sah in den nebligen Frühmorgen hinein. Grau war alles. Die Dünste zogen. Sie umringten den Berg.

In diesen Berg, so sah es aus, ging der Alte.

Ein unwillkürlicher Laut ließ Josef, der im übrigen ruhiger geschlafen hatte, auch auffahren.

Über die Zurückzuckende hinweg starrte er in das Morgengrauen.

Dort ging hochaufgerichtet, wie der Berggeist, den Stock fest aufsetzend, mit wehendem Barte, der Baron Ghallaun. Schlank, schenkeldürr und sehnig. Sein Leib war rotbraun. Er trug nicht einen Fetzen Stoff um ihn herum.

Hochaufgerichtet stieg er in die Berge hinein.

(Fortsetzung folgt)



Alter

Von Jan Gramatzki

Ich war alt geworden.
Meines Herzens Stimme
Fand den Weg nicht mehr zu jungen Seelen.
Alter Zaun mit Sonnenblumen meines Gartens,
Freie, weite Felder rings umher,
Rosenstöcke, die dem Herbste
Welke Blütenblätter fallend schenken —
Einzig ihr von allem mir geblieben? —
Ferne — fern beim Dörferrauch
Klingt der Jahrmarkt unter Tänzerseilen.
O — ihr gebt mir meine Seufzer wieder!
Über meinem Bilde — das ich einst gewesen —
Blenden Farben neuen Sehnens.
Ich bin alt geworden —
Sonnenblumen fahl beim alten Zaun,
Rosenbüsche sich entblütend,
Ferne, fern beim Dörferrauch
Jahrmarktsklänge unter Tänzerseilen —
Ferne — ferne — Jahrmarktsklänge.



Die Erlösung vom Fortschrittswahn

Von Dr. Emmy Voigtländer

Oswald Spengler hat in seinem vielgenannten Buche (München, Beck) den Untergang des Abendlandes auf etwa das Jahr 2000 berechnet. Braucht diese Berechnung, wenn sie stimmt und wenn sie in unser Bewußtsein übergeht, uns, die wir heute leben, irgendwie in unserer Lebensstimmung herabzusetzen und damit den Untergang zu beschleunigen?

So scheinen viele es aufzufassen. Denn die Stimmen, die gegen Spengler laut werden, bringen hauptsächlich dieses vor. Sie klammern sich an das Wort und den Titel „Untergang" mit einer Ausschließlichkeit, die bezweifeln läßt, ob sie das Buch wirklich gelesen oder seines lebenskräftigen Geistes einen Hauch verspürt haben. Nochmals, wenn die Voraussage stimmt: was geht uns das an? So wenig, wie den einzelnen Menschen das Bewußtsein, daß er einmal sterben muß, wenn er gesund ist bis ins hohe Alter hinein, „stört", so wenig er sich behindert fühlt durch das „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen", das zu tun, was seines Lebens Aufgabe ist: so wenig braucht das Bewußtsein einer Kulturgemeinschaft durch die Tatsache herabgesetzt zu werden, daß diese Kultur einmal stirbt. Spengler hat doch weiter nichts getan, als das Gesetz des Einzellebens, das unter dem Zeichen von Geburt, Wachstum und Tod steht, auf das Leben von Kulturen anzuwenden, die erwachen, sich ausbreiten und absterben.

Freilich eines leugnet er: den „Fortschritt der Menschheit". Aber woher will gerade das Abendland den Anspruch auf ewiges Leben erheben? Und woher nimmt gerade das Abendland 1920 das Recht, vom „Fortschritt der Menschheit" zu reden, und gar, als ob es Träger dieses Fortschritts sei?

Die Unerschöpflichkeit des ewigen Lebens wird nicht davon berührt, wenn eine Kultur abstirbt, um einer anderen Platz zu machen. Kann man sich ein lebensbejahenderes Denken vorstellen, als dieses Denken, das bestimmt ist von einer jasagenden Tapferkeit, die ihresgleichen sucht? Dies Buch zeugt von Tragik, aber nicht von Pessimismus im Sinne eines Herabgestimmtseins, noch weniger freilich von dem sträflichen Optimismus, der alles, was geschieht, einfach dem Fortschritt der Menschheit zurechnet.

Welches sind denn die Zeichen des Untergangs einer Kultur? Im wesentlichen sind es dieselben Untergangswerte, die schon Nietzsche aufstellt, und dieselben Erscheinungen, die man seit dem 19. Jahrhundert nicht müde wurde, als den Zwiespalt unserer Kultur, als Krankheitszeichen usw. zu beschreiben, zu beklagen, aber weder zurückschrauben noch ändern konnte. Es ist tatsächlich abwärts gegangen im ganzen Abendlande, nur daß Spengler dies alles als Schicksal, als Notwendigkeit begreift und folglich auch die Tapferkeit der Bejahung haben kann. Ja noch mehr, von diesem „welthaft hohen" Standpunkt aus ist es erst möglich, dem Abendlande die Aufgaben zu stellen, die es noch erfüllen kann, die ihm noch möglich sind „nach dem Gesetz, wonach du angetreten". So werden die Lebenswerte der abendländischen Kultur in ihrem heutigen Zustand hervorgeholt und

ihr abseits aller Sentimentalität Wege gewiesen, die ihr die noch möglichen und darum allein würdigen sind, sollten es auch, weltgeschichtlich betrachtet, Alterswege sein.

Eine Kultur hat nach Spengler ihre Höhe überschritten und geht in den Zustand der Zivilisation über mit dem Erlöschen ihres metaphysisch-religiösen Urerlebnisses. Für die faustisch-abendländische Kultur ist es das Erlebnis der Unendlichkeit, des unendlichen Raumes, das Stil und Form ihres Handelns und Schaffens in allen Gebieten bestimmt. Dies Erlebnis hat das Christentum der ersten Jahrhunderte umgeformt, denn es handelt sich im abendländischen Christentum, das um 1000 erwacht, um eine neue Religion unter der Maske der gleichen Dogmatik. Jede Kultur hat ihre eigene Religion, Philosophie, Moral, Art der Wissenschaft, Kunst, Politik, Wirtschaft; und die abendländische Kultur wird von dem Streben ins Unendliche bestimmt, während die antike „apollinische" Kultur, am Einzelkörper, an der fest umgrenzten Gestalt haftend, auch im Leben davon bestimmt wird. Die abendländische Kultur hat sich nicht „aus der Antike heraus entwickelt", sondern sie erwacht um 1000 und ist in ihrer Religion, in ihrem Menschentum, in den „riesenhaften Konzeptionen bei Dante, Wolfram, Shakespeare, Bach, Beethoven", in allen Lebensäußerungen, aus ihrem Urerlebnis des Unendlichen heraus von einer Mächtigkeit, die ihresgleichen nicht in der Antike findet. Dennoch hat das Abendland, indem es einen zärtlichen Kultus mit dem Gedächtnis einer erstorbenen Kultur, der Antike, trieb, sich selbst den Blick für seine eigene Wirklichkeit gefälscht; und es ist nicht das geringste Verdienst des Buches von Spengler, daß es endlich lehrt, frei von Vorurteilen, jede Kultur in ihrem eigenen Lebenswert zu sehen.

Mit dem 19. Jahrhundert ist das Abendland in die Zivilisation eingetreten, in der das alte Streben ins Unendliche immer noch wirkt, aber nach außen gewendet in die Technik, die Arbeit, die Industrialisierung, den Imperialismus, die Großstädte strömt. Diesem riesenhaften Anwachsen nach außen hin entspricht das Sinken der tieferen Lebenswerte. Die schöpferischen Leistungen sind erloschen, die Religion hat ihre lebendige Macht eingebüßt, „der Mensch der Weltstädte ist irreligiös, er mag noch so ernstlich religiös sein wollen". Die Architektur hat keinen eigenen Stil mehr, aus der Malerei ist der metaphysische Gehalt geschwunden, die Philosophie wird zur Geschichte der Philosophie, die Moral wird Glücks- und Wohlfahrtsmoral, das Glück der meisten wird Ziel, das Leben rein zweckhaft nützlich, „wir sind alle nur noch Arbeiter". Naturwissenschaft, Darwinismus, Materialismus, Sozialismus, sie setzen den mechanischen Begriff des Fortschritts an Stelle der lebendigen Entwicklung im Sinne Goethes. Die Dichtung behandelt nur noch Probleme großstädtischer Menschen, wo sie früher Schicksale gestaltete.

Stimmt das alles oder stimmt es nicht? Nun ist das Merkwürdige, daß genau dieselben Werte für Spengler Zeichen des Alters, des Niedergangs einer Kultur sind, für andere Zeichen des „Fortschritts der Menschheit" bedeuten. Fortschreitende Aufklärung, fortschreitende Entwicklung der Technik, der Wissenschaft (aber nur in Richtung von Naturwissenschaft), Demokratisierung, Rationalisierung des Lebens, sich steigernder Wohlstand, das Glück der meisten, das alles ist „Fortschritt der Menschheit"! Und obwohl Spengler die schicksalhafte Notwendigkeit

dieser Erscheinungen sieht, allerdings die Tapferkeit des Blicks hat, sie als Alterszeichen zu werten, wird er von den Fortschrittsgläubigen angegriffen, von allen, die in den Vorgängen der letzten Zeit, der Demokratie, dem Sozialismus Anfänge einer neuen „Kultur“ sehen wollen, weil seine Ansichten lähmend insbesondere auf die Jugend wirken müßten.

Allerdings steckt hier ein gewisser Widerspruch in dem Buch. Man kann nicht so stark wollen, was man vom Bewußtsein dessen, was Kultur ist, als Niedergang bewerten muß, als wenn man in ihm Fortschritte sieht. Und wenn auch Spengler die neue Generation auffordert, sich der Technik statt der Lyrik, der Marine statt der Malerei, der Politik statt der Erkenntniskritik zuzuwenden, so können doch die seelischen Wirkungen des Buches ganz andere sein: nämlich aus dem heraus, was darin als Kultur gezeigt und dem Erlebnis nahe gelegt wird, sich Wege zu suchen.

Vorläufig wird aber noch von anderer Seite dafür gesorgt, daß die Berechnung Spenglers auf den inneren Tod, den Untergang des Abendlandes auf etwa 2000 nicht mehr zu stimmen scheint. Das Buch ist darauf gerichtet, daß (es ist 1917 abgeschlossen) mit einem deutschen Sieg die Wege der europäischen Zivilisation in den Bahnen weitergehen würden, wie vor dem Krieg. Stimmt das noch?

In dem Angriff eines Sozialdemokraten auf Spengler fand ich den schönen Satz: „Wenn Spengler an einem schönen Morgen die Elektrische nicht mehr benutzen kann, durch ungepflegte öffentliche Anlagen geht und die Badeanstalt aus Kohlenmangel geschlossen findet, mag er darin nur den Zusammenbruch der Zivilisation sehen, für uns ist es ein kultureller Niedergang.“ Den Betreffenden scheint die Tatsache noch nicht zum Nachdenken angeregt zu haben, daß diese Fälle bei sozialisierten Straßenbahnen, Badeanstalten usw. häufiger und häufiger eintreten, daß überall, wo und seit der Sozialismus sich durchsetzen will, in allen Betrieben, in allen Verhältnissen diese Niedergangs- und Zusammenbruchserscheinungen der Zivilisation, oder wie der Sozialist sich ausdrücken will: der Kultur, eintreten. Es ist kein Zweifel, die Maschine der Zivilisation geht nicht mehr recht, ihr Arbeitsertrag sinkt, der ganze Mechanismus ist ins Stocken geraten, vergeblich doktert man an ihm herum und macht es dadurch nur noch schlimmer. Und das, obwohl Paul Lensch im Sozialismus der endgültigen Mechanisierung und Rationalisierung die „Pforte zum Welttriumph“ geöffnet sah! Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie. Denn gerade das, was die Zivilisierung beschleunigen und endgültig regeln sollte, erweist sich als ihr Zerstörer. So sieht es heute aus, als ob das Abendland sich im Fortschrittswahn überschlägt und zugleich mit einer erschreckend beschleunigten seelischen Verwüstung die letzten Reste lebendigen Menschentums und den Mechanismus seiner Zivilisation selbst zerstört.

Der höchste materielle Wohlstand und die höchste Arbeitsleistung der europäischen Zivilisation war erreicht im Jahre 1914. Seither leistet das Abendland keine produktive Arbeit mehr, wütet es gegen sich selbst; und was der Krieg übrig gelassen hat, zerstören die Revolutionen vollends. Es ist der Zusammenbruch der Zivilisation offenbar bereits im vollen Gange, und das Abendland scheint im vollen Untergang zu sein, herbeigeführt gerade durch diejenigen, die wähnen, es



in der Richtung auf Mechanisierung, materiellen Wohlstand, Steigerung der Arbeitsleistung weiter treiben zu können. Was ward aus dem Traum vom ewigen Frieden? Dauerkrieg. Was aus dem Wahn, man könne Kultur für alle gleichmäßig verbreiten, Kulturgüter allen mitteilen? Kino- und Foxtrott-„Kultur". Was aus der Verantwortlichkeit aller am Gemeinwohl? Niemand fühlt sich verantwortlich. Überall Bankrott! Und nur die Fortschrittsgläubigen merken es noch nicht, sondern halten weiter fest an ihren Irrtümern, sehen nicht, daß der Zustand der Barbarei bereits eingetreten ist und mit seiner seelischen Verwüstung immer weiter um sich greift.

Was aber nun? Was heißt und was bedeutet das? Und was kann daraus werden?

„Etwas von Lebenslüge liegt in der gesamten Geistigkeit der westeuropäischen Zivilisation, insoweit sie auf eine religiöse, künstlerische, philosophische Zukunft, ein immaterielles Ziel, ein drittes Reich sich richtet, während in der tiefsten Tiefe ein dumpfes Gefühl nicht schweigen will, daß diese ganze Wirksamkeit Schein, die verzweifelte Selbsttäuschung einer historischen Seele ist ... Und ein Zug dieser Lüge haftet dem gesamten politischen, wirtschaftlichen, ethischen Sozialismus an, der gewaltsam über den vernichtenden Ernst seiner Resultate schweigt, um die Illusion eines letzten Glückszustandes zu retten" ... Kommt nun nicht heute, während Sozialismus, Demokratie, Pazifismus, alle Fortschrittsgläubigen verzweifelte Anstrengungen machen, ihre Lebenslüge zu retten, das — Gefühl der dumpfen Verzweiflung aus den tiefsten Tiefen der faustischen Seele heraus und zerschlägt den ganzen Bau? Und gibt es nicht etwas, was diese Verzweiflung fruchtbar machen, aus ihren rein zerstörenden Bahnen leiten und so der deutschen Revolution einen noch kaum gesehenen Sinn geben kann?

Wie hieß doch die große Formel des Weltkriegs? Zivilisation gegen Barbarei, die schon Thomas Mann (Betrachtungen eines Unpolitischen) übersetzte und umkehrte: Dieser Krieg ist der Krieg der Kultur, d. h. Deutschlands, gegen die Zivilisation. Diese Formel sagt etwas Wirkliches aus, sagt, daß die zivilisierten, fortgeschrittenen Völker des Westens gegen das „ewig protestierende" Deutschland kämpften, weil sie in ihm noch unerloschene Möglichkeiten einer Kultur spürten, und weil sie das haßten aus der Armut und Greisenhaftigkeit ihrer erloschenen „Seelen" heraus. Und in Deutschland stand alles das auf seiten der Entente, was Spengler das unsichtbare englische Heer nennt („Preußentum und Sozialismus"), Thomas Mann den (französisch gerichteten) Zivilisationsliteraten, alles das, was sich bemühte, Deutschland auf die Bahn des „Fortschritts der Menschheit" zu führen, durch „Verständigung" mit dem Westen, durch die Demokratisierung, Politisierung, die „Entdeutschung Deutschlands". Hat die Zivilisation gesiegt? Entzieht sich nicht die faustische Seele in dem Augenblick, als sie unterworfen werden sollte, und läßt den ganzen Bau zusammenfallen, um noch im Tode protestierend zu siegen gegen den Westen? Die Zivilisation ist nicht Sieger geblieben, sie macht Bankrott. Liegt hier aber nicht ein Sinn verborgen, der aus dem äußerlich so unbeschreiblich ekelhaften und traurigen Vorgang, „deutsche Revolution" genannt, herausgeholt und fruchtbar gemacht werden kann?

Man glaubt, die Jugend warnen zu müssen vor Spengler. Dabei sind die Werte und die Aufgaben, die er Deutschland und seiner Jugend stellt, solche, die allein noch Wert haben, weil sie aus dem sich ewig erneuernden Leben, aus dem Blut, aus der Wirklichkeit kommen. Nur greisenhaftes Denken lehnt sie ab. „Wir Deutsche haben reiche, unverbrauchte Möglichkeiten in uns und ungeheure Aufgaben vor uns.“ Unser Tod „liegt noch weit vor uns im ungewissen Dunkel des nächsten Jahrtausends“. Und sein Aufruf an die Jugend lautet: „Wir glauben nicht mehr an die Macht der Vernunft über das Leben. Wir fühlen, daß das Leben die Vernunft beherrscht.“ Das ist eine gründliche Absage an alle Werte greisenhaften zivilisatorischen Fortschritts. Und aus der Lebenswirklichkeit stammen die Aufgaben, die Deutschland, die jedem Deutschen gestellt werden, den Sozialismus von Marx zu befreien, von der toten Ideologie, vom Programm, und ihn vielmehr als sittliche Arbeit fürs Ganze erstehen zu lassen. „So leben, daß wir vor uns stolz sein dürfen“ ...

Nochmals, was geht es uns an, ob das, was etwa bevorsteht, weltgeschichtlich betrachtet das Alter des Abendlandes ist? Haben wir nicht die viel dringendere Aufgabe, als uns um Worte zu streiten, dafür zu sorgen, daß es würdiger und anständiger wird, als wozu es die heutige Zivilisation gemacht hat? Wir brauchen vor allem die Erlösung vom Fortschrittswahn, die Erkenntnis seines Bankrotts, um uns dem ewig neuen und jungen Leben zuwenden zu können.

Wird Deutschland nun endlich seine Aufgabe und seinen Sinn aus der Niederlage ergreifen oder wieder daran vorbeigehen?

Geisterstunde · Von Hans Heidsieck

Leise knistert's in den Wänden,
Streicht vorbei mit Schattenhänden:

Fährt mir über Stirn und Wangen,
Wie in bebendem Verlangen.

Stimmen, die ich nie vernommen,
Kommen durch die Nacht geschwommen:

Locken mich wie düstre Boten
Aus dem Schattenreich der Toten — —

Nun erscheinen sie im Kreise
Wie von einer weiten Reise,

Schauen freundlich auf mich nieder,
Lächeln — und verschwinden wieder.



Totensonntag

Von Margarethe Friedrich

Es war Totensonntag auf Erden. Ernst schritt ein Mann durch die stumme Natur der Stadt zu.

Die Nacht hatte ihm keinen Schlaf gegeben. Da war er am frühen Morgen hinausgewandert, weithin über Wiesen und Felder der wehmutvollen Landschaft.

Nun kehrte er heim und brachte sein Herz so schwer zurück, wie er es hinausgetragen hatte. Es gibt Menschen, denen ist die Natur keine Trösterin. Sie läßt sie nur immer tiefer versinken in Grübelei und Qual. Menschen sind es, die nicht der Einsamkeit bedürfen; sie brauchen vielmehr andere Menschen, fremde Schicksale, deren Not sie sich zu eigen machen in tiefster, verstehender Liebe. Damit bezwingen sie ihr Leid.

So war auch dieser junge Arzt. Darum schritt er ungetröstet durch den letzten Laubfall seinem leeren Heime zu.

Aus tiefen Gedanken schreckte ihn plötzlich ein lautes Weinen auf.

Die Tür eines der kleinen Vorstadthäuser war aufgerissen worden, und eine junge Frau eilte mit verstörtem Blick auf ihn zu.

„Ein Arzt, um Gottes willen, wo ist ein Arzt?“ rief sie verzweifelt.

„Kann ich Ihnen helfen? Ich bin selbst ein Arzt“, sagte er und faßte beruhigend ihre Hand.

„Ich danke Ihnen, kommen Sie schnell!“ Und während sie ihn ins Haus zog, sprach sie in Hast. „Meiner Schwester muß etwas zugestoßen sein. Sie kam nicht zum Frühstück. Gestern sagte sie uns noch gute Nacht, wie immer — Ach Gott, sie kann nicht tot sein!“

Über eine ausgetretene Treppe waren sie in ein kleines Gemach gelangt. Zwei weinende Frauen traten beiseite und ließen ihn das schmale Bett sehen, in dem ein totes junges Weib lag.

Denn sie war tot. Der erste Blick sagte es ihm. Hier konnte kein Arzt mehr helfen.

Er blickte sich um.

Noch nie hatte er ein solches Sterbezimmer gesehen. Wie zu einem Feste war der kleine Raum geschmückt. Überall in Schalen und Gläsern waren Herbstblumen verschwenderisch aufgestellt. Das Fenster war geöffnet; durch eine breitästige alte Tanne brach grüngoldenes Morgenlicht, den Nebel besiegend, und legte sich schimmernd auf das braune Haar der Toten.

Sie lächelte.

Ihre Hände waren ineinander gefaltet wie bei einem Kinde, das betend einschlief.

Auf dem Tischchen neben ihr stand ein wunderbar geschliffener Kelch mit dunkelroten Rosen. Eine Blüte hatte sich gelöst und lag wie ein glühender Blutstropfen auf der weißen Brust der Toten.

Der Arzt beugte sich stumm herab. Dann schüttelte er den Kopf. Auch er konnte die Frage nicht beantworten, woran dieses allerdings zarte junge Mädchen, das gestern noch anscheinend ganz gesund unter den Ihrigen geweilt hatte, so plötzlich gestorben sein könnte.

Die Angehörigen waren hinausgegangen. Sie wollten nicht sehen, wie seine Finger den lieben toten Leib berührten. Doch er ging so zart und schonend vor, als sei es seine eigene Schwester, die in heiliger Ruhe vor ihm schliefe. Das seltsam-stille Lächeln zog ihn an, das den blassen Mund so geheimnisvoll machte, und die tiefen Falten auf der jungen Stirn. Er kannte die Falten: die Nacht gräbt sie ein, wenn wir stöhnen in ohnmächtiger Qual. Warum hatte die Tote diese Falten? Sie, die Mutter und Schwestern die Freude des Hauses genannt hatten? — Und wie seltsam waren die weißen Hände, auf denen das blaue Geäder so scharf und hart hervortrat! Sie waren verkrampft ineinander.

Wie zum Gebet hatte es ihm zuerst geschienen. Aber jetzt fühlte er, sie waren verzweifelt gerungen worden, obwohl der blasse Mund noch lächelte.

Dann sah er plötzlich, daß es zwischen den schmalen Fingern hervorglänzte, wie mattes Gold. Was hatte die Tote in den letzten Augenblicken ihres Lebens so fest bei sich bergen wollen?

Kaum war er sich selbst bewußt, was er tat, als er vorsichtig den starren Fingern ihr Geheimnis entriß.

Es war ein einfaches altes Medaillon, wie man es früher am schwarzen Samtbande um den Hals zu tragen pflegte.

Er öffnete es.

Drinnen lag das Bild eines Jünglingskopfes. Eine Locke tiefschwarzen Haares wand sich darum. Auf der Rückseite standen ein paar Worte: „Ich habe Dich je und je geliebet". Sonst nichts.

Kein Name — keine Zeit.

Still gab er das Kleinod in die Hände der Toten zurück und legte sie sorgfältig darüber zusammen, daß kein Schein des Goldes mehr nach außen dränge. Dann wandte er sich und schloß die Türe leise und ehrfürchtig hinter sich zu.

Draußen erwartete ihn die Mutter und führte ihn hinab in das große Wohngemach, worin sich die ganze Familie versammelt hatte. Die beiden jungen Frauen standen Hand in Hand bei ihren Männern. Der alte Vater saß am Tisch und hatte das Haupt in den Händen verborgen.

Jetzt richtete er sich auf. Seine kleinen, rotgeränderten Augen hefteten sich wie in schwachem Hoffen auf den Arzt. Dann ließ er den Kopf wieder sinken und murmelte:

„Sie war die Freude unseres Alters! Immer wollte sie bei uns bleiben! Nun ist sie doch von uns gegangen!"

Der Arzt fand kein Trostwort. Schweigend nahm er an dem Tische Platz, um den vorgeschriebenen Schein zu schreiben.

Da entdeckte er plötzlich an der Wand das große Bildnis eines jungen Mannes, der ihn mit schwermütigen Augen anzublicken schien.

Ein Immortellenkranz war darum gewunden. Sofort erkannte er den Kopf wieder. Es war derselbe, den er im Medaillon der Toten gefunden hatte.

„Wer ist das?“ fragte er unwillkürlich.

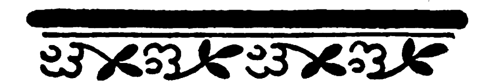
„Mein erster Bräutigam“, sagte die ältere Schwester. „Er ertrank vor drei Jahren bei einer Segelfahrt. Nun müssen wir noch einmal einen so furchtbaren Todesfall erleben.“

Sie weinte auf und lehnte sich an ihren Gatten, der ihr beruhigend zusprach.

Der Arzt fragte nicht weiter.

Mit dem feinen Verständnis, das nur die für das geheime Weh des Nächsten haben, die selbst durch Qual und Not gegangen sind, verstand er das Leben und Sterben des fremden Mädchens, besser als alle, die täglich und stündlich um sie gewesen waren.

Mit fester Hand schrieb er „Herzschlag“ auf den Totenschein und verließ stumm das Haus.

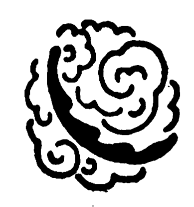


Schatten · Von Isa Madeleine Schulze

Müde bin ich, — durchs dunkelnde Feld
Kommt die Nacht schon gegangen: —
Still wird's und kühl, — der Nachttau fällt: —
Lebewohl, du klingende Welt,
Mit deinem sonnigen Prangen!

Fern verhallt mir dein lachendes Lied, —
Einsam ward ich, — es schweigen
Bach und Brünnlein, — die Gräser im Ried
Rauschen nicht mehr, und das Spätrot verglüht; —
Vöglein schläft in den Zweigen.

Niemand ist wach mehr, — mein Herz erbebt
Vor der Stille: — es gleiten
Schatten vorüber: — ein finstrer hebt
Drohend die Hand und gräbt und gräbt, —
Und ich weiß es zu deuten.



Klaus Groths Reise nach Süddeutschland und der Schweiz, 1855

Ein ungedruckter Brief

Vorbemerkung der Schriftleitung. Durch seinen „Quickborn" bereits berühmt geworden, war Klaus Groth im Sommer 1855 über Pyrmont, wo er sich vier Wochen aufhielt, nach Bonn gereist und lebte hier im Verkehr mit Otto Jahn, Eduard Böcking, Dahlmann, Simrock, Arndt usw. Am 27. Januar 1856 wurde er feierlich zum Ehrendoktor der Philosophie promoviert und blieb noch bis zum Frühling 1857 in der rheinischen Universitätsstadt, von wo aus er auch mit seinem Freunde Böcking, eine Reise nach Süddeutschland und der Schweiz machte. Diese Reise setzt sein Biograph H. Sierck in den Herbst 1856, sie hat aber, wie ein soeben dem Klaus-Groth-Museum in Heide (Klaus Groths Geburtsort) gestifteter Brief an seine Eltern beweist, im Herbst 1855 stattgefunden. Der bisher ungedruckte Brief, der eine ganze kleine Reisebeschreibung und für den damals 36 Jahre alten Dichter sehr bezeichnend ist, wird von Professor Adolf Bartels, dem Literarhistoriker, dem wir auch eine Schrift über seinen Landsmann Klaus Groth verdanken, dem „Türmer" zur Verfügung gestellt.

Bonn, den 26. Sept. 1855.

Liebe Eltern! — Ehe ihr nun diesen Brief anfangt zu lesen, müßt Ihr Euch eine gute Karte von Deutschland nehmen, sonst gibt's nur Wirrwarr. Dann will ich Euch erzählen. — Professor Böcking, mein Hauswirt und lieber Freund, und ich gingen am 25. August am Sonnabend nachmittag 4 Uhr auf eins der Rheindampfschiffe, sein jüngster Sohn begleitete uns, der ist noch größer wie ich, und der ältere ist nicht kleiner. Eine Rheinfahrt müßt Ihr in irgend einem Reisebuch nachlesen, das wohl Kinas oder Pauly haben wird, z. B. das Buch von meinem hiesigen Freunde, dem Dichter Simrock. Man kommt an einer Menge alter Burgen und Schloßruinen vorüber, der schönste Punkt ist aber der in unserer Nähe, wo auf der linken Rheinseite bloß ein Bogen eines Gemäuers auf einem Felsvorsprunge steht, an der rechten aber liegen die sieben Berge (jenes heißt Rolandseck, dies das Siebengebirge), auf deren nächstem wieder ein Gemäuer hinaufragt: der Drachenfels, den ich hier aus dem Fenster sehen kann. Es sind immer eine Menge Reisender auf den Schiffen, meistens mit Büchern und Bildern und Karten, die alles anstarren und die Namen aufsuchen. Böcking und ich saßen still zwischen ihnen, bis wir an unsers Nachbars, des berühmten Arndts Garten vorbeifuhren. Der Alte (86 Jahre) hatte mich beim Abschied herzlich umarmt, doch dachte ich kaum, daß man in seinem Garten auf unser Schiff wartete, um uns einen Abschied zuzuwinken. Es machte etwas Aufsehen, als wir mit unseren Hüten den Gruß erwiderten. — Am Abend im Dunkeln kamen wir nach Coblenz. Dort übernachteten wir. Es fließt hier die Mosel in den Rhein, die wollten wir hinauf. Um 8 Uhr (Sonntag d. 26.) waren wir auf dem kleinen Schiffe. Die Mosel ist kaum so breit wie die Eider bei Lexfähre, aber ihre Ufer sind ganz anders und eigentlich nicht

zu beschreiben. Gewöhnlich hat die eine Seite eine Bergreihe und die gegenüberliegende ist eine ebene Flur, aber das wechselt, und die Seite, welche eben Berg war, wird dann zur Flur und umgekehrt. Die Berge haben sieben- oder achthundert bis tausend Fuß Höhe, und nie ist man ganz ohne Berge. Die Nordseite, gegen welche die Sonne scheint, ist mit Reben bepflanzt, es geht wie in Treppen bergauf, ich zählte einmal 23 Stufen. Jeder Absatz wird durch eine Mauer geschützt, oft sind Namen und Jahreszahl durch helle Steine eingemauert. An der Schattenseite trägt der Bergabhang Busch- und Baumwerk bis an die Flur herunter, dort aber stehen Apfel-, Birn- und Walnußbäume voll von Früchten und in einem Grase so blaugrün, wie wir im Norden es gar nicht kennen. Da stehen die Häuser und Dörfer mitten darin, meistens mit blauschwarzen Schieferdächern. Ein hübsches Dorf nach dem andern taucht auf und verschwindet, und weil es gerade Sonntag war, so saß es allenthalben voll Gruppen von Müßigen am Ufer, oft so nahe, daß man mit ihnen sprechen konnte; Kinder wateten ins Wasser, in dem sich Flur und Berg grünblau spiegeln, stellten sich auf Steine, um die Welle vom Dampfschiff sich über die Füße spielen zu lassen, fielen auch wohl dabei auf den Hintern. So ging es den ganzen Tag, als würde ein Papier ohne Ende mit wechselnden Bildern vorübergezogen, wobei man selber bequem auf einem Stühlchen sitzt und bloß zusieht. Wir aßen auf dem Verdeck zu Mittag, aber ich hatte kaum Zeit, in die Schüsseln zu sehen, guckte bald vor-, bald rückwärts, um ja nichts zu verlieren. Der Fluß schlängelt sich so, daß man immer wie in einem länglichen See fährt, hinten tut er sich zu, um sich vorn zu öffnen, indem bei der Windung Berge vor- und zurücktreten. So fuhren wir bis zur Dämmerung, dann stiegen wir in Trarbach ab. Hier ist Böcking geboren. Sein Vater war ein reicher Wein-Bauer, der 5 oder 6 Güter hatte. Eins davon gehört noch Böcking. Sein Bruder wohnt auf der Familienstelle, er empfing uns mit offenen Armen. Wir schliefen in dem Saal, wo der König mitunter logiert hat. Am Abend gingen wir noch im Mondschein an den Bergen hinauf. Den andern Tag besahen wir Böckings Gut, es heißt Münchberg. Das Haus steht fast am Moselufer. Wenn man im Schlafzimmer im Bett liegt, so sieht man nur den bewaldeten Berg jenseits wie eine grüne Mauer bis halb an den Himmel hinauf und darüber die Bläue. Hier ist eine Stille, wie wir sie gar nicht kennen: wenn kein Lüftchen, kein Blättchen sich regt, kein Wagen, kein Vieh; nur von jenseits hört man singende Knaben, die am Abhange Holz sammeln: unsereiner würde dabei schwindeln. Am Dienstag den 28. gingen wir zwei frühzeitig über die Berge, es war ein wunderbarer Morgen, dann wieder bergab zur Mosel nach Bernkastel. Natürlich kennt B. hier Weg und Steg und jeden Ort, er weiß aber fast ebensogut Bescheid in der Schweiz, im Schwarzwald, in Oberitalien, denn er ist allenthalben zu wiederholten Malen gewesen. Er erzählt so viel man nur hören mag, an Behalten ist nicht einmal zu denken. In Bernkastel setzten wir uns in den Postwagen und fuhren nach Trier, der Hauptstadt an der Mosel. Es war ein sehr heißer Tag, wohl 26—27 Grad im Schatten, in der engen Postkutsche war es glühend. Aber ich ertrug es noch am besten von allen. Der Weg verläßt eine Zeitlang die Mosel, die hier flachere Ufer hat, geht über die Berge und tritt erst wieder bei Trier ans Ufer. Es ist ein gar schöner

Weg, ein herrliches Land, alles voll Obst, doch waren nicht viele Früchte hier, es soll sonst das beste Obst der Welt sein. Ich darf ja leider nicht einmal davon essen. Trier ist die schönste Stadt, die ich gesehen habe. Die Häuser sind nicht so gar prächtig, aber es sind noch Reste von ungeheuren Römergebäuden hier, die römischen Kaiser haben hier eine Zeitlang residiert. Man fährt durch eine Pforte, die Porta nigra, die zum Erstaunen großartig ist. Es war das erste, was ich der Art sah. Dann aber liegt die Stadt in einem Tal wie in einem Paradiese, umgeben von Bergen, deren Felsen rot glänzen und mit köstlichem Grün untermischt sind, denn hier gedeiht alles. Auf der einen Seite der Mosel sind die Felsen teilweise mit Häusern besetzt, wir gingen über die Flußbrücke hinauf nach einem Kaffeehause, von dort sahen wir hinab auf das schwarz-weiße Häusermeer, die Römerbauten schauen dunkel dazwischen heraus, auf die Fluren, soweit das Auge reicht, und den silbernen Strom der Mosel. Den 29., als wir noch die Stadt von innen besehen, (ich stand in der Kirche auf dem Gewölbe, worin der heilige Rock verwahrt wird, ich sagte gleich zu B., das will ich doch meinem Vater schreiben), mieteten wir uns einen Wagen nach Saarburg. Es ist ein prächtiger Weg zwischen Waldungen dahin, der Ort liegt an einem Felsen wie angeklebt. Einige Häuser stehen so, daß die Nachbarn wohl miteinander aus dem Fenster sprechen können, wollen sie aber zueinander, so müssen sie erst eine Viertelstunde auf und ab klettern. Ein Nebenfluß der Saar stürzt hier mitten in der Stadt dicht vor einer Reihe Häuser wohl 30 Fuß hinab und treibt nebenbei 10 oder 12 Räder. Die Leute in den Häusern müssen notwendig alle taub werden. Wir wanderten etwas umher oder kletterten vielmehr. Dann gingen wir in das Postwirtshaus, um den Postwagen abzuwarten, der um Mitternacht kommen sollte. Es entstand ein furchtbares Gewitter mit Platzregen. Ich bat die Leute um eine Stube mit Sofa, um etwas zu schlafen. Da ward ich mit brennendem Licht durch den Regen eine offene Treppe hinaufgeführt in ein großes Gebäude mit vielen Zimmern. In einem großen Saale lag ich nun bei Donner und Blitz einige Stunden in festem Schlaf. Dann wurde ich geweckt, im Regen nebst B. in einen Wagen gepackt und fortgezogen, es ging nämlich nach Saarbrück, wo Böcking einen Neffen hat. Wir kamen etwas verwacht und zerstoßen an. Wir sind hier an der französischen Grenze, wo schon allerlei Wörter in die deutsche Sprache hineinlaufen, die wir nicht verstehen. Es gibt hier großartige Fabriken und einen Reichtum der Reichen, wovon wir kaum einen Begriff haben. Eine Witwe hat in der Nähe eine Eisengießerei, die ich aus der Ferne sah, wo man vor Schornsteinen nicht die Gebäude finden kann, in einem Qualm, daß man glaubt, die Leute müssen ersticken. Sie hat eine Maschinenfabrik darin, die bloß Maschinen macht, die sie selbst gebrauchen, und doch mögen gegen 40 Leute allein darin arbeiten. Diese Frau ist eine Verwandte Böckings. Sein Neffe hat auch eine Schnupftabaksfabrik in Saarbrück, eine andre Art Fabrik in Metz, dazu ein Landgut. Es sind aber nette Leute, nicht geldstolz, wie wohl unsre Landsleute. Der Schnupftabak muß große Steuer nach Frankreich geben. Daher gibt es die waghalsigsten Schmuggler hier. Sie halten Hunde, denen sie den Tabak umbinden und die in ganzen Trupps durch die dicksten Wälder ihren Weg kennen. Junge Hunde schickt man so mit zur Einübung, bei der Ankunft werden sie durch Fütterung

belohnt, oft wird aber ein ganzer Trupp von Gensd'armen niedergeschossen. Noch denselben Abend (Donnerstag d. 30.) gingen wir mit der Eisenbahn nach Kaiserslautern in der Pfalz. Die Bahn fährt recht mitten durch das Fabrikland. In der Nähe der großen Fabriken sind alle Bäume wie verkohlt. Es wurde dunkel, da sahen wir allenthalben die Feuer; besonders die Coaksbrennereien leuchten weithin, als wenn mehrere hundert Backöfen vorn offen wären und alle in wilder Glut ständen, an einer Stelle waren es glaub' ich 600. In Lautern wohnt B.'s älterer Bruder. Der hatte seine Frau verloren und war ganz mißmutig, wir nahmen ihn einige Tage mit auf die Reise und heiterten ihn auf. Es ist merkwürdig, daß gerade ich das kann, gerade den Trübseligen bin ich ein Schutz und Schirm, ich weiß nicht, wie es zugeht, weiß überhaupt nicht, warum die Menschen sich gleich an mich hängen, denn ich finde nicht viel an mir. Freitag blieben wir in Lautern. Am Sonnabendmorgen den 1. Sept. fuhren wir drei mit der Eisenbahn nach Worms. Dort sollten Briefe von Goethe sich bei einem Kaufmann Mayer finden, die wollten wir kaufen. Sie waren aber fort, König Ludwig von Bayern hatte sie erstanden. Wir besahen daher bloß den Dom und die Judenkirche und reisten weiter. Der Dom ist groß, aber plump, die Synagoge ist nur merkwürdig durch ihr Alter. Schöner war der Weg von Lautern nach Worms, oder vielmehr dessen erstes Drittel. Die Eisenbahn geht hier mitten durchs Gebirge. Es sind deshalb 13 Tunnels nötig geworden, wovon der erste eine halbe Stunde zu gehen sein muß. Der Zug geht (wie ich zählte) in 2¾ Minuten hindurch. Dann ist man in einem neuen Tal, der Weg geht in Krümmungen zur Seite eines Baches, man sieht ihn, im nächsten Augenblick sind beide fort, sie kommen aber auf der andern Seite wieder hervor: die Bahn ist über sie hingegangen; dort laufen sie um einen Berg, aber wir jagen gegen den Berg an, es pfeift und heult, es wird dunkel: wieder leuchtet die Sonne an der anderen Seite und Weg und Bach kommen wieder auf uns zu; jetzt sind sie rechts, jetzt rollen wir nochmals über eine Brücke, unter der sie verschwinden, links laufen sie, um sich aufs neue hinter einen Berg zu verstecken, damit wir sie wiederfinden, wenn wir jenseits auftauchen. Mitunter geht aber eine Brücke noch hoch über die Bahn, dort fahren wir unter einer Burg und einem Kirchhofe durch. Dann öffnet sich das Tal, und Städtchen an Städtchen erscheinen dem Blick. Wir waren später noch einmal auf einer Höhe hinter Neustadt, von dort hat B. aus einem Saal durchs Fernrohr 400 namhafte Dörfer gezählt. Das Land hinter Neustadt wird ganz flach, so geht's in der Ebene fort bis Ludwigshafen und weiter bis Worms. Dann fuhren wir wieder nach Ludwigshafen zurück und mit dem Omnibus in ¼ St. durch Mannheim auf die Bahn, die nach Heidelberg führt. Heidelberg ist eine der schönsten Städte der Lage nach. Hoch über der Stadt liegen die Ruinen des prachtvollen Schlosses. Das läßt sich nicht beschreiben, man muß es sehen. Was aber jedem besonders auffällt, ist das prachtvolle Grün von Laub und Gras. Efeu wächst hier an den Mauern, der die ganze Heider Kirche grün zudecken könnte. Ich suchte hier den berühmten Gervinus, er war aber nicht zu Hause, auch der Exminister Dusch nicht, der den Q. sehr liebt und von Rehbenitz in Kiel sich Zeichnungen dazu machen läßt. Vergessen hab' ich noch, daß wir von Worms zuerst nach Speyer gingen, um den wunderschönen

Dom zu sehen. Er ist wirklich wunderschön und eine Reise wert. Dort kamen wir Sonnabend abend an, besahen ihn Sonntag morgen und fuhren dann nach Heidelberg, so war's. In Heidelberg blieben wir Montag über. Wir brachten B.'s Bruder zur Eisenbahn. Der gute Alte weinte beinahe, als er sagte, mich sähe er wohl nicht wieder. Als wir nun aus dem Wartesaal gehen wollten, stürzte auf einmal Professor Jahn aus Bonn auf mich zu, wir freuten uns so, daß wir noch den Nachmittag zusammenblieben, und erst am Abend ging er nach Norden, wir nach Süden. Wir gingen bis Steinbach, einem kleinen Orte am Schwarzwalde. Hier ist der Erbauer des Straßburger Münsters geboren, er heißt Erwin, er hat hier ein Monument: an einem Weinberge steht seine schöne Statue und sieht nach Straßburg hinaus. Wir gingen hierher, um etwas von dem Landleben der Gegend zu sehen. Das Wirtshaus war nett, wir aßen mit den Wirtsleuten am Tisch, ein Steyrer (Tiroler) machte abends Musik auf der Laute und einige junge Leute setzten sich um den Tisch zum Zuhören. Wir ließen dem Musiker eine halbe Flasche Wein (einen Schoppen) geben. Am Morgen, also Dienstag, mieteten wir uns einen Buben, der unsre Taschen trug, und marschierten zu Fuß ab. Wir wollten nach dem berühmten Baden-Baden. Es lag noch dicker Nebel, deshalb bekamen wir vom Gebirge nur die nächsten Umgebungen zu sehen. Nach zwei Stunden erreichten wir Baden, einen Ort ähnlich wie Pyrmont, der aber noch schöner liegt und wo fast nur Millionäre zusammenkommen. Wir verweilten nur, um zu essen, dann gingen wir einen Waldpfad das Gebirge hinan. Wir hatten keinen Führer mit, wußten aber auch nach zwei Stunden nicht mehr, wo wir waren, kein Mensch zeigte sich, wir waren ganz verdurstet, endlich trafen wir einen Holzhacker, der uns sagte, wir hätten nur ein Viertelstündchen bis zur Ebersteinburg und kämen gleich zum Dorfe. Richtig! es lag eben um die Ecke. Nun gingen wir in ein Wirtshaus und ließen uns Kaffee machen, stiegen aber doch noch erst die Burgruine hinauf und überschauten das Land. Hoch am Felsen thront das dunkle Nest. wie Menschen die Mauern haben bauen können, an denen man nicht hinauf sieht, ohne zu schwindeln, begreift man kaum. Es muß ein Heldenvolk gewesen sein und doch voll feinem Sinn, denn wie hätten sie sonst mitten in der Wildnis nicht bloß die sichersten Stellen gefunden, die wir jetzt auf gebahnten Wegen kaum wieder finden, sondern auch die schönsten. Es ist schwindlich oben, B. durfte kaum hinauf, ich beredete ihn doch. Aus einem der leeren Fensterbögen sieht man oben auf die Tannenspitzen hinab. Dann ist aber noch ein Turm, woran außen eine Treppe hinaufführt. Der Mann mit dem Schlüssel sagt freilich, es habe keine Gefahr. Also warum nicht? Oben hat der Turm auch eine hohe Brüstung, worüber man nicht hinausfallen kann, und der Raum ist größer als Eure Stube. Aber rund herum sieht man nur von oben auf die Tannenspitzen, Berg hinter Berg sanft gewölbt, alle dunkel von dem einförmigen Schwarzgrün: der echte Schwarzwald, auf der andern Seite der Rhein wie ein weißes Band und die Vogesen in nebliger Bläue. Wir vergaßen wohl den Durst doch kam er wieder, als wir im Wirtshause saßen, und wie haben wir getrunken! Dann marschierten wir wieder ab, einen andern Weg nach dem sogenannten alten Schloß, näher bei Baden. War die Ebersteinburg groß, so war dies noch größer, Mauern über Mauern!

Wenn man Stockwerke hinaufgestiegen ist, trifft man auf Hofräume mit großen Bäumen, und wieder geht's Turm über Turm! Hier heißt's kopffest sein! Mir zittern noch die Beine, wenn ich daran denke, Gefahr ist übrigens nicht dabei. Nach Baden hinab und auf die Eisenbahn dauerte es nur ½ Stunde. Wir fuhren nach Appenweiher, einem ähnlichen kleinen Ort wie Steinbach. Es war auch hier dunkel, als wir kamen. Da wunderte es mich, daß ich hin und wieder glänzendes Licht und Rauch sah. Es klärte sich bald auf: allenthalben vor den Türen saßen Männer, Weiber und Kinder und zogen Hanf ab, das tut man mit den Händen, weil er besser wird als beim Braken. Daran arbeiten sie bis tief in die Nacht und machen mit dem holzartigen Schef Licht dazu. Es sah hübsch aus, zumal wenn hübsche Kinder ums Feuer lagen und nachheizten. Wir blieben hier zu Nacht, damit wir bei Tage über die französische Grenze kämen und nicht im Dunkeln mit Paß- und Zollgeschichten gequält würden. Und am andern Tag sah ich dann das Stück deutsches Land, was nun Frankreich ist und uns gestohlen. Welch ein Lumpenvolk sind wir! Ein so schönes Land! Dort die wundervolle Kirche (der Münster in Straßburg), von einem Deutschen erbaut, und hier parliert das Lumpenvolk welsch, und die Rothosen wandern umher! Ich will nicht mehr schreiben, als daß ich vom Elsaß noch Schlettstadt besuchte, und daß wir von da nach Basel kamen. Basel ist schweizerisch, aber noch ohne den Charakter der Schweiz. Wir fanden hier wenig Schönes, einige Bekannte, schlechtes Wetter, Cholera und mehr dergleichen. Am Sonnabend gingen wir daher fort, um noch (rückwärts) die Gegend zu besuchen, wo mein Geistesverwandter, der Dichter Hebel, gelebt. Am Abend, wieder im Dunkeln, kamen wir nach Müllheim, wovon Hebel in seiner Mundart singt: „Ze Müllen uf der Post, tausig sappermost! Git es nit ä schöne Wi? Got er nit wi Baumöl i? ze Müllen uf der Post". Uf der Post schenkt man aber „nümmehr", sondern wir waren in der „Krone", wo der Wirt uns aus Hebel vorlesen mußte, damit wir einmal recht die Mundart hörten. Auch tranken wir hier den „Wein wie Baumöl". Ach, welche Gegend ist hier! welch ein Grün! welche Wiesen! welche Berge! Als wir den andern Morgen den Stab in der Hand hatten und die Sonne brannte, und die Leute gingen zur Kirche, und die Grashüpfer sprangen zu Tausenden im Grase, da dachte ich: hier müßte in jedem Haus ein Dichter geboren werden. Und doch ist's nicht so. Die Tour nach dem Schlosse Bürglen dauert 2½ Stunden über Berg und Tal. Und oben? „Ze Bürglen uf der Höh, nei was kann man seh! O wie wechsle Berg und Tal, Wald und Wiesen überall, ze Bürglen uf der Höh." Das halbe Schloß ist an einen Wirt verkauft, im buntbemalten Rittersaal aßen wir zu Mittag. Dann ging es ans Steigen den „Blauen" hinauf, 2½ Stunden, es ist der dritthöchste Berg im Schwarzwalde, ich glaube 2900 Fuß. Man kann hübsch müde werden und durstig dazu. Ich dachte an den alten Schneider Sennewald, als ich oben vor Durst Heidelbeeren verschlang. Die beiden andern höchsten Berge sieht man klar, es ist der Feldberg und der Belchen, von ersterem kommt das Flüßchen „die Wiese" herunter und fällt in den Rhein, diese Gegend ist Hebels Heimat, die Wiese hat er in einem Gedicht verewigt. Man sah 6—7 Bergketten hintereinander, man sah Basel im Süden, Freiburg im Norden, die Vogesen westlich. Wenn's recht klar ist, sieht man die Alpen. Ich fragte allent-

halben die Leute nach dem Hebel, ich glaube doch nicht, daß er trotz seines Ruhms in der Heimat so bekannt ist wie mein Q., den Namen Hebel kennen freilich die meisten. J:tzt hatten wir noch 1½ Stunden herab nach Badenweiler und von da ¾ nach Müllheim zurück. Ich will nicht beschreiben, wie müde ich war. Montag morgen fuhren wir nach Freiburg, auch diese Stadt liegt fast so schön wie Trier und Heidelberg. Es ist ein prächtiger Dom hier, der einzige echt gotische, der ganz fert g .st, und vom Schloßberg g bt's eine herrl che Aussicht. Ich war aber zu angegr.ffen, es recht zu genießen, und kroch nur herum. Dazu regnete es am D.enstag. W.r wollten sonst über Schaffhausen, den Rheinfall zu sehen, den habe ich nun nicht zu sehen bekommen. Wir mußten uns entschließen, trotz Cholera wieder nach Basel zu fahren, dort im Regen in der Nacht in die Postkutsche zu steigen, dann durchnaß die ganze Nacht zu fahren bis Zürich. Und nun waren wir in der Schweiz. Ich sah noch am Abend die Gletscher weit über den See glänzen. Am andern Tage waren wir nach Baden (in der Schweiz), sahen die Limmat und Reuß zusammenfließen, die ungeheuren Arbeiten an der Eisenbahn. Im ganzen hatten wir aber kein Glück mit dem Wetter. Wir hockten bis Sonntag in Zürich herum. Am Mittag fuhren wir mit einem Dampfboot den Zürchersee hinauf nach Rapperschwyl. Dort geht eine ¾ Stunde lange Brücke über den See. Am Morgen gingen wir dort hinüber gegen den Etzel an. Und nun sah ich das Schönste, was meine Augen sahen! Immer hinauf und unten alles ein Garten, und der See im Sonnenlicht, und die Nebel sanken und lagen uns wie Wolken zu Füßen, und oben sahen jenseits die Schneeberge und Gletscher herüber, als könnte man sie mit Händen greifen. Ich war wie trunken, und doch kam's noch immer besser. Wir wanderten wieder h.nab gegen die Schneehäuser an nach dem berühmten Kloster Einsiedeln, wo wir mit dem Pater Morell Freundschaft machten, ich hab' ihm einen Q. versprochen. Dann fuhren wir im Einspänner immer gegen die Berge an bis zum roten Turm, wo die Schwyzer ihre Zusammenkünfte halten. Dann gingen wir an einem reißenden Bach entlang bis in die dunkle Nacht immer bergab, es war, als könnten die Riesen uns erdrücken — nach Steinen. Am andern Morgen im Nebel nach Schwyz, dann nach Brunnen am Vierwaldstätter See. Der Nebel verflog, wir nahmen ein Boot, es war glänzender Himmel, die Berge so, daß man Nackenweh bekommt vom ewigen Hinaufschaun, ich konnte es vor Aufregung gar nicht mehr aushalten, fraß Käse, qualmte Zigarren, bloß um es zu unterdrücken, und doch, als wir beim Rütli ausstiegen, wo die drei Männer geschworen, auf einer Bergwiese schräge wie ein Dach und so wunderschön, so still, so feierlich wie nichts in der Welt: da fiel ich nieder und lag lange weinend im nassen Grase. Hier ist es zu schön für einen fühlenden Menschen. Dann sind die Berge, die z. B. bei Tellingstedt ständen, als könnte man hinaufwerfen, und wenn man fragt nach dem Schneekopf dort, so heißt's: der Uri Rothstock? Der ist noch 10 Stunden weiter! Und man meint, er sei gleich dahinter. Alles Maß hört auf. Wir fuhren bis Flüelen, gingen dann noch bis Altdorf, sahen in der Ferne Tells Geburtsort. Hier ist man am Fuße des Gotthard, 4 Tage hätten mich nach Rom gebracht. Aber ich bin zu schwach, auch Böding riet zur Umkehr, und so sind wir am 18. Sept. über Luzern, Zürich, Stuttgart, Mainz vorgestern hierher

zurückgekehrt. — Gern schriebe ich Euch ausführlicher, aber man hält auch die Erinnerung nicht aus. Von Theodor fand ich hier einen Brief, worin er schreibt, daß Ihr alle wohl seid, das tröstet mich. Theodor liest diesen Brief wohl, ich möchte auch gern, daß Selle in Rendsburg ihn sähe, ich kann nicht so viel schreiben. Dann könnte Theodor Selle von der 2. Aufl. des Q. schreiben, daß ich noch Exemplare habe, die ich zu verkaufen wünsche, Theodor weiß näher Bescheid, Selle könnte an Hartz und Hamann, vielleicht an einige mehr schreiben darüber, damit ich sie los werde, es stecken mir doch über 100 Mark darin. Schreibt Ihr doch bald einmal! Wie gefallen Euch meine „Vertelln"? Habt Ihr schon einen illustrierten Q.? (In höchster Eile geschrieben.)

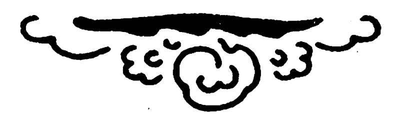
Euer Sohn

Klaus Groth

Von Hartz fand ich einen so liebevollen Brief vor, daß er mich fast zu Tränen gerührt. — Ich habe auch nichts dagegen, wenn Selle den Brief andern, etwa Hartz, Hamann mitteilt. Die Leute sehen, daß er kein Kunstwerk sein soll.

* * *

Nachbemerkungen. Man muß sich beim Lesen des Briefes gegenwärtig halten, daß die Eltern des Dichters, der Müller Hartwig Groth und die Stiefmutter, einfache, wenn auch intelligente Leute waren. Zu erklären ist ja in dem Briefe nicht viel. Eduard Böcking, der Freund Klaus Groths, war Professor der Rechte, ist aber mehr durch seine Ausgaben der Werke A. W. Schlegels und Ulrichs von Hutten bekannt geblieben. Kinas und Pauly waren Heider Buchhändler. Lexfähre ist die Eiderfähre zwischen Heide und Rendsburg. Gervinus, der Literaturhistoriker, hatte Klaus Groths „Quickborn" warm begrüßt, deshalb der Besuch. Q. bedeutet natürlich immer „Quickborn". Otto Jahn war Archäolog und Philolog, wird aber heute wohl vor allem wegen seiner Biographie Mozarts geschätzt. Braken = Hanfbrechen Schef (Schäw) = vermoderte Holzteilchen des Flachs- und Hanfstengels, die beim Brechen und Hecheln abfallen (schäbig soll daher kommen). Hebels „Alemannische Gedichte", die Klaus Groth von dem Pastor Markus Petersen in Tellingstedt geliehen erhielt, führten ihn seiner Lebensaufgabe zu. Der Etzel ist ein 1101 m hoher Berg zwischen dem Züricher See und Einsiedeln. Der Pater Morell ist der Dichter Gall (eigentlich Benedikt) Morel (aus St. Fiden in St. Gallen, 1803—1872), der als Lyriker und Übersetzer der Lateinischen Hymnen des Mittelalters bekannt war. Tellingstedt ist ein Kirchdorf unweit Heide, in dessen Nähe sich einige „Berge" von wohl 50—60 m Höhe befinden — im Flachland „wirken" sie natürlich. — Theodor ist Klaus Groths Jugendfreund Theodor Petersen, damals Kaufmann in Heide. Aus seinem Nachlaß stammt auch dieser Brief. Mit Leonhard Selle hatte der Dichter das Seminar in Tondern besucht und war dann, als er seine Heider Lehrerstellung aufgab, zu ihm nach Fehmarn geflüchtet, wo der „Quickborn" entstand. Hartz und Hamann werden wohl auch Studienkollegen und spätere Lehrer sein. Die „Vertelln" (Erzählungen) Klaus Groths erschienen zuerst Braunschweig 1855, 2. Band 1859, der von Otto Speckter illustrierte „Quickborn" Hamburg 1855.



Rundschau

Die Hoffnung auf neue Kraftquellen

Es war noch vor zwanzig und zehn Jahren eine Art Sport, sich öffentlich vorzurechnen, wie lange noch die Kohlenvorräte der in Betrieb befindlichen Bergwerke reichen würden. Und wenn man dann am Schluß der Berechnung als Ergebnis hundert oder hundertfünfzig Jahre fand, dann tröstete man sich leichthin mit einem Achselzucken, bis dahin werde der Menschengeist schon etwas ersonnen haben, um sich eine neue Kraftquelle in der Welt zu erschließen. Man dachte an die „weiße Kohle", oder wenn man dem Phantasierößlein die Sporen gab, dann sprang es bis zur Vorstellung von Sonnenmotoren oder dergleichen.

Heute ist man mitten in der Kohlenkrise drin. Denn man täusche sich nicht: nicht Kriegsfolgen, schlechte Friedensinstrumente, wie eine vorsintflutliche Diplomatie immer noch drollig sagt, soziale Umwälzung und alles andere, was uns in den Gliedern liegt, sind die Ursache der Kohlennot, Teuerung und Industriekrise, sondern, um zu verstehen, worum es sich handelt, muß man die auf dem Kopf stehende Welt einfach umkehren. Und dann sieht sie wieder bekannt aus.

Die **Kohlenkrise der Welt**, oder noch allgemeiner und richtiger gesprochen, die **Energiekrise der Menschheit** ist die Ursache des wirtschaftlichen Elends.

Das ist kein Paradoxon, sondern ein wohldurchdachtes und sehr beweisbares Wort, Kohle hat deshalb so hohen Preis, weil man sie so schwer gewinnen kann. Mühsam gewinnbar aber ist sie, weil man ihr heute schon so tief in den Erdschoß nachsteigen muß. Wir haben jetzt sogar Braunkohlenbergwerke, deren Schatz man aus 900 Meter Tiefe heraufholt. Wäre die Kohle noch überall im Tagbau reichlich da, so würde die Arbeit ihrer Gewinnung nicht so teuer bezahlt werden müssen. Der Kohlenpreis aber ist der Zeiger für alle Industriepreise und damit der Löhne. Diese wieder schreiben der Landwirtschaft die Gestehungskosten vor — und so dreht sich der jedem von uns sattsam bekannte Zirkel.

Käme heute die Nachricht: irgendwo im Mittelpunkt der zivilisierten Welt habe man auf einem Gebiet, so groß wie das Ruhrland oder Sachsen, in hundert Meter Mächtigkeit *Steinkohle* gefunden, die man abbauen kann wie den steirischen Erzberg, von dem man das Erz einfach in Schubkarren in den Ofen führt: — schon morgen würden die Kohlenpreise und dann alle anderen sinken; die vielen Schmerzen, die uns drücken, wären erträglicher, die soziale Spannung wäre im Erschlaffen und — alles wäre eben anders als es ist.

Doch eine solche Nachricht wird nicht kommen. Man kennt bereits dort, wo industrialisierte Menschen wohnen, die ganze Erde bis viele hundert Meter tief in ihre Eingeweide. Man kann wohl neue kleine Kohlenbergwerke eröffnen, wie es jetzt in Süddeutschland an der Tagesordnung ist, hauptsächlich deshalb, weil bei den heutigen Preisen auch ein kleiner und ehemals unrentabler Bergbau lohnt; aber die großen Entdeckerfreuden im Reich der schwarzen Diamanten sind endgültig vorüber. Die Nachrichten von großen Kohlenschätzen in Spitzbergen oder den noch ungehobenen in China regen nur mehr hoffnungsfrohe Primaner auf. Erstens muß es wahr sein, zweitens müssen an jenen Orten Bergarbeiter und Bergwerke in Tätigkeit treten,

und drittens verheizt ein Schiff oder eine Lokomotive von Spitzbergen oder China bis Berlin soviel Kohle, als sie schleppen können.

So endet denn dieser Gedankengang trüb wie ein Herbsttag. Und kaum kann man das Gefühl bannen: es wird niemals mehr besser, solange Hunderttausende kohlenhungriger Kesselfeuerungen den Rachen aufsperren. Es will Herbst werden um unsere abendländische Industriekultur. Weiß es jeder, der dies liest, daß heute Kohle genau so teuer ist, wie einst viele Lebensmittel, z. B. Mais waren und daß man deshalb in Argentinien und Rumänien jetzt Lokomotiven und Fabrikkessel mit Mais heizt?

Auch die Menschen, die sonst nicht talentiert sind, haben ein besonderes Talent, von den Dingen, die ihnen unangenehm sind, nicht zu reden. Aber es nützt nichts, zu schweigen; die Gesetze vollziehen sich sogar dann, wenn wir nichts von ihnen wissen. Man hält sie dann nur für Schicksal und glaubt, man müsse das so hinnehmen.

Ich gehöre aber zu denen, die es für besser finden, den unangenehmen Tatsachen ins Gesicht zu sehen. Nur einem Gesetz, das ich kenne, kann ich ausweichen.

Und so sollte die Erörterung der Energiefrage etwas sein, worum sich jeder bekümmert. Billiger gewinnen kann man die Kohle nicht mehr — damit muß man sich abfinden. Ihr Lokalpreis kann schwanken, ihr Weltpreis ist aber nicht durch Politik, Schiebungen oder Verordnungen zu regeln. Er wird festgesetzt letzten Endes von nichts anderem, als von der vorhandenen Menge und dem Geringsten an Arbeit, mit dem man diese Menge gewinnen kann.

Aber man kann etwas anderes machen — und damit brechen Fluten von fröhlichem Licht in dieses graue Bild.

Man kann Billigeres gewinnen als die Kohle.

Natürlich denkt nun jeder außer mir an die Gewinnung der Wasserkräfte. Ich aber denke deswegen nicht daran, weil deren Energiekapital auch beschränkt ist. So wie Kohlengewinnung von Kohlenvorkommen abhängt, so bestimmt ein engumschränktes Berg und Talverhältnis die Anlage von Turbinen. Nur wo Gefälle ist, kann Kraft gewonnen werden, und in namhafter Menge auch nur dort, wo ein beträchtliches Gefälle vorhanden ist. Die Ebenen scheiden bei dieser Art von Kraftgewinnung also völlig aus.

Auch die Windmotore, so wie die Flutmotore, die man bereits am Meeresufer errichtet hat, sind nur ein Tropfen auf dem heißen Stein.

Welchem Tatbestand gilt es daher unbeirrt ins Auge sehen? Entweder es muß die Menschheit auf den Industrialismus verzichten. Er ist heute so sehr zur Grundlage des Gemeinschaftslebens geworden, daß man sich eine solche Aussicht gar nicht vorstellen kann. Trotzdem er noch so jungen Datums ist. Vor zwei Menschenaltern war er kaum noch im Entstehen, und in Goethes Welt spielte er gar keine Rolle. Er ist weder notwendig für das Leben der Menschen, noch für ihre Kultur. Die Antike wußte ohne ihn trefflich zu leben. Die Antike hatte allerdings ihre Sklaven, aber die Renaissance oder das Rokoko hatten keine, und China hat keinerlei Leibeigenschaft und eine noch dichtere Bevölkerung als wir; und sie alle wußten und wissen zu leben. Und es gibt welche unter uns, die sich nach einer so feinen, vergeistigten, gemütvollen und echt menschlichen Kultur sehnen, wie sie Deutschland zwischen 1815 und 1830 hatte.

Oder es muß die Menschheit neue Energiequellen von durchgreifender Bedeutung ausfindig machen. Und da kommt ihr, wie ich in meinem Büchlein: „Zoësis. Eine Einführung in die Gesetze der Welt" (München 1920) soeben schrieb, die wunderbare Entdeckung der Engländer Lord Rutherford und Aston wirklich im letzten Augenblick vor der endgültigen Krise zustatten, die nicht weniger und nicht mehr entdeckt haben, als eine **künstliche Herbeiführung von elementarem Zerfall.**

In der großen Verwirrung und dem Chor der klagenden und streitenden Stimmen, der unsere Öffentlichkeit erfüllt, hat diese sich vorerst in der Fachliteratur verbergende Tatsache

noch gar keine Beachtung gefunden. Und sie ist trotzdem vielleicht das Ereignis, das von diesen Tagen am längsten nachleben, ihnen möglicherweise sogar den Namen geben wird.

Ich kann an dieser Stelle nicht die ganzen Voraussetzungen ausbreiten, die zu dem Verständnis dieser physikalischen Versuche notwendig sind, und muß dazu auf die erwähnte Schrift verweisen. Der Sache nach handelt es sich dabei das eine Mal um die gelungene Zerlegung von Stickstoff, das andere Mal von Chlor durch Radiumstrahlen, also um eine künstliche Zerlegung von Elementen und Atomen in einfachere Bestandteile.

Mit anderen Worten, um die Einleitung einer künstlichen Radioaktivität, wodurch enorme Energiemengen frei werden. Hat doch die Wärmeentwicklung, eine der energischsten aller chemischen Reaktionen, welche eben deswegen zum Diener unserer Industrie gewählt wurde, im besten Fall, nämlich bei der Verbrennung von Wasserstoff, nur 68 000 Kalorien geliefert, während der radioaktive Zerfall hunderttausend Millionen Grammkalorien freimacht!

Wie glücklich war die Menschheit, als sie den in die ewige Nacht der Kohle eingesperrten „Dämon Arbeit“ durch die Dampfmaschine in ihren Dienst nehmen konnte! Und doch ist der Heizwert der Kohle nur wenige tausend Kalorien, gegenüber hunderttausend Millionen, zu deren Bändigung und Nutzung in diesem Jahr die Wissenschaft, zaghaft und selbst noch kaum daran glaubend, die Hand ausstreckt.

Noch weiß man von diesem Neuen kaum viel mehr, als Kolumbus nach seiner ersten Rückkehr von Amerika erzählen konnte, aber sicher wird man noch rascher als damals von dem neuen Kontinent Besitz nehmen. In dem Maße, in dem das geschieht, verliert die Kohlenfrage ihren weltbewegenden Ernst.

Was vor einem Menschenalter phantastisch launige Bemerkung war, ist heute Ernst und Tatsache. Eine neue Kraftquelle ist entdeckt. Und in dem Augenblick, in dem uns die Energiekrise zum Bewußtsein kommt, zeigt sich auch schon eine gewisse Hoffnung, sie einmal beheben zu können.

Die Lose der Menschheit fallen eben doch nie durch Abstimmungen von Unwissenden, durch Gewaltmaßregeln oder die bloße Bewegung einer Masse. Stets war es und stets wird es auch der Geist sein, der die Hände leitet. Die Ideen sind der wahre Diktator der Menschen von je gewesen; und in dem Maße, in dem sie das Gesetz, das in den Weltenbau gelegt ist, ausführen, lassen sie auch die Menschheit teilnehmen an der Dauer und der göttlichen Harmonie dieses Weltenbaues. In dem Maße aber, in dem sie sich davon entfernen, verwirren sie die Menschen in Krisen und Nöte und Leiden, wie die sind, die den Begriff Kohle umwittern.

Es ist eine wunderliche Brücke zweier Zeitalter, auf der wir stehen: erschreckt sieht man die dunkle Stätte der Leiden, die wir durchlebten und die sich immer noch heischend nach uns ausstrecken; aber schon blickt staunend und zag das Auge auch hinüber nach neuen Welten Und es ist echt menschlich, zu glauben, daß das Neue anders sein wird als das Alte, denn ohne diese Hoffnung gäbe es gar kein Leben und gar keine Menschen mehr ...

R. Francé



Die Freude an der Sternforschung

Kant hat in der „Kritik der praktischen Vernunft" das berühmte Wort geprägt: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir." Und in der Tat: beide sind immer aufs neue wunderbar und geheimnisvoll. Aber der erhabene Gesamteindruck, der sich uns Laien in einer sternenklaren Nacht einprägt, wird für den astronomischen Fachmann denn doch in etwas wesentlich anderes verwandelt: in eine ungeheure mathematische Aufgabe — oder vielmehr: in eine ganze Fülle von Einzelaufgaben.

Ein Sternforscher (Dr. H. K. Kritzinger) plaudert darüber in einer Berliner Zeitschrift („Die Räder") und fängt dabei gleich mit einer verhältnismäßig harmlosen Aufgabe an: mit der Theorie der Bahnbestimmung der Himmelskörper. Man werfe, sagt er, nur einen Blick in die Lehrbücher von Oppolzer und Bauschinger! Und das ist noch Kinderspiel gegen die Mondtheorie! Der melancholische Trabant unserer Erde hat eine überaus verwickelte Bewegung. Um eine einzige Position für einen gewünschten Augenblick zu bestimmen, braucht ein geübter Rechner einen vollen Arbeitstag. Die Tätigkeit der astronomischen Rechner ist in mancher Hinsicht an Eintönigkeit nicht mehr zu übertreffen. Darunter leiden diese selbst am meisten. Dagegen hat es der „freie Theoretiker" noch golden. Er wirft wie ein Schlangenbändiger mit den längsten Integralzeichen um sich und malt, weil die bekannteren Schriftgattungen nicht entfernt ausreichen, die seltsamsten Symbole in seine Arbeiten, so daß dem armen Setzer die Haare zu Berge stehen. Gelegentlich läßt er dann eine „selbstverständliche" Transformation aus und bemerkt nur, daß „es leicht zu sehen ist, daß usw." — aber wenn man ihn fragt, dann sucht er mitunter selbst stundenlang nach der „selbstverständlichen" Sache.

Unter den Theoretikern gibt es nicht wenige, die am Sternhimmel selbst kaum Bescheid wissen. Sie kommen ja auch kaum in die Verlegenheit, einem Liebhaber darüber Auskunft erteilen zu sollen, denn dieser wird kaum den Mut haben, sie deswegen zu befragen.

Wenigstens mittelbar haben mit den Sternen die Astronomen zu tun, die Himmelsphotographien ausmessen. Sei es, daß die Sternpositionen an ein aufkopiertes Gitter von haarfeinen Strichen angeschlossen werden, oder daß die Lage der Spektrallinien des Sternes bestimmt werden soll. Wenn dann viele Tausende solcher Messungen gemacht sind — unter dem kommt wohl selten vor —, gelangt der betreffende Forscher zu einer so enormen Genauigkeit der Einstellung seiner Mikrometer, daß der Laie, der sich daran versucht, ihre Erreichbarkeit überhaupt für unmöglich hält. Was wurde also erzielt: eine technische Fertigkeit — und wenig Freude!

Ebenso eintönig ist im großen ganzen auch die Tätigkeit des Astronomen, der seine Messungen am Himmel selbst ausführt. Nehmen wir zum Beispiel an, daß er eine bestimmte Serie von Doppelsternen auf seinem Programm hat. Dann hat er neben der Angabe der Helligkeit und der Farben des Paares immer nur Positionswinkel und Distanzen zu messen. Ganz ähnlich steht es bei der Verfolgung der Begleiter der großen Planeten, besonders des Saturn mit seinem zahlreichen Gefolge.

Schon interessanter sind die Positionsbestimmungen von kleinen Planeten und Kometen, die an benachbarte Fixsterne anzuschließen sind. Besonders Schweifsterne sind „dankbare" Objekte, denn bei diesen kommt doch schon das Wesen des Gestirns zur Geltung. So ein kleiner Nebel, der langsam während der Beobachtung zwischen den Sternen hindurchkriecht, kommt einem fast wie ein lebendes Wesen vor. Die systematische Kometenjagd ist sogar überaus reizvoll — aber auch anstrengend. Man rechnet etwa zweihundert Stunden Suchen (in mondlosen Nächten!) auf jeden Kometen.

Geradezu liebgewinnen kann man — Verzeihung, wenn hier vielleicht eine Begriffsverwirrung vorliegt — die unregelmäßig lichtwechselnden Sterne, die immer neue Rätsel aufgeben und von erstaunlicher Launenhaftigkeit sein können. Ihre Beobachtung ist meist mit bescheidenen Hilfsmitteln schon möglich.

Noch interessanter ist die Verfolgung der dauernden Veränderungen auf der Sonne mit ihren Flecken bzw. der Wolkenbildungen auf Jupiter. Mars mit seinen vielberufenen „Kanälen" ist in Europa aus klimatischen Gründen am Fernrohr meist undankbar. Auf den Sternwarten wird übrigens Planetographie wegen ihrer Schwierigkeit nur selten getrieben.

Schon dieses Gebiet wird vielfach dem Liebhaber überlassen, der auch Sternschnuppen mit großem Interesse zu verfolgen pflegt. Dem Fachastronomen fällt hier mehr die wissenschaftliche Diskussion des Materials — insbesondere die Berechnung der Meteorbahnen — zu.

Vorstehende Übersicht dürfte deutlich genug gezeigt haben, daß der Dienst im Tempel der Urania, sobald er offiziell wird, von seiner Schönheit und seinem Reiz sehr viel einbüßt. Gerade das Anziehende daran kann auf den Sternwarten weniger gepflegt werden. So kommen wir denn zu dem Ergebnis, daß das gerade in diesen Tagen so lebhaft angewachsene Interesse für die Himmelskunde nicht offiziell am zweckmäßigsten zu betätigen, sondern für die Zeit der Erholung als Liebhaberei aufzuheben sei.

Der ernste Liebhaber kann der exakten Wissenschaft sehr wertvolle Dienste leisten, besonders wenn die Kräfte systematisch verteilt und angeleitet werden. Wir möchten in diesem Sinne auf die Ingedelia (Intern. Ges. der Liebhaberastronomen) hinweisen, deren Geschäftsstelle sich Berlin NW. 40 befindet. Hier sind die Amateure nach ihren Interessen in Gruppen eingeteilt und beobachten die Sonne, veränderliche Sterne usw. In zwanglosen Zusammenkünften auf einer Berliner Sternwarte finden Vorträge und Meinungsaustausch statt. In England und Amerika sind derartige Organisationen seit Jahrzehnten erfolgreich tätig, während bei uns erst Ansätze festzustellen sind.



Bismarcks Politik

Je tiefer man auf das Problem des Weltkriegs eingeht, um so weiter muß man zeitlich zurückgreifen. Und da drängt sich denn in stets höherem Maße die Überzeugung auf, daß die letzten Gründe des Zusammenbruches in jenen Märztagen 1890 zu suchen sind, die zu Bismarcks Entlassung führten. In maßloser Selbstüberhebung wurden die Bahnen verlassen, die Bismarck der deutschen Politik nach außen und nach innen gewiesen hatte. Und Bismarck selbst stand noch dabei, sah das Unheil sich nahen, ohne es wenden zu können. So ragt Bismarcks gewaltige Gestalt noch als unmittelbar wirkende politische Macht in die Gegenwart hinein.

Wie diese Überzeugung von der politischen Bedeutung Bismarcks für die Gegenwart im Begriffe ist, Gemeingut zu werden, zeigt die immer mehr anschwellende Bismarck-Literatur. Vor uns liegen folgende Werke: Raschdau, Die politischen Berichte des Fürsten Bismarck aus Petersburg und Berlin; 2 Bände, Berlin 1920, Verlag von Reimar Hobbing, 256 und 234 S. Hans Plehn, Bismarcks auswärtige Politik nach der Reichsgründung; München und Berlin 1920, Verlag von R. Oldenbourg, 381 S. Freiherr Lucius von Ballhausen, Bismarck-Erinnerungen; Stuttgart und Berlin 1920, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 589 S. Karl Groos, Bismarck im eigenen Urteile, Stuttgart und Berlin 1920, J. G. Cottasche Buch-

handlung Nachfolger, 247 S. Diese Werke bieten neue Beiträge zur vertieften Erkenntnis des ersten Kanzlers.

Am wenigsten neuen Stoff gibt wohl die kleine Schrift über Bismarck im eigenen Urteile von dem Tübinger Philosophen Karl Groos. Es ist eine selbstverleugnende Zusammenstellung von Äußerungen Bismarcks über sich selbst, die dann nach gewissen Hauptgesichtspunkten, als da sind die Selbstbeurteilung und ihre Gefahren, das Problem der Aufrichtigkeit, Offenheit und Verschlossenheit, Selbstdarstellung, zwei Seelen, Kampftrieb und Persönlichkeit, fein säuberlich geschichtet werden. Der Verfasser weist im Eingang selbst auf die Gefahren der Selbstbeurteilung hin und nötigt daher den Leser, sein Buch mit Vorsicht zu lesen. Bismarck war überdies ein praktischer Staatsmann, dem nichts ferner lag als müßige Selbstbespiegelung. Seine Äußerungen waren bei aller Wahrheitsliebe doch vielfach darauf berechnet, auf andere zu wirken, und sind nach Zeit und Umständen zu würdigen. Bei aller Anerkennung der fleißigen und mühseligen Arbeit ist doch ihr Wert zweifelhaft.

Das Raschdausche Werk ist zwar auch nur eine Zusammenstellung, steht aber an Wert viel höher. Denn der Herausgeber tut außer einer kurzen Einleitung nichts aus Eigenem dazu, sondern läßt Bismarck selbst sprechen und überläßt es dem Leser, sich sein Urteil zu bilden. Mit der Veröffentlichung dieser Berichte schließt sich die letzte große Lücke, die noch für die Kenntnis der staatsmännischen Wirksamkeit Bismarcks bestand. Bismarck selbst hatte die Herausgabe dieser Berichte, die zum größten Teil an den damaligen Minister des Auswärtigen, Freiherrn von Schleinitz, zum Teil an dessen Nachfolger, Grafen Bernstorff, vereinzelt auch an den Prinzregenten und späteren König Wilhelm I. gerichtet sind, schon vorbereitet. Sie zeigen uns den späteren großen Staatsmann noch in seinem Werden, lassen aber doch schon seine ganze Bedeutung erkennen.

Die Gesandtschaftsberichte, von denen ein Teil gemäß der damaligen Sitte noch französisch geschrieben ist, stellen zunächst wie alle mündlichen und schriftlichen Äußerungen Bismarcks, ein stilistisches Meisterwerk dar und gewähren dem Leser in der Sicherheit des Ausdrucks, in der Klarheit der Darstellung und in der Überlegenheit der Beurteilung von Menschen und Verhältnissen eine ästhetische Freude. Das sachlich Bedeutsame liegt darin, wie Bismarck schon damals uns nicht bloß als Handlanger oder Werkzeug einer fremden Politik, die von Berlin ihre Richtung empfing, entgegentritt, sondern an seinem Teile seinen Minister wie sein Staatsoberhaupt leiter.

Der erste Teil der Petersburger Berichte fällt in die Zeit des französisch-österreichischen Krieges. Hier handelte es sich um die Frage, ob Preußen für Österreich die Waffen ergreifen oder seine Neutralität wahren sollte. Bismarck nimmt dazu ohne jede Sentimentalität allein vom Standpunkte der Interessen Preußens Stellung, das keinen Anlaß hatte, für Österreich die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Schein und Wesen der Gesandtschaftsberichte stehen dabei in einem eigentümlichen Widerspruche. Äußerlich betont Bismarck mit Entschiedenheit, wie er nur den Weisungen des Prinzregenten und seines Ministers des Auswärtigen nachkomme. Sachlich lenkt er diese durch seine Berichte nach seinen eigenen Ansichten. Sehr geschickt schob er in seinen Berichten immer den russischen auswärtigen Minister Gortschakow in den Vordergrund, den er diese oder jene Ansicht entwickeln ließ, um ihr dann beizupflichten. Dabei scheute er sich nicht, der öffentlichen Meinung Deutschlands entgegenzutreten, die Preußen zu einem Kriege am Rheine zur Entlastung Österreichs in der Lombardei zu drängen suchte. Eine solche Aufopferung Preußens für einen fremden Staat bedeutete ihm einen Verrat an Preußens deutschem Berufe. Ein Sieg Österreichs mit Preußens Hilfe hätte Preußen in Deutschland in die zweite Linie gestellt als eine Macht, welche die Impulse deutscher Politik nicht zu geben, sondern zu empfangen bestimmt ist. Von einem siegreichen Österreich hätte Preußen mehr zu fürchten als von einem siegreichen Frankreich. Jedenfalls sei die Teilnahme am Kriege insoweit zu vermeiden, als sie nicht zu einer vorteilhaften Umgestaltung des Bundes-

verhältnisses mit Österreich benutzt werden könne. Im übrigen dürfe ein Sieg Österreichs über Frankreich ebenso wenig zugelassen werden wie eine Verletzung deutschen Gebietes durch Frankreich. Das preußische Interesse gebiete allein, gedeckt durch Rußland und England, auf eine Lokalisierung des Krieges hinzuwirken.

Es ist die eigene Ansicht, die Bismarck damit gegenüber den Berliner Strömungen zur Geltung bringt. Wie weit war er doch entfernt von jener Diplomatie des letzten Menschenalters, die es immer nur als ihre Aufgabe betrachtete, die gesandtschaftlichen Berichte so zu färben, daß sie die Ansichten der Allerhöchsten Stelle widerspiegelten und der Berichterstatter der kaiserlichen Gnade sicher war!

Mit dem Frieden von Villafranca, überraschend schnell geschlossen, geht der erste und einheitlichste Teil der Gesandtschaftsberichte zu Ende. Die Bismarcksche Politik hatte einen vollen Erfolg davongetragen.

Die weitere Entwicklung der italienischen Einheitsbewegung änderte zum Teil die Stellung der Mächte. Frankreich legte aus Gründen der inneren Politik Gewicht auf die Erhaltung des Kirchenstaates. Rußland nahm den König beider Sizilien unter seinen Schutz. Nur England unterstützte die italienische Bewegung rückhaltlos. Preußen verfocht ohne eigene Interessen das Legitimitätsprinzip und drohte mit Abberufung seines Turiner Gesandten. Für Bismarck waren auch hier allein die preußischen Interessen maßgebend. Dem preußischen Legitimisten war das Legitimitätsprinzip kein Ausfuhrartikel, wenn die preußischen Interessen dies geboten. Mit weitem Blicke faßte er bereits die gemeinsamen preußisch-italienischen Interessen ins Auge, im Verein mit England, „dem natürlichsten Verbündeten Preußens".

Daneben warfen bereits die polnische und die schleswig-holsteinische Frage ihren Schatten voraus.

Die Schwärmerei der liberalen öffentlichen Meinung Deutschlands für die edelen Polen ist bekannt. Der nüchterne realpolitische Sinn Bismarcks ließ sich dadurch nicht beirren. Ein Gegensatz zwischen Preußen und Rußland in der Beurteilung der polnischen Frage war nach Bismarcks Ansicht für Preußen von Folgen begleitet, die Preußen notwendig vermeiden müsse. Die polnische Frage übte andererseits eine Rückwirkung auf die kirchenpolitischen Verhältnisse. Bismarck war sich darüber vollständig klar, daß die Kurie eine polenfreundliche Haltung einnehmen mußte, wenn sie ein Schisma der polnischen Kirche vermeiden wollte. Andererseits übte diese Haltung der Kurie eine Rückwirkung aus auf die Rußlands in der italienischen Frage, indem Rußland das Königreich Italien anerkannte, also seinerseits um seiner eigenen Interessen willen das sonst hochgehaltene Legitimitätsprinzip verletzte. Wie Bismarck dann während des polnischen Aufstandes seine Auffassung entgegen der öffentlichen Meinung zur Geltung gebracht hat, um das für die gesamten europäischen Beziehungen Preußens so folgenschwere Verhältnis zu Rußland zu sichern, ist allgemein bekannt und fällt bereits in eine Zeit, die über die Gesandtschaftsberichte hinausgeht.

In der schleswig-holsteinischen Frage handelte es sich damals noch um die seit 1858 vom Bundestage angedrohte Exekution gegen Dänemark wegen fortgesetzter Verletzung der Abmachungen von 1851 und 1852. In den Berichten Bismarcks tritt uns hier die volle Beherrschung der Lage vom Standpunkte der deutschen wie der außerdeutschen Politik entgegen. England spielte sich schon damals als Schutzmacht Dänemarks auf, vielleicht geleitet von dem instinktiven Gefühle der Bedeutung Schleswig-Holsteins für die künftige Entwicklung einer deutschen Handels- und Kriegsflotte. Bismarck wies die Petersburger Staatsmänner darauf hin, daß sie am besten täten, bei Dänemark auf die Erfüllung seiner völkerrechtlichen Verpflichtungen zu drängen. Zu einer Lösung der schleswig-holsteinischen Frage im preußischen Interesse schien ihm die europäische Gesamtlage noch nicht den geeigneten Zeitpunkt darzubieten.

In der inneren russischen Politik spielte damals die Bauernbefreiung die erste Rolle. Auch sie wird in den Gesandtschaftsberichten eingehend nach ihrer politischen Wirkung und

wirtschaftlichen Bedeutung gewürdigt. Die zum Teil gewaltsame Durchführung trug wesentlich dazu bei, den ohnehin herrschenden Geist der Unzufriedenheit und Unbotmäßigkeit zu steigern, der sich bis in die Reihen der Offiziere an der kaiserlichen Tafel zeigte. Schon treten auch die ersten Anzeichen einer deutschfeindlichen Haltung der russischen öffentlichen Meinung hervor, ohne daß diese Symptome bei dem engen Verhältnisse der beiden Höfe irgendwelche bedenkliche Bedeutung gehabt hätten.

Im allgemeinen könnte man über die Bismarckschen Gesandtschaftsberichte das Motto setzen: Ex ungue leonem. Die wesentlichen Züge der späteren Bismarckschen Politik sind in ihnen schon angedeutet.

In einer viel späteren Zeit, als Bismarck mit der Konfliktszeit und drei großen Kriegen das Wesentliche seines Werkes bereits zum Abschluß gebracht hatte, setzen die Luciusschen Erinnerungen ein. Robert Lucius, später Freiherr Lucius von Ballhausen, von Hause aus Mediziner und Landwirt, war am 20. Dezember 1835 geboren und starb rechtzeitig am 10. Sept. 1914. Obgleich Katholik, kein Zentrumsmann, war er seit 1870 Abgeordneter und als einer der Gründer und Führer der freikonservativen Partei Bismarck nahe getreten, dessen Bekanntschaft er 1866 als Reserveoffizier auf dem Schlachtfelde von Königgrätz zuerst gemacht hatte. Im Verhältnisse zu Bismarck war er einer der Getreuesten der Getreuen. In diesem Sinne bot ihm Bismarck 1879 das Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten an, das er bis zum November 1890 leitete. Bescheiden tritt Lucius auch in seinen Erinnerungen hinter den großen Staatsmann zurück. Seine eigenen Erinnerungen, die er am 8. Juni 1899 beim Ableben des großen Kanzlers zum Abschlusse gebracht hat, nennt er Bismarck-Erinnerungen und führt sie auch nicht bis zum Ende seiner eigenen Ministertätigkeit, sondern auch nur bis zu derjenigen Bismarcks.

Da Lucius wesentlich in der inneren Politik als Parlamentarier und Minister Bismarck nahe stand, erfahren wir über die auswärtige Politik nicht viel Neues, und die inneren Verhältnisse unter Kaiser Wilhelm I. liegen klar zutage. Da ist es denn von besonderem Interesse, was Lucius über Kaiser Wilhelm II. und Bismarcks Sturz mitzuteilen weiß.

Gleich Bismarck hat auch Lucius mit schwerer Sorge in die Zukunft geblickt, wenn ihm auch ein gütiges Geschick ersparte, das Schwerste zu erleben. Den im dritten Bande von Bismarcks Gedanken und Erinnerungen mitgeteilten Brief des Kaisers Friedrich an Bismarck über die politische Unreife seines Sohnes und seinen als geradezu gefährlich gekennzeichneten Hang zur Überhebung hat Lucius anscheinend nicht gekannt. Aber was Lucius mitteilt, lautet doch ähnlich. So bemerkt er, daß auch die eifrigsten Bewunderer Wilhelms II. mit einiger Sorge erfüllt würden wegen dessen mangelnder Reife und wegen ungenügender Vorschule. „Alle Beobachter", sagt er, „betonen immer seine mangelnde Reife, was allerdings bei einem Alter von 29 Jahren auffallend." Bemerkenswert sind die Äußerungen, die Lucius unter dem 16. Dezember 1888 vom Fürsten Lippe über den Kaiser anführt. Der Kaiser habe alte, besonnene Ratgeber nötig, damit nicht verhängnisvolle Übereilungen stattfänden. Jetzt höre er noch auf den Fürsten Bismarck. Wie lange werde das dauern? Er habe fast despotische, absolutistische Neigungen und neige sehr zu Übereilungen, das sei eine große Gefahr. Hinzpeter, der den Kaiser auf diese schiefe Ebene gedrängt habe, sei ganz gefährlich.

Andererseits war Kaiser Wilhelm I. trotz seiner großen Menschenkenntnis von seinem Enkel sehr erbaut. Er bezeichnete ihn als ernst und tüchtig, von großer Jagdpassion und auch politisch ganz sicher und korrekt.

Eigentümlich berühren die stark hervortretenden antisemitischen Neigungen des Prinzen Wilhelm, von denen später bei dem Kaiser nicht mehr die Rede war. So wollte er 1887 allen Ernstes den Juden verbieten, in der Presse tätig zu sein. Das ging selbst dem Minister Puttkamer zu weit, der auf die entgegenstehenden Bestimmungen der Gewerbeordnung aufmerksam machte. Doch der Prinz erwiderte kaltlächelnd: „Dann schaffen wir die ab."

Über Bismarcks Abgang selbst erfahren wir nichts wesentlich anderes, als was bisher schon bekannt war. Auch der dritte Band von Bismarcks Gedanken und Erinnerungen wird darüber außer einer vernichtenden Verurteilung des Verhaltens des Ministers von Boetticher keine neuen Tatsachen bringen.

Doch die Darstellung der letzten Zeit des Bismarckschen Ministeriums würde unvollkommen sein, wenn man nicht der unvergleichlichen Stellung gedächte, die Bismarck sich selbst und damit Deutschland geschaffen hatte. Dafür führt Lucius unter dem 17. August 1883 eine Äußerung des damaligen französischen Botschafters Waddington in London über Bismarck an. „Er habe die Stellung eines Schiedsrichters in Europa, und kein anderer nach ihm werde eine ähnliche Position haben. Wenn der Kanzler aber einst sein Amt niederlegt, so werden stürmische Zeiten für Europa kommen; ich kann nur mit Sorge und Beklemmung daran denken. Die jetzt in den Schranken gehaltenen Begehrlichkeiten stets unbefriedigter Nationen werden dann zum Ausbruche kommen, und die kleinen Geister, welche sie anfachen, um ihre persönliche Herrschsucht und Eitelkeit zu befriedigen, werden überall ihr Haupt erheben. Dann wird man erst erkennen, welchen unschätzbaren Wert für den Frieden und das Gedeihen der Völker die jetzige deutsche Politik ist."

Doch dieser größte deutsche Staatsmann diente auch einem Kaiser, der seiner wert war. Lucius sagt von ihm: „Ein seltener herrlicher Mann, ein Monarch im edelsten und höchsten Sinne. Ihm gedient zu haben, wird der Höhepunkt des Lebens für jeden gewesen sein. Es ist alles bei ihm Natur, Einfachheit, Wohlwollen — alles echt und gar keine Pose. Jeder Zoll ein Monarch und ein edler Mensch."

An das Ende der Regierungszeit Wilhelms I. konnte Lucius die Worte setzen: „So ist dieser Trauerakt und damit die große Periode der deutschen Geschichte zu Ende."

Doch das Echte bleibt der Nachwelt unverloren. Wie das Preußen Friedrichs des Großen sich nach dem Sturze von 1806 und 1807 von neuem erhob, so wird auch das Preußen-Deutschland Kaiser Wilhelms I. und Bismarcks sich nach dem viel vernichtenderen Schlage von 1918 wie ein Phönix aus der Asche erheben.

Deshalb lag auch kein Grund vor zu der Verzweiflungstat, die Hans Plehn beging, als er im Dezember 1918 den Tod in den Wellen der Nordsee suchte.

Das führt uns auf das vierte Werk der Bismarck-Literatur, das von Otto Hoetzsch aus dem Nachlasse herausgegeben ist. Hans Plehn, am 3. Oktober 1869 in Westpreußen als Sohn der deutschen Ostmark geboren, war von Hause aus Historiker, hatte aber den gewünschten wissenschaftlichen Wirkungskreis nicht finden können und war daher in den Dienst der Tagespresse getreten. Zuletzt war er bis zum Ausbruche des Krieges Vertreter von Wolffs Telegraphenbureau in London. Da er lange in England gelebt hatte, beurteilte er die Gefahren der englischen Feindschaft besser als manche seiner Landsleute. Die deutsche Niederlage und die deutsche Revolution brachen seinen Lebensmut, so daß er freiwillig den Tod suchte. Das Werk über Bismarcks Politik nach der Reichsgründung hat er abgeschlossen hinterlassen. Es ist das Ergebnis seiner Doppelstellung als Historiker und Tagespolitiker.

Gerade der deutsche Zusammenbruch läßt die geniale Persönlichkeit Bismarcks riesengroß hervortreten. Denn an Gefahren, wie sie 1914 zum Weltkriege führten, hat es auch in der Bismarckschen Zeit nicht gefehlt. Aber ein Unterschied war. Bismarck wußte sie durch seine Politik zu bannen. Seine Nachfolger stürzten gerade in den Abgrund hinein, den Bismarck geschickt zu umgehen wußte. Und das Schlimmste. Bismarck hat dieses Ergebnis vorausgesehen und nach seinem Rücktritte in den Hamburger Nachrichten und anderweitig wiederholt auf das drohende Unheil hingewiesen. Es war alles vergeblich.

Zwei verschiedene Fragen, beide nicht völkerrechtlicher, sondern politischer Natur, bedrohten den Frieden Europas. Die elsaß-lothringische Frage begründete den deutsch-französischen Gegensatz, die orientalische den russisch-österreichischen. Es handelte sich darum, diese beiden

Fragen auseinanderzuhalten, damit sie nicht über Deutschland zusammenschlugen. Und das hat Bismarck meisterhaft verstanden, indem er trotz des deutsch-österreichischen Bündnisses an Deutschlands Teilnahmlosigkeit bei der orientalischen Frage festhielt und Deutschland namentlich nicht zum Vorspann für Österreichs Orientpolitik hergeben wollte.

Bismarck war der Ansicht, daß der Dreibundsvertrag keineswegs eine ausreichende Sicherung Deutschlands darbiete, und daß Deutschland, namentlich wenn es seine führende Stellung im Dreibunde behalten und nicht zum Vasallen Österreichs werden solle, noch einer anderen Rückendeckung bedürfe. Diese suchte er in dem deutsch-russischen Rückversicherungsvertrage, der jedem der beiden Teile die Neutralität des anderen sicherte, wenn er von einer dritten Macht angegriffen würde, wahrscheinlich auch noch Rußland die Uninteressiertheit Deutschlands in Orientfragen gewährleistete. Ein deutsch-englisches Bündnis, das man 1901 hätte haben können, hätte er noch vorgezogen. Jedenfalls war er sich darüber klar, daß bei der geographischen Lage Italiens auf dessen Hilfe nur zu rechnen sei bei einem Bündnisse mit England oder wenigstens bei dessen wohlwollender Neutralität.

In dieser gesicherten Stellung überwand Bismarck die bulgarische Krisis von 1885, die jahrelang den Frieden Europas auf das schwerste bedrohte. Er scheute sich auch hier nicht, der öffentlichen Meinung Deutschlands entgegenzutreten, die für den edeln Battenberger schwärmte, und sprach das berühmte Wort, daß der Balkan die Knochen des pommerschen Grenadiers nicht wert sei. Jetzt bleichen die Knochen deutscher Soldaten nicht nur auf dem Balkan, sondern auch in Mesopotamien und Syrien.

Auf der anderen Seite suchte Bismarck England eng an den Dreibund heranzuziehen und wollte den Schutz der antirussischen Orientinteressen, an denen Deutschland nicht beteiligt sei, im wesentlichen England im Bunde mit Österreich und Italien überlassen. Es ist vielleicht einer der schwächsten Teile des Plehnschen Buches, daß diese deutsch-englischen Beziehungen nicht ausreichend herausgearbeitet sind.

Es war das erste Werk von Bismarcks Nachfolgern, unmittelbar nach seinem Abgange den deutsch-russischen Rückversicherungsvertrag nicht zu erneuern. Alle Einwendungen, die gegen diesen Vertrag namentlich von Hamann erhoben worden sind, erscheinen hinfällig. Denn der Vertrag war in Österreich bekannt, dieses war selbst früher an dem Vertrage beteiligt gewesen, er konnte also das deutsch-österreichische Bündnis nicht gefährden. Und da nach Abflauen der bulgarischen Krisis die russische Politik sich anderen Bahnen in Mittelasien zuwandte, wäre das politische Spiel mit dem Doppelvertrage auch für die weniger geschickten Nachfolger Bismarcks nicht allzu schwierig gewesen. Mit automatischer Sicherheit folgte auf die deutsche Ablehnung des neuen Rückversicherungsvertrages trotz der Abneigung Alexanders III. gegen die jakobinische Republik der Abschluß des russisch-französischen Bündnisses. Es war für Rußland eine Notwendigkeit geworden, wenn es nicht ganz vereinzelt dastehen wollte.

Damit war aber endlich auch die französische Republik aus ihrer politischen Vereinzelung befreit und hatte einen Bundesgenossen. Hierdurch erwachte von neuem der Geist der Revanche, der schon ganz erloschen schien. Andererseits drückte Frankreich in seiner größeren politischen Macht stärker auf Italien, das nunmehr dem Dreibunde ein unzuverlässiger Bundesgenosse wurde.

Deutschland andererseits hatte nicht mehr zwei Pfeile auf der Sehne mit der Wahl, welchen es abschießen wollte, sondern war unbedingt auf Österreich allein als seinen letzten Bundesgenossen angewiesen. Damit entglitt die Leitung des Bundesverhältnisses aus deutschen in österreichische Hände. Deutschland mußte, um sich seinen letzten zuverlässigen Bundesgenossen zu erhalten, die österreichische Balkanpolitik positiv unterstützen, was Bismarck immer entschieden abgelehnt hatte. Damit wurde der Gegensatz zu Rußland unversöhnlich. Die deutsche Politik ging sehr bald noch einen Schritt weiter. Ihre rein wirtschaftlichen Interessen wurden zu politischen. Deutschland entwickelte sich zur führenden Macht des Orients und übernahm die leitende

Stellung in der Türkei, wie sie bis zum Berliner Kongresse und darüber hinaus England gehabt hatte.

Diese neue Wendung der Orientpolitik hätte man sich allenfalls leisten können, wenn man sich statt der Rückendeckung durch Rußland derjenigen durch England zu erfreuen gehabt hätte. Trotz der Anfänge der deutschen Flottenpolitik wäre diese um die Jahrhundertwende noch zu haben gewesen, England selbst bewarb sich darum, wie sich Rußland um die Verlängerung des Rückversicherungsvertrages bemüht hatte. Ein deutsch-englisches Bündnis hätte in der Tat den deutsch-russischen Gegensatz nicht größer machen können, als er bereits war. Er hätte die volle Sicherung Deutschlands gegen eine Einkreisung und gegen einen französischen Revanchekrieg bedeutet und brauchte nicht einmal notwendig zu einem deutsch-russischen Kriege zu führen. Aber die Fortführung der Flottenpolitik, wie sie in diesem Maße Bismarck stets abgelehnt hatte, weil ihm die festländische Sicherung Deutschlands in erster Linie stand, wäre dadurch beeinträchtigt worden. So wurden die englischen Anerbietungen, die Bismarck stets ersehnt hatte, abgelehnt, um die Politik der freien Hand zu bewahren. Doch auch England strebte aus seiner Vereinzelung heraus, und da es den Anschluß an Deutschland nicht gewinnen konnte, suchte und fand es einen solchen an Frankreich.

Welche Wendung hatte sich doch seit Bismarck in der europäischen Politik vollzogen, der bis zu seinem Abgange als der anerkannte Schiedsrichter Europas dastand! Einst Deutschland von allen Seiten umworben, im Mittelpunkte der europäischen Politik, und schließlich Feinde ringsum, die habsburg-lothringische Monarchie als einzigen Verbündeten, und gezwungen, mit diesem über die eigenen Interessen durch dick und dünn zu gehen, um nicht auch noch diesen letzten sogenannten Freund zu verlieren!

Es war der verhängnisvolle Irrtum der von Herrn von Holstein geleiteten auswärtigen Politik Deutschlands, daß die Gegensätze zwischen England und Frankreich, zwischen England und Rußland zu groß sein würden, als daß sie sich jemals zusammenfinden könnten. Sie fanden sich eben doch, indem sie die Gegensätze unter sich vorläufig zurückstellten, in dem gemeinsamen Gegensatze zu Deutschland. Und Deutschland besorgte mitten im Weltkriege noch Englands Geschäfte, indem es Rußland zu Boden schlug.

Es war das Verlassen der von Bismarck gewiesenen Bahnen, wodurch der Weltkrieg herbeigeführt wurde.

Wo Bismarck den Krieg als die einzige Lösung der politischen Schwierigkeiten ansah, da waren seine Kriege diplomatisch so wohl vorbereitet, daß sie von vornherein als gewonnen angesehen werden konnten. Der Weltkrieg, gegen den Willen Deutschlands begonnen, obgleich Deutschland wie ein Ertrinkender mit Kriegserklärungen um sich schlug, war diplomatisch verloren, ehe er militärisch begonnen hatte.

Doch über allem Zusammenbruch der Gegenwart wirkt Bismarcks Erbe für die Zukunft. Und wie auf jede Nacht wieder der Tag folgt, so hegen wir auch die feste Zuversicht auf einen deutschen Aufstieg.

Conrad Bornhak





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Katholisches

Zufällig las ich in einer katholischen akademischen Zeitschrift von dem alten leidigen Problem des konfessionellen Gegensatzes. Die Lösung wird erwartet von einer möglichst scharfen, allseitigen Betonung des katholischen Standpunktes. Ich war erstaunt und enttäuscht; sollte der Würgengel Krieg, hier, wo es zu würgen gab, schonend vorbeigegangen sein? —

Mehrere Kriegsjahre hindurch verknüpften mich als Soldaten gleiche Lebensbedingungen und gleiche Schicksale mit Menschen von prinzipiell verschiedener Lebensauffassung, Menschen, die ich schätzen und lieben mußte, denen ich vieles verdanke; und immer fester hat sich während dieser Zeit in mir die Überzeugung gegründet, daß nur das gegenseitige Verstehen-Wollen, das liebevolle Entgegenkommen hier weiter bringen kann. Beide Seiten haben also mit einer Selbstkritik anzuheben; und als Katholik möchte ich die Frage aufwerfen: haben wir in dieser Hinsicht unsere Pflicht getan? Sind wir da entgegengekommen, wo wir konnten und sollten?

Ich denke da gerade, um ein Gebiet der Geisteswissenschaften herauszugreifen, an eine katholische Darstellung der Geschichte der Philosophie, die an theologischen Fakultäten als Lehrbuch benutzt wird. Überall da, wo es sich um die Philosophie der Neuzeit handelt, ein Suchen nach schwachen Punkten, ein bisweilen kleinliches Kritisieren, nirgends ein Wort der Anerkennung, geschweige denn der Begeisterung! Und sollte denn dies ergreifende Schauspiel menschlichen Ringens nach den Höhen der Erkenntnis uns Katholiken nichts zu sagen haben? Dürfen wir nicht überwältigt stehen vor dem ewigen, in sich ruhenden Gesetze der Pflicht, das Kant aus der Menschenbrust heraushob? Sollte es dem Katholiken verwehrt sein, sich mitfortreißen zu lassen von dem Himmelsstürmer Fichte, Hand in Hand mit Schleiermacher die Seele zu öffnen den geheimnisvollen Zaubern des Universums, oder mit Schopenhauer die Tragik des Daseins zu erleben? Durch nichtkatholische Literatur muß der denkende, von der Totalität des Seins erfaßte Katholik hingewiesen werden auf diese großen Frager und Seher der Menschheit. Oder sind sie das etwa nicht? Sollen wir als moderne Menschen annehmen, sie seien gesandt, die Menschheit irre zu führen? Der Gedanke ist zu absurd, ihn zu Ende zu denken. Ich wenigstens preise die Stunde glücklich, als der Artikel einer nichtkatholischen Zeitschrift mich zu Fichte führte. Er hat bei mir ausgehalten im Trommelfeuer und im Sturm, und gerade da verdanke ich ihm, nächst der Religion, die herrlichsten, freiesten Augenblicke meines Menschseins.

Wohl mag man fragen: wozu haben wir Katholiken Philosophie notwendig, wir haben ja unsere Religion und in ihr die Wahrheit? — Zunächst einmal sind Philosophie und Religion, wenigstens in ihren Ausgestaltungen, zwei solch verschiedene Mächte, daß sie sich gegenseitig niemals ersetzen können. Auf der einen Seite das oft tragische Suchen der Menschenseele,

in all dem Irren und Wirren der tausendfältigen Erscheinungen den festen Punkt zu finden, auf der anderen ein Sichaufschwingen des Geistes auf den Flügeln der Intuition und des Gefühles vor das Angesicht jenes Letzten, Einzigen; dort ein mühevolles, ewiges Fragen, das zum Schmerzensschrei der Verzweiflung werden kann, hier die vertrauensvolle Hingabe, das sonnige, schattenlose, unbeschreibliche Glück in Gott, der sich herabneigt, — sich offenbart. Aber diese höchste religiöse Erhebung wird besonders dem zuteil, der die mühseligen Pfade der Metaphysik ging. Auch die religiöse Wahrheit will erkämpft sein; des Rätsels Lösung kann den nicht beglücken, der vorher das Rätsel nicht in seiner Schwere erfaßte und mit bebender Seele die Lösung suchte.

Weshalb das Herrliche in diesem Suchen nicht sehen wollen, weshalb nur immer Schatten schauen, wo soviel Sonne ist? — Also mehr freudiges Anerkennen, mehr Begeisterung Menschlich-Großem gegenüber, auch wenn es nicht gerade katholisch ist!

Aber es gibt viele Katholiken, die an alles, sei es Philosophie, sei es Literatur und Kunst, sei es Politik, ihren religiös-katholischen Maßstab legen, den sie stets bei der Hand haben. So las ich in dem Faustbuche eines in katholischen Kreisen hochgeschätzten Ästhetikers, wir Katholiken müßten Goethe wenig Dank wissen, daß er Gretchen — „die grundsatzlose“ — katholisch gemacht habe. Bei wem sich angesichts einer solchen Gestalt wie Gretchen diese religiöse Kampfes-Stimmung regt, der hat sich als Ästhetiker doch wohl selbst das Urteil gesprochen.

Ach ja, diese leidige Kämpferstimmung, die manchem Katholiken gleichbedeutend ist mit Religion, diese Kulturkampfstimmung, geflissentlich genährt und gepflegt, die uns Katholiken so in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß wir jeden mißtrauisch mustern, der nicht von weitem schon die Parole ruft, daß wir uns luftdicht abschließen von allen anderen! Wir haben uns eingesponnen in unsern Katholizismus und wundern uns, daß uns die anderen nicht sehen. Nein, nein, sie sollen uns sehen! Daher denn jenes Drommeten, wenn ein bedeutender Katholik, dessen Name Schlachtruf werden kann, erstanden ist. Man hob Fr. W. Weber auf den Schild, nicht so sehr, weil er ein großer Dichter, sondern hauptsächlich weil er ein Zentrumsmann war. Unendlich viel hat dieses Fürsich-Inanspruchnehmen der allgemeinen Schätzung des Dreizehnlindendichters geschadet. Daher auch das ängstliche Fragen so mancher Katholiken, wenn sie Nahrung suchen für ihre schöngeistigen Bedürfnisse, ob der Dichter, ja sogar, ob der Verlag denn auch katholisch sei. Was Wunder, wenn sie an manchem Herrlichen, das etwas abseits liegt von ihrer engen Gasse, vorbeilaufen.

Sollen unsere Brüder uns anerkennen als Mitschreitende, Mitschaffende, dann müssen wir ihnen mit offener Seele entgegentreten, als Mensch zunächst, nicht als Katholik, dessen tiefstes Wesen ihnen nun doch einmal verschlossen ist und auch wohl vorläufig verschlossen bleiben wird. Als Menschen sind wir uns alle gleich, haben wir keiner vor dem andern Geheimnisse; vorerst trennt uns noch unsere tiefste, heiligste Überzeugung, eben die religiöse. Weshalb das Trennende hervorkehren, wo wir nun doch einmal als Volksgenossen, als Kulturmenschen aufeinander angewiesen sind! Zudem ist jenes Letzte, Geheimste, Herrlichste in des Katholiken Seele zu heilig, zu zart, als daß wir es in die grelle Sonne des Marktes zerren sollten. Tun wir es, dann wird die Religion zur politischen Partei, zur literarischen Charakterschnüffelei, zur spekulativen Doktrin. All das halten so viele für Religion und sind stolz darauf, und doch ist es alles andere als Religion. Der Katholik, dem sein Glaube das ist, was er sein soll, — Sonne, die all sein Wirken überweltlich verklärt, Sonntag des Ausruhens, der Gottesnähe — in dessen Seele aber auch die moderne Kultur wogt, und der eben dadurch befähigt ist zu empfangen und zu geben, wird als Weggenosse von seinen Brüdern geschätzt und geliebt werden, und dann erst mag er immerhin von seinem herrlichsten Reichtum spenden.

Mehr freudige Anerkennung, weniger religiös beschränkte Kritik, stärkeres Betonen des uns alle Einigenden: das mögen einige der Richtlinien sein für das Wirken des Katholiken im neuen Deutschland!

Ein junger Katholik

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Max Kochs Deutsche Literaturgeschichte

Der Wagemut des Bibliographischen Instituts zu Leipzig verdient Achtung: in dieser Zeit der buchhändlerischen Drangsale erscheinen drei so stattliche Bände wie die „Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart" von Prof. Dr. Friedrich Vogt und Prof. Dr. Max Koch. Man möchte wünschen, daß sich diese vornehm wirkenden Halbleinenbände mit ihren zahlreichen Abbildungen sowie Handschriften-Beilagen recht viel Freunde grode zur Weihnachtszeit erwerben. Die Darstellung ist lebendig und volkstümlich, nicht nur für Fachleute berechnet; am Schlusse jedes Bandes findet man ein gewissenhaftes Register und reichhaltige Schriften-Nachweise, die dem tiefer eindringenden Studierenden sachkundige Winke geben. Gewiß, die Bücher sind jetzt teuer: jeder der beiden ersten Bände kostet gebunden 65 ℳ, der dritte 75 ℳ; aber das ist angesichts der Zeitlage kein übertriebener Preis.

Den dritten Band — die Neuzeit — verfaßte der Breslauer Universitätsprofessor Max Koch. Seine Stellung ist scharf und klar ausgeprägt: es ist bewußte Deutschheit. Er steht politisch dem Alldeutschtum, ästhetisch dem Bayreuther Gedanken nahe. Vor kurzem erst hat der überaus tätige Mann sein dreibändiges Wagner-Lebensbild abgeschlossen. Er bemüht sich, in engem Zusammenhang mit der allgemeinen Geschichte unsres Volkes das Werden und Wachsen des deutschen Schrifttums darzustellen. Mit lebendiger Anteilnahme behält er Menschen und Vorgänge auch der Gegenwart im Auge, unterzieht sie seinem Urteil und bringt seinen Standpunkt unverblümt zur Geltung. So kommt eine persönliche Note in das warm und lebhaft geschriebene Werk.

Greift man nun zu der gleichfalls vor kurzem erschienenen „Deutschen Dichtung seit Goethes Tod" (Berlin 1919) des Dresdener Literarhistorikers Oskar Walzel, so fällt ein bemerkenswerter Gegensatz auf. Und zwar ist dieser Unterschied tief bezeichnend für die Kluft im deutschen Geistesleben. Auf dem einen Flügel etwa die „Bayreuther Blätter", auf dem andren das „Berliner Tageblatt": so könnte man die Gegensätzlichkeit andeuten. Man kann nicht sagen, daß Walzel bösartig oder leidenschaftlich entgegengesetzte Auffassungen bekämpft; Koch ist angriffslustiger. Aber etwas andres fällt ins Gewicht: Walzel verschweigt Namen, die denn doch nicht fehlen dürfen, selbst wenn man ihnen nicht geneigt ist. Er bringt eine Fülle von neuesten und allerneuesten Literaten; da werden erwähnt Kerr, Kokoschka, Edschmid, Ehrenstein, Wolfenstein — und wie sie alle heißen mögen; aber es fehlen so ernste und edle Namen wie Lagarde, Heinrich von Stein, Malwida von Meysenbug, Treitschke, erst recht natürlich Chamberlain und Gobineau (nicht aber Marx und Lassalle), es fehlen Ludwig Finckh, Eberhard König, Agnes Miegel, Lulu von Strauß-Torney, Ernst Wachler. Daß er von mir selber, außer von meinem Vorstoß gegen Berlin, kein Werk nennt, sondern meint: „Lienhard rang mit wenig Erfolg um Anerkennung", nehme ich ihm nicht übel. Wie gesagt: ich glaube nicht an böse Absicht. Auch Walzel hebt eben nur das hervor, was in seinem Gefühlskreis verwandte Schwingungen erregt; das andre verschwimmt ihm schattenhaft am Horizont.

So steht es auch mit den einzelnen Werturteilen. Wenn der Dresdener mehrere Seiten hindurch Ähnlichkeiten zwischen Richard Wagner und — Heinrich Heine nachzuweisen sucht, dürfte der Breslauer grimmig den Kopf schütteln. Ebenso bringt jener in seiner Würdigung Hauptmanns immer neue Bewunderung zum Ausdruck, während Koch scharf mit seinem schlesischen Landsmann ins Gericht geht. Nicht minder ablehnend steht der letztere einem Stefan George gegenüber („gespreizte Hohlheit und symbolistische Nebel"), findet nur zum jungen, nicht zum späteren Rilke ein Verhältnis („gesuchte Spielereien, preziöse Manier, Liebling dekadenter, übermoderner Ästhetenkreise") und meint auch beim „kraftvollen Dehmel", daß „ungesunde und unsittliche Erotik zeitweise alle guten Keime überwuchert". Daß der Vertreter des Bayreuther Festspiel-Gedankens und seiner Hochstimmung den Naturalismus ebenso als Tiefstimmung empfindet wie den Symbolismus, versteht sich von selbst; ebenso kräftig geißelt er die Auslandssucht und den Unrat der deutschen, zumal Berliner Bühnen und nennt den Expressionismus „die jüngste und verrückteste Mode". Ziemlich mild wird Eulenberg behandelt; aber das ganze Schaffen eines Wedekind „kann man nur als trauriges Zeichen schlimmster künstlerischer und sittlicher Entartung bedauern und verurteilen". So gilt denn Max Kochs wesentliche Liebe Meistern wie Wagner, Grillparzer, Schiller; auch Hebbel kommt nicht zu kurz; unter den Neueren tritt er z. B. für den Schlesier Eberhard König ein, und ich selbst habe ihm für warme Worte zu danken. Über alle die wechselnden Ismen, die seinen Dresdener Kollegen zu künstlerischer Einzel-Erörterung reizen, geht er mit ablehnender Handbewegung hinweg. Denn ihm scheint in alledem die gesunde Grundlage zu fehlen: die deutsche Lebensstimmung.

Der Band beginnt mit der weimarischen Blütezeit (etwa 1790) und führt bis in die unmittelbarste Gegenwart (Kriegsdichtung und Kriegsschriften). Der Anhang bietet eine reichliche Fülle von Schriften-Nachweisen. Und des Verfassers Darstellung klingt in die Worte aus: „Ein Höchstes und dauernd Wertvolles wird nur zustande kommen, wenn, wie unsre großen Führer von Klopstock bis Schiller und wiederum Richard Wagner und Friedrich Hebbel es fühlten und betätigten, im Dichter mit der Begabung auch der ernste sittliche Sinn und das stolze Verantwortungsgefühl des Künstlers für die ihm anvertrauten Geistesgaben sich einen. Wie er nur als Sohn seines Stammes auf Grund der durch Jahrhunderte fortgesetzten völkischen Kulturarbeit etwas Lebensfähiges zu gestalten vermag, so erwächst aus diesem Zusammenhange jedes einzelnen mit der Gesamtheit und mit der Vergangenheit auch allen die Pflicht, nach dem Maße ihrer Kräfte dieses reiche, hohe Erbe ihres Volkes zu dessen Wohl und Ruhm, in dessen Dienst treulichst immerdar zu wahren und zu mehren."

F. Lienhard

Bei Meister Thoma

So, da oben wohnt Thoma, ganz da oben? Ich habe gemeint, er bewohne eine eigene Villa, so etwa wie Lenbach oder Stuck in München oder solche Großen. Nun, da hat er wenigstens einen schönen freien Blick ins Grüne!"

So sagte ein norddeutscher Freund, als wir an dem Hause neben der Karlsruher Galerie vorübergingen, in dessen oberstem Stock der Altmeister sein Heim hat.

Ja, dort oben am zweiten Fenster steht sein Schreibtisch. Und oft in all den Jahren, wenn ich unten vorüberging und sah das weiße Haupt auftauchen, wurde es mir leichter und freier zumut — es war mir, als wache dieser ehrwürdige, weißhaarige Mann da oben über dem Wohl seiner unruhvollen Mitmenschen. Da saß er, der kein Hasten und keine Unruhe kennt, und schrieb irgendein gutes beruhigendes oder ermahnendes Wort auf für seine Brüder und Schwestern im lauten Menschenleben drunten, schrieb aus der Fülle seiner Weisheit und

Menschengüte heraus! Was hat er uns nicht alles „gesagt", nicht nur in Bildern, auch in seinen Tagebuchblättern, seinen religiösen und ethischen Bekenntnissen — und was wohl das Schönste ist, in so mancher stillen Plauderstunde dort oben im heimeligen Zimmer oder im Sofawinkel in seiner Werkstatt. Da steht man erwartungsvoll, wenn der freundliche „dienstbare Geist" einen eingelassen, und schaut — zum wievielten Mal! — voll Staunen und Ergriffensein das wohlbekannte Bild nahe der Türe: „Chronos, die Sense wetzend," oder bewundert den goldnen Ehrenlorbeerkranz, der auf einem Samtkissen ruhend, dem Meister zum 70. Geburtstag überreicht wurde, ein Meisterstück der Schmiedekunst. Und da nahen schwere Schritte, und unter der Tür steht die liebe ehrwürdige Gestalt mit den warmblickenden Augen. Ich reiche ihm den Vergißmeinnichtstrauß zum Gruß, und nie schien mir ihr Blau leuchtender, als da sie der Meister in beiden Händen hielt und sein Silberbart sie gleichsam umfloß. So — so hätte ich, wäre ich Maler, Thoma malen wollen!

Dann sitzen wir uns gegenüber mit dem Blick in den stillen Garten, dessen hochragende Bäume gute Freunde Thomas sind, denn sie grüßen ihn täglich und schenken ihm den Anblick des Farbenwechsels der Jahreszeiten, stumme leuchtende Grüße der beseelten Natur. Wir plaudern: Von dem Widerhall, den man spüren muß, wenn man etwas gemalt, geschrieben oder gesungen hat. Diese Schwingung tut so wohl, wenn sie aus denselben Tiefen aufsteigt wie das Wort oder der Ton, den wir aus unsern Tiefen hervorholten. Über die „Melodie" in der Musik, die die „Neueren" verpönen und die doch die Seele der Musik ist und bleibt. Ich vergleiche sie mit der Melodie des Bildes, die da erklingt, wo das innere Auge zu sehen beginnt und ich nenne dies Letzte und Höchste, was der Malerpoet (und das ist Thoma) sagen will mitſ einem Kunstwerk: sein Geheimnis. Verwandten Menschen erschließt sich dies „Geheimnis", und sie sehen und hören dann noch viel mehr als die hundert andern, die etwas „schön" oder „nicht schön" nennen und sich damit begnügen lassen.

Es steht ein Jugendbild der Schwester des Meisters auf einer Staffelei, wundersam beleuchtet vom Abendlicht, das hereinfällt. Was war es, das dies einfache Mädchenbild so ergreifend schön machte?

Nichts Auffallendes, keine „interessante Pose", kein Beiwerk, nein, es war das Schauen edelsten Menschentums in beiden, dem gemalten Mädchen und dem Maler des Bildes. Wie von Gold umsäumt lagen die Farben über dem Bild, ruhig im Ton, nirgends ein „Effekt", voll tiefster Schönheit. Das Bild, das auch zu denen gehört, die früher von den Kunstvereinen zurückgewiesen wurden, hatte eine Zauberwirkung an jenem Abend, da ich es zum erstenmal sah. Deutsch — deutsch bis in den tiefsten Grund ist das Mädchen, ist die Wiedergabe. Und wir plaudern weiter. „Früher haben mir oft meine Kollegen gesagt, ich male so schöne Blumenwiesen, das wäre mein ureigenstes Gebiet, ich solle doch dabei bleiben! Da hab' ich geantwortet (und seine Augen blickten schalkhaft): Ja, ich denk', ich werd' noch so ein paar hundert Wiesen in meinem Leben malen!"

Wenn er auf seine Bauern-Landsleute im Schwarzwald zu sprechen kommt, blitzt auch der Schalk neben dem tiefen Ernst seiner Worte in seinen Augen auf. Er meint, im Schwarzwald lebten viele von den Stillen, den Eigenbrödlern. Fernab der Welt, hätten sie sich durch Lesen und das Leben mit der Natur eine gewisse Bildung angeeignet, die oft vertiefter wäre, wie die der Gebildeten in den Städten. „Ich verstehe gar nicht, wie man so herabschauen kann auf den Halbgebildeten," sagte er, „der ist nicht so blasiert und einseitig wie die, welche glauben, sie hätten die Weisheit mit Löffeln gegessen. Man kann sich im Deutschen Reich durch viele gute Bücher allein so selbst bilden, daß man ruhig seine Lebensstraße — auch ohne die ‚höhere Bildung' gehen kann. Die Halbgebildeten sind naiver und hungriger und bringen den Dingen oft mehr Interesse entgegen, als die Fertigen, die alles zu verstehen meinen. Es ist ein Irrtum, wenn die Leute glauben, daß man gebildeter wäre, wenn man eine höhere Schule, gar die Universität besucht habe. Es gibt oft unter denen, die kein Gymnasium und keine Hochschule besuchten, Klügere und Weitsichtigere als unter jenen."

Den Ausspruch: „Freie Bahn dem Tüchtigen“ mag Thoma gar nicht. „Wer ist heute der Tüchtige? Der am besten das Ellenbogengeschäft versteht!“ Er macht die Bewegungen des sich Durchzwängens, und ich nicke zustimmend, aus eigenstem Erfahren heraus.

Und die Bäume hinter dem Fenster nicken auch. Sie wachsen hoch und frei, und keiner versperrt dem andern den Weg, und keiner mißgönnt dem andern den Sonnenstrahl, der auf ihn fällt.

Dämmerung in Thomas Zimmer. „Der bunte Tag hat sich geneigt“ — des Meisters Verse klingen durchs Gemach. Mit tiefem, warmem Glockenton schlägt dort in der hohen Kastenuhr die Stunde — man könnte sonst Zeit und Stunde hier vergessen. Wir reden von der Kunst, von dem seltsamen „Etwas“, das uns treibt und drängt, Werke zu schaffen — —

Für Thoma ist das Produzieren ein „Aus-dem-Traum-heraus-Schaffen“.

„Wir sind's nicht, die ein großes Kunstwerk schaffen, sondern ein ‚Etwas‘ in uns, das aus uns heraus schafft. Wir können ja auch für Träume nichts. Sie kommen über uns ohne unser Dazutun und Wissen, so auch das künstlerische Schaffen. Freilich müssen wir etwas **können**, das ist unbedingte Notwendigkeit, aber alles andere ist Geschenk!“

Wie gegensätzlich hier Thoma zu den modernen Verstandeskünstlern steht! Er ist der Mensch mit der reinen Kinderseele mit seinen 80 Jahren, der Kinderseele, in die die Welt trotz aller Disharmonien keinen einzigen „Kritzer“ hat eingraben können.

Auch über Theosophie redeten wir einmal. Er kennt ihr Wesen und ihre Vertreter, und er gehört wohl auch in gewissem Sinn zu den „Eingeweihten“, er wäre sonst nicht der Künstler, der er ist. Aber in seiner schlichten Art meinte er: „Mir ist's einerlei, ob ich einmal wieder auf diese Erde komme oder nicht. Darüber grüble ich nicht. Die Hauptsache, das Wichtigste ist das Wiedergeborenwerden schon hier im Diesseits. ‚Es sei denn, daß der Mensch neugeboren werde, so kann er nicht ins Himmelreich kommen.‘ Wiedergeburt der Seele und des Geistes in **diesem** Leben, das ist, was uns not tut. Das andere aber steht in Gottes Hand.“

Still und leise klingt die Stimme des Meisters durch den Raum, wenn von den geheimsten Dingen die Rede ist.

„Ich schreibe wieder etwas“, beginnt er dann wohl das neue Gespräch. „Ich will an die ‚**guten** Menschen‘ erinnern, die Nietzsche ‚die Allzuvielen‘ nannte, die aber nie allzuviel waren, nur verkannt, übersehen von den Ellenbogenmenschen, den Lauten, den sich Großdünkenden! Das Wort ‚gut‘ ist lang fast genierlich gewesen für viele, man hat's falsch gewertet, mit ‚gutmütig‘ und ‚beschränkt‘ in eine Schale geworfen. Es gehört wieder ans helle Licht! Die ‚guten Menschen‘ stehen zu weit im Hintergrund.“

Es tritt eine Pause ein, ich wage kein Wort zu sagen, denn ganz heilig kommt mir der Augenblick vor. So schlicht und wahrheitstief klingen diese Worte, als seien sie der Bergpredigt entnommen. Dann liest mir der Meister das Aufgeschriebene vor. Große Bogen mit den charakteristischen, schönen, von keinem Alter zeugenden Schriftzügen bedeckt. Diese Weisheiten, untermischt mit Sprüchen, die in ihrer Tiefe an Angelus Silesius erinnern, aus des Meisters eigenem Munde zu hören, prägt sie noch tiefer ins Herz ein, als wenn ich sie gedruckt lese. Unvergeßliche Augenblicke des Naheseins der Seelen. Ausgelöscht alle Grenzen, die das Alter und der Weltname ziehen. Mensch dem Menschen, Freund dem Freund, Künstler dem Künstler gegenüber. Eine Saite klingt und schwingt voll und tief durchs Geben und Nehmen. Und Zeit und Not und Welt und Angst versinken. Nur Lauschen und reiches tiefes Schenken und Nehmen geht von Mensch zu Menschen.

Es wird spät, wenn man bei Thoma weilt, man denkt nicht mehr an den Stundenwechsel!

Ein schönes „Bild“, ein erlebtes Bild muß ich zum Schluß hier erzählen, denn es steht in schönstem Einklang zur Kunst Thomas.

Ein alter Freund seiner Kunst stand in der Werkstatt vor drei Bildern, die auf Staffeleien am hohen Fenster leuchteten. Lange blieb er in Schauen vertieft. Dann sagte er: „Wenn

ich's nur in Worten ausdrücken könnte, was ich vor Ihren Bildern empfinde! Ich kann es nicht. Aber wenn Sie erlauben, komme ich morgen mit der Geige — und sage es." Und am nächsten Tag stand der alte Mann vor den Bildern — es waren drei der schönen Thoma-Landschaften — und geigte, was er empfand, und sang auf seiner Geige seinen Dank, seine tiefe Freude, all sein starkes seelisches Echo — und dem alten Meister drang es tief ins Herz. Das war der Widerhall, die Weiterschwingung, die auch er braucht, trotz all seiner Berühmtheit, und sie wird ihm wohler getan haben, als manche rühmenden Worte in der Öffentlichkeit.

So geht es der Schreiberin dieser Aufzeichnungen. Worte sagen's nicht, was man von den Menschen empfängt, die, aus demselben Geistland stammend, unsere Sprache reden in Wort, Ton oder Bild — „Gefühl ist alles" und tiefer Dank dem, der uns Menschen schuf im Seelenland und uns die Wege zueinander finden ließ durch die wirren Gassen des Lebens.

Wie rastlos der alte Meister arbeitet „für andere", wie er Tag und Nacht seine Seele mit gütigen Gedanken helfender Liebe offen für Deutschland und für seine liebe Schwarzwaldheimat hält, das beweist eine Tat, die dem genialen Maler und Menschen Thoma nicht hoch genug bewertet werden kann! Er schrieb die Jesusgeschichten der Bibel ins Alemannische, in seinen Heimatdialekt. Er erzählte sie gleichsam so seinen Landsleuten und allen, die in Ober-Baden und der Schweiz diese Mundart reden, neu, legte diese Erzählungen, die in seiner Seele das tiefste Echo fanden, den Menschen so nahe ans Herz, nahm ihnen durch die heimelige Sprache alles Fremdartige und schenkte den Menschen damit ein neues, seltenes, wertvolles Geschenk.

Als ich heute am Schluß der „badischen Woche" durch das Karlsruher Thoma-Museum ging, in dem viele Bilder umgehängt und besser zur Geltung gebracht wurden, und zuletzt in der „Kapelle" stand, wo seine Jesusbilder alle hängen, da klang von Schritt zu Schritt, von Saal zu Saal, von Bild zu Bild immer nur ein Klang aus tiefster Seele auf: Du lieber Meister Thoma, wie dank' ich dir für all dein Geben! Wie froh und stolz bin ich, daß ich dir „Freund" sein darf, wie glücklich und dankbar, daß wir Badner dich „unsern Thoma" nennen können. Du Großer, Stiller, Frommer, Deutscher!

Clara Faißt-Karlsruhe



Theaterkunst und Dichtung

(Berliner Bühnenbericht)

Zusammenbruch und Untergang des Theaters: Laßt alle Hoffnung fahren, ganz unvermeidlich sind sie! Kein Geringerer als Max Reinhardt sagt es uns, nun da er wirklich, endgültig sein Direktionsszepter niedergelegt und sein Reich verlassen hat. Das Lebenswerk, das er sich erschuf, an dem er jahrzehntelang gearbeitet, gibt er selber auf und spricht ihm den Todesspruch. Der Starke wird sich wohl hüten, gerade jetzt die Verwaltung staatlicher, künstlerischer Augiasställe zu übernehmen.

Verbessert nicht die Welt, — verbessere dich selbst! Ein Wunderbarstes, ein Herrlichstes hat diese Zeit schon an sich, daß sie den Leuten die Masken abreißt und sie erkennen und unterscheiden läßt: die vielen, unendlich vielen, welche die Welt vom Kapitalismus befreien wollen und mit allem Tun und Handeln nur das eine beweisen, wie nur eine Sehnsucht, eine Glut und Flamme in ihnen lebt: Kapitalisten zu werden; und die wenigen, ganz wenigen, welche nur das eine begehren, sich ganz allein selber von der Herrschaft des Kapitals zu befreien und zu erlösen. In der Seele dieser wenigen lebt auch das Theater und die Kunst, die nicht untergehen und zusammenbrechen können, — und diese Seele ist auch die Arche Noah, welche sie über die Sintflut hinwegträgt.

Es sind schon bösere, gefährlichere, innere Mächte und Dämonen, welche am Leibe unserer Kunst fressen und sie zum Siechen, zum Untergang bringen können. Max Reinhardts

Verzweiflungsschrei bricht hervor aus der wirtschaftlichen Not. Hinter ihm steht das kaufmännische Gespenst. Das Theater hat aufgehört, ein Geschäftsunternehmen zu sein. Man steckt keine Kapitalien mehr hinein, es bringt keine Gewinne. Die Ausgaben überwachsen die Einnahmen. Wenn die Herren des Geldes sich zurückziehen, — um so mehr wird Raum und Platz für die Kinder des Geistes, daß sie auf die Barrikaden steigen und die Mittel und Wege ersinnen, das Theater zu erretten, welches niemals Geschäftsunternehmen war, das Theater der Wenigen, welche in sich den Gottseibeiuns des Kapitals abgewürgt haben.

Auch Max Reinhardt hat immerhin nur die Lasten der Direktion eines Geld- und Finanzinstitutes von sich abgeschüttelt. Der Regiekünstler wird weiterwirken. Und so ist es noch nicht an der Zeit, ihm als einem Scheidenden den Nachruf zu halten.

Gerade in seinem letzten Werk, in der Darstellung des Hugo von Hofmannsthalschen „Jedermann", hat Max Reinhardt von den unbegrenzten Möglichkeiten seiner Regiekunst ein Beispiel gegeben, sich von einer neuen Seite gezeigt, einen neuen Weg eingeschlagen. Die Sparsamkeit, welche für uns das Gebot aller Gebote wurde, ward ihm zu einem willkommenen Mittel, sie zu künstlerischen Wirkungen auszunutzen. Gar so viel Kosten kann nur gerade diese Aufführung nicht gemacht haben. Die dekorative Ausstattung hatte sich auf das Mindestmaß beschränkt, und der Meister der großen Masseninszenierungen, aufgeregter schreiender und tumultuierender Volkshaufen, um derentwillen das Große Schauspielhaus wie erbaut schien, durch die es anscheinend nur bestehen konnte, hatte diesmal auf sie völlig Verzicht geleistet. Zumeist standen nur ganz wenige Menschen einsam, verlassen im leeren, weiten Raum. Und doch wurde der Raum unter den Reinhardtschen Zauberhänden zur lebendigsten künstlerischen Anschauung, zum innerlichsten Gefühl und zum ausdrucksvollsten, beredtesten Theater. Seine Bühnenkunst war es, die erst aus dem Hofmannsthalschen Spiel vom Sterben des reichen Mannes die Schauder und Erhabenheiten hervorholte. „Und es ward Licht in der Finsternis". Mit Licht und Farbenkunst erfüllte, belebte und beseelte diesmal Max Reinhardt vor allem den Raum, verengte und erweiterte ihn, durchströmte ihn mit Rembrandtschen Helldunkelheiten und Dämmerungen. In der Schleiergestalt von Werner Krauß als Tod, der rein als Erscheinungsbild visionär-magisch wirkte, bald mit dem Dunkel völlig verschwamm und gestaltlos sich auflöste, bald zusammenzog, erreichte der Abend seinen stärksten Triumph.

Doch es war auch nur eine Reinhardtsche Theaterkunst, welche an diesem Abend siegte, Theaterkunst, die sich herrschend, alleingewaltig über die dramatische Kunst des Dichters emporschwingt, und für welche diese zuletzt nur noch zum Vorwand werden kann. Hofmannsthals Spiel vom „Jedermann" kommt aus der Studierstube, dem literarhistorischen Seminar. Der Dichter hat das mittelalterliche Spiel nicht „erneuert", sondern es nur ausgegraben, es stehen lassen in seinen alten, starren Formen und naiv-primitiven Mitteln. Wir lesen das Drama des Mittelalters mit einem wissenschaftlichen Interesse, aber den lebendigen Kunstgefühlen sagt es heute nichts mehr. Damit erwächst auch die Gefahr, daß Theaterkunst und dramatische Dichtkunst ihre alte Ehe zuletzt auseinanderlösen und man zum Theater nur um der Bühnenkunst willen hingeht, nicht um Dichtung zu empfangen.

Eine Kulturstätte ist das Theater nur, solange der Geist und die Kunst des dramatischen Dichters die eigentlichen Regenten sind, und von ihnen die große Inspiration ausgeht. Das Drama als Poesie ist Sprachkunst, die Sprache allein das ganz und gar umfassende Medium, die Materialisation, die Verkörperung, durch welche die Innenwelt des Dichters zur Außenwelt wird und sich dem Zuhörer, dem Leser offenbart. Sparsamkeit ist das Gebot der Stunde. Vielleicht erwägt Felix Holländer, Reinhardts mutiger Nachfolger, der die sinkenden Schiffe vor dem Untergang bewahren soll, ob sich nicht auch das Experiment lohnen könnte, wenn man gelegentlich das Theater in ein reines und ausschließliches Sprachtheater verwandelte, Theaterkunst ganz nur als Sprachkunst sich konzentrieren ließe. Eine völlig dunkle und leere Bühne und ein völlig verdunkelter Zwischenraum. Nur Stimmen hört man, alle Rollen nur

von Schauspielern gesprochen, von Meistern der Sprachkunst. Ließen sich nicht auch damit ganz neue Wirkungen erzielen? Dies würde allerdings auch eine ganz andere neue und höhere Inbrunst und Hingabe des Publikums an den Dichter voraussetzen; und auch nur ganz große Dichter und Dramatiker vertrügen solche Verzichtleistung auf alle äußeren Erscheinungen der Theaterkunst.

Auch in diesen Wochen lagen die Berliner Bühnen noch immer wie von einem Zustand der Lähmung befallen. Man lebt und zehrt dürftig vom Gestrigen, von den Vorräten der Vergangenheit. Und nichts merkt man hier von einem Wehen und Singen neuer Ideale und einer Kunst des Neuaufbaus, die uns, ach! gerade jetzt am notwendigsten täte und der heute ein weitester Spielraum gegeben ist.

Goldonis „Mirandolina" sah man wieder einmal im Theater in der Königgrätzer Straße zu Ehren von Else Heims, die ihren Widerspenstigen zähmte und das animalische, sinnliche Blut der fröhlichen Hotelwirtin aus dem Italienischen ins Deutsch-Seelische, Anmutige und Liebenswürdig-Humoristische übersetzte. Im „Neuen Volkstheater" spielte Ida Orloff die Ibsensche Nora, am wärmsten und innerlichsten, mit kindlichen Tönen die Seele des „Puppenheims" verkörpernd. Gerhart Hauptmanns „Einsame Menschen" hatte das „Deutsche Theater" wieder einstudiert, und die „Volksbühne" eröffnete den Reigen von Neuaufführungen der „Kabale und Liebe", die uns von mehreren Berliner Bühnen für diesen Winter angekündigt sind.

Die Gefühle des Alterns und Hinsterbens, welche zurzeit vom Theater ausströmen verdichteten sich schon in der Aufführung der Strindberg-Tragödie „Brandstätte" in den „Kammerspielen". Ein Werk des Alters, der versteinerten Manier, der Wiederholung derselben Gestalten, Motive, Sonderlichkeiten und Idiosynkrasien, die den echten Strindberg kennzeichnen. So erübrigt es sich, an dieser Stelle weiter davon zu sprechen.

Heinrich Lautensacks „Gelübde" im Lessingtheater" ist schon eine recht symptomatische Erscheinung unserer modernen Kunst, ein Studienfeld ärztlicher Diagnosen, um der Krankheit auf die Spur zu kommen, an der sie leidet, weil hier die Symptome besonders stark und auffällig hervortreten. Ein seltsam-merkwürdiges Gemisch, in dem es kreuz und quer durcheinandergeht, ein Werk höchstchaotischen Charakters, — zuletzt im kleinen eine Spiegelung unserer Tohuwabohu-Welt von heute, die nach den organisierenden Mächten schreit und nur dieser ermangelt. Komik und Tragik, Hohn, Satire, Spott und Ironie und Glaubenssehnsucht, Frömmigkeit, ein bißchen Mystizismus kugeln durcheinander, über allem mehr ein Geist der Varieté-Bühne als des Dramas. Eine empfangende Seele, nicht eine schöpferische Kraft, geprägt unter dem Stempel von Wedekind, Strindberg. Aber auch Schnitzler guckte Lautensack über die Schulter, und die Seligkeiten des Filmkitsches beunruhigten seine Phantasie. Bald ist Lautensack Problemdramatiker, bald Tendenzdramatiker, ein Verhöhner und Verspotter der katholischen Kirche, um zuletzt in ihrem alleinseligmachenden Schoße die Ruhe zu finden und die Klosterpforten zu öffnen. Auch hier Wirkungen weit mehr der Schauspielkunst als des Dichters.

Julius Hart

Ein glücklich Jahr

Unter diesem Titel hat der verstorbene Karl Storck ein wahrhaft reizendes Werk hinterlassen (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Hier ist für jeden Tag des Jahres nicht nur ein, sondern manchmal zwei und mehrere vollständige Gedichte mitgeteilt, so daß also ein dichterischer Reigentanz das Kalenderjahr begleitet. Eine ganz prächtige Anthologie der besten Lyrik! Storck hat den guten Geschmack des gebildeten deutschen Hauses in seiner Auswahl bekundet. Dichter wie Eichendorff, Falke, Greif, Geibel, Mörike, Rückert, Storm bilden den Kern dieser schönen Sammlung. Unter den Neueren betätigt er eine

gewisse Vorliebe für die ihm stammverwandten Alemannen Hans Karl Abel, Huggenberger, Lienhard; und daß die Schweizer Gottfried Keller und K. F. Meyer nicht zu kurz kommen, versteht sich von selbst. Von den Lebenden sind vielleicht noch Gustav Schüler und Ina Seidel am reichlichsten vertreten. Auch ein Dutzend Volkslieder ist dazwischen geflochten. Und oft hat der Verfasser dieses „glücklichen Jahrs" im Heranholen weniger bekannter Gedichte eine recht glückliche Hand.

In den letzten Jahren — so teilt er selbst im Vorwort mit —, als kein Tag ohne Leid über Geschehenes oder bange Sorge um die Zukunft war, ist es ihm Gewohnheit geworden, zum Abschluß des Tages nach einem Gedichtband zu greifen und darin zu lesen, bis er beruhigende Stille, erlösende Schönheit oder auch den mutigen Aufschwung fand. Da kam ihm der Gedanke, ein solches hilfreiches Geleit für alle Tage des Jahres aus unserer reichen Lyrik zusammenzustellen. Andere, insbesondere literaturgeschichtliche Absichten verfolgte er nicht. Das Buch hat ihm Freude gemacht; es wird gewiß auch vielen andren Freude bereiten, zumal es sich in einer sehr ansprechenden Ausstattung darbietet und also recht eigentlich zu Geschenkzwecken geeignet ist.

Zugleich hat der Verstorbene, der immer das deutsche Haus geschätzt und selber den Segen eines schönen Familienlebens erfahren hat, ein weiteres, etwas schmäleres Werk hinterlassen, das sich dem andren sinnig anfügt: „Das Leben Jesu Christi", in Bildern Rembrandts, von Worten der Evangelien begleitet (in demselben Verlag). Es sind 32 künstlerisch hochwertige Gummidruck-Bilder Rembrandts, wodurch in lückenloser Folge das Leben Jesu von seiner Geburt bis zu seiner Himmelfahrt dargestellt wird. Eine gedrängte Lebensbeschreibung des großen Künstlers geht dem Ganzen voran.

So bilden beide Bücher den schönen Ausklang eines arbeitsreichen Lebens, beide bestrebt, in diesen Zeiten der Not deutsches Gemüt zu erfreuen und zum Ewigen zu erheben.



Romantische Bücher

Wie in unseren Tagen immer reger und freudiger aufblühende romantische Sehnsucht — ein günstiger Protest gegen den flachen Materialismus und Rationalismus, der unsere Zeit umschnürt und bindet — hat eine Reihe bedeutsamer Neuerscheinungen auf literarischem Gebiete gezeitigt, welche in kurzen Zügen hier aufgezeichnet werden sollen.

Wer sich rasch und gut in das Wesen der Romantik, ihr Denken und Dichten einführen lassen möchte, der greife zu den beiden ausgezeichneten, umsichtigen Büchlein „Deutsche Romantik", die Oskar Walzel, einer der strebsamsten und kenntnisreichsten Forscher auf diesem Gebiete, in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" (Verlag Teubner, Leipzig) veröffentlicht hat. In gedrängter und dennoch übersichtlicher Anordnung ist hier alles Wichtige und Wesentliche zusammengefaßt, liebevoll und fesselnd, mag man auch manchem Urteil zweifelnd gegenüberstehen, z. B. der übertriebenen Lobpreisung Heines, der doch immer wahrhaft deutschem Empfinden fremd und ferne blieb. — Einem der wichtigsten Frühromantiker gilt das spürsame Werk von Richard Volpers, „Friedrich Schlegel als politischer Denker und deutscher Patriot" (B. Behrs Verlag, Berlin). Es verfolgt des Dichters vaterländische Entwicklung bis zum Jahre 1809 und zeigt klar und quellenkundig, in welch starkem, steigendem Maße sich Friedrich Schlegel seines Deutschtums bewußt wurde, mit welch kräftiger Hingabe und Begeisterung er seine Sendung als Erwecker und Prophet erfüllt und bekundet hat. Gerade denen, die lediglich den schlaffen Träumer und satten Mirakelpriester kennen — zumeist aus durchaus einseitigen Berichten — können sich hier belehren und umstimmen lassen. — Warum der Roman der Sophie Mereau, „Das Blütenalter der Empfindung" (Dreiländer-

verlag, München) wieder ans Tageslicht gezogen wurde, bleibt mir dagegen unerfindlich; es ist ein redlich langweiliges, eine Erweckung in nichts rechtfertigendes Machwerk, das uns die Gestalt der Gattin Klemens Brentanos nur umdunkeln kann. — Wie anders Bettina Brentano! Ihr berühmtes Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", vielleicht das innigste, reinste Frauenbuch, ist schwer wie ein Frühlingstag voll Duft und Verheißung; unergründlich wie eine Sommernacht im reifen Monde. Der Verlag Bong & Co. brachte einen sehr würdigen, von Heinz Amelung überwachten Neudruck dieser unvergänglichen Dichtung. — Daneben begrüße ich dankbar und anerkennend die sehr gute und liebevoll ausgestattete Ausgabe von Henrich Steffens Lebensgeschichte. Es ist zwar bisher nur der erste Band dieser Neuausgabe erschienen, „Was ich erlebte" (Verlag Oldenburg & Co., Berlin SW. 48), und er umfaßt lediglich die Jahre 1802—1814, die anderen beiden stehen also noch aus, aber schon dieser Teil, dem einige vorzügliche Bildbeigaben angefügt sind, beweist zur Genüge, daß dieser aufrechte Norweger, der sich völlig deutschem Wesen und Fühlen eingefügt hat und in den Freiheitskämpfen so redlich und aufbrennend sich der Volkserhebung anschloß, nicht vergessen werden darf. Zudem erzählt er überaus frisch und gegenwärtig, so daß wir unmittelbar in die bewegte und wundervolle Zeit hineinversetzt werden, als man sich noch dessen bewußt war, daß es „einen Kreuzzug, einen heiligen Krieg" galt, daß man um die fruchtbarsten und teuersten Güter der Nation Gut und Leben ließ. Ich wünsche dem ausgezeichneten Buche hochgestimmte und andächtige Leser. — Dringend nötig war eine ausgiebige Volksausgabe von Brentanos Werken, die uns das Bibliographische Institut, Leipzig, in der dreibändigen Auswahl von Max Preitz gegeben hat. Daß der unerreichte Lyriker recht liebevoll und umfänglich gewürdigt ist, soll besonders lobend hervorgehoben sein. Auch die walddduftigen, quellfrischen Märchen erscheinen endlich in ausreichender Zusammenstellung, desgleichen die Novellen, denen freilich die Aufnahme der sehr schwachen Erzählung „Die drei Nüsse" nicht zur Zierde gereichen kann; man hätte dafür gern ein paar der prachtvollen Romanzen vom Rosenkranz gefunden. Dem dritten Bande sind einige kleinere Prosastücke angefügt und die Operndichtung „Die lustigen Musikanten", die immerhin nicht ganz zu verweisen ist in diesem Zusammenhange, aber hinter dem „Ponce de Leon", der leider unberücksichtigt blieb, weit zurückstehen muß. Trotz dieser geringen Aussetzungen soll ausdrücklich betont werden, daß wir zweifellos ein sehr lobenswürdiges und erwünschtes Werk erhalten haben. Die Einführungen beweisen Liebe und Kenntnis, die Anmerkungen geben willkommene Auskünfte. So möge denn diese treffliche Klassikerausgabe den Namen des farbigen, melodiösen und wahrhaft volkstümlichen Dichters endlich auch weiteren Kreisen wert und teuer machen! — Nebenher soll erwähnt sein, daß auch der Verlag Kurt Winkler, Stuttgart, Zwei Erzählungen Brentanos in einer hübschen Volksbücherei veröffentlicht hat. — Brentano als Märchenerzähler endlich recht gewürdigt und gepriesen zu haben, ist das Verdienst von Richard Benz, der uns die schätzenswerte Monographie „Märchendichtung der Romantiker" (Fr. A. Perthes, Gotha) geschenkt hat. Nach einer Vorgeschichte über die Entwicklung des Märchens in Deutschland, die manche überraschenden Streiflichter wirft, beschäftigt sich Benz eingehend und wissenschaftlich geschult mit den wesentlichsten Märchendichtern der Romantik, mit Novalis, Chamisso, Loeben, Tieck, Fouqué, Hoffmann, Kerner, Hauff, Mörike, Brentano, wobei er auch einige minder bekannte Schriftsteller berücksichtigt, seltsamerweise aber die beiden Märchen Eichendorffs (aus seinen Romanen) übersehen hat. Man braucht nicht immer den zum Teil hartnäckigen Urteilen des Verfassers beizupflichten, um dennoch gerade diesem Buche mit Achtung und Herzlichkeit zu begegnen. Es wird die so lange verborgenen Schätze endlich aus dem Geröll und Schutt überkommener Vorurteile befreien, und diese Tat ist nicht dankbar und innig genug zu begrüßen. Ein jeder, der sich diesem schönen Thema ferner zuzuwenden strebt, wird an diesem gründlichen Buche nicht mehr vorübergehen können. — Auch der traute, fromme, verlorene Träumer Eichendorff erfuhr nun eine würdige Auswahl seiner Werke, die von Ludwig Krähe für den Verlag Bong

& Co., Leipzig, besorgt wurde: zwei Bände. Es bedarf keiner umfänglichen Worte, gerade dieses Unternehmen zu rechtfertigen; vielleicht veranlaßt es manche noch unwissenden Leser endlich auch, den meisterlichen Prosaiker zu beachten und hochzuschätzen. Das Waldesrauschen, das aus seinen Novellen und Romanen zu uns herüberdämmert, umspinnt uns immer wieder zu jenen besinnlichen Stunden, welche des Menschen bester Teil sind, weil Sehnsucht in ihnen wacht und Aufblick und Einkehr. Das inständige Deutschtum dieses wahrhaft treuen Mannes sei ewig unvergessen! — Man verliert sich auch gern in den Neudruck von Eichendorffs „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands", welchen Wilhelm Kosch, der Begründer des Eichendorff-Bundes, mit einer Einleitung im Verlag Jos. Kösel, Kempten, veröffentlicht hat. Die durchaus katholische und mitunter auch recht beschränkte Altersweisheit mutet freilich manchmal verdrießlich an; hinwiederum entdeckt man so feine und reife Würdigungen, daß man an diesem Bändchen nicht voreilig vorüberschreiten darf. — Sodann wären die sorgsamen und fleißigen Studienausgaben von Kleists Meisterwerken zu erwähnen, von Eugen Wolff bearbeitet (J. C. C. Bruns, Minden i. Westf.). Ein jedes dieser vier Büchlein (Prinz von Homburg, Hermannsschlacht, Der zerbrochene Krug, Michael Kohlhaas) mag vor allem für Schulen und Lehrer dringend empfohlen werden; sie bieten eine Fülle des Neuen und Wissenswerten in klarer und sicherer Fassung. — Auch die sattsam bekannte „Liebhaber-Bibliothek" des Verlages Kiepenheuer, Potsdam, hat ein paar bemerkenswerte Neuausgaben romantischer Bücher, zum Teil mit sachkundigen Einführungen, gebracht; ich nenne nur: Brentanos Novellen, Wackenroders Herzensergießungen, Die Nachtwachen von Bonaventura, Hölderlins und Novalis' Romane, Kerners Reiseschatten — alle vorzüglich und schmuck in der Ausstattung; handlich und zum Teil sogar mit Bildschmuck verziert. — Zum Schluß noch ein Dichter, der zwar der Romantik nicht unmittelbar zugehört, ihr aber immer wesensverwandt geblieben ist, der nach und nach vor den Augen der Leser und Kenner wächst und sich weitet: Adalbert Stifter. Außer der hübschen Einführung in sein Leben und Schaffen, die W. Kosch geschrieben (Amelangs Verlag) hat neuerdings auch Hermann Bahr, der ehemalige Apostel der „Moderne", den Weg in diese abseitige, lautere Welt gefunden; sein Büchlein nennt er geradezu „eine Entdeckung" (Amalthea-Verlag, Wien); er hebt Stifter bis zu Goethe hinan und behauptet sogar, der „Witiko", der mir übrigens unbekannt blieb, umschließe die Meisterschöpfung des österreichischen Dichters. Mir erscheinen derartige Paradoxen, in denen sich Bahr gefällt, zum mindesten noch unbewiesen; daß aber einmal gründlich mit alten Vorurteilen aufgeräumt wird und dieser wundervolle Dichter endlich des Makels eines Philisters und Spießbürgers entkleidet wird, dünkt mich ein preisenswertes Verdienst. So wird denn auch der österreichische „Wilhelm Meister", Stifters leider so abseits gebliebener Roman „Nachsommer", vielleicht mehr und gründlichere Leser werben können, als es ihm bisher vergönnt war. Die gekürzte Ausgabe des Verlages C. F. Amelang, Leipzig, wird gewiß in dieser Hinsicht nur förderlich wirken. Wer noch nicht die echt epische Ruhe in dieser überhasteten Zeit aufzuwenden weiß, der mag sich vorläufig an dieser einbändigen Zusammenziehung erquicken. Der Inselverlag verheißt uns eine ungekürzte Neuausgabe dieses vergessenen Werkes, das zu den unvergänglichen Schöpfungen treuer, starker und sittlich bewußter Dichtung zu zählen ist.

Ernst Ludwig Schellenberg

* * *

Aus Stifters „Nachsommer".

Vorbemerkung. Die wenigsten Deutschen haben dieses Buch gelesen. Und wer es etwa versucht hat, der ist, wenn er nicht große Geduld zur Verfügung hatte, stecken geblieben. Das Buch hat so wenig spannende Handlung, daß sein Reiz vielleicht grade in der gänzlichen Reizlosigkeit liegt: diese ist ersetzt durch eine abgeklärte, nachsommerliche Gemächlichkeit und edle Gleichmäßigkeit der Gesinnung und des Vortrags. Hier ist keine Leidenschaft. Goethes

Altersstil ist noch überboten in der ruhig abgetönten freundlichen Beschaulichkeit, die sich ebenso umständlich im Gespräch wie in der treuen Kleinschilderung auslebt. Daß Nietzsches heißes Gemüt im „Nachsommer“ ausruhend verweilte, ist bezeichnend. Man lese darüber das schöne Kapitel in Ernst Bertrams „Nietzsche“ (Berlin, Bondi, 1919). Wir geben hier als Stilprobe aus der — etwas gekürzten — Amelangschen Ausgabe einen Abschnitt. L.

Das Rosenhaus

Eines Tages ging ich von dem Hochgebirge gegen das Hügelland hinaus. Jedermann kennt die Vorberge, mit welchen das Hochgebirge gleichsam wie mit einem Übergange gegen das flachere Land ausläuft. Mit Laub- oder Nadelwald bedeckt, ziehen sie in angenehmer Färbung dahin, lassen hie und da das blaue Haupt eines Hochberges über sich sehen, sind hie und da von einer leuchtenden Wiese unterbrochen, führen alle Wässer, die das Gebirge liefert und die gegen das Land hinausgehen, zwischen sich, zeigen manches Gebäude und manches Kirchlein und strecken sich nach allen Richtungen, in denen das Gebirge sich abniedert, gegen die bebauteren und bewohnteren Teile hinaus.

Als ich von dem Hange dieser Berge herabging und eine freiere Umsicht gewann, erblickte ich gegen Untergang hin die sanften Wolken eines Gewitters, das sich sachte zu bilden begann und den Himmel umschleierte. Ich schritt rüstig fort und beobachtete das Zunehmen und Wachsen der Bewölkung. Als ich ziemlich weit hinausgekommen war und mich in einem Teile des Landes befand, wo sanfte Hügel mit mäßigen Flächen wechseln, Meierhöfe zerstreut sind, der Obstbaum gleichsam in Wäldern sich durch das Land zieht, zwischen dem dunkeln Laube die Kirchtürme schimmern, in den Talfurchen die Bäche rauschen unw überall das blaue, gezackte Band der Hochgebirge zu erblicken ist, mußte ich auf eine Einkehr denken, denn das Dorf, in welchem ich Rast halten wollte, war kaum zu erreichen. Das Gewitter war so weit gediehen, daß es in einer Stunde und bei begünstigenden Umständen wohl noch früher ausbrechen konnte.

Vor mir hatte ich das Dorf Rohrberg, dessen Kirchturm, von der Sonne scharf beschienen, über Kirschen- und Weidenbäumen hervorsah. Es lag abseits von der Straße. Näher waren zwei Meierhöfe, deren jeder in einer mäßigen Entfernung von der Straße in Wiesen und Feldern prangte. Auch war ein Haus auf einem Hügel, das weder ein Bauernhaus noch irgendein Wirtschaftsgebäude eines Bürgers zu sein schien, sondern eher dem Landhause eines Städters glich. Ich hatte schon früher wiederholt, wenn ich durch die Gegend kam, das Haus betrachtet, aber ich hatte mich nie näher um dasselbe bekümmert. Jetzt fiel es mir um so mehr auf, weil es der nächste Unterkunftsplatz von meinem Standorte aus war und weil es mehr Bequemlichkeit als die Meierhöfe zu geben versprach. Dazu gesellte sich ein eigentümlicher Reiz. Es war, da schon ein großer Teil des Landes, mit Ausnahme des Rohrberger Kirchturmes, im Schatten lag, noch hell beleuchtet und sah mit einladendem, schimmerndem Weiß in das Grau und Blau der Landschaft hinaus.

Ich beschloß also, in diesem Hause eine Unterkunft zu suchen.

Da ich näher vor dasselbe trat, hatte ich einen bewunderungswürdigen Anblick. Das Haus war über und über mit Rosen bedeckt, und wie es in jenem fruchtbaren hügeligen Lande ist, daß, wenn einmal etwas blüht, gleich alles miteinander blüht, so war es auch hier: die Rosen schienen sich das Wort gegeben zu haben, alle zur selben Zeit aufzubrechen, um das Haus in einen Überwurf der reizendsten Farbe und in eine Wolke der süßesten Gerüche zu hüllen.

Wenn ich sage, das Haus sei über und über mit Rosen bedeckt gewesen, so ist das nicht so wortgetreu zu nehmen. Das Haus hatte zwei ziemlich hohe Geschosse. Die Wand des Erdgeschosses war bis zu den Fenstern des oberen Geschosses mit den Rosen bedeckt. Der übrige Teil bis zu dem Dache war frei, und er war das leuchtende weiße Band, welches in die Landschaft hinausgeschaut und mich gewissermaßen heraufgelockt hatte. Die Rosen waren an einem Gitterwerke, das sich vor der Wand des Hauses befand, befestigt. Sie bestanden aus lauter

Bäumchen. Es waren winzige darunter, deren Blätter gleich über der Erde begannen, dann höhere, deren Stämmchen über die ersten emporragten und so fort, bis die letzten mit ihren Zweigen in die Fenster des oberen Geschosses hineinsahen. Die Pflanzen waren so verteilt und gehegt, daß nirgends eine Lücke entstand und daß die Wand des Hauses, soweit sie reichten, vollkommen von ihnen bedeckt war.

Ich hatte eine Vorrichtung dieser Art in einem so großen Maßstabe noch nie gesehen.

Es waren zudem fast alle Rosengattungen da, die ich kannte, und einige, die ich noch nicht kannte. Die Farben gingen von dem reinen Weiß der weißen Rosen durch das gelbliche und rötliche Weiß der Übergangsrosen in das zarte Rot und in den Purpur und in das bläuliche und schwärzliche Rot der roten Rosen über.

Auch das Grün der Blätter fiel mir auf. Es war sehr rein gehalten. Kein verdorrtes oder durch Raupen zerfressenes oder durch ihr Spinnen verkrümmtes Blatt war zu erblicken. Ganz entwickelt und in ihren verschiedenen Abstufungen des Grüns prangend, standen die Blätter hervor. Sie gaben mit den Farben der Blumen gemischt einen wunderlichen Überzug des Hauses. Die Sonne, die noch immer gleichsam einzig auf dieses Haus schien, gab den Rosen und den grünen Blättern derselben gleichsam goldene und feurige Farben.

Nachdem ich eine Weile, mein Vorhaben vergessend, vor diesen Blumen gestanden war, ermahnte ich mich und dachte an das Weitere. Ich sah mich nach einem Eingange des Hauses um. Allein ich erblickte keinen. Die ganze ziemlich lange Wand desselben hatte keine Tür und kein Tor. Auch durch keinen Weg war der Eingang zu dem Hause bemerkbar gemacht, denn der ganze Platz vor demselben war ein reiner, durch den Rechen wohlgeordneter Sandplatz. Derselbe schnitt sich durch ein Rasenband und eine Hecke von den angrenzenden, hinter meinem Rücken liegenden Feldern ab. Zu beiden Seiten des Hauses in der Richtung seiner Länge setzten sich Gärten fort, die durch ein hohes eisernes, grün angestrichenes Gitter von dem Sandplatze getrennt waren. In diesen Gittern mußte also der Eingang sein.

Und so war es auch.

In dem Gitter, welches dem den Hügel heranführenden Wege zunächst lag, entdeckte ich die Tür.

Ich sah zuerst ein wenig durch das Gitter in den Garten. Der Sandplatz setzte sich hinter dem Gitter fort, nur war er besäumt mit blühenden Gebüschen und unterbrochen mit hohen Obstbäumen, welche Schatten gaben. In dem Schatten standen Tische und Stühle. Der Garten erstreckte sich rückwärts um das Haus herum und schien mir bedeutend weit in die Tiefe zu gehen.

Ich versuchte zuerst die Türgriffe, aber sie öffneten nicht. Dann nahm ich meine Zuflucht zu dem Glockengriffe und läutete.

Auf den Klang der Glocke kam ein Mann hinter den Gebüschen des Gartens gegen mich hervor. Als er an der innern Seite des Gitters vor mir stand, sah ich, daß es ein Mann mit schneeweißen Haaren war, die er nicht bedeckt hatte. Sonst war er unscheinbar und hatte eine Art Hausjacke an, oder wie man das Ding nennen soll, das ihm überall enge anlag und fast bis auf die Knie herabreichte. Er sah mich einen Augenblick an, da er zu mir herangekommen war, und sagte dann: „Was wollt Ihr, lieber Herr?“

„Es ist ein Gewitter im Anzuge,“ antwortete ich, „und es wird in kurzem über diese Gegend kommen. Ich bin ein Wandersmann, wie Ihr an meinem Ränzchen seht, und bitte daher, daß mir in diesem Hause solange ein Obdach gegeben werde, bis der Regen oder wenigstens der schwerere vorüber ist.“

„Das Gewitter wird nicht zum Ausbruche kommen“, sagte der Mann.

„Es wird keine Stunde dauern, daß es kommt,“ entgegnete ich; „ich bin mit diesen Gebirgen sehr wohl bekannt und verstehe mich auch auf die Wolken und Gewitter derselben ein wenig.“

„Ich bin aber mit dem Platze, auf welchem wir stehen, aller Wahrscheinlichkeit nach weit länger bekannt, als Ihr mit dem Gebirge, da ich viel älter bin als Ihr," antwortete er; „ich kenne auch seine Wolken und Gewitter und weiß, daß heute auf dieses Haus, diesen Garten und diese Gegend kein Regen niederfallen wird."

„Wir wollen nicht lange darüber Meinungen hegen, ob ein Gewitter dieses Haus netzen wird oder nicht," sagte ich; „wenn Ihr Anstand nehmet, mir dieses Gittertor zu öffnen, so habet die Güte und ruft den Herrn des Hauses herbei."

„Ich bin der Herr des Hauses."

Auf dieses Wort sah ich mir den Mann etwas näher an. Sein Angesicht zeigte zwar auch auf ein vorgerücktes Alter, aber es schien mir jünger als die Haare und gehörte überhaupt zu jenen freundlichen, wohlgefärbten Angesichtern, von denen man nie weiß, wie alt sie sind. Hierauf sagte ich: „Nun muß ich wohl um Verzeihung bitten, daß ich so zudringlich gewesen bin, ohne weiteres auf die Sitte des Landes zu bauen. Wenn Eure Behauptung, daß kein Gewitter kommen werde, einer Ablehnung gleich sein soll, werde ich mich augenblicklich entfernen. Denkt nicht, daß ich als junger Mann den Regen so scheue; es ist mir zwar nicht so angenehm, durchnäßt zu werden, als trocken zu bleiben, es ist mir aber auch nicht so unangenehm, daß ich deshalb jemandem zur Last fallen sollte. Ich bin oft von dem Regen getroffen worden, und es liegt nichts daran, wenn ich auch heute getroffen werde."

„Das sind eigentlich zwei Fragen," antwortete der Mann, „und ich muß auf beide etwas entgegnen. Das erste ist, daß Ihr in Naturdingen eine Unrichtigkeit gesagt habt, was vielleicht daher kommt, daß Ihr die Verhältnisse dieser Gegend zu wenig kennt oder auf die Vorkommnisse der Natur nicht genug achtet. Diesen Irrtum mußte ich berichtigen, denn in Sachen der Natur muß auf Wahrheit gesehen werden. Das zweite ist, daß, wenn Ihr mit oder ohne Gewitter in dieses Haus kommen wollt, und wenn Ihr gesonnen seid, seine Gastfreundschaft anzunehmen, ich sehr gerne willfahren werde. Dieses Haus hat schon manchen Gast gehabt und manchen gerne beherbergt; und wie ich an Euch sehe, wird es auch Euch gerne beherbergen und so lange verpflegen, als Ihr es für nötig erachten werdet. Darum bitte ich Euch, tretet ein."

Mit diesen Worten tat er einen Druck am Schlosse des Torflügels, der Flügel öffnete sich, drehte sich mit einer Rolle auf einer halbkreisartigen Eisenschiene und gab mir Raum zum Eintreten...

Max Bruch †

In den ersten Oktobertagen dieses Jahres verstarb auf seinem Ruhesitz in einem westlichen Vororte Berlins ein Tonsetzer, dem, wie nur wenigen neben ihm, im letzten halben Jahrhundert das Herz des deutschen Volkes dankbar zugeschlagen hat — Max Bruch. Zweiundachtzig Lebensjahre sind ihm zugemessen gewesen, und er hat sie restlos bis zuletzt ausgenutzt, um in tönende Form zu kleiden, was ihm auf der Feuerseele brannte. Wenn sein Schaffen in den letzten Jahren etwas in den Hintergrund gedrängt schien, so war das nur natürlich gegenüber dem ständigen Erneuerungsprozeß, der sich immer am frühesten in den großen Kunstzentren kundtut; die Programme vieler Mittelstädte beherrscht sein Name noch heute, wie vor zwanzig, dreißig Jahren diejenigen Berlins, und in einzelnen Werken wird er noch der nächsten Generation als mustergültig erscheinen. Er hat vielen Vortrefflichen seiner Zeit genug getan und wird nächst Brahms als eine namhafte Gestalt, immerhin von erheblicherem Format als Friedrich Kiel, Herzogenberg, Raff, Reinecke und Goldmarck seine geschichtliche Bedeutung behalten.

Bezeichnend für das Ideal des melodienreichen Rheinländers, der aus Ferdinand Hillers Schule hervorgegangen, ist, daß er E. Geibels für Mendelssohn geschaffene Operndichtung

„Loreley“ als eine seiner ersten Arbeiten vertont hat; er mochte sich selbst für einen Haupterben des liebenswürdigen Meisters „Felix Meritis“ (wie Schumann den Sommernachtstraum-Komponisten nannte) halten. So wies seine Schreibart im allgemeinen mehr in die Vergangenheit als in die Zukunft; und obwohl er sich oft als ein temperamentvoller Rhythmiker erwiesen hat — man denke etwa an den letzten Satz seines berühmten, höchst originellen G-Moll-Violinkonzerts —, wurde eine gewisse Überschönheit, ein Hang zum Weichen und Süßen, zumal seinen Chorwerken stellenweise gefährlich, dem Brahms in seiner Herbheit, ja Widerhaarigkeit in weitem Bogen auszuweichen suchte. Immerhin muß anerkannt werden, daß Bruch zu den wenigen Neueren gehört, die ein weitausgesponnenes Adagio meisterlich und ohne Phrasen zu schreiben vermochten; daß er trotz ausgesprochenem „Mut zur volkstümlichen Melodie“ selten billig und niemals unvornehm komponiert hat. Mit seiner Vorliebe für fremde musikalische Idiome (die herrliche schottische Fantasie für Violine mit Orchester, keltische Melodien für Violoncello, das beliebte Kol nidrei und Hebräische Lieder, schwedische und russische Tänze) sowie seine Griechenbegeisterung (die Chorwerke Odysseus, Achilleus, Salamis, Thermopylae) zeigte er sich als echter Romantiker, mit seinem Gustav-Adolf-Oratorium, dem „Wessobrunner Gebet“, dem „Arminius“ und dem „Lied vom deutschen Kaiser“ als vaterländisch begeisterter Sänger. Sein in breiter Wirkung hinströmendes Pathos lebte sich zumal in seinen vortrefflichen Chorwerken „Fritjof“ (schon 1864!), „Schön Ellen“, „Moses“ aus, die alle aber wohl das gewaltige op. 35, ein Kyrie, Sanctus und Agnus Dei für Solostimmen, Doppelchor und Orchester, überleben wird — ein wahrhaft großer Wurf von hinreißender Mächtigkeit. Ebenso seine drei Violinkonzerte, während seine Lieder, Klavierwerke, Kammermusik, Sinfonien und drei Opern es nicht zu fortdauerndem Erfolg haben bringen können.

Bruch, den sein Schicksal nach mehreren Studienreisen und kleineren Musikdirektorstellungen als Chordirigenten nach Berlin (Sternscher Gesangverein), Liverpool, Breslau und wieder nach Berlin (diesmal als Vorsteher einer Meisterschule für Komposition an der Akademie der Künste) führte, bis er sich 1910 als Emeritus zurückzog, hat ein an Ehrungen überreiches Leben genossen: Der Doktorhut von Cambridge, die Ehrenmitgliedschaft der Berliner und Pariser Akademie, nach Joachims Tode der Orden Pour le mérite, wurden ihm zuteil, sein siebzigster und achtzigster Geburtstag gaben in ganz Deutschland zu Festkonzerten Anlaß. Wenn es ihn trotzdem oft gewurmt hat, sich nicht als Gleichberechtigter neben Johannes Brahms anerkannt zu sehen, so mag es den Verklärten trösten, daß neben dem knorrigen Eichbaum auch die süßduftende Linde Raum hat. Seine bedeutende Vertonung der Schillerschen „Glocke“ wird heuer zweifellos vielfach als Requiem für ihn aufgeführt werden.

Dr. Hans Joachim Moser

Aufgaben und Wirkungsziele des „Bayreuther Bundes“

„Stellen wir uns immer auf die Bergesspitze, um klare Übersicht und tiefe Einsicht zu gewinnen.“ Richard Wagner

Es steht schlimm mit unserer Kultur! Retten wir wenigstens auf alle Fälle das Gute, Schöne, Edle, was uns darin noch geblieben ist; suchen wir es wie eine Fahne im Gefecht zu schützen, wie ein Heiligtum nach Möglichkeit rein zu halten“ — wie ernst klingt dieser Mahnruf Wagners uns heute entgegen zu einer Zeit, da nationale Schmach und Würdelosigkeit sowie die zersetzenden Vorgänge in unserm Wirtschaftsleben den eigentlich deutsch empfindenden und wahrhaft schöpferisch aufbauenden Teil der Kultur unseres Volkes zum völligen Zusammenbruch zu führen drohen.

Inmitten der Seelenstumpfheit und der Wirrnisse unserer Tage schließt sich nun dennoch im frohgemuten, unerschütterlichen Vertrauen auf den deutschen Geist eine tapfere Jungschar des Grals, ein Kreis wahrhaft Wollender und Fördernder zu einem „Bayreuther Bunde" zusammen: jetzt keine Anklage, kein Verzweifeln mehr; neu beginnen, neu gestalten, neu beseelen das hehre geistige Erbe deutscher Vergangenheit in tatfroher, mutiger Arbeit!

Bayreuth — den Namen von tiefsymbolischem Edelgehalt hat diese Vereinigung zum Träger und Wegbereiter ihrer Aufgaben und Wirkungsziele erwählt. Sie mag sich des Bekenntnisses Wagners aus dem noch an seinem Lebensabend verfaßten, bedeutungsvoll mit „Wollen wir hoffen?" überschriebenen Aufsatz erinnert haben: „Was mir stets einzig noch am Herzen liegen könnte, wäre: ein unzweifelhaft deutliches Beispiel zu geben, an welchem die Anlagen des deutschen Geistes zu einer Manifestation, wie sie keinem anderen Volke möglich ist, untrüglich nachgewiesen und einer herrschenden gesellschaftlichen Macht zu dauernder Pflege empfohlen werden könnten." Der „Bayreuther Bund" erkennt den Gedanken von Bayreuth als etwas lebensvoll weiter sich Entfaltendes an und erstrebt eine unser ganzes völkisches Sein durchdringende Kraft des Bayreuther Kulturbegriffes. Solche Erkenntnis soll nun in immer weitere Kreise verbreitet werden: „Uns ist der Name Bayreuth, von dieser Bedeutung getragen, zu einem teuren Angedenken, zu einem ermutigenden Begriffe, zu einem sinnvollen Wahlspruch geworden!" (Wagner.)

Welch ein erfreuliches Erwachen auch hier wieder aus der Lauheit und Gleichgültigkeit weiter Kreise den ernstesten und bitter notwendig der Lösung entgegenharrenden, inneren Fragen unseres deutschen Lebens gegenüber! Wohl hält uns drückendste Zeitnot und Hungerelend, Knechtschaft unter üppig wucherndem und unaufhaltsam schnöde gierigem Mammonsgeist danieder. Soll aber der tapfere Ruf zur Verwirklichung idealer Tat ungehört verhallen, der Wille, mit ehrlicher Begeisterung und festem Mute den edelsten Teil unseres deutschen Kulturlebens aus dem Chaos der Gegenwart zu retten, keine Unterstützung finden? Mehr denn je erfordern jetzt Ideale der Zukunft reale Taten der Gegenwart. Wagners Worte selber mögen dem Bunde Führer sein: „Das Angeregte, somit die empfangenen Eindrücke, Wahrnehmungen und hieraus entsprungenen Hoffnungen zu bestimmter Einsicht und festem Wollen zu erheben und zu kräftigen, mögen wir uns nun gemeinschaftlich angelegen sein lassen." —

Bei Gelegenheit der glänzenden Erstaufführung von Siegfried Wagners „Sonnenflammen" am 2. Oktober d. Js. in Dresden hat der Bund, der sich bisher aus der Hauptgruppe Stuttgart und den beiden Ortsgruppen Berlin und Hamburg zusammensetzt, in der sächsischen Hauptstadt seine erste Tagung abgehalten. Wenn wir auch im Kern bereits das Wesen seiner Arbeit dargetan haben, so sind doch im einzelnen wichtigste Dinge eingehender Erwägung wert. Es handelt sich hierbei vor allem um grundlegende Fragen über die Bedeutung und Anerkennung Bayreuths und seines Kulturkreises in der Gegenwart überhaupt. Der Förderung des Kunstwerkes dienen bereits der „Allgemeine Richard Wagner-Verein", der „Richard Wagner-Verband deutscher Frauen" und die „Akademischen Richard Wagner-Vereine". Mit verschwindenden geringen Ausnahmen haben aber diese Vereine der Öffentlichkeit gegenüber eine sehr unscheinbare Rolle gespielt und sind zu keiner entscheidenden und durchgreifenden Wirkung gekommen. Dies muß in aller sachlichen und wohlerwogenen Form einmal ausgesprochen werden. Vor allem ist für das künstlerisch-literarische Verständnis des Lebenswerkes Wagners von dieser Seite aus keine genügende Arbeit geleistet worden, so daß wir immer wieder erleben müssen, weiteste Kreise selbst der gebildeten Schichten über die allumfassende Bedeutung Bayreuths und seines Schöpfers im unklaren zu sehen. Wenn Lienhard einmal bemerkt, daß zwar Wagners wirkungsstarkes Musikdrama durchdrang, nicht aber die Bayreuther Seelenstimmung, so ist damit der Kern des eben von uns Gesagten erfaßt: der eigentliche Bayreuther Geist ist leider Sondergut eines kleinen Kreises geblieben. Dabei wollen wir keineswegs leugnen, daß eine treue und gewiß nicht immer leichte Arbeit von der

engeren Bayreuther Gemeinde getan worden ist — die stillstarke geistige Führung der „Bayreuther Blätter“ unter Hans von Wolzogens hingebender Leitung in allen Ehren! Wer aber kennt diese vornehme und tiefgehaltvolle „Deutsche Zeitschrift im Geiste Richard Wagners“, die nunmehr bereits in ihrem 43. Jahrgang steht? Ihre wertvollen Beiträge, die alle Gebiete deutschen Geisteslebens beleuchten und insonderheit das geistige Vermächtnis Wagners — die Idee von Bayreuth — dem neuen Geschlechte wachzuhalten und weiter auszubauen bemüht sind, verdienten einen größern Leserkreis. Hier dünkt mich ein schönes Feld der Betätigung für den „Bayreuther Bund“ zu sein. Er darf auf keinen Fall eine zunächst von ihm geplante Neugründung einer eignen Zeitschrift vornehmen, sondern muß sich mit ganzer Wärme der Verbreitung der von Wagner selbst begründeten Zeitschrift annehmen und ihr einen weiten, freudig folgenden Leserkreis erkämpfen. Man berufe sich nicht auf Wagners Einführungsaufsatz der „Bayreuther Blätter“ im Jahre 1878, der für seine Zeitschrift ausdrücklich das „Unter uns!“ betont. Diese Beschränkung muß heute als überwunden gelten. Wir haben den Blick vom stillen Bayreuther Winkel in die Weiten des deutschen Geisteslebens überhaupt zu richten und die Freunde wahrhaft deutscher Kunst im Sinne dieses Kulturbezirks darüber aufzuklären, was — um mit Wagner selber zu reden — von dem allem zu halten und wie es namentlich auch durch Anwendung weiter zu entwickeln sei!

Es ist also der literarische Teil der Bayreuther Arbeit, der sich der Bund ganz besonders anzunehmen hat. Er muß helfen, die ungehobenen Schätze, wie sie in den gesammelten Schriften Wagners verborgen liegen, ans Tageslicht zu fördern, und rastlos immer wieder auf diese bisher fast gänzlich unbeachtet gebliebenen geistigen Reichtümer hinweisen. Das wäre ein tapferer und verheißungsvoller Auftakt seines Wirkens, Wagners kleinen Aufsatz „Was ist deutsch?“ zu Tausenden ins Volk zu senden! Dies eben sei eine der Hauptaufgaben des Bundes, den Leitgedanken im Lebenswerke Wagners — „Unsere Sache ist es, für die ethische Seele der Zukunft zu sorgen“ — für die Gegenwart zu wirksamer Erfüllung zu bringen.

In den Mittelpunkt seiner Arbeit stellt der „Bayreuther Bund“ zunächst das Schaffen Siegfried Wagners. Keinem unserer lebenden Meister gönnen wir diese wirklich aus freudiger, verständnistiefer Begeisterung geborene Förderung mehr als diesem Wort-Tondichter, dessen hold durchsungene Märchenkunst so rücksichtslos der Nichtachtung der deutschen Bühnen preisgegeben ist. Es kann nur eine Hebung der deutschen dramatischen Kunst aus den Niederungen der Gegenwart bedeuten, dem Schaffen dieses so arg geschmähten und verkannten urdeutschen Künstlers den Weg zum Verständnis ins Herz seines Volkes bahnen zu helfen. Die deutsche Welt stand bisher achtlos beiseite und ließ das Unglaubliche und Tiefbeschämende geschehen, daß sein in zwölf wundervollen musikdramatischen Schöpfungen vorliegendes Schaffen so gut wie unbekannt geblieben ist! Wenn je eine Zeit jene sonnenhelle, echt volkstümliche Kunst braucht, ist es die unsrige. Möge der Bund aber nicht das Wirken für den Erben von Bayreuth zu sehr als für sich im Vordergrund stehend betrachten und damit in eine gefährliche Einseitigkeit verfallen. Wir möchten vielmehr nachdrücklich auf die Förderung bewußt deutscher Gegenwartskunst auf musikalischem und literarischem Gebiete in all ihren vielseitigen Erscheinungen hinweisen: neben „Bayreuth“ darf „Weimar“ nicht vergessen werden. Das dramatische Schaffen wahrhaft deutsch gestimmter Dichter muß unbedingt in das Arbeitsfeld des „Bayreuther Bundes“ hineinbezogen werden. Er sei der tatkräftige und hoffentlich erfolgreiche Überwinder deutscher Meisternot, wie sie der Nichtachtung und dem Totgeschwiegenwerden manch edlen Schaffens entstammt. Ein unsagbar schwerer Kampf — aber er sei gewagt, getragen von weithin leuchtender Begeisterung und unermüdlichem Vorwärtsstreben für das erhoffte Ideal. Beseelung und Veredlung unseres Volkstums durch echte deutsche Meisterkunst — das sei das hohe Ziel.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft (Jahresbeitrag beträgt zwanzig Mark) sind an die Geschäftsstelle des „Bayreuther Bundes“, Stuttgart, Reinsburgstraße 28[1] zu richten.

Dr. Paul Bülow



Türmers Tagebuch

Die Republik ohne Republikaner
Einmarschbereit · Zuwarten und Beobachten
Der Wille zum Leben

Wenn man heute aus einem Zeitabstand von zwei Jahren auf die Novemberereignisse von 1918 zurückblickt, so erscheint es einem besonders auffallend, ja als eine weltgeschichtliche Merkwürdigkeit, daß die deutsche Revolution die Frage, ob Monarchie oder Republik, mit einer Leichtigkeit ohnegleichen, fast nur so nebenher, entschieden hat. Wie kam es, daß das monarchische Prinzip, das einer ernsteren Erschütterung lediglich einmal vorher durch die Daily-Telegraf-Affäre des Jahres 1908 ausgesetzt gewesen war, plötzlich wie ein Kartenhaus zusammenbrach? „Die große französische Revolution", stellt der Freiburger Professor A. Hoche (in seiner Schrift „Die französische und die deutsche Revolution", Fischer, Jena) fest, „hat mehr als drei Jahre gebraucht, bis das Königtum sachlich und persönlich beseitigt war; in Deutschland gingen wir als Kaiserlich-Deutsche zu Bett und standen als Republikaner auf." Und der brave Durchschnittsbürger, dem plötzlich die Jakobinermütze aufgestülpt wurde, hielt vergebens Ausschau nach einem General oder Fürsten, der mit ein paar tausend rasch zusammengeraffter Truppen wenigstens einen Versuch zur Rettung der Monarchie unternommen hätte. „Gewiß gab es in Deutschland viele Millionen von Bürgern, die der Meinung waren, daß das Heil eines Volkes nicht mit der monarchischen Staatsform verbürgt ist ... Aber die Tatsache wird unbestreitbar bleiben, daß die Mehrzahl der Deutschen, wie sie auch heute noch innerlich kein Verhältnis zur Republik gewonnen hat, so noch bis vor kurzem auch nur den Gedanken an die Möglichkeit einer deutschen Republik als einer für den deutschen Volkscharakter ungeeigneten Staatsform weit von sich gewiesen haben würde. Und doch, was sehen wir im November 1918: Die Monarchen nehmen Zepter und Krone unter den Arm und treten, ohne Widerstand zu leisten und ohne daß sich im Volke ein ernstliches Eintreten für ihre Throne bemerkbar macht, vom politischen Schauplatze ab, als wenn sie in Urlaub gingen, ein passiver Vorgang ohne Pathos, Lärm und große Gesten ..." Nun täte man der Mehrzahl der deutschen Bundesfürsten gewiß unrecht, wollte man ihr Verhalten als Mangel an Mut, als Angst vor dem Geköpftwerden deuten. Vielmehr werden verschiedene seelische Momente bei diesem, von außen her betrachtet, rätselhaften Vorgang

mitgewirkt haben: „Zunächst ging das Beispiel des Reichsoberhauptes voraus. Dann werden auch die deutschen Bundesfürsten der allgemeinen Betäubung unterlegen sein, die ihnen die Schätzung der Aussichten eines aktiven Widerstandes erschwerte. Zum Teil haben sie auch sicherlich die Ereignisse für einen Vorgang vorübergehender Art gehalten. Das Wichtigste ist aber wohl gewesen, daß sie das Blutvergießen nicht heraufbeschwören wollten, das im Falle eines anderen Verhaltens der Landesfürsten, wenn auch nicht überall, so doch an vielen Orten, unvermeidbar gewesen wäre; haben sie so mit ihrem widerstandslosen Weichen der Idee der Monarchie einen schlechten Dienst erwiesen, so haben sie sich ein großes geschichtliches Verdienst um Deutschlands inneren Zustand erworben, indem sie den drohenden Bürgerkrieg nicht entfesseln halfen."

Der Bürgerkrieg ist bis jetzt vermieden worden. Selbst dem Kapp-Putsch kommt nach dieser Richtung hin keine andere als eine lediglich episodenhafte Bedeutung zu. Indessen — die Glut schwelt unter unsren Füßen, und wer möchte wohl die Gewähr dafür übernehmen, daß der Bürgerkrieg nicht eines Tages mit desto größerer Heftigkeit aufflammt? Die Änderung der Staatsform ist einstweilen das einzige wirklich positive Ergebnis der Revolution. Aber der Erfolg war zu leicht, ein Überraschungssieg — überraschend selbst für die Sieger. Und das neue Staatsgebilde mit seiner hastig zusammengeklitterten Verfassung ist alles andere als eine organisch herangereifte, aus einer inneren Zwangsläufigkeit hervorgegangene Schöpfung. Wir haben die Republik, seit zwei Jahren haben wir sie — wo aber sind die Republikaner? Macht man die Abstriche nach rechts und nach links, scheidet man die überzeugten Monarchisten aus und die Massen derer, die das Heil von der Diktatur des Proletariats erhoffen, bringt man ferner von dem Block der Mitte das jederzeit zur Rückwandlung bereite Gros der Mitläufer in Abzug, jener Opportunitätspolitiker und Vernunftrepublikaner, die sich aus praktischen Gründen auf den Boden der Republik gestellt haben — wie verhältnismäßig bescheiden ist der alsdann noch verbleibende Rest der „wahrhaften" Republikaner innerhalb der deutschen Bevölkerung! Selbst die mehrheitssozialistische Arbeiterschaft, die noch am ehesten als die grundsätzliche Vertreterin des republikanischen Gedankens angesprochen werden darf, steht ihm innerlich kühl und fremd gegenüber. Dem weitaus größten Teile der Mehrheitssozialisten ist dieser Gedanke ein Punkt des Erfurter Programms, einer von vielen, keineswegs die Idee schlechthin, die viel schwerer definierbar sich unter dem Schlagwort Sozialismus verborgen hält.

Was wir haben, ist in Wahrheit eine Republik ohne Republikaner. Die Republik hat in den zwei Jahren ihres Bestehens nicht im mindesten an Volkstümlichkeit gewonnen, sie ist ein blutleerer, abstrakter Begriff geblieben, ein Ding, unter dem sich der Durchschnittsdeutsche nichts, auch nicht einen Gefühlswert, vorzustellen vermag. Man hat dem Adler Zepter und Krone genommen, und ein Zwittergeschöpf von nackter Dürftigkeit ist geblieben. Mitunter will es scheinen, als walte geradezu eine gewisse Scheu ob, den Namen „Deutsche Republik" zu laut auszusprechen. Die alte deutsche Fahne, die eigentlich offiziell abgeschafft ist, flattert in den Straßen und in Versammlungen, wann es ihr beliebt. Das

höhnende Rot der Kommunisten leuchtet allerorten unangefochten im hellsten Tageslicht. Nur das Schwarz-Rot-Gold der Republik meidet die Öffentlichkeit, hält sich zag im verborgenen. In einem Berliner Operettentheater erzielt ein Komiker Abend für Abend den selben schallenden Heiterkeitserfolg, wenn er mit der pathetischen Anrede „Republikaner" vor das bunt zusammengewürfelte Publikum tritt. Es wende keiner ein, das alles und unendlich viel Ähnliches seien Belanglosigkeiten. Für den, der in der Seele des Volkes zu lesen weiß, verdichten sich diese Erscheinungen gerade wegen ihrer Alltäglichkeit zu Symptomen von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Auf wie schmaler Plattform die junge Republik dasteht, das beginnt denen, die sie in ein paar Tagen, begünstigt durch die grenzenlose Verwirrung des Augenblicks, improvisiert haben, erst jetzt allmählich zu dämmern. Und dem insgeheim erwachenden Bewußtsein der Schwäche gesellt sich die nervöse Angst vor ringsum lauernden vermeintlichen oder tatsächlichen Gefahren. Die „Republiken-Dämmerung" sieht H. v. Gerlach in der „Welt am Montag" mit fahler Sorge bereits am politischen Horizonte heraufsteigen. „Im Süden zieht sich das Unwetter zusammen." Bayern und Horty-Ungarn, womöglich mit dem der sozialistischen Mißwirtschaft überdrüssigen Österreich — von diesem Mitteleuropa des monarchistischen Staatsgedankens her fühlt sich die Deutsche Republik aufs schreckhafteste bedroht. „Daß gerade Ungarn und Bayern die Zentren der monarchistischen Propaganda geworden sind, ist kein Wunder. Beide Länder sind durch das unsinnige Experiment der Räterepublik monarchiereif gemacht worden. Terror hat die Massen zwischen rechts und links, die weder Monarchisten noch Republikaner sind, aber in Ruhe ihren Gulasch verzehren und ihre Maß trinken wollen, der Monarchie in die Arme getrieben. Der Bolschewismus war Gründüngung für den Monarchismus." Und anders als in den Schablonenartikeln der ganz radikalen Presse, die das Zetern über gegenrevolutionäre Machenschaften als stupid eintöniges Parteigeschäft betreibt, klingt es aus den Zeilen H. v. Gerlachs wie ein aufrichtiges Stöhnen der Furcht, des Bangens und der Beklemmung, wenn er seine Betrachtungen mit dem Kassandraruf schließt: „Es ist möglich, daß die deutsche Republik noch eine ganze Weile unangefochten bleibt. Aber eine Schmach ist es, daß die deutsche Republik nur deshalb steht, weil ihre Gegner vorläufig noch zu klug oder zu ängstlich sind, um sie zu fällen. Sie steht nicht aus eigener Kraft."

* * *

Sie steht nicht aus eigener Kraft — dieses freimütige Bekenntnis eigener Ohnmacht muß notwendigerweise dazu beitragen, daß die in den beiden der Republik feindlichen Lagern auf die Zertrümmerung der gegenwärtigen Staatsform gerichteten Anstrengungen verdoppelt werden. Und doch gäbe es kein größeres Unglück für Deutschland, als wenn der auf die putschistische Methode angewiesene Bürgerkrieg, den zu ihren Gunsten zu beendigen auf lange Sicht hinaus keine der kämpfenden Gruppen mächtig genug wäre, in Permanenz erklärt würde. Bei dem kommunistischen Block, der mit russischer Hilfe in Halle zusammengeschweißt wurde, ist eine dahingehende Erkenntnis natürlich nicht zu erwarten. Hier in der schwülen

Treibhausatmosphäre aufgepeitschter Machtinstinkte steht Moskaus ehernes Diktat höher als alle Vernunft. Anders in den Kreisen, die in ihrem Denken und Fühlen der Krone die Treue gewahrt haben. Man kann Monarchist bis auf die Knochen sein und trotzdem die Hoffnung auf Restauration zurückstellen, weil die dringende Gefahr besteht, daß die durch den Versailler Frieden bereits zum Torso verstümmelte Schöpfung Bismarcks im Verlauf eines neuen Verfassungsstreites vollends in Stücke geht. In der furchtbar bedrängten Lage des Vaterlandes darf die Frage nicht lauten, ob Deutschland als Republik oder als Monarchie, sondern ob es überhaupt leben soll. Immer wieder wird bei uns vergessen, daß der äußere Feind auf der Lauer liegt, während wir uns im Bruderkampfe gegenseitig zerfetzen. Mit welchem Hochgefühl die französischen Chauvinisten die inneren Wirrungen Deutschlands verfolgen, hat jüngst Léon Daudet in der „Action française“ mit brutaler Offenheit zum Ausdruck gebracht: „Mein Ideal wäre, daß sich jenseits des Rheines jetzt ein oder zwei Jahrhunderte lang 30 Millionen deutscher Reaktionäre mit 30 Millionen deutscher Revolutionäre in den Haaren liegen, sich abschlachten, sich mit großen und kleinen Geschützen bombardieren und im Namen von Luther, Spartakus, Wilhelm II., Noske, Wagner, Nietzsche, Lettow-Vorbeck, Ludendorff in Moabit, Charlottenburg, München, Dresden, Stettin, Nürnberg Feuer anlegen und sich gegenseitig auffressen. Unordnung in Deutschland, Ordnung in Frankreich, das ist trotz Wilson das einzige Programm des Heils.“

Die Reichsregierung ist vor kurzem von gut unterrichteter Seite auf einen von der französischen Diplomatie bis in die kleinsten Einzelheiten ausgearbeiteten Plan aufmerksam gemacht worden, der die Besetzung des Ruhrgebiets in allernächster Zeit zum Ziele hat und zu dessen restloser Verwirklichung nur noch ein äußerlich unanfechtbarer Anlaß fehlt. Die vom Feinde ersehnte Balkanisierung Deutschlands, die Zertrümmerung des Deutschen Reiches in kleine, leicht zu regierende, leicht gegeneinander auszuspielende Einzelkörper ist in dem Augenblick erreicht, in dem das Kohlenabkommen von Spa nicht erfüllt werden kann. Nur zu berechtigt sind die beständigen Klagen von jenseits des Rheines, daß wir im unbesetzten Gebiete um der eigenen Not willen den weltgeschichtlichen Vorgängen, die sich im rheinischen Vorwerk abspielen, nicht das Maß von Verständnis zollen, das ihnen im Hinblick auf Deutschlands Zukunft überhaupt gebührt. Der äußerst kritische Stand der Dinge wird grell beleuchtet durch die Darlegungen eines Linksrheiners in den „Grenzboten“. Dort heißt es: „Das Kohlenabkommen, das mit unerträglicher Schwere auf unserem Industriegebiet und damit auf dem Herzen Deutschlands lastet, verlängert sozusagen die Vormarschstraße und Angriffsfront, die bisher im Norden des Rheinlandes selbst endete. Weit hinübergreifend über das von Briten und Belgiern besetzte Gebiet legt Frankreich seine Hand bereits auf das linke Rheinufer und droht mit Zwangsverwaltung des wichtigsten Besitzes, den Deutschland als Industriestaat aufzuweisen hat. Auf der anderen Seite greift gleichzeitig über Straßburg hinweg die Ernennung der französischen Gesandten in München und Wien tief hinüber ins Herz Süddeutschlands. Alte, scheinbar längst verklungene Erinnerungen aus den Zeiten des ersten Rheinbundes von 1658 und aus der Zeit, da Napoleon I. mit Bayerns Hilfe den zweiten größeren

Rheinbund schuf, tauchen auf, wenn wir hören, wie fast selbstverständlich Frankreichs Gesandter sein Beglaubigungsschreiben in München überreichen durfte. Daß just zur selben Zeit die Gesandten der Alliierten auch in Wien einrücken und dort voll Freuden empfangen werden, erscheint in diesem größeren Zusammenhange nicht mehr als Zufall. Von Norden und von Süden dehnen sich die großen Zangen der Wirtschaftskunst und der Diplomatie, die Deutschland in doppelseitigem Druck umklammern und zu zerbrechen drohen. Im Besitz des Ruhrgebietes, so müssen wir befürchten, wird Frankreich die scheinbar so unbedeutende Stellung des französischen Gesandten in München zu unerhörter Bedeutung heben."

In dem schweren Zwiespalt, in dem das Ruhrgebiet als Ausläufer des Rheinlandes selbst zwischen der Charybdis sozialer Kämpfe und der Scylla französischer Auspowerung mitteninne steht, kommt es vor allem darauf an, ob es gelingt, die starken positiven Kräfte, die trotz alledem im deutschen Staatskörper leben, so kräftig und nachhaltig im Ruhrgebiet und damit auch im Rheinland selbst zu gestalten, daß sie wirklich imstande sind, das entlegene Land vor völliger Vernichtung zu bewahren. „Mit solchen Aussichten sieht es aber zurzeit recht trübe aus. Die separatistische Bewegung alter Art ist zurzeit verebbt und arbeitet nur mit geringem Erfolg unter der Oberfläche weiter. Auf der anderen Seite aber erscheint es außerordentlich bedeutsam und gefährlich, daß alle bisher in dieser Richtung tätigen Kräfte sich langsam zur Überlieferung des deutschen Föderalismus bekehrt haben. Charakteristisch dafür ist die Stellung, die der bekannte Staatsanwalt a. D. Dr. Dorten heute einnimmt. Die Christliche Volkspartei, die kurz vor der Reichstagswahl aus Zentrumskreisen erstand, um ihre Abneigung gegen den Reichsterrorismus Erzbergers offen zum Ausdruck zu bringen, ist zum größten Teil in das Lager der sogenannten Aktivisten übergegangen. Eine solche Feststellung erscheint um so nötiger, als eine weitverbreitete Meinung in Nord- und Mitteldeutschland diese Neugründung als einen Bundesgenossen gegen die Allmacht des Zentrums begrüßt und unterstützt hat. Jede Hilfe auch nur moralischer Art, die heute der ‚Rheinische Herold', die ausgesprochene Tageszeitung des um Dorten gescharten Kreises erfährt, stützt zugleich die Führer derselben Bewegung, die vor wenig mehr als Jahresfrist offen mit französischen Generälen über die Ausrufung der rheinischen Republik verhandelten."

Nicht scharf genug muß heute diese Entwicklung gekennzeichnet werden: Jeder Fortschritt des deutschen Föderalismus in der Reichsverfassung wie im Staatsleben, der im Innern des Reiches unverfänglich, vielleicht sogar nützlich erscheint, und der vielfach auch in der Zielrichtung monarchistischer Bestrebungen liegt, kommt in der Westmark des Reiches lediglich den rheinischen Absonderungsgelüsten zugute und hilft dem Feinde die Tore zum Einmarsch in das Reich öffnen. Die Gefahr ist drohender und unmittelbarer, als deutsche Vertrauensseligkeit es sich träumen läßt. Im „Vorwärts", der nicht eben besonders hellhörig ist für Dinge, die sich außerhalb des Parteizauns ereignen, weist ein sozialistischer rheinischer Abgeordneter mit alarmierendem Nachdruck auf Frankreichs systematische Rüstungen am Rhein hin. Was geschieht mit den ins Märchenhafte wachsenden Besatzungskosten, die das hungernde Deutschland aufbringen muß? „Am Rhein stehen

140—150 000 Soldaten der Entente, die Vorbereitungen treffen, die unmöglich mit der Besatzung etwas zu tun haben können, sondern ganz leise das Rheinland für den Aufmarsch bedeutender Truppenmassen weit über die letzte hohe Stärke hinaus vorbereiten sollen. Bei Trier wird ein wertvolles Gelände von riesigem Ausmaß für eine Feldbäckerei in Anspruch genommen, die täglich 400 000 Mann mit Brot versorgen kann, während die Besatzungsarmee nur rund 150 000 Mann stark ist. Die bestehenden deutschen Flugplätze reichen für die Bedürfnisse der Ententemilitaristen nicht aus; sie werden durch zahlreiche neue vermehrt. Neue Exerzierplätze, neue Truppenlager werden angefordert, neue Kasernen werden gebaut. Diese riesenhaften Anlagen können unmöglich nur für Besatzungszwecke bestimmt sein. Das gilt insbesondere für das gewaltige Munitionslager, das bei Kaiserslautern geplant ist. Diese unübersehbaren Munitionsmengen müssen für rechtsrheinische Pläne bestimmt sein. Allein das Munitionsdepot bei Kaiserslautern würde für eine Millionenarmee ausreichen. Ergänzt werden diese Rüstungen noch durch Tankanlagen und gewaltige Vorbereitungen für den Brückenbau an Stellen, die für einen Rheinübergang großer Truppenmassen von jeher in Betracht gekommen sind. Alle diese Vorbereitungen sind keineswegs systemlos, sondern bilden eine wohlüberlegte militärische Kette von Anlagen am Rhein nach weitgesteckten Plänen, wobei nicht zu übersehen ist, daß diese Rüstungen nicht von den Engländern und Amerikanern, sondern fast ausschließlich von den Franzosen und Belgiern betrieben werden. Was aber bedeuten diese Rüstungen?"

* * *

Allein Frankreichs Raubgier, obwohl im Augenblick die brennendste und unmittelbarste Gefahr, ist nicht die einzige, die das Reich von außen her bedroht. Und angesichts der ungezählten Schwierigkeiten, die uns aus dem Versailler Friedensvertrag erwachsen, herrscht allenthalben eine solche Hilf- und Ratlosigkeit über die einzuhaltende Richtschnur bei unsern außenpolitischen Entscheidungen, daß es ungerecht wäre, von der Staatsleitung, wie immer sie gerade geartet sein mag, einen fehlerfreien Kurs zu erwarten. Die Kommunisten und die in Halle abtrünnig gewordenen Unabhängigen haben sich dem slawischen Nationalismus Lenins mit Haut und Haaren verschrieben und damit den Verzicht auf jedes politische Eigenleben Deutschlands ausgesprochen. Auf dem Kasseler Parteitag der Mehrheitssozialisten lag bezeichnenderweise überhaupt kein Antrag zur auswärtigen Politik vor. Von den Bürgerlichen hängt ein Teil um Georg Bernhard unentwegt dem schönen Wahngebilde einer Kontinentalpolitik im Verein mit dem ausgesöhnten Frankreich na ; ein anderer sieht in einer Verbindung mit den Angelsachsen die einzige Rettung vor dem sonst unvermeidlichen wirtschaftlichen Untergang.

Den Gebrauch der Ellenbogen, darüber sollte allerseits Klarheit herrschen, werden wir uns im Wettbewerb mit den andern Völkern vorläufig versagen müssen. Dazu fehlt uns die innere Kraft und das erforderliche Mindestmaß an Bewegungsfreiheit. Vorsicht, die nicht zu verwechseln ist mit Ängstlichkeit, wird jeden unserer Schritte in die nächste Zukunft hinein bestimmen müssen. Einer aktiven Betätigung der deutschen Diplomatie sind zunächst noch sehr enge Grenzen gezogen,

und sie werden sich schwerlich erweitern, solange Deutschland als Objekt des Ausgleichs für die Interessengegensätze der Entente dient. „Der Franzose“, spinnt die Kreuzzeitung diesen Gedanken des weiteren aus, „ist in manchen Dingen zur Nachgiebigkeit bereit, wenn nur Deutschland nach wie vor seinem Haß und seiner Unersättlichkeit überantwortet bleibt. Millerand versteht es, zur rechten Zeit seinem englischen Teilhaber kleine Knüppel zwischen die Beine zu werfen, um sich dann von diesem sein Desinteressement an Deutschland von neuem bescheinigen zu lassen. So ist die Folge der im Schoße der Entente auftauchenden Gegensätze stets ein Anziehen der Erpresserschraube an Deutschland. So hat denn Millerand auch nicht verfehlt, in Aix-les-Bains die Notwendigkeit der französisch-italienischen Zusammenarbeit in Kleinasien zu betonen mit einer zwischen den Zeilen stehenden Spitze gegen England. Denn Millerand weiß, daß Lloyd George stets bereit ist, Konzessionen zu machen, wenn er irgendwie oder von irgendwem auf den orientalischen Zeh getreten wird. Um dieser unfreundlichen Berührung zu entgehen, gibt er immer von neuem dem Franzosen Deutschland als Kompensation an die Hand.“ Und doch ist Frankreich nicht der eigentliche Drahtzieher, und wer aus dem Zickzackkurs, den England z. B. in der russischen Frage eingeschlagen hat, auf eine gewisse Unsicherheit der englischen Politik schließen zu können meint, der hat John Bull noch immer nicht erkannt. Nein, ein Versagen der britischen Staatskunst liegt hier sicher nicht vor. „Nur muß man sie eben vom weltpolitischen und nicht vom europäischen Gesichtswinkel aus betrachten. Für uns, die wir nur noch ein Objekt sind, für uns, die wir keine Gelegenheit haben, hinter die Kulissen dieser englischen Weltpolitik zu schauen, ist es ungemein schwer, sich ein Bild von den Absichten der einzelnen Mächte zu machen, und so verfallen wir so leicht in den Fehler, die Dinge nur durch unsere Brille anzusehen, was sich von Versailles aber über Spa bis Aix-les-Bains jedesmal bitter gerächt hat. Eins nur ist klar. England wird nicht eher ein Interesse an einer Gesundung Deutschlands, die nur durch eine Revision oder mindestens mildere Handhabung der Versailler Bedingungen möglich ist, nehmen, als bis es die britische Politik für notwendig hält, das europäische Prestige Frankreichs nicht in den Himmel wachsen zu lassen. Daß dieser Fall schon bald eintreten dürfte, ist nicht anzunehmen. Dagegen sprechen die großen Sorgen Englands in Kleinasien, Persien, Afghanistan, Indien, die Kümmernisse, die das Anwachsen der amerikanischen Flotte mit sich bringt, und die Rücksichten auf die japanischen Ambitionen, auch seine innerpolitische Lage.“

Ein tüchtiger Schuß englischer Kaltblütigkeit ist uns notwendiger als je, jetzt, wo alle Dinge im Fluß sind. Auch das Ostproblem reift langsamer heran, als heißblütige Politiker es vorausgesagt haben. Nichts kann uns in der gegenwärtigen Lage schädlicher sein, als nervöses Irrlichterieren, und wie man sich zwischen die Stühle setzt, das haben wir der Welt wirklich oft genug in vorbildlicher Weise dargetan.

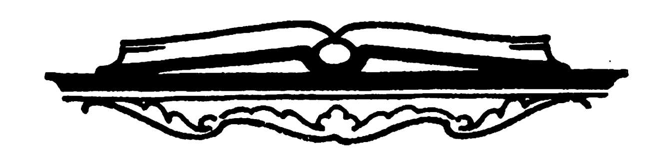
Zuwarten und beobachten — —

* * *

Aber keineswegs etwa verzichten! Ein freiwilliges Ausscheiden aus dem Wettbewerb der Völker führt zum geistigen Tode, zum Hindämmern des Alters. In diesem Belang ist es als bedenkliches Zeitsymptom zu buchen, daß ein Philosoph wie Graf Hermann Keyserling, der die Politik als subalterne Tätigkeit am liebsten ausgeschaltet sähe, so weite Kreise in seinen Bann zieht. Gerade Indien, zu dem sich seine schillernde Seele hingezogen fühlt, liefert den Beweis, daß mit dem Aufhören der politischen Selbständigkeit und des staatlichen Machtwillens der Verfall geistiger Wirksamkeit und das Nachlassen moralischer Eroberungen beginnt. Nächst Indien, das trotz der Buddha, Valmiki, Schankara und Kalidasa wie das Deutschland Luthers, Kants, Dürers und Goethes heute unter dem Elend fremder Knechtschaft seufzt, ist China dieses Lebensgesetzes ein klassischer Zeuge. Kjellén, der schwedische Historiker, gelangt in seinem soeben erschienenen geistvollen Werke „Die Großmächte und die Weltkrisis“ (B. G. Teubner, Leipzig) zu der Feststellung, daß die auf ein Ermatten des Lebenstriebes deutenden Erscheinungen sich auch an dem Deutschland der Gegenwart bemerkbar machen, aber er meint, daß sie vorübergehen werden.

Und in der Tat! Die ungeheure Kraftleistung Deutschlands im Kriege läßt einfach nicht den Schluß zu, daß der Drang nach einem Plätzchen an der Sonne nun in alle Ewigkeit abgetan sein sollte. Die Novemberrevolution war in der Form, in der sie sich vollzog, eine solche Riesentölpelei, der Massenanschluß an Moskau in einem Augenblick, wo das dort geübte System offenbar am Zusammenbrechen ist, politisch ein solcher Narrenstreich, wie beides zusammengenommen schwerlich als ein Zeichen der Greisenhaftigkeit angesehen werden kann.

Einmal wird aus dem Wirrwarr der Zeiten auch wieder die Stimme der Vernunft zu sprechen anheben, die gegenwärtig das lärmende Parteigetöse nicht zu durchdringen vermag. Da wir an unserm äußeren Schicksal nichts Wesentliches ändern können, solange die heutige Gruppierung der Großmächte besteht, für eine vorläufig noch in weiter Ferne liegende Bündnisfähigkeit Deutschlands die innere Gesundung aber eine unerläßliche Vorbedingung ist, so bleibt in all dem Nebel, der uns umwogt, der Zusammenschluß aller Regenerationskräfte als einzig klar leuchtendes Ziel.



Auf der Warte

Verjüngungszauber

Auf der Nauheimer Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte ist die Steinachsche Verjüngungslehre einer Kritik unterzogen worden. Diese fachmännische Kritik leitete, im Gegensatz zu dem voreiligen Überschwang der Tagespresse, die Einschätzung der Steinachschen Forschungsergebnisse auf das richtige Maß zurück. Ein Freiburger Pathologe stellte — ohne daß Steinachs Mitarbeiter diese Tatsachen entkräften konnte — fest, daß die sogenannte Pubertätsdrüse, die bei den Versuchen Steinachs eine entscheidende Rolle spielt, eine Hypothese und keineswegs etwa schon einwandsfrei nachgewiesen sei. Bei den Operationen, die Steinach ausgeführt hat, handelt es sich ferner um an sich ganz einfache Eingriffe, die durchaus nicht neu und besonders in nicht zu lange zurückliegender Zeit aus anderer Ursache vielhundertfach ausgeführt worden sind. Die „neue Jugend“, die nach Steinach bei den Operierten eintreten soll, wurde von zwei Chirurgen mit jahrzehntelanger Erfahrung einleuchtend damit erklärt, daß bei den glücklich Operierten infolge des Aufhörens der Schmerzen, Beschwerden und der damit verbundenen Schlaflosigkeit ein gewisses Wohlbefinden eintrete — als günstige Nebenwirkung des gelungenen Eingriffs.

Flinke Zeitgenossen wähnten bereits den mittelalterlichen Jungbronnen herbeigekommen, haben also nur bewiesen, daß ein paar Jahrhunderte an der Leichtgläubigkeit der Menschheit nicht viel ändern. Steinachs Versuche mögen an sich recht tüchtige wissenschaftliche Leistungen darstellen. Aber andere Gelehrte vollbringen in stiller Arbeit Gleichwertiges, ohne daß außerhalb des Fachkreises ein besonderes Aufheben davon gemacht würde ...

*

Siedelungen

Wohl nie — so schreibt Direktor Dr. Karl Wilker in der Elternbeilage zum Lindenhofer Monatsblatt (Erziehungsheim in Berlin-Lichtenberg) — ist der Drang, aufs Land hinauszuwandern und dort zu siedeln, stärker gewesen als jetzt. Immer wieder taucht der Gedanke auf: retten kann uns nur die Siedelung.

„Und da liegt für mich auch die Ausgestaltung unsrer Arbeit in der Zukunft. Als die Revolution Hunderte von Schlössern und Domänen aus privater Nutznießung dem Volksganzen überwies, da dachten wir — nicht etwa nur ich allein, nein, viele dachten so mit mir —, daß grade für Erziehungszwecke viel davon zu erwarten sei. Aber ... es gab Enttäuschungen. Und was uns bleibt, ist immer nur noch ein leises Hoffen, daß man eines Tages doch einsehe, daß grade die Jugend der Großstädte erlöst werden muß aus dem Bann der dumpfigen Städte zur Freiheit in der Natur. Zwar ist es heute keineswegs mehr einfach, einen Gutsbetrieb zu erhalten, namentlich dann nicht, wenn er eine ganze Schulgemeinde, eine ganze Arbeits- und Lebensgemeinschaft umfassen soll. Aber erfordern unsere Heime nicht heute schon ganz riesenhafte Zuschüsse, die aufgebracht werden und aufgebracht werden müssen, die aber ganz sicherlich verringert werden könnten, wenn eben der Charakter einer ländlichen Siedlung, einer fest geschlossenen Lebens- und

Arbeitsgemeinschaft erstrebt und durchgeführt würde?

„Eine wirklich tiefgehende Beeinflussung unsrer Kinder ist ja überhaupt nur denkbar und möglich, wenn man ganz in ihnen aufgehen kann, wenn man nicht als ein über ihnen stehendes Wesen mit ihnen umgeht und an ihnen herumerzieht, sondern wenn man sich ihnen als Mensch ganz gleichstellt, ihnen seinen ganzen inneren Menschen schenkt und immer wieder schenkt. Natürlich liegt das nicht all und jedem. Es liegt vielleicht sogar nur ganz wenigen Menschen. Aber sollte es nicht vorteilhaft sein, diesen wenigen Menschen die Möglichkeit zu schaffen, ihr ganzes Ich hinzugeben in der ihnen richtig erscheinenden Weise?

„Es muß sich durchführen lassen, daß man an Stelle der großen Erziehungsheime kleine schafft mit höchstens 50 bis 60 Kindern verschiedenen Alters. Und daß diese Heime auf dem Lande so liegen, daß um sie herum aus der Mitte der Kinder heraus eine ganze Siedlung entstehen kann, eine Handwerkersiedlung, die die erforderlichen Arbeiten ausführt und Wertarbeit schafft (also wirklich das Handwerk wieder zur Blüte führt und verinnerlicht), und eine Acker- und Gartenbausiedlung, die für Nahrung usw. sorgt. Ich habe früher schon einmal ausgeführt: man könne sich, aus einer solchen Siedlung erwachsend, nach und nach ein ganzes Dorf entstehend denken, ein Dorf, das verschiedene Heime (für kranke, erholungsbedürftige, schwachsinnige Kinder usw.) umfaßt, ein Dorf, in dem sich all die ansiedeln, die im Laufe ihres Hierseins als richtig erkannt haben: gesunden können wir nur hier draußen“ ...

*

„Die deutsche Schicksalsfrage —“

— so nennt der bekannte Vertreter der Bodenreform, Adolf Damaschke, immer wieder die Heimstättenbildung. Auch in einem neuesten Heftchen „Volkshochschule und Bodenreform“ (Langensalza 1920) packt er in ein paar Zahlen die Kernfragen zusammen. Aus den Gebieten des Großgrundbesitzes müssen die Menschen, die „zuviel“ geboren werden, abwandern. So zogen denn in den letzten Friedensjahren allein in Preußen rund 600 Menschen täglich aus den Landbezirken in die Industrieorte: also jährlich über 200000. Statt ihrer rief man ausländische Arbeiter ins Land, weil sie billigere Hände lieferten. So hat die deutsche Landwirtschaft 1914 über 436 000 ausländische Wanderarbeiter, meist Russen und Polen, hereingeholt. Besonders lehrreich ist ein Blick auf Schlesien: hier wurden noch 1850—1880 fast 1 Million Hektar Bauernland durch Großbetriebe aufgekauft. Dort leben heut in manchen Gebieten großer Güter weniger Menschen als 1871. „Wer auf deutschem Boden deutsche Menschen will, der muß eine Heimstättenbildung auf dem Lande in größtem Umfang rückhaltlos in Angriff nehmen. Ohne festgewurzelte, gesicherte, hochstehende Landbevölkerung ist eine Gesunderhaltung deutschen Volkstums unmöglich“ ...

Durch die Zuwanderung in die Industrieorte stieg natürlich der Wert des Bodens, der ja an dem Ort, wo er als Werk- oder Wohnstätte gebraucht wird, Monopolcharakter trägt, d. h. eben nur einmal vorhanden ist. „Das ist ja der grundlegende Unterschied, der den Boden von allen Waren trennt: er kann in keiner Fabrik beliebig hergestellt, er kann nicht an den Ort des Bedarfs befördert werden. Wer unumschränkter Herr über den Boden ist, kann deshalb bestimmen, unter welchen Bedingungen andere Menschen auf ihm wohnen und arbeiten dürfen. Diese Erkenntnis haben sich in schnell steigendem Maße die schlausten, rücksichtslosesten und geldmächtigsten Kreise zunutze gemacht. Teilweise traten sie in der Form von ‚Terraingesellschaften‘ auf: Berlin hatte im letzten Friedensjahr deren 76 — teils in Form von einzelnen Großunternehmern. Ihrem Einfluß gelang es nur zu oft, die öffentliche Meinung dafür zu gewinnen, die Bebauungspläne und die Bauordnungen so zu gestalten, daß die Mietskaserne, das Grab der Volkswohlfahrt, im kaiserlichen Deutschland immer schneller der Typus der neuen deutschen Städte wurde. Die Behausungsziffer, d. h. die durchschnittliche Bewohnerzahl eines Hau-

ses, beträgt z. B. in Breslau 52, Charlottenburg 60, Berlin 77. Andere Länder mit ähnlicher wirtschaftlicher Entwicklung, aber mit anderem Boden- und Steuerrecht, zeigen wesentlich andere Zahlen. London mit seinen 6 Millionen Einwohnern hat eine Behausungsziffer von nur 8, Manchester von 5, Birmingham von 5, Brüssel von 9, Gent von 5. Nicht mit Unrecht hat man erklärt, daß in dem Weltkrieg die Kinder des Einfamilienhauses gegen die Kinder der Mietskaserne rangen" ...

*

Das deutsche Gymnasium

In den Zeitungen ist seit längerer Zeit des öfteren vom „deutschen Gymnasium" die Rede. Über das, was unter diesem Namen zu verstehen ist, scheint man sich noch nicht ganz einig zu sein. Nach den Berichten über die Reichsschulkonferenz ist das „deutsche Gymnasium" wohl als Ersatz für die bisherigen Lehrerseminare in Aussicht genommen worden. Aber von dem Sachlichen ganz abgesehen — eins ist doch sicher: das „deutsche Gymnasium" soll eine bewußte Abkehr von dem heute — mit welchem Recht, wollen wir dahingestellt sein lassen — so stark verfemten humanistischen Gymnasium und seiner Altertumskunde sein. Seine Eigenart soll in stärkerer Betonung der Deutschkunde, Kulturkunde und verwandter Fächer liegen, während dem Zeitalter der Griechen und Römer nur historisches Interesse zugebilligt wird. Was soll dann aber die Bezeichnung „Gymnasium", ein dem Griechischen entlehntes Wort, dessen Bedeutung sich mit dem heute Gewollten zudem nur in äußerst geringem Umfange deckt? Wenn man das Wort „Hochschule" zur Vermeidung von Verwechselungen nicht gebrauchen will, so genügte doch vielleicht einfach „deutsche Schule" oder „deutsche Oberschule". Sicher ließe sich eine treffendere Bezeichnung finden als das in diesem Zusammenhange völlig widersinnige „Gymnasium". Übrigens ließen sich über das „Lyzeum" und „Oberlyzeum" ähnliche Betrachtungen anstellen. Nur wird es schwerer sein, ein schon eingeführtes Wort abzuschaffen als bei einer Neugründung vorzubeugen. Fr. Schn.

*

Gartenschönheit

Der weithin bekannte Blumen- und Staudenzüchter, ja Gartenkünstler Karl Förster wirft in der Augustnummer der „Gartenschönheit" die Frage auf: „Ist diese Schönheit nur für die Wenigen zu schaffen oder —?" Und dieser Fachmann antwortet: „Die große Gotteserde ist reich genug, um jedem ein Häuschen und genug Gartenland für ein herzhaftes Gartenleben zu ermöglichen. Alle 1600 Millionen Erdbewohner können nebeneinander auf einem Teil des Bodensees stehen, der auf dem Globus kaum sichtbar verzeichnet ist. Es kommt nur auf die Beseitigung der künstlichen Ausgleichshemmungen an; nur künstliche Freiheiten und Schranken haben den Wahnsinn heutiger Großstadtformen ermöglicht und erzwungen, und die rechte Verschmelzung, die selbst zwischen Land- und Gartenleben und Industrie möglich wäre, unterbunden.

Wenn man jeder Berliner Familie zwei Morgen Landes gäbe, so würde nicht, wie viele annehmen möchten, die halbe Mark Brandenburg, sondern nur ein Zehntel, die Fläche innerhalb eines Kreises mit dem Radius Berlin—Potsdam gebraucht."

In der Schilderung der Gartenschönheit, beim Übergang vom Hochsommer zum Spätsommer, findet Förster geradezu dichterische Töne:

„Wie reizend, vor seinen Fenstern einen alten Apfelbaum zu haben; es steckt in diesem Baum und in dieser Frucht etwas wunderbar Kontemplatives und Erhabenes. Der Anblick ist solch Gradmesser des reifenden, steigenden Jahres und schenkt uns wundersames Welt- und Sommergefühl. Wenn die Früchte groß und farbig werden, wirkt der Behang noch reicher; die Äste wiegen die edlen Lasten immer gewichtiger; etwas in der Seele scheint mitgewachsen in diesen heißen, lebensschweren Sommerwochen. Es gibt so Gottesbäume, wie es auch Gottesvögel gibt, Amseln, Schwalben, Lerchen. Das Hinaustreten aus dem

Hause in den Garten hat ewig wieder jenen wunderbar entspannenden Reiz, der sich nie abbraucht und immer etwas von der Seligkeit behält, mit der es uns schon als Kind erfüllte; Gartenfreude nach geistiger Anspannung wirkt wie ein linderndes Bad.

„In jedem Monat hat der Balsam der Luft und das Sonnenfeuer eine besondere Eigenart. Jetzt liegt in Luft und Sonnenlicht ein großes, zeitloses, ehernes Reifen. Das Laub hat noch seine volle Herrlichkeit und der Abend versenkt den phloxbunten Hochsommergarten schon in fast herbstliches Dunkel und Sternengeflimmer, während seine Blütensträuße in der Wohnung schon lampenhelle Stunden schmücken. Nach Regen mischt sich nachts schon die Luft, eine Vorahnung jener fruchtbaren, herbstduftigen Feuchte und Reife, die unsere Blumenempfänglichkeit am stärksten reizt und monatelange Herbstblumenfreude umwittert. Die Ebereschen leuchten schon am blauen Himmel über goldgelben Blütenmassen, und noch ertönen letzte Amselklänge. Frühling und Herbst reichen sich wehmütig, festlich über den Sommer hinweg die Hand. Die Zeit der Garben ist bald vorüber, und die Pflaumen-, Pfirsich- und Brombeerernte beginnt. Die Dahlien blühen täglich reicher auf, jedes Jahr froher begrüßt in ihren immer frischeren, leuchtenderen Farben, ihr Flor ist den derben oder müden Tönen und allen möglichen anderen früheren Dahlienfeldern ganz entrückt. Die krachende Schönheit der großen Gladiolengruppen wird alljährlich aufregender; ihre neuen Steigerungen erheben die Pracht dieser Staude allmählich über alle Garten- und Gewächshausblumen“...

Man muß abbrechen... Möchte die Freude an dieser Offenbarungsform der Schönheit immer allgemeiner und — immer mehr möglich werden!

*

Georgica

So heißt eine Prosaschrift (Heidelberg 1920) über IHN, den Meister, von einem ungenannten Schüler. Wer ist ER? Frage nicht, Freund: errate aus dem Titel! „Hier ist der Führer, mit dessen Existenz ein neues Lebensgesetz anhebt; hier ist ein Kosmos, möge er als weltliches oder als geistiges Reich, heut oder nach Jahrhunderten(!) sich entfalten; hier sind alle edelsten substantiellen Kräfte, aus denen Europa lebte, noch einmal, als in seinem letzten Ritter, verkörpert; hier ist Hellenentum, wieder erstanden aus der gekreuzigten Menschheit“... „Wo aber der Dichter — seit Jahrhunderten zum erstenmal (!) — das Szepter ergriffen, da ziemt Ehrfurcht und Glaube“... „Nietzsche hatte den Boden aufgepflügt; in die gelockerte Erde senkte George die Saat eines neuen Menschentums. Hält man Georges Bild vom Menschen gegen das letzte gestaltete und positiv bestimmte Menschheitsideal, das wir haben, gegen die Persönlichkeit im Goetheschen Sinne, so erschrickt man fast über den Hauch klassizistischer Blässe, den eine solche Zusammenstellung über die Goethe-Schillersche, der Aufklärung entstammende Humanität wirft“... „Dagegen ersteht bei George ein Idealbild des Menschen, welches — seit den Zeiten des Rittertums und des Altertums zum erstenmal — heldisch und daher in erster Linie das Bild des Mannes ist“... Goethes „letztes Wort“ heißt nur „Entsagung“, dagegen George steigt höher zur „Erfüllung“... Die „Prophetenluft“ in George rückt ihn „in die Nähe der Vorsokratiker und des Platon, des Jesaias und Jeremias“... „George ist der größte Realist, den Deutschland je besessen“...

Wir achten wahrlich das seltene Gut der Ehrfurcht. Wenn aber in solcher Weise ein Meister der Stilisierung ins Kosmische stilisiert wird, so ist die Grenze des guten Geschmacks überschritten. Maß, Zeit, Raum verschwinden im Nebel. Die größten Bergspitzen der geistigen Menschheit (Dante, Plato, Shakespeare, Goethe) werden bei dieser Geschichtsstilisierung nur noch eben gesehen, um vergleichend den Einzigen zu schmücken...

Es ist die psychische Erkrankung der George-Schüler, die uns diesen vornehmen Lyriker nach Kräften verleiden. Man ist versucht, neben das Wort Georgica das Wort Paranoia zu schreiben...

*

Tristan und Tantris

Zu lesen steht im hübsch und kostspielig gedruckten (reizende Bildnisse!) Programmheft des „Kaufmännischen Vereins Regensburg" folgende Weisheit: „Ernst Hardt ward oft mit dem großen Olympier Goethe verglichen (!). Noch mehr tauchen natürlich grade in letzter Zeit solche Vergleiche auf, seit Hardt nun auch noch den äußeren künstlerischen Wirkungskreis Goethes als Generalintendant des Deutschen Nationaltheaters zu Weimar übernommen hat (!) ... Zu geradezu gewaltiger dramatischer Bühnenwirkung hat er die Stoffe alter germanischer Heldensagen gestaltet ... ‚Tantris der Narr' ward vielen damals Erlebnis. Das Unmögliche, hier ward's zur Tat. Allein durch das gesprochene Wort vollbrachte Hardt in seinem ‚Tantris' gewaltigere Wirkungen als Richard Wagner mit seinem ganzen ungeheuren Tonapparat in ‚Tristan und Isolde'. Für alle Musiker und musikalisch empfindsamen Naturen, besonders aber für alle Wagner-Verehrer, denen ‚Tristan und Isolde' der unüberwindbare Höhepunkt dramatischer Gestaltungsmöglichkeit war, galt es von da ab umzulernen. Der große Bayreuther Meister hatte in Ernst Hardt seinen Meister gefunden" ...

Nein, nein, ihr Regensburger Kaufleute, so darf man wirklich nicht seine Vortragenden anpreisen!

*

Deutschlands Verwilderung

Einbruch in die Fürstengruft zu Weimar und ins Tiefurter Schlößchen, Beschmierung des Gedenksteins in Goethes Garten, Beschädigung von Herders Ruh', schwere Bluttat in der Villa des Admirals Scheer zu Weimar am hellen Nachmittag, Raubmord auf der Karolinenpromenade mittags zwölf Uhr ... Das sind nur ein paar Tatsachen aus nächster Nähe ...

Kürzlich, in Thüringer Sommerfrische, bitte ich im Gasthof, der noch erwartete Omnibus-Kutscher möge meinen Koffer bis an mein Quartier fahren, es werde an einem Trinkgeld nicht fehlen. Er tut's natürlich nicht. Ich gehe endlich selbst hin, finde wenigstens meinen Koffer, zahle den willkürlich zuviel verlangten Preis und frage, ob mir ihn jemand tragen könnte. Ein etwa zwölfjähriger Lümmel lehnt an der Tür. „Geh du mit", sagt der Oberkellner. „Hab' keine Zeit", ist die verächtlich-bequeme Antwort. So trug ich denn den Koffer selber durch die Nacht und trug ihn am andern Tag eine Stunde weit zum Bahnhof. Ein Gefühl des Ekels verbot mir, jenen „Gasthof zur Post" noch einmal als demütiger Bittsteller zu betreten.

Ich erzählte dies meinem Hauswirt. „Mit meinen Dienstboten erlebte ich dasselbe", erwiderte er. „Ich verkaufe mein Haus wieder; meine Nerven sind dem Kampf gegen Untreue, Frechheit und Liederlichkeit nicht mehr gewachsen. Eine nach der andren mußte ich wegschicken. Der letzten gab ich — fast schäm' ich mich, es zu sagen — 180 Mark monatlich, wozu sie noch Trinkgelder bekam. Und doch hat sie mich bestohlen!" ...

„Sie kommen doch nun in geordnete Verhältnisse", sagte ich gesprächsweise zu einem Schweizer, der sich bei mir verabschiedete. — „Ja," sagte er, „nicht daß ich mich ordentlich satt essen kann, freut mich, sondern daß ich mein Handgepäck irgendeinem Träger anvertrauen kann, ohne Veruntreuung befürchten zu müssen. Das drückt mich hier in Deutschland am meisten nieder" ..

So sieht es jetzt in Deutschland aus. Unser sittliches Empfinden ist verseucht bis in die Knochen. Ihr jungen Deutschen, schwatzt uns nicht vom Gegensatz von „jung" und „alt"! Der große Gegensatz, der durch dieses vom Parteihader zerrissene Volk geht, ist treu oder untreu, Schuft oder Nicht-Schuft. Legt daher alle Wucht auf die sittliche Erneuerung!

*

Gegenseitige Hilfe

Das jetzt überall umlaufende Wort vom „Kampf ums Dasein" — wie hat man es seit Darwin unsren Kindern eingepaukt! Als wäre dies ein oder das Grundgesetz der Natur

und der Menschheits-Entwicklung! Aber es ist eine Lüge, mindestens eine gefährliche Halbwahrheit — wie Wolfgang Kraus in der Zeitschrift „Die Räder" ausführt:

„Wir sollen als unzerstörbare Zuversicht in die jungen Menschenseelen den Glauben an die Wahrheit der gegenseitigen Hilfe pflanzen. Nicht nur, wo der Feind steht, gilt es zu zeigen, auch wo der Freund winkt, soll im Bewußtsein lebendig bleiben. Jede Religion beruht auf dem Grundsatz der Liebe, der gegenseitigen Hilfe; doch das Verdienst, diesen Grundsatz für das politische und wirtschaftliche Leben der Gegenwart von neuem zur Geltung gebracht und der Verwirklichung näher geführt zu haben, gebührt dem Sozialismus. Allzu befangen war die gebildete Welt in dem Wahn, der Kampf ums Dasein sei die natürliche Form der menschlichen Entwicklung; und besonders Darwin und seine Schüler haben dieser Anschauung eine Stütze im Vergleich mit der Natur zu geben versucht, indem sie lehrten, daß auch die Tierwelt vom Kampf ums Dasein beherrscht sei. Einer frißt den andern ... Eine entsetzliche Weisheit, — aber nicht Weisheit, denn sie ist eine Lüge. Das größte wissenschaftliche Verdienst des alten Vorkämpfers der russischen Revolution Fürst Peter Krapotkin, ehemaligen Gardeoffiziers, dann Forschers und Gelehrten, Sozialisten und Revolutionärs, der als Revolutionsveteran noch die vom Zarenjoch befreite Heimat vor seinem Tode grüßen durfte, eines der reinsten Menschen, die gelebt haben: — sein Verdienst ist der aus eigener Beobachtung gestützte und begründete Nachweis, daß nicht der Kampf ums Dasein die treibende Kraft der Entwicklung ist, sondern vielmehr die gegenseitige Hilfe. Eine Erhaltung der Arten ohne die starken geselligen, man darf sagen, sozialen Instinkte der Tiere wäre nicht möglich. Krapotkin teilt seine auf vielfachen Reisen durch ganz Asien gemachten Beobachtungen darüber mit, wie durch die ganze Tierwelt dieser Zug der Hilfeleistung geht, Hilfe nicht etwa nur gegen andere feindliche Tiergattungen, sondern vor allem gegen die Feindschaft der Natur, gegen Wetter, Wasser, Frost, Dürre, kurz gegen alles, was die Fortpflanzung und den Bestand der Art gefährdet.

Sollte dem Verstande des Menschen versagt sein, was der Instinkt des Tieres vollbringt? Lehrt nicht der Aufbau der Menschheitsgeschichte von der Familie über die Sippe, die Gemeinde, den Stamm bis zum Staat allenthalben das heilige Gebot der Hilfe?"

*

Siedlungs- und Seelengemeinschaft

Immer wieder bricht es durch: eine Siedlungs- oder Lebensgemeinschaft, die nicht zugleich Seelengemeinschaft ist, bricht zusammen, weil sie gemacht und gedacht ist, nicht gewachsen. So gibt der Schwabe Friedrich Schöll Rundbriefe heraus („Der Erlösungsweg", Stuttgart-Ostheim, Landhausstr. 223) mit dem Grundton: wir sind noch viel zu stark auf Verstandes- und Begriffsglauben, auf Meinungen und Systeme eingestellt.

„Das Denken trennt uns, das Leben vereinigt uns. Erste Voraussetzung für unsere künftige Gemeinschaft ist also Freiheit des Denkens unter der Oberherrschaft des Lebens. Wir müssen fähig sein, das Gute und Wertvolle überall anzuerkennen und in uns als lebendigen Baustein einzufügen, wo wir es irgend finden mögen. Wir müssen die geistige Engherzigkeit überwinden. Wir wollen glühenden Herzens an das Leben glauben, denn im Leben offenbart sich Gott. Der Begriff „glauben" soll darum für uns einen ganz anderen Sinn haben als für die auf Verstand, Lehrmeinungen und Begriffe eingestellten Menschen. Glauben soll für uns bedeuten ein starkes und frohes Vertrauen auf den Sieg des Lebens über das Tote und über den Tod. Glauben ist uns also zunächst Auferstehungsglaube, d. h. ein Wissen unseres Herzens um einen göttlichen Heilsplan und bedingungsloses Vertrauen auf einen göttlichen Willen zur Durchführung dieses Heilsplanes bis zum siegreichen Ende" ...

Zugegeben! Und ebenso das Folgende: „Die geistige Liebe, der eigentliche ‚Pietismus‘, die fromme Verehrung des heilig reinen Lebens umfaßt fröhlichen, warmen Herzens alles und hat eine feine Empfindung dafür, was dem göttlichen Wesen, dem Christusgeist, entspricht und was ihn hemmt. Wir müssen größer, freier, reicher an Liebe werden, dann ist unser Herz weit offen für den neuen Christusgeist“ ...

Sofort hinterher kommt er aber leider selber ins Begriffliche und zerlegt, was „arisch“ und was „christlich“ ist, gegenüber der „semitisch-römischen zweitausendjährigen Durchgangsstufe“ (!) — gerät also in den jetzt vielfach üblichen religionsphilosophischen Dilettantismus so mancher wohlmeinender Lebensreformer, statt als Dichter oder als Tatmensch Leben zu gestalten.

*

Der Untergang der Seele

In einem seiner Aufsätze — die neulich erschienene Sammlung heißt „Mensch und Erde“ (München, Georg Müller) — entwirft Ludwig Klages ein packendes Gemälde von den „geradezu grauenvollen Verheerungen der modernen, vom blinden Machttaumel besessenen Zivilisation“ und jenes sogenannten „Fortschritts“, der die Seele zermalmt. Und er faßt sich dahin zusammen: „Eine Verwüstungsorgie ohnegleichen hat die Menschheit ergriffen, die Zivilisation trägt die Züge entfesselter Mordsucht, und die Fülle der Erde verdorrt vor ihrem giftigen Anhauch. So also sehen die Früchte des ‚Fortschritts‘ aus! Wie ein fressendes Feuer fegte er über die Erde hin, und wo er die Stätte einmal gründlich kahl gebrannt, da gedeiht nichts mehr, solange es noch Menschen gibt! Vertilgte Tier- und Pflanzenarten erneuern sich nicht, die heimliche Herzenswärme der Menschheit ist aufgetrunken, verschüttet der innere Born, der Liederblüten und heilige Feste nährte, und es blieb ein mürrisch-kalter Arbeitstag, mit dem falschen Flitter lärmender ‚Vergnügungen‘ angetan. Kein Zweifel, wir stehen im Zeitalter des ‚Untergangs der Seele‘ ...“

Wie sang Wildenbruch, der einst — es war 1889, also ein Jahr vor Bismarcks Entlassung — grade von Deutschland Seele oder die eben genannte „heimliche Herzenswärme der Menschheit“ erwartete?

„Wo ist sie hingegangen,
Die große, stille Macht,
Die eines Volkes Seele
Der andren nah gebracht? ...

Die Welt, die große, reiche,
Ward öde, arm und leer:
Die Welt hat keine Seele,
Sie hat kein Deutschland mehr.“ ..

*

Zweierlei Wartburg-Festtage

Als sich beim „Deutschen Jugendtag“, der anfangs Oktober in Eisenach stattfand, das Gotteshaus nach dem Festgottesdienst leerte und die jugendlichen Gruppen sich ordneten zum Aufstieg auf die Wartburg, ereignete sich ein Zwischenfall. Dieser Zwischenfall kennzeichnet den großen Riß, der durch das deutsche Volk geht. Starke Arbeitermassen rückten heran, suchten den Festzug dieser nationalgesinnten Jugend zu sprengen und die schwarzweißroten Fahnen zu zerreißen. Es entstand eine wüste Schlägerei. Und wie immer in solchen Fällen: der Bericht sagt das geläufige „Die Polizei war machtlos“. Auch die Bataillonskapelle wurde von den Sozialisten am Spielen verhindert. So zog denn der zerrupfte Zug ohne Musik auf die Wartburg, wo die zum Teil zerfetzten Fahnen wieder hervorgeholt und entfaltet wurden. Es nahmen etwa 3000 Personen teil; Admiral Scheer hielt die Festrede ...

Welch eine andre Stimmung einst vor hundert Jahren, als die Bürger von Eisenach einmütig mit den Burschen auf die Wartburg zogen an jenem 18. Oktober 1817!

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Str. 69
Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart



Simeon W. Steinhausen

Beilage zum Türmer



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

23 Jahrg. Dezember 1920 Heft 3

Das Weihnachts-Geheimnis

Von Friedrich Lienhard

Geburt und Tod sind Grundtatsachen der Menschheit. Darin aber unterscheiden sich die Menschen: ob sie beides im Lichte der Ewigkeit zu erschauen fähig sind oder nicht.

Durch das Mysterium von Golgatha ist der Tod von den Flammen ewigen Lebens überwunden und zur Auferstehung verklärt worden. „Unverbrennlich steht das Kreuz", triumphiert Novalis. Doch ebenso kann man sagen: unverbrennlich steht die Krippe. Ein Lichtschimmer geht von der Krippe aus; und ein noch gewaltigeres Licht umstrahlt das Kreuz, dieses Sinnbild des besiegten Todes. „Euch ist heute der Heiland geboren", heißt es bei jener ersten Lebensverkündung; und hier, am Ostermorgen, hören wir etwas nicht minder Lebendiges: „Der Herr ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden."

Dort wie hier strahlt Ewiges in die Zeit herein, hebt die Dumpfheit und Enge der Zeit und des Raumes auf, erweitert sie zur Ewigkeit. Diese Lebensberührung, aus der sich ein gleichsam elektrisches Aufblitzen ergibt, ist das Ereignis von **Bethlehem**. Die Himmel öffnen sich. Die Nacht wird Licht. Engel kommen zu den **Hirten** und zu den Tieren: also zu den allereinfachsten Daseins-Zuständen dieses **Planeten**. Und wie rührend, wenn man es recht bedenkt: die Hirten werden des **Anblicks** der Engel gewürdigt, die Gelehrten und Könige aus dem Morgenlande **sehen nur** eine allgemeine Lichterscheinung, einen astrologisch berechneten **Stern**. **Und nun** sammeln sich Hirten und Herren um das Lichtkind: um die heilige

Familie. Auch hier ist die Familie die Kernzelle, der Behälter des ewigen Lichtes, dessen Wesen und Wirkung Liebe ist.

Daß neben den Hirten und Weisen auch Tiere dabei sind, ist ein besonders zarter Zug. Im achten Kapitel des Römerbriefes spricht einmal Paulus vom „ängstlichen Harren der Kreatur": sie „sehnt sich mit uns", sie „will frei werden von dem Dienst des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes". Dieses Gefühl unsrer Einheit mit der gleichfalls zu erlösenden, zu läuternden, emporzusteigernden Natur ist wundervoll. „Das ängstliche Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes": auch in uns selber harrt das Tier auf Erlösung. Auch in uns selber will alles zeitlich Beschränkte zur Ewigkeit werden. „Wem Zeit ist wie Ewigkeit, und Ewigkeit wie Zeit, der ist befreit von allem Streit", so formuliert Jakob Böhme dieses Zusammenfließen von Zeit und Ewigkeit.

Die Erlösung von der Zeit, der Eintritt in ein überzeitliches „Heute" blitzt in Bethlehem auf. Ein Kind kommt aus der Ewigkeit und erweitert dieses enge Dasein zum Reich Gottes. Denn hier ist nicht mehr Raum und Zeit das Mächtige: hier ist Symbolik, hier ist Geist. Das großartige „Euch ist heute der Heiland geboren" gilt überall und immer, wo sich Dumpfes in den Zustand der Liebe erhebt und damit der Macht von Zeit und Raum entzieht. Mein Leib kann altern und vergehen: meine erwachte Seele nie. „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde": dem Seligen erst recht nicht. Nur der Unselige sehnt sich mit „ängstlichem Harren" heraus. Nietzsche hat recht:

„Weh spricht: Vergeh!
Doch alle Lust will Ewigkeit,
Will tiefe, tiefe Ewigkeit"...

Dazu kam die Christuskraft in das Zeitliche, um einen Hauch von Ewigkeit hereinzutragen aus seines Vaters Reich. In der heiligen Nacht berühren sich Himmel und Erde. Die kosmische Liebe greift leuchtend und wärmend in unsre Dumpfheit herab. Uns durchschauert die gewaltige Berührung. Dieses Lichtgeheimnis ist Liebesgeheimnis. Man kann es nicht vernünftelnd erfassen; man kann es nur erleben und weiterstrahlen. „Das innere Licht steht hoch über der viehischen Vernunft", sagt Paracelsus. Er rechnet also auch noch die Vernunft oder, besser gesagt, das Vernünfteln zu jenen Erdkräften, die ängstlich und unerlöst harren.

Wie nötig hat unser hadernd-vernünftelndes Geschlecht das „innere Licht", das göttliche Licht der Weisheit und der Liebe! Wenn ihr uns doch besuchen wolltet, ihr Engel von Bethlehem! Wir sind Hirten in der Nacht...



Die Begegnung

Von Juliane Karwath

(Fortsetzung)

Josefs Familienbild hatte sich sehr gewandelt. Es geschah, daß seine Gedanken während der Heimfahrt immer wieder zu der langen Gestalt des Barons und zu der des Gärtners kehrten, der ihnen mit so seltsam überlegenem Blick entgegengesehen hatte, und zu dem braunen hartäugigen Kinde, das aus dem Entengraben gestiegen war. Was sie im Dorf-Kretscham dann noch erfahren hatten, ließ die Vorstellung immer deutlicher werden, daß diese Ghallauns hier nichts Degeneriertes und Beendetes waren, sondern im Gegenteil noch sehr lebendig. Zu allem gesellte sich noch der Anblick eines kleinen Schildes am Ausgange des Ortes: Josef Ghallaun, Schmiedemeister. Ja, alles hier ringsum war Ghallaun und so oder so damit verknüpft, seit Jahrhunderten lebte das und lebte noch Jahrhunderte weiter.

Josef sprach betroffen über den Zusammenhang alter Familien mit ihrer Erde und über die Zähigkeit solcher Geschlechter. Meinte, daß es seinem Vater und dem Bruder vielleicht anders ergangen wäre, wenn sie noch etwas davon besessen hätten. Michelene war nicht des Glaubens, sie wußte, daß er wirklich war, was er fühlte, aber sie selbst war in diese unverhofften Möglichkeiten, die sich da zu eröffnen schienen, vollkommen versenkt und fuhr überrascht auf, als die Grenzjäger auftauchten und der Zug auf dem kleinen Bahnhof hielt.

Josef schlief in dieser Nacht wieder sehr gut und vermochte fast den Tag nicht abzuwarten, wo er dem Freunde in Niederwiese alles erzählen konnte. Als er dann fortritt, war er in seiner ganzen Haltung, Michelene sah es vom Fenster aus, der künftige Herr von Henningsdorf.

Sie selbst war noch von allem in Anspruch genommen und ging nachher zerstreut durch den Park, wenig von ihm gewahrend. Es war begreiflich, daß dies nun gegenüber dem anderen zu einem — bescheidenen Spiele wurde.

Sie kam in das Kanicht hinaus und dachte flüchtig, daß sich hier wohl eine Spur mährischen Wesens zeige. Sie überging das, was ihr die Fahrt an Sprach- und Volkswandlung gezeigt zu haben schien, alles war noch zu keiner sicheren Erkenntnis geworden. Aber sie fühlte, wie alles auf sie wirkte, wie dieses, von dem sie vor einem Jahre noch keine Ahnung gehabt, sie mit unerbittlicher Festigkeit und Unumgänglichkeit an sich zog. Was würde kommen ...? Nicht alles war mehr hoffnungslos.

Die Zukunft hatte sich aufgetan — — —

Ihre Gedanken brachen ab.

Sie sah von den Feldern her Reits zu Pferde kommen.

Und plötzlich empfand sie, daß ... nichts in ihr zu Ende war. Daß die Einbildung eines Maiabends nicht vergangen war. Daß noch immer in ihr lebte, was jene rätselvolle Stunde in ihr geweckt hatte.

Da war er. War der, den sie in der ersten Minute in ihm gesehen hatte. Immer noch jenes Bild, jene unbegreifliche Erinnerung.

Er hielt neben ihr, sprang ab.

Sagte, daß er durch die Verwandten von ihrer Reise gehört habe. Sie sah ihn an, sie wußte nichts mehr davon. Nichts mehr von dieser Fahrt. Erloschen war in in ihr die steile Tannenbergwelt. Nichts war mehr da, als dieses, das um sie klang und zitterte, das Melodie und Rhythmus war, Erinnerung aus dem Tiefsten heraus.

Und sie fragte: „Könnte es wohl sein, Herr von Reits, daß wir uns anderswo ... begegnet sein könnten?“

Sie sah etwas wie ein Zucken durch seine Augen gehen. Instinktiv forschte es in ihr: Wie ist er? Wie lebt er? Was denkt er? Und fühlte doch, daß dies alles auf dem Grunde ihrer Seele als unumstößliche Gewißheit stand.

„Es kann nicht sein, daß ich Ihnen anderswo einmal begegnet bin, gnädige Frau,“ anwortete er, „und wir sind uns auch nicht anderswo begegnet.“

Wieder glitt jenes Eigentümliche durch seinen dunklen Blick, und sie sahen einander wieder forschend an, und sie dachte: Was ist es denn, das mir an ihm so entgegensprang? Was ist, daß von ihm zu mir geht und — umgekehrt?

Sie spürte es doch. Dieser wäre hier nicht mit ihr durch die staubige Vorstadt gegangen, wenn nicht noch anderes gewesen wäre als jene Bekanntschaft vor drei Tagen.

Flüchtig glitt Schloß Henningsdorf noch einmal als fernes Bild durch ihren Sinn, währenddem stellte er herkömmliche Fragen, es war aber auch, als wisse er alles über sie.

Dann und wann begegnete ihnen jemand, aber die Leute, so schien es auf einmal, verwandten keinen Blick auf sie, es war, als ob sie in diesem Hohlweg zwischen der Parkmauer und den Gartenhecken wie in einer Straße wandelten, die ihnen genau bestimmt und vorbehalten war.

Was war ihnen noch bestimmt und vorbehalten?

Schrecken glitt durch Michelene, die klägliche Gestalt Josefs und das Bild der schönen Frau zeigten sich.

Dann aber riß sie sich von diesen Dingen zurück und gab sich an den Augenblick, und sie verplauderten diese halbe Stunde, immer an der Mauer hin und her gehend, mit naheliegenden Dingen, in denen doch für den Augenblick keine Gleichgültigkeit, keine Banalität war. Es schien, als ob jedes Wort ein anderes riefe, jeder Gedanke einen anderen, als ob langsam, wie aus einem Brunnen hervortauche, was nun noch gesagt werden müsse. Für das die Zeit gekommen war.

Diese Zeit. Diese Zeit — — —

Dann nahmen sie Abschied.

Und Michelene eilte durch den Park, in dem die Elstern schrien.

* * *

Mitten in der Nacht fuhr Michelene auf.

Josef war nicht da. Er war in seinem wieder neuerwachten Eifer für die Landwirtschaft aus irgend einem Grunde in Niederwiese geblieben und hatte ihr Nachricht gesandt.

Sie war allein.

Ist es nicht immer so? dachte sie.

Ist es nicht vielleicht immer so, wenn man jäh in der Nacht erwacht, daß irgendeine Seele aus weitem einem zuruft? Oder, weil etwas zu uns unterwegs ist ... weil noch ungekannte Botschaft unseres Schicksals uns erreicht?

Sie lag mit weit offenen Augen in dieser Maiennacht.

Draußen war der Park. In dem Geflüster seines jungen Laubes, dem Geheimnis seines eben Werdenden, in dem stummen Prunk seines verborgenen Blühens. Eine ungeheure, unermeßliche Seligkeit war da und ging lautlos strömend auf sie über ... Und jäh fuhr die alte Frage in ihr auf: Wer bin ich?

Ihr ganzes Ich, ihre Seele tauchte auf und trieb in diese graue Maiennacht mit dem zitternden flehenden Rufe hinein: Wer bin ich?

Und schwamm. Schwamm draußen über dem leise hingebreiteten Tal mit den grauen Wiesen und den dämmernden Blütenbäumen und empfand den riesigen unermeßbaren Nachthimmel und trieb immer weiter, irgendeinem Gestade, irgend welchen Küsten zu, die sich langsam riesenhoch vor ihr wölbten, im Dunklen gleich Türmen aufstiegen, sternenüberflimmert ... und sie fühlte, wie Gewißheit, ungeheure Erlösung nahe war, daß sie waren... Und versank darinnen...

Und als sie die Augen von neuem wieder aufschlug und den Himmel draußen spürte, war es ihr plötzlich, als ob sie in diesen Minuten doch nichts anderes gewesen sei, als ein über und über in Blüten stehender Baum...

* * *

Am anderen Tage kam eine Einladung nach Drosidow.

Josef war eben heimgekehrt, ermüdet, erfrischt und erhitzt. Michelene sah ihn mit heimlicher Spannung an, was würde er dazu sagen? Er sprach nicht viel, aber sie merkte, es würde keine Ablehnung sein, ach nein, er konnte dort nicht absagen und würde nicht absagen: Sonntag fuhren sie nach Drosidow.

Und sie fuhren. Michelenens Herz jubelte dem Weg entgegen, den sie kannte. Ihr war es, als ob geheime Mächte mitflögen. Der Staub flatterte. Die Winterung bekam schon Ähren, Ketten von Weißblühendem liefen Hügel auf und Hügel ab. Über Bretterzäune hing schon das pfingstliche Gelb des Goldregens, und aus den Gärten sah blauer Flieder.

Schloß Drosidow aber stand in dem purpurnen Rot blühender Dornbäume. Rechts und links vom Eingang standen sie gleich brennenden Fackeln. Michelene kam in die Halle und sah Hubert Reits mit seinen Damen und den Zamietzkis, und ihre Blicke erfaßten jäh, daß die Feyerabends nicht da waren. Nein, nicht, die schöne Frau! Und in dem Augenblick wußte sie auch, daß sie nicht hier sein konnte! Sie sah Reits an. Dunkel und grade, begegneten sich ihre Blicke.

Frau von Reits fragte mit dem liebenswürdigsten Interesse nach dem Henningsdorfer, sie kam aller Nachricht wieder mit ihren vielfältigen eigenen Erinnerungen entgegen und zerstreute sie damit. Auch bei Tische, sie speisten in dem Saale, in dem die Bilder hingen, blieb das Gespräch in der Art. Michelenens Blicke hafteten immer wieder auf einer Waldlandschaft, die ihr gegenüber hing, ein sehr altes Bild, ein Dämmern lag darüber, das sie seltsam berührte. Ihre Gedanken spielten, während sie mit den anderen plauderte, im geheimen immer noch um diese Landschaft, und es war ihr fast, als sähe auch Reits unbewußt dahin.

„Woher stammt dies Bild?“ fragte sie ihn endlich, und er antwortete, daß es von einem unbekannten deutschen Meister und schon sehr lange in der Familie sei. Woher es aber rührte, wußte man nicht, auch nicht, ob es etwa irgendeinen Platz darstelle, den die Reits einmal besessen hätten.

Sie maßen Stil und Art des Bildes von neuem und kamen dahin, daß es aus dem Ende des 17. Jahrhunderts und aus der Haarlemer Schule stamme, vielleicht von einem Nachahmer Ruisdaels. In Michelenes Seele hob sich dabei etwas wie ein rätselhaftes Klingen; es gibt Jahrhunderte, in denen man heimischer zu sein scheint und ihrer düster gewohnten Seele schien es fast jenes kampferfüllte, unerlöste zu sein. Etwas an diesen Wipfeln berührte sie. Nun, der Wald: wenn er einmal so gestanden hatte, dann stand er längst nicht mehr.

Und sie, die ihn vielleicht in rätselvoller Vergangenheit geschaut hatten, waren nun hier und sahen von diesem Tische aus über Leinen, Blumen und Silber auf das seltsame Bild ...?

Michelene zuckte zurück, ihr wurde auf einmal offenbar, daß sie sich immer mehr in diese Torheit verrannte, wenn er ihr nahe war. Als ob mit jeder neuen Stunde mit ihm irgend etwas anderes von ... Jenem aus dem Dunkel hervor träte... Was denn noch? Was ... noch? Sie sah ihn verhohlen von der Seite an, im Willen alles Unsinnige abzustreifen, und eben, wie sie sein Profil sah, irgend eine unbegreifliche Linie, da schlug es sie von neuem, da kam wieder diese Gewißheit, dieses ungeheure Erkennen, dieses Nahe, Nahe ... er ... er ...! Ja, wir kannten uns.

Und sie verspürte in seinem ganzen Wesen, so korrekt er war, fühlte dieses lautlose Zugeneigtsein des liebenden Mannes. Sie saß wie in goldenen Dämmerungen, gewiegt, gehalten und immer purpurner quoll es aus den Fernen.

Plötzlich tat Frau von Zamietzki eine Frage nach Frau Maria.

Michelene gewahrte, daß keine Miene an ihm sich veränderte, kein Wort von ihm etwas zu der Situation gab, die die alte Dame eben eifrig darlegte: die Feyerabends waren von einer Verwandten in das Glatzische gerufen worden, es war eine ganz überraschende Sache, auf die sie selbst vorher in keiner Weise gerechnet hatten. Nein, Frau Maria hatte mit Sicherheit geglaubt, an diesem Sonntag hier mit ihnen im Saal sitzen zu können.

Das Gespräch ging noch in dieser Richtung fort und zeigte, wie nahe Maria Langer diesem Hause schon verbunden war.

In Michelene aber triumphierte etwas Lautloses.

Sie mußte fort, dachte sie.

Sie wurde fortgeschoben in dem Augenblick, da ich kam. Sie sah keine Feuer mehr an ihm, als die, die aus den Bewegtheiten dieser heimlichen Augenblicke flossen.

Sie hörte nicht weiter, was über die Rückkehr der jungen Frau gesagt wurde, fühlte nur dieses noch, und alles in ihr war voll blauer heiterer Sonntäglichkeit. Hatte sie dieses Gefühl schon einmal in ihrem Leben gekannt? Nicht damals, da jene erste Liebe vorüberstrich, nicht später, da Josef sich ihr näherte oder da sie mit ihm zusammen war. Nein, dieses festliche, beruhigte unendliche Gefühl war nur einmal ... ersehnt worden oder war ein Widerschein aus einer längst erloschenen ungeheuren Festlichkeit ihres Lebens.

Der Kaffee ward in jenem kleinen Pavillon genommen, der das Kroatenschlössel hieß, und über den Frau von Reits in allerhand Erinnerung schwelgte. Bald aber ging das Gespräch wieder in gesellschaftliche Erzählung über, und drüben waren Josef und Zamietzki in ein landwirtschaftliches Thema vertieft.

Nachher aber, als Michelene und Reits allein durch die Gänge des Parkes wanderten, sahen sie einander an und er sprach scherzend: „Nun wäre es vielleicht an der Zeit, gnädige Frau, daß wir überlegten, wo wir uns schon einmal begegnet sind."

Sie erschrak, obgleich sein Ton nicht anders war, als vorher und er gleich wieder den Blick aufmerksam ringsum gerichtet hielt, um ihr, wie es sein sollte, allerhand Bemerkenswertes zu zeigen.

Sie sprach in dem gleichen leichten beherrschten Tone:

„O, es ist doch nie gewesen, wie Sie selbst sagten, Herr von Reits."

Er blickte sie wieder von der Seite an.

„Vielleicht ... doch —"

„Vielleicht ...?" wiederholte sie lächelnd mitten im grünen Licht eines jungen Buchenhages, „dann wohl in jener ... Waldlandschaft, von der Sie selbst meinten, daß sie vielleicht niemals existierte ...?"

„Sie wird irgendwo existiert haben," sagte er ruhig, „ebenso wie ... wir vielleicht — —"

„Das ist ein kühner Gedanke, Herr von Reits," sprach sie, während ihr Herz schlug, „und er paßt doch vielleicht nicht ganz zu Ihnen."

„Aber gibt es nicht Dinge und Dinge, Menschen und Menschen, bei denen wir dieses Empfinden im ersten Augenblick haben?" fragte er unbekümmert. „Ganze Situationen, die in uns den Gedanken wachrufen: ‚Das erlebte ich schon ... das war schon einmal'..."

„Es soll Täuschung sein," sagte sie langsam, sich gewaltsam zurückhaltend, „ich meine gehört zu haben, daß es auf irgend welchen Funktionen des Gehirns beruht, und daß die Franzosen es ‚das falsche Wiedererkennen' nennen... Also eine Täuschung, bei der wohl ... manches mitspielen wird..."

„Der Wunsch nach Erklärung des ... Unerklärlichen," sprach er zögernd, „vielleicht mag es so sein. Aber warum sollen wir es annehmen? Während ich neben Ihnen gehe, gnädige Frau, habe ich immer wieder das Gefühl wie neulich abends, als die Lichter brannten..."

Ein Schauer glitt über ihre Schultern.

„Aus den Spiegeln brannten", sagte sie scheu.

Er schwieg.

„Vielleicht kommt dies ganze Empfinden nur von diesem einen Augenblick her, der uns noch beherrscht", warf sie hin.

„Aber warum wollen wir nicht dabei ... beharren?" fragte er in etwas leichterem Tone.

Sie erschrak und vor ihr stieg das Unbegreifliche dieser ganzen Lage auf. Dieser Mann, den sie vor wenig Tagen zum erstenmal gesehen hatte, konnte so zu ihr sprechen ...? Aber sie dachte: Ist es nicht bei jeder Liebe so? Ist alles, dieses sonderbare Zueinanderfinden, nicht so oder so ein ... Wiedererkennen...?

„Wohl, es beherrscht uns. Es soll uns beherrschen. Denken wir nicht weiter darüber nach! Denken wir nur, daß es ist!"

Sie lenkte ab, das Gespräch kam auf Persönliches, sie erzählte auf sein verhülltes Fragen von ihren Eltern und wie ihre Jugend vergangen war. Er hörte

zu. Still und aufmerksam. Sie fühlte, wie leidenschaftlich nahe seine Seele diesem kam, das für sie Leid und Einsamkeit gewesen war.

Immer mehr vertiefte sie sich, vergaß Tag und Weg und Augenblick und wußte nur das Unerhörte, daß sie zu jemand sprach, der sie verstand und der sprach, wie ... sie.

Flüchtig erzählte er auch von sich, daß der Vater früh gestorben und er selbst bald zur Landwirtschaft übergegangen sei und sie auch liebe. Nichts mehr. Nichts weiter. Und doch verstand sie alles, und sein ganzes Dasein war ihr deutlich.

Die Reits waren nicht eigentlich schlesischer Herkunft. Vor zweihundert Jahren waren sie noch oben im Osten angesessen gewesen. Ein Vorfahr hatte aber den Schweden gedient und deshalb seine polnischen Güter verloren, die nun einem anderen Verwandten rechtmäßig zufielen. Heimlich war er aber wiedergekehrt, hatte die Wächter bestochen und den Vetter und dessen jungen Sohn überfallen und erschlagen. War dann mit dem Weib des Vetters und seinem Raube nach Holland entflohen. Erst sein Enkel war wiedergekehrt und hatte sich hier im Lande der Kaiserin angesiedelt.

Betroffen blickte Michelene auf Reits, etwas schien vor ihr aufzuzittern, das aber gleich wieder erlosch...

... Ach, war es nicht Wahnsinn, das Ungefähre so auszunutzen ... ! Aus dem Blauen war es gekommen, im Blauen schwamm es noch immer ... das war alles.

Und dieser Tag war mit wie aus dem Ungeheuren gekommen und enthielt noch immer Ungeheures... Immer noch diese Sonnenfeuer, immer noch diesen Frühling.

Sie gingen durch den Park, die anderen hier und da treffend und grüßend, und es war wohl vielerlei, das durchaus Gegenwart war und sie erinnern sollte, aber es berührte sie kaum.

Auf und ab gingen sie und sprachen.

Es war wie ein Schweben im zartesten Licht, ein Getragensein von unendlichen Dingen, tiefstes, fast entrücktes Ineinandersein.

* * *

Michelene war tagsüber so allein im Parkhaus, wie sie bisher gewesen war. Aber in ihr war keine Einsamkeit mehr. In ihr war seltsame Erschlossenheit. Sie wunderte sich selbst, was in all den Jahren in ihr aufgespeichert worden war. Jetzt sprach sie. Sprach sie alles zu ihm, der nicht da war, aber den sie doch fühlte, und der an sie dachte, Tag und Nacht.

Unendliche Stunden verplauderte sie so auf jenem Platze auf der stillen Terrasse, in den Park schauend, der sein Wesen immer mächtiger vor ihr entfaltete. Jetzt war er da ... und sie verstand alles.

Josef blieb manchmal tagelang in Niederwiese. Dann kehrte er wieder unvermutet zurück, müde, reizbar und erschlafft. Trotzdem der Eindruck von Schloß Henningsdorf und dem Henningsdörfer sicher noch nicht vergangen war, kehrte jenes Zwiespältige und Zerrissene, das in ihm war, doch schon wieder zurück, wenn auch zunächst gleichsam nur in flüchtigen Zuckungen.

Er sprach von der Zukunft, ohne sie direkt zu erwarten und doch voll Ungeduld, als ob etwas in ihm jagte. Fragte viel, wie sie sich einzurichten gedächte

und was sie selbst sich erwarte, und sie wunderte sich fast über diese Aufmerksamkeit, die sie nicht gewohnt war und sie doch nicht mehr berührte. Da lag für sie jetzt etwas wie ein Vorhang. Dorthin war ihr Blick abgesperrt.

Eines Abends war Josef eben wiedergekommen und saß nun im beginnenden Dämmern neben Michelene im Gartensaal unter den Spiegeln, die lautlos auf sie schauten. Sprach wieder und wieder nervös von der Zukunft.

Plötzlich aber erschien Aldenhoven. Es war fast, als ob er es abgepaßt habe, daß der Hausherr da sei, denn Michelene hatte ihn, als sie allein war, schon mehrmals abweisen lassen.

Die beiden Herren hatten trotz aller Gegensätze, wie es schien, doch ein gewisses Verständnis füreinander, das Michelene fast überraschte. Es kam aber wohl vor allem daher, daß Aldenhoven ein leidenschaftlicher Jäger war, welcher Passion Josef sich eben wieder einmal zugeneigt hatte.

Aldenhoven ließ aber bald dieses Thema und begann, zu Michelene gewandt, allerlei gemeinsame heimatliche Erinnerung wieder zu heben. Er mußte seine Gedanken heftig daraufhin gesammelt haben, denn er wußte mancherlei, das ihr längst entschwunden gewesen war.

Sie sah ihm ins Gesicht. Fast staunend. Das war der Mann, der sie damals zum Stummsein verurteilt hatte. Der gewissermaßen den Beginn der letzten furchtbarsten Erstarrung gegeben hatte.

Wußte er das überhaupt?

Wie sonderbar war es, daß er nun hier mit ihr zu reden begann. Jetzt war alles Langevergangene auf einmal wieder erleuchtet, jene Stunde am Schachbrett, jener Nachmittag auf dem Hochstein, jenes Sommernachtsfest im Walde.

Jetzt redete er, da anderes redete. Wie sonderbar war das. Jetzt, da ein anderer redete und ihre Seele zu jenem sprach, da erwachte er...

Und Josef auch. Man konnte es fast sagen. Mit einer gewissen unruhigen Spannung sogar.

Michelene saß regungslos.

Da waren die beiden Männer, die sie in die Einsamkeit gestoßen hatten, zusammen bei ihr, und jeder hatte etwas wie einen anderen Willen auf sie gerichtet. Jeder ... suchte sie nun in seiner Art. Jeder sprach zu ihr ... sprach ... jetzt —

Dabei schien es ihr fast, als ob vom Kanicht her über den schweigenden Park hinweg wieder etwas von jenen seltsamen Akkorden käme...

Aber Michelene hörte nicht. Hörte von dem allem nichts mehr und sah auch die beiden nicht.

Ihre Blicke glitten inmitten der steigenden Dämmerung wieder zu den Spiegeln, die sie lautlos umgaben, und hingen fest an ihren dunklen Flächen...

* * *

Nun sollten sie zum Medizinalrat Feyerabend. Es war Gesellschaft dort. Josef war auch diesmal nicht gewillt nein zu sagen, wegen der ländlichen Bekannten nicht, sonst hätte er es vielleicht am liebsten getan. Er sank wieder mehr und mehr in sich zusammen, aber in Michelene regte sich dabei nichts, sie sah ihn wie fast alles ringsum in leisen Nebeln, die es immer mehr verschlangen.

Sie wußte jetzt, was jenes damals am ersten Abend bedeutet hatte: das Vorspiel. Sie wußte, was die wunderbaren Farben jenes Sonnenunterganges bedeutet hatten: den Auftakt. Es ist so, daß alles, was kommt, immer schon in dem Vorhergehenden enthalten ist, daß es leise Übergänge, ständige Verkündigungen gibt, die wir nur zu merken brauchen. Großes war für sie aufgetan worden, das hatte jene seltsame Episode verheißen. Nun wußte sie es.

Zu diesem Abend kleidete sie sich an, wie in ihrem ganzen Leben noch nicht: mit einer suchenden, überlegenden und hoffenden Aufmerksamkeit, nur, daß ihre Gedanken doch dabei im voraus wie zu einem Tore eilten, um dort stumm geschart stehen zu bleiben. Erwartung. Erwartung war in ihr. Das war alles.

Und unter dem Maiengeläute des Abends gingen sie nach dem Hause am Ringe, in dem der Medizinalrat wohnte. Sie schritten die alte Stiege hinauf. Oben brannten Lichter, und durch diese sanfte Helle geleitete sie und die anderen Gäste das alte Faktotum des Medizinalrates mit vieler und gutmütigster Begrüßung. In dem großen Flur hingen schon allerhand Hauben, Schleier, türkische Tücher und Schals. Durch die offenen Türen schallten eifrige Stimmen, und darüber weg kam von den Türmen der Stadt noch immer das Geläute.

— — Es war Mondzeit. Der Mond würde kommen. Der letzte Romantiker sprach mit großer Wichtigkeit davon, als ob er diese Einrichtung besonders bestellt hätte, und führte alle seine Gäste an die Fenster und wies ihnen den blausilbernen Osten.

Ein Bändchen steckte verheißungsvoll in der Tasche seines Bratenrockes: seine Balladen.

Da war Frau Maria.

Grade sahen die Frauen einander an, aber Michelene merkte bald, daß der Blick der anderen wieder über sie hinwegglitt — wie in glücklichster und zuversichtlichster Erwartung.

Es kamen wohl alle, die hierher zu kommen gewöhnt waren, auch verschiedene vom Lande, an Michelene glitten wieder Namen und Gestalten vorbei. Sie sah auch Aldenhoven. Also auch hier war er. Aber alles blieb Schemen und Spuk. Alles in Michelene war jetzt steil aufgerichtet. Alle Gedanken lehnten gleichsam vorgebeugt am Tor und drohten es zu erbrechen. Und tief in ihr trieb noch etwas, noch irgend etwas ...

Da waren auch die Zamietzkis, die sich zu ihnen gesellten. Was sprach die blonde Frau ...? Michelene sah sie starr an, sie dachte plötzlich: ob in dieser jemals solche Gedanken waren wie in mir? Ob sie in ihrem ganzen Leben nur Sekunden hatte, wie ich jetzt Stunden und aber Stunden erlebe? Ja, warum ... jetzt kam es wieder ... warum ist das alles so seltsam verteilt, wie nach unbekannten Vorspielen ... wie nach Stichworten, die im Unbekannten längst gefallen sind... Warum den einen alles in Sicherheit und Aufrichtigkeit gelöst und warum den anderen immer nur das Vage und Verborgene und alle Seltsamkeit der Erschütterung? Warum den einen dieses, warum so vielen dieses und mir ... und mir ...

Das, dachte sie.

Und sah sie kommen: die schöne alte ahnungslose Frau, ihr sogleich zulächelnd, aber doch ... Michelene gewahrte es ... mit jener Leere, die oberflächlichstes

Interesse zeigt, mit jener gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit, gegen die sich alles, was in Michelene war, von neuem wieder auftat als namenloser Abgrund...

Ihre Augen sahen ihn.

Und alle Gedanken in ihr ließen wieder ab und standen ruhig, wie gelähmt, beschwichtigt oder wie in einem seltsam blauen Licht... Vielleicht empfand Michelene dabei den Mond, der sicherlich schon draußen stand und seine Strahlen unmerklich herüberschickte?

Nur wenige Worte konnten sie sprechen, ihr war es fast noch lieber, und in ihr stand noch immer lautlos geschart in ruhigster Erwartung alles Denken.

Zamietzki führte Michelene zu Tische, wie sich es auch durchaus schickte. Sie saß aufrecht, die Augen vor sich hingerichtet. Mit einer gewissen ruhigen, abgewandten Kühle empfand sie seine Gemeinplätze, seine landläufigen Redensarten und gewohnten Entscheidungen. Das alles war für sie ebenso aus aller Peinlichkeit gerückt wie ... Josef.

Der alte Herr rührte strahlend an sein Glas.

Eine lange Romantikerrede. Von Mondschein und Zauberlaternen, Wiesenmatten und Blütenbäumen. Und daran geknüpft die Kunde, daß man diese Zaubermondstunden heute zum Tanzen benutzen wollte.

Etwas in Michelene erschrak eigentümlich. Sie hatte noch nie getanzt. Und unwillkürlich glitt ihr Blick zu Aldenhoven, der einst jedem Tanze mit ihr ausgewichen war.

Und nun wußte sie, was kommen würde. Und fühlte, daß es lange schon, da noch alles in ihr in Grübeln und jenem Erwarten erstarrt war, gewußt hatte.

Sie sah zu, wie das Klavier geöffnet, die Lampen hinausgetragen wurden. Draußen stand es blau auf dem Marktplatze, so hoch war der Mond nun gestiegen.

Ein Spieler tauchte auf.

Er schlug an.

Auch dieser Ton flog durch Michelene wie aus unendlichen Gründen, wo er geschlafen hatte, aufgescheucht. Es waren nicht jene langsamen Akkorde, die damals ihre Wiederbegegnung mit Aldenhoven begleitet hatten, es waren nicht Töne, die an ihr vorbeigeglitten waren, wenn sie mit Josef ihnen von weitem lauschte; es waren die, die schon immer in ihr gewartet hatten, die ihr Sein in sich hielten.

Da stand Reits vor ihr.

Und sie tanzten.

Sahen nichts von allem ringsumher. Sie fühlte: nichts davon. Und hielten sich, wie sie beide noch nichts gehalten hatten, und tanzten in diesen Mondschein hinein, wie in ihr Schicksal, in ihr Leben. Und es tauchte auf, erst unbestimmte Umrisse nur, hin und her geschleudert von den Wogen dieser triumphierenden Musik ... fern die Lichter im Spiegel aufleuchtend und zurückblitzend ... nahe etwas, das tief in ihnen war und dem sie doch entgegenschwebten ... das sich immer mehr auf sie herabsenkte... Sie waren nicht hier, nicht in diesem Saale, nicht in dieser Zeit, nicht unter diesen Menschen... Staub waren die, Schemen waren sie ... lebendig war nur das, was sie in sich und ineinander fühlten und immer deutlicher wurde ... diese blaue Nacht, die doch nicht diese war, die sie umgab... Nicht der Ort, nicht die Menschen, nur dieser blaue Mondschein, aus

dem die Takte dieser Musik fielen, wie aus einem ungeheuren Liede der Vergangenheit.

Immer noch Tanz. Immer noch Schweben. Kein Aufhören. Ein immer leidenschaftlicheres Sichergeben und Erzwingen und Wiedererleben uralter Dinge... Immer nur eines: dieses Dringen durch die Schleier, die immer mehr vor ihnen zurückwichen, dieses unendliche Erkennen: du bist es. Du bist es.

Dann schwieg die Musik.

Die anderen fuhren dazwischen, Michelene sah Gesichter, einmal auch den erblichenen Schatten der Frau Maria. Was hat sie für schwarze Augen, mußte Michelene denken.

Dann sah sie Aldenhoven. Ach, Aldenhoven. Auch sah sie einmal Josefs Züge mit einer peinigenden Deutlichkeit.

Sie glitt darüber weg, und es waren doch so viele andere, die sich um sie drängten, und mitten darin spürte sie doch immer nur jene ... Mondnacht und jenen ... jenen ... einen.

Und sie tanzte mit vielen, auch mit Aldenhoven und sah seinen bittenden sehnsüchtigen Blick, und die so vieler anderer, und wieder war es ihr, als ob ein altes Märchen sich vor ihr höbe, wieder, als ob Erinnerung auch aus sachten Nebenbildern steige ... einmal war es wohl gewesen, daß alle so vor ihr gekniet hatten, wie sie es in diesen schmeichelnden entzückten Worten taten, einmal war es, daß aller Triumph der Frau in ihr gewesen war, aller Glanz und alle Schönheit, wie sie sie jetzt für Stunden in seltsamem Abglanz umschwebte.

Und da war auch wieder Reits, und sie rissen die Augenblicke von neuem an sich und tanzten, tanzten und alle Melodie war immer nur die eine, und schlug an alle Tore bei ihnen und hämmerte heraus, was Leben und wilde Offenbarung waren...

So war es einmal gewesen. (Schluß folgt)

Der Stern
Von Kurt Bock

Weß du heut neu gewiß wardst, juble es nicht aus!
Verschwiegen wandere von Mund zu Munde
Und klopfe nur an jedes milde-leise Haus
Die tagesnahe, junge Segenskunde:

Es ist ein Stern dem dunkeln Himmelsmeer enttaucht,
Steht ruhig-klar im Ziele unsrer Schritte;
Die Weisen brechen auf; von lindem Licht behaucht
Blüht weite Flur und gläub'ger Hirten Bitte.

O eile! Traumhaft Hosianna niederschwebt,
Der Horizonte Regenwand will weichen, —
Du Wandrer, wandle dich, daß in dir selig bebt
Der Sternglanz, aller Zukunft Glück und Zeichen!



Die Marnetragödie

Von Hans Wram (Genf)

Sechs Jahre sind es schon her, seitdem die erste der verpaßten Gelegenheiten uns, mit Hilfe des inneren Zwistes, die äußeren Gegner ins Land brachte, wohin deren Waffen bis zuletzt sie nicht hatten führen können. Viele Studien sind inzwischen von Berufenen und Unberufenen geschrieben worden. Wir wissen so ziemlich, wie es bei uns zugegangen; wie bereits in den ersten Stunden nicht etwa die starke Faust, sondern der führende Geist, der unbeugsame Siegeswillen gefehlt hat. In dem Duell der Waffen hat zweifellos das deutsche Schwert bis zum Ende gesiegt; im Kampfe der Charaktere aber, genannt Kriegspolitik, hat das schlecht geleitete deutsche Volk versagt. Das ist beinahe dasselbe, was Kitchener schon im August 1914 geweissagt: „In diesem Kriege werden die Deutschen die Schlachten — England aber den Krieg gewinnen."

* * *

Die Marneschlacht habe ich in Paris erlebt. Der Leser, dem meine zuerst in der Kölnischen Zeitung erschienenen „Kriegsbilder aus Paris" bekannt, erinnert sich vielleicht noch, wie das ritterliche Kulturvolk am 3. August 1914 mich in einer Sommerfrische bei Paris beinahe gelyncht hätte. Mit knapper Not entging ich, wenn auch zerschunden und blutig geschlagen, dem Tode. Doch ich konnte noch drei Jahre und in Freiheit in Paris bleiben, wohl der einzige Deutsche, dem dies durch gute Beziehungen zu hohen literarischen Persönlichkeiten gelang. Ich kann also als Augenzeuge berichten, wie es damals so nahe hinter der französischen Front, in der Hauptstadt aussah, und wie die Deutschen nur zuzugreifen brauchten, um das von den Franzosen selbst als verloren aufgegebene Paris in die Hand zu bekommen.

Mit der vierten Augustwoche begannen die Flüchtlinge aus dem Norden die Hauptstadt zu füllen. Ganze Züge von Bauernwagen, vollgepackt mit Menschen, Möbeln und Hausgerät, ja sogar Tiere durchzogen die Hauptstraßen. In den Gasthäusern gab's keine Zimmer mehr, selbst nicht um Unsummen. Man legte sich in die Korridore, auf die Stiegen, ja auf den Boden beim Eingange. In den Wirtshäusern kamen schichtweise Scharen von Flüchtlingen zur raschen Abfütterung; draußen warteten bereits Hunderte auf Einlaß. Die meisten hatten Freikarten von der Gemeinde, die den niedrigen Einheitspreis der Mahlzeit den Wirten für die vermögenslosen Vertriebenen ersetzte. Hastig wurden bei Paris Bäume gefällt, um vor den Befestigungen den freien Blick auf den in Kürze erwarteten Feind zu sichern; ja sogar viele Häuser wurden zu dem Zwecke gesprengt. Die Verteidigungsmittel der Hauptstadt waren eben sehr vernachlässigt und mußten ebenso improvisiert werden. Das war aber bei dem erschreckend schnellen Zeitmaß des Kluckschen Vormarsches nicht leicht. Und ich habe mit eigenen Augen Ofenrohre gesehen, die man bei Paris recht sichtbar an geeigneten Stellen anbrachte, um den deutschen Fliegern die fehlenden Kanonen vorzutäuschen. Die Panik war all-

gemein. Der stolze Deutschenfresser Poincaré war in der Nacht, heimlich, feige (das sagten damals die Pariser selbst) ausgekniffen. Bordeaux erlebte eine neue Auflage. Und in diesen tragischen Stunden tuschelten Eingeweihte voller Entrüstung, im Capon Fin in Bordeaux fänden allnächtlich ministerielle Zechgelage und Orgien statt...

Die Patrioten — und wer war es nicht in Paris 1914 wie 1918? — weinten und schimpften. Man wußte, trotz der Verbündeten war man diesmal wieder verloren, unrettbar verloren. Clemenceau machte der Regierung den Vorwurf, das Volk zu betrügen und die Niederlagen zu verheimlichen. Der Befehl zum Rückzuge weit hinter die Marne war bereits gegeben. Wenn Paris angegriffen wurde, wenn auch nur eine kleine Truppe nach Calais und Boulogne ging, um den Engländern die Visitenkarte abzugeben, so war der Weg offen. Niemals in der Weltgeschichte kann man so sagen: Die Gelegenheit war zum Greifen da, und sie wurde verpaßt. Poincaré hat es selbst erst kürzlich, anläßlich des Jahrestages bestätigt, wie sehr die englische Armeeleitung selbst die Situation für verloren ansah, und wie sie unbedingt zurückweichen wollte.

* * *

Bevor ich aber von diesen tragischen Tagen, die vom 3. bis zum 9. September reichen, berichte (die Abbiegung nach dem Südosten der Armee Kluck bis zum Rückzugsbefehl am 9.), will ich einen genaueren Blick, als dies bisher geschehen, auf die französische Marne-Armee werfen. Schon damals und bis zuletzt hat man sich die feindlichen Kräfte nicht näher angesehen, demnach überschätzt, und selbst im Augenblicke, wo sie, Herbst 1918 „außer Atem" (nach französischem, militärischem Sachverständigenurteil) gerieten, stellte Hindenburg in einem amtlichen Schreiben fest, sie seien fortwährend im Wachsen begriffen, während die deutschen Kräfte dahinschwänden. Also Anfangs September 1914 hatte General von Kluck, der die entscheidende Schlacht bei der Ourcq nach französischen Angaben verlor, die folgende 6. Armee vor sich:

Oberleitung: General Galliéni, Kommandant der Festung Paris. Der eigentliche Befehlshaber der 6. Armee war General Maunoury. Dieselbe setzte sich aus folgenden Kräften zusammen: 7. Armeekorps (Kommandant General Vautier). 14. aktive Division (Kommandant General de Vilaret). Diese Division hatte zuerst im Elsaß gekämpft; sie erhielt am 24. August den Befehl, sich schleunigst nach dem Westen in die Somme zu begeben, und hat dort die ganze Schlacht mitgemacht. Ebenso die 63. Reservedivision (Kommandant Lombard). — Die 5. Reservegruppe unter Befehl des Generals de Lamaze, bestehend aus: 1) der 55. Reservedivision (Kommandant General Leguay). 2) der 56. Reservedivision (Kommandant de Dartein). Diese zwei Divisionen hatten zuerst im Osten bei der Meuse gekämpft, trafen am 29. August ein und nahmen an der ganzen Schlacht teil. 3) Die Marokkanische Brigade unter General Ditte. — Die 45. Algerische Division (Kommandant General Drude). Sie kam erst am 8. September aus Afrika an, und beteiligte sich von da ab an der Schlacht. — Das 4. Armeekorps unter General Boelle, bestehend aus 1) der 7. aktiven Division (Kommandant General de Trentinian) und

2) der 8. aktiven Division unter General de Lartigue. Diese zwei Divisionen hatten bis zum 2. September bei der 3. Armee gedient, traten dann am 5. zur Armee Maunoury über und nahmen erst am 7. an der Schlacht teil. — Die 6. Reservegruppe (Kommandant General Ebener) bestand aus 2 Divisionen: die 61. Reservedivision unter General Deprez und die 62. Reservedivision unter General Ganeval. Diese zwei Divisionen hatten sich bei Cambrai verblutet und waren zur Ergänzung nach Paris geschickt. Die 61. Division konnte erst am 7. eingreifen, und die 62. sich nur mehr an der Verfolgung nach der Schlacht beteiligen. — Die Kavallerie bestand aus dem 1. Korps (Kommandant General Sordet) und der Brigade Gillet. Sie hatte bei und nach Charleroi furchtbar gelitten und konnte während der Schlacht kaum eine nennenswerte Rolle spielen. Die Engländer (Oberkommandant Marschall French) hatten 3 Armeekorps. Das 1. Korps unter Generalleutnant Douglas Haig. Das 2. Korps unter General Smith Dorrien, das 3. Korps unter Generalleutnant Pulteney und einer Kavalleriedivision (Kommandant General Allenby).

Die weiteren, an der Marneschlacht teilnehmenden französischen Truppen waren folgende: 5. Armee (Kommandant General Franchet d'Espérey), 18. Armeekorps unter General Maudhuy, bestehend aus der 35. Division (General Margoulet) und der 36. Division (General Gouannic). — 3. Armeekorps (General Hache), 5. Division (General Mangin) und 6. Division (General Pétain). — 1. Armeekorps (General Delogny) 1. Division (General Gallet) und 2. Division (General Duplessis). — 10. Armeekorps (General Defforges): 19. Division (General Bonnier). — Außerdem 3 Reservedivisionen: die 51. unter General Boutegourd, die 53. unter General Perruchon, die 69. Division (General Legros) und das zweite Kavalleriekorps (Kommandant General Conneau).

Dann die 9. Armee unter General, jetzt Marschall Foch. — 9. Armeekorps (General Dubois) bestehend aus der 17. Division (General Moussy), die Marokkanische Division unter General Humbert und die 52. Reservedivision unter General Battesti. — Das 11. Armeekorps (Kommandant General Eydoux). Die 21. Division (General Radiguet), die 22. Division (General Pambet), die 18. Division (General Lefevre). — Ferner die 42. Division (General Grossetti), die 60. Division (General Joppé), sowie die 9. Kavallerie-Division (General de L'Espée)

Sodann die 4. Armee (General de Langle de Cary). Sie setzte sich aus folgenden Armeekorps zusammen: 17. Korps (General Dumas), 33. Division (General Guillaumat) und 34. Division (General Alby). — 12. Korps (General Roques): 23. Division (General Masnon) und 24. Division (General Descoings). — Das Kolonialkorps unter General Lefèvre: die 2. Kolonialdivision (General Leblois), die 3. Kolonialdivision (General Leblond). — 2. Korps (General Gérard): 3. Division (General Cordonnier) und 4. Division (General Rabier). — 21. Korps (General Legrand): 13. Division (General Baquet) und die 43. Division (General Lanquetot).

Schließlich die 3. Armee (Kommandant General Sarrail). Sie setzte sich folgendermaßen zusammen: 5. Korps (General Micheler): 9. Division (General Roques). — 6. Korps (General Verraux): 12. Division (General Souchier, später General Herr), 10. Division (General Lecomte). Die 107. Brigade (General Estève). — 15. Korps (General Espinasse): 29. Division (General Carbillet),

30. Division (General Colle). Sodann die 3. Gruppe der Reservedivisionen (General Durand). — Die 65. Reservedivision (General Bigot), die 67. Reservedivision (General Marabail), die 75. Reservedivision (General Vimar) und die Truppen der Festung Verdun unter General Heymann. Schließlich die 7. Kavalleriedivision unter General d'Urbal.

Die englische Armee hatte den Rückzug seit Charleroi schon mitgemacht und war stark mitgenommen; die Leitung hielt an dem ersten Plan des weiteren Rückzuges lange fest und hat sich in Wirklichkeit an der Schlacht sehr schwach und nur zuletzt beteiligt.

Das ist die Armee, die die Schlacht gewonnen — sagt der Sieger (?). Wie man aber gesehen, hat ein gut Teil überhaupt erst zuletzt d. h. nach der Entscheidung eingegriffen, ein weiteres hohes Prozent erst am 7. oder 8.; und trotzdem, obwohl die Franzosen noch vor Beginn der Schlacht den Befehl zum Rückzuge gegeben, trotzdem sind die Deutschen zurückgegangen. Wie ist das zu erklären?

In Paris herrschte bis zum 2. September die helle Verzweiflung. Hohe Militärs gaben unter vier Augen die Überlegenheit nicht nur der deutschen Kräfte, sondern auch der Kriegführung zu. Ich habe eine Schilderung von einem Augenzeugen von Charleroi, wie die Franzosen stets vergeblich versuchten, an die Deutschen heranzukommen und überhaupt den blanken Waffenkampf zu erzwingen, und wie die Wellen der Angreifenden stets mit zahllosen Mitrailleusen niedergemäht wurden, selbst angehört und ihre tränenvolle Wut, ihre Ohnmacht mit eigenen Augen gesehen. Im Ministerium wie im Volke, bei den Soldaten wie bei den Offizieren, herrschte die Einsicht und die Überzeugung: Da ist nichts zu machen als sich zurückzuziehen und auf ein Wunder zu warten. — Da kam plötzlich, ganz unerwartet, wie ein Lauffeuer die Nachricht, die Deutschen schwenken ab, lassen Paris beiseite und gehen nach dem Südosten. Man wollte es zuerst nicht recht glauben, es wäre zu schön! Dann kam die Gewißheit und damit der Befehl, den bereits angeordneten Rückzug sofort einzustellen und sogleich Front zu machen. Die kleine Schar, die Galliéni für die lange nicht ausreichende Verteidigung von Paris sich buntscheckig gesammelt, sie mußte sofort Klucks Flanke überfallen. Ja, aber wie die Truppen so schnell an Ort und Stelle schaffen? Da hat Galliéni einen praktischen Einfall gehabt.

Wir haben oben gesehen, wie die 8. Division erst am 2. September die 3. Armee verlassen und am 7. nur mehr in die Schlacht hat eingreifen können. Sie war in Vienne-la-Ville und Saint Menéhould am 2. einwaggoniert und in der Nacht vom 3. auf den 4. in Pantin bei Paris ausgestiegen. Bereits am 6. abends aber war sie schon am rechten Ufer des Grand Morin versammelt, wo sie die englische Armee auf deren Ersuchen unterstützte. Aber die 7. Division hatte erst am 3. September abends in der Argonne die Reise angetreten. Die ersten Züge kamen am 5. abends nach Noisy-le-Sec, die letzten aber erst am 7. in der Frühe mit einer Verspätung von 48 Stunden dort an. Die Division versammelt sich darauf in der Gegend von Gagny-Villemomble, zwischen 5 bis 8 Kilometer von Noisy entfernt. Jetzt galt es, die Truppe rasch zum entscheidenden Kampfplatz an die Flanke Klucks zu bringen. Auf die Eisenbahn konnte man nicht mehr zählen, sie war unsicher und

jeden Augenblick in Gefahr abgeschnitten zu werden. Was tun? Am 6. abends um 8 Uhr findet bei Galliéni im Lyzeum Duruy (seiner Kommandostelle) eine Beratung statt. Darauf wird Befehl gegeben, alle verfügbaren Autos, ob nun Privat, Touristen oder Mietwagen, zu requirieren.

Die Hauptstadt besaß im Juli 1914 etwa 10000 Taxis. Davon waren aber mindestens 7000 unbrauchbar, weil die Chauffeure mobilisiert waren. Bleiben also 3000. Diese sind in der Riesenstadt zerstreut, außerdem sind die Lenker alle ziemlich bejahrt, da über das militärische Dienstalter hinaus. Trotzdem wurde Befehl gegeben, alle herumfahrenden Taxis in ihre Depots zu schicken und die Besitzer anzuweisen, dieselben dann sofort auf dem Place des Invalides sich versammeln zu lassen. Das geschah und bereits zwei Stunden später, um 10 Uhr Nachts rollten schon von allen Seiten die Taxis heran. Die erste Kolonne wird gebildet, ungefähr 350 Wagen, sie wird nach Tremblay-le-Gonesse (im Norden von Gagny) gesendet; dort sollen ihr weitere Weisungen zukommen. Eine zweite Kolonne von 250 Wagen folgt. Weitere 700 fahren darauf nach Gagny, wo sie ihre Besatzung aufnehmen, durchschnittlich 4 Mann pro Wagen, und dann geht es weiter dem Ziele zu, Nanteuil-le-Haudouin, die äußerste Nordspitze des Umfassungsflügels Maunoury. In der Nacht vom 7. zum 8. September wird die ganze 7. Division ausgeladen, sie greift schon am 8. in der Frühe ein und war bitter entbehrt und sehnsüchtig erwartet worden.

So, mit allen Mitteln die letzten Kräfte zur Entscheidungsstelle schaffend, griffen die Franzosen an. — Und wir — hatten zwei der besten Armeekorps gerade unserem rechten Marschflügel entnommen und nach Ostpreußen geschickt, wo sie nach erfochtenem Siege ankamen — bei der Schlacht an der Marne aber fehlten. Sie waren unbenützt unterwegs, während das Schicksal Deutschlands sich auf dem Schlachtfelde entschied! ... Und die Schlacht selbst? Bis zum 8. abends hoffte kein vernünftiger Franzose auf den Sieg. In Paris war die Bestürzung allgemein, trotz der durch die Abbiegung Klucks vorübergehend erwachten Hoffnung.

Folgendes maßgebende Urteil entnehme ich einem der ersten militärischen Kritiker Frankreichs; es gibt die wirkliche Lage von damals an der französischen Front ungeschminkt wieder: „Vom 6. bis 9. September abends kämpften Maunoury bei der Ourck, Foch bei den Sümpfen von Saint-Gond und la Fère-Champenoise verzweifelt (luttent desésperément). Der erste versucht vergeblich die Armee Klucks zu durchbrechen, der mit allen verfügbaren Kräften Widerstand leistet.... Der zweite sieht vor seinen 3 Armeekorps die 6 Korps von Bülow und Hausen versammelt. Beide erbittert trachtend, das Zentrum der französischen Armeen zu durchbrechen und sie in zwei Teile zu zerlegen. Er hält gerade Stand, aber mit knapper Not."

Das war also in Wahrheit die Lage der Franzosen am 9. September 1914 abends! Herr Major de Civrieux, ein Offiziosus ersten Ranges, Mitarbeiter des „Matin", gesteht das heute noch, am 6. Jahrestage der Marne. Die Franzosen nennen es: Le miracle de la Marne. Sie wissen nicht, daß die Leitung der sieg- und glorreichen Truppen tatsächlich in jenen weltgeschichtlichen Tagen in den Händen eines unbekannten, einfachen Oberstleutnants lag, der seinen Vorgesetzten,

den Generälen und Armeeführern befehlen durfte. Und was für ein Befehl! Vom Siege abzulassen und zurückzurufen, ohne Not, ohne triftigen Grund, trotz des Erfolges, der morgen oder übermorgen ein weiterer entscheidender Sieg zu werden versprach! Heute noch zerbrechen sich die Franzosen die Köpfe darüber, wie es eigentlich gekommen ist. Sie „kämpften verzweifelt", konnten nur mit knapper Not mehr standhalten: und am nächsten Morgen (am 10.) sehen sie vor ihren bedrohten Linien mit Staunen, wie der Feind in der Nacht hier entwichen, dort im Rückzuge begriffen, überall am Nachgeben ist. Da bekamen sogar die Engländer, die bisher unbedingt auf dem Rückzuge bestanden hatten, wieder Mut und nahmen an der Verfolgung teil.

Ein Augenzeuge, Herr Max Schwarte, schrieb darüber folgende ergreifenden Zeilen, die dartun, wie durchaus unnötig der Rückzug war und mit welchen Gefühlen der Befehl dazu von den tapferen Truppen und ihren Führern aufgenommen wurde: „Die Stimmung bei der Truppe und den am Feind befindlichen Führern war unbeschreiblich, als der Befehl zum Abbrechen des Gefechts und zum Rückzug kam. Es war keiner unter ihnen, der nicht gegen den Befehl wiederholt Einspruch erhoben hätte; wir fügten uns damals bei der 2. Armee in tiefster Erbitterung und Trauer erst dem Befehl, als uns als Ursache mitgeteilt wurde, die erste Armee sei in höchst ungünstiger Lage und bedürfe sofortiger Hilfe — eine Angabe, die tatsächlich falsch war und von der ersten Armee mit Recht abgelehnt worden ist." (Siehe Kölnische Zeitung, Beilage Nr. 743 vom 20. August 1920.) — Wie soll man diese Irreführung einer siegreichen deutschen Armee charakterisieren, mit der falschen Meldung über die Niederlage der Nachbartruppen? Oberstleutnant Hentsch ist tot. Es wird von ihm berichtet, er sei bereits zu Friedenszeiten ein Pessimist gewesen. Die Franzosen nennen diese Stimmung mit Recht „defaitistisch". Aber, wenn man, um den Sieg zu hintertreiben, mit Betrug und offenbarer Lüge arbeitet, dann ist die Sache nicht mehr mit Schwarzseherei infolge eines Leber- oder anderen physischen Leidens zu erklären, sondern nur als Verrat zu bezeichnen. Jede Schlacht ist ein Wagnis. Und die Worte Hamlets gelten auch für den Heerführer:

. . . . Sei's
Ein Zweifel irgend von verzagter Art,
Der zu genau den Ausgang sich bedenkt,
Ein Denken, das, zerlegt man es in vier,
Ein Viertel Weisheit nur und immer noch
Drei Viertel Feigheit hat."

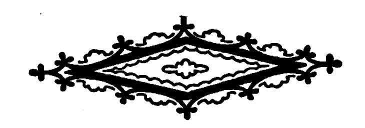
(Siehe Hamlet IV. Akt, IV. Szene.)

Wohl aber kann man getrost behaupten: In keinem modernen Kriege, noch dazu von solcher nie dagewesenen Gewalt und Größe, ist das Schicksal der Schlacht und somit des Vaterlandes in das eigenmächtige Ermessen eines schlichten Oberstleutnants, den weder die Armee, noch das Volk kannte, gelegt worden. War der Chef des Generalstabes krank — und er war es — dann mußte er sofort abtreten, und nicht erst nach dem Eintritt der Katastrophe. Wie kam er aber dazu, einem Oberstleutnant Hentsch die Vollmacht zum tatsächlichen Befehl über den Vor-

marsch oder Rückzug der ganzen Armee zu erteilen? — Diese Schicksalsfrage ist noch ungelöst...

Unbeschreiblich war aber auch der Eindruck auf die paar deutschen treuen Herzen in Paris, die damals auf das Kommen der siegreichen Brüder zählten und hofften. Jetzt wußten sie: es ist vorüber, es ist aus! Wird je wieder einmal die Gelegenheit kommen?

Sie kam — nach vier Jahren, und fand wieder ein schwaches Geschlecht. Die zweite Marneschlacht ging wieder verloren. Doch das ist ein anderes Kapitel: die politische Marne...



Bergwinter

Von Ernst Ludwig Schellenberg

Nun schwillt mein waldiges Thüringland
im Märchen der heiligen Nächte:
Silb' auf Silbe schneit und spannt
sich zu wallendem Sterngeflechte.

Nun schläft mein Dorf genügsam und dicht
im großen Flockentreiben;
nur aus dem Stall ein verspätetes Licht
quillt durch dunstende Scheiben.

Bewegt von unbewußter Hand,
tastet der spärlich beglänzte
Hauch sich an der Dunkelwand
des Raumes ins Unbegrenzte,

wellt sich und webt durch die schweigende Zeit,
ewig unverloren — —
O Heimat, hoch gebenedeit,
auch dir ist der Heiland geboren!



Kobi, der Sohn Bogos
Von Franz Schauwecker

Als Kobi acht Tage alt war, wußte er schon achtmal so viel, als die Jungen andrer Tiere der Wildnis in diesem Alter wissen, denn Kobi war der Sohn Bogos, des Wildbüffels, und die jungen Büffelkälber wachsen rasch heran und entwickeln Drang und Trieb sehr früh.

Kobi wußte viel: er konnte schon den Geruch der Büffelpfade von dem Dunst der Nashorn- und Flußpferdwechsel unterscheiden; er wußte schon, wie angenehm weich und kühl eine Schlammsuhle ist und wie der Morast das Jucken der Zeckenbisse linderte und vor den Stichen der Bremsen beschützte; er hatte schon gehört, daß es gefährlich sei, sich von der Herde zu entfernen. Die wichtigsten Gesetze der Wildnis erfüllten ihm schon Trieb und Drang, wie das Blut seinen unbehilflichen Leib erfüllte.

Da waren zuerst die Gesetze für alle Tiere: für die jungen und alten, für Hufer und Krallenschleicher, für Blattkauer und Blutsäufer. Es gab ein Gebot: fliehe, was du nicht kennst. Und ein andres erklärte: Ungerochnes, Ungehörtes, Ungesehnes kann locken und töten. Eins hieß: nur deinesgleichen ist gut.

Dann gab es Gesetze für die Büffel, für alle Hornträger und für die Schnüffler mit feuchten Nüstern und Lauscher mit breiten Ohren: frage die Luft nach Geruch und Geräusch.

Ein Gesetz aber hatte er zuerst von allen vernommen, und seine Mutter Ukali hatte es ihm in die Ohren geschnaubt, als er die ersten Züge warmer Milch aus ihr sog. Und er hörte es immer wieder um sich aus dem Grunzen und Schnaufen der Mütter, wenn die Herde weidete.

Fliehe den Zweibeiner! brauste dies tiefe Schnauben des Atems aus hundert Nüstern.

Fliehe den Menschen! sagte dies Gesetz.

Mensch? Was ist das für ein Tier? dachte Kobi.

„Dolal, der Steppenpavian, sieht ihm ähnlich“, schnaufte Ukali, die Mutter. „Er geht aufrecht und ist schwarz. Und weiße Menschen gibt es, die in hängenden Häuten laufen. Sie sind am ärgsten von allem, was lebt. Sie töten nicht, weil sie müssen, — sie töten, weil sie wollen. Wie Feuer durch Gras rasen sie durch die Herden. Sie töten mit Feuer und Rauch. Mächtiger als alle Tiere ist der Zauber ihres Todes... Fliehe den Menschen, Kobi! Wie das runde Feuer über allen Dingen, wie Bogo über der Erde, ist dies Gesetz über den Gesetzen und Tieren.“

Kobi blökte vor Erstaunen über so mächtige Dinge....

Ja, er wußte viel, und er vergaß nichts. Es war nicht seine Schuld, als er trotz alledem im Alter von zehn Tagen einer Gefahr unterlag. Er war nicht unvorsichtig und neugierig, aber er hatte Unglück, zu kurze Beine und zu weiche Muskeln. Und dann geriet er auch gleich an das ärgste Tier: an den Menschen. Und das kam so:

An einem Tage, als das runde Feuer schon tief am Himmel stand, weidete die ganze Herde — über hundert Büffel — im hohen Grase einer lichten Baumsteppe, nicht allzu weit von dem waldigen Streifen eines Bachlaufs entfernt.

Kobi stand neben Ukali, und während er sog, wandte sie das hornschwere, breitstirnige Haupt zurück und stupfte ihn zärtlich mit der runden Wölbung des Windfangs. Der tiefe Atem ihrer Brust rollte ihm wie eine heiße Woge über den Rücken. Ihre blauschwarzen Augen, die sonst voll lauernden Mißtrauens starrten, blickten weich und sanft auf den kleinen Körper, der neben ihrem wuchtigen Leibe wie ein kleiner Hügel neben den Flanken eines Berges erschien. Und Ukali blickte ernst auf Kobi, den Jungen, und sog seinen Geruch, als wollte sie ganz gewiß sein, daß es Kobi und kein andrer sei. Und als sie wußte, daß er es sei, leckte ihre rauhe Zunge liebkosend über seinen zuckenden Rücken.

Einige Büffelkühe lagen in dem langen Schatten einiger Bäume, andre weideten. Bogo prüfte witternd die Luft, und einige Stiere senkten die wulstigen Hornplatten der Stirnen gegeneinander. Krachend wie gewölbte Schilde fuhren die Häupter zusammen, aber es war nur Spiel und Probe der Kraft, denn die Zeit des Rausches war vorüber.

Der Glanz des Tages wurde flockig und verhangen und lag wie ein weißer Dunst über die Steppe vergossen. Der Wind verhielt schläfrig den Atem und streckte sich müde ins hohe Gras. Gleich klobigen Felsen ragten die schwärzlichen Rücken der Büffel über das Gehälm. Und eine feierliche Ruhe legte sich über die Steppe wie vor dem Herangang eines Unsichtbaren aus den Geheimnissen der ungeheuren Fernen.

Unruhig hob Ukali das Haupt.

Der Reifen des Steppenrandes bog seinen mächtigen Ring um die Ebene und zerrann in grellem Glanz und taumelnder Glut.

Da bog Ukali Hals und Haupt wiederum zu Kobi, dem Jungen, und entzog ihm mit einer kurzen Bewegung das Euter. Schwerhufig schritt sie zum Schatten einer breitschirmigen Akazie, während Kobi ihr folgte und sich die letzten Tropfen von dem glatten, runden Mäulchen leckte... Als er sah, daß Ukali sich im Schatten des Wipfeldachs niedertat, sprang er mit einigen bockigen Sätzen ausgelassen vor ihr herum, und dann wollte er fort von ihr, hinüber zu den andern jungen Kälbern.

Aber ein dumpfes Grunzen Ukalis rief ihn zurück.

„Klein noch bist du, Kobi," brummte sie, „nur von mir kennst du die Dinge der Wildnis. Klein noch bist du und springst noch lustig, wo du später mit langsamen Hufen bedachtsam gehen wirst."

Kobi streckte den kleinen Kopf vor und beschnüffelte die Nüstern der Mutter.

„Alle Gerüche der Dinge birgt die Luft und bringt sie im Winde zu dir", schnaufte Ukali. „Andre Dinge noch treiben im Wind und sind überall wie Luft und Erde. Aber dein Huf berührt sie nicht und deine Zähne malmen sie nicht. Wie die Luft sind diese Dinge."

Kobi schlug mit dem kurzen Schwanz nach den Bremsen an seinen Weichen und zuckte mit dem rechten Hinterhuf zum Bauch empor, wo die Zecken ihn quälten. Dann tat er rasch ein paar hohe, stakrige Sprünge, stand wieder stocksteif und wartete der Dinge, die da kommen und wie die Luft sein sollten.

„Über uns stehen die Gesetze der Wildnis, wie der Berg über der Ebene steht und sind unzerbrechlich gleich ihm", schnob Ukali. „Selbst Tembo, der Elefant, kann den Berg nicht umwerfen, und Bogo, dein Vater, kann ihn nicht zerstampfen. Aber über den Gesetzen schwebt ein andres, wie Barhalla, der Schreiseeadler, über dem Berge schwebt, wie die blaue Luft noch über Barhalla ist."

Erstaunt bewegte Kobi die breiten Ohren und witterte und äugte neugierig über sich in die blendende Helle. Aber er roch und sah nichts.

„Hör', Kobi, und vergiß es nicht", begann Ukali wiederum. „Ein Trieb ist unter allen Tieren. Der drängt zu jener, die noch über den Gesetzen ist. Simba, der Löwe, weiß von ihr, und Euro, der Wasserbock, kennt sie. Gunsu, der Schakal, sah sie, und um ihr Haupt flog Suddu, der Sichelkuckuck... Ghavati heißt sie, die über den Tieren und allen Gesetzen ist... Ghavati heißt sie, und Göttin der Tiere ist sie. Alle Tiere sind gleich vor ihr, denn sie ist gut ... gut und ist wie eine Steppe voll frischem Gras und wie ein Fluß voll Regenwasser. Alle Düfte der Wildnis sind um sie, die groß und hoch ist und an Gestalt dem Menschen gleicht. Ghavati heißt sie. Freundlich ist sie und gut... Hör' es, Kobi, und sauge es ein, wie du Milch saugst. Hör' es, Kobi, und vergiß es nicht."

Sie erhob sich langsam.

Und Kobi hörte es und er vergaß es nie, denn es war das Letzte, was er von seiner Mutter gehört hatte. In das verhallende Gebrumm ihrer Stimme scholl vom Bachwald her ein schmetternd lauter Krach. Ein dumpfer Prall traf Ukali wie ein wütender Hornstoß. Sie schoß hoch, warf den Leib herum und raste gradaus. Sie tobte in Sprüngen, sie lief ... ging, stolperte und legte sich mit einem tiefen Stöhnen ins Gras. Das Stöhnen schwoll und wuchs zu einem langen, heulenden Gebrüll, das hoch in die stille Luft stieg und wie ein Geist des Entsetzens über die Herde dahinfuhr.

Kobi erstarrte.

Alle Büffel traten unruhig ... wild ... aufgeregt durcheinander. Schnaufen, Grunzen, Tritt der Hufe, plumpe Nacken, kantige Hörner wurden lebendig und furchten das Gewühl des Gehälms, und darüber verächzte das Todesgebrüll Ukalis, surrte eine emporschwirrende Wolke von Fliegen, Bremsen und Mücken, flatterten schreiend die Kuhreiher mit weißen Schwingen.

Noch einmal gellte der schmetternde Schrei vom Bachwald her. Ein Büffelstier tobte in rasender Flucht davon, stolperte, torkelte und stürmte weiter, bis er im schwankenden Hochgras verschwand. Vom Bach aber trieb ein seltsam stechender Geruch schwer heran und hing sich wie mit Krallen in alle die witternden Nüstern. Zugleich aber erhob sich der Ruf Bogos.

„Fliehet den Menschen!" dröhnte der Ruf und erschütterte die Herde wie Stoß des Sturms die Wipfel der Bäume.

Eine donnernde Bewegung grollte und wogte plötzlich rings um Kobi herum. Die Halme tanzten und schoben sich wirr durcheinander. Die Steppe geriet in dröhnendes Rollen und Wandern. Die Häupter gestreckt, die Nüstern voran stürmte die ganze Masse der Herde in einer dunklen Staubwolke wütend vor Schreck vom Bach fort, hinein in die offene Freiheit der Steppe vor ihr. Der Boden zitterte. Die Luft bebte.

Kobi sprang und stakelte wie toll hinter der fliehenden Herde drein. Eine finstere Masse wölbte sich neben ihm hoch; ein vertrauter Geruch umschmeichelte ihn. Ukali! Er trottete zu dem Leib seiner Mutter. Sie lag reglos auf der rechten Seite, das Haupt in der würgenden Qual des Sterbens weit, weit vorgereckt, das rechte Horn tief in die zerfetzte Erde gebohrt.

Entsetzt senkte Kobi die Nüstern zu ihr. Da biß ihn zum erstenmal der furchtbare Dunst vergossenen Blutes in den geblähten Windfang. Mit einem steilen Satz sprang er zur Seite. Dann kam er vorsichtig wieder näher. Wieder sprang er zurück.

Der stampfende Wirbel der flüchtigen Herde polterte ferner und ferner und verhallte allmählich.

Hilflos stand Kobi vor seiner Mutter. Er tat aufgeregt ein paar Sprünge dorthin, wo das Gepolter der Herde verscholl, aber er kehrte wieder zurück. Seine Mutter lag still und stumm. Sie lockte ihn nicht, sie stieß ihn nicht mit den weichen Nüstern, — sie lag und rührte sich nicht. Der schreckliche Geruch des Blutes ging unaufhörlich von ihr aus wie eine düstere Drohung. Verzweifelt sprang er um sie herum, näherte sich ihr, blieb stehen, sprang zurück.

„Ukali!" klang die Klage seines hellen Geblöks. „... Ukali!"

Sie rührte sich nicht.

Die Herde war längst verschwunden und hatte sich nicht um ihn gekümmert. Er hätte so schnell auch nicht folgen können. Kranke und Junge blieben zurück, wenn es das Leben galt — wollte das Gesetz. Büffel haben keine hilfreichen Rüssel wie die Brüder Tembos, des Elefanten, und ihre Hufe sind keine beweglichen Hände und Füße, wie sie die raschen Kletterer im Geäst haben.

So stand Kobi allein, verlassen und hilflos bei seiner toten Mutter Ukali und wartete, daß sie aufstehen und ihn tränken würde. Aber sie blieb liegen, und auch die Herde kam nicht mehr zurück.

Dafür kamen andre. Geschöpfe kamen, die aussahen wie Dolal, der Steppenpavian, — rundköpfig, schwarz, dünn, zweibeinig.

Menschen! — dachte Kobi und wandte sich zur Flucht. Er lief und sprang, aber sie waren schneller als er und holten ihn bald ein. Sie packten ihn am Schwanz, hingen sich an ihn und führten ihn an den Ohren, am Schwanz und am lockerfaltigen Fell mit einem unendlichen Geschnatter und gellendem Gekreisch zurück. Widerstandslos, ergeben folgte Kobi. Sie waren stärker als er...

So kam Kobi ins Lager der Menschen.......

Der weiße Mensch stand vor Kobi, der, mit beiden Vorderhufen gegen den Boden sich stemmend, zu ihm geschleift worden war. Aber der weiße Mensch tat ihm nichts; er faßte nur mit seiner Hand, von der ein durchdringend scharfer Geruch ausging, nach Kobis kleinem Rundmaul, beugte sich rasch nieder und hauchte und spie ihm dreimal in die angstvoll geblähten Nüsterlöcher.

Von da ab war in jedem Zug seines Atems ein Hauch vom Geruch des Menschen; sein fremdartiger Dunst verlor den Ekel, und Kobi gewöhnte sich schnell an ihn. Er war ja noch jung, und sein Trieb war noch biegsam und weich wie seine Knochen.

Mehr noch geschah. Der weiße Mensch tötete ihn nicht, — er war sogar gut

zu ihm und freundlich wie Ukali und wie jene Ghavati, davon er gehört hatte. Er berührte ihn sanft und streichelnd mit seinen Händen und steckte ihm ein seltsam rundes und langes Ding mit einer weichen Spitze ins Maul. Da erwachte Kobis Trieb, und er begann zu saugen. Milch floß in seine Kehle. Er sog eifriger und sog alle Milch aus dem runden Dinge. So tränkte ihn der Mensch und war freundlich zu ihm.

Kobi aber gewöhnte sich zu ihm mit einer rastlos folgsamen Zutraulichkeit. Er folgte der Spur seiner Füße und trollte gemächlich auf seinen Wegen hinter ihm drein. Der Nachts schlief er im Lager. Die Herde vergaß er. Sie verschwand aus seinem Trieb, wie sie damals im Donnerwirbel der Hufe und im Rauch des Staubes aus seinen Nüstern und Augen verschwunden war.

Der Mensch aber zog auf der breiten Spur der entflohenen Büffelherde ihr nach, weiter in die Steppen hinein...

Eines Tages vermißte Kobi das runde, lange Ding, aus der die Milch floß. Er stupfte den weißen Menschen und drängte die Nüstern witternd, suchend, mahnend an ihm empor. Aber das runde Ding kam nicht. Kobi wußte nicht, daß die einzige Ziege des Lagers in der letzten Nacht von Chui, dem Leoparden, mitten aus dem Lager geholt worden war, obwohl er das bunte Glattfell gewittert und ein helles Angstgemecker gehört hatte.

Als Kobi bald darauf nochmals zu dem weißen Menschen kam, ging der voran aus dem Lager hinaus zu einem nahen Sumpf. Freudig folgte ihm Kobi. Am Sumpfrand blieb der Mensch stehen und jagte Kobi mit kräftigen Stockhieben von sich. Kobi sprang zurück und stolperte verwirrt am Rande des Schilfs entlang. Angst packte ihn. Seltsam und unbegreiflich war der Mensch... Fliehe den Menschen! befahl das Gesetz der Gesetze. Und er floh ihn... Als er nach kurzem Trabe zurückäugte, sahen seine schwachen Augen den Menschen nicht mehr, und der bekannte Geruch der weißen Haut war sehr schwach.

Kobi war wieder allein... Neue, halbvergessene Gerüche waren um ihn und wurden zahlreicher, stärker und vertrauter. Er schritt über einen breiten, zertrampelten Pfad, der quer aus der Steppe kam und in den Sumpf lief. Er schnüffelte. Und aus den Stapfen und aus den Klumpen der Losung dunstete ihm der Geruch seiner Brüder entgegen, der Geruch der Herde, zu der er gehörte. Aus dem starren Gestänge der riesigen Schilfhalme, die wie kantige Speere in undurchdringlich gedrängten Mauern im Morast staken, trieb eine schwerfließende Welle von Dunst des Schlamms, verfaulenden Pflanzen und von Büffeln, vielen, vielen Büffeln. Die Herde war im Sumpf.

Der Abend sank...

Kobi lief am Rande des Sumpfs hin und her und begann nach Ukali und Bogo zu rufen und nach der Herde, die nicht fern sein konnte. Niemand kam. Nur ein Gegrunz murrte im Geröhr. Von neuem erhob Kobi die Stimme, die kläglich und winzig in die ungeheure Leere der beginnenden Nacht tönte.

„Ukali!" jammerte er. „Bogo ... Ukali!"

Der Sumpf antwortete mit seinen plappernden und wispernden Stimmen und schnatterte und röchelte aus drohenden Schatten und schrie und murmelte

überall und nirgendwo... Plötzlich prasselte das Schilf, und starke Tritte gurgelten im Brei des Morastes. Im ungewissen Licht der Sterne schwankten die hohen Rohre. Ein mächtiges Haupt stieß mit breiten Hörnern hindurch. Ein Nacken zwängte sich vor. Geruch des Büffels quoll heraus.

„Bogo!" blökte Kobi vor Freude und sprang auf den Leitstier zu.

Aber Bogo beschnüffelte seinen Sohn nur, und dann senkte er das gewaltige Haupt gegen ihn. Mit kurzen Hornhieben wehrte er ihn von sich.

„Vom Menschen kommst du; Geruch des Menschen hängt an deinem Fell!" schnaubte er zornig. „Geh zurück zum Menschen. Fluch seiner Hände klebt an dir. Geh!"

Die Rohre rasselten. Bogo verschwand. Das Gestampf der Herde zog weiter... Da wußte Kobi, daß er ein Gezeichneter war, ausgestoßen von seiner Herde und allen Büffeln, geschändet vom Fluch des Menschen und von der Entweihung seiner Hände. Wohin er auch kommen würde, — überall würden die Herden ihn von sich stoßen, denn er brachte das Gift des Menschendunstes mit sich und würde die Herden wirr machen mit vielen Verwechslungen.

Verzweifelt rannte er am Sumpfrand hin und her. Endlich, gegen Morgen, kehrte er zum Lager des Menschen zurück. Es war wie ein Wunder, daß Chui, der Leopard, ihn nicht geholt hatte...

Der Mensch jagte ihn wieder von sich und tat es, so oft er noch zu ihm kam.

Da lief Kobi hinaus in die Steppe und umkreiste das Lager in großen Bögen. Hunger biß ihn. Er versuchte das Gras zu fressen, aber es war hart und trocken und kratzte die Kehle. Kobi war noch zu jung für Gras.

Als die Menschen weiterzogen, trottete er in weiter Entfernung gesenkten Hauptes hinterher wie ein armer Verbannter. War er's nicht? Fliehe den Menschen! Warum folgte er ihm? Warum war der Mensch erst freundlich und jagte ihn dann fort? Wo sollte er hin? Und sein Kopf sank noch tiefer unter dem schweren Fluch der Menschenhände, der auf ihm lag.

Noch einmal an diesem Tage versuchte er sich der Herde zu nähern. Aber er begegnete nur gesenkten Stirnwülsten und stoßenden Hörnern.

Schwäche packte ihn. Sein Magen war leer. Er sank ins Gras. Da lag er ganz allein und so winzig in den Endlosigkeiten des hohen Grases wie eine Ameise im Urwald.

Der Abend kam auf huschenden, gleitenden Sohlen... Er senkte seine bleichen Schatten auf die Steppe und verhüllte Kobi, den Kleinen, im Gras. Und Kobis Sinne verwirrten sich langsam, wie das Gras um ihn her verwirrt war.

Rascheln flüsterte. Geheimnisse bebten im Dunkel. Licht der Sterne rieselte herab, und Glanz des Mondes entfaltete sich lautlos wie eine weiße Blüte. Gerüche tasteten sich heran und schwebten vorbei. Ein Gebell kläffte. Gelächter der Hyänen gellte fern. Leise knisterten die Halme und neigten sich...

Geruch der Wildnis quoll heran. Glanz wandelte, und eine Gestalt schritt in dem Glanz, goldbraun wie der Schimmer um ihren Leib, nackt, mit dunkel hängenden Locken. Ihr Antlitz leuchtete über den Gräsern, ihr Scheitel streifte die Wipfelschirme der Akazien neben ihr. So kam sie näher. Alle wilde Schönheit

der heißen Freiheit der Wildnis, alle tiefe Schwermut vergessener Öden der Steppen war um sie.

Kobi zuckte im Schlaf...

Schritte kamen leise und weich. Ein Antlitz neigte sich über Kobi, den Schlummernden im hohen Gehälm. Zwei Hände öffneten das Gewirr des Grases, sanken herab und faßten sorgsam und zart Kobi, den Schlummernden. Kobi erwachte... Glanz war um ihn, sanfter Glanz ... ein Antlitz schwebte über ihm, sanftes Lächeln ... und Mitleid hielt ihn, weich wie Gewölk. Und eine Stimme begann zärtlich, streichelnd ... behutsam.

„Chui, der Leopard, schleicht im Gras, und Simba, der Löwe, ist unterwegs", sagte die Stimme. „Kobi aber ist jung und klein und hat keine Hörner, und seine Muskeln sind weich wie junges Laub."

Kobi antwortete mit einem Geblök, das traurig und angstvoll klang.

„Wo ist die Herde, Kobi? Warum schläfst du allein?"

„Des Menschen Hände berührten mich", schnaufte Kobi. „Drei Tage lang war ich bei ihm im Lager. Darum verjagte mich Bogo."

Er schwieg voll Angst. Dann biß ihn der Hunger.

„Hunger hab' ich... Leer ist mein Magen", klagte er und äugte forschend in das Lächeln des sanften Antlitzes über ihm.

Eine Hand streichelte sein zerzaustes, verwahrlostes Fell glatt.

„Deiner Mutter Zunge hat dich nicht glatt geleckt", sprach die schmeichelnde Stimme. „Komm mit mir zur Herde, Kobi, und zu deiner Mutter."

„Ukali liegt still im Gras. Geruch des Bluts ist um sie", blökte Kobi. „Wer bist du?"

„Tot ist Ukali?" sagte die Stimme, und hart klang die Frage; aber sie redete mit weichen Worten: „Wie Ukali war, bin ich. Ghavati bin ich und bring' dich zurück zur Herde."

Und sie ging hinaus in die Steppe, Kobi, den Kleinen, im Arm und suchte die Herde...

Mitten in der Steppe fand sie Bogos weidende Herde. Mitten unter die Schar trat die Göttin Ghavati, und der Glanz ihres Leibes fiel auf alle die dunklen Rücken und wuchtigen Hörner. Die Büffel aber drängten sich mit freudigem Schnauben zu ihr. Wie rollende Felsblöcke wogten die Leiber um ihre Knie.

„Kobi fand ich, den Kleinen, und fand ihn schlafend und matt allein im Gras!" rief Ghavati und zeigte der Herde den angstvollen Kobi auf ihrem Arm.

„Fluch des Menschen klebt an ihm. Die Hand des Menschen hat ihn gezeichnet", grollte Bogo, und seine düsteren Augen blitzten.

Ghavati kniete nieder und setzte Kobi vor sich ins Gras. Da stand er und schwankte vor Schwäche.

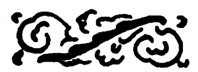
„Fluch und Entweihung nehme ich von ihm", sagte die Göttin.

Ihre Hand glitt leise über Kobis Fell, und der Fluch des fremden Geruchs verließ ihn. Langsam schob ihn die Hand Ghavatis auf eine Büffelkuh zu, der das Junge vor drei Tagen vom Todeszauber des Menschen genommen war.

„Nimm ihn für jenen", sprach die Stimme Ghavatis.

Und die Büffelkuh nahm ihn an und bot ihm das Euter, das voll war von Milch und Kraft...

Ghavati aber wandte sich und ging hinein in die Verhüllung der Nacht und suchte die Spur des Menschen. Denn um den Weg des Menschen sammeln sich Jammer und Schmerz, Not und Elend wie die Geier und Hyänen um das Aas, und in der Göttin war Mitleid und Mitweh an allen Tieren.



Dem Auswanderer

Von Börries, Freiherrn von Münchhausen

Verlaß doch nicht dein Vaterland,
Es ist in Not, in großer Not,
Deutschland bedarf auch deiner Hand
Und braucht vielleicht auch — deinen Tod!

Wie kannst du draußen glücklich sein,
Wenn deine Mutter Lasten trägt,
Die du, um dich nur zu befrein,
Auf ihren Nacken hast gelegt!

Wie kannst du in der Zeitung dann
Die Namen deiner Freunde sehn
Im Lebenskampfe Mann für Mann
Auch für dein Land zugrunde gehn!

Wie kannst du fahren übers Meer,
Darin doch deines Bruders Grab,
Der diesem Vaterlande mehr,
Als jemals du zum Opfer gab!

Und wenn du gehst, es kommt der Tag,
Wo du des Stockes Zwinge küßt,
Die einst auf jener Erde lag,
Die dir dann gottverschlossen ist!

Denn aller Wandrung Schicksal heißt:
Wer Heimat sucht, kommt niemals an,
Und wenn er müd nach Hause reist
Ist er daheim ein fremder Mann!



Rundschau

Sind die Deutschen Nachkommen der Germanen des Tacitus?

Diese Frage verneinte bei Beginn des Krieges der englische Anthropologe Keith. Er will nun einmal nicht mit uns verwandt sein. Er leugnet dabei durchaus nicht, daß die Engländer Germanen seien. Zwar ist das keltische Blut sehr stark, besonders im westlichen England, in Hochschottland, in den Großstädten und Industriebezirken, in diesen wegen der starken Einwanderung von keltischen Iren und Wallisern wie Schotten. Das germanische Blut überwiegt aber durchaus, 60 % der Engländer haben blonde Haare, 67 helle Augen! Keith meint, alle echten Germanen hätten Deutschland den Rücken gekehrt und wären nach England und nach Frankreich gewandert, wofür dann Slawen, Finnen und Preußen, Leute mit kurzem Schädel und flachem Hinterkopf einströmten, die hier germanisiert wurden. Keith steht durchaus im Widerspruch mit seinen Landsleuten, den Anthropologen Taylor, Ripley, Deniker, die die Norddeutschen wenigstens blonde Langschädel heißen. Ja, Taylor nennt die Norddeutschen, neben den Schweden, die einzigen reinen Langschädel. Keith gibt solche nur für die deutschen Nordseeküsten zu, aber er hat einen politischen Hintergedanken dabei, er will nämlich beweisen, daß nur die Engländer Anspruch darauf haben, ein Seevolk zu sein. Er meint: „Alle Rassen, die das Meer beherrscht haben, sind langköpfig und zeigen ein vorspringendes Hinterhaupt. Es ist bemerkenswert, daß bis zum heutigen Tage die deutschen Seeleute sich aus den Gebieten an der Westküste rekrutieren, wo sich ein langköpfiges Element noch immer zu erhalten wußte."

Keith hat auch hier unrecht. Die deutschen Seeleute stammen heute meist aus dem Binnenlande, aus der Mitte wie aus dem Süden. Stand ihre Wiege an den Seeküsten, dann waren es ebenso die Ostküsten wie die Westküsten. Unsere Seehelden, die sich im Weltbrande einen Namen gemacht haben, die Spee, Müller, Weddigen, Scheer, König usw. sind nicht an den Seeküsten geboren worden. Es ist auch falsch, daß nur die Langschädel gute Seeleute seien. Die kurzköpfigen Finnen, die ebenso kurzköpfigen Bretonen und Basken wie Dalmatiner sind gleichfalls vorzügliche Seefahrer. Auch die kühnsten Seeleute des Altertums, die Phönizier und Punier waren keine Langschädel. Doch davon abgesehen: seit wie lange befahren denn die Engländer, die als Langschädel die geborenen Seefahrer und Meerherrscher sein sollen, die See? Doch erst seit dem Ende des 16. Jahrhunderts. Vordem war es mit der Seetüchtigkeit der Engländer nicht weit her. Ja, selbst später hat es lange gedauert, ehe England seegewaltig wurde und das angeblich erlesene Seevolk. 1670 berechnete Colbert, der französische Staatsmann, daß die Engländer von insgesamt 21 000 Handelsschiffen, die damals die Meere durcheilten, nur 670 besaßen, die Holländer dagegen 19 000! Noch lange nachher blieben die Niederländer in der Handelsschiffahrt übermächtig, bis zur französischen Revolutionszeit, und dann traten die Amerikaner an ihre Stelle. Deren Fahrzeuge waren 1830 so zahlreich, daß der Franzose Tocqueville die kommende Seeherrschaft der Amerikaner

zu prophezeien wagte. Nicht früher als seit dem großen amerikanischen Bürgerkriege gelangte England dazu, eine solche überragende Stellung in der Seeschiffahrt zu erreichen. Wie wenig die Engländer von Haus aus Neigung zur Seefahrt bekundeten, zeigt die Tatsache an, daß der Angelsachsenkönig Alfred sogar Friesen herbeirufen mußte, als er eine Flotte bauen und bemannen wollte. Die Deutschen dagegen sind zu allen Zeiten kühne Seefahrer gewesen, sowohl die an der Nord- wie an der Ostsee. Die an der Ostsee beherrschten im Mittelalter die nordischen Meere, vor denen die Engländer ins Mauseloch krochen und deren Seegewalt sie sich beugen mußten. Das Wort „Pfund Sterling“ erinnert an jene Zeit. Es bedeutet das Pfund der Easterlinge, der Oesterlinge, der aus dem Osten, von Lübeck, der Königin der Meere des Mittelalters, gekommenen Kaufleute und Seefahrer.

Zweifellos steckt viel slawisches Blut im deutschen Volke, aber schließlich doch nur östlich der Elbe, der Saale, des Böhmerwaldes, der Inn, von Tirol, und auch hier bei weitem nicht so viel wie man häufig glaubt. Die meisten Bewohner dieser Gaue sind germanischer Abstammung. (S. Beheim-Schwarzbach, Die Besiedelung von Ostdeutschland durch die zweite germanische Völkerwanderung. Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge, Heft 393/94.) Sie sind Abkömmlinge der Kolonisten aus Süd-, Mittel- und Nordwestdeutschland, aus der Schweiz, vom Rheine, aus Flandern, Belgien, aus den Niederlanden, die vom Mittelalter bis in die Neuzeit eingewandert sind. Wie gewaltig war noch in der Neuzeit die deutsche Volkswanderung nach dem deutschen Osten! Als Friedrich der Große starb, betrug in Ost- und Westpreußen, in Posen, in Brandenburg, in Oberschlesien der Teil der Deutschen, die seit dem Großen Kurfürsten nach diesen Gauen gekommen, fast die Hälfte der gesamten Einwohnerschaft. Jeder fünfte Mann im damaligen preußischen Staate war als Kolonist eingewandert. („Die Hohenzollern und ihr Werk.“ Von Otto Hintze, Berlin 1915, S. 299 ff., 385, 390.) Im Mittelalter war der Zug nach dem Osten noch gewaltiger.

Ebenso zweifellos ist, daß sehr viele Deutsche keine blonden Langschädel sind. Ja, die Bayern, die Schwaben, die Alemannen, die Deutsch-Österreicher sind gewöhnlich kurzköpfig. Aber diese Kurzköpfigkeit ist nicht so beschaffen, wie sie Keith schildert. Diese Deutschen haben keine breiten Gesichter, keine starken Kinnbacken, keine stumpfen Nasen, sie haben längliche Gesichter, regelmäßig gebildete Gesichter ohne starke Kinnbacken, lange schmale Nasen oder Adlernasen. Ein Viertel der bayrischen und alemannisch-schwäbischen Süddeutschen haben dabei dunkle Haare, Augen und Hautfarbe, ungefähr $^1/_{10}$ hellblonde Haare, helle Augen und Hautfarbe. Die übrigen sind teils dunkelblond mit grauen oder braunen Augen, teils braun mit helleren Augen. Am dunkelsten und kurzköpfigsten ist das Volk in den Hochalpen. Ganz gewiß rührt diese Kurzköpfigkeit und Brünettheit nicht von Slawen, sondern, wenn sie überhaupt von einem ungermanischen Stamm herrührt, von den Romanen, den Rhätiern, den Vindeliziern, den Romanokelten usw. her, die vor den Germanen im Lande saßen. Teilweise wird diese Kurzköpfigkeit ein Erbteil der alten Germanen sein, die durchaus nicht insgesamt blonde Langschädel waren. Wir wissen, daß die Burgunder sich ihrer schwarzen Haare rühmten. Wir wissen ferner, daß sich in altgermanischen Gräbern ebenso viele Breitköpfe befinden wie Langschädel, daß in den altgermanischen Gräbern der Völkerwanderungszeit die meisten Schädel mittelschädelig (nach Kollmann) sind, daß ein Drittel kurzköpfig war.

Möglicherweise haben auch die Berge des Landes mitgewirkt, wo die Bajuwaren, Sueven und Alemannen hausen, wenn es wahr sein sollte, was Ranke, der verstorbene große Münchener Anthropologe, behauptet. (Beiträge zur physischen Anthropologie der Bayern, 1883.) Er meint, der Körperbau dieser Stämme sei vornehmlich die Folge der Alpen- und Hochgebirgsnatur. Je höher die Alpen werden, desto kurzköpfiger und brünetter der Menschenschlag. Je mehr wir aus dem Gebirge herauskommen, desto mehr schwächt sich diese Körperbildung ab, die Menschen werden weniger kurzköpfig, auch blonder. So sind es die Bayern an der Donau, ferner die Bewohner der breiten Flußtäler, wie des Unterinntales

im östlichen Tirol und des Pinzgaues, die sogar mittelschädelig sind. Ebenso nimmt in Württemberg die Kurzköpfigkeit sehr ab, 4 % der Württemberger sind dunkle Langköpfe, 14 % blonde Langköpfe, 20 % teils blonde, teils brünette Kurzköpfe, 62 % sind Mittelschädel von der verschiedensten Farbe der Augen, der Haare und der Haut. Die meisten Kurzköpfe sitzen im Schwarzwald und im schwäbisch sprechenden Teil des Landes, die meisten Lang- und Mittelköpfe im fränkischen Landesteil. (Schlitz auf dem Anthropologenkongreß in Lindau.) Im bayerischen Schwaben ist der Menschenschlag am brünettsten, und am kurzköpfigsten im Allgäu, wie Ranke berichtet. Im Elsaß ist das stark gebirgige Oberelsaß mit seinen Vogesen weit stärker mit Kurzköpfen besetzt als das weniger gebirgige und teilweise fränkische Unterelsaß. Langschädel und Mittellangschädel kommen hier wie im ganzen Rheintal in ziemlicher Anzahl vor. Eine Ausnahmestellung nimmt Lothringen ein: die Lothringer sind blonder als die Elsässer, die entweder ganz brünett sind oder, was meist der Fall ist, bei braunen Haaren graue oder helle Augen haben oder bei dunkelblonden Haaren graue oder braune Augen mit gewöhnlich weißer Hautfarbe, also sich teilweise die germanischen Rassenmerkmale bewahrt haben. Die Lothringer sind dabei noch kurzköpfiger als die Oberelsässer. (Frédéric auf dem Anthropologenkongreß in Straßburg.)

Nicht anders ist in Baden das Bild. Hier treten die blonden Farben und die mehr länglichen Schädel vorzugsweise in der Rheinebene auf, im Gebiet des fränkischen Volksstammes, in der Lörracher Gegend, in der alten Markgrafenschaft, weniger in der Bodenseegegend, am wenigsten oder gar nicht in den Albgemeinden südlich von Karlsruhe und im Schwarzwald. (Ammon, Zur Anthropologie der Badener, 1891, Sammlung gemeinverst. wissensch. Vorträge, V. Serie.) Ammon, der Erforscher des Körperbaues der Badener, schiebt die Kurzköpfigkeit der Schwarzwälder auf fremde Rassenelemente. Man muß sich aber fragen, ob hier nicht, wie bei den Tirolern, Bayern, Schweizern usw. die Gebirgsnatur mitspricht. Die gegenwärtige Bevölkerung des Schwarzwaldes ist nach Gothein (Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und der angrenzenden Landschaften, Straßburg, 1902—07) aus der spätmittelalterlichen Kolonisation der Kirche hervorgegangen. Jeder Nachweis, daß fremde romanisierte Ureinwohner dem Volke des Schwarzwaldes beigemischt sind, fehlt, ja sogar der Nachweis, ob diese überhaupt vorhanden gewesen. Soweit die menschliche geschriebene Geschichte reicht, hören wir nur von Germanen als den Bewohnern von Südwestdeutschland. Zwar siedelten die Römer viele Veteranen, Kriegsgefangene und Legionäre an, aber auch sie waren gewöhnlich Germanen oder germanischer Abkunft. Übrigens ist auch schon behauptet worden, daß die Rhätier und die Vindelizier gleichfalls Germanen gewesen wären, die die Römer romanisiert hätten.

Im badischen Hochwald, der Haardt künden die Ortsnamen, die auf -ingen, -städten und -tung enden, sowie die Regelmäßigkeit der Dorfanlagen die späte Besiedelung an. Hier sowie auf dem Schwarzwald waren es die alemannischen Bauern der Rheinebene, die das Geschlecht der Kolonisten stellten. Woher also die brünetten Farben und die Kurzköpfigkeit der Einwohner des Schwarzwaldes herrühren sollen, die doch aus einer Gegend stammen, die jetzt noch häufig den germanischen Typ zeigt, erscheint rätselhaft, wenn nicht der Einfluß der Gebirgsnatur herangezogen wird.

Je mehr wir aus den Marken der Bayern, der Alemannen und der Schwaben herauskommen, desto weniger kurzköpfig wird der Menschenschlag, die Franken im nördlichen Bayern, die Mittel- und Unterfranken sowie die westlichen Oberfranken sind schon durchaus lang- und mittelschädelig, mit mächtigem Hinterhaupt (Ranke, Beiträge zur physischen Anthropologie der Bayern); ebenso sind die Hessen, die Pfälzer rechts und links des Rheins, sowie die Franken am Mittelrhein und Unterrhein und an der Mosel und die Thüringer. Die Obersachsen und Schlesier wie die Lausitzer sind kurzköpfiger. Noch langschädeliger als die Franken sind die Niedersachsen vom Niederrhein bis an die Elbe (s. u. a. Andree, Braunschweiger Volkskunde).

In Ostelbien dieselbe Volksart wie im übrigen Deutschland. In Mecklenburg und Pommern hausen meist lang- und mittelschädelige sehr blonde Leute, ebenso in der Altmark und meist auch in der Mark Brandenburg und längs der Küste der Ostsee. In Vorpommern u. a. fand Virchow ein Geschlecht blonder Langschädel. Im übrigen Ostelbien ist der Schlag breitköpfiger und erheblich weniger blond. Brünette sind vielfach ebenso häufig wie in Süddeutschland. (S. die Untersuchungen Virchows über die Farbe der Augen, Haut und Haare der Deutschen.)

Keith hat also unrecht, wenn er den modernen Deutschen einen slawischen Körperbau zuschreibt. Was ist überhaupt ein slawischer Körperbau? Es ist ein Mythus, daß die Slawen von Natur breitköpfig mit flachem Hinterhaupt sind. Sicherlich haben die alten Slawen nicht so ausgesehen: sie waren ebenso blond und langschädelig wie die alten Germanen gewesen sein sollen. In Deutsch-Österreich, in Mecklenburg, in Böhmen ergaben genaue Untersuchungen, daß die Altslawen meist langschädelig gewesen waren (43. Anthropologenkongreß in Weimar). In Österreich tritt das so scharf hervor, daß Toldt von einer Ersetzung der langschädeligen Altslawen durch kurzköpfige Einwanderer spricht. In Mecklenburg hat Schlitz finnische Beimischungen bei den sonst langschädeligen Altslawen aus der Zeit nach der Völkerwanderung entdeckt. Es ist bislang in Ostelbien nicht möglich gewesen, die germanisierten Slawen körperlich von den im Mittelalter und in der Neuzeit eingedrungenen Deutschen und Niederländern wie Flamen zu unterscheiden. Noch zu den Zeiten des Bonifazius saßen Slawen bei Fulda. Slawische und germanische Siedelungen schoben sich im Maingau, in Thüringen und in Mittelfranken durcheinander. Es war aber dem großen Anthropologen Virchow unmöglich, bei seinen Untersuchungen in diesen Gauen germanische und slawische Schädel auseinanderzuhalten. Es ist ein gewöhnlicher Irrtum, einen brünetten Ostelbier einen Abkömmling von Slawen oder Pruzzen zu heißen. Prof. Dr. Brennsohn in Dorpat stellte als Ergebnis seiner Untersuchungen an den Litauern, den nächsten Verwandten der Pruzzen, fest, daß sie eine weiße Hautfarbe haben, die besonders bei jungen Mädchen von auffallender Weiße sei. Das Kopfhaar, schlicht, ist blond oder hellbraun, selten dunkelbraun, noch seltener schwarz, die Augen sind meist schön blau, häufig auch braun und dabei mittelgroß. Ihre Schädel sind mittelschädelig oder mäßig kurzköpfig. Viel sicherer ist es, diesen Ostelbier von Süddeutschen oder von Flamen, Wallonen, Süd-Niederländern abstammen zu lassen, die allesamt stark brünett sind und auch häufig breitköpfig. Wie viele Süddeutsche sind nicht nach dem deutschen Osten gekommen. Große Scharen von Schwaben und Bayern sind nach der Mark Brandenburg eingewandert, außerdem viele Pfälzer, die auch oft brünett sind. Bayern, Schwaben, Salzburger, Schweizer, Pfälzer sind nach Ostpreußen gekommen, Süddeutsche aller Art nach Schlesien. Das ganze Mittelalter hindurch sind Flamen, Brabanter, Zeeländer, Limburger, Wallonen, Holländer fast überall nach dem Osten gezogen und haben viele brünette und breitköpfige Leute mitgebracht.

Eins spricht für die ganz überwiegende reingermanische Abkunft der modernen Deutschen: und zwar der alte Götterglaube, wie er überall in den deutschen Gauen zu Hause war, ehe die neue Zeit mit ihrer Aufklärung eindrang. Überall wurde dem Himmelsriesen Wodan Verehrung oder doch Erinnerung gezollt, sei es als Knecht Ruprecht, der auf dem weißen Rosse durch die Lande zog, sei es als der heilige Martin, sei es als der Schimmelreiter. Nirgendswo tauchen irgendwie die Namen der alten Slawengötter oder der alten keltischen und rhätischen Gottheiten auf. Wenn die Ernte eingebracht ward, brachte das Landvolk in Bayern dem Oswalt, dem Asenwalter, Dankopfer dar, und im ehemals slawischen Mecklenburg und Pommern dem Wodan. Allerwärts wurden Maispiele begangen, umrankt von Erinnerungen an die altgermanische Götterwelt.

Wir können mit Fug und Recht die Frage bejahen, die über diesem Aufsatz die Überschrift bildet. Wir Deutsche sind die Nachfahren der Germanen des Tacitus.

Kuno Waltemath



Gillhausens Kriegsweissagung

Aus dem verworrenen Gebiete der Kriegsprophezeiungen, wobei sich die Wünsche der einzelnen Völker so oft mit den Gesichten vermischen, ragt da und dort etwas Echteres hervor. Es sind Ahnungen künftiger Ereignisse, die sich zu Bildern verdichten.

Diese Dinge sind nicht so außerordentlich, wie das zunächst scheint. In unsren Seelentiefen sind wir immer von solchen feinen Ahnungen begleitet, ohne daß sie zu voller Deutlichkeit an die Oberfläche durchbrechen. Sie setzen sich unter gewöhnlichen Verhältnissen in ein nachdenksames Verarbeiten, in Vernunft-Erwägungen um, wobei der sinnende Mensch, immer von diesem Ahnungs-Gefühl begleitet, Zusammenhänge herzustellen sucht. Bekannt ist Goethes Voraus-Ahnung der französischen Revolution. Er schreibt in den „Annalen": „Schon im Jahr 1785 hatte die Halsbandgeschichte einen unaussprechlichen Eindruck auf mich gemacht. In dem unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde, der sich hier eröffnete, erschienen mir die greulichsten Folgen gespensterhaft, deren Erscheinung ich geraume Zeit nicht los werden konnte; wobei ich mich so seltsam benahm, daß Freunde, unter denen ich mich eben auf dem Lande aufhielt, als die erste Nachricht hiervon zu uns gelangte, mir nur spät, als die Revolution längst ausgebrochen war, gestanden, daß ich ihnen damals wie wahnsinnig vorgekommen sei."

Ähnliches befiel den Schreiber dieser Zeilen bei Bismarcks Entlassung nebst den häßlichen Begleiterscheinungen. Wie man auch über des Kanzlers innere Politik da oder dort denken mag, die Außenpolitik steuerte von dort ab in das Chaos, und das Wesen des Monarchen bot keinen Ersatz für des Fürsten Genialität. Bismarcks Entlassung und der Zusammenbruch von 1918 stehen in einem inneren Zusammenhang.

Bei manchen sensitiven Menschen steigert sich dieses Ahnungsvermögen zu Gesichten. Hieher gehört das „zweite Gesicht", dem Prof. Dr. Friedrich zur Bonsen soeben wieder eine Schrift widmet („Neuere Vorgesichte. 75 Selbstzeugnisse aus der Gegenwart", Köln, Bachem, 1920).

„Zur Bezeichnung all der rätselhaften Vorgänge, die in den Tiefen des Bewußtseins sich vollziehen" — so schreibt er —, „hat man in neuerer Zeit das Wort ‚okkult' (lat. = verborgen, geheim) geprägt, und die Literatur über die okkulten Dinge wächst von Tag zu Tag. In Büchern und Broschüren, in Zeitschriften und Tagesblättern sonder Zahl wird von ihnen gehandelt, und der Kreis der Fragen, die das Reich des Okkulten umspannt, gewinnt so sehr an Ausdehnung, daß die Spezialisierung auch hier immer mehr eintritt. Und doch sind wir noch nicht so weit, daß in betreff des Wesens der Gesamterscheinungen Übereinstimmung herrsche. Bis dahin wird es vielmehr noch lange dauern, soweit überhaupt von ihr auf einem Gebiete die Rede sein kann, wo auch die Weltanschauung eine so große Rolle spielt.

„Es gibt im übrigen wohl keine Materie, die schwieriger zu behandeln ist, keine, die von Dilettantismus, Aberglauben und allem, was damit zusammenhängt, mehr umhergezerrt wird, als dieses Wetterleuchten der menschlichen Seele. Aber die Erkenntnis, daß ‚etwas daran' ist, bricht sich immer mehr Bahn, und das Wort ‚Okkultismus' beginnt den minderen Klang, den es in ernsthaften Kreisen, nicht bloß der zünftigen Wissenschaft, so lange gehabt, zu verlieren. Und das ist eine Erscheinung, die nicht genug beachtet werden kann. Man kann sagen, daß auch die strengere Wissenschaft endlich die Zurückhaltung aufgegeben hat, die sie den Dingen zwischen Himmel und Erde gegenüber so hartnäckig früher festhielt. So weist der besonnene Theologieprofessor Walter in München (vgl. Literar. Beilage der Köln. Volksztg., Nr. 2 vom 12. Januar 1912) auf die bemerkenswerte Tatsache hin, daß die sogenannte ‚Sterbemeldung', die geheimnisvolle, meist gleichzeitige Bekundung eines Todesfalles in weiter Ferne, ernsthafte Anerkennung finde (z. B. bei Löwenfeld, Spiritismus und Somnambulismus). ‚Und noch andere Dinge,' meint er, ‚können sich auf zahlreiche wissenschaftlich geschulte Männer als Augenzeugen berufen.'

„Nach dem Vorgange von Breitung (Koburg) ist denn auch in der angesehenen ‚Münchener medizinischen Wochenschrift‘ noch 1914 (Nr. 5) zu einer sachlichen Erforschung aller bekannt werdenden Fälle besonders des ‚Zweiten Gesichts‘ aufgerufen worden. Übrigens hat schon der bekannte Pariser Astronom Camille Flammarion 1865 die Gelehrten zur Forschung auf dem Gebiete des Okkulten aufgefordert und neuerdings wieder betont, daß die Phänomene desselben eine ehrliche wissenschaftliche Prüfung sehr wohl verdienten (Rätsel des Seelenlebens, Einleitung). Die Zeit dazu ist jetzt da, daß die Wissenschaft sich noch ernstlicher als bisher mit der Untersuchung befaßt, und insbesondere die Experimentalpsychologie hat hier ein reiches Feld der Arbeit vor sich.

„Deshalb etwas zu bestreiten, weil die Erkenntnis seines Wesens fehlt, geht nicht an und ist unwissenschaftliches Vorurteil. Unerklärlichkeit und Unmöglichkeit sind noch lange nicht dasselbe. ‚Wer außer auf dem Gebiete der rein mathematischen Wissenschaften,‘ sagt Arago, ‚das Wort ‚unmöglich‘ ausspricht, ermangelt jeglicher Vorsicht und Klarheit.‘ Das gilt besonders für jene gebildeten Kreise, die hier so leicht mit der Leugnung dessen bei der Hand sind, was sie nicht verstehen, weil sie das Wort nicht fassen können, das geschrieben steht: ‚Und Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, nach seinem Bilde erschuf er ihn.‘ (Gen. 1, 27.) Zumal diesen Kreisen mögen die ernsten Berichte empfohlen sein, die auf den nachfolgenden Blättern sich vereinigt finden. Daß in ihnen das Vorgesicht fast durchweg auf den Tod als das Letzte auf Erden verweist, entspricht bekanntlich der Eigenart dieser wundersamsten Erscheinung des Seelenlebens, die denn auch gar manchem so über die Maßen schreckhaft erscheint. Aber warum? Ist denn nicht das Sterben ‚des Lebens größte Tat‘? Die Berichte sind, wie es auch bei den im ‚Zweiten Gesicht‘ vom Herausgeber veröffentlichten Zeugnissen der Fall ist, durchaus origineller Art und reden als ganz persönliche Aussagen ihre eigene Sprache. Sie stammen fast durchweg, worin natürlich ihr besonderer Wert liegt, aus gebildeten Kreisen, und an der Urteilsfähigkeit und Glaubwürdigkeit der Berichterstatter ist, was ausdrücklich betont sein mag, in keinem Falle zu zweifeln.“

Unter diesen Berichten, die meist von persönlichen Erlebnissen handeln, ist an einer Stelle (S. 62) auch folgendes erwähnt, was die Allgemeinheit angeht. „In der Nacht zum 3. August 1914, gegen 2 Uhr, hatte der am 2. Mai 1918 einer schweren Verwundung erlegene Major der Garde-Infanterie von X. in Berlin ein Vorgesicht, worin er ebenfalls bereits, in einem ganz klaren und deutlichen Bilde, den Sturz des Kaisers erschaute. Die alsbald angefertigte und versiegelte Niederschrift des Gesichtes wurde von den Testamentsvollstreckern am 10. Mai 1918, beim Ordnen des Nachlasses, im Schreibtische des Gefallenen in Berlin vorgefunden; sie enthält auch über Verlauf und Ausgang des großen Kriegs erstaunlich verwirklichte Vorhersagen, die indessen nicht hieher gehören. Der vom Obersten von ... beglaubigte Wortlaut liegt dem Herausgeber vor.“

Dieser Wortlaut ist inzwischen in verschiedenen Blättern veröffentlicht worden. Der hier nicht genannte Offizier ist Major Guido von Gillhausen. Nach einer Randbemerkung ist diese Niederschrift seinerzeit vom Verfasser dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen übersandt worden. Der Prinz hat sie aber erst im Herbst 1915 geöffnet, gelesen und hat sie dem Verfasser wieder zugestellt. Die Aufzeichnung hat folgenden Wortlaut:

„Berlin SO. 26, Mariannenplatz 20, den 3. August 1914.

Was ich am 3. August 1914 gegen zwei Uhr sah:

Wie wird der Krieg verlaufen?

Nicht in kurzer Spanne Zeit. Nicht nur gegen einen starken Gegner. Ich sehe an mir vorüberziehen viele Feinde und erkenne deutlich Belgien als einen Feind, der uns furchtbare Wunden schlägt in maßloser Grausamkeit. Im Westen taucht neben Frankreich, das ich gestoßen, getreten und vergewaltigt sehe von England, eben dieses England auf als unser bedeutendster Gegner. In Afrika haben wir auch schwer zu kämpfen, doch scheinen es auch Weiße

zu sein, die uns dort zu vernichten streben. Zwischen beiden Erdteilen erblicke ich eine unklare Gestalt, die uns auch zu schaffen macht, ohne daß ich wüßte, wer es sein könnte. (Spanien?) Italien aber eilt mit England, Rußland und Frankreich gemeinsame Sache zu machen wider uns. Auf dem Balkan Serbien und Rumänien. Ich sträube mich gegen Rumänien, aber es bleibt: ich begreife es nicht, aber es bleibt. Rußland macht uns große Mühe, aber es wird gelingen, trotzdem Japan ihm hilft, wie Amerika England hilft (ich sehe Roosevelt dem König von England Brot reichen und Wein und ihm auf die Schulter klopfen und ihm Geld geben und ein Pulverhorn, einen Dolch und Bleikugeln) und Roosevelt schien doch unser Freund?!!

Der Krieg ist schauerlich und wird viele Jahre dauern. Immer neue Feinde kommen, ich sehe sie aus allen Ländern der Erde zu England eilen, das gegen uns steht, und mit ihm gehen. Gewaltige Entfernungen wird es geben, auf denen wir kämpfen müssen; und fast alle Völker der Erde werden hineingezogen. Ich sehe den Krieg in Ausführung von Nord-Amerika bis Australien, von Serbien und Japan bis zum Kap Horn. Und überall taucht England auf. Auch in allen Ministerien unserer Feinde sitzt es fest und regiert brutal und egoistisch und alle beugen sich, alle, ich sehe keine Ausnahme. Ist es möglich? Deutschland kommt in furchtbare Lage und 1918 wird's am schlimmsten. Und 1920 erst scheint der Krieg zu Ende oder nur Waffenstillstand. Es sieht so aus! Ob der Kaiser das Jahr 1921 noch erlebt? Ich sah den Kaiser, angetan mit Hermelinmantel und Krone auf dem Haupte, die Beine seines eigenen umgelegten Thronsessels absägen; während dieser Arbeit wurde der Hermelinmantel immer grauer und pulveriger, allmählich abfallend, während die Krone immer mehr zusammenschrumpfte und der Kaiser selbst in Nichts zerrann.

Mir scheint, als ob England in Ägypten und Indien den Todesstoß erhält. Dort sehe ich Bewegung wie im Ameisenhaufen. Deutschland geht furchtbar aus dem Kriege hervor, und an die 30 Jahre braucht's zur Erholung. Rußland erwacht und streitet mit Amerika um den Besitz der Zukunft. — — Gott sei mit uns!! gez. Guido von Gillhausen,

Hauptmann und Chef der 6. Komp. 3. Garde-Regt. z. F.

Versiegelt Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Friedrich Wilhelm übergeben."

Wir haben viele Kriegsweissagungen zu Gesicht bekommen, auch in gedruckten Schriften; doch sie waren fast allesamt falsch. Hier scheint aber wirkliches Ahnungsvermögen vorzuliegen.

Eine Tatsache kann ich selber, der Berichterstatter, zum Schlusse mitteilen. Am 7. Juli 1910 — also lange vor dem Kriege — kam ich durch eine Stadt, wo ich eine seherisch veranlagte Frau besuchte, die mit einem Arzt zusammenarbeitete. Sie war grade beschäftigt und bat mich, im kleinen Salon einstweilen zu warten, wobei sie mir allerlei Papiere vorlegte, die sie so zusammengeschrieben. Ich konnte mit den Sachen nicht viel anfangen; plötzlich aber stieß ich auf folgende Stelle, die mir ganz außerordentlich auffiel. Ich schrieb sie in mein Notizbuch ab; sie lautet: „Kaiser Wilhelm wird den Thron nicht eher verlassen, als bis ein rechtgläubiger Christ das tut, was er nicht erwartet. Er wird sein Schwert in die Scheide stecken und seine beiden ältesten Kinder zu seinen Nachfolgern ausrufen lassen. Sterben wird er noch nicht, aber im Frieden ein hochstehendes Ehepaar, entsagend dem Thron, ist besser als Elefantenzähne. Wir sehen einen Herrn und Meister in dem Kronprinzen, der sich ungestraft aus der Affäre zieht. Er will nicht Kaiser sein und gibt die Krone weiter. * kommt ans Ruder und macht den Thron zu einer äußerst schönen Gestalt und Form. Amen."

Dies hatte die Dame, wie eine Randbemerkung sagte, am 7. Mai 1910, abends 6 Uhr, „hellgehört" und gleich niedergeschrieben. Ein Zusatz lautete: „1916 dankt der Kaiser ab!" Worin sie sich also um zwei Jahre geirrt hat.

Man kann sich vorstellen, wie es mir auffiel, in jenem Sommer 1910 — also in den Glanzzeiten des Hohenzollernhauses — derartiges geweissagt zu lesen. An Stelle des Sternchens stand ein Name geschrieben. Aber der Verfasser wird sich hüten, ihn zu nennen.



Beobachtungen über Elsaß-Lothringen

Den Gründen nachzuspüren, weshalb wir Deutschen das deutsche Elsaß-Lothringen verloren haben, ist ebenso zwecklos wie der Ingrimm über dieses europäische Unrecht gegen Deutschland. Dieser Verlust ist eins unserer vielen Leiden. Wir geben hier einem sachlichen Beobachter, einem Alt-Elsässer, das Wort über die jetzige Lage. Derselbe Verfasser wird uns vom Januar ab eine Reihe von „Elsässischen Charakterbildern" vorführen. F. L.

Die „elsässische Frage" war nie so dunkel wie jetzt. Der Haupteindruck bei einem mehrwöchigen Aufenthalt im Lande ist der, daß nun offenbar ein Stillstand der Verhältnisse in öffentlicher wie persönlicher Beziehung eingetreten ist. Man hat den Eindruck, daß sich gegen einige Monate früher kaum etwas verändert hat. Daß aber die Gemüter im großen und ganzen beruhigter geworden sind.

Nach wie vor zur Opposition geneigt sind folgende Stände. Zunächst die Volksschullehrer zum guten Teil. Die akademischen Lehrer verbergen ihre Gesinnung teilweise hinter diplomatisch verbrämten Begründungen. Es scheint, daß man die Lehrer für militärische Kampfspiele zu gewinnen sucht, wohl mit nationalpädagogischen Hintergedanken. Auch die protestantischen und ein Bruchteil der jüngeren katholischen Pfarrer neigt zur Gegenstellung. Die Auswanderungskrisis der protestantischen Geistlichkeit hält noch an. Ebenso das Verkehrspersonal. Bei den Lothringer Eisenbahnern fällt ein ungeklärter kosmopolitischer Sozialismus in die Augen. Das Streikfieber hat in diesen Kreisen nachgelassen. Aus Postlerkreisen wird mitgeteilt, daß gewisse Methoden in diesem Verwaltungszweig, die vor 30 Jahren von der deutschen Regierung als veraltet beseitigt wurden, jetzt wieder von französischer Seite (offenbar als dernier cri!) eingeführt werden. Darob nicht geringe Erbitterung bei der Beamtenschaft. Kennzeichnend für die Tramler ist die Tatsache, daß von 800 Angestellten, die zu Beginn der Franzosenherrschaft sämtlich an französischen Sprachkursen teilnahmen, kürzlich noch 3 sich dazu einfanden. (Als Grund des Wegbleibens darf keineswegs inzwischen erlangte Kenntnis der herrschenden Sprache angesehen werden.) Ablehnend ist auch die Bauernschaft in abgelegenen Landesteilen.

Von den politischen Parteien ist lediglich die sozialistische oppositionell gestimmt. Doch handelt es sich keineswegs um nationalistische Gegnerschaft, sondern höchstens um abweichende Ansichten in Verwaltungsfragen. Pose und eine gewisse radaulustige „Bonhommie" sind von dieser Art nicht leicht zu trennen.

Der maßgebende deutschfreundliche Sozialistenführer erklärte vor einiger Zeit einem früheren elsässischen Verwaltungsbeamten: „Ein Generalstreik ist in Elsaß-Lothringen auf ein Jahrzehnt hin ausgeschlossen". Daß eine seelische Assimilierung der elsässischen und französischen Sozialisten stattgefunden hätte, kann wohl kaum angenommen werden. Der Grund, warum größere Streiks nicht mehr vorkommen, liegt bei der französischen Regierung: die Führer einer etwa auflebenden Bewegung werden bestochen, charakterstärkere gemaßregelt.

Die französische Regierungspolitik verfährt ebenso geschickt wie energisch. Millerand scheint im Lande vortreffliche psychologische Studien gemacht zu haben. Er weiß offenbar, daß der elsässische Oppositions- und Krähwinklergeist durch Bereitwilligkeiten und Nachgeben in Kleinigkeiten leicht befriedigt werden kann. Geopfert wird regierungsseitig dabei nichts; und man verfährt um so unbekümmerter in den großen und entscheidenden Dingen. Unter diese großen Dinge ist der Gedanke an eine besondere Verfassungseinrichtung für Elsaß-Lothringen, wie er seit Wochen Gegenstand politischer Erörterungen zwischen Parlamentariern und Regierenden bildet, bestimmt nicht zu zählen. Er ist Fassade, vielleicht Mittel zum Zweck für einige Führer des „Bloc national", die sich bei ihren Wählern in Gunst setzen wollen, wobei zu bemerken ist, daß die Mehrheit der Bevölkerung von einer Verfassung für Elsaß-Lothringen nicht spricht.

Für Millerand scheint der Punkt, in dem er Nachgiebigkeit zeigt, die Sprachenfrage zu sein. In der Sache „Trennung von Kirche und Staat“ sind Bürgermeister Peirotes auf der einen, Bischof Mjgn. Ruch auf der andern Seite bei ihm vorstellig geworden. Eine Entscheidung steht noch aus.

Bei der im wesentlichen energischen, in der Verkehrsform nachgiebigen Verwaltungsmethode ist die mit Charakterstärke nicht eben belastete elsässische Bevölkerung „ruhig, sittsam und brav“. Bleiben die Zustände, wie sie jetzt sind, kommt es nicht zu politischen Eingriffen von außen her: dann darf angenommen werden, daß in 100 Jahren keine Änderung im Durchschnitt der Ansichten und Bestrebungen, nationalpolitisch gesehen, eintreten wird. Denn durch etwaige innere Wühlungen würde nichts geändert werden. Bezeichnend ist in dieser Beziehung ein Ausspruch Longuets: er (L.) habe sich zu der Überzeugung durchgerungen, daß Elsaß-Lothringen nur auf Grund eines Krieges neutral werden könnte. Also sowohl Longuet wie sein elsässischer Parteifreund glauben nicht an die Möglichkeit eines Umschwungs auf revolutionär-innerpolitischem Wege.

Zur Beruhigung der politisch noch unentschiedenen Gemüter trägt der verhältnismäßige materielle Wohlstand in Elsaß-Lothringen bei. Verbunden mit der unbestreitbaren Tatsache, daß die Lebenshaltung wirtschaftlich, gegen früher und im Vergleich zum alten Vaterland, bedeutend besser geworden ist, hat das altfranzösische Rentnerideal nun auch für den Elsässer eine große Werbekraft gewonnen. Der Beamte der mittleren Altersklasse, dessen Schule durchaus deutsch ist, hat nun, sofern er sich von allen politischen Betätigungen fernhält, die Möglichkeit, sich einige Jahre, vielleicht ein Jahrzehnt lang, den technisch minderwertigen Methoden anzubequemen, dabei relativ gute, wohl auch musterhafte sachliche Arbeit zu leisten und sich in der Zeit ein hinlängliches Privatvermögen zu sichern, das ihm eine erwünschte frühe Pensionierung ermöglicht. Ältere Beamte halten durchgängig wohl in allen Berufszweigen so lange im Amte aus, bis ihre Pensionierung nach den neuesten Schemen geregelt ist, um sich dann gänzlich ins Privatleben zurückzuziehen. Namentlich die erstere Gruppe hat sich mit der Erinnerung und Auswertung der auf deutschen Schulen und Universitäten erworbenen Ausbildung deutsche Sympathien vielfach gewahrt. Diese Beamten, politisch meist gleichgültig, haben den Schwerpunkt ihrer seelischen Haltung in ihr Leben im Familien- und Freundeskreis verlegt und pflegen sich abends bei deutscher Lektüre (Philosophie, Literatur, Kunst, Tagesblätter) von den Mißliebigkeiten und Mißhelligkeiten des täglichen Berufslebens zu erholen. Darüber hinaus haben sie für deutsche Verhältnisse durchschnittlich nur insofern Teilnahme, als sie freundschaftliche Beziehungen zu abgewanderten Verwandten oder Bekannten unterhalten.

Hieraus erhellt, daß sich für die „elsässische Frage“ als solche und in allgemeiner Hinsicht bei den meisten Elsässern kaum noch ein Interesse findet; daß diese Frage bei den einzelnen atomisiert erscheint und von einer einheitlichen Ansicht der Dinge nur noch im Schoße bestimmter Freundes- und Berufskreise, nicht mehr bei dem elsässischen Volk im ganzen gemeinsame oder umfassende Gesichtspunkte vorwalten.

Immerhin kann behauptet werden, daß — wenn das Problem in irgendeiner Weise unter Gesinnungsgenossen aktuell wird — die andauernde Verflochtenheit der eigenen Frage mit den deutschen Zuständen der Gegenwart nicht außer Berechnung gestellt wird. Es begegnet wohl der eigene Fall, daß man beim Einziehen von Erkundigungen über jeweilige Zustände ein nicht minder starkes Interesse der Befragten über entsprechende Dinge in Deutschland wahrnimmt, und daß eine Unterhaltung über elsässische Angelegenheiten unversehens in eine solche über deutsche umschlägt. Hierbei kommt es häufig vor, daß, gleichwie wir in Deutschland gern das elsässische Problem als totale Erscheinung erfassen möchten, der elsässische Ausfrager in der Heimat, viel mehr als es in Deutschland selbst geschieht, die „deutsche Frage“ als Ganzes zu betrachten pflegt.

Im Grunde gesehen ist die Liebe der deutschfreundlichen Elsässer zum alten Vaterland eine eifernde Liebe geworden, die sich selten irgendwie tätig äußert. Der Kampf um die Einführung eines deutschen Zeitschriftenwesens im Lande ist, wie alles andere, zum Stillstand gekommen. Hoher Beachtung wert ist im übrigen die Tatsache, daß sich über das ganze Land ein Netz von Theaterunternehmungen zieht, die elsässische Dialektstücke (insbesondere auch von dem Altdeutschen J. Greber) zur Aufführung bringen. Ein Anzeichen, daß der Kampf um die Erhaltung heimischer Art und Sitte keineswegs erloschen ist.

Bei der Vielgestaltigkeit und Verworrenheit des elsässischen Problems, von dem wir in Deutschland wohl oder übel immer nur die eine Seite überblicken können, bleibt für uns nur ein unpolitisch-geistiges Interesse übrig. Beziehungen solcher Art zu pflegen und zu unterhalten; den deutschfreundlichen Elsässern in der Heimat, die unter seelischem und politischem Druck schon genug leiden, unser freundschaftliches Vertrauen weiterhin zu schenken und sie durch ein solches Vertrauen vor den Übelwollenden allen auszuzeichnen — ohne daß wir deshalb zu viel von ihnen erwarten oder sie persönlich schädigen dürften: — es ist das einzige, was wir für sie tun können. Es liegt in keiner Weise ein Anlaß vor, jeden Verkehr mit denen abzubrechen, die an dem Umschwung der politischen Verhältnisse so wenig Schuld tragen, als wir selbst; die aber — durch mannigfache Bande zurückgehalten — nicht, wie so mancher ihrer Landsleute, dem elsässischen Boden Valet sagen und sich in Deutschland oder neutralen Ländern ansiedeln konnten. Hoffen wir und arbeiten wir daran mit, daß die geistigen und ideellen Beziehungen nach dem Überrheinland, die wichtigsten und die Voraussetzung für alle andern, sich nicht schwächen, sondern, je mehr wir selbst uns fühlen lernen, stärken! Werben wir aber auch dem schönen Elsaß der Vergangenheit Freunde, in der Erwägung, daß die deutschen Kulturgüter, deren Reste drüben schlummern, uns für den Neuaufbau und die nationale Wiedererstarkung unseres Volkes nicht fehlen dürfen! Dann haben wir das Unsere getan.

Die deutsche Politik bezüglich Elsaß-Lothringens sollte billig bei der deutschen Regierung ruhen. Wenn dann das verlorene Grenzland, wie es Fürst Bismarck klassisch geprägt hat, am Deutschtum und am deutschen Volk wieder Gefallen finden sollte, müßte diesem kultivierten Grenzlande von der diesseitigen Regierung mit jenem würdevollen Takt begegnet werden, den Bismarck nach 1870 den Elsässern entgegengebracht hat, ohne daß er von diesen verstanden oder gefühlt worden wäre. Vielleicht, daß unter den Erschütterungen gemeinschaftlicher und im Grunde gleichartiger seelischer Not (materielle Not leidet das Grenzland nicht) bei den Alsaten die Erkenntnis dämmert, daß doch manches Gemeinsame den deutschen Menschen dort und hier in eine gleiche Schicksalsrichtung weist.

Alsaticus

Beseelte Technik

Daß ein Fachmann, der Bildung und Persönlichkeit besitzt, auch das anscheinend trockene Gebiet der Technik beseelen kann, beweist Wilhelm von Oechelhaeuser. Er hat als Vorsitzender von technischen Vereinen, die über ganz Deutschland organisiert sind, öfters Ansprachen halten oder sonstwie Wesentliches in Betrachtungen festhalten müssen. Diese Erinnerungsblätter („Aus deutscher Technik und Kultur") gibt er nun in einem für die zeitgenössische Technik hochbedeutsamen Bande heraus (München und Berlin 1920, Druck und Verlag R. Oldenbourg).

Sollen die Schlagworte — so fragt der Dessauer Fachmann im Vorwort — von der rücksichtslosen Ausbeutung der Massen durch den Kapitalismus, von der Versklavung des Menschen durch die Maschine, von dem allein Werte schaffenden Arbeiter, von der unweigerlich fortschreitenden Mechanisierung der Welt so lange wiederholt werden, bis sie in ihrer Ver-

allgemeinerung und Übertreibung als feststehende Wahrheiten gelten? Sollen diese Schlagworte zur dauernden politischen Verhetzung und Zersetzung dienen?

Wie viele Gebildete beiderlei Geschlechts, die mit Behagen auf den elektrischen Knopf drücken, um ein Dienstmädchen zu rufen oder um in einer Sekunde Licht zu machen, haben die obigen Schlagworte nachgeschrieben und nachgesprochen! Und dabei haben sie selten oder nie in das Wunderwerk technischer Betriebe einen Blick getan oder auf Versammlungen technischer Fachmänner der hier geleisteten Geistesarbeit nachgedacht! Würde dies geschehen, so könnten diese Laien feststellen, daß eine Betriebsweise in der Tat kapitalistisch, sogar monopolistisch sein kann, ohne daß die Leiter im mindesten von Gedanken an Ausbeutung oder Versklavung beseelt sind; und nicht minder, daß auf seiten der führenden technischen Kreise für den Erwerb in erster Linie wissenschaftlich praktische Fortschritte maßgebend waren, herausgeboren aus den dringenden Forderungen des Tages. Es ist für jeden tiefer Schauenden eine Irrlehre, daß der Arbeiter allein Werte schaffe und daß sich das Kapital durch die Handarbeiter befruchten ließe. Die akademische Jugend zumal wird hoffentlich aus unbefangener und gewissenhafter Nachprüfung der tatsächlichen Verhältnisse die Überzeugung gewinnen, daß weitesten Kreisen wissenschaftlicher Technik jeder Mammonismus fern lag. Auf der Tagesordnung vieler technischer Versammlungen stand bereits seit mindestens der Jahrhundertwende gerade die Einsicht in die schweren Schäden unsrer Kultur. Techniker und humanistisch Gebildete sollten demnach einmütig den Gründen dieser Schädigungen nachforschen und Beseelung versuchen, statt die Entzweiung zu vermehren.

So möchte denn Oechelhaeusers Buch zu einer gerechteren Schätzung der technischen Arbeit einen Beitrag liefern. Es berührt mit eigentümlicher Wehmut, wenn an der Spitze eine Ansprache am Niederwald-Denkmal (13. Juni 1900) bei Gelegenheit der Tagung des Deutschen Vereins von Gas- und Wasserfachmännern in Mainz mit den Worten beginnt: „Wir sind am Ziel! Denn wie kann ein Fest im Rheingau einen schöneren Abschluß, wie seinen Höhepunkt besser erreichen, als in einer Wallfahrt zu unsrem Nationaldenkmal auf dem Niederwald!“ Der Sprecher erinnerte sich dabei an „jenen einzig schönen Tag der Enthüllung dieser Germania im August 1883“ und sieht vor seinem geistigen Auge „dort vor dem Kaiserzelt wieder die edle, leicht vornübergebeugte hohe Gestalt Kaiser Wilhelms des Ersten, umgeben von den Fürsten und Paladinen, mit denen er die Einheit unsres Vaterlandes erkämpft; und seine letzten Worte, die den Befehl zur Enthüllung geben, werden großartig begleitet und getragen von dem Donner der Geschütze und Böller, die ringsum von den Bergen und drunten von den Schiffen des Rheins zu uns herauftönen — wie ein letzter dumpfrollender Nachklang von den Schlachtfeldern Frankreichs“.

Über dieser schwarz umränderten ersten Rede des Buches stehen die drei Worte: „Es war einmal“. Die letzte aber, hinter zwei Kriegsansprachen von 1914 an die deutsche Industrie, sucht in einem ernsten „Rückblick und Ausblick“ der gegenwärtigen Sachlage nachzuspüren. Dazwischen sammelt sich in dem gehaltvollen Buche über ein Dutzend Betrachtungen: z. B. über die sozialen Aufgaben des Ingenieurberufes, über die technische Arbeit einst und jetzt (mit lichtvollen Ausführungen über Altertum und Neuzeit), über „neue Rechte und neue Pflichten“ (mit grundlegenden Auseinandersetzungen gegenüber dem Humanismus), über die elektrische Zentrale Dessau, über die Steinkohlengasanstalten als Licht-, Wärme- und Kraftzentralen, über die Gasindustrie der Vereinigten Staaten in Nordamerika, besonders ausführlich und wichtig über die Geschichte der Großgasmotoren, wie denn überhaupt grade der Gastechnik die Mehrzahl der eigentlich fachmännischen Blätter gelten.

Auch Wilhelm von Oechelhaeuser hat schon von jeher größere soziale Zucht, Zusammenfassung der Einzelforschungen zu einem Lebensganzen, Ausbildung einer harmonischen Persönlichkeit gefordert. Und nicht minder eine wirklich zutreffende und gründliche Kenntnis des Auslandes, damit unser Volk die politische Unreife überwinde und großpolitisch denken lehrt.

Er stimmt Rudolf Eucken bei, der das deutsche Volk für berufen hält, für eine Vertiefung und Beseelung der Kultur zu wirken, ein Ganzes und Inneres des Menschen zu entwickeln und in alle äußere Betätigung Seele hineinzulegen. „Aber vergessen wir nie," sagt Eucken, „daß wir die Höhe unsrer eigenen (deutschen) Art immer erst wieder in energischer Anstrengung zu finden haben und daß wir unser Eigentümliches nur siegreich behaupten können, wenn wir uns untereinander zusammenfinden, wenn im besondren die beiden Hauptrichtungen unsres Lebens: die Bewegung zur sichtbaren Welt und die Entwicklung eines Reiches der Innerlichkeit, nicht gegeneinander, sondern zueinander streben"... Und Oechelhaeuser, der Techniker, stimmt dem Philosophen bei — es war schon am 16. Juni 1902, auf der Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure — und ruft: „Nun, meine Herren, in diese und auch sonst noch von verschiedenen humanistischen Seiten dargebotene Hand wollen wir gern einschlagen."

Man spürte ja schon lange den Riß im deutschen Geistesleben und Wirtschaftskörper. Aber wir konnten ihn nicht heilen.

Doch schließt das Buch mit einem gläubigen: „Empor aus dem Niedrigen und Gemeinen der Gegenwart! Alle wahrhaft großen Gedanken und Ideale stammen bekanntlich auch aus dem Herzen. Sowohl der religiöse Glaube wie der feste Glaube an eine große gute Sache auf irgendwelchem Gebiete vermögen überall Berge zu versetzen. Wenn jeder einzelne diesen unerschütterlichen Glauben in der Richtung der Wiedergesundung und Wiederaufrichtung unsres Volkes auf seinem, wenn auch noch so kleinen Gebiete pflegt und durch Arbeit an seinem eigenen Innern, insbesondere durch Selbstzucht wirklich betätigt: dann entsteht durch eine solche allmähliche Gleichrichtung aller Volksmolekule eine ungeheure latente Volkskraft, die sich über kurz oder lang wieder nach außen und oben auslösen muß."

Und wie die drei ersten Worte des Buches „es war einmal" lauten, so endet die letzte Seite mit den drei hoffnungsfreudigen Worten: ... „mit Inbrunst glauben"!



Vom Justinus Kerner · Von Karl Demmel

Seine Gestalt riecht nach großväterlicher Behäbigkeit und Pfeifenrauch.

Aus seinem Tintenkübelchen klettern wie aus einem alten Stadtbrunnen liebe schöne Lieder.

Die Musiker im Lande wissen dazu schöne Melodien, die sie am Spinett aufschreiben.

Mit einem breiten Schlapphut geht der Oberamtsarzt durch die jahrhundertalten Gassen von Weinsberg.

Grüß Gott! hier, Grüß Gott! da.

Man tuschelt hinter selbem her, daß er Geister beschwören könne.

Sommerabend weich und leise. Vollmond sieht über den Wartturm der Burg Weibertreu auf das Ziegeldach des gastlichen Dichterhauses.

Vor dem Fenster blühen die Bäume so süß, so süß.

Im Hause raunt es aus Uhrenkasten und Truhen: die Geister!

Im Schlafrock und Filzpantoffeln, wie ein dörflicher Pfarrer, geht Justinus Kerner umher.

Die Stadtkirche schlägt kichernd.

Sitzt er im stillen Stübchen am Sekretär; eine Kerze flackert gelblich und weint dicke Wachstränen über das rührselige Lied, das die Gänsefeder auf das Papier kritzelt:

Dort unten in der Mühle saß ich in süßer Ruh'...





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Evangelische Katholizität

Nachdem das Staatskirchentum im Protestantismus aufgehört hat, seine Herrschaft auszuüben, sind mannigfache Fragen und Zweifel laut geworden, zumal ja der Austritt aus der Kirchengemeinschaft so erschreckenden Umfang angenommen, daß allerorten bewegliche Klagen erhoben werden. Aber jetzt tritt auch an den Protestantismus die entscheidende Frage nach der Neuorganisation mit Macht und Nachdruck heran, und es nützt nichts mehr, an den alten Schläuchen zu flicken; jetzt gilt es, von Grund aus neu zu bauen, wenn das wankende Gebäude nicht stürzen soll. Im rechten Augenblick ist da ein Buch erschienen, das in mehr als einer Hinsicht wichtig und anregend erscheint, das verdient, namentlich von protestantischen Geistlichen gelesen zu werden. „Das Wesen des Katholizismus" von Friedrich Heiler (Verlag Ernst Reinhardt, München). Diese Vorträge, gehalten in Schweden und hier zur Einheit verbunden, gewähren mehr, als der Titel vermuten läßt. Heiler kommt selbst vom Katholizismus her, mit dessen Mängeln und Fehlern er scharf und hart ins Gericht geht. Als Gelehrter, als Professor der vergleichenden Religionsgeschichte ist er befähigt, Aufschluß und Weisung zu schenken. Aber das ist das Schöne und Aufrichtende, daß Heiler sich niemals in Haß und Schelten verirrt, daß er immer eine würdige und hilfsbereite Sprache übt. Durch seine eingehende Beschäftigung mit Luthers Leben und Lehre hat er sich zur evangelischen Auffassung bekehrt. Und gerade dies, was er hier zu sagen hat, sollte weithin und überall gehört werden.

„Das christliche Frömmigkeitsideal ist das evangelische, aber das Kirchenideal ist das (geläuterte) katholische." Was sollen wir vom Katholizismus lernen? Vor allem das warme, tätige Glaubensleben. Die protestantischen Kirchen sind für gewöhnlich leider verschlossen; die Gemeinde hat nicht mehr das Bewußtsein, im Gotteshause Heimat und Zuflucht zu finden, wenn es nicht zu jeder Stunde für Andacht und Gebet offen und bereit ist. Denn vor allem die Innigkeit, die Macht und Fülle des Gebets muß wieder geweckt und gestärkt werden, des Gebets, als unmittelbare Hingabe, als ein „Ausschütten des Herzens". Aber dazu gehört notwendig auch die tiefe und reine Mystik. Der Protestantismus droht in Rationalismus zu ersticken; er hat Großes und Folgenreiches in der Bibelkritik geleistet, aber er hat sich entfernt von dem warmen, ergreifenden Leben. Die Menge braucht wieder Sammlung, Einkehr, Erhebung; nicht nur Belehrung und Vorschrift. Und gerade das innige Geheimnis des Gebetes ist verloren worden. Mit Recht erkennt es Heiler als einen äußeren Schaden, daß die Kniebänke abgeschafft worden sind im Zeitalter der Vernunftherrschaft. Und dann das Altarsakrament. Auch dieses hohe Symbol ist geschwächt und beseitigt worden. Vor allem sollte die Möglichkeit des Kommunizierens viel häufiger und allgemeiner ausgeübt werden; nicht nur an Feiertagen, sondern immer, wann die verlangende

Seele danach begehrt. Täglich kann der Katholik sich vereinen mit seinem Gott, und dieses Bewußtsein verleiht ihm Stärke und Zuversicht. Und es hebt und kräftigt den Gemeinschaftsgedanken. „Evangelische Katholizität — dieses Ideal war einmal bereits im Gottesdienstleben verwirklicht, und zwar in der alten Kirche." Wir müssen von neuem das Einigungsempfinden der ersten Christenheit wachrufen! Aber wie ist der Protestantismus zerklüftet in Sekten und Konfessionen! Hier gibt Heiler den einzig möglichen und guten Weg. Wir sollen — wie die englische und schwedische Kirche es beibehalten — wieder das Bischofsamt einführen, ganz im Sinne des Apostelworts: „Wir sind nur Mithelfer an eurer Freude." Nachdem die Staatsgewalt erledigt ist, müssen jetzt religiöse Führer an die Spitze der Kirchen treten, kraftvolle, durchdrungene Persönlichkeiten. Sie sollen das Vertrauen der Gemeinde genießen, sie sollen weisen und stützen. Dann kann auch eine wahre Einigung erreicht werden. Noch findet man in jeder „Landeskirche" andere Liturgie, andere Gesangbücher, andere Gottesdienstordnung. Mit Recht sieht der Katholizismus seinen Stolz in dem festgefügten Bau seines Kirchentums, das allerorten gilt und Heimat ist.

Und dann ist es noch etwas, wofür Heiler sich einsetzt — die Ausübung der Beichte. Er weiß und sagt es deutlich, daß im Katholizismus der tiefe, reine Sinn der Beichte abgenutzt ist; aber soviel ist richtig, daß gerade durch die Beichte der Geistliche inniger und unmittelbarer auf die Gemeinde, auf den einzelnen einzuwirken vermag. Luther selbst nannte die Beichte „ein trefflich, köstlich und tröstlich Ding" und urteilt ferner: „Darum ist's zu tun, daß du deine Not klagst und läßt dir helfen und ein fröhlich Herz und Gewissen machen." Aber daß Luthertum hat sich allzu weit von seinem Schöpfer entfernt.

Es wäre noch mancherlei hinzuzufügen. Z. B. über die Stellung der Musik im Gottesdienst. Die Tonkunst, die gelöste, erdenweite, ist ja gerade für die Religion so überaus befruchtend und wirksam. Sie sollte nicht nur nebenbei gepflegt, sondern wieder eng und andächtig mit dem Gottesdienste selbst verbunden werden, nicht nur im Gemeindegesang, sondern als Kunst, als Aufrichtung. Aber nicht in der jetzt leider so häufig geübten Weise, daß man das Süße, Sentimentale bevorzugt (man betrachte nur die altehrwürdigen, keuschen, strengen Choräle, wie sie durch schlechte Harmonisierung mit Septakkorden und übermäßigen Dreiklängen, gar alterierten Akkorden und durch schleifende Mittelstimmen verweichlicht wurden), sondern daß man auf Bach zurückgeht und seine herbe, wahrhaft machtvolle Kunst. Sodann die unumgänglich nötige Revision der Gesangbücher, die gar zu viel Überlebtes, Häßliches, Verstaubtes mit sich führen. Es könnte noch über die freudlose Tracht der Geistlichen und Konfirmanden geredet werden, welche wohl für die Passionszeit angemessen erscheint, sonst aber gar zu puritanisch und zu wenig festlich anmutet. Indessen — man nahe dem Buch von Heiler selber (die letzten Bemerkungen freilich wird man nicht darin finden, sie bilden nur eine Weiterführung seiner Vorschläge); überall wird man ein hochgemutes, lauteres, frommes Streben und Helfen gewahren. Und dann greife man auch zu den übrigen Werken dieses jungen und doch so bedeutsamen Gelehrten! Vor allem sein grundlegendes Buch über das Gebet gehört zu den wichtigsten, welche uns seit langer Zeit geschenkt wurden. Und man lese seine kleine schöne Schrift über Luthers religionsgeschichtliche Bedeutung. Besonders aber sei im Anschluß an diese Ausführungen die Sammlung der in Schweden gesprochenen Predigten empfohlen; sie erschienen unter dem Titel „Das Geheimnis des Gebetes" (Verlag Chr. Koiser, München); hier spricht sich die religiöse Persönlichkeit Heilers besonders inständig und herzlich aus; hier kann man erkennen, auf welchen Weg er uns leiten möchte.

Die protestantische Kirche steht in dringenden und schlimmen Gefahren; wenn jetzt nicht von Grund auf neugebaut und gewirkt werden soll, dann ist die Zeit vorüber, der Untergang ist nahe.

Ernst Ludwig Schellenberg



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Mignon

Im jüngsten Bande des Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft trägt Dr. med. Gustav Cohen, ein leider kurz vor der Drucklegung verstorbener Hamburger Arzt, eine neue Hypothese zur Aufhellung des geheimnisvollen Wesens von Goethes Mignon vor. Der Stimme von Ärzten wird der Literarhistoriker zur Klärung von physiologischen und auch von psychopathischen Problemen gewiß gern Gehör geben, auch schon mancher aus diesen Kreisen stammenden Anregung dankbar gedenken. Nur müßte sich der Arzt innerhalb seiner Zuständigkeit halten, wo er nicht in bloßen Dilettantismus hinübergleiten will. Doch selbst diesem braucht sich der Literarhistoriker nicht unbedingt zu verschließen: kann doch der Kunstliebhaber durch unmittelbare Einfühlung unter Umständen manches entdecken, was dem methodischen Eindringen der Wissenschaft unerreicht blieb. Immer aber muß sich der Fachfremde die Nachprüfung seiner Eingebungen durch die strenge Fachwissenschaft gefallen lassen. Andrerseits braucht er nicht zu fürchten, daß eine illusionsstörende Hypothese vom Fachmann, der sich den Tatsachen voraussetzungslos anzubequemen hat, rein aus Gefühlswidrigkeit mißachtet wird.

Ist also Mignon — wie Gustav Cohen entdecken will — von Goethe als Hermaphrodit gedacht, und liegt diese abnorme Anlage hinter ihrem geheimnisvollen Auftreten versteckt?

Das Eingangszitat, so viel Schwergewicht es trägt, scheint gewiß keine günstige Grundlage für Cohens Beweisführung: wenn Goethe von Mignon rühmt, daß der ganze Roman „dieses Charakters wegen" geschrieben sei, so wird auch Cohen nicht behaupten wollen, daß gar der ganze „Wilhelm Meister" des Hermaphroditismus wegen geschrieben sei! Freilich beginnt dieser medizinische Beurteiler sofort eine eigene Methode der Goethe-Forschung zu begründen, indem er Gelegenheitsäußerungen von Goethe und Schiller dahin preßt, Goethe habe den Sinn seiner Werke oft versteckt, um den Leser zum besten zu haben! Auf den „Wilhelm Meister" selbst nimmt folgende Wendung Schillers Bezug: „Die erstaunliche und unerhörte Mannigfaltigkeit, die darin, im eigentlichsten Sinne, versteckt ist, überwältigt mich" — daß sie die von Cohen untergelegte Deutung nahelegt, wird niemand als zwingend empfinden. Gar Goethes eigenes Geständnis eines „gewissen realistischen Tiks, durch den er seine Existenz, seine Handlungen, seine Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken behaglich finde", bezeichnet ausdrücklich nur die Grenze seiner „großen Konfession", so daß seine Dichtungen nur verkürzte Projektionen seiner eigenen Persönlichkeit werden. Die Beispiele, an denen Cohen seine „Methode" erproben will, nehmen keineswegs für sie ein; insbesondre bekenne ich meine Unfähigkeit, in der Elegie „Das Wiedersehen" eine „geschickt verkleidete Zote" zu entdecken.

Doch wenden wir uns zum eigentlichen Thema! Hier bleibt vom Standpunkt der Literaturwissenschaft methodisch durchweg unzulänglich, daß nicht genetisch zwischen dem Mignon der „Theatralischen Sendung" Wilhelm Meisters und dem der „Lehrjahre" geschieden ist. „Dem" Mignon? Ist durch Goethes Schwanken zwischen der männlichen und weiblichen

Geschlechtsbezeichnung nicht ohne weiteres der Beweis für die Zweigeschlechtlichkeit des unglücklichen Wesens erbracht?! Vielleicht — wenn wir uns über die elementarsten philologischen Kriterien hinwegsetzen: der Name selbst ist eben männlich — wie auch Cohen ja erwähnt; aber Goethe wechselt zwischen dem grammatischen und natürlichen Geschlecht ab. Wo für Cohen „die Neckerei des Lesers geradezu lustig wird": „Nur Mignon, dem man die Rolle der Kammermädchen auftragen wollte, schlug es rund ab und beteuerte, sie werde nicht spielen" — schließt Goethe unmittelbar an den Namen das grammatische Geschlecht, während in der entfernter folgenden Beteuerung des Mädchens das natürliche Geschlecht zur Geltung kommt. Übrigens zieht Cohen hier ausnahmsweise den Wortlaut der „Theatralischen Sendung" heran, ohne doch Kennzeichen einer grundsätzlichen Überarbeitung zu finden.

Aber spricht nicht die Wahl dieses Namens selbst eine ausreichend deutliche Sprache? Man übersieht gewöhnlich, daß Mignon nicht etwa der Taufname des sonderbaren Wesens ist — ich muß wohl vorerst Cohen mit einer neutralen Bezeichnung entgegenkommen, um dem Ergebnis unsrer Untersuchung nicht vorzugreifen —, vielmehr ist Mignon der Künstlername oder Spitzname, den die Seiltänzer dem kleinen Geschöpf beigelegt haben. Unzweideutig stuft der Dichter von Wilhelms Frage Mignons Antwort ab: „Wie nennst du dich? fragte er. — Sie heißen mich Mignon" (Theatralische Sendung III, 4 = Lehrjahre II, 4) — entsprechend ihrer weiteren Auskunft: „Wer war dein Vater? — Der große Teufel ist tot. Die letzten Worte erklärte man ihm, daß ein gewisser Springer, der vor kurzem gestorben und sich den großen Teufel nannte, für ihren Vater sei gehalten worden" (es wird ihr Räuber und Pflegevater gewesen sein). Eine ähnlich groteske Bedeutung liegt ja auch der Bezeichnung „Mignon" zugrunde, für die Cohen, wie schon 1909 meine Schrift „Mignon", ihre ursprüngliche Anwendung auf die Buhlknaben Heinrichs III. von Frankreich hervorhebt; sie entspricht dem geläufigen Spitznamen „Ganymed" und leidet durchaus keine Anwendung auf Zwitter. Woher aber die Seiltänzer auf diesen französischen Beinamen für das italienische Kind verfielen, erhellt aus ihrer Knabenkleidung: sie spielte in der Truppe andauernd eine Hosenrolle, vielmehr war für die kleine Seiltänzerin die Hose das gegebene Künstlerkleid. Die Unterschiebung einer ursprünglichen Neigung, mit den Knaben die Kleider zu wechseln, erfolgt erst am Schluß der „Lehrjahre" in jener Enthüllung, die bestimmt ist, die spätere Umbiegung des Planes: so die pathologischen Züge der Harfnerfigur und demzufolge die Degeneration Mignons, analytisch zu motivieren (VIII. Buch, 9. Kapitel). Mignons Äußerung: „Ich bin ein Knabe, ich will kein Mädchen sein!" steht in einer Interpolation der „Lehrjahre" (IV, 1) und fehlt in der „Theatralischen Sendung" noch, besagt überdies wieder nichts anderes als die Abwehr von „Weiberkleidern".

Nun beruft sich Cohen (a. a. O. S. 136) auf eine Stelle im Roman selbst, drei Seiten weiter auf eine zweite, an der ausdrücklich auf Mignons Zweigeschlechtlichkeit hingewiesen sei, beidemal von Jarno. Als dieser dem Romanhelden den Umgang mit den Komödianten verweist, rügt er, daß Wilhelm, „um nur einigermaßen leben zu können", sein Herz „an einen herumziehenden Bänkelsänger und an ein albernes zwitterhaftes Geschöpf hängen müßte" (Theatr. S. V, 10 = Lehrj. III, 11). Schon die Zusammenordnung legt nahe, daß Jarno nicht ernstlich des Dichters Meinung ausspricht, sondern daß Jarnos Realismus ärgerlich die Verkleidung Mignons verspottet. Noch augenfälliger wird die spöttische Anspielung auf die Kleidung in Jarnos Bemerkung (nur Lehrj. VII, 4), wo er Therese „eine wahre Amazone nennen möchte, wenn andere nur als artige Hermaphroditen in dieser zweideutigen Kleidung herumgehen". Der unvoreingenommene Leser erkennt hier unzweideutig gerade eine Abwehr des wirklichen, über die Kleidung hinausgreifenden Hermaphroditismus.

Wenn Goethe übrigens in den „Lehrjahren" die Beziehung auf Mignon im grammatischen Geschlecht bis auf zwei Stellen tilgt (wie Cohen S. 137 f. selber zugesteht), so wird erst recht offenbar, daß er an einen Zwitter im anatomischen Sinne nicht denkt. Auch wählt er

von grammatisch neutralen Bezeichnungen oft genug „Mädchen". Überall, wo Cohens Phantasie Spuren von Zweigeschlechtlichkeit wittert, erklärt sich der Wechsel der Geschlechtsbezeichnung sprachlich ungezwungen. So in Mignons Exequien. Auf die Frage des Engelchors: „Wen bringt ihr uns zur stillen Gesellschaft?" antworten die vier Knaben: „Einen müden Gespielen", so daß in dieser und der folgenden Strophe der Knaben sich zunächst grammatisch das männliche Geschlecht fortpflanzt, bis mit weiter Entfernung von dem Begriff „Gespielen" wieder das natürliche, das weibliche Geschlecht Mignons durchbricht. Nicht anders denn als „Mädchen in Knabentracht" sind die Ausdrücke in den „Wanderjahren" zu deuten, die noch einen Abglanz Mignons in Bildern für die schon versiegende Phantasie des Dichters auffangen: „Und so sah man denn das Knaben-Mädchen in mannigfaltiger Stellung ... Mitten im rauhen Gebirg glänzt der anmutige Scheinknabe" usw. — hier erläutert die zweite Bezeichnung zugleich die erste.

Mitten in solch buntem, dilettantischem Pressen des sprachlichen Ausdrucks deutet Cohen nebenher auf den subjektiven wie objektiven Tatbefund, beidemal in einem für seine Hypothese grundstürzenden Zugeständnis. Goethe hat eine Aufforderung Karl Augusts, mit ihm einen Hermaphroditen zu sehen, abgelehnt: wenn also auf den Dichter die bloße Anschauung des Hermaphroditen widrig wirkt, wird er nicht einen ganzen Roman eines hermaphroditischen Charakters wegen geschrieben haben. Aber der Arzt sieht sich auf seinem eigenen Gebiet im Stich gelassen: indem er von dem „ungeheuren Reiz" für Goethe phantasiert, „das Wechselspiel männlicher und weiblicher Empfindungen in einer Person sich klarzulegen", muß er resignieren: „ob in Wirklichkeit Hermaphroditen so empfinden (sie dürften es nicht tun), ist dabei ganz gleichgültig". Wir wollen mit einem Arzt nicht rechten, ob es wirklich „ganz gleichgültig" für einen Dichter-Naturforscher wie Goethe ist, die Empfindungen eines physiopsychisch sonderbaren Romanhelden richtig oder falsch wiederzugeben: genug, daß der Arzt einräumt, ärztliche Kriterien für Mignon als Hermaphroditen nicht zu finden! Auch seine Umschreibung von Mignons Vorgeschichte selbst muß Cohen anheben: „Der Marchese erkennt in der balsamierten Leiche an einer Tätowierung Mignons seine Nichte" — nicht also an einer anatomischen Abnormität! Alle psychologischen Abnormitäten Mignons aber deuten auf Degeneration dieses Sprößlings einer Geschwisterehe — überdies steht heute fest, daß diese degenerativen Züge Mignons auf Umbiegung ihrer gesamten Rolle innerhalb der „Lehrjahre" beruhen.

Eine Art von zwitterhaftem Anschein will Cohen nun allerdings dem lieblichen Geschöpf geben, indem er (S. 149 f.) bald knabenhafte, bald durchaus mädchenhafte Züge in ihr entdecken will. Aber erkennen wir wirklich den Knaben „außer in der immer energisch verlangten männlichen Kleidung auch in der Neigung zum Klettern"? — erklärt sich beides in der „Theatralischen Sendung" nicht zwanglos aus ihrem Seiltänzerberuf, in den „Lehrjahren" stellenweise allenfalls aus degenerativem Atavismus? Genügt weiterhin wirklich, um Mignon zum Knaben zu stempeln, ihre Verteidigung im Kampf mit den Räubern, wo „das Kind im Gefechte seinen Hirschfänger gezogen und, als es seinen Freund in Gefahr gesehen, wacker auf die Freibeuter zugehauen habe"? Es hätte den Glauben an Cohens Objektivität entschieden erhöht, wenn er hier die Fortsetzung — namentlich im ausführlicheren Wortlaut der „Theatralischen Sendung" (VI, 5) — nicht unterdrückt hätte; macht sie doch mit einem Schlage dem Hirngespinst von Mignons Zwittertum ein Ende, denn sie lautet: „Man schalt sie" (wieder mit Entfernung vom neutralen Ausdruck zum natürlichen Geschlecht übergehend), „daß sie das Übel" (ihre Verwundung) „nicht eher entdeckt, doch man merkte wohl, daß es darum geschehen, um dem Chirurgus, der sie immer für einen Knaben gehalten, ihr Geschlecht nicht bekannt werden zu lassen." Durch diese Fassung des Ur-Meister erledigt sich auch die spätere Ausmünzung der kürzeren Fassung der „Lehrjahre" (IV, 10) für „irgend eine Kenntnis" Mignons „von ihrer Abnormität" (Cohen a. a. O. S. 152). Wenn Mignon schließ-

lich (in der „Theatr. Sendung III, 8) einen fremden Mann ohrfeigt, daß ihm „die Ohren sumsen und der Backen brennt", so hat man sich dessen unter Umständen auch von einem weiblichen Wesen zu gewärtigen! Besonders wenn man es (wie hier) als „fremde Mannsperson" — küssen will (was Cohen wieder sittsam verschweigt)!

So bleiben als Beweisstücke die beiden Lieder, die Cohen als Schlußtrümpfe ausspielt. Aber „Heiß mich nicht reden" birgt keineswegs ein geschlechtliches Geheimnis: vielmehr wird das „Geheimnis", das für Mignon „Pflicht" ist, ausdrücklich als Gegenstand eines „Schwurs" gekennzeichnet, für den der Dichter schließlich (Lehrjahre VIII, 3) eine wenngleich gezwungene Erläuterung gibt. — Aber Mignons letztes Lied!

„Und jene himmlischen Gestalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib."

In diesen Versen findet der ärztliche Kritiker endlich „eine sehr wesentliche Bestätigung" seiner Auffassung; ja, er „weiß nicht, wie er sie auf eine andere Weise verstehen kann". Man muß sich nur erinnern, daß gerade dieses ganze Lied von einer Verkleidung ausgeht: wird doch Mignon als Engel maskiert und will nun endlich die weibliche Gewandung eines Engels nicht mehr ablegen:

„So laßt mich scheinen, bis ich werde;
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus! —

Aus diesem endlichen Übergang zu Frauenkleidern erklären sich für den Harmlosen harmlos die ergänzenden Reimverse zu der verdächtigten Wendung:

„Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib." —

Erweist sich danach Cohens eigentliche Hypothese als haltlos, bleiben doch manche Einzelbemerkungen des ärztlichen Beobachters willkommen und zutreffend. Meines Ermessens deutet er Mignons Liebesdienste für Wilhelm richtig als Zeichen ihres Eintritts in die Pubertät. Ja, ich vermeine zu erkennen, wie der Dichter mit dieser physiologischen Entwicklung das in Knabenkleidung auftretende Mädchen sich ihres Geschlechtes bewußt werden läßt. In diesem Zusammenhang ließe sich symbolisch von einer ursprünglichen Zwitterhaftigkeit des wunderbaren Mädchens sprechen — wie ich es selber in meiner „Mignon" (S. 110 und 125) nicht scheue: „Wenn Goethe seine Mignon-Gestalt sich in einem Zwitterwesen gefallen läßt, so entspricht das übrigens seiner treffenden naturwissenschaftlichen Anschauung von der ursprünglichen Bisexualität der Monaden und der erst späteren geschlechtlichen Differenzierung. Für Goethes gesunde, normale Auffassung des Problems ist es denn auch bezeichnend, daß er in Mignon — wie wir noch die Urschrift zu erkennen glauben — die Empfindung von Geschlechtssonderung mit dem Erwachen der Liebe zum Durchbruch kommen läßt."

In diesem Zusammenhang gelangt auch Cohen über den nächtlichen Besuch nach der Hmlet-Aufführung zu der „festen Überzeugung, daß Goethes Absicht zunächst war, die Mignon wirklich zu Wilhelm zu bringen, obgleich er am Schluß des Romans" (wieder in nachträglich untergeschobener Enthüllung) „sie nur bis an die Tür gelangen läßt, wo sie den Platz bereits durch Philine eingenommen findet." Cohen plädiert gegen die Glaubwürdigkeit von Philinens Einschleichen und sü: das Mignons mit denselben Gsünden, die ich bereits 1909 in meiner Schrift „Mignon" (München, C. H. Beck, S. 134 f. und 211 ff.) geltend machte. Schließlich berührt sich der ärztliche Kritiker mit meiner damaligen Rekonstruktion des Ur-Meister (knapp ein Jahr vor seiner Auffindung), wenn er von der durch den Marchese gegen Schluß der „Lehrjahre" enthüllten Vorgeschichte Mignons „nicht behaupten" will, „daß eine innere Wahrscheinlichkeit ihr Vorzug sei". Ja, auch Cohen deutet die beiden entscheidenden Verschiedenheiten zwischen der organischen Exposition und der analytischen Schlußtechnik an: „Die Flucht des Harfen-



spielers aus dem Kloster ist mit seinem ersten Auftreten im Roman durch keine Brücke verbunden; ebensowenig findet sich eine Andeutung, daß er Mignon als sein Kind erkennt, bevor sie tot ist, und bevor er Einsicht in das Manuskript des Abbés mit seiner Lebensgeschichte erhalten hat" ... Eine umfassend genetische Betrachtung des Romans hatte mich 1909 zu der Hypothese geführt, daß diese ganze Schlußenthüllung die nachträglich untergeschobene Grundlegung für die Umarbeitung von 1794—95 darstelle, während im Ur-Meister der Harfner weder ein entlaufener Geistlicher noch Mignons Vater sei: vielmehr der Typus des fahrenden Sängers, dessen Lied er singt — die Reinherausstellung von Goethes eigener Künstlersehnsucht in die Freiheit —; wie Mignon der positive Leitstern Wilhelms zum echten Land der Kunst — die Reinherausstellung von Goethes eigener Sehnsucht nach Italien! — Innerhalb der vor der Italienischen Reise geschriebenen Romanbücher schien mir auf die spätere Deutung des Harfners und Mignons neben einigen Schatten in des Mädchens Zeichnung nur der Schluß von Buch IV, Kapitel 1 (mit dem Gesang: „Ihm färbt der Morgensonne Licht") anzuspielen: so erklärte ich diesen Abschnitt wie die degenerativen Züge Mignons für Interpolation (vergl. meine Schrift „Mignon" S. 135 ff., 178 ff. und 188 ff.). Nachdem der zutage geförderte Ur-Meister diese Stellen tatsächlich vermissen ließ (vergl. nunmehr meinen Vortrag auf der Deutschen Philologen-Versammlung von 1911: „Wilhelm Meisters theatralische Sendung"), hat auch Erich Schmidt die große Tragweite eines solch beredten Schweigens im selben Umfang anerkannt (s. Herrigs Archiv, Bd. 129). Es ist zu begrüßen, wenn diese Erkenntnis von der ursprünglich positiven Bedeutung Mignons in immer weitere Kreise dringt. Wäre Cohen seiner aufblitzenden Ahnung des wahren Sachverhalts folgerecht nachgegangen, so böte ihm heute der Befund der „Theatralischen Sendung" die Grundlage, die außer dem vereinzelten hysterischen Krampfanfall keine krankhaften oder abnormen Züge Mignons kennt. Um so unzweideutiger wären ihm ihre psychopathischen Merkmale als Folgen der in den „Lehrjahren" untergeschobenen Herkunft Mignons aus einer Geschwisterehe augenscheinlich geworden. Strebt doch nun die Romanhandlung nicht mehr zu künstlerischer Kultur, sondern zu gemeinnütziger Praxis: so galt es, die Hauptträger jenes ursprünglichen Planes zu zersetzen, um der neuen Gestaltenwelt, dem Geheimbund, Raum zu schaffen. Eugen Wolff

Cäsar Flaischlen †

Ein Überblick über die Kunst und Dichtung der Deutschen im Vergleich zu anderen Nationen lehrt, daß unser künstlerischer Trieb immer und immer wieder dem Seelischen zustrebt, eine Innenkultur ersehnt, der die fremden Völker vorzugsweise eine Formenkultur entgegenzusetzen haben.

Cäsar Flaischlen, dessen allzu frühen Tod wir beklagen, gehörte zu jenen im besonderen Sinne deutschen Dichtern, die, ohne gleich programmatisch vorzugehen, ihre Kunst und ihr Leben in den Dienst der Seele stellten, ja die aus der Dreiheit von Leben, Kunst und Seele eine harmonische Einheit zu bilden willens waren. Dieser Dichter aus Schwabenland konnte von seiner Entwicklung sagen, daß er das in der Jugend vorgesetzte Ziel erreicht hatte, daß die ersehnte Höhe gewonnen war. Der vergangene Tag war ein ruheloser Aufstieg, ein langsames Vorwärtskommen, das aber in einer geraden Linie verlief und sich jetzt im Rückblick als ein geschlossener Organismus darstellt. Er stammte aus der unbeirrbaren, gründlichen und ursprünglichen Natur des Dichters, die rein zur Erscheinung drängte und ihren harmonischen Ausgleich mit der Welt und allen Fragen des Menschentums, Lebens und Künstlerseins begehrte.

Dieses beharrliche kämpferische Suchen meldete sich schon leise bei dem in mancher Hinsicht etwas frühreifen Knaben, der von seinem Vater, einem württembergischen Offizier,

zuerst in Ellwangen, später in Stuttgart, eine ernste Anleitung zur Lebensführung empfing: „Alles selbst machen!" und „Alles so einfach wie möglich!" Zwei Sprüche, die der Mittelpunkt von Flaischlens Charakter, Schaffen und Weltbetrachtung wurden und seinen Trieb nach Übersicht und Synthese nur nährten. Seine Mutter, eine feine, zarte Frau, gab ihm all die selteneren Gefühls- und Phantasiekräfte mit, die die Vorbedingung jeder wahren Innenkultur sind. Schon früh regte sich der Versifex in dem Gymnasiasten, der als Jüngling, voll unruhigen Blutes, bald das praktische, bald das wissenschaftlich-gelehrte Leben für seine Zukunft hielt. Der Schulweg entschied. Mit dem Einjährigenzeugnis wurde er Buchhändler und wanderte bald nach der Lehrzeit in die Fremde, nach Brüssel, in die Schweiz, wo der Läuterungsprozeß einsetzte.

Die Verworrenheit und das Dunkel dieser Jahre um die Zwanzig der Lebenszahl herum gebaren tiefe Melancholie und elegische Dumpfheit, noch gesteigert durch die Lektüre Byrons, Heines, Petöfis, Puschkins, Leutholds, Dranmors und anderer pessimistischer Geister, deren Träume und Visionen dann in den ersten Versen des Jünglings widerklangen. Die „Nachtschatten" erschienen unter dem aus Cäsar Flaischlen-Stuttgart gebildeten Pseudonym C. F. Stuart im Verlag des jüngsten Sturm und Dranges J. C. C. Bruns in Minden i. Westf. Ihr Widerhall war noch gering. Der Dichter gewann aber durch den Druck seiner Produktion eine gewisse Distanz dazu, die seine Selbsterkenntnis so weit förderte, daß er sah, als Buchhändler nicht zu der geistigen Reife, die ihm unklar vorschwebte und für die volle Ausbildung seines Talentes vonnöten sei, gelangen zu können. Er entschloß sich noch zum Studium, das er in Bern, Leipzig, Berlin, Freiburg und Zürich, wo er nach umfassendem nationalökonomischem und kunstgeschichtlichem Lernen als Germanist zum Doktor promovierte, durchführte. Sein Gesichtskreis erweiterte sich in dieser durch einen strengen Fleiß zusammengehaltenen wissenschaftlichen Periode natürlich bedeutend. Als Mensch wie als Künstler wuchs er weit über den dramatischen Versuch „Graf Lothar", den er am Beginn der Universitätszeit veröffentlicht hatte, hinaus. Doch waren in dieser Jambendichtung mit einer jugendlich-theatralischen Handlung Probleme in Angriff genommen, über die der reifere Jungmann auch noch nicht zur endgültigen Klarheit gekommen war. Nach dem Abschluß der Studienzeit, in der er sich zu dichterischer Untätigkeit verurteilt hatte, drängten die ungelösten Fragen nun leidenschaftlich nach Beantwortung, meldete sich der poetische Drang wieder mit elementarer Wucht zur Bezwingung aller gemachten Lebenserfahrungen und aller seelischen Erlebnisse und Träume. „Unsere Jugend ist antithetisch", hat er später einmal gesagt. Und so stand der Fünfundzwanzigjährige denn auch im vollsten Gegensatz zu seiner Schul- und Hauserziehung. Er hatte den Weg zur subjektiven inneren Freiheit eingeschlagen, war eine Individualität geworden, die nicht nach übernommenen dogmatischen Vorschriften und Gesetzen ihr Leben bezwingt, sondern von Grund auf neu anfängt und ihres Daseins Sinn und Ziel nur im eigenen Innern sieht und anerkennt.

Flaischlen kam 1890 zum zweiten Male nach Berlin: mitten in die literarische Revolution des Naturalismus hinein. Er schloß sich ihr nicht an, sondern stand als ein beobachtender Zuschauer dabei, der weiß, wann seine Stunde schlagen wird, und der sich aus dem unruhigen Meer das herausfischt, dessen seine Natur und sein augenblicklicher Entwicklungszustand zur eigenen Klärung bedarf. Über das Chaos der Jugend hinauszudringen, festen Boden unter den Füßen zu gewinnen, in ethischer und künstlerischer Hinsicht ein Charakter zu werden, der sich nach dem wirklichen Leben richtet, war sein Bestreben. In dieser Sehnsucht galt es erst einmal persönliche und endgültige Abrechnung zu halten mit all den Idealen, die man ihm für das Leben eingepaukt, und die sich nun dem wahren Leben gegenüber als unverwendbar und trügerisch erwiesen. In erbarmungsloser Willenszucht nach Wahrhaftigkeit seines inneren Lebens zertrümmerte er die falschen Götter, wurde er ein moderner Mensch, der Mann des stets wahren Bewußtseins und der nie ruhenden Selbstverantwortlichkeit. Er drang mit

elementarer Leidenschaft aus dem Traumreich der süßen Jugenddämmerung in die gipfelklare Welt der Wirklichkeitserkenntnis hinüber. Das ewige Liebesproblem löste sich ihm nach schwerem Kampfe in die Wahrnehmung von dem naturbedingten Geschlechtsverhältnis: in den fünf Szenen der Alltagsgeschichte „Toni Stürmer“, einem intimen Seelendrama, in dem der Privatdozent Märklin einsehen muß, daß er sein Leben wie seine allzu lang andauernde Verlobung auf falschen Voraussetzungen, den an der Wirklichkeit nicht erprobten Idealen seiner Jugend und ihren Illusionen aufgebaut hat, weshalb er seine Braut verliert; und in dem anderen, innerlich starken Seelendrama „Martin Lehnhardt“, in dem der schwäbische, nach Berlin gekommene Theologiekandidat seinen „Kampf um Gott“ um seinen persönlichen, nicht den vorschriftsmäßigen Gott durchhält im Gegensatz zu der Engherzigkeit seiner Heimat und seiner Verwandten. Zugleich hat der Dichter in diesem Werke auch das Bild seines Frauenideals gestaltet: die Frau nicht mehr wie Toni Stürmer nur Liebesgenossin, sondern vor allem Lebenskamerad mit eigener Weltanschauung und Charakterart, mit voller Ebenbürtigkeit neben dem Manne.

Eine zeitweise Beruhigung des seelischen Kampfes trat nach den gewonnenen Resultaten ein. Der Dichter konnte jedenfalls zu jeder Stunde seine Stellung dem Leben und den Menschen gegenüber einnehmen; das Gute der Jugend war beibehalten, wie das Falsche abgetan, und der ganz selbständige Charakter meldete sich schon in so kleinen, aber von subjektiven Kämpfen freien Versuchen wie der Sammlung schwäbischer Dialektgedichte „Vom Haselnußroi“, wie vor allem in der technischer Ziele halber unternommenen, symbolistisch-allegorischen Silvesterparaphrase „Im Schloß der Zeit“, in der er seinen Glauben an die Vollendungskraft der Menschheit rein offenbarte. Das innere Ringen setzte erst wieder schärfer beim Künstlerproblem ein, das für ihn noch geistig und materiell zu lösen war.

Als er mit seinen bisherigen Werken keine fühlbare Anerkennung gewann, senkte sich eine tiefe Niedergeschlagenheit auf ihn, der um seine Existenz wie um seine geistige Harmonie unablässig bemüht war. All seine Arbeiten wuchsen langsam in steter Feile und neuem Durchdenken, zaudernd schritt der Dichter nur von Festlegung zu Festlegung seiner Stimmungen und Erlebnisse. So konnte er wohl Gutes für die Zukunft in Aussicht stellen, aber das der Öffentlichkeit bisher Gebotene war für ihn nur Vorläufiges, und er wußte sich schon weit darüber hinaus. Zu dieser Zeit schrieb er sich mit der Charakterstudie „Professor Hardtmut“ und der Vorstudie zum „Jost Seyfried“ „Flügelmüde“ die pessimistischen Stimmungen vom Herzen. Noch war er ja nicht so weit wie Professor Hardtmut, der am Lebensende einsieht, daß er über der Pflicht gegen andere und über der Alltagsarbeit die Hauptpflicht gegen sich und sein Talent versäumt hatte; noch war er ja nicht flügelmüde, wie Jost Seyfried in der Studie, der auf allen Dichtererfolg verzichtet und sich um 150 Silberlinge dem Kaufmannsstande verschreibt. Er sah auch allgemach die Anerkennung seines Mühens und Sorgens reifen: als Herausgeber der von Otto Julius Bierbaum und Julius Meyer-Gräfe gegründeten Kunstzeitschrift „Pan“, die er zum führenden Organ der Moderne und zur Gründerin der ganzen Buchkunstbewegung während fünf Jahren ausgestoltete, kam sein Name mehr und mehr in die breitere Öffentlichkeit.

Durch die stete Verbindung mit dem praktischen Kunstleben klärten sich die Stimmungen des Reifenden schnell, er gewann Höhenluft und brachte sie in seiner ganz persönlichen Form, den Prosagedichten „Von Alltag und Sonne“ schönheitsvoll und mit zarter Siegergebärde zum vollendeten Ausdruck. Seit diesem schmalen Bande voll poetischer und menschlicher Wunder, die Glück und Segen über die Seele des Lesers ausstrahlen, hat der Dichter sich eine treue und ständig wachsende Gemeinde erworben, die auch den Verslyriker in der Gedichtsammlung „Lehr- und Wanderjahre“ freudig aufnahm und vollends zu ihm hielt, als er seinen aus Brief- und Tagebuchblättern geformten Seelenroman voll starken autobiographischen Gehalts in persönlicher, doch zugleich auch typisierender Selbstoffenbarung „Jost Seyfried“

(wie alle Werke im Verlage von Egon Fleischel & Co. in Berlin) herausbrachte. Was seit diesen zwei Bänden, seit 1905, noch erschien, ein schmales, im Faksimile der charakteristischen Handschrift des Dichters gedrucktes „Neujahrsbuch" und die Sammlung von Stimmungen, Briefblättern, Singliedern, Spruchgedichten, alten und neuen Produktionen „Zwischenklänge" atmet die gleiche beseligende Stimmung und Lebenbeherrschung aus wie der „Jost Seyfried", das Hauptwerk seines Lebens und Schaffens, ja sein Leben selbst.

„Dich, dein Leben ... zur Kunst klären ... mit allem, was Tag und Alltag ein Recht hat, von dir zu fordern ... und:

„Deine Kunst leben können, nicht bloß dichten ... da liegt's!
Sie an dir erproben, dich an ihr!
Das allein entscheidet!
Das allein reift eine Ernte!
Kunst muß gelebt werden können ... sonst ist's Handwerk oder Schwindel!"

Dies Bekenntnis charakterisiert Flaischlens Schaffen und Persönlichkeit. Für ihn ist Menschen- und Künstlertum, Kunst und Leben eine unlösbare Einheit, aus der sich alle Erkenntnisse für beide Teile entwickeln. Und in dieser Einheit bleibt der Künstler stets Mensch und ist der Mensch stets Künstler dem Leben gegenüber, schafft der eine für den anderen, bildet sich der eine am anderen. Strenger Ernst, edle Selbstzucht und unerbittliche Wahrhaftigkeit regieren in diesem von der angespanntesten geistigen Energie eingenommenen Reich. Daß jeder Mensch sich zu finden vermag, das bewies dieser Dichter in und an seinem Leben. Weil dieses Sichfinden zum Segen ausschlug, wollte er, daß sein subjektives Schicksal, sein persönlicher Kampf und Sieg jedermann zum gleichen Ziele und zur gleichen glückspendenden Reife verhelfe. Sein Ich-Erleben verallgemeinerte er drum als typisch, und dies schwere Unternehmen gelang ästhetisch, weil er durch und durch Künstler war. Als Prediger des Glaubens an die Sonne und des Mutes, als Prophet der Selbstzucht und der Herzensfreudigkeit, als Liebender der Natur und aller Kunst, als ein in jedem Sinne vorbildlicher Mensch wird er weiterleben.

Flaischlen gehört zu den wenigen, die wir die Schöpfer des neuen deutschen Idealismus nennen müssen. Lebensfreudigkeit strömt aus dieser neuen Weltanschauung, Frühlingsmut und Selbstvertrauen, alle jene idealen Kräfte der Kunst Flaischlens, die er in einem schweren Ringen und Leben erkämpft und bewährt gefunden hatte, und die in seinen Werken wirksam sind, damit der Mensch sich herausringe aus aller Werktagsschwere:

„Der Mensch ist für den Sonntag da!
Seine Werktagsnot hat er sich selber aufgeladen!
Du Dichter, stehe auf und gürte dein Gewand und ziehe durch die Länder
Und sei ein erster früher Bote dieser Zeit!"

Hanns Martin Elster



Bücher und Zeiten

Wer zu hören versteht, der vernimmt schon das tiefere heutige Empfinden unter der dichten Hülle der äußeren Geschehnisse. Es ist wie ein Tasten an den Außenrändern, es ist zuweilen etwas Lehrhaftes darin, der Roman wird zum romanisierten Leitartikel. Nicht im üblen Sinne, aber noch unfrei, sichtbar die Absicht tragend: Sprich es in Romanform aus, was du deinem Volk zu sagen hast!

Unter den letzten Eingängen finde ich gleich drei von dieser Art: trefflich in ihrer Gesinnung, tief erfreulich in ihrer klaren, unzweideutigen, jeder ästhetischen Spielerei und Wichtigtuerei abholden Art, voller Frische, Gesundheit und Kraft, aber künstlerisch noch befangen.

Sogar ein so prächtiges Buch wie Zeteler Markt von Martin Bücking (Verlag Hermes, Hamburg) ist von Absichtlichkeit nicht frei. Der Held, dieser standfeste Friese, der junge Bauer Theile Renken, wird zuweilen gar zu sehr gelobt und lobt sich selber. „Ist das eines Theile Renken würdig?“ sagt er einmal vor sich. Auch wird der Leser hin und wieder angepredigt, mindestens über die friesischen Eigentümlichkeiten und Vorzüge belehrt. Ganz gewiß ist dies gesunder und erfrischender als die gespreizte Urfähigkeit der Ästheten mit ihrer gespielten Überlegenheit, aber es brauchte nicht zu sein, und dieser Schriftsteller hat es nicht nötig. Seine Landschaftsstimmung, das frische Wirtschaftsgetriebe, die scharf geschnittenen Charaktere sprechen für sich allein. Grade weil dies Buch über dem Durchschnitt steht, möchten wir es auch künstlerisch ohne Tadel. Dann aber regen sich noch andere Fragen, nicht literarischer, sondern vaterländischer Art, diesem Buch gegenüber. Wir sehen den hartkantigen, selbstbewußten Oldenburger Bauernstamm, dem „Freiheit Religion“ ist, der mit starker Ablehnung dem ehemaligen preußischen Beamten und seinem Schneid gegenübersteht, der dem Großherzog die geforderte Zulage fast verweigert, jedenfalls stark kürzt, nicht etwa, weil das Geld nicht da ist, sondern aus Grundsatz: „Passen Se up, Herr Großherzog, Se hebbt hier nich alleenig to seggen!“ Wir hören die Betonung einer edlen und wirklichen Demokratie, die im tiefsten Wesen konservativ ist, wir hören auch den Schlußsatz für Theile Renken, daß seine Welt größer sein wird als sein Haus — und empfinden doch in schwerer Sorge die Abgeschlossenheit dieses Stammes gegen die übrigen Teile des Reichs. Der Heimatstolz geht über den Vaterlandsstolz, es liegt eine leise Fremdheit bis zur Abneigung gegen die „Preußen“, eine bäurische Ablehnung gegen die Offiziere, und in lauter Angst vor Bevormundung ein Mißtrauen gegen den Staat — und halb unbewußt findet es in dem Buche seine Verherrlichung. Ja, prächtig ist der Menschenschlag, das selbstverständliche Eintreten des einen für den andern, die Art, die sich nicht treuherzig gibt, weil sie zu kritisch und selbständig ist; und der Zeteler Jahrmarkt, der das Buch beginnt und beschließt, wie er für die ganze Wede des Jahres Höhepunkt bedeutet, ist glänzend geschildert, so daß es sich lohnt, mit diesem Buch ein Stück Weges zu gehen und es im Sinn zu behalten. Aber Männer wie Bücking sollen harte Sorge darum tragen, den Heimatstolz nur gelten zu lassen, wenn er sich zum unbedingten Vaterlandsgedanken entwickeln kann.

Auch das Büchlein „Adel verpflichtet“ von Martin Otto Johannes (Verlag Erich Matthes, Leipzig) zeigt dieselben Vorzüge und treibt zu denselben Aussetzungen. Es ist nicht aus dem wirklichen Leben heraus gebaut, sondern schildert in einer fremden, ziemlich rätselhaften Gegend eine germanische Siedelung inmitten slawischen Volks. Die Reinhaltung des Germanentums in bewußter Rassezüchtung und eine Geistes- und Körperaristokratie, die in starkem Verantwortlichkeitsgefühl zur berufenen Führerschaft erlesen ist, bildet den Inhalt der Darstellung. Eine Abirrung des Rassegefühls in dem künftigen Herrn des Hegehofes wird siegreich überwunden, und im ganzen, auch in festgelegten Sätzen, ein Plan gegeben, wie sich in Erb- und Ehegesetzen, in Lebensführung, in bewußter Auslese ein starkes, reines Volk gründen ließe.

Das Büchlein, obwohl es sich Roman nennt, hat mit wirklicher, darstellerischer Kunst nicht viel zu tun und will es auch wohl gar nicht. Immerhin hat der Verfasser diese Form gewählt, um Forderungen, die in jetziger Zeit wie ferne Träume wirken, im Gewande der Kunst durch das Tor des deutschen Lebens einzuführen, wie einst Wilhelm Hauff sein Märchen mitten durch die mürrischen Wächter hindurch geleitete.

Der dritte Roman, der in eine verwirrte Zeit eine reine, aufmunternde Lehre tragen will, ist Jungbrunnen von Klaus Rittland (Verlag Max Seyfert, Dresden). Um den etwas abgebrauchten Kern, daß zwei weltförmige junge Leute, Geschwister, in einem durchgeistigten Hause ihr inneres Erlebnis, ihren Jungbrunnen, finden, hat die bekannte Verfasserin mit viel Geschick ein anmutiges Gewand geworfen. Es freut jetzt immer, Sätze wie folgende

zu lesen: „Dieser Generation fehlte etwas, das Hermann Sturm für einen unerläßlichen Bestand des Jugendreichtums hielt: die politischen Ideale. Soziale, ästhetische, philosophische Fragen lagen diesen jungen Leuten näher als nationale. Ein schwächliches Hinneigen zu kosmopolitischen Ideen schaute häufig hindurch. Und hier sah der Professor ein Zeichen des Niederganges... Während der ersten Minuten fand Hansjürg den Essay dieses Neulings geistreich, dann wurde ihm aber dies preziöse Gebaren widerwärtig. Wenn man den Kern aus diesen schwer zu knackenden Nüssen herausschälte, kam meistens doch nur eine recht triviale und verschwommene Idee zum Vorschein." Reizend sind die beiden alten Dämchen geschildert, die so stillbeglückt in ihrer Einsamkeitswelt leben, sich freuen, wenn sie früh beim Morgenkaffee eine interessante Neuigkeit in der Göttinger Zeitung lesen, wenn die eine auf dem Markt billige Erdbeeren gefunden hat, wenn der alte Professor vorbeigeht und zum Fenster hinaufgrüßt, und die dem Leben so gar keine Angriffsflächen bieten. Die Umwandlung des jungen Assessors ist nicht ganz glaubhaft, aber sehr fein ist das Empfinden der nicht mehr ganz jungen Frau geschildert, die in der Liebe zu dem jungen Offizier die leise Lächerlichkeit fühlt, die vielleicht, sich auf sie niedersenkend, den reinen Glanz trüben könnte, den dann nur die Entsagung unverletzt erhält. Mit einem ganz leisen Aufblitzen der Kriegsfackel am Horizont schließt das feine und auch für den Familientisch sehr empfehlenswerte Buch.

Nichts irgendwie auf Belehrung oder Besserung des Lesers Angelegtes hat Arwed Salvator von Roderich Müller (Flemming & Wiskott, Berlin). Man ist erst in recht bedeutendem Zweifel, ob das Ganze nicht schon mehr eine Verulkung des Lesers ist als eine bloße harmlose Satire sein soll. Denn die gesamte Menschheit in dem Buch ist derart unsympathisch, kleinstädtisch im übelsten Sinn, die Zustände unerquicklich und der Retter der Familie, der „Salvator" Arwed ein ausgesprochener Schwachkopf, daß man sich anfangs der Zeit ärgert, die man an diese Lesung verschwendet und den Verfasser bemitleidet, der sich mit solchen Mustern umgab. Freilich, eines gibt man auch im Ärger zu: daß die Gestalten in tadellosen Spottbildern vorgeführt sind. Übrigens ist der Verfasser auch anerkennenswert unparteiisch. Er verzerrt ebensowohl den für Flotte und alldeutsche Bestrebungen eintretenden Schwiegersohn des Hauses, wie er „die große Issi", die Malerin mit ihrem Ausruf: „Seien wir naiv!" und den gespreizten Malerjüngling verulkt. Es kommt keiner gut weg, und allenfalls mitleiderregend wirkt der alte Werner, der Vater eines völlig unfähigen, ewig spekulierenden Baumeisters und des jungen Arwed. Er sieht sein bißchen Erspartes in der verkrachenden Bodengesellschaft verschwinden, den haltlosen Ältesten meineidig werden und alles zugrunde gehen. Auch kommt die Rettung, die der verachtete, unnütze und vielgescholtene Arwed der Familie bringt, nur dadurch, daß ihn ein Millionenmädchen lieb gewinnt und ihn sogar einem Grafen und Ministerneffen vorzieht. — Aber in dem Augenblick, da Arweds Aufstieg beginnt, klingen erst vereinzelt, dann immer stärker warme Töne an, bis bei der rührenden Freude der alten Eltern und dem herzigen Benehmen dieses Arwed aller Ärger und alle Langeweile verschwindet und man sich einfach mitfreut. „Er hat," sagt jemand von ihm, „ein wahres Füllhorn von Glück über alle ausgeschüttet. Ohne ihn wäre Sophie nicht Braut, Georg nicht Bräutigam, ohne ihn säße Vater Werner noch im Elend und Johannes und auch vielleicht Luise in einer Heilanstalt. Es gibt Menschen, an deren Sohlen heftet sich das Glück, sind es gute Menschen, so streuen sie davon aus mit reichen Händen nach allen Seiten." Es liegt zuletzt etwas Sonniges über dieser seltsamen Geschichte, in der das einfache gute Herz eines „fröhlichen Toren" über alle Minderwertigkeit und Kleinlichkeit einen so strahlenden Sinn davonträgt.

Das singende Meer von Lene Wenk (Schlößmann, Leipzig) zeugt von dem beachtenswerten Talent einer Anfängerin, hat sich aber einen gar zu empfindsamen Vorwurf genommen. Es handelt sich um das unnennbare Grauen, das die Offiziere eines Kriegsschiffs im Schwarzen Meer gegen Ende des Krieges befällt, dem auch zwei der besten Männer, der

treue Bursche und der Hauptmann als Taucher auf dem Grund des Meeres zum Opfer fallen. Gewiß sind Nervenzerrüttungen im Kriege auch bei unsern stärksten Männern eingetreten, aber es widersteht dem natürlichen Gefühl der Dankbarkeit und Bewunderung für unsre Kämpfer, wenn man diese Ausnahme-Erscheinungen literarisch zu verwerten sucht.

Ein besonderes Ehrenkränzlein sei einer Schriftstellerin gewunden, die jetzt im November ihren 50. Geburtstag begeht und in deren Werken, die sich auch zumeist an die Jugend wenden, eine erfrischende Jugendlichkeit, ein liebenswürdiger Humor, der wie stets der echte Humor von leiser Wehmut umschattet ist und ein tiefes Deutschtum zeigen. Es ist Josefine Siebe, die vor vielen, deren Namen lärmend ausgerufen werden, den Vorzug verdient, die in den Reihen unsrer Allerbesten steht. Zwei herzerquickende Bücher: Die Helden von Spatzenbühl (Verlag Flemming & Wiskott, Berlin) und: Rund um die Rabenburg (Stuttgart, Löwes Verlag Ferdinand Carl) liegen mir hier vor. Das erste erzählt voll springenden Humors, wie die Kleinstädter von Spatzenbühl sich plötzlich einreden, daß sie ein Denkmal haben müßten wie andre Städte auch, denn von ihrer alten Mauer, was haben sie denn davon? „Da renne sie drum rum, bröckeln die Steine ab und fragen: wie alt? Wisse wir's, wie alt die ist? Ich net, ihr net, kommt auch net auf 'ne hundert Jahre an. Aber mit 'm Denkmal, da wär's anders. Da könnten wir sagen: soviel hat's gekostet, und dann käme wir in die Zeitung wie alle jetzt, denn's Gedrucktwerde ist die Hauptsache." Nun heißt es also, nach einem Helden zu suchen, dem man das Denkmal errichtet. Hat Spatzenbühl Helden? O gewiß, es haben ja zwanzig junge Kerle mitgemacht in dem grausamen Krieg dazumal, als der Bonaparte im Land war, und es ist keiner wiedergekommen. Ja, aber sie gingen ja mit dem Bonapart mit, das gilt nicht, denen kann man kein Denkmal setzen. Aber da war einer, Christian Bräuer, der hat den Napoleon hassen können mit dem rechten Haß des freigeborenen Menschen, dessen Wort war immer: „Sieben Teufel sollen an seinem Bett stehen!" und als auch er mitsollte in Bonapartes Krieg, da hat er sich den Fuß abgehauen aus Liebe zum Vaterland. Das war wohl ein Held? Aber nein: „Helde müssen Stern und Kreuzle haben, müssen verbrieft und versiegelt sein, sonst ist nex damit." Und dann finden sie schließlich einen alten kranken schwerreichen Wollüstling, der im Sterben der Stadt dreihunderttausend Mark vermacht, falls der Schultheiß, dessen Schwester früher um seinetwillen ins Wasser gegangen ist, ihm die Ehrenrede hält. Prächtig verschlingt sich die Leidenschaftlichkeit starker Trotznaturen mit den Lächerlichkeiten der engen Kleinheit. Fast die schönste Gestalt ist die alte Bräuerbärbe, die Tochter jenes Christian, die so liebend gern von der Vergangenheit erzählt, und der so oft niemand zuhören will. Der junge Bildhauer, der dann das Denkmal schaffen soll und so ahnungslos in dies Durcheinander hineinplatzt, der die „verschmitzten kleinen" Schönheiten von Spatzenbühl so tief empfindet, er setzt am Ende doch nicht das Denkmal für den lasterhaften Reichen, sondern er setzt es heimlicherweise den unbekannten Helden in dem alten Nest.

Ein Jugendbuch auch für Große ist „Rund um die Rabenburg", in dem die Raben, die Schicksalsvögel, ein seltsam bedeutungsvolles Leben führen. Wie sie einst dem Reinmar vom Bühl, der Haus und Hof im Dreißigjährigen Krieg verlor, vormachen, wie man ein zerstörtes Nest wieder aufbaut, so kündet ihr Rabenflug auch unheimlich drohend das Heraufziehen des Weltenbrandes und sein böses Ende. Über dem Tor der Burg steht der alte Spruch aus dem 17. Jahrhundert, vor dem der Burgherr in schweren Gedanken weilt:

„In Trübsal und in Not
Im Leben und im Tod
Verlaß uns nicht, HERR GOTT!"

Wilder in der Leidenschaft, rührseliger in der Darstellung ist die eigentümliche Erscheinung von Enrika Handel-Mazzetti in ihrem umfangreichen Buche Der deutsche Held (Kösel, Kempten-München). Aber es ist eine Leidenschaft und eine Rührseligkeit, an die wir glauben. Wir kannten diese Dichterin bereits aus ihren Büchern Jesse und Maria, und Die

arme Margaret; es sind dann in einer Zwischenzeit, die vielleicht durch konfessionelle Bedenken oder sogar Einsprüche von seiten des Papstes geschaffen wurde, mehrere Bücher von auffallender Nichtigkeit und Schwäche entstanden, bis sie in diesem letzten die alte Höhe nahezu (nicht ganz) wieder erreicht hat. Es ist auch der Gegenstand fast genau derselbe wie in der armen Margaret. Ein sich verfehlender, herrlich stolzer Held, dem die strenge Gerechtigkeit das Leben aberkennen muß, und eine zarte, unsäglich rührende Frauengestalt, die für ihn fleht und bittet, und über die das unbarmherzige Walten dieser Gerechtigkeit hinschreitet. Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß mir die Tränen über das Gesicht liefen. Man ist einfach geliefert bei dieser eindringlichen Darstellungskraft, die vor keiner grausamen und grausigen Einzelheit zurückschreckt, die vor allem Frauen- und süßestes Kinderleid so ergreifend darzustellen weiß, daß es dem Leser schier das Herz zerreißt. Die waltende Gerechtigkeit, die ohne Erbarmen gegen sich und andre den edlen invaliden Helden, der einen widerwärtigen Kriecher niederschoß, zum Tode verurteilen muß, liegt in den Händen des Erzherzog Karl, des Siegers von Aspern, der mit leidenschaftlicher Verehrung gemalt ist. Merkwürdig allerdings berührt bei einer landestreuen Österreicherin die bei so vielen faden Seelen übliche Verehrung Napoleons, den sie geradezu als größten Helden feiert. Wenigstens leidet bei ihr, die starkes Gefühl für kriegerische Männlichkeit besitzt, die Logik nicht in der ergötzlichen Weise wie bei unsern Pazifisten, die immer behaupten, dem Frieden zu huldigen, keine Eroberungen gutzuheißen und den Schlachtenstolz für das sicherste Zeichen eines ungebildeten Barbaren anzusprechen. Ist's nicht doch schöner als all dies kraftlose Geleier, wenn wir lesen: „Herr Generalissimus! Magisches Wort! Rollen nicht von fern gedämpfte Trommeln? Blasen nicht Zinken? Schöne Zeit! Dahin! ... „Von fern, fern her drang der Neerwindener Zapfenstreich, immer näher, immer näher, ward zum Kriegsmarsch, zum Donnerklang, und französische Sturmkolonnen rückten an. Die Trompeten schmettern. Die Trommel wirbelt zum Chargieren, Himmel und Erde erzittern von den Mordschlägen. Im Sonnenglanz blitzen Napoleons Adler, aber höher fliegt die Leibfahne, die schneeweiße, das Banner Karls." ...

Aber soviel wir anerkennen, ja bewundern mögen: wie Schatten versinken alle zeitgenössischen Werke vor einer neuen Erscheinung, die auftaucht, von seltsam ungewohnten Maßen. Ein Künstler von Gottes Gnaden! Shavati von Franz Schauwecker (Verlag Heinrich Diekmann, Halle a. S.). Ein Werk, das den Stempel des Zeitlosen und doch so tief der Zeit Verständlichen an der Stirn trägt. Der Untertitel lautet: „Ein Tierroman". Eine lässige Hand, der es nicht um den Namen ging, warf ihn hin. Der Name gibt nicht einmal eine Ahnung dessen, was er deckt. Es ist die Tragödie der untergehenden Tierwelt in der „heißen wilden Freiheit" Afrikas — durch den Menschen. Eine Tragödie voll so erschütternder Größe, daß wir in eine Welt hinter unsrer Welt treten, die bisher unsern stumpfen, blöden Augen verborgen war. O ja, schon mancher von uns empfand einen Hauch dessen, was in diesem Buche vorgeht, wenn er durch die Zoologischen Gärten ging, in denen zu Lehr- und Vergnügungszwecken die freien Könige der Wildnis, deren Gebiet die unendliche Steppe, die große Freiheit ist, in Käfige gesperrt, ein paar Schuh lang und breit, ihre herrliche, wilde Kraft elend verzehren. Aber wie der Mensch als „die Qual der Tiere" wirkt, wie er eindringt als fremde, triumphierende Macht, zerstörend in ihre Welt, das erleben wir hier, dargestellt von Meisterhand. „Fleisch und Blut, Drang und Trieb ist das Tier. Klugheit, List und Hirn ist der Mensch. Wo ist der Trieb, der die List bezwingt? Wo ist das Fleisch, das gegen den Stahl siegt?" — „Tier ist das Tier der Wildnis. Vieh wird es im Schutz des Menschen. Herden seiner Schützlinge sah ich, trieblos und schwach schlichen sie, ohne den Stolz der heißen Freiheit. Nur was ihm nützt, hütet er; nur was ihm dient, schützt er; nur was ihn nährt, schirmt er. Überall, wo der weiße Mensch hinkam, sah ich das Tier verschwinden..."

Aus dem unermeßlichen Reichtum dieses seltsamen Buches schöpfend, hebe ich nur das Kapitel von der Löwenfamilie heraus, in dem die jungen Löwen die Gesetze der Alten

lernen, und die gewaltige Schilderung der Elefantenjagd. Ein Land, das solche Dichter gebar, soll das Haupt stolz erheben.

Keine der Schattenseiten, mit denen sonst die Ichbücher uns reichlich aufwarten, zeigt uns Christine Holstein in ihrem Buch: Von der Pflugschar in den Hörsaal, Schicksale eines deutschen Landmädchens. (Verlagshaus Herm. Heck, Könitz i. Thür. und Leipzig.) Allerdings darf man es nicht nach seinem Titel bemessen. Nach ihm vermutet man ein Stück nüchtern harter oder sentimental verstiegener Frauenbewegung, den üblichen abgezirkelten und vorschriftsmäßig ansteigenden Entwicklungsgang. Und statt dessen finden wir ein Menschenleben fern jeder Methode, mit einer herzlichen Natürlichkeit und treuem Ernst erzählt. Der Titel ist sogar falsch: denn das Buch endet gar nicht im Hörsaal, sondern wieder bei der Pflugschar, die aber auch wiederum nicht wörtlich zu nehmen ist. Dies sind aber auch die einzigen ernstlichen Aussetzungen, die an diesem prächtigen Buche zu machen sind.

An der Erzählung von des ländlichen Lebens Mühsal, der herzsprengenden Sehnsucht nach Geistigem, den künstlerischen Ansätzen, ihrem Versagen und Neuaufleben berührt am herzigsten die unbekümmerte Natürlichkeit, die sich nirgends spreizt oder ein Mäntelchen umhängt und sich selber abmißt im Hinblick auf die Wirkung. Das ist es, was dies Buch so erfrischend, so tief geeignet für das schwere, verwirrte Heute macht. Mit reizender Offenheit schildert die Verfasserin ergötzlich ihre verfehlten Anfänge im Fröbelheim, als Kinderfräulein und als Hortleiterin. Jede begüterte Mutter täte gut, sich folgende Worte ins Herz zu schreiben: „Mir schauderte davor, jemals wieder ‚Fräulein' in einem hochherrschaftlichen Hause zu sein. Was dort von einem verlangt wurde, nannte ich geschäftigen Müßiggang, Zeitvergeudung, Verderbnis der Kinder, die meiner Ansicht nach durch ein derartiges Fräuleinsystem nur anspruchsvoll, launenhaft, unselbständig und aller eignen kindlichen Erfindungsgabe und Phantasie beraubt werden, weil beständig ein Erwachsener zu ihren Diensten steht, der für ihre Unterhaltung zu sorgen hat." ... Zwischen alledem kehrt sie immer wieder nach Hause zurück, auf den mühsam erhaltenen und doch immer mehr zurückgehenden Landbesitz ihrer Eltern, um diese zu entlasten, um die Geschwister sich auch draußen in der Welt umtun zu lassen.

Mit den großen Lebensfragen ringt sie in rührendem Ernst, bescheiden, tapfer und ehrlich. Schopenhauer, Plato, Spinoza, Kant gehen durch das Buch. Die große Frage nach dem Sinn, nach den Zielen des Lebens wird nicht still. Sie besucht einen Irrenarzt, weil die Frage sie quält, ob die Geisteskranken auch am Gemüt, an der Seele Schaden leiden, und als er dies bejahen muß, bricht sie in die verzweifelte Klage aus: „Wir sind nur Maschinen! Wenn ein Rad, eine Schraube sich anders dreht, sind wir nicht mehr: wir."

Es erstaunt mich, daß sie der Frage nach dem Bösen, nach Gottes Widerpart, nach dieser ungeheuren und furchtbaren Wirklichkeit des Bösen, die wir in verweichlichtem Empfinden nicht mehr „Teufel" nennen mochten, so wenig nachgeht. Nur einmal rührt sie dies an, aber auch gleich mit dem Bewußtsein ihrer ungeheuren Tragweite: „Woher stammte das Böse? ... Das waren viel schwerere Fragen als nach den Zielen des Lebens."

Auch sie weiß von erschütternder Gottesferne. „Im tiefsten Grunde der Natur ließen sich noch einige starre Gesetze erkennen, die sich seit undenklichen Zeiten in eintöniger Mechanik abwickelten, dahinter gähnte ein undurchdringliches Dunkel. Diese schwarze Nacht durchdrang kein Menschenauge. Was bewies mir das Dasein Gottes?" Und an einer anderen Stelle: „Warum verachten alle Menschen die Gottesleugner? Es ist furchtbar, ohne Gott zu sein!"

Aber seltsam wehen in die Zerrissenheit starke Töne herüber aus jener Welt, die Wirklichkeit und Ideal auf das unvergleichlichste vereint — aus der Welt des Krieges. Ihr jüngster Bruder, einer jener jungen lebensfrohen und todesstarken Leutnants, wie wir sie alle kennen, wie sie uns schier das Liebste auf Erden geworden sind, wenngleich die meisten nicht mehr bei uns auf Erden sind, der erzählt ihr in seiner schlichten, verhaltenen Art, wie wir Mütter sie auch alle an unsern lieben Jungen gekannt haben: „Als wir von La Bassée nach der Somme

kamen, da hatte jeder von uns mit dem Leben abgeschlossen. Aber wir wußten: es mußte sein. Und so war unter uns eine Freiwilligkeit, eine Herzlichkeit und Kameradschaftlichkeit. Wir zogen wirklich hin wie eine geheiligte Schar." Und auf ihre bangen Zweifel findet er die liebe lächelnde Erklärung mit einem Hinweis auf die gefrorenen Fensterscheiben: „Sieh doch, wie getreu diese Eisblumen leibhaftige Formen der Natur nachbildeten. So malt die unorganische Natur schon die Formen auf, nach der die organische gestaltet. — Was ist nun dies für ein Naturzusammenhang? Wir stehen überall vor Geheimnissen." Sie schreibt dazu: „In mir zuckte bei seinen Worten etwas auf, das gleichsam ein blitzartiges Schlaglicht über die ganze Welt warf. Stumm starrte ich meinen Bruder an, wie er vor mir stand, ernst und schlank, einen rätselhaften Ausdruck in seinen braunen Augen —"

Christine Holstein, du lieber, tapfrer, ernster Mensch, Gott ist uns näher als wir ahnen, während wir ihn noch auf verschlungenen, menschlich erkünstelten Wegen suchen. Aber auch der Teufel ist da und ist annoch unbesiegt. Sein Reich ist jetzt im Steigen. Aber erst, indem wir dieses mit Mut erkennen, begreifen wir Gottes Wege, soweit Menschen sie begreifen können. Und je schlichter und grader ihr Empfinden ist, je näher kommen sie ihm. Das haben uns unsre lieben toten Jungen aus dem Weltkrieg gelehrt. Marie Diers

* * *

Aus Christine Holsteins „Von der Pflugschar in den Hörsaal"

Als Ergänzung zu der vorausgehenden Besprechung geben wir hier eine Stilprobe aus diesem erlebten Buche.

Zu jener Zeit faßte mich ein ungestümer Drang, aus der Enge meines Heimatortes herauszukommen in die weite Welt, wo Menschen wohnten, die solchen Dingen nachforschten. Seit ich Dr. Egbert kennen gelernt hatte, wußte ich, daß es solche Menschen gab. Aber die lebten wohl auch ein lichteres, freieres Dasein als wir. Wir alle hier daheim — wie waren wir doch so beschwert von der Last des Lebens und der Sorge ums tägliche Brot!

Wenn ich in meinem Plato las, wie er die Menschen, die nicht im Lichte der Erkenntnis wandeln, mit Höhlenbewohnern vergleicht, die, in eine spärlich erhellte, unterirdische Behausung gebannt, nur die Schattenbilder der Dinge sehen, da mußte ich immer bitter denken: die Höhlenbewohner, das sind wir, das sind unsre Seelen. O wie dumpf und dunkel leben wir dahin! Oft war mir's, als müßte ich all die schweigsamen Gestalten meiner Umgebung anrufen, aufrütteln, etwas Schlummerndes in ihnen wecken.

„Wir arbeiten nur, wir denken nicht. Gedanken sind gefangen", haderte ich. „Wir sind arme, hungernde, frierende, verdunkelte Seelen! Wir sind Höhlenbewohner." Also rang ich, in finsteres Grübeln verloren. Dann plötzlich wieder schrak ich auf und ging hastig an meine Arbeit. Heimlich ballte ich meine harten, braunen Hände, schürte mit wilder Bewegung das Feuer, ließ meinen sehnsüchtigen Blick durchs vergitterte Küchenfenster irren und erschöpfte so in meiner Rastlosigkeit, dem abwechselnden gewaltsamen Zusammenraffen und stillen Verzweifeln beinahe meine Kräfte.

Ich gab meine Gedanken den Wellen und Winden. Wenn ich, von der Feldarbeit ein wenig rastend, mich auf die Hacke stützte, sandte ich brennende, verzehrende Blicke hinaus in die Weite.

Aber alles blieb stumm.

Kein Echo kam auf meinen heimlichen Sehnsuchtsschrei aus der weiten Welt.

Da ließ ich von dem nutzlosen inneren Toben, dem heimlichen Flehen zu unbekannten Helfern.

Ich faßte nun einen bestimmten Plan: Ich wollte fort, unbedingt. Wie in einer blitzschnellen Erleuchtung stand alles vor mir, wie es zu machen sei: Elisabeth mußte her; sie mußte ihren Krankenschwesternberuf unterbrechen und eine Zeitlang meine Pflichten übernehmen. Dann war ich frei, wenigstens für einige Monate. Und dann wollte ich nach Leipzig. Für den

Anfang nahm ich mir etwas Geld aus meinem Sparbuche mit, mietete mir ein Zimmer wie meine Schwester Hanna und hörte Vorlesungen über Philosophie an der Universität; in der übrigen Zeit schrieb ich fleißig Kindergeschichten und verschaffte mir damit einen bescheidenen Unterhalt.

Nachdem ich mir diesen Zukunftsplan festgelegt, faßte ich neuen Mut und begann energisch, ihn zu verwirklichen. Zunächst galt es, sich die Erlaubnis des Eintritts zu Universitätsvorlesungen zu erringen; ich wußte wohl, daß ich mit meiner Volksschulbildung dazu kein Recht hatte.

Von meinem Bruder her kannte ich den Namen eines Leipziger Professors der Philosophie, an den wandte ich mich, packte einige meiner Schriften zusammen, sandte sie ihm und schrieb ihm dazu, wie alles um mich stand. Auch dieser Gelehrte antwortete mir freundlich und entgegenkommend. „Aus Ihren philosophischen Versuchen ersehe ich, daß Sie ernst und ehrlich über verschiedene Rätselfragen des Daseins nachgesonnen haben, und daß Sie von heißem Verlangen nach Klärung in den Lebens- und Weltanschauungsfragen erfüllt sind. Was Ihren Wunsch betrifft, eine Zeitlang meine Vorlesungen zu besuchen, so liegt die Sache hierin so, daß Sie einen Hörerinnenschein nicht bekommen können, da die hierfür nötigen Vorbildungsbedingungen bei Ihnen nicht erfüllt sind. Doch wird Ihnen, wenn ich Ihnen persönlich die Erlaubnis zum Besuch meiner Vorlesungen gebe, kein Hindernis in den Weg gelegt werden. Ich lese im kommenden Winter dreistündig Geschichte der griechischen Philosophie und zweistündig Ästhetik. Die Vorlesungen beginnen um den 25. Oktober herum." ..

Die Zustimmung meiner Eltern zu erhalten, war nicht schwer. Sie pflegten ihren Kindern große Freiheit zu lassen und unsern Zukunftsplänen nie einen Stein in den Weg zu legen. Aber sie wollten auch nicht Elisabeth aus ihrem Berufe reißen. Wir sollten nur alle in Gottes Namen unsere Wege gehen. Das griff mir nun wieder schmerzlich ans Herz, daß die Eltern allein in Einsamkeit und Bedrängnis zurückbleiben sollten. Schon wurde ich wieder schwankend in meinem Entschluß, ich kam mir zu rücksichtslos vor.

Da entschied sich die Sache ohne mein Zutun.

Ich wurde sehr krank. Schon längere Zeit hatte ich oft des Nachts stundenlang nicht schlafen können, weil eine jähe Atemnot mich überfiel, die aber meist so schnell vorüberging, wie sie gekommen und tagsüber keine Spuren hinterließ, so daß ich weiter nicht darauf achtete. Dieses Übel steigerte sich zu furchtbarer Heftigkeit. Erstickungsanfälle, die mein Gesicht blaurot färbten und mich keuchend nach Luft ringen ließen, wechselten mit tödlichen Schwächezuständen, wo ich mich kaum rühren konnte und alles wie in flimmerndem Dunkel sah.

Jetzt schrieb die Mutter selbst an Elisabeth und bat sie, ihre Stellung aufzugeben und heimzukommen.

Als ich endlich genesen war, hatte ich erreicht, was ich wollte. Aber um welchen Preis! Ich war früher ein kerngesundes, blühendes Mädchen gewesen, jetzt waren meine Wangen bleich und hager, dunkle Schatten lagen unter meinen Augen, und durch mein braunes Haar zogen sich zahlreiche weiße Fäden. Aber trotz alledem. Als ich an einem schönen klaren Herbsttage neben Johanna im Eisenbahnwagen saß und dem unbekannten Leben entgegenfuhr, schlug mein Herz froh und erwartungsvoll, und ich fühlte, wenn ich noch einmal zur Welt käme, würde ich alles genau ebenso machen. Wieder einmal hatte ich mich gehäutet, wieder lag ein Stück Leben hinter mir, und in meinem Ohr klang das „Faust"-Wort: Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.



Altdeutsche Weihenacht

Leise sinken die eindämmernden Flocken; die Turmuhr schlägt gedämpft durch die Nebelstille; irgendwo hallt eine singende Kinderstimme aus der warmen Winterstube. Und der einsame Wanderer, der die Landstraße daherschreitet, kommt vielleicht an einer erleuchteten Dorfkirche vorüber, aus der ein Adventslied an seine lauschenden Ohren klingt ... So träumte man sich gern die selige Erwartung des lieben Weihnachtstages; und es gab wohl auch Stunden und Gegenden, wo man solches erleben durfte. Jetzt ist es anders geworden; die Kinderfreudigkeit dieser rührenden Zeit ist überdröhnt vom politischen und sozialen Lärm und Geschrei; ja, selbst in den Arbeiterkreisen schon lächelt man über jene „Sentimentalität", die sich noch an der milden Gläubigkeit des brennenden Tannenbaumes erbaute, die auch rauhe Herzen dem lockenden Rufe der göttlichen Liebe auftat. Und dennoch — zu tief wurzelt die Sehnsucht nach Frieden und Frömmigkeit in unserm Volke, als daß die zarten Schößlinge sich gänzlich ausreuten ließen, die sich immer klammernder im Nährboden christlicher Anschauung und innigen Verlangens festsaugen. Und wenn man dann einmal zu einem Buche greift, das dieser inständigen Erwartung treuen und tiefen Ausdruck verleiht, so fühlt man sich dankbar beschenkt und durchsonnt, weltverloren und dem Ewigen näher.

Und solch ein Buch ist uns jetzt gegeben worden. Es heißt: „Als Herre Krist geboren ward", und erschien im Verlag der Gesellschaft für christliche Kunst, München. Der Preis für den Pappband beträgt 96, für den Halbleinenband 102 M. Aber er ist nicht zu hoch bemessen angesichts der vorzüglichen und überaus sorgsamen Ausstattung, die in unserer armen Zeit doppelt überrascht und erfreut. Was nun bietet dieses Werk? Es ist zusammengestellt von Paschalis Schmid und vereinigt in Wort, Bild und Ton die mittelalterlichen Legenden, die sich um die Geburt des Heilands geschlungen haben; rechte „Christnachtröselein". Bekannte und unbekannte Texte und Abbildungen in reichster Fülle. Da begegnet man Malern wie Dürer, Lochner, Baldung, Altdorfer, Cranach, Memling, Schongauer, Grünewald, Goes, Weyden — und man erbaut sich recht an ihrer keusch verhaltenen, warmen und reinen Kunst, über der sich der güldene Schimmer des Wundersternes auszubreiten scheint. Und es sind bezeichnende Stellen aus alten Büchern, namentlich aus denen der Mystiker (Mechthild von Magdeburg, Tauler, Bruder David, Hermann von Fritzlar, Seuse, Berthold von Regensburg) gewählt, die alle von der Seligkeit der Weihenacht Kunde geben — ergriffene, jubelnde oder still anbetende Worte, aber alle durchglüht von Andacht und Gläubigkeit und echt deutscher Hingabe. Und dann die rührenden alten Lieder und Reime, die zum Teil namen- und verfasserlosen, die uns immer wieder umspinnen durch die liebliche Ungelenkheit und die beinahe verschämte Güte, die sie durchzittert. Hie und da sind sogar die Noten beigegeben. — Noch ein Wort über die Ausstattung selbst. Die schönen, in Rotdruck ausgeführten Initialen, die Dürerschen Randzeichnungen um die Weihnachtstexte, das mannigfaltige, saubere Bildermaterial, die altdeutsche vornehme Schrift — alles stimmt zusammen und vereinigt sich zu edler und sanfter Harmonie. Man fühlt es, daß Verlag und Herausgeber einem Herzensbedürfnis folgten und von ihrer Arbeit ergriffen und hingenommen waren.

Und so möge denn diese schöne Gabe Einzug halten in die christlichen Häuser; sie ist es wahrlich wert, nicht nur einmal betrachtet und durchblättert zu werden! Man fühlt sich so heimatlich berührt, so warm durchleuchtet, und man erkennt es von neuem mit Rührung und leiser Hoffnung, daß in unserm Volke noch Kräfte ruhen, die einer segensreichen Entwicklung und Erfüllung harren. Möge die Zeit heraufdämmern, da die Strahlen des Weihnachtssternes in die fernsten Hütten schimmern und auch die widerstrebenden Herzen locken und dem Ewigen entgegenleiten! E. L. Sch.



Berliner Malerei

Dem Stil nach umfaßt die Ausstellung zwei Gruppen. Zur ersten gehören Maler, die in Formen arbeiten, welche seit länger überliefert sind. Das ist der Stamm, der seit jeher am Lehrter Bahnhof seine Werke zeigte. Von den Neuesten, die bereits voriges Jahr mit ausstellten, ist heuer nur die Novembergruppe vertreten. Der Stil hat Anhänger aber auch in der Düsseldorfer Künstlerschaft neben der alten Richtung.

Wenden wir uns zuerst zu den Alten! Sie bieten im allgemeinen das Bild, das seit je der Ausstellung eigen war. Durch auffallend kühne Besonderheit wird man nicht überrascht. Es handelt sich um Begabungen, die Wege gehen, welche andere geebnet haben. Innerhalb der Beschränkung indessen spricht das Selbständige der Persönlichkeit in schöner Weise. Es ist, möchte man sagen, eine Mischung der Freilichtmalerei (Impressionismus) mit der neuen Ausdruckskunst (Expressionismus) die vorherrschende Ansicht. Von der Freilichtmalerei haben die Künstler gelernt, Natur zu beobachten, dem Wechsel der Töne in der Erscheinung der Farbe unter dem Einfluß des Lichts nachzugehen, den Pinsel locker zu führen. Von der Ausdruckskunst der letzten Jahre, den Eigenwert der Farbe herauszuholen und bedeutsam zu machen. Es wäre allerdings noch zu bemerken, daß bedeutsames Farbgefüge auch schon vor der neuesten Richtung hier und da lebendig war. Der Sinn dafür hat sich jetzt nur verstärkt.

Am schönsten sind eine Reihe von Landschaften. Das Gefühl für Leben und Schönheit der Natur ist immer eine Grundlage germanischer Kunst gewesen. Es ist unsern Meistern auch heute nicht verloren gegangen. Willi ter Hell bringt eine Reihe seiner wohltuenden, gut abgewogenen Ansichten. Kayser-Eichberg sieht einen märkischen See im Mondlicht grünlich dämmern, empfindet die Schwermut einer hochragenden Kiefer, hohen Himmels, merkwürdig und spröde sich stellender Wolken. Der „Abend am Bollwerk“ Hans Hartigs gibt Stimmung in Blaugrau, formlich sehr anregend im überraschenden Richtungszusammenhang der Kähne. Stark in der Farbe, gedrängt und bedeutend in der Form ist seine „Ansicht von Stettin“. Lebhaft eindringlich im graulich eisigen Ton von Eis, Wasser, Wolken, grau verhüllten, farbigen Häusern, im wohldurchdachten Formgefüge der „Abend in Stralsund“ von Graf Kerssenbrock. Zu nennen wären noch Marie Hager mit „Winterstimmung am Bach“, Egon von Kameke „Hochseefischer“ (bedeutend in der Farbe), Radzig-Radzyk „Alte Kirche im Eulengebirge“, „Tal an der hohen Eule“ (die Stimmung deutschen Mittelgebirges kommt warm zum Ausdruck), Richard Duschek, Theodor Elfert, Eugen Dekkert u. a. Bei den Letztgenannten ist die gute Wahl des Rahmens besonders zu beachten, die leider manche ausgestellten Gemälde vermissen lassen. Siegfried Mackowskys „Gelbe Häuser“ z. B., bewußt und gelungen in der Farbe, kommen wegen des störenden Rahmens in ihrem Wert nicht recht zur Geltung.

Sandrock bringt Stätten zeitgemäßer Maschinenarbeit, stark in der Farbe, z. B. „Brückenbau Bahnhof Friedrichstraße“. Das Düstere, Hetzende, Großartige dieser Welt für sich kommt in der Farbe zum Ausdruck. Eine Reihe tonwarmer Bilder altdeutscher, verträumter Städtewinkel von Gerhard Graf, Fritz Geyer berührt heimatlich.

Unter den Bildnissen finden wir eine Anzahl geschickt gemalter, ohne besonders hervortretende persönliche Kraft. Sehr gut ist von Wilhelm Echhardt-Hildesheim das Abbild seiner Mutter. Feste und tiefe Seele der charaktervollen, bäuerlichen Frau kommt gesättigt zum Ausdruck. Jede Form ist durchdacht und künstlerisch gestaltet, und die Farbe, auch im Rahmen, sorgfältig gestimmt. Die künstlerische Absicht des Malers im „Porträt E.“ geht denselben Weg; es ist aber nicht so gelungen, erscheint matt. Reizvoll im Ton wirkt auch das Bildnis des Hofschauspielers W. B. Ilz von Hans Strohbach, in Form und Geist indessen weniger ausdrucksvoll. Eigene Art spricht sich mit Erfolg in zwei Bildnissen Fritz Giebelhausens aus.

Biblische Gemälde sind nur wenige vorhanden. Glücklicherweise. Kaum jemals geraten sie unsern Zeitgenossen. Da überrascht es, in Plontkes großem Werk „Maria mit Kind" etwas ganz Echtes, Bodenständiges zu entdecken. Wahrlich, das ist Geist vom Geiste unserer Cranach, Altdorfer, Jörg Breu. Bestes deutsches Empfinden, gute Farben, auch im Rahmen (stark rot, grünbraun, weiß, schwarz), und kräftige, lebendig drängende Form. Aber warum nennt ein deutscher Maler eine so echte, warme, deutsche Schöpfung mit dem fremden Namen „Madonna"? Jst's nicht eine Muttergottes, „unsre liebe Frau", eine „liebe Maria", wie Luther sagt?

Die Kleinkunst weist manches gute Blatt auf. Z. B. das Selbstbildnis von Turner (Radierung), Autenried: Rosen (Farbenholzschnitt), Lina Borgmann: Blumen (Linoleumschnitte), Edmund Fürst: Tanzbilder (farbige Zeichnungen), Otto Bredow: Schweinemarkt (farbige Zeichnung), Gustav Jäger: Umgebung von Stuttgart (Aquarell).

Jn der Skulpturen-Abteilung sind die großen, in die Augen springenden Werke am wenigsten anziehend. Kalt und akademisch. Dagegen finden sich gute Tierdarstellungen von Otto Pilz (Junger Bär), Hans Wahl (Ägyptische Büffelkuh), Harry Christlieb (Affenfamilie), Johann Robert, Vordermayer. Anmutige und lebendige Kinder von Richard Wagner, Peter Terkatz, Ernst Richard Otto, Erich Schmidt, Kestner. Künstlerische Bewußtheit spürt man im Bildnis der Frau Dr. Krieger von Stanislaus Kohn. Auch einige freie Erfindungen fesseln: Haase-Jlsenburg: Amor auf Widder, Lewin-Funcke: Puttenreigen, Albert Kraemer: Schreitende, Renker: Der gute Hirt.

Vollkommene Öde gähnt in der Novembergruppe. Es kann einem Grauen ankommen vor den Ausgeburten eines ungezügelten und künstlerisch unbegabten Wahnsinns. Kein Form-, kein Farbempfinden. Gekritzel! Nur eine kleine Jnsel in dem Meer der Zerfahrenheit: die „Ruhe am Strand" von Hans Adolf Heimann. Eine solche Arbeit zeigt freilich, was die Neuen zustande bringen, wenn sie künstlerisch fähig sind und die Mühe einer sorgfältig gestaltenden Arbeit aufwenden. Eine Frau am Strand, Gebirge im Hintergrund, kubistisch gut stilisiert und in der Farbe sicher abgewogen. Auch das Bild „An der Stadtmauer" desselben Meisters fesselt in Form und Ton. Einige gute kunstgewerbliche Arbeiten beweisen wieder einmal, daß vielleicht der beste Erfolg dieser den Eigenwert der Kunstmittel herausholenden Richtung in ihrer Anregung für das Kunstgewerbe besteht.

Als besondere Gruppe unter eigner Verantwortlichkeit haben Düsseldorfer Künstler ausgestellt. Sie bringen alle Stufen vom alten bis zu neuestem Stil. Lebhaft frisch, sonnig leuchtet der „Markt in Kowno" von Richard Bloos, schön, tiefer in der Farbe (auch der Rahmen passend), die kleine Landschaft von Franz Xaver Wimmer „Vor der Stadt". Beide Künstler gehören überlieferter Richtung an. Sehr schön, ganz im neuen Stil, auf Eigenwert von Form und Farbe und bedeutenden Ausdruck gearbeitet, sprechen Stilleben von Christian Rohlfs. Vier kleine Holzschnitte von Richard Schwarzkopf vom Leiden Christi sind stark in Ausdruck und Form, aber gleichzeitig etwas roh; man wittert die Nähe der zügellosen Leidenschaften des Bolschewismus. Die „Drei Figuren" von Richard Paling, angenehm, künstlerisch fein getönt, erregen Grauen durch die Verkommenheit des Geistes, die aus ihnen redet. C. W. Schreiner bringt zwei plastische Frauenköpfe, gefühlvoll und anmutig, der eine fast an die Grenze des Sentimentalen streifend, beide künstlerisch bedeutsam. Bodenständig und kraftvoll, gut durchempfunden steht der „Arbeiter aus Flandern" des Bernhard Sopher da.

Jm ganzen hat man, die Ausstellung durchwandernd, die Empfindung, daß weniger mehr gewesen wäre. Ein Gedanke, der bereits öfters ausgesprochen wurde. Die Menge des Gebotenen wirkt verwirrend. Auch ist es vielleicht, namentlich in Rücksicht auf Laien, nicht vorteilhaft, so stark voneinander abweichende Kunstarten gleichzeitig zu zeigen. Die beste künstlerische Wirkung wird dadurch beeinträchtigt.

M. G.



Ludwig van Beethoven zum 150. Geburtstag

(16. Dezember 1920)

Jubiläen geben oft erwünschten Anlaß, auf zu Unrecht vergessene oder wenigstens vernachlässigte Meister von Kunst und Wissenschaft mahnend hinzuweisen. Bei den Gedenktagen unserer Allergrößten ist solches nicht mehr oder doch nur noch für einzelne ihrer Werke vonnöten; aber derartige Daten laden auch ihnen gegenüber ein, Rückschau zu halten und sich einen Augenblick still zu besinnen, was der betreffende „Kalenderheilige im Geiste" für uns alle und für jeden einzelnen heut wohl noch bedeutet oder künftig zu sagen haben wird. Zentenarfeiern sind die Hauptmarken zur Vornahme solch prüfender Querschnitte durch die Nachwirkung unserer Heroen, aber auch die halben Jahrhunderte dienen trefflich gleichem Zweck, damit die graphische Darstellung der historisch wechselnden Wertschätzung sich vom zackigen Auf und Nieder durch Zwischenpunkte bedeutungsvoll zur Kurve runden kann.

Beethoven beschäftigt heute mehr denn je die Geister. Denn wenn auch die wesentlichen biographischen Einzelheiten seines Erdenwallens durch die hingebungsvolle Arbeit eines Thaer, Deiters, Nottebohm, Riemann, Frimmel, Kalischer ziemlich vollständig zutage liegen, so tobt um das Wichtigste, um das künstlerische Werk des Mannes, erbitterter Kampf zwischen den Parteien der modernen Musikästhetiker. Das Musikantentum (Pfitzner) und das musikalische Literatentum (Bekker) wirbt und ringt um das wahre Verständnis eines Schaffens, das noch heute seltsam unfaßbar, geheimnisvoll, schillernd zwischen Romantischem und Klassischem, zwischen barockem Überschäumen und edelster Mäze zu schwanken scheint.

Es ist das Schicksal, die Stärke, der Reichtum unserer mächtigsten Kulturträger, daß sie, ohne darum eine vergewaltigende Umdeutung erfahren zu müssen, jedem Zeitalter etwas Neues, anderes zu offenbaren haben. Der Beethoven E. T. A. Hoffmanns und Bettinas ist ein anderer als derjenige Wagners, Liszts und Bülows, derjenige eines Brahms und Joachim anders als der eines R. Strauß und S. v. Hausegger. Jener Heros, dessen an Demosthenes gemahnendes Stammeln dem Geschlecht schönrednerischer und formglatter musikalischer Nazarener oft wüst, wirr und „nicht ganz gekonnt" vorkam, darf unsern neuesten, um das Weltgestalten sich quälenden Künstlern wie ein verehrungswürdiger Ahn, als der erste Märtyrer aus Tantalus Geschlecht erscheinen. Wir spüren in Beethovens grenzenlos wachsender Vereinsamung das gleiche prophetische Emporstreben, das jenen unmittelbarsten Exponenten unserer Zeitnöte, Friedrich Nietzsche, auf die eisigen Alpengipfel trieb. Weit über die Kreise der eigentlichen Musikliebhaber und Tonkünstler hinaus ist so der Name Beethoven zur weltanschauerischen Idee für viele geworden, denen seine Totenmaske mit ihrer undurchdringlichen, stumpfen Bitternis mehr zu sagen weiß als seine Missa solemnis und die Neunte Sinfonie, als die letzten Klaviersonaten und Streichquartette. Es ist bezeichnend für unsere Zeit, daß sie sich durch die eben genannten Werke der letzten Schaffensperiode weitaus am stärksten angezogen fühlt — eben weil das Problematische, das grandiose Formzerschlagen, Blöckewälzen, Aufwärtsstemmen in diesen Arbeiten, das an Michelangelos Gestalternot gemahnt, ihr selbst tiefinnerlichst verwandt erscheint.

So richtig und naturnotwendig das zweifellos ist, sollte doch der andere Beethoven darüber nie vergessen werden, der im Violin- und den Klavierkonzerten und in der herrlichen Kammermusik seiner kraftvollsten Mannesjahre die alte Spielfreudigkeit mit der unendlichen Ideenfülle von persönlicher Prägung zu restloser Harmonie vereinte, der als Künder vollendeter Schönheit und Humanität als gleichberechtigter Dritter neben Goethe und Schiller trat, er, in dessen Heldenseele neben allen dionysischen Nebeln und brauenden Gewittern doch auch die lichte Güte und das beglückende Strahlenlächeln Apollos wohnte. Der Meister der Pastorale ist nicht geringer als der des Cis-Moll-Quartetts! Dr. Hans Joachim Moser

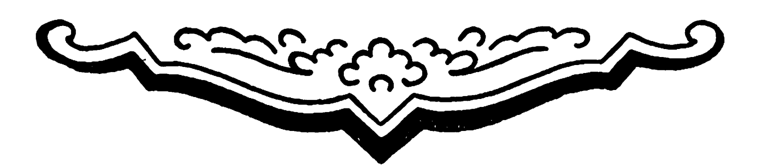


Woyrsch und Moser

Zu unserer Musikbeilage

Der Hauptton unserer weihnachtlichen Notengabe liegt auf dem Wiegenlied des Altonaer Meisters Felix Woyrsch, der am 8. Oktober seinen 60. Geburtstag vollendet hat. Als Komponist des „Totentanzes" ist der Tonsetzer weithin bekannt, aber auch seine andern Oratorien, Lieder, Kammermusik, Sinfonien gehören zum Besten, was man an zeitgenössischer Musik in deutschen Konzertsälen hören kann — Woyrsch' praktische Ausgabe Heinrich Schützscher Werke hat ihn überdies im musikverständigen Bürgerhause vielfach eingebürgert. Aus Troppau in Österreichisch-Schlesien stammend, hat Woyrsch sich fast ganz als Autodidakt ausgebildet — seine Lehrer sind vor allem die alten Meister des 16. und 17. Jahrhunderts, aber auch Brahms und Wagner gewesen. Des Mysterium „Da Jesus auf Erden ging", ist ein abendfüllendes Oratorium von ergreifender Wirkung, dessen Text der Tonsetzer selbst sich unter starker Verwendung altdeutscher Volkslieder zusammengestellt hat. Es beginnt mit der Heiligen Nacht, dann folgt die Bergpredigt, die Stillung des Sturms, die Heilige Woche, und das Ganze verklingt weihevoll mit dem Gang nach Emmaus. Das „Mysterium", in dem herbste polyphone Gotik mit echter Volkstümlichkeit sich auf das eigenartigste paart, hat es bisher in Hamburg, Essen, Altona, Stuttgart zu begeistertem Erfolg gebracht; weitere Chorvereine des In- und Auslandes bereiten Aufführungen vor. Im Original sind die umrahmenden Ecksätze unseres Liedes dem Chor zugeteilt, und die Wechselreden zwischen Maria und Joseph, reizvoll von Holzbläsern begleitet, gehören dem Solosopran und -tenor zu; die vorliegende Fassung hat uns dankenswerterweise der Komponist selber zum einmaligen Abdruck überlassen. Der Klavierauszug des Ganzen kann durch N. Simrock (Berlin und Leipzig) bezogen werden.

Auch das zweite Weihnachtslied, das noch einfacheren Ansprüchen und tieferen Stimmen genügen möchte, ist eigentlich ein Chorlied (als solches in B-Dur) und entstammt einer Reihe von fünfstimmigen Motetten des Hallischen Privatdozenten für Musikgeschichte Dr. Hans Joachim Moser. In Berlin 1889 geboren, studierte Moser, der Sohn des bekannten Joachimfreundes und Biographen Andreas Moser, bei H. van Eyken, Gustav Jenner und Robert Kuhn Komposition — neben größeren Arbeiten für Singstimmen und Chor mit Orchester ließ er mehrere Liederhefte (meist über Texte von Dehmel und Bierbaum) bei Simrock, Vieweg und im Hansaverlag (Berlin-Wilmersdorf) erscheinen. Da der Tonsetzer selbst als Konzert- und Oratoriensänger reist, sieht er naturgemäß in der Singbarkeit ein erstes Erfordernis der Textvertonung; im übrigen hat er die gleichen Altmeister zu Rat gezogen wie Woyrsch, da seiner Meinung nach zwischen Modernität und musikalischem Kubismus noch ein weites anbaufähiges Gefilde liegt. Seine „Geschichte der deutschen Musik" (im Oktoberheft des „Türmers" gewürdigt) und eine Sammlung von ihm bearbeiteter Gesänge des 17. und 18. Jahrhunderts („Alte Meister des deutschen Liedes", Edition Peters) sind ebenso verbreitet wie ebendort sein Bizetalbum und seine mit Oskar Noë zusammen verfaßte „Technik der deutschen Gesangskunst" (Sammlung Göschen).



Türmers Tagebuch

Hohle Hand und reine Weste
Das Hohelied der Sparsamkeit · Steuermoral
Quietisten und Gemütsathleten
Die Fronten laufen falsch!

Die Korruption, die sich während des Krieges in der Etappe und in den Tümpeln der Kriegsgesellschaften staute, um nach dem Dammbruch der Revolution das ganze Land mit ihren Schlammwogen zu überfluten, ist drauf und dran, nun auch die letzten Pfeiler des einst so wetterfesten Staatsgefüges zu unterwühlen: die Beamtenschaft. Es läßt tief blicken, daß der Minister für Volkswohlfahrt sich veranlaßt gesehen hat, in einem summarischen Erlaß den Beamten seines Geschäftsbereiches die Annahme von Zuwendungen jeder Art seitens der Ententekommissionen grundsätzlich zu untersagen. Und daß auch in anderen Abteilungen der Reichsverwaltung selbst höhere Beamte bereits gelernt haben, die Hand hohl zu machen, beweist der Fall Augustin, der mehr noch um seiner Begleitumstände und der Art willen, wie er von oben her behandelt wurde, die niederschmetterndsten Rückschlüsse geradezu aufdrängt. Denn das Schmähliche ist, daß gerade diejenigen Stellen, die als die berufenen Hüter der Staatsmoral allen Anlaß zu schonungslosem Eingreifen gehabt hätten, die krampfhaftesten Anstrengungen gemacht haben, um den Tatbestand zu verdunkeln und die Öffentlichkeit bewußt im unklaren zu erhalten über den Grad, den die Fäulnis inzwischen erreicht hat.

Es scheint, daß wir auf bestem Wege sind, der pupillarischen Sicherheit in Dingen der Moral überhaupt verlustig zu gehen. Wie ein Märchen aus uralten Zeiten klingt in uns die Erinnerung an den Tippelskirch-Skandal nach, der dem tüchtigen und vielgewandten Minister Podbielski schlankweg das Genick brach, ohne daß sein wohlaffektionierter König einen Finger zu seiner Rettung rührte. Heute strecken sich von allen Seiten helfende Hände entgegen, wenn irgendwo in amtlichen Regionen ein Fehltritt offenbar wird. Der ganze abgrundtiefe Unterschied der Auffassung von einst und jetzt tritt in der offiziösen Erklärung zum Falle Augustin zutage: „Es blieb nur eine mit der Stellung eines Beamten kaum zu vereinbarende Annahme größerer Geschenke von einer Seite übrig, mit der der Beamte auch im dienstlichen Verkehr stand.“

Nur! Wer sieht da nicht die ungehaltenen, beinahe schon gekränkten Mienen wohlwollender Vorgesetzter, die gar nicht begreifen wollen, wie man sich außerhalb ihres Machtbereiches über eine solche Kleinigkeit aufregen kann — über einen Ministerialdirektor, der sich halt regelrecht schmieren läßt! Nein, sie begreifen nicht, oder wollen nicht begreifen, daß die Entrüstung des noch einigermaßen anständigen deutschen Publikums letzten Endes weniger dem räudigen Schafe selbst gilt, als dem pflichtvergessenen und saumseligen Hirten, der, indem er den Schädling duldet, die ganze Herde der Verseuchung preisgibt. Denn darüber sollte man sich regierenden Ortes doch wohl im klaren sein, daß nach unten hin nichts so verheerend wirkt als das schlechte Beispiel, das von oben gegeben wird. Wenn im alten Staat trotz aller Vorsichtsmaßregeln etwas vorkam, so ging man der Sache auf den Grund, entfernte den verdächtigten Amtsträger, wenn er überführt war, oder überließ die Verleumder dem Staatsanwalt. Heute drückt man sich vor der Entscheidung selbst in zweifelsfreien Fällen, ist geneigt, krumm gerade sein zu lassen, und erregt damit doch nur den Argwohn, daß es noch gar mancherlei zu vertuschen und zu verbergen gibt. Ist es doch bereits dahin gekommen, daß der Leiter einer sehr großen behördlichen Organisation, die natürlich als Kind der Zwangswirtschaft geboren wurde, eine beantragte Untersuchung über angebliche Durchstechereien mit der Bemerkung ablehnte: „Ach, lassen Sie man, dort schieben ja alle!“

* * *

„Spare und arbeite!“ so klingt es salbungsvoll von oben herab. Der arme Schlucker, der sein schweres Erdenlos auf Stiefelsohlen herumträgt, deren Erneuerung siebzig Mark kostet, erhebt sein Auge und sieht den Hohen Herrn, der ihm soeben das Entsagungslied gesungen hat, in ein Luxusauto steigen, das durch ein kleines Techtelmechtel aus der Kasse eines befreundeten Ressorts bestritten worden ist. Man hört von einem Professor, der, an die Berliner Universität berufen, seine Vorlesungen nicht aufnehmen kann, weil keine Unterkunft für ihn bereitgestellt ist; und im selben Atemzuge erzählt man sich von einem Minister, daß er geheiratet und „seine“ Zehnzimmerwohnung bezogen habe. Aus derartigen Mosaiken ließe sich ein ganzes Zeitbild zusammensetzen. Wir wissen heute überhaupt gar nicht mehr, wie eine reine Weste aussieht. Ein neuer Moralkodex in zehn verschiedenen Parteifassungen müßte schleunigst geschrieben werden. Die Sozialdemokratie verteidigt die Schloßmöbelschiebung ihres Scheidemann mit der selben Beflissenheit, mit der das christliche und bürgerliche Zentrum den Mantel der Nächstenliebe über die Verfehlungen ihres Erzberger und die, wie soll man's nennen?, dienstlichen Transaktionen ihres Hermes gleiten läßt. Wie bedenklich steht es um den Gradmesser der Wohlanständigkeit, den man heute anzulegen für gut hält, wenn von Zentrums seiten halbamtlich den Angriffen gegen Hermes mit dem sehr deutlichen Hinweis entgegengearbeitet wurde, daß von den Regierungsmitgliedern anderer Parteien noch sehr viel Verfänglicheres berichtet werden könnte. Und Herr Erzberger, als er mit fettem Lächeln wieder die Reichstagsschwelle überschritt, hat sicherlich ganz genau gewußt, warum und weswegen er diesem Parlamente das bieten durfte — —

Sparsamkeit! Ein Wunder ist es nicht, wenn die Regierten sich achselzuckend abwenden, da sie sehen, welcher Aufwand und welche Verschwendung aus Staatsmitteln von den Regierenden selbst getrieben wird. „Sparsamkeit", so sagt sich der Regierte, „fangt ihr da oben doch an zu sparen. Hört selber erst auf, Wein zu trinken, bevor ihr uns Wasser predigt!" Seit der glorreichen Revolution warten wir auf den Abbau der Kriegsgesellschaften. „Amtlich wird verlautbart", daß bis heute von den 38 Kriegsorganisationen, über die das Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft bei seiner Errichtung am 1. April 1920 die Dienstaufsicht von dem Reichswirtschaftsministerium übernommen hat, bis heute völlig aufgelöst wurden: Die Reichsfuttermittelstelle (Verwaltungsabteilung), der Reichskommissar für Fischversorgung (nebst Überwachungsstelle für Seemuscheln), der Kriegsausschuß für Kaffee, Tee und deren Ersatzmittel, G. m. b. H., in Liquidation; in Liquidation getreten: die Reichsfuttermittelstelle Geschäftsabteilung G.m.b.H. (Bezugsvereinigung der deutschen Landwirte), und zwar am 1. Juni 1920. Also von den 38 Kriegsgesellschaften sind drei ganze Organisationen aufgelöst, alles andere befindet sich noch in der „Abwickelung". Es heißt der Öffentlichkeit Sand in die Augen streuen, wenn man die „Reichstextilaktiengesellschaft" in eine „Wollbekleidungsgesellschaft" oder die „Reichsstelle für Speisefette" in einen „Überwachungsausschuß für die Einfuhr von Fleisch und Schmalz" umfrisiert. Was uns die Reichsgetreidestelle kostet, schaudernd haben wir es aus dem Munde des bayerischen Landwirtschaftsministers vernommen. Auf jeden Zentner der erfaßten Getreidemenge entfällt allein 1,35 Mark an Geschäftsunkosten! Das Reichswerk Spandau ist nach dem Kriege unter dem Namen „Deutsche Werke" in eine staatliche Fabrik zur Herstellung von Friedensartikeln umgestellt worden, für deren Berliner Geschäftshaus nach der Deutschen Zeitung allein ein Direktor mit 240000 Mark Jahresgehalt, sowie vier weitere Direktoren mit Gehältern von 150000 bis 180000 Mark angestellt sein sollen. Dem Direktorium untersteht ein umfangreicher Stab von 11 Prokuristen und 20 Handlungsbevollmächtigten mit einem Personal von 400 Menschen, nebst Dienstautos und allem Komfort der Neuzeit. Das Reichsschatzministerium, das die ungeheuren Werte an Kriegsgerät größtenteils schon an den Mann gebracht hat, schließt mit einem ganz unerklärlichen Defizit von 206 Millionen Mark ab. Von den verschiedenen Reichskommissariaten kosten das Kommissariat für Ein- und Ausfuhrbewilligung 9100000 Mark (gegen 1186000 Mark im Vorjahr); das Reichskohlenkommissariat 26½ Millionen Mark (gegen 20 Millionen Mark im Vorjahr); das Kommissariat für Bewirtschaftung eiserner Flaschen (!) 160000 Mark und der Metallbewirtschaftungskommissar 256300 Mark.

Was uns die feindliche Besatzung noch übrig läßt, frißt unsere Überorganisation auf. Die republikanische Reichsverwaltung hat allmählich einen Umfang angenommen, der mit der Finanzlage und den Bedürfnissen der Wirtschaft einfach nicht mehr vereinbar ist. Das Berliner Tageblatt schätzt das Beamtenheer, wohlgemerkt ohne das große Heer der Hilfsangestellten, auf 2 Millionen ein. Sieben Familien, so kann man rechnen, müssen immer das Gehalt für eine Beamtenfamilie aufbringen. Die Zahl der überflüssigen Beamten bei der

Eisenbahn wird von verschiedenen Blättern auf 100000, die bei der Post auf 50000 beziffert. Natürlich geht es nicht an, die in den letzten Jahren neu eingestellten Beamten nun einfach auf die Straße zu setzen. Aber es muß endlich einmal daran gegangen werden, die einzelnen Staatsbetriebe so umzuschalten, daß von den über den Bedarf beschäftigten Beamten auch wirklich nutzbringende Arbeit geleistet wird.

Den Regierenden eröffnet sich also, wie dieser flüchtige Rundblick zeigt, ein unendliches Feld der Sparsamkeit. Man braucht nur rüstig ans Werk zu gehen. Und es scheint in der Tat schon etwas Großes im Gange zu sein. Man will nämlich (es ist kein Scherz, geehrter Leser) besondere Kommissare zur Durchführung der Ersparnisse einsetzen ...

* * *

Die Autorität einer Regierung spiegelt sich wieder in den Gesetzen, die sie verfertigt. „Für den Staatsbürger", schreibt Landgerichtsrat Kulemann in der Deutschen Juristen-Zeitung, „wird das Recht gewissermaßen verkörpert in den Gesetzen; ihnen fügt er sich nicht nur deshalb, weil ein anderes Verhalten Strafe zur Folge haben würde, sondern aus dem Grunde, weil sie für ihn eine starke innere Autorität besitzen. Aber diese Autorität behalten sie nur so lange, wie sie dem natürlichen Rechtsgefühl entsprechen und allgemein befolgt werden. Für die heutigen Gesetze gilt in beiden Beziehungen das Gegenteil. Sie treffen nicht allein oft genug Anordnungen, die der Staatsbürger als ungerecht empfindet, sondern vor allem sind sie nicht imstande, sich Gehorsam zu erzwingen, weil sie etwas Unmögliches verlangen und dessen Erreichung mit aussichtslosen Mitteln erstreben. Es dürfte unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur wenig Menschen geben, die von sich behaupten könnten, daß sie alle Gesetze befolgt hätten. Man kann ihnen daraus auch gar keinen Vorwurf machen, denn andernfalls würden sie längst verhungert sein. Aber wenn erst die Bevölkerung sich daran gewöhnt hat, die Gesetze nicht mehr ernst zu nehmen, kann es nicht ausbleiben, daß auch das Rechtsgefühl als solches Schaden leidet."

Diese klaren Darlegungen eines Berufsjuristen werden so recht aus der Lebenspraxis heraus verständlich gemacht durch eine Zuschrift in der Deutschen Tageszeitung, in der ein Einsender die Unmoral der nachrevolutionären Steuergebarung mit drastischer Deutlichkeit also kennzeichnet: „Es ist ja ungemein bequem für die Steuerbehörde, ein Sparkassenbuch oder auch ein Bankkontobuch eines Rentners vorzunehmen und daraus dem Steuerpflichtigen auf Heller und Pfennig nachzuweisen, daß er vielleicht einige 1000 Mark mehr Vermögen besitzt oder einige 100 Mark mehr Einkommen erzielt hat, als wie er angegeben hat. Dieser verdammenswürdige Steuerdefraudant muß dann zu Nutz und Frommen der Menschheit gebührend bestraft und gebrandmarkt werden. Währenddessen gehen die Schieber unbehelligt einher und erfreuen sich ihres glücklichen Daseins. Viel schwieriger, als Sparkassenbücher nachzurechnen, ist es ja auch, sich auf den verschlungenen Pfaden einer kaufmännischen Buchführung zurechtzufinden oder gar die Einkommens- und Vermögensverhältnisse derjenigen Leute festzustellen, die ihre Geschäfte ohne viele schriftliche Aufzeichnungen machen. Hier hat die

Macht der Steuerbehörde ihre Grenze. Anders ist es nicht zu erklären, daß eine ganze Reihe von Menschen, die vor dem Kriege arme Schlucker gewesen sind, jetzt als große Kriegsgewinnler auftreten. Jedermann kennt sie; sie machen aus ihrem jungen Reichtum auch gar kein Hehl. Man sieht sie in Autos, in den Bars, auf den ersten Plätzen der Theater, in den teuersten Badeorten, ihre Damen sind mit Brillanten beladen und tragen kostbarstes Pelzwerk. Das Publikum zeigt auf sie mit Fingern. Nur der Steuerbehörde scheinen sie unbekannt zu sein. Nach dem Gesetz über eine Kriegsabgabe vom Vermögenszuwachse kann niemand eine Vermögensvermehrung während des Krieges von mehr als rund 200000 Mark behalten. Was wollen in der Jetztzeit 200000 Mark besagen! Sie würden außerdem noch um den davon zu entrichtenden Notopferbeitrag zu kürzen sein. Würden die Steuergesetze ordnungsmäßig durchgeführt, so gäbe es überhaupt keine Kriegsgewinnler mehr. Die Steuerbehörden glauben gar nicht, was für eine Erbitterung es im Volke erzeugt, wenn jedermann hier sehen muß, wie Gewinnsucht und Unehrlichkeit in schamloser Weise triumphiert über die Gesetze des Staates. Dieses Laufenlassen der großen Diebe im Zusammenhang mit dem rücksichtslosen Nachforschen bei den Sparkassengläubigern und Rentnern wirkt aufreizender und untergräbt mehr das Vertrauen zu der gegenwärtigen Regierung als tausend Artikel in den Zeitungen und Reden in den Volksversammlungen, denn hier sprechen Tatsachen, deren Wahrheit sich jedermann aufdrängt."

* * *

Überall dasselbe Schauspiel: Die Autorität wankt und geht in die Brüche. Die Regierung wagt nirgends wider den Stachel der sozialistischen Parteien zu lecken. Die gemäßigte unter diesen kuscht bei jeder Gelegenheit vor den Forderungen der radikaleren, aus Angst, die Gunst der Massen einzubüßen. Und innerhalb der einzelnen Parteien wiederum weicht die Vernunft der Alten dem frechen Unverstand der Jungen. So triumphiert letzten Endes die Straße. Dem Fatalismus, oder sagen wir Quietismus der „Regierenden" setzt sie entschlossen ihre von keines Gedankens Blässe angekränkelte Gemütsathletik entgegen, die in der schlichten und überaus klaren These gipfelt: „Wir setzen unsere Lohnforderungen durch, und wenn es über Leichen geht..."

Der Berliner Lichtstreik und was drum und dran hing, war so etwas wie eine Generalprobe auf die Diktatur des Proletariats, der die Mehrheit der arbeitenden Bevölkerung selbst zwar innerlich abhold ist, der sie sich aber, wie das Exempel bewies, im Ernstfalle gefügig unterwirft. Es klappte vorzüglich. Ein Druck auf den Knopf, alle Räder standen still, und der Magistrat mußte springen. Wenn aber nur noch ein wenig Überlegung in den vernünftigen Kreisen der Arbeiterschaft vorhanden wäre, so müßte gerade das tadellose Funktionieren des Streikapparats sie zur Einsicht bringen, daß sie nichts als Objekt waren und daß genau wie in Rußland es praktisch auf eine Diktatur einiger Weniger über das Proletariat herauskommt. Der Zufallsdiktator von Berlin war der Elektriker Sylt, der dem Hebel des Kraftstroms am nächsten stand. „Die große Masse der Arbeitenden," schreibt die Vossische Zeitung, „hat gewiß das Recht, darüber zu

beschließen, ob sie in einen Streik eintreten will oder nicht. Aber von ihren Beschlüssen allein hängt es nicht mehr ab, ob die wirtschaftlichen und sozialen Wirkungen ihrer Entschließungen auch wirklich eintreten. Wenn die Arbeiter der allerverschiedensten Gewerbe in großen Unternehmungen beschließen, die Arbeit nicht niederzulegen, so kann sie zwar keine Macht der Welt hindern, des Morgens, wie gewöhnlich, in die Fabriken zu ziehen, aber wenn eine Handvoll Leute in der Elektrizitätszentrale oder in dem viele Meilen von ihrer Arbeitsstätte gelegenen zentralen Elektrizitätswerk den Beschluß faßt, keinen Strom zu versenden, dann steht das Werk, in dem Tausende williger Hände auf Arbeit warten, still oder können womöglich Produktionsstätten mit Millionen Beschäftigter der verschiedenen Gewerbe nicht arbeiten. Das demokratische Recht der Urabstimmung besteht also weiter. Aber über ihm schwebt das Damoklesschwert des Terrors derer, die zufällig an denjenigen Stellen des Arbeitsprozesses stehen, von denen aus diktatorisch über Arbeiten oder Feiern entschieden werden kann."

Und noch ein zweites Moment sollte der Arbeiterschaft zu denken geben: Das rüde Attentat dieses Streiks richtete sich nicht gegen irgendwelche kapitalistischen Unterdrücker, sondern gegen eine Kommune, die sich ganz und gar in sozialistischen Händen befindet. Die sozialdemokratischen Spitzen des Großberliner Verwaltungswesens, sie, die bisher unter dem Schutze der Verantwortungslosigkeit die Erpresserfaust zu immer neuen Gurgelgriffen veranlaßten, sie fühlen jetzt selbst den Daumendruck an der Kehle. Wenn sie sich nicht bereitfinden, allmählich dem Ritzenschieber das gleiche Gehalt wie dem Minister zu bewilligen, so werden sie über kurz oder lang gezwungen sein, ihrer Agitation eine rückläufige Richtung zu geben.

Der Auftakt zu den Winterunruhen war vielversprechend. Der große Lehrmeister des Terrors, Sinowjew-Apfelbaum, hat seinen deutschen Kommunistenschülern offenbar erstklassige Tips an die Hand gegeben. Von einer Staatsgewalt aber, die nicht einmal die Technische Nothilfe voll in Tätigkeit zu setzen wagte, ist nicht anzunehmen, daß sie auch nur die oberflächlichsten Vorbeugungsmaßnahmen getroffen hat.

* * *

Früher in Tagen der Hochspannung hörte man häufig das Wort: „wenn erst der Reichstag zusammentritt — —" Das war nun freilich eine fromme Täuschung, denn die Arterienverkalkung unseres Parlaments hatte schon lange vor dem Kriege eingesetzt. Aber damals lebte doch im Volke wenigstens noch der Glaube. Heute glaubt kein Mensch mehr in Deutschland, daß uns von da her die Rettung kommen könnte. Und sie, die Insassen dieses altersmüden Parlamentes, glauben es selber nicht. Durch die ständige Inzucht aller vitalen Kräfte beraubt, geben sie sich kaum mehr die Mühe, auch nur nach außen hin noch die Folie zu wahren. Ob der Präsident in larmoyantem Ton die Trübsale der allgemeinen Lage schildert, ob der Finanzminister das graue Elend unserer Notenwirtschaft ausmalt oder der Staatssekretär des Auswärtigen von neuen Marterplänen der Entente berichtet — Leere herrscht im Sitzungssaal, gähnende Leere. Selbst der ach so geduldigen Parteipresse aller Schattierungen entringt sich angesichts solcher

ungenierten Teilnahmlosigkeit ein hysterischer Schrei der Verzweiflung. Die Kölnische Zeitung hat den Abgeordneten den glatten Vorwurf der Pflichtvergessenheit entgegengeschleudert, die Magdeburgische ihnen höhnend erklärt, daß sie Worte böten statt Brot, und der Vorwärts beschwor sie vor kurzem, den Parlamentarismus nicht tot zu reden. Alles prallte ab. Leer blieben die Bänke — — Und die Parteien? Sie haben ihre großen Paraden abgehalten. Wo, von Levi bis Helfferich, war ein Führer großen Formats zu erblicken? Auf der deutschnationalen Tagung allein vernahm man aus dem Munde eines Jungen, des Landtagsabgeordneten Ritter, so etwas wie neue Töne; ein Ideenaufschwung, der über die Niederung erstarrter Dogmen hinausstrebte, hob leise rauschend die Flügel, doch wird sich erst erweisen müssen, ob ihre Spannweite nicht an den Gitterstäben des Parteikäfigs zuschanden werden wird. Das wäre dann eben nur ein neuer Beweis dafür, daß die althergebrachten Formen nicht mehr genügen, daß das Feld dem Außenseiter gehört und daß, was immer mächtiger als Erkenntnis sich bahnbricht, absurd ausgedrückt, auf der Partei der Parteilosen unsere letzte, unsere einzige Hoffnung beruht. Wer ein Feingefühl und eine Witterung hat für die Unterströmungen des Geschehens, der spürt allerorten Kräfte zur Oberfläche drängen, denen vorläufig noch die Einheitlichkeit und die Bindung fehlt, um ihre volle Stoßkraft zu entfalten. Unter den üppig ins Kraut schießenden Sekten, Bünden und Vereinigungen, die nach anderen als den herkömmlichen Gesetzen der Parteistruktur, gewissermaßen aus einem nationalen Einheitsempfinden heraus Lebensfähigkeit zu erlangen trachten, gebührt einer jedenfalls schon ernsthaftere Betrachtung: es ist jene Gemeinschaft junger Menschen, die sich aus der Leserschaft der Wochenschrift ‚Das Gewissen' herausgestaltet hat und die mit dem Maß keiner der bestehenden Parteien gemessen werden kann. Diesem Kreise, dem „Ring", gehören junge Männer an, die aus allen Parteien gekommen sind und sich von allen Parteien abgewendet haben. In den Süddeutschen Monatsheften legt einer von ihnen, Max Hildebert Böhm, in freilich nur skizzenhaften Umrissen die Zielrichtung dar, der diese Ideenbewegung zustrebt. Es ist der „Mensch der Wende", der um die Daseinsmöglichkeit ringt, „der sich durch ein tiefes Gefühl der Fremdheit von dem Selbstverständlichen getrennt weiß. Es gibt Rechts- und Linksreaktionäre, denen die eigenen Gewöhnungen und Vorurteile ebensowenig fragwürdig geworden sind, wie den Gegnern, die sie so heftig bekämpfen... Der Mensch der Wende will mit beiden nichts zu tun haben. Er sieht einen Bestand an Überkommenem und einen Bestand an Gefordertem in die gleiche Problematik verstrickt. Er glaubt nicht, daß aus fauler Übereinkunft nach dieser Erschütterung unserer abendländischen Existenz noch Bestandhaftes erwachsen kann. Er sieht innen und außen den Kampf fortdauern, und bindet auch nach der Niederlage — auch die westlerische Novemberrevolution war für alles Junge und Frische eine Niederlage — den Helm fester. Doch findet er für seine Kämpfe ein Schlachtfeld vor, in dem von altem Streit her falschgerichtete Schützengräben das Bild der neuen Fronten verwirren. Der Mensch der Wende verirrt sich auf dem Schlachtfeld. Er verwickelt sich in falsche Solidaritäten. Einsam kämpft er oft im alten Lager gegen einstige Freunde, sieht nicht, will nicht sehen, wie ihm Kampfgenossen im „feindlichen" Lager auf-

stehen. Schwer ist es, sich zu lösen, schwer, sich zu finden. Hie rechts, hie links; hie Arbeitgeber, hie Arbeitnehmer; hie Nationale, hie Internationalisten; hie Revolution, hie Reaktion: so gellen die Losungen von gestern und vorgestern noch immer fort und stören die Sammlung derer, die zusammengehören... Waren es nicht internationalistische Arbeitermassen, die in Oberschlesien gegen den Polen streikten, und was hörte man von Verhandlungen höchst nationaler Gruppen der Bourgeoisie mit Frankreich, wo es sich um dynastisch-separatistische Zettelungen handelte? Die Fronten der alten Schützengräben laufen falsch. Der Mensch der Wende sucht die neuen Fronten. Er will nicht den Untergang des Abendlandes wollüstig genießen, er sucht ein neues Leben für den deutschen Menschen auf der deutschen Erde. Und wer näher zusieht, kann bereits eine innere Annäherung derer feststellen, die sich in Doktrinen und Idealen noch meilenfern scheinen, obschon sie die Gemeinsamkeit der Instinkte und Antriebe bereits zur heimlichen Gemeinschaft eint... Mögen doch die Alten sich um ihre Etiketten ‚national' und ‚internationalistisch' zanken: Uns ist erste Voraussetzung für Willenserweckung eines gelähmten Volkes, daß die Lähmung weicht, daß das Blut wieder alle Glieder durchpulst, daß unserm Volk wieder ein neuer Leib wird. Anstatt dessen sehen wir alle Parteien und Klassen an der Arbeit, den Prozeß der Massenwerdung, der mechanistischen Zersetzung zu fördern... Niemand wagt sich einzugestehen, wie trostlos verlassen und preisgegeben dieser Krüppel von Staat in der Öde dasteht, in die ihn Haß von außen und Gleichgültigkeit von innen verstießen. Nicht das Volk, kaum die Massen, noch weniger die Seltenen wollen etwas von ihm wissen, die als Gestalten eignen Wuchses und eigner Kraft aus der allgemeinen Einebnung aufragen. Auch die Jungen, sie vor allem nehmen am Boykott dieses Staates teil und suchen die Politisierung des Volkes selber, aus dessen unverbrauchten Kräften das neue Gemeinwesen kommen soll."

Die Arbeitsgemeinschaft, das ist der Punkt, an dem sie einsetzen möchten, diese Jungen. „Das Kartell zwischen Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbänden — im Augenblick unmittelbarer Lebensgefahr der deutschen Wirtschaft zustande gebracht — war gewiß ein Vergleich. Trotzdem war es eine rettende Tat. Es war ein Samenkorn, aus dem etwas wie ein deutscher organischer Sozialismus erwachsen kann. Gelingt es, den nihilistischen Klassenkampf seiner Absolutsetzung zu entkleiden und den zerberstenden Willen des arbeitenden Volkes in die gleiche Richtung zu pressen, dann sind wir als Volk Macht. Die Aufgabe aber, die der Mensch der Wende sieht, ist es, wirtschaftlichen Willen aus dem Volk selber herauszuholen, statt den Führerwillen mechanisch vorzuspannen, wie es im dualistischen Vorkriegseuropa üblich war. Es gibt gewiß einen ewigen Dualismus der Führenden und der Geführten; was aber in Frage steht, ist auch hier die neue Bindung. Alle Autorität ist heute von der großen Krise mitergriffen." Die Zergliederung in genossenschaftlich gebundene Kleinzellen bietet nun, so meint der Verfasser, Verjüngungsmöglichkeiten für ein alterndes Volk. „Unsere Zivilisation eröffnet Verkehrsmöglichkeiten, die dem großstädtischen Menschen den Weg zur Scholle zurück eröffnen. Die Bodenreformer sind einseitig gerichtete Doktrinäre, aber sie sehen etwas Richtiges und Zukünftiges. In der Siedlungsgenossenschaft liegen

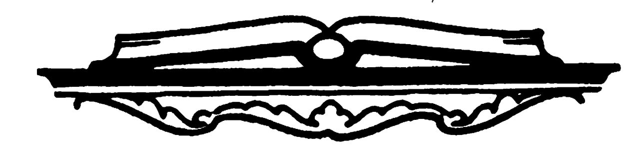
Möglichkeiten für den Sozialismus verborgen, den Mechanismus in sich einzudämmen und in eine organische Vereinigung hinüberzuwachsen, die aus dem Leben kommt und nicht aus der Doktrin, die Aussichten auf gewachsene Kultur öffnet statt des trostlosen Ausblicks auf eine ins Leere laufende spätalterliche Zivilisation."

Aus ihrem Arbeitertum heraus also soll die Nation zu neuer Machtgestaltung heranwachsen. „Zum erstarkenden Willen muß aber die Leidenschaft kommen. Die Alten suchen durch Hetze zu kalter Leidenschaft zu stacheln, die Jungen, die aus dem innerlichen und persönlichen Erlebnis des Krieges kommen, glauben nur an Leidenschaft, die aus dem Leiden selber kommt. Die neue Volksgemeinschaft, die der Staat nicht gibt und die die Arbeit nur vorbereitet, erwächst uns aus der tragischen Notgemeinschaft unserer Nation. Die Not kommt von den Grenzen, so wächst auch unser Volk von den Grenzen her zu einer Notgemeinschaft zusammen..."

* * *

Man sieht: hier sind Theorien vorgetragen, die unbestreitbar Keimgedanken einer neuen Entwicklungsmöglichkeit bergen. Aber wie soll neues, frisches Leben überhaupt zur Entfaltung gelangen, wo ein undurchdringliches Efeugerank von Parteiverstrickungen den Organismus des Staates überwuchert hält und Saft und Kraft an sich saugt? Sechzehnhundert Parlamentarier leiten die Geschicke des deutschen Volkes! Die mammuthaften Kosten dieses parlamentarischen Apparates hat Dr. Wolfgang Heine im Roten Tag kürzlich beleuchtet. Danach kostet die Wahl eines einzigen Reichstagsabgeordneten der Partei im Durchschnitt 300 000 Mark, so daß die Parteien für eine einzige Reichstagswahl 150 Millionen Mark aufwenden. Rechnet man Parteikosten und Staatskosten zusammen, so würde die einmalige Vornahme der Wahlen für die deutschen Parlamente — Reichstag, Landtage und hanseatische Bürgerschaften — mindestens 300 Millionen verschlingen. Hinzu kommen die großen Kosten der ständigen Parteiorganisationen. Für Generalsekretariate und Parteisekretariate, die es vor der Revolution nur in bescheidenen Umfange gab, werden heute von den Parteien jährlich wohl 50 Millionen ausgegeben!

So wird die Politik zum Geschäft, so kommt's, daß ein elender Kuhhandel getrieben wird mit Meinungen und Gesinnungen und daß die politische Arena, in der einst Geisteskämpen die Klinge führten, herabgesunken ist zum Tummelplatz betriebsamer Jobber jeglicher Couleur! Und da dem so ist, sollten wir nicht jede noch so schwache Regung begrüßen, die darauf abzielt, das gesunde Blut zu mobilisieren gegen diese parasitäre Pest, die einen einst blühenden Volkskörper zu vernichten droht?





Neudeutsches Geschäftsgebaren

Ein Briefschreiber aus Brasilien stellt die unerfreuliche Tatsache fest, daß der einst hochgeachtete Ruf des deutschen Kaufmannes im Auslande immer mehr schwinde. „Deutsch und unzuverlässig“ seien Worte, die man draußen jetzt leider nur zu oft in einem Atemzuge genannt höre. Auf wie unentschuldbare Art von deutschen Geschäftshäusern gegen Treu und Glaube verstoßen wird, dafür liefert der holländische „Telegraaf“ ein Beispiel, das wir uns, so peinlich es sein mag, recht genau ansehen sollten, ehe wir über den geringen Absatz deutscher Waren im Auslande jammern.

„Eine niederländische Firma“, so berichtet das Blatt, „kaufte 12 einfache Tische auf der Leipziger Messe, worüber sie untenstehende Rechnung bekam. In Handels- und Industriekreisen sind diese Art deutscher Rechnungen keine Seltenheit mehr, aber die große Masse meint immer noch, daß sie aus Deutschland wegen der niedrigen Valuta vorteilhaft kaufen kann.

Die Rechnung lautet folgendermaßen:

	ℳ
12 Klubtische à 210 ℳ	2 520.—
15 % T.-Zuschlag vom 1. 11. 1919	378.—
	2 898.—
30 % T.-Zuschlag vom 1. 1. 1920	869.40
	3 767.40
20 % T.-Zuschlag vom 15. 2. 1920	753.50
	4 520.90
50 % T.-Zuschlag vom 20. 3. 1920	2 260.45
	6 781.35
50 % T.-Zuschlag vom 15. 4. 1920	3 390.65
	10 172.—
5 % Verpackung	508.60
	10 680.60

Ev. noch eintretende Reichsabgaben gehen natürlich zu Ihren Lasten, desgleichen Spesen usw.

Fast ein Jahr nach der Bestellung erfolgt die Lieferung, die der deutschen Fabrik willkommene Gelegenheit bietet, in der Form von Zuschlägen den ausgemachten Preis um 300 % zu erhöhen. Das Besondere dabei ist, daß jedesmal Zuschlag von Zuschlag berechnet wird und sogar die Verpackung vom Zuschlag berechnet wird. Wenn die deutsche Fabrik noch einige Zeit gewartet hätte, dann würde sie vielleicht Gelegenheit gehabt haben, die Zuschläge um weitere vermehrt zu haben.“

„Holländische Handeltreibende sollen sich die Art deutscher Lieferungsmethoden sehr genau merken“, schließt das Blatt. Und wir sollten über diese „Teuerungszuschläge“, die wir ja auch im Inland genügend kennen, gleichfalls gehörig nachdenken!

*

Abkehr von der Politik

Der nicht gerade bei den Schlechtesten immer deutlicher hervortretende Widerwille gegen Partei- und Parlamentspolitik darf nicht zu einer Brachlegung der politischen Kräfte führen, denen öder Formalismus kein Gedeihen ermöglicht. Mit politischer Begabung ist das deutsche Volk so spärlich beglückt, daß wir das Wenige nicht auch noch verlieren dürfen. Wenn die Kreise, denen alte Überlieferung den politischen Sinn geschärft hat, sich völlig aufs Verzichten legen, dann bleibt das politische Betätigungsfeld nur noch den vorlauten Pfuschern und handwerksmäßigen Schwätzern überlassen. Wohin wir dann gelangen könnten, zeigt warnend Gouvernementspfarrer Winter, der in den „Südd. Monatsheften“ auf China ver-

weist: „Dort haben die alten Beamtenfamilien, deren kluge, erfahrene, tüchtige Mitglieder durch viele Generationen hindurch dem Staate gedient hatten, nach der Revolution dem politischen Leben den Rücken gekehrt und sich in den Schmollwinkel zurückgezogen mit der Entschuldigung, daß an einem derart heruntergekommenen Staate alle Arbeit vergeblich sei ... Nur um so leichter war es für England, mit den politischen und im Staatsdienst unerfahrenen Dilettanten fertig zu werden und China zum gefügigen Werkzeug zu knechten."

Hüten wir uns vor dieser Gefahr! Daß die „Hochschule für Politik", die man kürzlich gegründet hat, einen neuen Stamm politischer Talente heranzüchten wird, erscheint schon aus dem Grunde zweifelhaft, weil bei einer solchen halbamtlichen Gründung eine ausgeprägt parteipolitische Besetzung der Lehrstellen niemals vermieden wird. Und gerade über Parteipolitik sollten wir hinauswachsen in eine großpolitische Betrachtungsweise

*

Die Kulturmission Mitteleuropas

wird in der Stuttgarter Wochenschrift „Dreigliederung des sozialen Organismus" kurz und glücklich von Günther Wachsmuth also bezeichnet:

„Die Mission Mitteleuropas besteht in der Bekämpfung zweier polarer Strömungen, deren erste Ausläufer in den letzten Jahrzehnten auf den physischen und geistigen Schlachtfeldern Mitteleuropas zusammenprallten und bereits in furchtbarster Weise ihre Opfer forderten. Es ist der von Osten kommende Skeptizismus und der von Westen gekommene Materialismus. Wenn die das Schlachtfeld abgebenden mitteleuropäischen Völker nicht zu der Erkenntnis kommen, daß diese Sturmfluten, denen zuletzt Geistiges zugrunde liegt, nur durch Geistiges bekämpft und besiegt werden können, so wird der Untergang des Abendlandes eine Wirklichkeit werden."

*

Der Kommunist

In der Zeitschrift „Die Räder" erzählt Hans Bauer einen bezeichnenden Zug aus dem politischen Parteileben.

Der junge, feurige Kommunist hat sein Referat gehalten. Er hat abgelehnt. Vollständig abgelehnt. Er hat diese Ordnung abgelehnt, diese geltenden religiösen, diese gesellschaftlichen, diese Moralauffassungen. Und er hat diese Ablehnung begründet. Keiner kann im Zweifel sein: der ist ein ganz Radikaler. Dem ist nichts heilig. Der hat für seine Person alles niedergerüttelt, an was Millionen sich halten.

Nach dem Vortrag geht ein alter Herr mit ehrwürdig weißem Barte, der in der Erörterung gesprochen hatte, auf den Vorstandstisch zu und wechselt mit dem Redner noch einige sachliche Worte, die dazu bestimmt sein sollen, Mißverständnisse aufzuklären. Die beiden kommen aber natürlich doch nicht überein. „Es gibt hier nur ein Entweder — Oder" lächelt der Kommunist schließlich verbissen. Das Oder ist das ganz neue, das ganz andere, ist die neue Welt, ist die neue Weltanschauung, die auch die kleinsten Tagesdinge ganz anders betrachten läßt.

Der ehrwürdige Herr wendet noch mancherlei gegen die Art des Kommunisten ein. Der Kommunist erwidert, und schließlich gehen der alte Herr und der Redner von der Bühne, auf der der Kommunist gesprochen hatte, gemeinsam dem Ausgange des Saales zu. Der Kommunist geht einen halben Schritt vor dem weißbärtigen Alten und erreicht also die Saaltür um einen Sekundenbruchteil früher als sein politischer Gegner. Soll er nun zuerst durch die Tür gehen oder dem anderen den Vortritt lassen? Der Kommunist fühlt diese Frage in sich aufsteigen. Und schwankt. Das mit dem Vortritt-lassen ist eine dumme, unbeholfene, sechstrangige Formsache: eine Kleinigkeit, ein Hauch. Und doch, ganz prinzipiell genommen: Gehört das mit zur revolutionären Gesinnung, diesen Hauch wegzublasen, oder steht dieser Hauch jenseits von Politik und Partei und Gesinnung? Wie ist das? Wenn er nun vor dem alten Herrn

durch die Tür schritte ... Nun gewiß: der alte Herr hatte sicherlich anderes im Kopf, als davon viel Notiz zu nehmen. Aber würde er einen Augenblick lang vielleicht denken: Welch ein ungezogener Mensch! oder würde er im anderen Falle denken: Welch ein läppischer Mann, der sich wohl über die Ordnung der Welt, nicht aber über eine alberne Formalität hinwegsetzt! Wie ist das? Wozu gehörten doch gleich die Formalitäten? Waren sie Bestandteile der zu ändernden Auffassungen und mußte man, wenn sie das waren, zuerst mit ihrer Aufräumung beginnen oder sollte man sie bis zuletzt vertagen? Der Kommunist fühlte sich für Sekunden vom Wirbel dieser Fragen durchbraust. Und wußte nicht. War hilflos. Er, der Allesvernichter, Neuweltler, zögerte mit der Antwort, wie er bei Befragung um größte Probleme nie gezögert haben würde. Er wußte nicht. Wußte gar nicht. Und sagte plötzlich, er habe auf der Bühne noch etwas liegen gelassen und verabschiedet sich kurz vor der Tür von dem alten Herrn im ehrwürdigen weißen Bart.

Wie stellen übrigens Sie sich zu dieser Frage? Alten, ehrwürdigen Leuten den Vortritt lassen: ist das bürgerlich und unrevolutionär oder einfach taktvoll und erzogen, oder läppisch und ein Mätzchen oder was sonst?

Am Ende ist wenigstens hier jene viel zitierte gemeinsame Plattform zu finden? Vielleicht sogar der große **Ausgangspunkt**! Man kann nie wissen.

*

Hermann Hesse zum „Untergang Europas"

In einem Schriftchen mit dem düstren Titel „Blick ins Chaos" (Bern, Verlag Seldwyla) setzt Hermann Hesse, die etwas lose **Form** entschuldigend, mit den Worten ein: „**Ich, der** ich an den Untergang Europas **glaube, und** zwar gerade an den **Untergang des geistigen** Europa, habe am wenigsten **Grund, mich** um eine Form zu bemühen, die **ich als Maskerade** und Lüge empfinden **müßte." Und** dann, sofort im nächsten Satz, **zeigt er sich** im Bann von Dostojewskis **„Karamasoffs"**; und da setzt auch, ebenso unmittelbar, unser Gegensatz ein. Hesse schreibt: „In den Werken Dostojewskis, und am konzentriertesten in den ‚Karamasoffs', scheint mir das, was ich für mich den ‚Untergang Europas' nenne, mit ungeheurer Deutlichkeit ausgedrückt und vorausverkündet. Daß die europäische, zumal die **deutsche Jugend**, Dostojewski als **ihren großen Schriftsteller empfindet, nicht Goethe**, auch nicht einmal Nietzsche, das scheint mir für unser Schicksal entscheidend."

Wirklich? Tut das die deutsche Jugend? Hesse kennt hoffentlich nur einen kleinen und nicht den zukunftskräftigen Teil des Geistes neudeutscher Jugend. Die Jungen, auf die wir unsre Hoffnung setzen, erliegen weder dem russischen Skeptizismus, noch dem westlichen Materialismus. Sondern sie erkennen oder ergründen ihre besondere deutsche Aufgabe.

*

Jungdeutsches Pfadfindertum

Es könnte eine Antwort an Hermann Hesses müden Unglauben sein, was man im Rundbrief der „jungdeutschen Pfadfinder" liest:

„Wir sind und bleiben Pfadfinder. Freilich heißt uns Pfadfinderei nicht: kindliche Spiele treiben und nützliche Kenntnisse sammeln. Sondern wir schauen im Pfadfinder das Bild des jungen Menschen, der demütig und stolz seine Kräfte und seinen Wert in den Dienst des **Geistes** und der **Liebe** stellt; der ernsthaft sucht und selbst erprobt, was **wahren Wert** im Leben hat, und dann entschlossen sein Leben und seine Gemeinschaft danach gestaltet. Wir wollen aus dem Geist der Jugend eine **neue Lebenshaltung** und eine **seelenvolle, wertreiche Kulturgemeinschaft** schaffen!

Darum verwerfen wir alles Unjugendliche. Schema und Schablone, Gebote und Satzungen, äußere Autoritäten und Rangunterschiede: all das haben wir abgestreift. (Na, na, Kinder, ohne etwelche ‚Gebote' oder ‚Satzungen' werdet wohl auch ihr nicht auskommen! D. T.) Helle Jugendlichkeit leuchtet über unserem Leben. Echtes Führertum und wahre Bruderschaft gestalten unsere jungfrohen Gemeinschaften glücklich und adlig.

Dabei betonen wir — stärker als es sonst in der Pfadfinderbewegung geschieht, — unser Volkstum. Denn nach unseren Erlebnissen behaupten wir, daß der Gesinnungsbund auch eine Blutsgemeinschaft sein müsse! Man wirft uns deshalb Verrat am ‚reinen Menschentum' und schließlich Antisemitismus vor. Dagegen verwahren wir uns; weltweit bleibt unser Blick und unser Suchen, unbeschränkt durch eine Kampfstellung gegen dies oder jenes. Aber für den leiblich-seelischen Zusammenschluß müssen wir der heischenden Stimme unseres Blutes folgen, das zumal jetzt, inmitten wilder Überflutung durch Fremdrassige aus dem Chaos des Ostens, laut nach deutschblütigen Gefährten schreit. Auch der herbe Charakter unserer nordischen Heimat als schicksalsschwangeres Grenzland und die unüberhörbaren Stimmen unserer stürmischen, stolzen Geschichte binden uns fest in Liebe und Pflicht an das Volksganze. Und diese Bindung an Heimat, Geschichte und Volkstum bedrückt uns nicht, sondern erfüllt uns mit glühendem Dank und der stolzen Gewißheit, daß wahres Menschentum nur erblüht aus der Vollendung im eigenen Volkstum!"

*

Mehr Mut!

Manchmal klagt man, und wohl mit Recht, über eine gewisse Feigheit des deutschen Bürgertums. Der verlorene Krieg nebst Hunger und andren Drangsalen mag vieles hierbei erklären, nicht alles. Bis in den Alltag hinein erlebt man jetzt oft, wie sich Gemeines ungerügt und ungestraft breit macht, während sich Edles duckt.

Eine Frau schrieb neulich aus einem Kurort im mittleren Deutschland: „Ich fühle mich hier zwar recht wohl, bin aber entsetzt über die Genußsucht dieser Gäste und über ihre Gleichgültigkeit in allen geistigen und seelischen Fragen. Nichts als Ausflüge, Essen und Trinken, Spähen nach Konditoreien, wo man bessere oder billigere Kuchen bekommt, Gespräche über die fadesten Dinge: — aber von Gott oder Göttlichem, von Edlem überhaupt, nicht ein Wort! Mir ist sehr weh zumute, wenn ich so zwischen diesen entseelten Menschen sitze. Ihre Gesundheit, Geschäfte und andere Erdendinge gedeihen doch nur, so lange Gott will; aber diese Sonne der Kraft kennen sie nicht. Ich kann mich in dieser entgötterten, herzlosen Welt, die jetzt Deutschland heißt, nur schwer zurechtfinden."

So schreibt eine Elsässerin, die mit Bewußtsein das Elsaß aufgegeben und Deutschland als Heimat gewählt hat. Heimat? Aus den obigen Worten geht hervor, wie schwer es dieser reinen und vornehmen Natur wird, sich im Deutschland der Schieber, Wucherer und Hetzer wahrhaft zu Hause zu fühlen.

Doch kann man bei solchem Anlaß fragen: Warum ist unter den anständigen Deutschen der Gegenwart nicht mehr Bekennermut? Wann wird dieser Mut mächtiger als jenes Gesindel, das unvertilgbare, dem Nietzsche ein grimmiges Zarathustra-Kapitel gewidmet hat? Wann wird man es für eine stolze Pflicht halten, in fester und taktvoller Weise seine reinere Lebensauffassung gegenüber dem Protzentum zu bekennen?

Ein tapferes Beispiel steckt an, reißt die Schwachen mit, entflammt die Lauen. Man ruft jetzt oft nach dem „starken Mann". Gewiß, der Starke sei uns willkommen, wenn er Ordnung herstellt und die Arbeitsfreudigkeit belebt! Doch nicht minder dringend braucht jetzt unser deutsches Volk charaktervolle Menschen, die ihre edle Weltanschauung nicht ängstlich in der Schublade verschließen, die nicht verbindlich oder verlegen lächeln, wenn um sie her Heiliges verhöhnt und Gemeines verherrlicht wird. Reinheit in allen Ehren: aber sie genügt nicht, wenn sie nicht zugleich Festigkeit, ruhiger Mut und selbstverständliche Tapferkeit ist.

Die äußere Ritterlichkeit mit ihren Kronen ist zerschlagen. Wir brauchen einen neuen Adel: wir brauchen Seelenkronen. Die oberste Rittertugend ist neben der Wahrhaftigkeit die Tapferkeit. Will man wahrhaftig und will man tapfer sein, so schweige man nicht gänzlich, wo sich Nichtsnutzigkeit an die Tafel setzt! Es ist oft schwer, zumal für Damen, die allein sind, das rechte Wort zu finden, da man sich nicht unnütz Beleidigungen aussetzen will. Aber es genügt oft ein kurzes,

höfliches Abbrechen: „Verzeihung, ich bin da anderer Ansicht“ — um das Niedere in seine Schranken zurückzuweisen. Mancher Soldat hat freilich geklagt, wie er seelisch unter den gemeinen Witzen etwa seiner Vorgesetzten gelitten hat, äußerlich aber schweigen, ja mitlachen mußte. Die Menschen, die in dieser Weise verwüstend auf junge Seelen wirkten, trifft schwere Verantwortung.

Es glüht jetzt in der Jugendbweegung oft prachtvolles Feuer. Werden in dieser Glut vielleicht die seelischen Kronen geschmiedet? Freilich ist wahre Jugend nicht zwanzig und nicht siebzig Jahre alt: denn sie kann in Körners Liedern ebenso glühen wie in Blüchers Feuerherzen. Wahre Jugend ist Leuchtkraft, Spannkraft, Schwungkraft. Ein Greis schlug die siegreiche Schlacht von Tannenberg. Und herzensjung ist der greise Hans Thoma. Der tapfere neue Adel, dessen mutiges Vorangehen dem deutschen Volke zu wünschen ist, bekundet sich durch ein neues Erwachen aller schöpferischen Herzen, ob jung oder alt.

L.

*

Arme Mignon!

Was hat man dir, du armes Kind, getan?! Heimatlos war sie immer, viel Liebe hat sie wahrlich nicht empfangen: nun macht man sie auch noch — geschlechtslos oder zwittergeschlechtlich! Der Hamburger Arzt Cohen bringt das im jüngsten Goethe-Jahrbuch fertig. Goethe, zwar ein Freund von Maskeraden und neckischem Versteckspiel, aber ein erklärter Feind von Mißbildungen; Goethe, der es einmal Karl August gegenüber ablehnte, einen Hermaphroditen auch nur anzusehen: soll in Mignon Wesen und Schicksal eines Hermaphroditen haben darstellen wollen! Es ist hanebüchen. Der Verfasser hat keine Empfindung dafür, daß er damit den entscheidenden Zauber, die wesentliche Tragödie in dieser ergreifenden Gestalt vernichtet: Mignons Erwachen zum Bewußtsein und zur Würde des Weibes und ihr Zerbrechen im Augenblick, als der Geliebte die andre umarmt. Daß Cohens sexuelle Phantasie aus dem Gedicht „Das Wiedersehen“ eine „geschickt verkleidete Zote“ herausliest — auch merkwürdig! Was er meint, weiß ich nicht. Und seine Deutung des „Augenblicks“ in der Marienbader Elegie — höchst fraglich! Übrigens sollte man sich doch endlich einmal in den beiden Zeilen dieser Elegie:

„Nur, wo du bist, sei alles immer kindlich,
So bist du alles, bist unüberwindlich“ —

entschließen, das Komma hinter dem „alles“ der ersten Zeile fortzulassen. Der Sinn ist: es sei alles in dir und um dich her kindlich und einfach — woraus erst das genauere: du bist dann alles, nämlich unüberwindlich, wie das Kind in der „Novelle“, hervorgeht. Wenn das Komma bleibt, wie in manchen Ausgaben, so hören wir uns erst anrufen: „sei (du) alles“, worauf die nächste Zeile wiederholt: „so bist du alles“ — was doch recht überflüssig wäre. — NB. Man vergleiche hiezu den besondren — vom Obigen unabhängigen — Aufsatz des Kieler Universitätsprofessors Eugen Wolff im gleichen Türmerheft!

L.

*

Gefahr der Jugendbewegung

Auch wir nehmen die Jugendbewegung ernst; aber wir wollen ein Hauptbedenken nicht verschweigen.

Jugendbewegung ist Menge, Masse, sei es auch in Form von Gruppen. Eine Vielheit sammelt sich und bildet eine „Organisation“, wenn sie auch manchmal behaupten, sie seien keine Organisation, sondern „lebendiger Organismus“. Und was tun sie? Nun, sie wandern etwa, spielen Reigentänze, singen Volkslieder, führen etwas auf — vor allem aber: sie reden. Sie haben „Tagungen“; sie behandeln „Probleme“. Gewiß sind diese Entlastungen nötig. Aber die Formen, in denen dies vor breiter Öffentlichkeit geschieht, statt in kleinen Freundeskreisen, bergen eine Gefahr. Daß sich sehr junge Leute bereits aufs Rednerpult stellen und mit lauter Stimme Zeit und Welt ihrer Kritik unterziehen oder Erwachsene angreifen — wohl, das mag die Aufgewühltheit ihrer Seelen beweisen, beweist aber auch das Abstreifen einer für das Wachstum sehr wichtigen Scheu und Schamhaftigkeit. Und so tun denn diese jungen

Menschen, was bereits den Parlamentarismus so unfruchtbar macht: sie reden, reden, reden.

Wir legen unsrerseits den Hauptwert und die Hauptwucht auf die Entwicklung der Einzelseele. Eine gesund wachsende Einzelseele braucht mindestens so viel Einsamkeit wie Vielsamkeit. Und am fruchtbarsten ist oft der Mittelweg zwischen beiden: die Zweisamkeit in Form der Freundschaft, Brautschaft oder Ehe. Hier ist dann eine stille Insel der Kraft, wo man verarbeiten kann.

Zumal junge Mädchen möchte man noch nicht auf dem Rednerpult sehen und ihnen überhaupt eine edle Zurückhaltung empfehlen gegenüber der jetzt allzuleicht ins Kraut schießenden allgemeinen Dutzerei, die nicht aus herzlicher Kenntnis und Neigung entsteht.

Von den Menschen, die in der allgemeinen Erregtheit fähig sind, ihre Kraft in der Stille zu sammeln, erwarten wir die wahre Stärke, das wahre Ausreifen, die rechte Vertiefung — und damit die Zukunft. L.

*

Führer und Meister

Der fromme Mensch ist auch fest und innerlich ruhig; denn er ist gegründet in Gott. Er unterliegt nicht der Massenpsychose — dieser Hauptschwäche der Gegenwart —, sondern erhält seine Stärke von der göttlichen Sonne. So bilden die Frommen eine Auslese-Schar, eine Edelschar inmitten des Chaos der Welt. Jeder und jede von ihnen ist eine Persönlichkeit und hat Eigenleuchtkraft. Sie bedürfen nicht des programmatischen Haders, nicht der abgrenzenden Reden gegen andre Gruppen. Die Gruppe ist höchstens ein ganz loses Hilfsmittel der Fühlungnahme. Das Entscheidende liegt auf der Höherbildung und Vollendung der Einzelseele.

Demnach ruft man hier nicht nach „Führern“: hier ist vielmehr Aufschau zum Meister und zum Vorbild die wesentliche Besonderheit.

Führer mag man durch Abstimmung wählen oder ernennen; der Meister würde sich dergleichen Ernennung verbitten. Er hat es nicht nötig, auf Massen zu wirken oder gar um Massen zu werben. Der Schwerpunkt seines Wesens liegt in seiner von ihm selbst beseelten, vom Göttlichen durchstrahlten Welt. Man ernennt ihn nicht, man bittet höchstens, bei ihm eintreten zu dürfen. Man kann sich höchstens in seinen Strahlenbereich und Einfluß stellen, um sich zu stärken an seiner reiferen Wesenheit und um seiner würdig zu werden.

Hier ist demnach Ehrfurcht die ganz von selber treibende und begleitende Grundkraft im Meister wie im Schüler: Ehrfurcht und Liebe. Denn auch der Meister schaut zu höheren Mächten empor, denen er zu dienen gewürdigt ist.

In solcher Luft gedeiht wahre Weisheit: — und in solcher Luft, die durchaus keine Abschließung bedeutet gegenüber äußerer Betätigung, reift eines jungen Menschen reinste Kraft. L.

*

Stahlhof

In den „Deutschen Stimmen“, einer von echt deutschem Geist erfüllten kleinen Zeitschrift, die in Buenos Aires erscheint, richtet der Herausgeber Karl Graebel folgende Frage an die deutschen Großkaufleute:

„Was war der Stahlhof? — Die Niederlassung, das Ein- und Verkaufshaus der deutschen Hansa in London; der mächtige Mittelpunkt deutscher Arbeit; ein Hochsitz des stärksten wirtschaftlichen Verbandes des deutschen Mittelalters. Im Jahre 1597 wurde er von der Königin Elisabeth wider alles bestehende Recht aufgelöst. Das war Englands erster Schlag gegen den deutschen Handel. In langen vier Jahren hat es mit Hilfe fast der gesamten Welt unseren Untergang erstrebt.

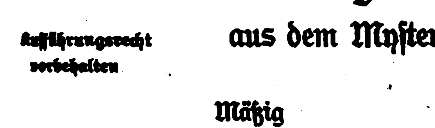
Wäre angesichts dieser Lage ein gemeinsames Vorgehen, eine, wenn auch lose Einigung des deutschen Handels und deutscher Industrie, eine Sammlung unserer Kräfte im obigen Sinne nicht eine der Zeit und des Ortes würdige Aufgabe?“

Die Frage sei hiermit zur Erörterung gestellt.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard
Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Str. 69
Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart

Wiegenlied in der Weihnacht

aus dem Mysterium: „Da Jesus auf Erden ging“



Aufführungsrecht vorbehalten
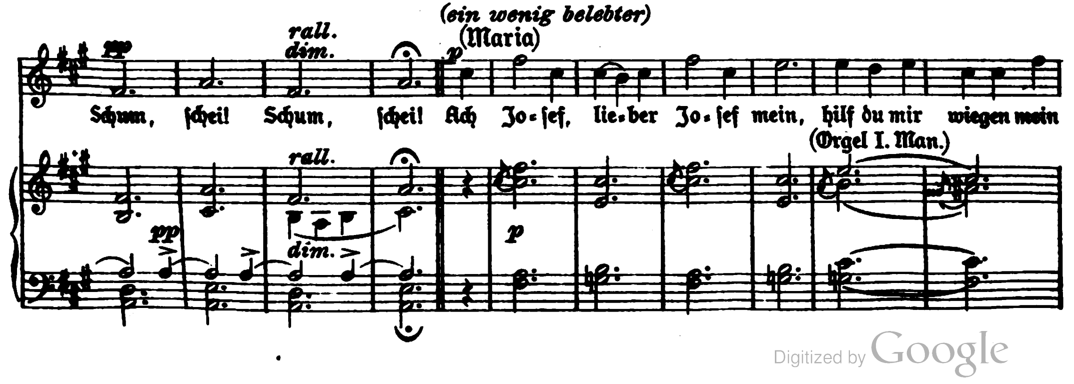
Felix Woyrsch, Op. 61a
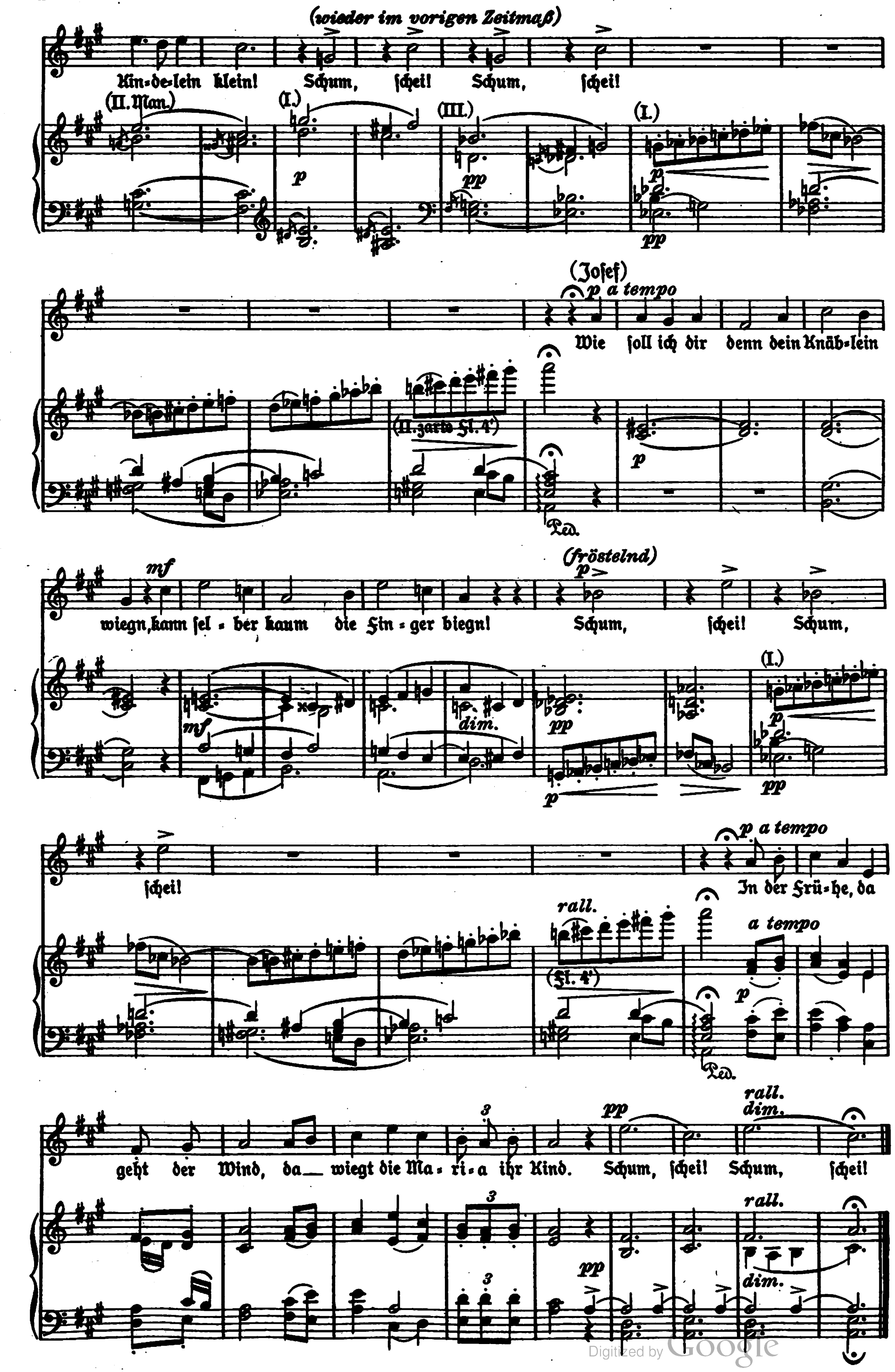
Mäßig

Gesang

Klavier oder Orgel

In der Frü-he, da geht der Wind, da wiegt die Ma-ri-a ihr Kind mit ih-rer en-gel-wei-ßen Hand, braucht auch da-zu kein Wie-gen-band. In der Frü-he, da geht der Wind, da wiegt die Ma-ri-a ihr Kind.
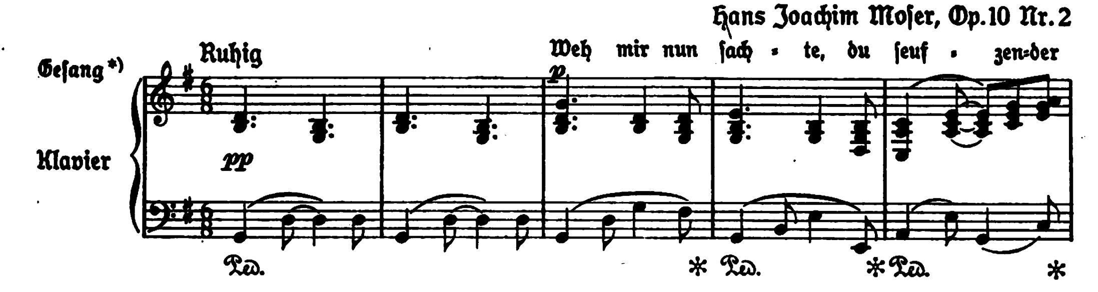



(wieder im vorigen Zeitmaß)
Kin-de-lein klein! Schum, schei! Schum, schei!
(II. Man.)
(I.)
p
(III.)
pp
(I.)
p
pp
(Josef)
p a tempo
Wie soll ich dir denn dein Knäb-lein
(II. zarte Fl. 4')
p
Ped.
mf
wiegn, kann sel-ber kaum die Fin-ger biegn!
(fröstelnd)
p
Schum, schei! Schum,
mf
dim.
pp
(I.)
p
pp
schei!
p a tempo
In der Frü-he, da
rall.
(Fl. 4')
a tempo
p
Ped.
3
pp
rall.
dim.
geht der Wind, da wiegt die Ma-ri-a ihr Kind. Schum, schei! Schum, schei!
3
rall.
pp
dim.
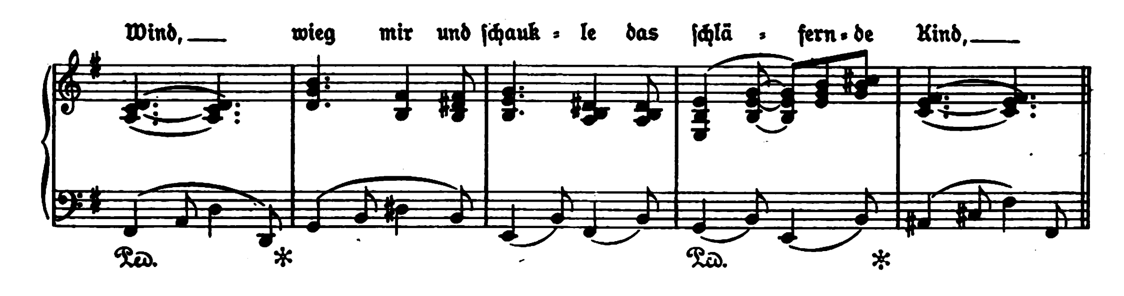
Mariae Schlaflied

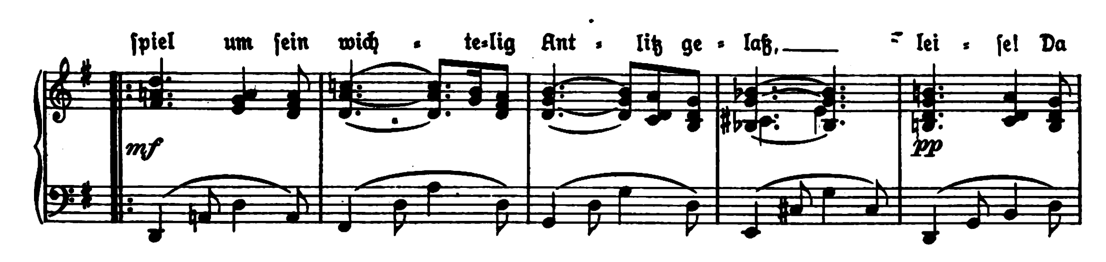
Guido Gezelle
(Deutsch von Rud. Alex. Schröder)

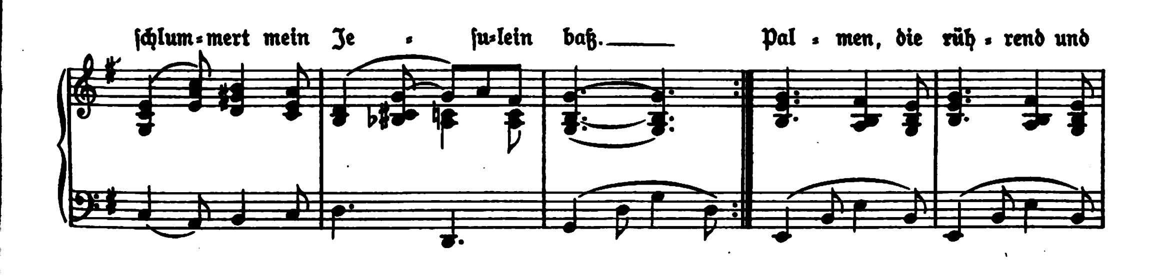
Aufführungsrecht vorbehalten
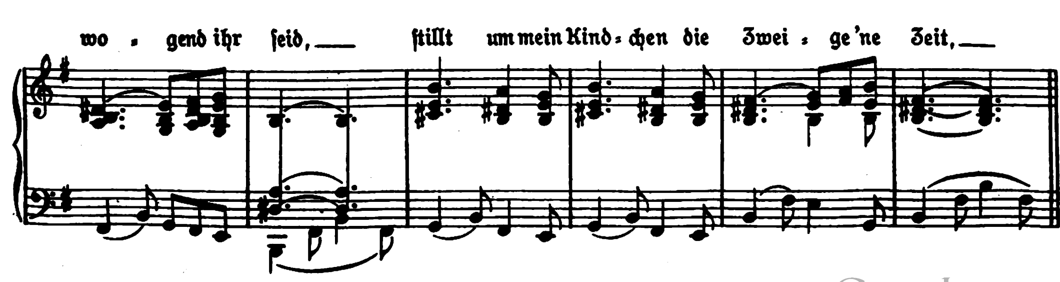
Hans Joachim Moser, Op. 10 Nr. 2
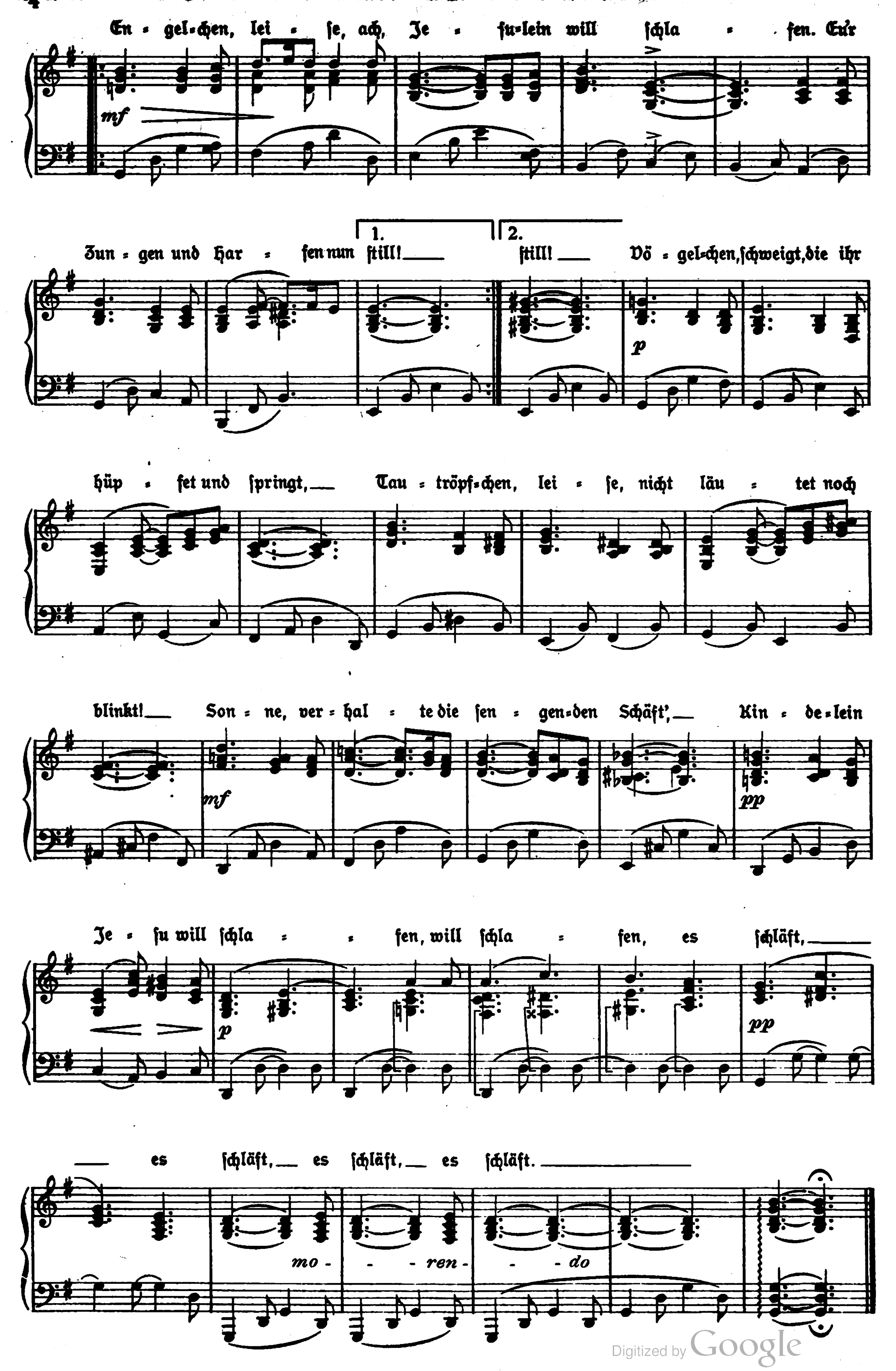










*) Der Gesang geht mit der obersten Stimme des Klaviers



En - gel-chen, lei - se, ach, Je - su-lein will schla - fen. Eur'
mf
Zun - gen und Har - fen nun still! still! Vö - gel-chen, schweigt, die ihr
1.
2.
p
hüp - fet und springt, Tau - tröpf-chen, lei - se, nicht läu - tet noch
blinkt! Son - ne, ver - hal - te die sen - gen-den Schäft', Kin - de-lein
mf
pp
Je - su will schla - - fen, will schla - fen, es schläft,
p
pp
es schläft, es schläft, es schläft.
mo - - ren - - do

Drittes Teilstück

Beilage zum Türmer

Viertes Teilstück

Hans A. Bühler

Prometheus Erstes Teilstück

Zweites Teilstück



Nach einem Original von Prof. L. Hohlwein.



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

28. Jahrg. Januar 1921 Heft 4

Christophorus der Deutsche

Von Friedrich Lienhard

Kein andres Bild möchte man den Deutschen zum Übergang ins neue Jahr vor Augen stellen als die Legende vom starken Christophorus, wie er mit dem noch stärkeren Christuskind durch die Wasser der Drangsal schreitet.

Offerus ist zwar in „Kanaan“ geboren; aber er ist „Heide“. Und es ist sehr zu vermuten, daß dieser Gottsucher ein Deutscher war wie Faust. Es erschüttert gradezu, wenn man, im Anschluß an Bühlers Bild, die Legende wieder einmal an sich vorüberziehen läßt. Wobei wir von vornherein fühlen, wie die Menschen der deutschen Gegenwart zwar fronen wie Offerus, wie sie durch die Wasser der Not waten — wie sie aber noch kein Christuskind auf den Schultern tragen...

Der starke Heide Offerus ist vom faustischen Drang besessen. Er will nur dem Mächtigsten dienen. So zieht er denn aus, sucht den Stärksten und findet einen König, in dessen Dienst er tritt. Eines Tages sieht er den Monarchen sich bekreuzen, als der Name des Teufels genannt wird. Nachforschend erkundet er, daß der König sich vor dem Satan fürchtet; wandert also weiter, um diesem mächtigeren Herrn zu dienen, findet ihn auch, wie er schwarz und greulich vor seinen Gewappneten einherreitet, und gelobt ihm seinen Dienst.

Nicht lange, so nimmt aber Offerus wahr, daß sein neuer Herr vor einem Kreuz am Wege ausweicht, stellt ihn zur Rede und entdeckt, daß sich der Teufel vor Christus fürchtet. Also setzt Offerus seine Wanderung fort und sucht nun Christum, der gewaltiger ist als König und Teufel.

Diese dritte Wanderung wird besonders lang und schwer. Er sucht wie Parzival. Endlich kommt er zu einem Einsiedler. „Du mußt rein und tugendlich leben, du mußt wachen und fasten, so findest du Christus", rät ihm dieser. — „Ich kann nicht wachen noch fasten", erwidert der ehrliche Offerus. — „So mußt du viel beten", meint der Einsiedel. — „Das kann ich nicht", antwortet jener. Da sagte der Klausner: „Es fließt nicht weit von hier ein großes Wasser, das hat weder Brücke noch Steg; willst du die Menschen da hinübertragen um Gottes willen, so gefällst du deinem Herrn mit solchem Dienst." Dazu war Offerus willig, baute sich eine Hütte am wilden Strom und trug ohne Entgelt Tag und Nacht Wandrer durch das Gewässer, wobei er sich auf eine große Stange stützte.

Eines Nachts scholl eines Kindes Stimme an sein Ohr: „Offerus, wach' auf! Offerus, trag' mich hinüber!" Der starke Fährmann erhob sich, trat vor die Hütte, sah aber nichts und kehrte auf sein Lager zurück. Wieder erklang derselbe Ruf; wieder trat er hinaus und durchdrang das Dunkel mit seinen Blicken; aber seine Augen konnten noch immer nichts erschauen. Ein drittes Mal kam der Ruf; und Offerus gehorchte ein drittes Mal. Jetzt sah er ein Kind vor sich stehen, das wiederholte seine Bitte: „Trag' mich hinüber!"

Und Offerus nahm das Kind auf seine Schulter, ergriff den Stab und schritt in den Strom. Doch unheimlich! Das Wasser wuchs und wuchs — und das Kind ward immer schwerer! „Eia, Kind," stöhnte Offerus, als er in die Mitte des Wassers kam, „wie gar schwer bist du! Mir ist, als ob ich die ganze Welt auf meiner Schulter trüge." Da sprach das Kind: „Du trägst nicht allein die Welt, du trägst auf deiner Schulter den, der Himmel und Erde geschaffen hat." Und das Kind drückte Offerus unter das Wasser und sprach: „Ich bin Jesus Christus, dein König und dein Gott, dem du treu gedient hast. Ich taufe dich in meinem Vater und in mir, seinem Sohn, und in dem heiligen Geist. Bisher hießest du Offerus, nun sollst du Christophorus heißen nach mir, deinem Herrn. Und zum Zeichen, daß ich wahr rede, nimm deine Stange und stecke sie in die Erde, so wird sie morgen blühen und Früchte tragen."

Damit war das Kind verschwunden. Christophorus stampfte an sein Ufer zurück, voll Dank und Freude über solche göttliche Gnade, und stieß die Stange, mit der er gedient, in die Erde. Da ward sie über Nacht ein herrlicher Baum, blühte und brachte Frucht. Und Christophorus, entzückt über dieses Lebenswunder, gewann große Lieb' und Treue zu seinem Herrn und diente ihm, selber blühend und Früchte tragend, bis er als Märtyrer einging zur ewigen Herrlichkeit...

Christophorus der Deutsche?

Wir wollen nicht viel darüber sagen. Es schwingt ja schon durch die ganze Legende unausgesprochen mit, was wir als Wunsch über diese Betrachtung geschrieben haben. Du fronender Offerus Deutschland, willst du dem Mächtigsten, dem Höchsten dienen? Wann wird durch deine Nacht des göttlichen Kindes Ruf erschallen? Wann wird Deutschland als Christusträger, begnadet durch die Liebe von oben, auftauchen aus den Wassern der Not? Wann wird die Stange, mit der wir fronen, als Lebensbaum blühen?



Vom fröhlichen Dienen
Von Manfred Björkquist

Von den Schlachtfeldern fort wenden sich unsre Blicke jetzt mehr und mehr den Gefilden zu, wo die Heiligen wandelten und Freude um sich verbreiteten. Es gibt Stätten auf unserer Erde, wo die Hoffnung immer einen Trost in der Erinnerung findet, wo die Berge und Hügel, die Flüsse und Seen und die Namen der Dörfer und kleinen Städte Kunde geben von Frühlingstagen im Leben des Reiches Gottes auf unsrer Erde. Heiliges Land — Wallfahrtsorte! Hin und wieder können wir wohl die Sehnsucht begreifen, die jene Scharen auf die Pilgerfahrt treibt. Sie wollen gern Gottes Spuren sehen, die er hinterließ, da er durch ein Menschenleben ging; sehen wollen sie die Zeichen seiner Hände, mit denen er gebrechliche Menschen zu Gefäßen der Gnade bildete.

Neben ihn, den man nicht *neben* den Heiligen nennen soll, stellt unsre Zeit gerne das sanfte Kind Umbriens — Gottes geliebten Armen Franziskus. Ja, gerade Gottes geliebten *Armen*. Er ist gerade der Heilige für die Zeit des Mammonsdienstes. Er predigt die große Bedürfnislosigkeit — nicht die stolze Bedürfnislosigkeit der Stoa — nein, die *fröhliche*, die der Lilien und der Vögel. Zu besitzen, als ob wir nichts besäßen in einer Welt, wo alles nur darauf ausgeht, zu besitzen und zu erwerben. Welche befreiende Kühnheit — es zu wagen, in seiner Armut glücklich zu sein! Welcher Übermut — jeden Augenblick alles, was es auch sei, von sich lassen zu können! Welch imponierende Kaufmannsart, das Gold zu wägen und es — zu *leicht* zu finden. Welch würdiger Aufruhr — die Anbetung dem zu weigern, das *nicht* Gott ist!

Es sind nicht die Feinde der Reichen, nicht die heimlichen Mammonsdiener, die unsre Welt erlösen sollen: es sind die *fröhlichen* Armen — die geistlich Armen. Und die findet man in Prachtgemächern ebenso wie in Armenhäusern. Bei ihnen findet der Mammon keinen Unterschlupf, wenn der letzte Kampf ausbricht. Er ist schon für sie, was er für alle sein sollte: der Diener, der Sklave.

Wir bedürften eines neuen Franziskus, des Verkünders der fröhlichen Armut. Aber vielleicht hätten wir den *Verkünder des fröhlichen Dienstes* noch nötiger. Wir bedürften einer Schar von Menschen, aus denen die *Freude am Dienen* leuchtete, und die uns aufs neue die *Hoheit* des Dienenwollens lehrten. Wo sie einhergehen, sollten sie in ihrem Werk uns sagen: „Ihr Menschen, versteht ihr denn nicht, was *Freude* ist?" Sie sollten nicht nur predigen von der *Pflicht* zu dienen, sondern vom *Willen* zu dienen, von der *Sehnsucht* nach dem Dienen, von der *Danksagung* für das Dienen. Auf diese warten wir. Sie sind die rechtmäßigen Träger von Christi Reichsgottesgedanken. Sie weissagen von der neuen Menschheit. Sie und keine andern.

Wir verderben uns gegenseitig mit unsern Ansprüchen, mit unserer Unzufriedenheit, mit unserm Pochen. Man sucht einen Dienst. Die erste Frage ist: Wird es mir gefallen, werde ich mich wohl fühlen? Dann: Wie sind die Aussichten? Ist es eine unangenehme Arbeit?

„Es gut haben“ — das ist die Summe! Leicht durchs Leben gleiten. Kommt das Leid, so wird es betäubt; kommt der Kummer, so wird er vergessen; kommt Ungemach, so wird es verringert; kommt der Tod — so wird er versteckt.

Und wenn man nicht einmal die Bürde tragen will, die uns auferlegt wird, wie kann da die Rede davon sein, „unnötige“ Bürden zu suchen!

„Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen“, sagte Paulus. Aber Paulus ist kein Modeprediger. Und doch weiß Paulus, daß dies der Lebensweg ist. Modegedanken sind ohne Mut und daher ohne Wahrheit.

Wer die Last sucht, findet das Glück.
Wer das Glück sucht, findet die Last.

Ein junger Mensch der jetzigen Zeit hat das neue Programm aus Jesu Geist richtig formuliert mit den Worten: „Es ist die Freude des Lebens, das Glück eines andern zu wollen. Das eigene Glück wollen, heißt andern Menschen ihren Beruf stehlen.“ Um mein Glück mögen andre sich kümmern, ich sorge mich um das der andern.

Das ist Jesu radikale Umwertung aller Werte. Alle menschliche Klugheit wird auf den Kopf gestellt, und wir werden Kinder, freie selige Kinder in Gottes, unsres Vaters Haus, wo das Glück nicht in unsern Händen liegt, ja nicht einmal in denen unsrer Brüder. Nein

Wie sich Weltgeschicke wenden,
Wir ruhn ganz in Gottes Händen.

Nachwort des Türmers. Die obigen Gedanken sind aus dem Schwedischen übersetzt (von Frideborg Ehlers). Der Verfasser ist zurzeit einer der bedeutendsten Jugendredner Schwedens und ein Mann, auf den man mit viel Hoffnung blickt; er ist ein Leiter der jungkirchlichen Bewegung und Rektor einer der besten Volkshochschulen. Uns Deutschen sind diese Gedanken vom „Willen zum fröhlichen Dienen“ von besondrem programmatischem Wert, wenn es freilich auch im Dienen — und zumal im Fronen — eine Grenze gibt, wo die Menschenwürde Halt gebietet. Aber bezeichnend für einen Zug der Zeit ist auch hier, in dieser ernsten Stimme aus Schweden, die Wendung zu religiös veredelter Lebensauffassung — die Christophorus-Stimmung. L.

Gebet

Von H. F. Christians

Erlöse uns von unserm Traurigsein!
Wenn in so trostlos schweren, dunklen Stunden
Das Blut uns rinnt aus unsern Wunden,
Dann kehr' du ein!

Allein —
Das ist viel mehr als Tod und alle Schmerzen.
Oh, stelle du den Lichtglanz deiner Kerzen
In diese Einsamkeit der Nacht hinein!



Die Begegnung
Von Juliane Karwath

(Fortsetzung)

In der Nacht hatte sich ein Gewitter aus dem Gebirge gelöst und mit Gepolter allen Mondschein verlöscht.

Es tropfte noch, als Michelene aus kurzem Schlafe fuhr.

Josef war schon wieder fort, es schien, als ob er es aufs Möglichste zu machen suchte, wie der Henningsdorfer...

Michelene merkte es gleichsam nur wie im Traum.

Sie ging durch den Park. Wie duftete er. Wie stand er unter dem Erlebnis dieser Nacht. Wie war er da ... und voll unendlichster Offenbarung. Fern zogen die Dünste.

Michelene stand auf dem Karretenweg. Sie sah diese schmale Straße auf und ab.

Da kam der Reiter durch den Nebel.

Er sprang ab und ging neben ihr her.

Aber er drängte aus der feuchten Straße, irgendwo hob sich ein schmaler Weg. In einer Schenke stellte er sein Pferd ein und ging mit ihr hinauf.

Sie schritt schweigend neben ihm ihn das Unbekannte.

Es war ein Pfad zwischen Gestein und feuchtem Brombeergebüsch, auch hier war jener Duft, jenes ungeheure und unbegreifliche Erlebnis dieser Nacht. Immer höher ging es, bei einer Wendung sah Michelene auf einmal unten das ganze Städtchen liegen, aber schon blaß und halb abgewandt, wie in Vergangenheiten entschwindend.

Nach langem Anstieg zeigte sich mitten im Walde eine Wirtschaft, ein vergessener Platz, wie es schien.

Sie gingen hinein und waren ganz allein. Nichts regte sich, niemand störte sie, vielleicht war zu dieser Stunde überhaupt kein anderer Mensch auf dieser Höhe.

Von den Zweigen fielen die Tropfen.

Da lag das Tal. Aber es war nicht das der Stadt. So weit sie an dem Abhang entlang schritten, war nichts um sie als die tannenschwarzen, dunkelgelagerten Wälder da drüben. Hinter denen sich in blauen Linien die Hügel zeigten, über denen im Halblicht der Stunde die Wucht des Gebirgs emportauchte.

Hier waren sie im Unbekannten, in einem Winkel der Welt, ganz weitab von allem, was bisher ihr Tag gewesen war. Jetzt waren sie ganz darüber hinausgehoben. Das begriff Michelene.

Und sie sahen sich an.

Über Michelene kam von neuem, was unbegreiflich war, dieses rätselhafte Hingezogensein, Verbundensein mit dem Fremden, mit diesem, von dem sie nichts und alles wußte.

Und noch immer sahen sie sich an.

Um sie schlugen die Tropfen, dampften die Höhen, stieg es in lauen Strömen aus den schwarzen Tälern.

Und von neuem ergriff sie dieses Abgründige, und nun lagen sie einander in den Armen, fester als gestern in der Nacht und doch war diese Mondscheinnacht noch in ihnen, wie sie in diesem allem ringsum noch war und alles Erlebnis, was diesem hier gegeben war, war auch in ihnen Erlebnis, ohne daß sie es wußten. Und Michelene war es, als ob die Rätsel sich von neuem änderten und als ob der Boden, diese Luft, diese Feuer selbst etwas mit dem zu tun haben konnten, was sie bisher als ein rein geistiges Geschehen irgendwo und irgendwie angenommen hatte. Dies alles, was ringsum atmete und dampfte, war dem, was in ihnen war und mit ihnen geschehen sein konnte, nicht so fremd, wie sie gedacht hatte. Vielleicht war alles ungeheurer Spiegel aller unbegreiflichen Spiegelungen.

Wie diese Stunde.

„Wir hatten sie schon einmal“, sprach sie.

„Wir hielten sie schon“, sagte er.

Und wieder erfaßte sie die Freiheit dieser ungeheuren Einsamkeit, die Gesetzlosigkeit dieses über alle Menschen Hinausgehobenseins.

„Wir durften uns einmal, ja, vielleicht in grauen Zeiten ... vielleicht in einer Stunde, wie sie eben ist, halten und jetzt ... ist die Stunde wieder heraufgekommen und wir mit ihr — —“

„‚Waren unsere Wesen schon verflochten — War es darum, daß die Herzen pochten‘“, sprach sie langsam und brach ab: „O, es war größer,“ rief sie heftig, „Hubert, unser Verbundensein war furchtbarer und gewaltiger ...!“

Sie sahen sich an ... etwas schien heraufzusteigen...

Ihre Blicke irrten ab.

„Was war es nur?“ flüsterte sie.

„Was kümmert uns das?“

„Es muß uns kümmern. Es ist da, weil wir wieder da sind und —“

„Das sind ... Ideen, Liebling,“ sprach er, „wir halten uns nur an das, was uns jetzt gegeben ist...“

„Das können wir nicht. Da das eine aufwachte, wacht auch das ... andere mit auf...“

Er schüttelte den Kopf.

Sie sah mit erschrockenem Blick auf die schwarzen Baumwipfel. „Sag’, wußtest du von diesem Platze, wie er ist?“

„Ich wußte nur, daß er sei, aber ich sah ihn noch niemals“, sprach er. „Und diese Erinnerung stieg mir in der Vorstadt plötzlich auf.“

Sie schaute sich von neuem um.

„Es ist nicht, daß wir hier schon einmal gewesen sein könnten,“ sagte sie leise, „nein. Aber es ist, als ob alle Vergangenheit doch darüber läge und da kommt es mir ... da kommt es mir ... wie ... Grauen ...“

„Michelene,“ sprach er, „Michelene, das sind Phantasien. Das ist die Übersteigerung des Wunders. Halten wir uns an das, was uns geschah...“

Wieder zog er sie an sich. Wieder überglitt sie das Unbegreifliche und doch war ihr, als ob dies alles nur noch die Spiegelung des Gestern, als ob dieser Mondscheinabend, dem sie so lautlos entgegengebrannt hatte, doch das Eigentliche und

alles jetzt nur noch Nachhall sei ... Als ob jetzt anderes immer deutlicher würde, als ob Ängste sie ergriffen, von denen sie noch gestern nicht das geringste gewußt hatte.

Manchmal war es ihr, als ob sie erwachen müsse. Als ob grade die Einsamkeit dieser dunklen Wälder irgend eine Enthüllung und Erhellung bärge.

„Nein, hier war ich noch nie," sagte sie wiederum sich umschauend, „nur mit dir war ich schon ... Aber mir ist es, Hubert, jetzt kommt es mir wieder ... Sieh, in allem ... Ich hatte, wie du weißt, diesen Gedanken von der Wiederkehr schon lange, ja, es ist, als ob er von Anfang an mit mir aufgestanden wäre, aber in ihm war doch immer jenes ... andere, das gestern nicht war, und neulich in Drosidow kaum, das nur an dem Abend in den Spiegeln flüchtig aufblitzte ... du, der Augenblick, als die Kerzen glänzten, dieses Schreckliche und Entsetzliche und Selige dieses Augenblickes ... das kommt mir jetzt wieder ... hier ... es ist, als ob die Wälder da drüben doch etwas davon hielten, als ob sie ... sprächen ... Nicht mehr von dem Schönen, sondern von der ... Schuld..."

„Du bist aufgeregt," sagte er, „das ist begreiflich. Warum willst du an das Wunder durchaus das Bittere knüpfen ... Liebling..."

Er hielt sie und sah zu ihr herab, und sie schloß die Augen.

„Weil das Wunder ja nicht wäre, ohne das ... Bittere", flüsterte sie. „Es stieg zu mir herauf wie Antwort, es war Enthüllung, aber es zeigt mir zugleich, daß wir uns trennen müssen. Du, es ist kein Wiederfinden ... es ist nur eine Begegnung — — —"

Er sah sie lautlos an.

Er schüttelte wieder den Kopf.

Sie wußte, daß er sie mit seinen Blicken zwingen wollte, da diese Stunde, diese glühend ersehnte, auf einmal ganz anders wurde, als sie gedacht hatten. Aber er zwang es nicht, allerlei glitt vor ihr vorüber, in anderer Beleuchtung als sonst. Sie erzählte von ihrem Leben, was neulich noch nicht erzählt worden war und wies ihm nun das, was zwischen diesem hier stand: Josef und die schöne Frau im Tal und alle Welt, die mit ihnen verknüpft war und — —

„Es ist kein Wiederfinden", sagte sie.

„Ich halte, was ich fand. Kennst du mich so schlecht, da du mich doch zu kennen glaubtest?" fragte er.

„Vielleicht sind meine Sinne feiner und spüren, was du nicht spüren willst. Aber ich weiß, daß mein Leben doch so bleiben wird, wie es anfing und es immer war und ... deines auch. Deines war heller und wird es auch wohl bleiben. Bis auf dieses. Es kann ja sein, daß der Fluch über deinem Leben nicht so schwer liegt..."

Jetzt ließ er sie los und sprang auf.

„Michelene, ich glaube ja nicht im geringsten an das, was du da sprichst!" rief er. „Es war mir nur ein schönes Märchen. Eine aparte Erklärung des Wunders. Leidenschaft ist zwischen uns, und die läßt sich solchen Spuk wohl gefallen. Aber nicht von ihm verjagen. Du weißt doch und sollst wissen, daß ich dich nicht mehr lassen werde. Was ist es, das uns trennt? Ein trüber, schwacher Mann,

der nicht wert ist, daß sich deine Jugend weiter an ihn verschleudert und ...," er zauderte eine Sekunde, „und eine Frau, die das Beste von sich schon verschenkte..."

„Und ich —?" fragte sie aufzuckend.

„Du bist mir alles," sagte er, „und bringst mir alles. Aber dieses ... andere ist Schatten. Und den kleinen Spuk, der sich noch darein mischt, ich meine, den wirklichen Spuk da unten im Tälchen, den schlage ich rasch nieder und übers Jahr, übers Jahr, Michelene, da ist unser, was uns jetzt noch romantische Tragödie scheint. Sieh, meine Mutter, wenn sie auch dich nicht liebt, sondern die Maria, was tat sie einmal? Die Gräfin Langenin wählte den Reits mit dem Wappenmännlein und ging aus ihrer großen Herrschaft. Sie kann nichts sagen, wenn etwas gesagt werden sollte: ich tue wie sie einmal, nur, daß ich noch nichts breche ... Und du sollst brechen, was Hindernis ist ...!"

Sie schaute ihn atemlos an. Etwas wuchs vor ihr, was sie noch zu keiner Stunde, nein, auch gestern im Mondschein nicht gedacht hatte, was zu keiner Stunde mehr in ihr Leben gekommen war, das wuchs auf einmal. Alle Nebel wichen, sie war nicht mehr die leidende, übersehene, darbende Frau, sie hatte nicht mehr das Dasein, in dem kein Tag etwas gab ... das Spiel war gewendet, alle Fahnen gehißt, was sich ihr zeigte, war, was alle hatten und was sie nur dumpf gefesselt ersehnt hatte, ohne es je glauben zu können, das Wunder, das große Glück.

Da drüben auf Drosidow mit ihm — —

Er hatte sich wieder neben sie gesetzt und ihre Hand gefaßt. Ihre Gesichter neigten sich zueinander, aber in dem Augenblick zuckte sie zurück, wie von einer Hand gestoßen und fühlte, fühlte, wie die Traurigkeit ihres Daseins neu entfaltet mit Unumstößlichkeit aufwuchs, fühlte, fühlte, wie alles um sie noch stand, was gestanden hatte.

„Nein," sagte sie aufschreckend und ihn anblickend, „es kann nicht sein."

Er lachte.

Er war ganz verwandelt. Sie sah und hörte. Ja, es war alles klar. Es war deutlich und konnte der Welt deutlich gemacht werden und würde wenige finden, die es nicht begriffen.

Aber sie selbst würde es nicht begreifen.

In ihr stand das Nein.

In ihr war etwas aufgerichtet.

Ob es aus dem wissenden Dasein dieser dunklen Wälder kam oder schon immer in ihr gewesen war, ja, sie spürte doch, da war alles, wie es immer stand, und wenn sie sich auch von neuem darüber hinwegzuschwingen versuchte ... sie fühlte doch die Hand, die sie hielt und ... hemmte...

„Es soll nicht sein, es soll nicht sein", raunte sie.

Er redete ihr zu. Immer wieder zeigte er ihr alles.

Die Zeit verstrich. Diese ganze graue Welt ringsum änderte sich währenddem nicht um einen Ton. Alles blieb wie es war. Etwas Erloschenes war darüber.

Immer wieder sah Michelene ihn an. Immer wieder wollte sie sich zu ihm finden. Und immer wieder stand das gleiche in ihr, unbegreiflich, aber deutlich: es soll nicht sein.

Und in ihr klang es wie ein trübes Lied: Und es wird nicht sein.

Sie gingen zusammen den Berg hinab und trennten sich am letzten Hange. Michelene wollte es.

Sie versprach über alles zu denken und ihm Nachricht zu geben.

Noch unten, im Schatten der Büsche, preßten sie die Lippen aufeinander, aber Michelene wich von neuem zurück und fühlte: Es wird nicht ... es darf nicht sein. Eine dunkle Glocke läutete in ihr: Es wird nicht sein.

* * *

Als Michelene heimkam, fand sie einen Brief von ihrer Freundin Hanna, die jetzt ihre Adresse erfahren hatte und ihr ihr ganzes Glück erzählte. Sie war nach allen Kreuz- und Querstreichen die Frau eines angesehenen Mannes geworden, mit dem sie die größte Passion und das vollkommenste Verständnis verband, und fragte nun nach Michelenens neuem Schicksal, nicht eben verbergend, daß sie hoffte, auch da Glückliches und Schönes zu vernehmen. Die naive Freude an allem geschenkten, nach ihrer Meinung schließlich gewolltem Sieg stand in jeder Zeile.

Am ... gewollten Sieg.

Diese hatte siegen wollen und siegte immer. Und sie, Michelene, nicht. Sie niemals.

Lag es nur an dem „Willen", oder waren die Dinge dennoch anders? Sahen die Geförderten in ihrem Triumph nur noch die Oberfläche und fühlten nur die anderen, nicht Erlösten, die geheimen Mächte, die alles entschieden?

Warum sie nicht? Warum sie ... nicht?

War Josef denn ein Sieger? Lag bei ihm nicht alles offenbar? War nicht alles Anlage, Ererbtes, Verhängtes ... erbarmungsloser Stoß? Oder konnte man bei ihm auch nur den ... Willen vermissen? — — O, wie bitter würde die Reue kommen, wenn sie das verstieß, was zu ihr aufgestanden war in Flammen. Wenn sie abwies, was in ihrem Dasein nie wiederkehren würde. Wenn sie alles losließ, was zu ihr gekommen war. Ja, ward einem geschenkt, was ihr geschenkt war, nur, damit man es verstieß ...? Dann hing eben Fluch über ihr, dann war sie wirklich eine Verdammte, gezwungen, ihr eigenes Glück zu zertreten.

Aus unendlichen Fernen hatte es sich zu ihr gesenkt, wie nur Wunder sich senkt und sie ... sie stieß es weg ...?

Michelene trat in den Gartensaal und sah die Spiegel auf sich gerichtet und ging an ihnen hin, und wieder streifte sie, was an jenem Abend in ihr aufgestanden war: neben dem Glück des Erkennens auch das andere, die geheime Schwere der Erinnerung, jenes Halbe, Ahnende, jenes belastende Rätsel...

Es war, es kam wieder, aber es wird nie wieder sein.

Und wenn du es erzwingen solltest, wie es in dir begehrt, dann zerschellt und zerfällt es unter deinen Fingern.

Wage es nicht...

Nichts hältst du, weil du nichts mehr halten darfst...

Es ist vorüber...

Ach, Torheit, Wahn war alles. Im Anblick dieses Maies, dieser betörenden Schönheit, mitten in diesen süßen, süßen Nächten...

Und doch in allem lautlos immer wieder das Nein! —

(Schluß folgt)



Flockentanz

Von A. Faber-Bierhake

Der Wind spielt die Weise...
Da flattert ein Flöckchen wie glitzernder Stern
Und dreht sich im Kreise
Und wirbelt verlassen
Hoch über den Gassen,
Weiß nimmer wohin!
Und schon fällt ein zweites, ein drittes vom Himmel,
Ein viertes, ein fünftes, ein ganzes Gewimmel —
Und langsam hebt nun, manierlich und zart,
Nach Großväter Art,
Ein Neigen
Und Reigen,
Ein Flockentanz an.
Da geiget schnelle
Der Windgeselle
Und hui geht's im Sturme hinauf und hinab:
Ein Meiden
In Leiden,
Ein Suchen in Höhen, ein Finden im Grab.
Was kümmert es sie, wie ihr Würflein fällt!
Sie denken berauscht nur an eins in der Welt:
Ob Dach oder Sumpf —
Wir lassen, wir Flocken,
Vom Leben uns locken!
Das Leben ist köstlich,
Und Tanzen ist Trumpf!...
Da wirft vom aufglühenden Himmel
Aufs tolle Gewimmel
Frau Sonne den mächtigen Glanz — —
Aus ist der Tanz!



Lebendige Jugend

Von Hermann Bousset

Es war mir eine ganz besondere Freude, in der Oktobernummer des „Türmer" einmal etwas über das Rosenkreuz zu lesen. Und ich möchte gern hier einsetzen und zunächst sagen, wie notwendig es ist, daß wir den Hakenkreuzgedanken, der in weiten Kreisen unserer Jugend lebt, zum Rosenkreuzgedanken weiterentwickeln. Gewiß liegt im Sinnbild des Hakenkreuzes viel Großes, Edles und Wahres; doch grenzt sein heutiges Zur-Schau-tragen an Einseitigkeit bis hin zu leidenschaftlicher Parteinahme. In diesem Zeichen steckt nicht das Letzte und Größte, noch weniger das Einzige an kulturbergender Erinnerung, die wir haben. Unsere Kultur kann nicht nur auf dem Rassegedanken aufgebaut werden; sie wäre sonst immer abhängig vom Blut und all seiner ungeläuterten Laune und Begierde und somit nicht das tiefste, das innerste Empfinden edler Seelen. Die Volksgemeinschaft muß sich auferbauen auf einer noch mehr im Innern, im Geistigen und Seelischen wurzelnden Hingabe von Mensch zu Mensch; und so sehr wir den völkischen und heimischen Untergrund gebrauchen, so sehr muß doch der Aufbau jene kühnen Pfeiler eines durchgeistigten inneren Menschentums aufweisen, durch die Gottes Weisheits-Sonne strahlend hindurchbrechen kann.

Ist nun heute das Wort, daß die Jugend unsere Zukunft bedeute, nicht eine Redensart? Heute, wo die Masse der Jugend körperlich und geistig heruntergekommen ist? Wo Ehrfurcht, Gehorsam, Hingabe geschwunden; Dünkel, Gier, Selbst-sein-wollen um jeden Preis herrschen, auch um den des Niederreißens der ehrwürdigsten Gesetze, besonders in der Familie?

Nach sechs Jahren Krieg und unendlicher Not mußte ja in der Tat vieles in unserer Jugend verkümmern. Dürfen wir dann aber doch sprechen von der Hoffnung, die wir auf lebendige Jugend setzen?

Wir antworten zunächst mit einem Bekenntnissatze: wenn uns diese Hoffnung auf Kind und Kindeskind, auf unsere Jugend, genommen wird, haben wir in irdischem Sinne keine Hoffnung mehr. Daß wir, die ältere Generation, vermutlich die Entwirrung der Gegenwart zu einer neuen Klarheit und Kraft nicht mehr erleben werden, ist wahrscheinlich. Wir können nur dann den schweren Weg, den Goethe den des stillen Fleißes der Pflicht genannt hat, spannkräftig gehen, wenn wir sehen, daß unsere Jugend den andern, den gesegneten Weg des fröhlichen Fleißes gehen darf und gehen wird.

Wir sehen wohl das Massenelend der Jugend. Aber wenn wir von Jugendhoffnung sprechen, lassen wir die Masse zurück und richten unsren Blick auf eine Bewegung, die sich dort bahnbrechen will: auf das Lebendige in der Jugendbewegung. Wir sehen in ihr die Sehnsucht nach Führern und Meistern, nach denen, die das Lebendige aus der toten Masse emporheben und die treibenden Kräfte immer stärker, immer reiner machen. Wir sehen die Rinnsale von den Bergen des

Lebens herniedergehen, hier und da noch ganz kleine Bäche bilden, aber schwellend in reinem, kristallenem Wasser. Sicher wird man nicht an der Masse der Jugend kopfschüttelnd vorübergehen können und sie schließlich als hoffnungslos liegen lassen; sondern mit tausendfachen Armen möchte man helfend zugreifen und sie aus dem Staube der Niedrigkeit, der Schmach eines unreinen Körpers und eines wilden und unreinen Denkens herausheben. Das aber ist — im Gegensatz zur Jugendbewegung — Jugendfürsorge, aus dem Gedanken heraus, daß die ältere Generation die Verpflichtung hat, dem wachsenden Geschlecht zu helfen und die Wege zu bereiten. Hier gilt es die privaten Fürsorgebestrebungen zusammenzufassen und alle staatlichen Mittel für sie frei zu machen, auf gesetzgeberischem Boden bestimmend einzugreifen, hinzustreben auf ein neues deutsches Jugendgesetz. Das ist die große Arbeit, die Geheimrat Felisch in seinen Schriften über Jugendpolitik theoretisch und in seinem Waisenrat praktisch leistet. In dieser Schriftensammlung ist soeben als fünftes Heft von Dr Hans Gerber, dem Herausgeber der „Jungdeutschen Stimmen“, ein bedeutsamer Beitrag erschienen: „Die deutsche Jugendgesetzgebung, Gedanken zur Jugendfürsorge“. Von der Jugendpflege unterscheidet sich nun eben die Jugendbewegung dadurch, daß hier nicht mit Gesetzesparagraphen, nicht mit obrigkeitlicher Leitung, nicht mit beamteten Führern gerechnet wird, sondern die Jugendbewegung bedeutet: Selbstschaffen der ureigensten Persönlichkeit im einzelnen. War die Form der Jugendpflege die für die Jugend geschaffene Vereinigung und Veranstaltung, so ist die Form der Jugendbewegung meist lockerer, aber auch innerlicher: die Gemeinschaft ist Ausdrucksmittel persönlichster Lebensfreundschaft. War die Führerschaft der Jugendpflege der gestellte und von oben her ernannte Führer, so ist die Führerschaft in der Jugendbewegung wiederum die in der Gemeinschaft emporgewachsene, überragende, vom Vertrauen der Gemeinschaft getragene Persönlichkeit.

* * *

Was ist Jugendbewegung nun aber in ihrer Leistung? Ich sehe sie ausgehen von dem Steglitzer Wandervogel vom Jahre 98. Dort reifte in jungen Geistern der Gedanke; und dieses Reifen in Gemeinschaft ward zur Bewegung, zur Jugendbewegung. Der „Wandervogel“ erkannte das Elend einer großstädtischen Hyperzivilisation und beantwortete diese Erkenntnis mit einer energischen Tat: mit der Loslösung von all dem gesellschaftlichen Drum und Dran des Lebens, von all dem Überfluß im Reichtum und Luxus bis hin zur Üppigkeit, bis hin zum Mammonismus. Der „Wandervogel“ erkannte halb instinktiv, halb bewußt, die Verwirtschaftlichung einer überreich gewordenen Welt, die gleichzeitig erbärmlich arm war; er erkannte, daß des Lebens Sinn nicht in diesen Äußerlichkeiten bestehen könne, daß Besitz als solcher immer nur ein geringerer Wert sei, daß über ihm ein ganz anderer und höherer stehe. Die Jugend im „Wandervogel“, sagte ich, machte sich los von alldem; sie gebärdete sich dabei radikal, oft unschön, mindestens unzart; sie lachte über den Zorn der Lehrer und zog die Achseln über die Tränen der Eltern. Sie ging ihren Weg: sie ging hinaus aus den Asphaltstraßen der Großstadt, in der das Kinoleben einer neuen verzerrten Gesellschaft wilde Wellen warf, und fand

draußen in der freien Gottesnatur, in der Einsamkeit, in der Schönheit sich selbst und die Seele des Lebens wieder.

Das ist die erste Tat.

Unsere Jugend will froh sein, will lachen, tanzen, spielen. Aber der tiefere Gedanke all des Spiels, all der körperlichen Emporraffung zur Schönheit hat den Trieb in sich, etwas zu finden, was das Leben ganz fülle, etwas, das uns nicht nur in die Größe und Schönheit der Natur hineinstellt, sondern das uns ein Recht gibt, uns in diese Welt als ein lebendiges Selbst einzugliedern. Ziel der Jugendbewegung ist: aus dem Spiel das Werk zu schaffen, die Arbeit sich zu erobern als ein Wertgut.

Wie aber kommt aus Lachen, Tanzen und Spielen Wertgut der Arbeit, einer Arbeit, die nun an sich schon Glück bedeutet und der jener Ertrag, den wir Besitz heißen, erst das ganz Äußerlichste ist?

Ich möchte das nicht in Theorie weiter ausführen, sondern nachher einfach erzählen, was ich praktisch Jugendbewegung nenne.

* * *

Vorher aber gilt es, den Blick noch einmal darauf zu werfen, daß die Jugendbewegung heute weder ein einheitlicher, noch ein klarer selbständiger Strom bereits ist. Das Stromgebiet ist zwischen Jugendpflege und Jugendbewegung nicht scharf abgegrenzt und geht auch heute noch die Kreuz und die Quer ineinander über. Das beste Beispiel dafür ist die Entwicklung des deutschnationalen Jugendbundes. Er ist, wie allgemein angenommen wird, keineswegs ein Kind der Partei, sondern vor ihr entstanden, dann aber von der Partei gewissermaßen als seine Zukunftshoffnung aufgenommen worden. Und hier gab es Hemmungen; statt von innen zu wachsen, erlebte die Bewegung zu sehr Beeinflussungen von seiten der älteren Generation. Jetzt ist man im deutschnationalen Jugendbund dabei — die letzten Nummern der Zeitschrift quellen über von Kampfes- und Befreiungsgedanken — sich wieder von innen heraus neu zu gestalten, wieder zu einer wirklichen Jugendbewegung zu werden. Es sind die Jungen der deutschnationalen Jugend um Diller und Heinz Rocholl, die das schaffen wollen: die Revolutionierung der Jugend. Der Wandervogelmensch soll in die nationalen Jungmannen übergehen. Man will also, daß, wie ich oben angedeutet habe, der Wandervogelgedanke auf breitere Grundlage gestellt werde, um größere Massen erreichen zu können. Ein schwerer Weg, an dem vielfache Enttäuschung stehen wird, der aber doch gegangen werden muß.

Dagegen sagt sich eine Gruppe, die sich die „Entschiedene Jugend“ nennt, schon mit ihrem Namen von dem alten Wandervogelgedanken los, dessen „subjektive Idyllik“ und „Mondschein-Romantik“ sie ablehnt. Sie will los von der gefühlsmäßigen Willkür. Sie will nicht mehr dem Ideal eines sogenannten persönlichen Lebens nachjagen. An Stelle einer untätigen Problematik setzt sie einen, in der Volksgemeinschaft wirksamen, jedoch über seine Grenzpfähle hinausschauenden Tatwillen der Jugend. Über alle Grenzen des Standes, der Rasse und der Nationalität hinweg fühlt sich die „Entschiedene Jugend“ mit aller, nach Erneuerung des Menschen und der menschlichen Gemeinschaft strebenden Jugend verbunden. In der proletarischen Jugend sieht sie ihren natürlichen Bundesgenossen und er-

strebt einen organischen Zusammenhang mit ihr. Sie will deshalb mit allen ihren Kräften die bestehenden staatlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse und das Leben der Menschen untereinander so umgestalten, daß ein Leben der Wahrhaftigkeit und der Treue gegen sich selbst, sowie der brüderlichen Gemeinschaft aller Menschen möglich wird. In ihrer Zeitung „Der neue Weg", die sie selbst Kampfesblätter nennt, geht sie ihrem Ziele entgegen. Möchte sich alles erfüllen, was diesem Ideale nachstrebt! Ich für meinen Teil bin immer ungemein zurückhaltend, wenn ich das schöne Wort von der brüderlichen Gemeinschaft aller Menschen als Programmpunkt finde. Dieses Ziel hat mir kürzlich in einer Aussprache auch ein Anarchist gewiesen; und er war offen genug zuzugeben, daß uns von dem Ziele (das wir ja schließlich alle erstreben), hundert oder zweihundert Jahre oder noch mehr trennen.

Drittens treten nun die „Alten Wandervögel" auf den Plan. Es ist ein Bund derer, die durch den Wandervogel hindurchgingen und nun wissen, daß die Zeit gekommen ist, in der sie den ganzen Überschwang der Seele Jüngeren abtreten müssen; daß es aber für sie dennoch unendlich viel des Großen und Reifen gibt, und daß viele Arbeiten ihrer harren. Man möchte eine Führer-Kerntruppe schaffen und sucht nach der Möglichkeit der Auslese. Bei der Erörterung darüber fand man, daß man zunächst einmal irgend etwas Programmatisches haben müsse; denn es genüge nicht, zu sagen, daß der Wandervogel für den einzelnen ein entscheidendes Erlebnis ward, weil dieses Erlebnis eben für den einzelnen unendlich viel bedeutet, aber dann im Gemeinschaftsleben, in der praktischen Auswertung zerrinnt. So heißt es in diesen Darlegungen. Als das Wesentliche erscheint uns folgender Gedankengang: Der Bund der Älteren erstrebt in bewußter und gereifter Weiterführung der Grundgedanken des Jugend-Wandervogels eine Neugestaltung unserer gesellschaftlichen sozialen Verhältnisse. Diese wächst aus dem Bekenntnis zum deutschen Volkstum mit allen seinen Ausströmungen auf Lebensführung, Sitte und Kunst, seinem Streben nach einer klassenüberbrückenden Volksgemeinschaft und aus der Erziehung zur Verantwortlichkeit gegenüber dem Volksganzen und dem zukünftigen Geschlecht.

Wie weit die Älteren Wandervögel hier als Bund geschlossen einen gemeinsamen Weg finden, weiß ich nicht. Denn der Geister sind gar zu viele. Aber was der einzelne aus seinem Wandervogel-Erleben, dem inneren Erlebnis, heraus schafft, das weiß ich, und davon will ich jetzt erzählen.

* * *

Ein Wandervogel, der aus dem Kriege zurückkam, er heißt Iwowski, hat sich eine Frau genommen, aus Dank, daß er gut heimgekommen, und weil nach der Feldkameradschaft nun die Friedenskameradschaft eben die ist, ein Heim zu schaffen. Diese beiden Wandervogelmenschenkinder spielen im höchsten Norden von Berlin den Proletarierkindern Kasperltheater vor. Iwowski benutzt die Böcklinschen Kasperlfiguren, die wir jetzt neu auf den Markt brachten; aber er hält sich keineswegs an die zu ihnen gehörenden Bonus'schen Texte, sondern er ist selbst sein eigener Kaspar; und in dem, was er erzählt, liegt all sein junges Hoffen, alle Sorgen, aller Ärger und mancherlei lustige Bosheit des Lebens. Ist er fertig mit

seinem Kasperlspiel, so werden mit den Kindern Volkstänze getanzt; und dann singen und klingen alte schöne Volkslieder zu dem Klingklang der Zupfgeige. Da werden die kleinen tölprigen Beine der Kinder lebendig, und wenn die Beine lebendig geworden, wird's auch das Herz und der Mund: es jauchzt und tirilliert. Nun kommt der dritte Akt. Iwowski hat sich mit seiner Wandervogelarbeitsgemeinschaft Lichtbilder geschaffen, alles selbst auf den Fahrten aufgenommene Bilder. Er führt die Großstadtjugend und auch die hinter ihr zur Schau stehenden Erwachsenen, die verwundert auf die Lust der Kinder sehen, aus der Öde ewiger Straßen hinaus in die freie Gotteswelt. Er erzählt zu den Bildern, und wieder singt er mit den Kindern, und ein großes Heimweh und Sehnen zittert durch alle. Diese Lichtbilder nennt er „Wandern und Heimat". Er könnte dies Wandern auch in der Kirche machen und würde ein Rosenkreuz errichten in ihm. Er aber tut's in irgend einem vergessenen Schuppen von Berlin NN, oder wie es letzten Sonntag war, mitten im Zentrum Berlins, in den ganz engen Gassen; und die Kinder jubeln, und die Erwachsenen lauschen, und keiner stört ihn. Aber vor den Türen stehen die Kneiper und schimpfen und sagen: „Ist der Kerl nicht bald fertig, solang der spielt, kommt kein Mensch in die Kneipe."

Das ist Jugendbewegung.

In dieser Wandervogelarbeitsgemeinschaft basteln die Mädels und die Jungs, daß es eine Freude ist. Webarbeiten, Strick- und Stickarbeiten und Metallschlägerei. Und die alte rostige Laubsäge wird wieder hervorgeholt; wir haben für sie neue künstlerische Vorlagen geschaffen, und mit Lust arbeiten die Iwowskischen Jungen an ihnen. Wir wollen damit hinaus in die Welt, wir haben einen Bogen mit Riesengebirgsvorlagen und wollen die verkitschten Riesengebirgsandenken verjagen. Wir haben schon etwas vor, wir: die Jungs, die in Iwowskis kleinem Heim vier dunkle Treppen hoch basteln und werken und singen!

Jetzt hat Iwowski es satt, mit meinen Böcklinschen Kasperlfiguren zu spielen: „die Dinger sind mir zu klein", sagt er, „meine Gemeinde ist zu groß geworden"; und aus all dem Spielen heraus ist ihm ein neues Spiel erwachsen. Er hat ein Faustspiel gedichtet und hat sich die Figuren dazu selbst geschnitzt. Er ist Kaufmann, Buchhalter, sitzt den ganzen Tag im Bureau; und keiner hat ihm gezeigt, wie er das Messer beim Schnitzen halten muß. Aber er kann's. Es ward ihm die Gnade geschenkt, und er dankt seinem Schöpfer in der Hingabe an das Spiel, in der Hingabe an die Kleinsten, die Proletarierkinder. Und wenn da Zigeuner unter ihnen sind, so lacht er und reiht sie ein in den Reigen. Diese Iwowskischen Figuren möchte ich dem Leser zeigen können. Ich kann nur erzählen, wie sie entstanden. Er geht im Wald mit seinen Jungs spazieren. Da finden sie einen langen knorrigen Wurzelstrunk, werfen sich damit, und wie er so in der Luft tettert, sieht Iwowski in ihm einen fabelhaften, mit seinem langen Schnabel zustoßenden Vogel. Er greift die Wurzel auf, streichelt sie und streichelt in sie seine Gedanken hinein. Und daheim braucht er nur noch ein wenig an ihr herumzuschnitzen und leuchtende Farben aufzusetzen: und der Fabelvogel ist fertig. So fand er sein Waldteufelchen, so fand er den Leben verlachenden Tod. Und dann war die Kraft da, den ganz dem ringenden Gedanken ergebenen Faustkopf und den scharlachroten Mephisto zu schaffen

und dazu den Magister und das Gretchen und die ganze übrige Schar. Aus dem Walde heraus und seiner Verkündigung, aus der Natur, von der Mutter Erde, von der Heimat ward ihm die Gabe, das zu schaffen. Volkskunst ist unmittelbar verwachsen mit dem Boden und kann nur aus der heimatlichen Scholle und dem sehnsüchtigen Verlangen der Zugehörigkeit zu ihr erwachsen.

Das ist Jugendbewegung! So ist dieser kleine Kreis der Wandervögel am Werke. Iwowski soll dennächst in einem wirtschaftlichen Verein spielen, der ein Fest geben will. Wenn ich mir diesen Verein ansehe, so weiß ich: er besteht aus politisch ganz radikalen Leuten, ich vermute neun Zehntel Kommunisten und U. S. P. D. Die Leitung dieses Vereins hat zu Iwowski gesagt: „Machen Sie Ihr Spielwerk nur recht lang, so lang Sie können, wir wollen kein Müllkastenfest." Was heißt das? Das heißt aus dem Berlinischen übertragen: wir wollen ein anständiges Fest, wir wollen keinen Schwof. Das soll Iwowski mit seinen Kasperlfiguren, mit seinen Volkstänzen, mit seinen Liedern, mit seinen Lichtbildern fertig bringen. Und das bringt er fertig, verlaßt euch darauf!

Das ist Jugendbewegung! Und sehen wir nun, was sich aus ihr, aus ihrer Abkehr von der Verwirtschaftlichung des Lebens, aus ihrer Sehnsucht nach Natur und Heimat, aus ihrer ganzen völkischen Hingabe, aus ihrer seelischen Reinheit zellenartig aufbaut — — das, was wir mit allen Fibern des Herzens ersehnen: Volksgemeinschaft.

Der Morgenstern · Von Gustav Schüler

Auf schwerer Wacht
Die ganze Nacht,
Die Augen voll Bekümmern,
Ist mir zum Trost
Ein Freund erlost:
Der Morgenstern fängt an zu schimmern.

O Seele mein,
Aus aller Pein,
Aus Dunkelheit und Trümmern
Kommt sanft und mild
Der Hoffnung Bild:
Der Morgenstern fängt an zu schimmern.

Sei festgemut,
Du banges Blut,
Mußt neue Hochwacht zimmern,
Dein Tag wird neu,
Nun bleib dir treu:
Der Morgenstern fängt an zu schimmern.





Stoffel — Hans A. Bühler

Beilage zum Türmer

Vormundschaft

Eine Erinnerung von Anna Malberg

Als ich mich zuerst zur Übernahme einer Vormundschaft gemeldet hatte, ward mir eine unangenehme Überraschung zuteil. Der junge Assessor, welcher mich in Amt und Pflicht zu nehmen hatte, blätterte aus den Akten ein kleines Dorchen hervor, welches das vierte uneheliche Kind einer Strohhutnäherin war. Ich hatte mir mein Amt ungefähr so gedacht, daß ich ein armes Ding von Mutter, das mit seinem Leben aus den Fugen gekommen war, durch Beratung, Zuspruch und sonstige Förderung wieder in die Höhe entwickeln könnte, so daß ihr und ihrem Kinde eine reinere Daseinsluft geschaffen würde. Nun sollte ich statt dessen mit einer Gewohnheitssünderin zu tun bekommen, auf die sicher kein Einfluß möglich war!

Therese Maschkes drei älteste Kinder hatten einen und denselben Vormund. Bei dem kleinen Dorchen hatte die Mutter den Antrag gestellt: „Ich möchte mein Kind selbst bevormunden.“ „Nicht dazu geeignet“, stand in Beamtenschrift daneben bemerkt. „Das glaube ich,“ sagte ich betrübt zu dem Assessor, „ich bin es aber wohl auch nicht. Würde hier nicht ein Mann, dem die Alimente die Hauptsache wären, besser hinpassen?“ — Der Beamte zuckte die Achseln: „Wenn Sie sich doch erboten haben!“ — „Haben die Kinder wenigstens einen und denselben Vater?“ — „Es soll ein verheirateter Dienstmann sein.“ — „Und welches ist die Adresse des andern Vormundes?“ — „Mir ist weiter nichts bekannt. Hier ist die Adresse der Mutter, und nun ...“ Seine unzweideutige Ungeduld warf mich gleichsam aus dem Zimmer.

Nun half kein Mundspitzen, es mußte gepfiffen sein ... Also auf nach der Vorstadtstraße, die auf dem Zettel stand!

Da lag eine heruntergekommene Villa in verwildertem, schneebegrabenem Garten, durch den ich mir den Weg treten mußte. Es war der 29. Januar. Hinter dem Hause befand sich eine etwas abseits stehende Waschküche. Da wohnen se, belehrte mich ein Dienstmädchen aus der Villa.

Das Gebäude schien ausgestorben. Ich fand verklammte Türen, Stampffußboden, trübes Schneelicht, durch kleine teilweise verklebte Fenster dringend, aber keinen Menschen. Neben dem ehemaligen Waschküchenherd ein ungeheures Gewirr von farbigen Strohlitzen und Tressen am Boden. Auf dem Tisch ein Kochtopf, aus dem etwas dampfte, in einer Ecke ein verhangener alter Kinderwagen. Eben wollte ich hineinschauen, da kam aus einem Nebenraum, wo die Betten stehen mochten, die Mutter zum Vorschein. Mittelgroß und eigentlich feingebaut, aber hager in Rock und Jacke hängend wie eben die verarbeitete Frau aus dem Volke; ein gutes, bescheidenes Gesicht, nicht die Spur von herausfordernder Lebensdreistigkeit, aber auch nichts Gedrücktes im Blick der großen. ehrlichen, grauen Augen.

Ich hatte sie mir anders gedacht. Doch sagte ich vorgenommenermaßen geschäftsmäßig: „Sie sind ja wohl das Fräulein Maschke? Ich soll Ihr jüngstes Kind bevormunden.“ Sie wurde dunkelrot: „Ich wollte es doch selbst tun!“ — „Warum

übernimmt es der Vormund der drei ältesten Kinder nicht?“ sagte ich, ohne die Einrede zu beachten. Sie schlug die Hände vors Gesicht: „Ich schämte mich!“ — „Das hätten Sie wohl schon eher tun können“, sagte ich hart ... und redete nun weiter, wie ich reden zu müssen glaubte — — als Anwältin der Ordnung und Sittlichkeit gegen die vierfache Sünderin, die Geliebte eines verheirateten Mannes!

Sie zog leise die Tür zum Nebenraum zu. „Liebe Dame, was Sie da sagen, ist alles wahr. Aber als ich mit meinem ersten Kinde ‚ging‘, da wußte ich nicht, daß er verheiratet war ... es war nicht recht, daß er's verschwiegen hatte, aber es war doch nun mal so ... und nachher — — da gehörten wir eben zusammen. Er hat eine schlimme Frau und keine Kinder von ihr.“ — „Warum läßt er sich denn nicht scheiden?“ fragte ich. — „Sie will nicht, auf keinen Fall, und sie weiß so gut Bescheid mit den Gesetzen ... sie arbeitet in einer auswärtigen Fabrik, aber von Zeit zu Zeit kommt sie in die Wohnung zurück, damit er nicht auf Verlassung klagen kann. Er hat sich schon solche Mühe gegeben ... aber nun ist er's müde. Uns hat er lieb, da sind wir eben seine Familie. Er ist sehr gut zu den Kindern. Nun wollten wir aber keins mehr haben ... und da ist dann doch noch das Dorchen gekommen, das war mir so peinlich dem ‚Onkel‘ (Vormund) gegenüber. Es war dumm, er mußte es ja doch erfahren... Wenigstens sollte er keine Mühe davon haben... Ich danke Ihnen sehr, liebe Dame, daß Sie sich mit der Sache beschweren wollen!“

Sie schlug das verwaschene Stück Kattun vom Kinderwagen zurück. Da lag ein niedliches, wohlgepflegtes Sechswochenkind, weiß wie ein Mandelkernchen. „Sie nimmt hübsch zu,“ sagte die Mutter, „ich habe viel Nahrung ... und er, der Vater, ist wie närrisch mit ihr!“ Dabei wurde sie wieder ganz rot. — Inzwischen hatte die Tür zum Nebenraum ein paarmal leise geknarrt, und man sah durch die Spalte zwei zerzauste Strohköpfchen, die jemand wegzog.

„Ich freue mich, daß Sie das Kind so gut halten und werde bald wieder nachsehen,“ sagte ich, „für jetzt scheinen mir die andern gern essen zu wollen.“ — „Es gibt heute Milchreis,“ entgegnete die Frau, „den kriegen sie nicht oft ... es ist nämlich“ — ganz verschämt lächelte sie dabei — „heute mein Geburtstag.“ — Richtig! den 29. Januar hatte ich eben in den Akten gelesen. Der kleine Umstand war mir wie eine Beglaubigung für die Züge des Bildes, das sich mir zu gestalten anfing und die „Gewohnheitssünderin“ in ein wesentlich anderes Licht rückte. — Aber ich mußte noch nach den Alimenten fragen. — „Er gibt, was er kann,“ war die Antwort, „und ich verdiene zuzeiten ganz gut mit der Näherei. Es ist manchmal knapp, aber wir sind immer durchgekommen.“ — Es klang fast bescheiden abweisend. Aber dann wie in aufkeimendem Vertrauen: „Er ist nebenan — darf er mal hereinkommen?“ — Ich nickte.

Er war ein hübscher, noch junger Mann — viel zu jung für seine verblühte Liebste — mit gepflegtem bernsteinfarbigen Spitzbart, in einer jedenfalls zu Ehren des Tages angelegten, ganz neuen Dienstmannsuniform, dunkelblau mit hellgelben Litzen — ein regelrechter Herzenbrecher für seine gesellschaftliche Stufe. Recht schuldbewußt und geduckt sah er aber eben aus — er hatte wohl nebenan alles mit angehört. — „Ich hoffe, Sie tun Ihre Pflicht so gut Sie können,“ sagte ich, „besonders jetzt, wo Sie die Kleinste so lieb haben, und versuchen alles, um

loszukommen, damit Sie mit Ehren Familienvater sein dürfen." — „Ich will ja so gern", sagte der hübsche Mensch und sah mich mit den aufrichtigsten Augen zum erstenmal voll an. „Und ich will weiter alles versuchen!" — „Geben Sie mir die Hand darauf", sagte ich. Das tat er. Es war eine Arbeitshand, aber der Druck doch eigentlich schlaff. Überhaupt lag etwas Weichliches über dem Manne, ein Zug von Sichtreibenlassen. Der hatte gewiß noch nie mit Kraft etwas durchgesetzt. Aber daß er die reizlos Gewordene und sein jüngstes Kind mit verstohlen glücklichen Blicken ansah, während die andern drei sich ihm leise durch die Tür nachdrängten — das sprach für Treuinstinkte, die vielleicht in einer gewissen Weichheitsschicht ganz gut gebettet waren.

Ich gab dem ältesten Mädchen eine Kleinigkeit für Geburtstagskuchen zum Kaffee — und mochte nicht wieder „Fräulein" Maschke sagen, als ich mich verabschiedete.

Nach einiger Zeit erhielt ich einen Brief aus der Vorstadt. Therese Maschke bat mich, bei dem kleinen Dorchen, das noch nicht kirchlich getauft war, Pate zu werden. Dann und dann sollte ich mich im Gotteshause einfinden. Es war Massentaufe, wie sie der Armut zuteil wird, und während die ersten fünf oder sechs Säuglinge um das heilige Becken gruppiert wurden, saß ich neben Dorchens Angehörigen und der Hebamme auf einem Bänkchen abseits. Die Mutter war nicht erschienen, sie hatte kein Kleid, sagte Dorchens älteste Schwester, die den Kinderwagen geschoben hatte. Aber ein paar Tanten, behagliche dicke Frauen in kleinbürgerlichem Sonntagsputz, saßen da und schämten sich vor mir, daß sie da waren. Ich war irgendwie in absentia vorgestellt worden, und sie hatten so ein Ding wie eine Vormünderin noch nie gesehen. Doch der Gevatterin gegenüber zerteilte sich schließlich der Nebel der Verlegenheit. Ich erfuhr, daß die Familie, „in der nie was passiert war", ernstlich daran gedacht hatte, die Therese nicht mehr zu kennen. „Sie stand sich so gut in einem großen Massenputzgeschäft und war immer still und solide; da muß ihr der begegnen und ihr was vormachen, und sie glaubt auch alles und fragt nach nichts in ihrer blinden Dummheit. Und als das Unglück dann geschehen war, und die Frau die Sache herausgekriegt hatte, hat sie steif und fest gedacht, die Scheidung muß zustande kommen, und ist mit dem Kinde hingelaufen und hat sie gebeten, das Weib soll sich erbarmen und zugeben, daß er sie und das Kleine ehrlich macht. Da hat sogar er gelacht und gesagt: da kennst du meine Frau schlecht, das müssen wir anders anfangen. Aber wie, das hat er nicht verraten, und wir glauben nicht, daß es ihm jemals Ernst war. Wir wollten nun, daß sie ihm den Laufpaß gäbe, mein Schwager bot ihr an, Vormund zu werden und sie sollte ihm die Wirtschaft führen, da seine Frau gerade gestorben war, sobald sie den Menschen los wäre. Aber kein Gedanke! Es war wie eine Bezauberung. Und es dauerte nicht lange, da kam der kleine Junge. Das war uns doch zu bunt, zwei Jahre sind wir nicht hingegangen, nur die Vormundschaft hat der Schwager wieder übernommen und später auch noch über die Gertrud; es war eben nichts zu machen. Verdient hat der Mensch blitzwenig, manchmal brachte er ihr monatelang nichts, und die Kinder waren krank und hatten nichts anzuziehen. Da mußten wir doch mitleidig sein, wenn's auch eine Schande war. Einmal, als die Not ganz

groß war, hat sie den Schwager gebeten, sich ans Vormundschaftsgericht zu wenden. Aber schon nach drei Stunden kam ein Rohrpostbrief: nein, nein, er sollte es ja nicht tun, der Bernhardi wäre dagewesen und hätte Geld gebracht. Eine Mark, glaub' ich, war's!"

Ich ging zum Bezirksvorsteher und dem Armenpfleger und besprach den Fall. Überall begegnete ich etwas wie mitleidiger Hochachtung für Therese Maschke. Die läßt sich ihre Sünden wenigstens sauer werden, sagte einer der Herren. Aber die andre, die rechtmäßige Frau, ist ein zäher Deibel, die hat all die Jahre gewußt, was sie wollte, und sie kennt ihren Schlappier von Mann. Man hätte ihr sicher schon einmal beikommen können, wenn der einen Willen hätte oder die Taktik des Verhauens verstände. Ihm paßt aber das zweite Zuhause, wo er immer willkommen ist, als ob die Sonne aufginge. Wozu soll er sich da erst die Wirtschaft machen? Ja, wenn ihn die Therese quälte, könnte sie ihn vielleicht ein Stück schieben ... so aber ...

Das Wort blieb mir hängen, und ich beschloß, das arme Weib womöglich etwas rebellisch zu machen. Zögernd gestand sie mir, daß sie auch glaube, er hätte sich früher der Sache mehr annehmen können. „Sie sollten der Kinder wegen durchaus nicht nachlassen", mahnte ich. „Ihr ältestes Mädchen kommt bald aus der Schule, sie wird Ihnen nicht mehr folgen, wenn sie erst begreift, wie alles zusammenhängt." — „Es ist jetzt schon schwer mit der Anna", sagte die Mutter leise. „Und wenn er Dorchen so besonders lieb hat, bringen Sie ihm doch bei, daß es nicht zu spät ist, gerade diesem Kinde ein besseres, ehrenvolleres Leben zu verschaffen, als seine Geschwister es bisher gehabt haben." — „Ich will's versuchen", sagte sie nachdenklich.

Aber als ich nach mehrwöchentlicher Abwesenheit wiederkam, war nichts verändert. „Sie meinen es gut", sagte sie und sah mich mit ihren treuen, traurigen Augen an. „Aber wenn er kommt, möchte er doch seine Ruhe haben und nicht immer an das Schlimme denken." Dabei blieb es.

Ihn sah ich kaum wieder, jedenfalls nicht lange genug für eine Erörterung. Er hatte viel zu tun. Therese erzählte mit frohem Leuchten, daß er ein Pöstchen bei der städtischen Straßenreinigung gefunden habe, „was Sicheres!" und regelmäßig Wirtschaftsgeld bringe. Aber die Freude dauerte nicht lange. „Weil er noch nie so viel Geld gehabt hatte, wollte er noch mehr, und sie haben ihm eingeredet, Sacharin zu schmuggeln. Dabei ist er gefaßt worden. Die Stadt hat ihn entlassen, denn er ist nun ein bestrafter Mann — und hat sich doch viele Jahre so gut gehalten!" Es ging ihr sehr nahe.

Inzwischen entwickelte sich mein kleines Dorchen allerliebst, durch zwei Jahre immer von der Mutter genährt, deren schmale Gestalt einen merkwürdigen Kräftequell in sich barg. Als das aufhören mußte, veränderte die Kleine sich augenfällig. Die perlweiße, rosa unterlegte Bäckchenstrammheit, das Ebenmaß der Gliederchen, alles schien leise zu verfallen. Das Kind sah nicht gerade elend aus, aber wie das, was es war: ein Großstadtpflänzchen aus dem Hinterhause. Doch war es gesund und widerstandsfähig und verkroch sich schelmisch in ein Nest von Mutters Strohlitzen, wenn ich nachsehen kam und ein bißchen was mitbrachte. Am liebsten hatte

es Bildchen, auf denen der liebe Gott oder das Jesuskind zu sehen war, denn davon erzählte Mutter, von der es unzertrennlich schien. Der zehnjährige Willi brachte es an die Luft, er besorgte auch das Holen und Bringen von Theresens Arbeit. Sie fing damals an, unter schweren Rheumatismen zu leiden. Der Junge war ihre beste Stütze, er hatte Mutters treue Augen mit einem niedlichen Fünkchen Schalkheit darin. Manchmal kam er zutraulich nach meiner sehr entfernten Wohnung: „Ich möcht' Ihn' mal besuchen!" ... wo ihn dann ein Brötchen beseligte. Leider hatte er öfters zu melden: „Wir zieh'n um." Ihr Leiden vertrieb Theresen aus der fußkalten Waschküche, und von da an begann ein Wanderleben für den armen Haushalt. Die Mutter suchte mit nicht ermüdender Energie nach Licht und Luft für ihre Kinder, soweit das in den Vierteln und Häusern, die in Frage kamen, erreichbar war. Da konnte man — ich zog doch besuchenderweise überall hin mit — eine Musterkarte von Wohnungsmöglichkeiten kennen lernen. In spelunkenhaften „ersten Etagen" alter Häuser mit verrotteten Holzgalerien, die einen Maler entzückt hätten, in deren einem aber das Mietsgewimmel von 19 Familien ein heimliches Örtchen besaß! In Bodenkammern, die nach der Treppe oder Hühnersteige nur einen Lattenverschlag hatten, in ebenerdigen ställchenartigen Gelassen an häßlichen Höfen. Nur einmal war es gelungen, ein freundliches kleines Erdgeschößchen in einem auf Abbruch zu verkaufenden Hause zu sichern, das in einem grünen Hofe lag und verwilderten Hollunder um sich hatte. Da es aber zu groß und zu teuer war, mußte eine fremde Frau mit hineingenommen werden, und die war plötzlich verschwunden, als es zum Mietezahlen kam. So versank das Paradies nach wenigen Sommerwochen, zumal auch der Hauswirt „solche Leute" nicht gern sah, wie Therese mir traurig sagte. Mir war aber vergangen, sie daraufhin vorwurfsvoll anzusehen und die alten Hetzkohlen unter der Asche zu schüren. Die siebenjährige Gertrud lag an schlimmen Geschwüren im Krankenhaus, wahrscheinlich infolge einer Ansteckung in einem der fürchterlichen ungesunden Quartiere, das ich nicht umhin gekonnt hatte der Wohlfahrtspolizei anzuzeigen.

Therese trug alle diese Lasten stillen und gefaßten Sinnes. Wenn ich nachfragte, womit eben mal zu helfen sei, hieß es fast immer: ich danke, es reicht schon, ich habe noch alte Sachen von meinen Schwestern. Nur als Dorchens Hemden von der dicken Tante verschlissen waren, wurde ich um etwas alte Kinderwäsche gebeten. Und später, als ich meinen Wohnsitz nicht mehr in derselben Stadt hatte, aber durch das Patenverhältnis mit Therese in Verbindung geblieben war, um etwas recht Wunderliches: eine Charakterpuppe für Dorchen! Ich fand diesen Modespaß reichlich unnötig, aber wie reich macht oft die Erfüllung gerade eines törichten Wunsches! So ging ich und kaufte ein Puppen-Kleinkind mit dem Gesichte eines alten Geheimrates, das Dorchen sehr beglückt haben muß, nach dem Widerschein in Mutters Brief zu urteilen.

Denn dies war der Kern dieses eigentümlichen Verhältnisses: weder Almosen, noch Raterteilung, noch Beeinflussung bedurfte diese Frau, die den Weg ihres Herzens und ihrer Pflichten unbeirrt ging, wie er ihr einmal vorgezeichnet schien — die viel mehr und ausgesprochener die Vormünderin, ja Vorsehung ihres kleinen Spätlings war als die wohlwollendste Außenseiterin es werden konnte. Aber was

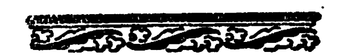
sie brauchte, das war eine Beziehung von Mensch zu Mensch, das sichere Gefühl einer Anlehnung für den Notfall, ohne die derben Randbemerkungen der Familie, endlich die stille Gewißheit, auch einmal einen Wunsch tun zu können, der nicht nach dem vernünftigen Ellenmaß des Bedürfnisses bemessen werden würde. Das Vertrauen dazu gaben ihr meine bescheidenen Bemühungen um die Gradelegung ihres Lebensweges und, als sie erfolglos, mein stillschweigendes: „Sei's denn so!" Eines Tages — ich hatte inzwischen den Wohnort gewechselt schrieb sie mir: „Ich habe nie eine solche Freundin gehabt wie Sie!" Ich war kleinlich genug, an dem Ausdruck einen Augenblick lang Anstoß zu nehmen. Dann aber verstand ich und war dankbar.

Sechs Wochen später ist sie ganz plötzlich am Herzschlag gestorben.

Dorchen hat es gut beim Onkel, der nun doch noch ihr Vormund geworden ist. Gertrud, durch Gesichtsgeschwüre schwer entstellt, hat bei der dicken Tante Aufnahme gefunden. Willi, ein ernster, vernünftiger Junge, arbeitet in einer Fabrik.

Annas Spur ist verloren. Bernhardi hat Therese stürmisch betrauert und sich in plötzlichem Aufraffen ganz zu den Kindern bekannt als Vater und Unterstützer.

So meldete mir die „Jugendfürsorge".



Als Bild

Von Eberhard König

Fünf blonde Häupter überm Tisch, beschienen
Vom Lampenschein.
Im Schatten abseits ich, so nah bei ihnen,
Und doch allein.
Müd wird der Tag. Sie zeichnen noch, sie lesen;
Mein Lieb, nur du,
Die wieder heut' die Fleißigste gewesen,
Weißt nichts von Ruh'.
Wie ich das Bild mit einem Blick umfange:
Alles, was mein!
Wie lang noch läßt du, Gott, uns so, wie lange
Beisammen sein? —
Ein Bild! Willst du ein Glück ins Herz dir saugen,
So lern' es sehn
Als Bild: wie's einst vor der Erinnrung Augen
Wird auferstehn;
Schon mit dem Ferneblick der Sehnsucht schaue
Dein Heut und Hier —
Als Bild! Dann wird die Stunde alltaggraue
Aufleuchten dir!
Als Bild nimm alles — daß es seine Fülle,
Sein Leben ganz
Im Schimmer der Vergänglichkeit enthülle,
Im Abendglanz.



Rundschau

Elsässische Charakterbilder

Im heißen Tiegel liegt mein Vaterland.
Daß ihm die Glut zur Läuterung gereiche,
Daß es verjüngt dem Flammengrab entsteige:
Dies füge des allmächt'gen Schmelzers Hand!
Hackenschmidt (1915).

1. Karl Hackenschmidt

Vergegenwärtigt man sich die dichterische und politische Entwicklung im Elsaß, seitdem Arnolds „Pfingstmontag" eine Nachblüte zur klassischen Literatur gebracht hatte, so gewinnt man wohl den Eindruck: es wiederholt sich auf dem geistigen Gesichtsfeld das gleiche Schauspiel, das für Deutschland nach der geistigen die politische Verselbständigung heraufgeführt hat. Wir bemerken auch im Elsaß so etwas wie das Bestreben, die Errungenschaften und Forderungen der Kant-Goetheschen Erbschaft — eine im Ganzen freischwebende, im einzelnen bestimmt normierte Geisteskultur deutscher Prägung — erwerbend zu besitzen. Wenn wir nun gleichzeitig fragen müssen, warum doch die literarischen Gaben jener Zeit so spärlich und wenig bedeutend vor uns erscheinen; warum die Brüder Stöber über eine durch ihre Beziehungen zu Ludwig Uhland im eigenen Besitz gefestigte lokalhistorische Berühmtheit kaum hinausgekommen sind; warum Daniel Hirtz und Christian Hackenschmidt — der dichtende Korbmacher, Karls Vater, ein Straßburger von altem Schrot und Korn — „der Gottheit lebendiges Kleid" in heute kaum noch anmutenden Stoffen spannen; warum die in französischer Sprache vortragenden Erzähler Erckmann und Chatrian dem tieferen Volksempfinden nicht genug tun konnten: — dann empfinden wir in dem allem bereits die Schwingungen einer welthistorischen Spannung. Nur ein Literaturzweig hat sich gegenüber dieser politischen Beeindruckung souverän erhalten können: das geistliche Lied. Und da ist es wieder der Niederbronner Krämer Friedrich Weyermüller, dessen weiche und klangvolle Strophen sich ebenso sehr durch schlicht-menschlichen Gehalt auszeichnen wie durch dogmatische Betonung einer streng lutherischen Auffassung.

Die politische Entwicklung im gleichen Zeitraum ist dadurch bedingt, daß die große Revolution und die napoleonischen Kriege den Elsässern die Anschauungsobjekte patriotischen Hochgefühls gegeben hatten, in deren Anblick man sich auf Jahrzehnte sonnen konnte. Es ist fast tragikomisch, daß trotz der nationalen Einspannung in den Gedanken des französischen Nationalstaats ein gewisses volksdeutsches Empfinden sich erhielt, dem freilich nach außen hin keine Spannkraft verliehen war. Nationales Franzosentum und deutsches Volksgefühl hielten sich die Wage, jedoch so, daß mit den Jahren und Jahrzehnten das erstere sich immer mehr zur Herrschaft über das eingeborene und stammhafte alemannisch-fränkische Empfinden emporrang. Wie auf dem geistigen, so bemerken wir auch auf dem politischen Gebiet ein gelegentliches Aufwallen ursprünglichen Volksgefühls gegen den fremden Machtwillen, namentlich bei den Protestanten, und hier wieder bei den Gebildeten unter ihnen. Allein es waren Ausnahmeerscheinungen, und es darf nicht geleugnet werden, daß gegen das Jahr 1870 die

französische Überfremdung, die gewaltsame Einstellung der politischen Gesamtverhältnisse auf den westlichen Nationalstaat beinahe geglückt war. Nur das Sprachenproblem, soweit es eine politische Seite darbietet, war und blieb ungelöst. Die Begeisterung aber, mit der viele Elsässer den Krieg von 1870 auf französischer Seite miterlebten, freilich schlecht unterrichtet über das Wesen der Deutschen, läßt keinen Zweifel darüber, daß sie sich in ihrer Mehrheit in den staatlichen Zugehörigkeitswillen zu Frankreich hineingelebt hatten.

Die besprochenen geschichtlichen Verhältnisse sind für die folgenden Darlegungen insoweit interessant, als sie gewissermaßen den Rahmen abgeben, in den Karl Hackenschmidt hineingeboren und vom Schicksal hineingestellt wurde. Wie sich seine Poesie für den nächsten Kreis und innerhalb dieses Kreises auswirkte, so äußerte sich sein — deutscher — Patriotismus von Anfang bis zuletzt im Zeichen des Protestes gegen französisch-nationalistische Anmaßung. Ein Anderes kam hinzu: Hackenschmidt ist geboren in nächster Nähe des Straßburger Münsters, und so mag es erklärlich sein, daß der gothische Stilgedanke ihn zeitlebens begleitete. Seine Werke zeigen es deutlich. Sein bedeutendstes Buch „Der christliche Glaube“, seine Behandlung der Propheten Jeremia und Daniel, die schön abgetönten „Erzählungen aus dem Alten Testament“ — man beobachtet überall die gotische Zuspitzung, die nach oben hin laufende Architektonik.

Und nun betrachten wir kurz die einzelnen Lebensstufen dieses deutschgestimmten Elsässers.

Der Knabe (geb. am 14. März 1839) besuchte das Straßburger protestantische Gymnasium und zeichnete sich durch Aufgewecktheit und Begabung schon früh aus. Nur die Mathematik war seine erbitterte Feindin; und noch im Herbst seines Lebens freute er sich, wenn er unmathematische Schicksalsgefährten entdeckt hatte. Er widmete sich zu Straßburg und Erlangen dem Studium der Theologie, erledigte im Alter von 21 Jahren sein Staatsexamen und begab sich auf Studienreisen, nach deutschen Universitäten und nach Paris. Bevor er in die pfarramtliche Berufstätigkeit übertrat, nahm er eine Hauslehrerstelle bei dem Grafen Eckbrecht Dürckheim an, demselben, dessen „Erinnerungen“ uns heute noch unschätzbar sind als das Zeugnis eines den politischen Umschwung von 1870 freudig begrüßenden elsässischen Edelmannes. Es ist gewiß, daß Hackenschmidts deutscher Patriotismus schon im Hause des Grafen Dürckheim kräftige Anregungen erfuhr, wie er sich dann auch in Freundeskreisen lebhaft äußerte. Der junge Geistliche gehörte der Studentenverbindung Argentina an, die später dem Wingolfsbunde angegliedert wurde. In ihr Album hat er (1862!) ein Gedicht geschrieben, worin sich bereits folgende Strophen finden:

„Mir ist ein Lieb geworden,
Ein Mädchen wunderschön,
Wie auf der weiten Erde
Kein schöneres zu sehn.
Es ist ein deutsches Mädchen,
Drum bin ich ihm so gut,
Hat einen deutschen Namen
Und warmes deutsches Blut.

Es ist ihr Kleid gewoben
Aus grünendem Gefild,
Drauf tausend Städt' und Dörfer
Gestickt zu buntem Bild;
Die schlanken Lenden gürtet
Der Rheinstrom hell und klar,
Des Wasgaus Eichenkrone
Umspannt das goldne Haar.

An ihrem stolzen Busen
Erglänzt ein Edelstein,
Der glüht wie Gold so feurig
Im Abendsonnenschein:
Es ist ein alter Münster,
In roten Stein gehaun,
Dran manches Schmuckgebilde
In alter Pracht zu schaun.

Mir ist ein Lieb geworden,
Ein Mädchen süß und traut;
Ihm schlägt mein Herz voll Sehnen,
O Elsaß, meine Braut!
Es ist ein deutsches Mädchen —
Doch ach! vom Westen dort
Kam einst ein falscher Freier
Mit falschem Liebeswort.

Mein Lieb! ich hab's geschworen
In deinem heil'gen Dom,
Ich hab's aufs neu' geschworen
Am heil'gen Rheinesstrom:
Ist erst mein Arm erstarket,
Will fürchten ich mich nicht,
Ich werf' dem welschen Räuber
Den Handschuh ins Gesicht!“ ...

Elsässische Christologen, unter ihnen der zartbesaitete Karl Klein, der Herausgeber der „Fröschweiler Chronik“, bildeten den Grundstock dieser elsässischen Studenten-Verbindung. Hackenschmidt hat zeitlebens den Umgang mit der studentischen Jugend gepflegt und sein sonst leicht verhangenes Wesen dabei verjüngt.

Seine erste Pfarrstelle bezog er zu Jägerthal im Unterelsaß. Die herrlichen Waldberge, von frischen Wassern durchrauscht, regten ihn dichterisch an (Schloß Winstein); gesellschaftlich zog er den Umgang mit den adeligen Familien jenes schönen und gesegneten Landstrichs dem Verkehr mit den ihn ob seiner Gelehrsamkeit und geistreichen, auch witzigen Überlegenheit etwas scheel ansehenden Amtsgenossen vor. Die Hauptbeschäftigung galt gelehrten Studien — er erledigte die Lizentiatenprüfung in jenen Jahren mit Auszeichnung —, vor allem aber der seelsorgerlichen Tätigkeit.

Hackenschmidts Christuspredigt war nicht darauf bedacht, den „billigen Samen der Volksgunst“ auszustreuen. Äußerlich betrachtet war er ein beinahe abstoßender Redner. Auch werden es nicht allzuviele sein, die ihm einen bestimmenden Einfluß auf ihr religiöses Leben zugestehen mochten. Wen er aber in dem Kernpunkt seines Lebens ergriffen hat, der dankt es ihm zeitlebens. Er ging aus vom reformatorischen Grundgedanken des Gottesgnadentums, wußte aber dieses theologische Postulat mit modern-wissenschaftlichen Materialien zu unterbauen. Weniger tief schürfende Geister glaubten ihn deshalb eines heillosen Kompromißlertums zeihen zu dürfen — eine Auffassung, die sich schon deshalb widerlegt, weil Hackenschmidt seinen bekenntnismäßigen Standpunkt sich durch unausgesetzte innere Krisen immer wieder aufs neue erringen und vergegenwärtigen mußte.

Kirchlich neigte er wohl der Rechten zu. Indessen verschaffte ihm sein unablässiges Mühen, sich mit den Fortschritten der theologischen Wissenschaft in Verbindung zu erhalten, mancherlei Sympathien bei der kirchlichen Linken. Ein kirchlicher Organisator ist er nicht gewesen. Er hielt fest an der lutherischen Auffassung von dem *geistigen* Charakter der eigenen Kirchendoktrin. Keimzelle der Kirche ist hiernach die christliche *Gemeinde*; und dies Gemeindeprinzip kam besonders auch in seiner Behandlung des Konfirmandenunterrichts, als einer Unterweisung der Jugend vor ihrer Aufnahme in die Kirchengemeinde, zum Ausdruck.

Von Jägerthal wurde Hackenschmidt als Gefängnisgeistlicher nach Straßburg versetzt, um bald darauf eine Amtsstelle an Jung-St. Peter anzunehmen. Die Tätigkeit, die er in diesem Rahmen entfaltete, vergrößerte und verinnerlichte sich von Jahr zu Jahr. Eine ganze Reihe sozial-kirchlicher Einrichtungen verdankte ihm wertvolle Anregungen, und in manchen von ihnen bekleidete er eine Vorstandsstellung. Seine theologische Bedeutung kam darin zum Ausdruck, daß er der wissenschaftlichen Prüfungskommission für seine Fakultät zugerechnet wurde.

Hackenschmidts Verhältnis zu einer der brennendsten Fragen unserer Zeit, der sozialen, hat sich wohl erst in dieser letzten Periode seines Lebens klar abgezeichnet. Von anfänglicher radikaler Ablehnung der sozialdemokratischen Partei rang er sich nach und nach zur Bejahung einzelner Forderungen ihrer Weltanschauung durch. Er verfuhr dabei weniger dogmenhistorisch, als er, der im Verkehr mit hoch und niedrig reiche *Lebenserfahrungen* verwertete, sich von einem engbrüstigen Klassenbewußtsein immer mehr frei machte und auch in den Kleinsten und Unscheinbarsten den Menschen zu entdecken verstand. Soziales Gefühl war ihm ein grundsätzliches Attribut des Christenglaubens. In diesem Sinne darf man ihn recht wohl einen „elsässischen Volksmann“ nennen. Er hat sich als solcher namentlich erwiesen durch Herausgabe des Volkskalenders „Der gute Bote“, in dem neben anmutigen Erzählungen und volkstümlich geschriebenen Aufsätzen aus der elsässischen Geschichte auch seine im Ton hingebenden und dabei doch kraftvollen Gedichte enthalten sind.

Zur Vervollständigung unseres Charakterbildes wäre noch so manches erwähnenswert. Der Gatte und Vater, der Freund und Verwandte bliebe uns zu zeichnen übrig. Seit den Tagen Oberlins dürfte das Elsaß schwerlich einen Geistlichen von ähnlicher Bedeutung hervor-

gebracht haben wie Karl Hackenschmidt, sofern man ihn als Gesamtpersönlichkeit betrachtet. Es war immer etwas Leuchtendes, Freundliches in seinem Wesen und in seinem Gruß. Wenn er so oft, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, als Mann und Greis, energisch aufmerksam auf die Regungen des Lebens um sich her, die Straßen seiner Heimatstadt durchschlenderte; wenn er die gewonnenen Eindrücke nun gleich innerlich verarbeitete; wenn die frohe Werbekraft seiner anregenden Begrüßung den Begegnenden für einen Moment festhielt — dann bemerkte man im Vorbeigehen das Musterhafte des zielsicheren Mannes, den wahrhaften Gottesfreund und Deutschelsässer.

Es sind nicht die großen, bedeutsam nach außen hervortretenden, starken Aufwand benötigenden Dinge und Erscheinungen gewesen, die der elsässischen Geschichte des letzten Halbjahrhunderts ihr Gepräge gaben. Das Beste in dieser Zwischenzeit elsässischer Volksentwicklung liegt in der Treue und Hingebung, mit der einzelne von der Natur reich begabte und in sich selbst geschlossene Persönlichkeiten ihr tätiges Leben zum Wohl ihrer Heimat ausgeführt und erfüllt haben. Ihr Dasein hat wohl in der großen Welt wenig Veränderungen oder neue Gestaltungen hervorgebracht. Sie hatten ihren bestimmten Kreis, den sie ganz erfüllten: ihren Beruf, in dem sie es zur Meisterschaft brachten, ihre Freunde, denen sie zum Glück verhalfen. Das dankbare Gedächtnis der Überlebenden streut ihrem Gedächtnis in liebender Erinnerung Blumen. Ihre Schüler und Nachfolger folgen willig den Anregungen und Weisungen, die sie von jenen überkommen haben. Darüber hinaus ist nicht viel von denen die Rede, denen wir so viel verdanken. Und doch haben sie uns das Beste gegeben, was immer ein Mensch dem anderen sein und geben kann: die Begeisterung für das Ideale, Einfach-Große, Einfach-Sittliche.

Und darum, weil sie in den Nachgeborenen ihr Dasein erneuern; weil ihr Wirken nicht mit ihrem irdischen Leben vorüber ist, sind und bleiben sie dennoch Baumeister der Geschichte; und die Zukunft wird erweisen, ob der bescheidene Rahmen, in dem sie ihr Sein erschöpften, ihrem Wert eine Schranke zu setzen vermocht hat.

Daß dieser durch und durch deutsche Elsässer den Zusammenbruch nicht mehr erlebt hat: wir wollen dem Schicksal dafür dankbar sein. Alsaticus



Anmerkungen zum Schlagwort

Das Schlagwort, die vereinfachende Formel, ist offenbar ein unentbehrliches Werkzeug der tagespolitischen Auseinandersetzung. Es wird in die Welt gesetzt, als Fanfare hinausgeblasen, als Konstatierung verteidigt: nun sammelt es seine Atmosphäre um sich, verdichtet und verstockt seinen Inhalt, wir nehmen es hin, da hat es sein Lebensrecht, und nur wenige geben sich, über Freude oder Ärger, die Mühe, das neue Ding näher anzusehen.

Wer die politische Publizistik einigermaßen verfolgt, weiß, wie sich seit einiger Zeit neue Worte zwischen uns bewegen, die sich wichtig nehmen, die wichtig genommen werden wollen, hinter denen Forderungen laut werden, Anklagen drohen, Erlösungen sich anbieten. Sind wir ihnen ausgeliefert? Alle Gruppen sind dabei schöpferisch gewesen: hier erfand man den „Obrigkeitsstaat", dort das „Westlertum", der „Rätegedanke" marschierte an allen Fronten und in ewig wechselnder Maskerade, auch nachdem er „verankert" war, „Völkerbund" und „Weltrevolution", „Führerproblem" und „Diktatur", und wenn man im Politischen, Kulturellen, Sozialen nicht mehr recht weiter wußte, sagte man „Arbeitsgemeinschaft". Es blieb bei all diesen einzelnen Worten jedem so ziemlich überlassen, den Wortrahmen mit seinen besonderen Empfindungen auszufüllen.

Es möchte hier einiges ausgesprochen werden, um den Herrschaftsanspruch der neuen Begriffe zurückzudrängen.

Indem man Mängel des alten Staates charakterisieren wollte, nannte man ihn „Obrigkeitsstaat" und stellte ihn dem „Volksstaat" gegenüber. Das geht so lange, als man das Genetische erklären will und sagen: Dieser Staat in seinen Institutionen und Lebensformen war ein Geschöpf der Obrigkeit. Aber es ist hohe Zeit, daß die Demokratie selber, wenn sie Unterscheidungen ausdrücken will, von diesem Schlagwort sich freimacht. Denn sie kommt sonst in die Gefahr, so zu tun, als ob sie an einen Staat ohne Obrigkeit glaube. Staat und Obrigkeit sind identische Begriffe, und der „Volksstaat" ohne Obrigkeiten eine Phrase. Das Wort vom „Obrigkeitsstaat" wird eine Sperre für die Empfindung, daß der demokratische Staat nur leben kann, wenn er Autoritäten, Befehlsinstrumente in seinem Gewaltenaufbau eingefügt hat. —

Die Polemik gegen die Demokratie benützt gerne das Wort „Westlertum". Es würde richtiger sein, wenn sie auf das Wort verzichtete. Denn abgesehen davon, daß es etwa in der Schweiz ganz alte, spezifisch deutsche Tradition der Volksregierung gibt, ist es gänzlich unhistorisch, die Herrschafts- oder gar Verwaltungsformen von Frankreich und England in einen Topf zu werfen. Ihre geschichtliche Herkunft, Durchbildung und Atmosphäre ist völlig verschiedener Art. In Frankreich verdankt sie ihr Dasein einer Theorie, in England einer Entwicklung der alten Stände, dort dem Bruch der Tradition, hier der Tradition. —

Wenn man nach einer Neuformung der deutschen Staatsidee sucht, soll man nicht sagen, ihr sei der „ständische Gedanke" eigentümlich und eingeboren, und man müsse, nachdem der fremdartige Formaldemokratismus ihn ruinierte, ihn aus dem „organischen" Staatsbewußtsein erneuern Gewiß kann man derlei versuchen. Aber nicht vergessen, daß die „Stände" eine Vertretungsform gewesen, die dem gesamten Westeuropa eigentümlich, und daß sie historisch nicht durch den demokratischen Gedanken vernichtet wurde, sondern durch das Fürstentum, das sie mit der Schöpfung des absoluten, zentralisierten Beamtenstaats zerstörte. —

Diejenigen, die am lebhaftesten nach der „Entpolitisierung der Wirtschaft" rufen, begründen das damit, daß künftig die Wirtschaft im Mittelpunkt aller Politik stehen müsse. Die Logik macht in dem Wort einen Purzelbaum ohne Zuschauer. Man will sagen, daß die Wirtschaft nicht der Tummelplatz politischer Parteistreite sein soll. Das ist eine verständige Meinung. Aber es ist wohl etwas naiv, zu glauben, daß der Streit dann nicht von Wirtschaftsparteien aufgenommen würde. Frommer Glaube will, daß er dann sachlicher geführt würde. Möge er recht behalten! Das Schlagwort ist suggestiv. Wenn die Hypnose zu Ende ist, steht man vielleicht vor der erschrockenen Erkenntnis, daß die Sachverständigen Interessierte gewesen sind. —

„Fachminister", gelernte Leute, die nicht von ungefähr an ihr Amt kommen, müssen für einen Staat höchst wohltätig sein Merkwürdig nur, daß Bismarck, der kein Fachminister war, so mißtrauisch gegenüber Fachleuten war, wenn sie regieren sollten. Unser Unglück ist nicht, daß wir davon zuviel oder zu wenig haben, sondern daß es offenbar keine Fachminister für Weltkatastrophen gibt. Darauf kann man nicht lernen. —

Betriebe, die „für die Sozialisierung reif" sind, sollen in die „Gemeinwirtschaft" überführt werden. So ungefähr wurde in allen Parteiprogrammen angekündigt, und man konnte sich freuen, welches Maß an Gemeinsamkeit inmitten all der nationalen Zerrissenheit vor einem Zentralproblem sich fände. Allmählich merkten auch die Harmlosen, daß dies ein Wort der Verlegenheit ist. Nicht des bösen Willens, der Täuschung, der Überlistung — von der Rechten bis zur Linken faßte man ernsthaft diese Frage an, um schließlich der Gefangene einer Phrase zu sein. Denn erstens wußte man nicht, was Sozialismus sei — über die Sozialisten selber ist eine babylonische Sprachverwirrung gekommen, als sie daran gehen wollten, auf ihren Grundrissen aus 47 und 91 den Turm der Zukunft erstehen zu lassen — und zweitens

hat keiner einen Maßstab, um den „Reifegrad" festzustellen. Man ist bemüht, das Problem aus der Sphäre der „politischen" Machtentscheidung in die der „sachlichen" Klärung zu rücken — aber die „Sachverständigen" finden, daß wahrscheinlich immer das andere und nur nicht ihr Gewerbe „reif" sei. —

Ein merkwürdiges Schicksal hat das Wort „Arbeitsgemeinschaft" erfahren. Es ist einfach und gut, und drückt die Lebensbeziehung aus, in der wir alle täglich in hundertfältiger Formung stehen; man kann sich als Wortbildung nichts Unpathetischeres denken.

Als es öffentliche Prägung erhielt, diente es, den Pakt zu bezeichnen, den, kurz vor dem Ausbruch der Revolution, die Arbeitgeberverbände mit den Gewerkschaften geschlossen hatten. Das war etwas Gutes. In der Durchführung des Hilfsdienstgesetzes hatten auch jene Gruppen der schweren Industrie, die bislang der wirtschaftlichen Arbeiterbewegung ablehnend gegenübergestanden waren, den positiven Wert der Gewerkschaften anzuerkennen gelernt. Über Gegensätze hinweg sah man Interessengemeinschaften.

Es dauerte nicht lange, so wurde daraus eine Losung, durch die sich alle sozialen Probleme zu beruhigen schienen. Man war geneigt, dabei zu übersehen, daß vielleicht diese so wünschenswerte Einheit (früher nannte man die Vertretung solcher Gedanken „Harmoniedusele") auf Kosten eines Dritten, der Verbraucher, der Gesellschaft, des Staates gefunden würde, daß es sich um die Ehe zweier korporativen Egoismen handele.

Dann aber wanderte das Wort in die Pädagogik. Wenn man einen Unterschied zum überkommenen Lehrbetrieb markieren wollte, sagte man: Arbeitsgemeinschaft. Und alles war in schönster Ordnung. Nur übersah man, daß ein Wort hier weder eine Gesinnung noch eine Methode umschreibt, sondern daß es völlig vom Menschen, dem Lehrenden, den Lernenden, abhängt, ob es Blut, Farbe, Fülle erhalte. —

„Weltrevolution" ist die Parole, die von den Moskauer Machthabern ausgegeben wird, weil der Umsturz in den übrigen Staaten wenigstens politisch ihre Lage zu erleichtern scheint, und dieser Aufruf wird von den deutschen Kommunisten nachgebrüllt, weil sie dahinter gekommen sind, daß Revolution Selbstzweck werden könne und ihr Bedarf darnach im November 1918 keineswegs ganz gedeckt wurde.

„Weltrevolution" ist aber auch von einer Gruppe mehr rechtsstehender Publizisten in den Sprachschatz der Tagesschriftstellerei eingeführt worden, nicht als Forderung, sondern als Konstatierung. Seit zwei Jahren wird von ihnen unermüdlich und eindringlich versichert, daß wir, schließlich nicht seit 1918, sondern seit 1914 in einer geschichtlichen Phase der „Weltrevolution" stehen, die nur Kurzsichtigkeit des historischen Begreifens zu verkennen vermöge.

Daß wir von der veränderten Mächtekonstellation an bis über die Umbildungen der Wirtschafts- und Finanzlage in einem Zustand ungeklärter Krisenhaftigkeit stehen, bedarf keiner breiten Darlegung. Man kann diesen Zustand „Revolution" nennen, wenn man will, so gut man gelegentlich von der „revolutionierenden" Kraft der Dampfmaschine, des Elektromotors usf. gesprochen hat. Aber ist es angebracht, um einer vielleicht geistreichen Vermischung der Wort- und Wert-Empfindungen willen, die These von der „Weltrevolution" durch die Säle und Gassen zu rufen? Das Blickfeld erscheint dabei weit, ist aber nur eine gewaltsame Ausdehnung der Erfahrungen von Ost- und Mitteleuropa. Ist das die Welt? Ist nicht durch den unglücklichen Ausgang des Krieges das Machtzentrum in die französische, in die angelsächsische Sphäre gerückt, innerhalb deren trotz Streik und wirtschaftlicher Wirrnis von den Voraussetzungen zu einer politischen Revolution kein Ernsthafter zu reden wagt? Dieser Tatsache müßte man Rechnung tragen, um sich nicht durch tragisches Wortgepränge in Illusionen zu verirren. —

Der Begriff der „Diktatur" wird heute gerne mit Ständen und Klassen in Verbindung gebracht. Die Linkssozialisten erzählen, der gegenwärtige Zustand sei die „Diktatur der Bourgeoisie", der abgelöst werden müsse durch die „Diktatur des Proletariats". In beiden

Fällen handelt es sich um eine demagogische und leichtfertige Vereinfachung des an sich primitiven Klassenkampfschemas. Eine Diktatur setzt als erstes geschlossenen Machtwillen voraus. Der ist meist nur bei einzelnen, selten bei Gruppen vorhanden. Auf den Machtwillen allein kommt es dabei nicht an, sondern auf die seelische Einheit derer, die ihn tragen sollen. Die „Bourgeoisie" war immer nur ein dialektischer Begriff, nie eine umfassende, greifbare Größe. Auch beim Proletariat war die Differenzierung immer stärker als die landesübliche Aussage darüber sah; seit seine „Diktatur" ein Programm wurde, wächst dazuhin Zersetzung, Zersplitterung, geistige Ohnmacht. Die „Diktatur", die eine Klasse ausübt, ist immer nur eine Selbsttäuschung, daß mit diesem Wort die Diktatur der einzelnen erleichtert oder gerechtfertigt wird. Rußland mit seiner Literaten-Diktatur über das Proletariat und städtisches Bürgertum ist dessen Beweis. —

Das politische Tages-Vokabularium ist mit diesen Beispielen nicht erschöpft; solches zu versuchen ist nicht unser Ehrgeiz. Jeder denkt rasch noch an einige Worte, die in diesen Zusammenhang zu gehören scheinen; aber indem sie ihm einfallen, geraten sie selber bereits in eine freiere Beleuchtung. Die Naivität des Gebrauchs ist gestört. Und das zu erreichen ist schließlich der Zweck dieser Anmerkungen. Das Schlagwort ist unentbehrlich innerhalb der groben Verständigungen, aber es ist störend im Bereich des feineren Verständnisses, weil es historische Vordersätze unterdrückt und im Psychologischen die leisen Töne auswischt. Ein Lieblingskind des Publizisten, aber etwas verzogen und mit einem Hang zur Lüge; man muß deshalb auf seine Ansprüche und Aussprüche mit einigem Mißtrauen acht geben.

Theodor Heuß

Technische Nothilfe

Was ist das? Man hört dieses Wort jetzt so oft. Doch die wenigsten überlegen wohl, was es bedeutet. Es ist, kurz gesagt, das bisher einzige Hilfsmittel im Kampfe gegen eine der übelsten Erscheinungen der wirtschaftlichen Gegenwart: gegen den Streik. Freiwillige Nothelfer besetzen dann die lebenswichtigen Betriebe und bewahren die menschliche Gesellschaft vor den schlimmsten Folgen in jenem ruchlosen Lohnkampf, der vor dem Letzten nicht zurückschreckt.

Ein Beispiel unter vielen! Da tritt in einem Krankenhause — im Auguste-Viktoria-Hause zu Charlottenburg, einer Musterstätte zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit — das Hauspersonal (Dienstmädchen, Heizer, Kochfrauen usw.) in den Ausstand, nachdem das von ihnen an die Direktion gestellte Ultimatum, ohne Rücksicht auf die zwischen ihrem Verband und dem Magistrat in den Lohnstreitigkeiten schwebenden Verhandlungen, abgelehnt worden war. Dieser Streikfall, auch des technischen Personals, traf die Anstalt um so härter, als sie für ihren umfangreichen Betrieb auf ihre eigene Kesselanlage völlig für alle notwendigen Tätigkeiten angewiesen ist. Von dieser Anlage aus erfolgt die Heizung, Wäsche- und Flaschenreinigung, Desinfektion und Sterilisierung, ja sogar der Küchenbetrieb ist hieran angeschlossen. In dieser Anstalt befanden sich zur Zeit 150 Säuglinge und 40 in der Niederkunft befindliche Mütter, Menschenleben also, die auf Heizung, warmes Wasser und warme Speise, frische Wäsche usw. lebensnotwendig angewiesen waren. Ein plötzlicher Temperaturwechsel hätte durch Erkältung zweifellos eine Reihe dieser jungen Menschenblüten hinwegraffen müssen. Am unmittelbarsten war hierdurch aber die Abteilung für Frühgeburten gefährdet, da diese jungen Lebewesen überhaupt nur durch künstliche Wärme am Leben erhalten werden können, bis sie eigene Wärme und Kraft zum selbständigen Weiterleben besitzen. Es befanden sich zur Zeit zehn Frühgeburten in der dortigen Abteilung. Nach Ausbruch des Streiks be-

richtete der leitende Arzt dieser Abteilung, daß bei Eintreten der Kälte die Kleinsten der Kleinen noch eine Stunde zum Leben hätten und er dann ihren Tod befürchten müsse. Diese Tatsachen und Gefahren sind aber dem streikenden Gesinde — nein: Gesindel — völlig gleichgültig. Und da greift dann die „Technische Nothilfe" ein: zehn Nothelfer übernahmen in diesem Falle noch so rechtzeitig die Kesselanlagen und maschinellen Einrichtungen, daß die für die Insassen drohenden Gefahren noch abgewendet wurden.

Was ein Streik in unserem bereits von Sorgen erdrückten Deutschland vernichtet, geht in die Millionen und Milliarden. Auf dem Lande ist es nicht besser. Schlimmer noch als das Räuber-Unwesen ist die Hetzarbeit und die ewige Streiksucht, die unter den Landarbeitern durch das Wirken des sozialdemokratischen Landarbeiterverbandes entstanden ist. Betrachten wir nur einmal einige diesbezügliche Ereignisse des Jahres 1920. In raffiniert ausgeklügelter Weise traten die Landarbeiter Hinterpommerns unmittelbar vor der Ernte gegen Ende Juni in einen Streik, der zum Teil bis Ende Juli dauerte. Welche Werte allein durch diesen Teilstreik für die Allgemeinheit verloren gegangen sind, das wird selbst dem Laien klar, wenn er die in der „Deutschen Tageszeitung" veröffentlichten Berechnungen des Prof. Vieler in Stolp liest, die den Ausfall an Nahrungsmitteln feststellen, die auf einem einzigen mittleren Gut von etwa 1500 Morgen während vier Streikwochen entstanden ist. Die eingehenden Berechnungen führen zu folgendem Ergebnis: Milch 107 000 Liter, Fleisch 47 Zentner, Kartoffeln 1800 Zentner, Wruken 9300 Zensner, Weizen 300 Zentner, Gerste 350 Zentner, Hafer 280 Zentner.

Diese Nahrungsmittelmengen hätten ausgereicht, um 612 Menschen für ein ganzes Jahr mit der notwendigen Nahrung zu versorgen. Das ist wohlgemerkt das Ergebnis auf einem einzigen mittleren Gut. Zieht man nun in Betracht, daß ein großer Teil der ganzen Provinz einen ähnlichen Ausfall zu verzeichnen hatte, so muß jeder vernünftig denkende Mensch das Verbrecherische eines solchen Streiks ohne weiteres einsehen.

Bei der ersten Reichstagung des Nationalverbandes deutscher Gewerkschaften gab der Stettiner Vertreter eine Probe davon, wie der Wahnsinn jetzigen Klassenkampfes auch auf dem Lande verheerend wirkt. Der Betriebsrat der Berliner Straßenbahn wünschte 50 000 Zentner Kartoffeln. Die Arbeiter bekamen es fertig, auf 15 Gütern zu streiken, weil — die gegen den Kartoffeldiebstahl aufgestellten Gendarmen nicht zurückgezogen wurden! Durch diese wahnsinnige Streikerei erfroren über 100 000 Morgen Kartoffeln und Zuckerrüben, genau so wie im vorigen Jahre!

Und woher dies alles? Nur durch den Terror gewissenloser Hetzer. Es ist Tatsache, daß diese Akte vielfach im schroffen Gegensatz zur gesetzlichen Bestimmung von den Betriebsräten der einzelnen Werke ausgehen und geführt werden. Die besonnene Arbeiterschaft selbst ist voll stiller Wut gegen diese gewaltsame Unterdrückung der Arbeitsfreudigkeit, gegen diese rücksichtslose Wegnahme der Arbeitsmöglichkeit.

Eines der krassesten Beispiele hierbei bietet der kürzliche Gemeindearbeiterstreik in Sachsen. Zum großen Teile waren die Notstandsarbeiten von den Streikenden zugesichert worden, wurden aber nur in höchst unvollkommener Weise wirklich durchgeführt. Die Stadt Chemnitz war so während der ersten Nacht ohne Wasser, ein Umstand, der bei Ausbruch eines Feuers den Ort und seine dreimal hunderttausend Bewohner dem Wüten des Elementes völlig wehrlos preisgegeben hätte. Auch blieben die dortigen städtischen und privaten Krankenanstalten ohne Strom. Zweifellos sind dadurch hilflosen Volksgenossen schwere Schäden zugefügt worden. Es seien hier einige Sätze aus einem Aufruf Chemnitzer Ärzte an die Streikenden aufgeführt. Es heißt da:

„Im Namen der Kranken der Stadt, der Schwangeren, die mit Sorge ihrer Entbindung in diesen Tagen entgegensehen, der Operierten und Gebrechlichen fordern wir dringend den Abbruch des Streiks der städtischen Arbeiterschaft und die Wiederversorgung der Stadt mit

Gas, Elektrizität, da durch Abschneiden von Licht, Gas und Wasser in unverantwortlicher Weise Menschenleben gefährdet sind und verloren gehen, die gerettet werden könnten. Wir machen nachdrücklichst darauf aufmerksam und führen es auf das ernsthafteste vor Ihr menschliches Gewissen, daß die ärztliche Hilfeleistung völlig unmöglich ist, wenn die Entkeimung der Instrumente und Verbandstoffe nicht erfolgen kann, wenn die Operationen wegen ungenügender Beleuchtung nicht ausgeführt werden können, wenn lebensrettende Operationen unterbleiben müssen, weil der Arzt die Verantwortung wegen mangelhafter Keimfreiheit nicht tragen kann, zu schweigen von der Verzögerung der ärztlichen Hilfeleistung durch Stillegung der Straßenbahn u. a. m. Am 11. März 1919 schrieb die ‚Volksstimme' in Betrachtung eines Streiks der lebenswichtigen Berufe: ‚Das Streikrecht endet moralisch dort, wo das Lebensinteresse der Allgemeinheit beginnt.' Man darf auch die Elektrizitäts-, Gas- und Wasserwerke nicht stillegen, denn auch das ist Mord, besonders an Kindern und Frauen."

Zwei bedauerliche Fälle, die die Wahrheit dieses Aufrufs beweisen, mußten sehr bald festgestellt werden. Ein zu einer Geburt gerufener Arzt kam zu spät, um verhindern zu können, daß bei der schweren Entbindung der baldige Tod des Neugeborenen eintrat; ein anderer berichtet, daß er bei der Frau eines Gasarbeiters — welche Ironie des Schicksals — die zur Rettung notwendige Operation infolge ungenügender Beleuchtung nicht ausführen konnte.

Aber auch unmittelbarer bedeutender Sachschaden ist beispielsweise dadurch in Chemnitz entstanden, daß die Notstandsarbeiten im Gaswerk zur Erhaltung der Anlagen nur mangelhaft verrichtet wurden. Die dadurch eingetretene Schädigung ist allein in diesem Falle von zuverlässiger Seite auf dreiviertel Million Mark geschätzt worden. Der Gaspreis wurde mit sofortiger Wirkung um 44 Prozent erhöht. Es ist um so erstaunlicher, daß dies alles zugelassen wurde, als in der Technischen Nothilfe, die bereit stand, das Mittel gegeben war, um die Bedürfnisse dringendster Not so lange sicherzustellen, bis Vernunft und Besonnenheit die Arbeiterschaft selbst auf den Weg sittlicher Pflicht zurückgeführt hätte. Aber die einzelnen Stadtverwaltungen waren anscheinend zu sehr durch den Terror der einzelnen Arbeitergruppen gelähmt, als daß sie dieses Mittel der selbstverständlichen Selbsthilfe der Allgemeinheit gegen die ihr auferlegten unwürdigen Zustände anzuwenden gewagt hätten.

Immer wieder also: der Terror einzelner Gruppen und Hetzer macht die Gesamtheit leiden! Die Berliner Zeitschrift „Die Räder", die sich insbesondere der Technischen Nothilfe widmet, macht auf eine ganze Menge solcher Fälle immer wieder aufmerksam. Und sie tut gut daran. Denn bis endlich die Regierung rücksichtslosen Mut aufbringt, den Streik in lebenswichtigen Betrieben als nationales Verbrechen zu erklären und fest zupackend zu bestrafen, haben wir nur ein Hilfsmittel: die Technische Nothilfe.

Am 30. September 1919 wurde — wie O. Lummitzsch, Vorstand der Hauptstelle der Technischen Nothilfe in der soeben genannten Zeitschrift erzählt — diese Einrichtung als zivile Reichsorganisation gegründet, nachdem seit den Märzunruhen desselben Jahres, in denen die vom Reichswehrministerium gebildete Technische Abteilung so wertvolle Dienste zum Schutze der Allgemeinheit geleistet hatte, die Notwendigkeit einer solchen Einrichtung immer dringender geworden war. Bei ihrer Gründung zählte die Technische Nothilfe nur 308 Köpfe in Berlin als Mitglieder. Sprunghaft ging ihre Entwicklung aufwärts. Bereits am 1. Dezember vorigen Jahres, also nach etwa zwei Monaten, besaß sie die stattliche Zahl von 16 561 Mitgliedern, und am 1. März 1920, also nach fünf Monaten, ist die Zahl von 44 450 überschritten. Bezeichnend ist, daß überall dort, wo die Bevölkerung erst einmal durch Streiks in lebenswichtigen Betrieben bedroht worden war, die Mitgliederzahlen gewaltig anschwollen, so daß dementsprechend die größten Zahlen die Städte Berlin, Hamburg, Königsberg, Chemnitz usw. zurzeit aufweisen. Dabei ist die Bewegung ständig in Fluß. Auch wurden diese freiwilligen Mitglieder gewonnen, während der organisatorische Aufbau selbst noch im Werden war.

Dieser Aufbau ist heute in den größten Zügen über das ganze Deutsche Reich durchgeführt. Und wir wünschen dieser wichtigen, ja unentbehrlichen Gründung auch weiterhin tatkräftige Entwicklung — bis sie durch eine wirkliche Regierung, die zu regieren wagt, überflüssig wird.

Der Wendepunkt in der Naturwissenschaft

Die Philosophie gilt seit alters als die Königin der Wissenschaften. Sie erbaut ihr Reich aus deren Elementen und strahlt ihr Licht wiederum über sie aus. Es ist kein gutes Zeichen für die Kultur der letzten Jahrzehnte, daß der Zusammenhang zwischen dieser Königin und ihrem Reich äußerst gelockert war, ja beide sich teilweise heftig bekämpften. So konnte es kommen, daß seit dem Sturze der Hegelschen Lehre trotz gewaltiger Denker wie Schopenhauer und Nietzsche der ödeste Materialismus in den Naturwissenschaften herrschte und sie mit Verachtung gegen die wahre Weltweisheit erfüllte. Die Schuld lag wohl auf beiden Seiten; denn die Weltweisheit beachtete nicht mehr recht den technischen Fortschritt in den naturwissenschaftlichen Fächern, und diese wiederum sahen infolge ihres spezialistischen Betriebes den Wald vor den Bäumen nicht. Die Folgen hiervon waren verheerend für unsere gesamte Kultur, für Religion und Sittlichkeit. Die trostlosen Zustände der Gegenwart im öffentlichen und privaten Leben wären undenkbar, wenn eine edle und hohe Philosophie die Herzen unserer führenden Geister erfüllte.

Wie es nun scheint, tauchen manche Zeichen dafür auf, daß es wieder besser wird, daß sich weitere Kreise wieder zur wahren Kultur und zu Gott zurücksehnen. Newton sagte einmal auf der Höhe seiner Erfolge und seines gewaltigen Ruhmes: „Die Naturwissenschaft führt anfangs von Gott fort, um bei tieferem Eindringen in die ewigen Probleme desto inniger und näher zu ihm zurückzuführen.“ Wie ein Präriebrand in sich selber erlischt, wenn seine Flamme alles Brennbare verzehrt hat, so ist es mit dem Materialismus gegangen, der notwendigerweise in sich selber erstickte, nachdem er seine Unzulänglichkeit auf allen Gebieten sinnfällig erwiesen. Die Naturwissenschaften führten die ganze Fülle der Erscheinungen in rastloser Schürfung auf Moleküle und Atome, diese auf Elektronen zurück, und manche bedeutenden Forscher der Gegenwart nehmen keinen Anstand, diese Elektronen auf den nach Form und Inhalt höchst fragwürdigen und völlig unbekannten Äther zurückzuführen. Damit war der Materialismus aus seiner herrschenden Stellung gründlich zurückgedrängt und fristet nun ein kümmerliches Dasein. Freilich, ernste Denker haben ihn niemals ernst genommen. Schon der Chemiker Ostwald wandelte ihn in den sogenannten Energetismus um, und infolge der Forschungsergebnisse eines Heinrich Hertz, Rutherford, Röntgen, Becquerel, Bohr, Fajans ist der Materialismus völlig verdampft und verflüchtigt. In dem Atommodell von Bohr sehen wir ein Sonnensystem im kleinen. Der positive Wasserstoffkern wird von einem negativen Elektron mit ungeheurer Geschwindigkeit umflogen, ähnlich wie die Sonne von den Planeten; ja, auch die übrigen Gesetze des Planetensystems, die Gesetze der Trägheit, Zentrifugal- und Zentripetalkraft sowie die Keplerschen Gesetze werden heute mit strenger Folgerichtigkeit auf dieses undenkbar kleine, jenseits aller mikroskopischen Wahrnehmung liegende Planetensystem angewandt. Da es aber außerdem gelungen ist, mit radioaktiven Stoffen, genauer mit den sogenannten Alpha-Teilchen des Radiumkernes, die ihrerseits die Kerne der Heliumatome sind, andere Atome zu zerschmettern, so z. B. aus dem Stickstoffatomkern den Wasserstoffkern herauszuschießen, so ist die altberühmte Proutsche Theorie als höchst wahrscheinlich zu Recht bestehend anerkannt. Prout lehrte vor etwa hundert Jahren, daß alle chemischen Elemente aus Wasserstoff bestünden und auf ihn zurückzuführen seien. Somit wird heute die gesamte Materie auf positive Wasserstoffkerne und sie umfliegende negative Elektronen zurückgeführt,

Der menschliche Geist kann unmöglich hier haltmachen. Es wäre ein durch nichts gerechtfertigter Willkürakt. Gleichviel nämlich, ob wir es hierbei bewenden lassen oder ob wir, wie oben angedeutet, auch diese beiden letzten Reste alles Materialismus und Energetismus auf den problematischen Äther zurückführen, wir haben in allen Fällen die Grenze der physikalischen und chemischen Analyse erreicht und müssen uns offen eingestehen, daß wir ein Geheimnis nur durch andere Geheimnisse ersetzt haben oder zu ersetzen versucht haben. Dazu kommt die Relativitätstheorie, die ein uraltes philosophisches Problem darstellt, aber in den letzten Jahren zum Schlachtruf weiter wissenschaftlicher Kreise geworden ist. Die alten drei Principia Individuationis: Raum, Zeit und Kausalität oder ursächliche Verkettung werden von den Neuesten nicht mehr in der alten Parmenideischen Ruhe gelassen, sondern in ein heraklitisches Fließen gebracht.

Man fasse alles zusammen: Der Stoff wird in völlig transzendente Wasserstoffkerne und Elektronen oder gar in Äther aufgelöst, und die drei Formen der Anschauung: Raum, Zeit und Kausalität werden für relativ erklärt! Was bleibt übrig?

Die Astronomie, deren Fundamente im wesentlichen Mathematik, Physik und Chemie sind, muß selbstverständlich durch die gewaltigen Umwälzungen in diesen drei Reichen organisch beeinflußt werden. Die Mathematik läßt es in gewissem Sinne offen, ob Raum und Zahl endlich oder unendlich sind. Der sogenannte zweite Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie oder seine wesentlichste Folgerung, die Lehre von der wachsenden Entropie, vom allgemeinen Wärmetode, wird nicht mehr ohne weiteres als in jedem System bestehend anerkannt — nur in einem geschlossenen System. Da wir aber infolge jener mathematischen Unzulänglichkeit und logischer Antinomien nicht wissen, ob der Raum und die Anzahl der Welten ein geschlossenes oder offenes, ein singuläres oder multiples System von endlichem oder unendlichem Charakter bilden, so können wir nicht wissen, ob die hier auf unserm Planeten oder in unserem Sonnensystem herrschenden Naturgesetze universale Geltung haben. Etwa so: Das Gravitationsprinzip herrscht vermutlich auch in allen übrigen Sternsphären, aber die einzelnen Gravitationsgesetze dürfen wir nicht so ohne weiteres in jene Sphären hinausprojizieren, weil wir nicht wissen, ob unsere Welt ein geschlossenes oder offenes System bildet.

Wenn wir nun sehen, daß Chemie, Physik und Astronomie auf ihrem Entwicklungswege einen Punkt erreicht haben, der folgerichtiger und bestimmter denn je ein einziges ungeheures Fragezeichen bildet, so muß notwendig auch jede andere Wissenschaft, deren Elemente eben Mathematik, Chemie, Physik oder Astronomie bilden, nämlich Kristallkunde, Botanik, Zoologie, vor allem aber die alles Organische umfassende und beherrschende Biologie, gleichermaßen mit diesem Fragezeichen enden. Da aber seit Schopenhauer das einzig Feststehende der Satz ist: „Die Welt ist meine Vorstellung", die Vorstellung jedoch eine biologische Funktion ist, so ist auch die Logik und die Psychologie, besonders im Hinblick auf die Relativitätstheorie, mit einem solchen Fragezeichen zu versehen. —

Hier nun hat die Philosophie einzusetzen! Mit aller Macht, Wahrhaftigkeit, Begeisterung, Ehrfurcht!

Gewiß, auch schon bisher endete jede Wissenschaft in gewissem Sinne an den Toren der Metaphysik. Platons Lehrer, Sokrates, einer der dialektischsten Denker, prägte jenes berühmte Wort: „Ich weiß, daß ich nichts weiß." Und seine Gegner, die Sophisten, folgerten höhnisch: „Wenn Sokrates weiß, daß er nichts weiß, wie kann er dann wissen, daß er nichts weiß?"

Aber dabei muß man bedenken, daß bisher die Naturwissenschaften noch keinen Einigungspunkt, keinen letzten Sammelpunkt hatten. Es fehlte an jenem festen Punkte in jeder Hinsicht, so daß z. B. Archimedes, der Entdecker des spezifischen Gewichts, sagen konnte: „Gib mir einen festen Punkt, und ich will die Erde aus ihren Angeln heben." Wohl gab es nach Leukippos und Demokritos eine Atomlehre. Aber sie war weder irgendwie klar normiert noch besaß sie irgendwelche Anerkennung bei der Mit- und Nachwelt. — Heute aber gründen

sich alle Naturwissenschaften auf die Mathematik und Atomtheorie. Und in gewissem Sinne auch auf die Prinzipien der Relativitätstheorie. Wenn nun aber alle zur Verfügung stehenden Theorien bei aller Konzentration und logischen Durchbildung mit einem Fragezeichen enden, dann liegt es am Tage, daß die „Zeit erfüllet ist"! Die Philosophie wird nicht darum herum können, die nötigen Folgerungen zu ziehen. Sie sieht, daß ihre wichtigsten Pfeiler und Säulen, die Naturwissenschaften, Logik und Psychologie, an einem überaus wichtigen Wendepunkte angelangt sind, daß sie als Tragpfeiler versagen und dem menschlichen Geiste nichts Höheres mehr bieten können! Sie wird sich daher gegenüber dem Bankerott der Physik im alten und eigentlichen Wortsinne mehr denn je der Metaphysik im wissenschaftlichen Sinne zuwenden müssen. Ja sie ist notwendig schon tiefer in deren Reiche als jemals. Die Mauern der Metaphysik sind ja auch noch niemals unter den Widderstößen der exakten, messenden Wissenschaften zusammengebrochen. Sie sind grau infolge ihres Alters, aber nicht infolge ihrer Schwäche.

Freilich bleiben Mathematik, Logik, Psychologie, Chemie, Physik und Astronomie sowie Biologie nach wie vor wichtige Elemente der Philosophie. Aber mit der Charakteristik, daß sie selber im tiefsten Grunde heute durchaus als Metaphysik erkannt sind. Die Welt ist eben meine Vorstellung! Darum kommen die Philosophen nicht mehr herum. Die Philosophie muß sich daher ihrer engen und organischen Verwandtschaft mit der Religion bewußt werden. Höher denn je ragen die gewaltigen Säulen des Parmenides und Herakleitos am Eingange des ewigen Reiches der Philosophie. Der eine lehrte: „Das Wesen der Dinge, das Ein und Alles ist unwandelbar und ruhevoll." Der andere sagte: „Alles fließt." Aus diesen Elementen erbaute Platon sein wundervolles Reich der Ideen. Wenn aber Platons Ideen hinweggedacht werden können, so kann dies bezüglich der Lehren des Parmenides und Herakleitos nicht der Fall sein; denn sie bilden die Grenzen der Denkbreite, innerhalb deren das philosophische Pendel zu schwingen vermag. Jenseits dessen liegt eben das, was übrig bleibt, wenn wir auf dem Entwicklungsgange der Naturwissenschaften einschließlich der Biologie an jenem oben genannten Wendepunkt und Fragezeichen angelangt sind, was die tiefsinnigsten Denker aller Völker und Zeiten immer gesucht und gefunden haben: der U r g r u n d a l l e s S e i n s, G o t t, d e r E w i g e, A l l m ä c h t i g e, A l l u m f a s s e n d e, d e r S c h ö p f e r a l l e r N a t u r g e s e t z e, von dem Augustinus einmal sagte: „Die Naturgesetze sind die Gewohnheiten der Gottheit, die für gewöhnlich streng und folgerichtig herrschen — auf den Wunsch der Gottheit aber jeden Augenblick außer Funktion gesetzt werden können." Und der große deutsche Naturforscher Julius Robert Mayer, der geniale Begründer eines wahrhaft neuen welthistorischen Begriffes der gesamten Materie, bekannte im Jahre 1869 auf der Naturforscherversammlung in Innsbruck auf der Höhe seines Weltruhmes: daß die Welt eine Schöpfung Gottes sei und daß eine richtige Philosophie nichts anderes sein könne und dürfe, als eine Präpodeutik für die christliche Religion.

Dieser gewaltige Naturforscher steht heute im Lager der Naturwissenschaft durchaus nicht mehr allein.

Besinnt sich so die Philosophie auf ihren eigentlichen Inhalt und Daseinszweck, den Menschen aus der Irre und Tiefe und Dunkelheit auf den rechten Weg zu führen, ins Licht und in die Höhen der ewigen Reiche, zu unserm Herrgott: dann kann es wieder Weihnacht werden. Dann kann die Menschheit, bei strenger Wahrung ihrer von Gott geschaffenen nationalen Eigenarten, sich wieder um ein letztes, höchstes, göttliches Kulturideal religiöser Art scharen. Dann werden die stürmischen Zuckungen, die unsern europäischen Weltteil und die von ihm abhängigen Lande bis in den tiefsten Grund erschüttern und beunruhigen, aufhören und friedvoller Ordnung und edlem Schaffen Platz machen.

Dr. Alfred Seeliger





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

An einen deutschen Landadeligen

Verehrter Herr Graf! Sie entsinnen sich gewiß noch jenes mondhellen Sonntagabends im Juni. Wir schlenderten rauchend und plaudernd die große schöne Wiese in Ihrem Park auf und ab, die so wunderbar anzuschauen, von unseren Freunden, den alten hohen Bäumen, eingefaßt ist.

Es war niemand sonst im Hause. Ihre Kinder weilten auf dem Nachbargute, die Mädchen und Knechte auf dem Tanzboden. Wir hüteten das Haus und die ewig hungrigen Kühe und sprachen von deutscher Gegenwart und den Forderungen an jeden einzelnen: am Aufbau mitzuhelfen.

An jenem Abend lenkte ich Ihre Aufmerksamkeit auf eine Forderung, die zu Deutschlands geistiger Einheit und innerer Gesundung in maßgebender Beziehung steht. Dem deutschen Großgrundherrn ist eine besondere Aufgabe im Gesamtrahmen der völkischen Einigung, der Erneuerung unserer deutschen Kultur zugewiesen. Wir müssen ihn für diese nationale Pflicht gewinnen. Es scheint mir noch wenig dafür getan. Eigentlich hätten alle diese deutschfühlenden, auf große Verhältnisse gezogenen Männer von sich aus schon zur Erkenntnis dieser Notwendigkeit kommen müssen. Vielleicht beansprucht die Verwaltung eines großen Besitzes in heutiger Zeit, mit all dem verzwickten Drum und Dran von behördlichen Verboten, Geboten, sozialen Maßnahmen, den ärgerlichen, zeitraubenden Verhandlungen mit politisch verhetzten Landarbeitern die ganze Kraft dieser zu wahren Volksführern bestimmten Männer. Freilich läßt der bloße Anblick dieser kraftstrotzenden, herrenhaften Gestalten den Schluß zu, daß selbst diese ungewöhnliche körperliche und geistige Inanspruchnahme die Tatkraft dieser Kraftmenschen nicht voll zu beanspruchen vermag, sondern, kommt Not an Mann, die Hergabe äußersten Willens und Könnens selbstverständlich machte.

Wir sind aber in einer solchen Notlage, sogar in der größten, seitdem der Begriff Deutschtum gilt.

Mit diesen Worten, Herr Graf, suchte ich Ihre besondere Anteilnahme zu erwecken. Ich hoffte im stillen, Sie würden meinen Plan begeistert aufgreifen und sich als Tatmensch unverzüglich zunächst im engeren Umkreis Ihrer Adelsgenossen für die Verwirklichung dieser reichsnützlichen Gedanken einsetzen.

Statt dessen bereiteten Sie dem Enthusiasten eine merkliche Enttäuschung. Nie werde ich Ihre Antwort, Ihr Mienenspiel dabei vergessen. Sie sagten mit einem leisen Lächeln und hochgezogenen Augenbrauen: „Da werden Sie kaum Gegenliebe finden. Ich kenne meine Standesgenossen. Sie bewirtschaften ihre Scholle aufs beste; halten sich heute von politischer Betätigung im öffentlichen Leben grundsätzlich fern und gehören dem „Preußenbund" als zahlendes Mitglied an. Von Berlin wissen sie nur noch, daß dort ihre ‚Deutsche Tageszeitung'

und der Rittergutsbesitzer-Kalender gedruckt wird und daß dort ehemals die Hohenzollern residierten. Muß man einmal den Bahnhof Berlin berühren, dann möglichst ohne auszusteigen. Da die alte Armee aufgelöst ist, der Offiziers-Adel sich in alle Winde zerstreut hat, so ist ein weiteres Gesprächsgebiet: Rangliste, Rennsport, Beziehungen zu dem Offizierskorps und Offiziersfamilien weggefallen. Vom Kriege spricht man nur ganz flüchtig, vom Umsturz gar nicht; von deutscher Gegenwart ungern, und über die Zukunft schweigt man sich vielsagenden Gesichtes aus. Alle Sorge verwendet man dafür auf die Familie, den Nachbarverkehr und die Erörterung landwirtschaftlicher Fragen. Die Zeit vergeht dabei auch rasch genug."

So beschieden Sie mich.

Entsinnen Sie sich, Graf X? Zuerst habe ich auf diese Ihre Schilderung gelacht. Dann habe ich „Gott behüte!" gesagt. Schließlich bin ich ernst geworden und habe meinen Gegenangriff geritten. Sie aber, mit Ihrem feinen Lächeln, blieben unerschütterlich. Und ich habe hernach auf Nachbarschlössern, zu denen Sie mich, Ihren Sommergast, mitnahmen, feststellen müssen, daß im Verlaufe einer zwanglosen Unterhaltung bei Cognak, Zigarre, Zwischenruf junger Mädchen, Scherzen und Lachen, sich freilich Ihre Anschauung zu bestätigen scheine. Zu einem ernsthaften Gespräch fand ich keine Gelegenheit. Oder gab man sie mir nicht?

Aufgegeben habe ich meinen Vorsatz — den Vorsatz von Tausenden grübelnder deutscher Männer — natürlich **nicht**. Im Gegenteil. Ich dränge stärker als je auf seine Verwirklichung. Denn unter deutschen Männern gleicher Anschauung und gleicher Sorge ums Vaterland sollte es Unmögliches in sachlichen Dingen der völkischen Gemeinsamkeit und nationalen Kultur kaum geben.

Schon ist der Winter Gebieter der Zeit. Des Landmanns beschaulichere Zeit beginnt. Er greift zu seinen alten Kalendern; er disputiert und spintisiert (um bei diesen alten Worten zu bleiben) — und wenn er Besseres hätte, so gäbe er seine besinnlichen Stunden gern dafür her. **Schafft ihm Besseres!** Zeigt seinen Töchtern, zeigt den Kindern eurer Landarbeiterfamilien, wie sie statt süßlicher Courths-Mahler-Schmöker und seichter, lebensunwahrer Ullstein-Bücher für billigeres Geld sich die herrlichen Volksgüter, die einer von den vielen unserer großen deutschen Dichter aus Herz und Hirn in engster Gemeinschaft mit Sitten und Denkweise seines Volkes schuf, erstehen können und dabei zu ganz anderen inneren Erlebnissen gelangen werden, als über dem Machwerk einer unbedenklichen, geldraffenden Bücherfabrikantin oder der Hersteller seichter und unkünstlerischer Gebilde!

Der Großgrundherr führe seine Bauern und Landarbeiter zu den Quellen unerschöpflicher deutscher Kraft und Innigkeit! Er zeige ihnen das Heiligtum ihres Volkes: das klopfende, bangende, frohlockende deutsche Herz, wie es schlug, seitdem deutsches Wesen auf deutschem Boden gedeiht! Er sei wahrhaft Führer des Volks zu den Quellen **deutscher Kunst und Weisheit!**

Wie ich es im einzelnen meine, das, Herr Graf, zeigt Ihnen mein Aufruf, den ich in mehreren Abzügen mitsende.

Haben Sie Dank, verehrter Graf X. Wenn Sie auch über meinen Brief und den Aufruf wieder die Lippen kräuseln werden — ich weiß meine Nöte gut bei Ihnen, dem ernsten und weitblickenden deutschen Manne aufgehoben. Wenn Sie mich Ihre Meinung über die Verwirklichungsmöglichkeit meiner Vorschläge hören lassen wollen, so werde ich dies mit Freude und Dank begrüßen.

Glückt's, dann seh' ich Sie nach Weihnachten im Herrenhause zu B., dem mir so unvergeßlichen. Ich komme dann als Führer der kleinen Kunstgemeinschaft, die von Ort zu Ort in der Neumark herumzieht, um Ihnen und Ihren Dörflern **edle deutsche Kunst** in Weiheabenden eigen zu machen.

Hans Schoenfeld



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Eberhard König

Zum 50. Geburtstag (18. Januar 1921)

„Ein Spielmann durch deutsche Lande fährt,
Der führt eine heilige Geige . . .“

Voll heißer Inbrunst und ungestillter Sehnsucht sucht er nach der wunderherrlichsten, tiefsten Melodei, nach der „silberfarbenen Wolkensaumweise“; nach härtesten Anfechtungen wird ihm das seelenerlösende Lied zuteil, und glückestrunken geht er nun zu den Menschen, ihnen Trost und Heil zu spenden — aber nur, um zu erfahren, daß niemand seine Weise zu deuten vermag, daß er stumpfen und tauben Ohren spielt, daß man ihn verlacht, verhöhnt, ihn einen albernen, langweiligen Tropf schilt, einen mürrischen Kerl, der zu nichts zu brauchen sei; muß er die grausame Wahrheit erleben:

„Wer in Ängsten die ewige Weise sucht,
Der sei gesegnet, der sei verflucht!“ . . .

Dieses bitter-traurige Lied von der „silberfarbenen Wolkensaumweise“ hat der schlesische Dichter Eberhard König seine Biographie genannt. Denn auch über seinem Leben stand lange, sorgengraue lange Jahre das Goethewort geschrieben: „Ein deutscher Dichter — ein deutscher Märtyrer“. Und es gehörte der Hochsinn eines ganzen Mannes dazu, ohne an schnöden Gelderwerb zu denken, stolz und aufrecht, unbekümmert um den Geschmack der Vielen und den Beifall der Kunstrichter, seinen Weg zu schreiten, stets den Mut zur Wahrheit zu behaupten, vor allem zur Wahrheit um den Preis des eigenen Glückes; sich den „Glauben an den Glauben“ nicht rauben zu lassen, sich trotz aller menschlichen Niedertracht und Unzulänglichkeit durchzuringen zum sicheren Besitz: „Menschenschönheit ist wahr!“ und zum weltüberwindenden Christusglauben: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele“ . . .

Aber nun endlich scheinen die Zeiten der Verkennung hinter dem Fünfzigjährigen zu liegen; nun wächst die stille Gemeinde, auf die es ankommt, von Tag zu Tag; nun erkennt man, daß seine „Werke eine Mitarbeit am geistigen und seelischen Wiederaufbau Deutschlands bedeuten, weil in ihnen die deutsche Seele sich auf ihr Tiefstes und Bestes besinnt und eine hohe Künstlerschaft dies fesselnd und einprägsam macht“. (Schles. Zeitung, 20. 7. 1919.)

Glückverheißend genug war Eberhard Königs Eintritt in die deutsche Dichtung erfolgt, als der damals 26jährige Altertumsforscher und Philolog in Berlin so nebenbei ein Drama schrieb: „Das riß ihm das Leben gleichsam aus den Fingern noch tintenfeucht“. Mit diesem glutheißen Erstlingswerke, dem „Filippo Lippi“, hatte er ein erstaunlich reifes Schauspiel geschaffen, über das er in dramatischer Hinsicht kaum noch hinausgewachsen ist; und es bedurfte keines großen Scharfblickes, wenn ihm damals Männer wie Max Grube, Rich. Strauß, Graf Hochberg, Heinrich Hart, Albert Bielschowsky, Ad. Stern nach solcher Leistung zujubelten: „Sie sind berufen!“

Zur Weihnachtszeit des Jahres 1898 ward dann in einem glückhaften Schaffensrausch von fünf Tagen der „Gevatter Tod“ heruntergeschrieben, dieses köstliche Märchen von der Menschheit, das sich mit der großen Frage nach „Stirb und werde!“ auseinandersetzt in einer an Spinoza gemahnenden Lösung: Es gibt keinen Tod; was wir so nennen, ist Erscheinungsform des ewigen Lebens. Glück findet hienieden nur, wer die Selbstsucht meistert: der junge Mensch unbewußt, der greise in bewußtem Verzicht, dazwischen aber liegt ein grausam harter Kampf vergeblichen Raffens und Ringens.

Bei der Uraufführung am Berliner Kgl. Schauspielhause ward der Dichter überschwenglich gefeiert als „Veni-vidi-vici-Kerl“ (A. Bielschowsky) [wie denn Eb. König dem Publikum gegenüber niemals durchgefallen ist!]. Am nächsten Tage aber sah er sich von einer in engherzigstem Naturalismus befangenen Kritik nach allen Regeln der Kunst heruntergerissen und als „Gernegroß“ lächerlich gemacht.

Nur einen Augenblick war der Dichter entmutigt: „Die Gewißheit, große Stunden der Gnade im Schauen und Schaffen erlebt zu haben, die dem Künstler einen charakter indelebilis aufprägt, läßt sich ein rechter Kerl durch kein Heer von Kritikern rauben.“ Und der Glaube an sein Werk hat den Dichter nicht betrogen. Weihnachten vor einem Jahre (1919) feierte der „Gevatter“ auf dem Nürnberger Stadttheater fröhliche Urständ und ging dann auch in Breslau und Lübeck über die Bretter.

Lange Jahre freilich hatte König nach der Ablehnung seines Märchenspiels durch die großstädtischen Kunstrichter mit den ärgsten Vorurteilen zu streiten; und nur selten gelangte eines seiner großen Dramen auf die Bühne. Zwar die nächsten feinen Seelengemälde „Klytaimnestra“ und „König Saul“ (1903) werden noch aufgeführt; das biblische Drama, das den Kampf zwischen dem Halben (Saul) und dem Vollmenschen (David) behandelt, wird sogar von einigen hellsehenden Kritikern in seiner Bedeutung erkannt. Aber von den Schauspielen der nächsten Zeit: „Frühlingsregen“, „Meister Joseph“ und „Wielant der Schmied“ geht nur der „Meister Joseph“ über die Bretter, eben weil er als naturalistisches Drama dem Zeitgeschmack entgegenkam. In den Tagen, wo der Dichter ganz der Wirklichkeit abgewandt, ganz Luftwandler war, wo ihn der hochgestimmte „Wielant“ in die altgermanische Götter- und Heldenwelt entrückte, in der gleichen Zeit zog ihn die handfeste, erdvermählte Handlung des „Joseph“ an, dessen Gestalten und Vorgänge von unerhörter Gegenwärtigkeit sind. Tatsächlich schrieb er in einem unvergeßlich schönen Sommer zu Waidmannslust (1904) beide Handlungen durcheinander, bald an dem Kriminalstück mit seiner engen, stickigen Atmosphäre, seinem eklen Diebsgesindel, bald an dem wundersamen Höhenflug des germanischen Gottsuchers arbeitend; und vielleicht ist grade die Beschäftigung mit dem herb-realistischen Stoff des „Joseph“ auch dem „Wielant“ zugute gekommen und hat ihm eine wundervolle Ursprünglichkeit, eine köstliche Frische, einen Schuß herzhafter Derbheit gespendet. Noch heute erscheint mir der „Wielant“ als ein Höhepunkt von des Dichters Schaffen, als ein unvergänglich Lied von der heiligen Not, der ungestillten Sehnsucht des germanischen Menschen. Man braucht kein Seher zu sein, um dieser sprachgewaltigen, tiefen Erlösungsdichtung eine große Zukunft vorauszusagen. Auch für das allerliebste Lustspiel „Frühlingsregen“ wird noch die Stunde kommen, vielleicht durch Herm. Durras Vertonung als komische Oper.

Den größten äußeren Erfolg errang dann der Dichter mit seinen Festspielen „Stein“ (1907) und „Albrecht der Bär“ (1911). Der „Stein“ ward zunächst von Bürgern der Stadt Jena, noch erfolgreicher unter Eb. Königs Leitung in Charlottenburg, endlich auch am Neuen Schauspielhause zu Berlin aufgeführt. „Der heiße Atem fortreißender Leidenschaft, der durch das Ganze lodert, macht dieses Festspiel zu dem gelungensten, das ich je auf der Bühne sah, hebt es weit hinaus etwa über den Devrientschen ‚Gustav Adolf‘“, so urteilte damals Adolf Petrenz in der Tägl. Rundschau (3. 11. 1907, Nr. 517). Sicherlich haben wir in unserer Dichtung kein zweites Drama, das in so packender Weise die gewaltige Erhebung unseres

Volkes vor hundert Jahren vor Augen führte, wie dieses ehrliche, von hohem sittlichen Idealismus durchglühte Festspiel, das uns grade in diesen Tagen der Schmach und Knechtschaft, wo uns Kleinglaube und Verzagtheit beschleichen wollen, viel werden kann. Vom großen Ringen zwischen Slawen und Deutschen, vom Aufeinanderprall zweier Weltanschauungen handelt „Albrecht der Bär", den Eberhard König im Auftrage der „Brandenburgia" dichtete. Das Drama gelangte als Freilichtspiel an der geschichtlich bedeutsamen Stätte des Pichelswerder bei Spandau zur Aufführung: Zu beiden Seiten der Havel und auf dem Flusse selbst spielte sich ungezwungen die erschütternde Handlung ab, und in diesem großartigen Naturrahmen ließen sich Wirkungen erzielen, wie sie auf einer Bretterbühne auch nicht annähernd zu erleben sind. So wenn Ritter Heidenreich, zerzaust und zerrissen, auf abgehetztem Rosse, im Angesicht der Zuschauer viele hundert Meter heranjagte und mit letzter Lungenkraft den Schreckensruf ausstieß: „Verrat! Brandenburg ist hin!" Oder wenn am siegreichen Albrecht und seinen Mannen unter Trauergesängen das Schiff mit dem Leichnam des treuen Werner von Veltheim feierlich vorüberglitt; oder wenn am Ausklang des Spiels sich Jaczo totenbleich über Albrechts dargebotene Rechte beugte, die Kiefern, von der Sonne gerötet, zu ihren Häupten im Abendwinde leise wehten, das Licht sich tausendfältig in der Havel brach, die Vöglein in den Zweigen ihr Tagesabschiedslied anstimmten und Abendfrieden sich in die Herzen der Zuhörer senkte. Dieses wundersame Einfühlen der Dichtung in das Landschaftsbild kam bei dem heißen, regenlosen Sommer des Jahres 1911 voll zur Geltung, und Tausende konnten hier ein Stück großer Heimatgeschichte miterleben.

Im Schauspiel „Don Ferrante" (1910) kehrte der Dichter zur Renaissancezeit zurück, beantwortet er die Frage: Wie kommt es bei einem, der ganz und gar ein Unbedingter zu sein glaubt, nicht Menschen- und nicht Gottesfurcht kennt, zur sittlichen Tat, zum Sieg über das Ich, das eigene Begehren? Der übermenschelnde Tyrann Don Ferrante erlebt in einer Offenbarung die Würde der anderen Seele, die sittliche Hoheit Isottas, der heißbegehrten Frau, und nun wird aus seiner begehrenden Liebe in tief erschütternder Stunde jene Liebe, die uns erhöht, die uns besser und edler macht in dem großen Bestreben, dem Werte der anderen Seele ebenbürtig zu sein: sein adliges Selbst, das was es eigentlich ist, grüßt das Edle in der Frau und findet in ihr seine Erlösung.

Das mythologische Schelmenspiel „Alkestis", das im selben Jahre wie der „Ferrante" erschien, eine Parodie voll Ulk und Tiefsinn, ward trotz der Preiskrönung durch den Verband deutscher Bühnenschriftsteller nur einmal in Berlin als „Nachtvorstellung" herausgebracht!

Mehr Beachtung fand das sprachlich und gedanklich edle Schauspiel „Teukros" infolge einer mustergültigen Aufführung am Kgl. Schauspielhause zu Dresden (1915). Es ist das Drama des Unechtgeborenen und Verkannten, der sich zum Sieger aufschwingt über das Geschick, dem der Echtgeborene, für stärker Gehaltene (Ajas) erlag. Viel Selbsterlittenes steckt in dieser „Selbstoffenbarung leidenschaftlichster Art".

Jetzt arbeitet der Dichter an einem großen Vorwurf: die Riesengestalt „Dietrichs von Bern" will er zum Leben erwecken. Das umfangreiche Spiel, das den Kampf zwischen Treue und Schläue, Helden und Händlern, Christus und Cäsar, Seelenfrieden und Sinnenglück zum Austrag bringen soll, wird drei Abende ausfüllen. Der erste Teil, „Sibich", der Ende 1918 erschien, zählt zu den stärksten, gedankenvollsten und reifsten Werken des Meisters; in ihm ist es dem Dichter gelungen, eine der herrlichsten deutschen Heldengestalten von hohem religiösen und sittlichen Gehalt als ein teures Vermächtnis seinem Volke neu zu schenken. Hier hat er sich durchgekämpft zur Weisheit des Lutherwortes: „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib, Laß fahren dahin, Sie haben's kein'n Gewinn, Das Reich muß uns doch bleiben!" Wie Dietrich im Kampfe mit Romas Kaiser und dessen Geschmeiß auf Besitz, Macht und Heimat verzichtet, weil er nicht untreu sein kann, wie er aber Ehre und Glauben rettet und hochgemut mit seinen Schwertgesellen ins Elend reitet: das ist ein stolzes, köstliches

Bekenntnis für unsere trübe Zeit. Künstlerisch vielleicht noch vollendeter, religiös noch tiefer schürfend ist der zweite Teil, „Herrat“ (1919), der uns Dietrichs Glaubenskämpfe in der Fremde erleben läßt. Des Berners Führerin zum Licht, die „kleine“ Herrat, ist ein echt deutsches Weib, voll verstehendem Herzenstakt und seelischer Anmut, von hochherzigem Ernst und heroischer Glaubensgewißheit, voll lieblicher Schelmerei und fraulicher Schlauheit, wohl die prächtigste unter all den herrlichen Frauengestalten, an denen Königs Dichtungen so reich sind. Welch ein weiter Weg, welch stolzer Aufstieg des Dichters von seinem verzweifelt ausklingenden Erstlingsdrama „Filippo Lippi“ bis zum sieghaft-lebendigen, männlich-starken Gottes- und Christusbekenntnis im „Dietrich“! Mit froher Zuversicht darf man dem Schlußteile der Trilogie, der „Rabenschlacht“, entgegensehen.

Auch als Erzähler und Übersetzer hat sich König mit Erfolg betätigt und zuerst der Jugend einige gediegene Bücher geschenkt. Einen weiteren Leserkreis gewann er mit den wundertiefen Legenden „Von dieser und jener Welt“ (1916); dann durch die schalkhafte und dabei tiefsinnige Rübezahlmär „Wenn der Alte Fritz gewußt hätte...“ (1917) und die ergreifende, zarte, traumhaft zarte Geschichte einer Jugend, „Fridolin Einsam“ (1918). Leider muß ich es mir versagen, diese und andere Werke (Zeitgedichte, Musikdramen, Übersetzungen) nach Gebühr zu würdigen und kann nur im Vorbeigehen die drei Hauptstücke der sprach- und stimmungsstarken Legenden grüßen: das poesievolle, tief erschütternde „Märchen vom Waldschratt“, die eingangs genannte „Silberfarbene Wolkensaumweise“ und vor allem das glutvolle Epos „Hermoders Ritt“, „vielleicht die bedeutendste Weltanschauungsdichtung, die während des Weltkrieges hervorgetreten ist, das einzige Werk, wie mich dünkt, in dem bei uns der Geist der Edda wirklich wieder lebendig geworden ist, freilich schwer und dunkel, wie alle solche Dichtungen“ (Adolf Bartels) — ein Lied, das bald von düsterer Götterdämmerungsschwermut, bald von tapferster Lebensstreiterzuversicht erfüllt ist:

„Vom Opfer lebt das Leben, in Opfern zeugt sich's fort,
Wer sich entreißt dem Ringe, verrottet und verdorrt.“

Und auch wir wollen gleich dem leidgereiften Dichter — trotz allem, was geschehen ist und noch geschieht — an Wotans Gruß an die Menschen glauben:

„O ihr, in Not gebunden!
Niemals soll euch verlöschen das Leuchten hoher Stunden,
Da Walhalls Zinnen strahlen und Männerglaube schwört,
Daß diese Welt den Helden, daß sie dem guten Gott gehört.“

Dr. Martin Treblin

* * *

Rübezahl und der alte Fritz

In seiner Rübezahlmär „Wenn der Alte Fritz gewußt hätte“ läßt der schlesische Dichter Eberhard König den Naturgeist, aus Begeisterung für den großen Monarchen, schließlich im Heere Friedrichs dienen. Hier eine Stelle aus dieser humorvoll-kühnen Verbindung von Natur und Kultur!

In dieser Nacht wanderte Rübezahl rüstig durch das Gebirge und trieb sich ungesehen vor Landeshut zwischen den Reitern Nádasdys herum, die in der Morgenfrühe nach Reichenau und Freiburg aufbrachen. Hinter dem Feldmarschalleutnant schloß sich das langsam vorrückende Heer der Österreicher und Sachsen in den Bergen zusammen, dem der Rastlose natürlich auch einen Besuch widmete, nicht anders als sei er der oberste Kriegsherr oder Heermeister, dem es obliege, festzustellen, ob alles beieinander sei. Armer Preußenkönig, zweiundachtzigtausend Mann sammelten sich da fröhlich bei den Kochtöpfen, in einer Stimmung, als sei es mit dir Matthäi am letzten! Seinen Spaß hatte Rübezahl aber, wie langsam und gemütlich da drüben

alles herging Der Herzog von Sachsen-Weißenfels ließ hübsch auf sich warten, es gab Aufenthalt über Aufenthalt, und Prinz Karl war wütend, daß man dem Preußenfritz so viel Zeit ließ, Gegenmaßregeln zu treffen, die seinen ganzen schönen Feldzugsplan zuschanden machen würden.

Rübezahl aber faßte sich wiederum an seine nicht unbeträchtliche Nase im begreiflichen Staunen über sich selber: über sein dummes Vergnügen nämlich an dem Ärger des Lothringers und seine lächerliche Parteinahme für den „kleinen Racker“, den Brandenburger. Immer wieder rüffelte er sich selber: Was geht dich in aller Welt das blauröckige Männlein an? Und immer wieder ertappte er sich bei dem heimlichen Herzenswunsch, daß es dem blauröckigen Männlein doch ja gedeihen möge! Machte er sich doch sogar in einer schönen dunklen Nacht die Mühe, sich in Person zweien österreichischen Ausreißern anzuschließen, Lumpenkerlen, die sich zu dem neugebackenen General von Winterfeldt führen ließen und dem, der gar zu neugierig auf dergleichen war, gute Mär sagten vom Aufmarsch und Angriffsplan der Feinde. Ja, mehr noch: Er wußte da selber so gescheit und kriegskundig wie ein alter Feldhauptmann dreinzuschwatzen, daß, weiß Gott, der junge General, der ihm übrigens als ein frisches, fröhliches Mannsbild über die Maßen gefiel und seine grillenhafte Vorliebe für den Fritz nur vermehrte, sich durch ihn veranlaßt sah, seinem König die Mahnung zugehen zu lassen: „Näher heran, Majestät, näher heran jetzt mit euren Harsten an den Schauplatz der himmlischen Rauferei, die allerdemnächst losgehen muß, damit die Kerle drüben keine Zeit finden, sich in der Ebene festzusetzen oder gar zu verschanzen!“

Und siehe da, Friedrich folgte dem Rate und ließ sein Heer schleunigst nach einem Rechtsabmarsch zwischen Obergräditz und Reichenbach ein Lager beziehen. Ja, wenn der Fritz gewußt hätte! Alles ging nach Wunsch und Berechnung. Am 20. des Wonnemonats meldete der wachsame und kampfbegierige Winterfeldt: Die Vortruppen des Gegners gehen vor nach Freiburg und nach Bolkenhain. Was gilt's? Bald ergießt sich der große Strom der Hauptmacht in die Ebene, und dann packen wir sie! Herrgott im Himmel, warum sind die Kerle so dumm?! Offenbar sind sie mit Blindheit geschlagen, weil von der Vorsehung gnädigst zum Prügelkriegen bestimmt.

Um Mitternacht schritt der Menschenverächter Rübezahl über den Kamm seines Gebirges. Sicheren Fußes wanderte er über das Hochmoor und lauschte befriedigt dem Quellen und Sickern, Rinnen und Raunen der tausend Wässerlein, die im dichten Schwammicht der verfilzten Pflanzenpolster sich sammeln. Er grüßte die feine Anmutgestalt der Berganemone und des üppig wachsenden Goldfingerkrautes; denn seinen Geisteraugen trank das bleichende Mondlicht nicht die Farben und kleinen Formen hinweg, ihm lag jede Blüte, jedes Moos und Gräslein fein säuberlich vor den nachtsichtigen Augen.

Über die Höhe ging's, wo die Wasser, hier nach der Elbe, dort nach der Mummel sich scheiden, über die Naworer Wiese den Pfad hinab zwischen Elb- und Pantschewiese. Immer wieder freut sich sein Auge und Herz, wie weich umrandet im silbernen Mondenduft die dunkle Gestalt des Ziegenrückens sich hinstreckt; dort das wilde Tal der Sieben Gründe. Vorbei, vorbei! Tief drunten regt die kaum geborene Elbe ihr jungfrisches Rauscheleben; ein Gießbach stürzt ihr von oben liebevoll entgegen, ihr Wasser zu nähren, und verstäubt in wehenden Schleiern, die in der Luft hangen zu bleiben scheinen. Mit Behagen verweilte der Herr seines Reiches am jähen Rande des Abgrundes und sah hinab zu den mächtig aufgetürmten Wäldern, die aus der Schlucht zu ihm emporwuchsen. Drüben der kahle Steinwipfel des Hohen Rades. Nun eilend, eilend, als triebe ihn Ungeduld der Sehnsucht, von der Elbquelle über wasserunterspültes Gesträuch und Gestrüpp — kein Menschenfuß fände da Halt und Steg — hinüber zu den Schneegruben, hinab zum Grunde der Großen Grube, wo das Ungeheure der frostdurchhauchten Urweltwildnis, die ringsum zu schroffen Graten emporstarrt, ein Menschenherz in dieser einsamen Morgenstunde in Grauen überwältigen würde.

Hier stund für Rübezahl der Thron seiner Einsamkeit, wo er sich selber in seiner Geistwürde genoß. Die furchtbare Öde der Karen, wo sogar der Spiegel des Teiches drunten wie ein Jenseitsschrecken dunkelt, den gleich ein Totenfährmann auf seinem Nachen überqueren wird, sie ist ihm mit nichten erstorben, er fühlt nichts von den Schauern der trostlosen, herzbeklemmenden Unwirtlichkeit, die den Weibgeborenen hier zu dieser nächtlichen Stunde anherrschen würde: Fort, was suchst du hier? Hierher gehört kein schlagendes Herz! Der Berggeist, er trinkt hier den Hauch der Ewigkeit, der seine Seele nährt, hier fällt alle Bosheit und Laune von ihm, hier ist er der herrgeborene Sohn der Ewigkeit. Und hierher hat es ihn getrieben, um wieder einmal seiner Hoheit inne zu werden — weil er sich des Männleins im blauen Rock mit den strahlenden Augen erwehren mußte! Hier wirkte der Gedanke an jenes Menschenkind anders, anders klang hier die unwillige Frage: Was will er von mir? Was hat er so zu gucken? Nein, nein, am besten, alter Knabe, man schlieft fein wieder zu Berge und läßt das krabbelige, wuselnde Gewürm allein seine lächerlichen Händel ausfechten!

Doch seltsam, wie ewig-erhaben auch der Ernst der kahlen Felsen dreinschaute, auch hier gab er ihn nimmer frei. „'s hat schon sein Bewenden mit dem," murmelte er in seinen Bart, „er ist halt nicht wie die andern." In dieses Mannes großem Blick witterte sein Geisterwesen etwas, das von höherer Würde sprach, als gemeiniglich dem Tun und Streben der Menschen innewohnt. Sie sind gemeiner Art, allzumal, und meinen ewig nur sich. Hier aber kündete sich ihm untrüglich ein menschgestaltetes Teil der ewig schaffenden und bauenden Erdkraft an; und das wollte ihn zwingen, zu bekennen, daß auch im Menschen Hoheit sei. Aber war das wirklich an dem — in dumpfem Grimm fühlte er da etwas gebietend sich aufrecken, etwas, das Ehrerbietung und Unterwerfung heischte, Ehrfurcht, beim ewigen Erdfeuer, vor Ihm!...

... Auf dem Galgenberge von Hohenfriedberg war's. Heute heißt's die Siegeshöhe, und ein Tempelchen erzählt dort den Deutschen von Friedrichs Ruhm. Weit öffnet sich hier der Blick in die Ebene. Das Heer der Österreicher hatte am Gebirgsrande seine Stellungen eingenommen, die beiden Heerführer waren schon zum zweiten Male auf den hohen Luginsland geritten, Ausschau zu halten nach des unbegreiflich zaghaften Preußenkönigs abziehenden Scharen. Der hatte selber liebevoll Sorge getragen, daß die Meldungen im Lager des Prinzen Karl sich häuften, der böse Preußenkönig weiche Schritt vor Schritt zurück gegen Breslau, und hatte obenein, auf daß dieser Glaube zur Überzeugung reife, an allen Straßen nach Breslau fleißig arbeiten lassen. So hatte der Feind, seiner Sache gewiß, sich jeglicher Vorsicht entschlagen und war wohlgemut bis an die Ausgänge des Gebirges vorgerückt. Jetzo stunden da oben der sächsische Heerführer und der Schwager der Kaiserin und hielten Kriegsrat. Nádasdy hatte warnende Meldungen geschickt, Friedrich stehe in seinen vorigen Stellungen; doch man glaubte lieber, was zu glauben angenehmer war. Wenn der Herzog von Weißenfels auch noch allerhand Bedenken gegen den Vormarsch beibrachte — es sei auch kein so leichtes Ding, mit der gesamten Streitmacht auf einmal, breit und prächtig, wie sich das gehöre, in die Ebene hervorzubrechen, dergleichen wolle wohl vorbereitet sein —, der Prinz drängte vorwärts: Hätte Friedrich sich ihrem Vormarsch widersetzen wollen, warum nahm er nicht die prachtvollen Höhen da vorn bei Striegau ein? Nein, kein Zweifel, rückwärts ist die Losung da drüben, was auch der Bewunderer des übermütigen Brandenburgers, Prinz Ludwig Ernst von Braunschweig, der ihm ein solch ruhmloses Davongehen nicht zutrauen mag, dagegen einwende. Seht doch hinab, wo steckt er denn? Wo steckt er denn? lief's höhnisch beim Mahle um die Tafel. Rübezahl lachte sich ins Fäustchen und hielt mit niederträchtigem Schmunzeln ehrerbietigst Seiner Kaiserlichen Hoheit eine duftende Schüssel vor die Nase. Dort, Kaiserliche Hoheit, hinter den bebuschten Erdwällen, Nonnenbusch heißt die Erhöhung bei Jauernik, dort lauert die gesammelte Streitmacht der Preußen; die Trüppchen, die hier und da noch in der Ebene sichtbar sind, das ist mitnichten nur der Schwanz der preußischen Heeresschlange!

So war heute ein festlich Mahl unter dem strahlenden Junihimmel bei fröhlichem Lerchenschlag dort oben auf dem Galgenberg zugerichtet worden; und zum köstlichen Nachtisch sollte es das herzerfreuende Schauspiel geben, wie der Österreicher und Sachsen gewaltige Macht mit einem Schlage in acht Marschsäulen aus den Bergen heraustrat. Hei, wie klangen da oben die Gläser aneinander. Vivat Maria Theresia! mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel rückten, nach langem Hin und Her, endlich in der vierten Nachmittagsstunde des 3. Juni 1745 die schimmernden Truppen gradaus in die Ebene vor. Ein Meisterstück, das soll uns einer nachmachen! Den hohen Herren lachte das Herz im Leibe. Rübezahl auch...

[Und Friedrich auch, der nun die glänzende Schlacht von Hohenfriedberg schlug.]



Die Altonaer „Joseph"-Handschrift

Die vielbesprochene Handschrift, die in Altona aufgetaucht und deren Veröffentlichung im September von Hamburger Blättern geräuschvoll angekündigt worden ist, liegt nun im Drucke des Wissenschaftlichen Verlags Gente, Hamburg, vor, von ihrem Besitzer Dr. Paul Piper unter dem Titel: „Joseph, Goethes erste große Jugenddichtung", herausgegeben, eingeleitet und mit einem umständlichen philologischen Apparat, auch mit Proben aus dem Original versehen. Um es sofort zu gestehen: das umfangreiche, 200 Seiten Text, deren 30 Vorwort und etwa ebensoviel Lesarten enthaltende Buch ist eine schwere Enttäuschung und schlägt die geringen Erwartungen, die man noch an den angeblichen Goethe-Fund geknüpft hat, vollends zu Boden. Die Art, wie der Herausgeber die Verfasserschaft des jugendlichen Goethe begründet, ist von peinlicher Unsicherheit, unlogischem, widerspruchsreichem Dilettantismus und phantastischer Übertreibung. Schon das Bemühen, die Grenze der Abfassungszeit des Goetheschen „Joseph" möglichst hinauf, d. h. in das Jahr 1764, anstatt herab, in das vom Leipziger Goethe selbst ausdrücklich bezeichnete Jahr 1762 zu setzen — seine spätere briefliche Datierung lautet sehr unbestimmt — erweckt starke Bedenken. Zwar sind Pipers Schlüsse, die er hinsichtlich der Versifizierung des Epos zieht, richtig; aber nur, soweit er sie aus Goethes Leipziger Briefen, nicht aber aus „Dichtung und Wahrheit", der durch schwache Erinnerung getrübten und von Piper selbst zuvor als sehr unzuverlässige Quelle bezeichneten Altersbeichte, hernimmt. Auch was er über Wolfgangs ersten, den Joseph bergenden „Quartband" äußert, erscheint uns schlüssig, wie ihm auch zugegeben werden mag, daß das zum Feuertod „verdammte" Werk nicht auch wirklich verbrannt und nur nach wiederholter Sichtung zur Haft in Goethes „Koffer" verurteilt worden sein braucht. Aber die Deutung der Goetheschen Angabe, sein „Joseph" sei ein „prosaisches" Gedicht gewesen, mit der Berufung auf die erste Iphigenie oder die Reimepistel an Friederike Öser, gleicht einem krampfhaften Eiertanz und grenzt an Unsinn. Durchaus schwankend ist Pipers Ausdrucksweise bezüglich des Urhebers der Handschrift, so daß man lange im Zweifel ist, ob er sie Clauer, dem Schreiber Goethes, oder dem Dichter selbst zuschreibt — man liest staunend vom Einfluß Gellerts auf die Schrift des doch zweifellos schon in Frankfurt verfaßten „Joseph"! —, bis er zuletzt offenbar Goethe nur die Korrekturen zuweist, die aber entschieden, nach der handschriftlichen Probe zu urteilen, nicht von ihm herrühren. Nach Durchsicht der von mir erbetenen Akten der juristischen Fakultät zu Göttingen, die eine eigenhändige Promotionseingabe Clauers in lateinischer Sprache und Schrift vom 8. Mai 1753 enthalten, ergibt sich auch keine Übereinstimmung dieser Züge mit den Proben der Altonaer Handschrift.

Geradezu lächerlich sind die Beweisgründe für Goethes Rechtschreibung und Satzbildung, die aus seiner mundartlichen Sprechweise hergeholt sind; denn so natürlich sich der junge Goethe in seinem Dialekte gab, so korrekt war — schon in den labores juveniles und

seinen Briefen — sein Schriftdeutsch. Zumal aber in seinen ersten Dichtungen! Und völlig irreführend sind Pipers Behauptungen über die vermeintlichen Frankfurtismen, die ständige Verwechslung des Dativ und Akkusativ, die auf alles andere als einen süddeutschen Verfasser hindeuten, vielmehr auf einen Autor, dessen bedenkliches Halbdeutsch — auch in den szenarischen Bemerkungen — ganz wurzellos und unbodenständig anmutet und, wie auch das Wasserzeichen des Papiers verrät, auf einen ebenso frommen wie ungeschickten Herrnhuter weist, aus deren Kreisen ja auch die Handschrift stammt und dem Herausgeber überreicht wurde, der aber erst spät, „durch eine seltsame Fügung zu der Erkenntnis kam, welchen Schatz er darin besaß". Diese Berufung auf das mysteriöse, nicht weiter erklärte Schicksal erweckt mehr Vertrauen zu dem Fatalismus als zu der Goethe-Kenntnis des glücklichen Besitzers. Grotesk ist, was er über das Zusammenklingen der Erlebnisse des biblischen Joseph sowohl mit den Schicksalen des Frankfurter als des Weimarer (!) Goethe, was er über die Anlehnung des primitiv geschilderten Umzugs Josephs in Memphis an den prächtigen Einzug des königlichen Joseph in Frankfurt oder die Vorahnung der Prophezeiung der Straßburger Kartenlegerin bei Josephs Gesichten orakelt. Es bezeichnet den naiven Dilettantismus des (ja auf dem Gebiete der altdeutschen Literatur sehr bewanderten und verdienten) Herausgebers, wenn er beim Vergleich des Goetheschen „Joseph" mit dem Jugendgedicht „Höllenfahrt Christi" annimmt, daß dasselbe unter Gellerts Einwirkung in Leipzig verfaßt worden sei, während es doch — nach Goethes eigenem Brief vom 12. Oktober 1767 — in Frankfurt „zurückgelassen" und dort gegen seinen Willen von seinen Freunden im Jahre 1766 veröffentlicht wurde. Die Schlüsse aus dieser genialen „Jugendarbeit" des „glücklichen Ikarus" und „erfolgreichen Phaeton" mit ihren „glänzenden Metaphern" und „kühnen Vergleichen", die Hyperbel von dem „wonnigen, kräftigen, in Worte nicht zu fassenden Duft der Knospe" zeigen uns einen bis zur Monomanie in seinen Besitz und Fund verliebten Autor.

In Wirklichkeit ist die Wanderung durch die öde, breite, geschwätzige Reimerei des unbekannten, einen Lieblingsstoff der geistlichen Dichter des 17. und 18. Jahrhunderts — von Grimmelshausen und Philipp von Zesen bis auf Bodmer — mißhandelnden Poetasters ein erschlaffender Gang durch die Wüste, in der kein frischer Trunk oder Hauch einer Oase erquickt. Die großen, sicheren Linien der biblischen Legende, der „natürlichen, höchst anmutigen Erzählung", werden kläglich verwischt, die lebensvoll geschiedenen Charaktere nicht „gesondert und ausgemalt", wie Goethe es unternommen hatte, sondern verblasen. Hatte Goethe „durch Einschaltung von Inzidenzien und Episoden ein neues und selbständiges Werk zu schaffen gesucht", so berühren hier die aus dem eintönigen episch-dramatischen Geriesel der Tausende von Alexandrinern aufquellenden Springsäulchen der eingestreuten lyrischen Gesänge und „Arien" wie das unbeholfene Lallen eines kindischen Nachbeters. Saft- und kraftlos, ohne psychologische Vertiefung dahinschleichend, zeigt das Machwerk des Dichterlings nur hie und da einen Anflug zu höherem Schwung (z. B. in dem dreimaligen „Lebt Joseph noch" der Brüder in der Erkennungsszene V, Vers 1373 ff.); aber sofort singt die langbeinige, fliegend springende Zikade im Grase wieder ihr altes Liedchen. Alles in allem mutet dieser „Joseph" angesichts der wuchtigen alttestamentlichen Vorlage an wie ein zum erbärmlichsten — freilich mehr als einen Abend füllenden — Oratoriums- oder Opernlibretto verwässerter klassischer Text. Und in diesem Zerrbild erblickt der Herausgeber einen „Vorläufer zum ‚Faust'"!

Gewiß, Goethe selbst hat schon in seinen Leipziger Briefen sein Jugendwerk ob seiner kindlich-frommen und erbaulichen Einfalt zweimal verleugnet, und hat zehn Jahre später im „Urmeister", über seine gehaltlosen Erstlinge urteilend, gefragt: „Ein Knabe, der sich selbst nicht kennt, der von den Menschen nichts weiß, der von den Werken der Meister allenfalls sich zueignete, was ihm gefiel, was will der dichten?" Aber käme er heute wieder und stünde vor dieser ans Tageslicht gezerrten, mühsam einbalsamierten und pompös aufgebahrten Kindesleiche, deren Vaterschaft man ihm zuzuschreiben wagt, er entsetzte sich ob dieses Frevels oder

er, der alles Verstehende und Verzeihende, spräche im Hinblick auf seinen Frankfurter Jugendhelden und Liebling von dem Herausgeber der „wiederaufgefundenen Jugenddichtung Goethes“ lächelnd die biblischen Worte: „Da kam ein neuer König auf in Ägypten, der wußte nichts von Joseph.“

Dr. Ernst Traumann

Ein alemannischer Künstler

Hans Adolf Bühler

Nenne ich den Namen dieses Künstlers, des badischen Malers und Professors, so taucht vor meinem inneren Auge ein traumstilles „Eiland“ am Rhein auf. Sternübersät liegt der weite Himmel über schilfbewachsenen Wassern, dunkle Pappeln ragen in die Nacht, die Umrisse einer Burgruine auf niederem Hügel treten ins Mondlicht, mild grüßt einer Lampe Licht aus dem nahen Wohnhaus inmitten der grünen Wildnis. Sommernacht am Kaiserstuhl! Bühlers Reich — sein Heim und Haus am Alt-Rhein!

Wer diesen weltverborgenen Heimatsitz kennt, der versteht viele Landschaftsbilder, viele Radierungen des süddeutschen Künstlers aus ihren Tiefen heraus. Bühler ist ein durchaus Eigener. Ein bitter wahrer, durch und durch echter Mensch und Künstler, der keine Konzessionen, aber auch nicht die geringsten gegenüber den Menschen kennt, der malt, was er malen muß, der seine weltumspannenden Ideen, durchtränkt von Deutschtum, Innerlichkeit und Versenken in das Göttliche aus seiner Seele treten läßt in Bild, Radierung oder Skulptur. Viele dieser Bilder werden nur die „Eingeweihten“, um die theosophische Bezeichnung zu wählen, verstehen. Es geht diesen inhaltlich so tiefgefaßten Bildern wie es großen Tonschöpfungen geht, vor denen Ungezählte zwar bewundernd, aber doch ohne den Schlüssel zum Eingang zu finden, stehn. Sie lassen sich von den Tonfluten umbranden, lauschen staunend und ergriffen, der tiefste Sinn aber, der in dieser „andern Sprache“ sich aufschließen möchte, den fassen nur wenige.

So geht es den Bildern Bühlers, die die unbegreiflichen Wunder des Kosmos und der Menschenseele, die tiefste Gedankenwelt des Künstlers wie in zarte Schleier gehüllt erschließen. Das Höchste und Heiligste zeigt sich nur verhüllt. Aber es gibt Menschen, die es durch die Hülle schimmern und ragen sehen

Uns Künstlern ist zum Offenbaren der inneren Welten nur ein unvollkommenes Ausdrucksmittel in der Sprache, dem Stift, dem Meißel, dem Ton gegeben — vielleicht das vollkommenste noch im klingenden Ton. Dem Künstler ist bestimmt, zu ringen, immer aufs neue zu ringen, wie er das innerlich Geschaute und Erlebte nach außen sichtbar, hörbar offenbare.

Je größer das Genie, um so härter ist oft der Kampf mit der Materie, durch die es „reden“ muß. Je größer der Künstler, je mehr gilt von ihm das Schumannsche Wort: „Vielleicht versteht nur der Genius den Genius ganz.“ Oder das andere schöne Wort eines Dichters: „Dein Gleicher nur fühlt, wer du bist!“ —

Das läßt sich wohl bei H. Bühler anwenden. Über ihn, der wie Thoma den alemannischen Volkskreisen entstammt und sich auf seinem Lebensweg zu seltener geistiger Höhe emporbildete, ist schon viel geschrieben worden, ich möchte nur persönlich Erlebtes mitteilen. Bühler, den ich stolz Landsmann und Freund nenne wie H. Thoma, ist ein im Aufstieg Begriffener, ein fortwährend Wachsender, durch seine Kunst Offenbarungen verkündender Meister, der wie alle solche Künstler keine „Jahre“ hat, sondern lebt, wirkt, schafft! Eine erstaunliche Fülle auf allen Gebieten der Malerei, Radierkunst und Plastik schuf seine Hand. Auf Wanderfahrten durch Italien und Frankreich hat B. die Kunst anderer Großen in sich aufgenommen, sein Geist verarbeitete die Eindrücke und ließ sie auf sich wirken; aus Studien an fremden Mei-

stern klärte aber Bühler immer mehr sein eigenes Wesen, das bis auf den letzten Grund deutsch ist und blieb im tiefsten Sinn des Wortes. Seele, Gott, Überweltliches, religiöse Tiefkraft, sittliche Größe, menschliches Allumfassen auch des Kleinsten und Verborgensten in Gottes großem Schöpfungshaus — das offenbaren Bühlers Werke.

Ihr werdet nie die Kraft verspüren, die diese Bilder auf euch auszuüben vermögen, wenn ihr mit den landläufigen Begriffen von „Schönheit des Menschen“ vor sie hintretet. Wer aber sein Auge gebildet hat, das innerlich Schöne, das aus dem Wesen des Menschen hervorleuchtet, zu erkennen, wer die Volksseele studiert hat und ihre Ausprägung auf den Gesichtern der Menschen, der wird Bühlers Bildern anders gegenüberstehen.

In seinem großen Wandgemälde, dem Prometheusbild der Freiburger Universitätsaula, hat er eine aufsteigende Skala des Erwachens der Menschenseele und des Geistes gemalt, wie es erschütternder kaum gedacht werden kann.

Aus seiner alemannischen Heimat hat er wohl viele seiner Menschentypen geholt. Das Schwere, Schwerblütige dieser Menschenrasse tritt uns da ungefälscht, unverschönert, echt in seiner Volkskraft und Wahrheit entgegen.

Zwei Menschengesichter, die man nie vergißt, wenn man sie einmal gesehen, Bühlers „Christus“ und sein „Prometheus“, geben sprechendes Zeugnis von der dem Maler innewohnenden Seelen- und Offenbarungskraft. Mag man über die Auffassung des ganzen Christusbildes denken wie man will, was er in diesen Kopf legte, was uns daraus anblickt, wie auch aus dem Kopf des Prometheus, ist tiefstes deutsches Verstehen für die Sendung des Gottes- und Menschensohnes und dessen Leidensweg — aber ebenso deutsches Durchdringen der griechischen Sage vom Feuerbringer Prometheus, ein Hineinstellen dieser hier ins Deutsche übertragenen Gestalt in deutsche Volkswelt aller Geistesstufen. Mich überkamen beim ersten Sehen dieses Prometheusbildes Schauer der Andacht und der tiefsten Ehrfurcht vor der Gewalt und Kraft des Schöpfergeistes im Menschen. Die akademische Jugend Freiburgs, die täglich Gelegenheit hat, dies Kunstwerk zu sehen, kann viele innere Werte und Anregungen von diesem Bild mitnehmen, wenn sie sich Zeit zu längerem Verweilen davor und zum Vertiefen in dasselbe nimmt.

„Hüte die dir anvertraute Flamme des Edlen, Guten, Hohen!“ so mahnt der Blick des germanischen Lichtbringers, der Bühlers „Christus“ nicht unabsichtlich so ähnlich sieht. Siehst du die blaue Wunderblüte in Menschengestalt, die sich an den Riesen schmiegt? Sie erwacht zum Leben unter dem Schirm des Starken, der die Lichtquelle hütet. Deutsche Jugend, wahre und hüte deine heiligsten Güter, schütze die Flamme, die dir durchs dunkle Leben hindurchleuchten soll! So mahnt dieser Prometheus.

Neben dem „Christophorus“ („Stoffel“ nennt ihn der Meister), der auch eines der Bilder Bühlers ist, das ins innere Leben des Künstlers blicken läßt — wie meisterlich ist dies Werk in Anlage, Technik und Kolorit! —, möchte ich noch zwei Bilder aus seiner jüngsten Schaffenszeit nennen, die des Künstlers Wesen und Eigenart besonders widerspiegeln: das Bild des Mystikers und Schusters Jakob Böhme, der am nächtlichen offenen Fenster, durch das der Sternenhimmel hereinsieht, beim aufgeschlagenen Bibelbuch sinnend sitzt und bei dem das Geistwesen „Mensch“ in so innige Verbindung mit dem Kosmos tritt. Nur einer, der die Welten selbst kennt, in die sich Böhme versenkte, konnte dies Bild so malen, daß sogar die Farbengebung zur geistigen Deutung beiträgt.

Vor kurzem stand ich in der Werkstatt des Künstlers vor einem noch nicht ganz vollendeten Christusbild, auf dem unter dem dornengekrönten Haupt die mit Stricken gebundenen Hände sichtbar sind. Dieses bleiche, blutige, blonde (germanische) Haupt ist von erschütternder Schöne, der Blick, den dieser Christus auf uns wirft, von unsagbarem Ernst und Schmerz erfüllt. Das Bild, das die Heimatgemeinde im Wiesenthal als Kirchenschmuck von B. erhalten wird (zum Gedächtnis an die Helden des Krieges), ist von einer religiösen Kraft und genialen

Offenbarung. Bühler läßt hinter dem „Haupt voll Blut und Wunden" den wunderbaren nächtlichen Sternenhimmel erstrahlen, umsäumt von lichten Wölkchen, Geheimnissen des Kosmos. Ich erinnere mich nie, einen so tief erschütternden Christuskopf gesehen zu haben. Überall — das ist Bühlerweise — haben seine Bilder feinsinnige Ausschmückungen (auch die Radierungen), daß man beim eingehenden Sehen gar nicht aus dem Staunen kommt und das Letzte, Feinste aus des Malers Seele sich erschließt. Dieser Christuskopf sollte hineingestellt werden in deutsche Gegenwart. Er sollte in ergreifender Sprache den Menschen vor Augen treten, die durch den Ernst und die Tragik der Gegenwart jagen, taumeln, tanzen! Die Pfarrer müßten hier schweigen, wo dieses Haupt mit den festgeschlossenen Lippen so erschütternd redet, wo die Gewalt dieses Blickes den Menschen durch die Seele schneidet.

Und Bühlers Radierungen? Sie führen in dieselben Welten, von denen hier gesprochen wurde. Sie werden immer nur den kleinen Kreis „verwandter Geister" finden. „Das Nachtigallenlied", 12 Meisterblätter, zu denen Bühlers Idyll am Alt-Rhein den Hintergrund bildet, ist durchzogen von Klang und Tönen. Bühler gab jedem Blatt eine musikalische Unterschrift, ja eine Tonart, die das Bild charakterisiert. Wer das geheime Weben in des Menschen Seele, sein Werden und Wollen und Ringen im Leben zu zweien und das Schicksal, das mit Hagelschlägen auf das gewordene Leben fällt, nicht erlebte und kennt, der kann diese Blätter nie verstehen. Hier gilt erst recht das Sehen mit dem äußeren und inneren Auge und das Sehen hinter 'all dem Sichtbaren! Nun arbeitet Bühler an einem neuen großen Radierwerk „Schöpfungsgeschichte". Gesänge aus Dantes „Göttlicher Komödie" liegen der „Vorschöpfungsgeschichte" zugrunde.

Als ich die feingeätzten Kupferplatten in Bühlers Sommerwerkstatt auf „Sponeck" sah, da spielten funkelnde Sonnenstrahlen um die glänzenden Tafeln, und ich sah diese Strahlen in tiefdeutiger Art festgehalten in den Bildern auf dem Metall, und ihre Lichtkraft durchdrang die Schöpfung des Künstlers. Ein seltsames Ineinanderweben! Hier war's, wo die selige Erkenntnis meine Seele durchzuckte, daß der gottentbrannte Künstler Ewigkeitswerte hervorzurufen die Kraft hat, um damit die dunkle Welt zu erhellen und an der Leuchtkraft der eigenen Seele den Mut der andern Menschenseelen immer aufs neue zu entzünden.

Und noch ein Wunderbares sei hier ausgesprochen — „wunderbar", weil selten: Bühlers Wesen steht im Einklang mit seinen Werken. Hans Adolf Bühler der Mensch hält Bühler dem Maler die Wagschale. Wer ihn näher kennen lernte, der hat dies voll tiefer Freude erkannt und durfte teilhaben an seinem inneren Reichtum.

Zum Schluß ein paar Worte aus des Künstlers Mund, aus der Erinnerung an reiche Gespräche wiedergegeben:

„Die italienische Kunst ist Harmonie und Schönheit — die deutsche Kunst ist Geist und Seele. Hat ein anderes Volk Dome gebaut wie das Freiburger oder Straßburger Münster, oder den Kölner Dom? Wo sind in andern Nationen Künstler wie Dürer, Holbein, Grünewald und Memling zu finden? Ich vergleiche die deutsche Kunst im Gegensatz zu der anderer Nationen mit dem deutschen Veilchen, das duftet, während das große schöne Rivieraveilchen keinen Duft hat. Die schönste, üppigste Blume des Südens sagt mir nicht, was mir die Aglei, der Rosmarin sagt. Das deutsche Wesen, das in den letzten Jahrzehnten zuviel vom Ausland annahm, es muß wieder zurück zu seiner Urbestimmung und muß geläutert und gereinigt werden."

Clara Faißt



Henry Thode †

Glücklich, wer die Betrachtung über einen großen Menschen auf persönliche Eindrücke gründen kann. Ihm erschließt sich ohne weiteres jener Zusammenhang zwischen Wesen und Schaffen, aus dem sich das letztere einzig erklärt, indessen alle, welchen die Gunst einer solchen Anschauung nicht zuteil ward, nur mittelbar sich das Bild des Lebensganzen, welches Sein und Wirken umfaßt, zu erzeugen vermögen."

Diese Worte, mit denen der Anfang November in Kopenhagen infolge einer Operation unerwartet plötzlich aus dem Leben geschiedene bekannte Kunstgeschichtsgelehrte Henry Thode eine Würdigung Franz Liszts zur hundertjährigen Feier seines Geburtstages 1911 in den „Bayreuther Blättern" einleitete, darf ich in gewissem Maße auch für mich anwenden. Denn Thodes Lebensweg hat wiederholt den meinigen gekreuzt: sei es am Neckar, als er mir die Herrlichkeit seiner großen Ausstellung von Bildern des von ihm erkannten und „durchgesetzten" edlen Meisters Hans Thoma in seiner Heidelberger Wohnung erschloß, sei es bei mehrfachen Begegnungen auf dem Festspielhügel von Bayreuth, sei es bei Leipziger Vorträgen oder endlich bei der Enthüllung des Denkmals von Franz Liszt in Weimar am 31. Mai 1902, wo er die Festrede hielt.

Henry Thode, geboren zu Dresden im Jahre 1857, kam als junger Universitätsdozent um 1880 in Berührung mit Richard Wagner, die für sein arbeitsreiches und stets nur den idealsten Antrieben der deutschen Seele gewidmetes Wirken von entscheidender Bedeutung geworden ist. Von Geburt aus sehr musikalisch, erblickte er fortan das Wesen der Kunst überhaupt aus jenen Empfindungstiefen, in denen alles Geschaffene urheimatlich wurzelt, aus einem musikalischen Urgrund, und gewann so Schöpfern wie Geschaffenem ganz überraschend neue Erkenntnisse ab. Es ist hierbei vielleicht nötig, daran zu erinnern, daß die Griechen des Altertums mit ihrer noch unbeirrten genialen Feinfühligkeit, nicht minder als heutzutage der Bayreuther Kreis, das gesamte Kulturleben der „Musik" unterordneten, worunter aber nicht die moderne willkürliche Annahme der Tonkunst im engern Sinne, sondern „alle künstlerische Kundgebung des inneren Menschen überhaupt zu verstehen ist, insoweit er seine Gefühle und Anschauungen in letzter, überzeugendster Versinnlichung durch das Organ der tönenden Sprache ausdrucksvoll mitteilt" (Wagner, „Über musikalische Kritik", gesammelte Schriften und Dichtungen, Band 5).

Henry Thode hat aus solch vertieftem Geiste wahrhaft musikalischer Kunst heraus als meisterlicher Kunstschriftsteller den heiligen Franz von Assisi und den Heros der italienischen Renaissance, Michelangelo, daneben Giotto, Mantegna, Tintoretto, wie nicht minder die deutschen Meister der Nürnberger Malerschule des 14. Jahrhunderts und die neueren deutschen Bildmeister Arnold Böcklin und Hans Thoma vor unserem geistigen Auge erstehen lassen, letzteren Meister auch durch seine glänzende Vortragskunst weiteren Kreisen seiner deutschen Landsleute erschließend. Eines seiner meistgelesenen Bücher ist die anziehende Erzählung vom „Ring des Frangipani", worin kunstgeschichtliche Forschung und schöpferische Anschauung sich aufs anziehendste berühren. Lange Jahre hat der große Kunstforscher den Lehrstuhl für Kunstgeschichte der Universität Heidelberg geziert und zu einem der namhaftesten Deutschlands erhoben. 1915 hat Thode sein Lehramt niedergelegt, um fortan sein reiches Wissen in Wandervorträgen zu erschließen, hat aber bis zu seinem Ende unermüdlich seinen so tiefgründigen, erkenntnisfördernden Forschungen obgelegen.

„Weimar und Bayreuth!", so begann seine Festrede zur Enthüllung des Liszt-Denkmals (zuerst veröffentlicht im 25. Jahrgang der „Bayreuther Blätter") — „es ist ein an Bedeutung Unermeßliches, was in diesen beiden Worten zusammengefaßt wird. Nicht ein Gesondertes, sondern ein im tiefsten Sinne Gemeinsames, Einiges: das Ideal deutscher Kultur!"

Und diesem Ideal deutscher Kultur hat auch Henry Thode mit seinen hervorragenden Gaben treu gedient.

Arthur Prüfer

Neue Lyrik

Viele und eifrige Stimmen erheben sich zum lyrischen Gesang im deutschen Lande; aber es sind ihrer doch noch wenige, die mehr als eine rasche, sei es günstige oder ärgerliche Anregung bieten. Auch unter den jetzt zur Besprechung vorliegenden gibt es nur ein paar wirklich reife und vollkommene. Ich will das Paket durchmustern und mit einigen Worten begleiten, — kurz und andeutend, wie es der knapp bemessene Raum gebietet.

Das religiöse Empfinden, das aus der Nacht unserer dumpfen Stunden wie ein weisendes Gestirn emporsteigt, äußert sich in den gut gemeinten, aber blut- und harmonielosen Versen von Else Promnitz: „Christus spricht" (Franz Goerlich, Breslau; geb. 9 M); auch „Die Legende der Wiedergeburt" von Johannes Aurelius (Horn-Verlag, Hermann Hoffmann, Nesselwangen bei Überlingen am Bodensee) erscheint mir noch nicht ausgereift; so edel die Gesinnung bleibt, welche sich hier ausspricht, so matt zeigt sie sich in der unbeherrschten Form; aber die eingestreuten Prosastücke bieten manches Anregende, Leuchtende und Warme. Mit besonderem Nachdruck sei auf die schöne, umfassende Anthologie „Denk Jesu nach" von Karl Jakubczyk hingewiesen (Freiburg, Herders Verlag; br. 17,40 M, geb. 22,50 M); von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart sind hier die innigsten und reinsten Christusgedichte zusammengestellt, übersichtlich angeordnet und mit Quellenverzeichnis versehen. Gerade aus den letzten Jahren freilich hätte man gern noch ein paar Beweise mehr dafür gesehen, daß sich das religiöse Fühlen wieder ausbreitet und offenbart; aber es wird niemanden geben, der nicht finden wird, was er sucht und begehrt: Einkehr, Aufrichtung und Andacht. Die Ausstattung ist vornehm und einfach. — Sodann zwei Bücher von Kurt Bock, „Strophen um Eros" (Dresdener Verlag von 1917), frisch und jugendvoll, vielleicht nicht immer rund und ausgegoren, aber voll guten Willens. Namentlich in der Abteilung Alt-Döbern finden sich ein paar zarte, romantisch erfüllte Bilder und Zeichnungen. Von demselben Verfasser „Berufung des Weltflüchtigen" (Boll & Pickart, Berlin): hier will der Dichter Größeres als er vermag; in dem romantischen Spiel „Die Weihenacht" finden sich deutlich Anklänge an Brentano. Wenn Kurt Bock ein wenig sorgsamer und gewählter schaffen wird, dann können wir noch manches Kunstwerk von ihm erhoffen.

Zum größten Teile unverständlich blieb mir „Golgatha" von Paul Zech (Hoffmann & Campe, Hamburg). Die Gleichnisse muten mich erdacht und ergrübelt an; ich glaube nicht recht an die Unmittelbarkeit dieser Verse, die allzu stark dem Absonderlichen zuneigen. Neben schönen und sicheren Bildern gibt es solche übermäßige und für mein Denken und Empfinden wenigstens unbegreifliche:

> Um die schwarzen Waldskelette Vaux'
> schwellt die Abendsonne rotes Fleisch.
> Und es klafft ein Schoß notreif und hackt Gekreisch,
> wiehernd göttliche Geburten los.

Es wäre ungerecht, wenn ich ein abschließendes Urteil wagte, da mir diese Art der Dichtung fremd und unverständlich ist. — Stiller und gefaßter zeigt sich Max Barthel, der im Kriege mit einigen achtenswerten Versbüchern hervortrat. Das sehr schmale Heftchen „Das Herz in erhobener Faust", Balladen aus dem Gefängnis (Gust. Kiepenheuer, Potsdam) erscheint mir ziemlich matt; dagegen fand ich in dem anderen Buche „Die Faust" (derselbe Verlag) zwar keine überraschenden, aber immerhin künstlerisch erfreuliche Stücke; manches glückliche Bild, manche sichere Strophe läßt den Leser aufhorchen, wenn freilich auch ein nachhaltiger Eindruck schwerlich erzeugt werden dürfte. — Auch das neue Buch des anderen Arbeiterdichters Karl Bröger, „Die Flamme" (Eugen Diederichs, Jena; br. 6 M, geb. 10 M) stellt

einen gelinden Rückschritt gegen die ersten Veröffentlichungen Brögers dar, die ich hier besprechen durfte. Es versteht sich, daß ein sozialistisch-republikanischer Geist sich ausspricht; aber die Macht und Freudigkeit, die man früher bemerkte, ist geschwächt und ermattet. Die dramatischen Spiele leiden an einer nicht völlig ausgereiften Begeisterung und lassen darum manche Unklarheit übrig. Es wäre aber ungerecht, wenn nicht betont würde, daß auch einige sehr tüchtige, angenehme Gedichte zu finden sind, wie „Hymne an einen Baum", „Gott", „Der Regenbogen", „Schöpfung".

„Kassiopeia" von Albert H. Rausch (Egon Fleischel & Co., Berlin; 8 M) leitet hinüber zu den wahrhaft guten und fesselnden Büchern. Zwar verstimmt mitunter eine allzu artistische Gelassenheit; aber man empfindet doch, daß hier ein Können redet; seine Verse sind schlank und zart; nicht im Wetter gereift, sondern in den Stunden einsamer Besinnlichkeit; sie gehören etwa zu der Art Georges; aber sie muten doch lebensnaher und blutvoller an, wenn sie auch nicht die letzten Saiten des Herzens zu berühren vermögen und immer ein wenig fremd und ferne bleiben.

Ein deutliches Ringen offenbart die „Himmelfahrt der Venus" von Karl Zimmermann (E. Diederichs, Jena; br. 8 M, geb. 12 M); ich glaube, daß sich hier eine Zukunft auftut, wenn auch noch unsicher und tastend. Aber die dichterische Gabe ist deutlich zu verspüren; wenn die Gluten erst gebändigt sind, damit sie reine Formen ausbilden können, dann wird sich gewiß erfüllen, was sich hier noch vorbereitet.

Ein starkes und mannigfaltiges Gedichtbuch wie Karl Leopold Mayers „Wolken" (Egon Fleischel, Berlin) läßt den Leser länger verweilen. Zwar tobt sich auch hier eine kecke Erregung mitunter allzu ungebändigt aus; aber daneben entdeckt man sehr klare, bezwungene Gebilde; vor allem empfängt man das Bewußtsein inneren Zwanges; hier ringt ein aufrechter Geist mit den bunten Erscheinungen unserer Welt und versucht sie zu fassen und zu bannen. Leise oder laute Töne gelingen ihm glücklich und nicht selten zur Überraschung unmittelbar; es ist gesunde, erlebte und verheißende Kunst. — Dasselbe gilt von Agnes Miegel und ihren „Gedichten und Spielen" (E. Diederichs, Jena, br. 10 M, geb. 15 M); Agnes Miegel gehört zu den stärksten weiblichen Talenten unserer Tage; namentlich in der Formung der Ballade sind nur wenige ihr gleichzustellen. In dem neuen Buche hat die sparsam schaffende Dichterin wieder durchweg Hohes und Erquickendes gegeben; wie leuchten diese Verse in opalenem Schimmer, wie fügen sie sich sicher und rein; niemals überhitzt oder andeutungsweise; immer voll gedrungener Fülle und prachtvoller Anschaulichkeit! Nehmt und lest! Die beiden angefügten Spiele freilich entbehren wohl etwas von dem schwebenden Dufte, der beabsichtigt war; manches erscheint mir eindeutiger als nötig. Alles in allem: ein wahres und treues Werk, wie sie leider heute selten geworden sind. — Auch die „Beerenlese" aus den Versbüchern des Freiherrn von Münchhausen (Fleischel & Co., Berlin) bedarf keines ausdrücklichen Hinweises. Münchhausen ist wohl die schönste Begabung, die wir jetzt auf dem Gebiete der Ballade haben, und dieser kleine Auswahlband erfreut durch wahrhaft edelmännische Gediegenheit, durch Mannigfaltigkeit und beherrschte Kraft.

Zuletzt derjenige Dichter, der mir besonders lieb und teuer ist, der als Lyriker mich jederzeit ergriffen und berührt hat: Wilhelm von Scholz. Seine gesammelten Werke, die bei Georg Müller, München, erscheinen, bringen in den beiden ersten Teilen die „Balladen und Königsmärchen", unter denen namentlich der schöne Zyklus „Hohenklingen" hervorragt, wenn man auch erkennt, daß es sich um frühe Schöpfungen handelt; bedeutsamer noch sind die Königsmärchen, voll gedämpfter Farbigkeit, wie sie durch bunte hohe Bogenfenster schimmert. „Der Spiegel", die lyrische Ernte bergend, ist schwer von sinnender Gottinbrunst und einsamer Sehnsucht, die sich nach den Sternen reckt. Raum und Zeit — diese beiden rätselhaften Begriffe umkreisen die Verse immer von neuem, die Mystiker blicken dem Dichter über die Schulter mit mahnenden und abgründigen Augen. Letzte Ahnungen und Träume werden in erstaunlich

gefaßten Worten zum Gedicht gezwungen. Ferne und Nähe zergleiten vor seinen Blicken zur webenden Gegenwart; Landschaft wird zum hohen, niemals überstiegenen Symbol. Ein Buch für wenige; aber diese Wenigen werden es immer wieder ergreifen.

Ernst Ludwig Schellenberg



Zu Aberts „Mozart"

Otto Jahns „Mozart", bekanntlich eines der schönsten biographischen Denkmäler, die je einem Genius gesetzt wurden, bedeutete nicht nur die grundlegende Mozartbiographie und zugleich ein Werk, das für seinesgleichen vorbildlich werden sollte, sondern blieb auch für Jahrzehnte die auf ihrem Gebiet und für ihren Gegenstand abschließende Arbeit.

Noch für die dritte Auflage, die rund dreißig Jahre nach der ersten erschien, brauchte nach Überzeugung des Bearbeiters Hermann Deiters „von einer eigentlichen Erneuerung keine Rede zu sein": „Die Fundamente der biographischen Erzählung und der menschlichen Charakteristik sind so fest begründet, die Quellen für beides liegen so klar und umfangreich vor, daß sie wohl für alle Zukunft als bleibend betrachtet werden können..." Freilich mußte Deiters bei Herausgabe des etwas später folgenden zweiten Bandes bemerken, daß „gerade die letzten Zeiten noch manche neuen Aufschlüsse und Mitteilungen gebracht" hätten, „welche zu eingehenderer Behandlung auffordern konnten"; doch konnte er immerhin an seinem Grundsatz festhalten, „die Arbeit des Verfassers, seine menschliche und künstlerische Beurteilung Mozarts möglichst unangetastet zu lassen".

Seitdem sind abermals drei Jahrzehnte verflossen. Eine vierte, gleichfalls von Deiters besorgte Auflage, die — als bisher letzte — noch herauskam (1906/7), beanspruchte nur, als „revidierte Wiederholung der dritten" gewertet zu werden, kein Wunder also, daß das Werk in vielen und wichtigen Punkten den Ergebnissen der neueren Musikforschung gegenüber nicht mehr als stichhaltig gelten kann.

Eine Umarbeitung nach dem gegenwärtigen Stande der Musikwissenschaft hielt Hermann Abert, der mit der Vorbereitung einer neuen Auflage betraut wurde, für eine unlösbare Aufgabe. Er entschloß sich zu einer vollständig neuen Arbeit, die „das Erbe des Jahnschen Buches antreten soll" und den Titel trägt: W. A. Mozart von Hermann Abert, herausgegeben als fünfte vollständig neu bearbeitete und erweiterte Ausgabe von Otto Jahns Mozart. (Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig 1919.) Vorläufig liegt der erste Teil (1756—1782) vor, ein über tausend Seiten starker Band, dessen Drucklegung bei den gegenwärtigen Verhältnissen trotz des schlechten Papiers eine rühmens- und dankenswerte Tat bedeutet.

Der Wendung von der „Erbschaft" oder dem dasselbe besagenden Untertitel seines Buches gemäß übernimmt Abert von dem ehemaligen Jahnschen Buch das, was er als „äußere Ausstattung" bezeichnet, „namentlich was das Verhältnis von Text und Anmerkungen betrifft". (Verständlichkeit des Textes unabhängig vom „gelehrten" Apparat der Fußnoten.) Auch von Jahns äußerer Disposition sind Spuren übrig geblieben: die alte Kapiteleinteilung, freilich nach Bedarf und Notwendigkeit abgeändert, erweitert, zusammengedrängt, ist für Aberts „Neubau" gleich den noch tragfähigen Pfeilern und haltbaren Mauerresten einer Ruine nutzbar gemacht. Bedauerlicherweise ist auch ein Namen- und Sachregister — nach der „äußeren Ausstattung" von Jahns Werk zu schließen — dem II. Bande vorbehalten geblieben. Beim Fehlen eines Inhaltsverzeichnisses vermißt man es um so mehr! Ebenso muß man sich hinsichtlich der zitierten Beilagen auf das Erscheinen des II. Bandes vertrösten. Im übrigen wird

bis auf geringfügige Ausnahmen selbst da, wo es sich um Jahns „gesicherte Ergebnisse" biographischer Natur handelt, eine von der seinen abweichende Darstellung angestrebt. Mit andern Worten und mit einem Wort: Abert bedient sich, unter Wahrung seiner Unabhängigkeit, des Jahnschen Werks lediglich als einer Materialsammlung, der Materie nach, soweit sie brauchbar geblieben, nicht dem Geist nach, nimmt er es in sein Buch auf.

Dies Verfahren ist, im Grunde genommen, das jeder selbständigen wissenschaftlichen Arbeit. Nur darin liegt eine Besonderheit, daß der „Neubau" sozusagen auf der alten Baustelle aufgeführt wird. Diese Besonderheit aber kennzeichnet und betont den entscheidenden Punkt des Verhältnisses, in dem Abert zu Jahn steht, und aus dem sein an Jahns Werk geübtes Verfahren sich zwingend ergeben hat: Jahns Mozart ist für Abert historisch geworden, das heißt: tot.

Von Pietätlosigkeit gegenüber Jahn weiß Abert, der sich und seinen Lesern über sein Verfahren Rechenschaft ablegt, sich völlig frei; in Geringschätzung Jahns verrät sich für ihn Mangel an historischem Sinn. „Niemand weiß besser als ich, daß Jahns Mozart eine Leistung war, deren geschichtliche Bedeutung nicht wieder erreicht, geschweige denn überboten werden kann." Aber Jahns Mozart gehört eben der Geschichte an, „der Geschichte seiner Zeit".

Nicht nur um neue Kenntnisse handelt sich's, die zum Teil auch zu neuen Wertungen führen müssen: Abert sieht, als Sohn einer andern Zeit, mit andern Augen als Jahn. Das ist das Entscheidende.

Nicht allein „die geschichtlichen Grundlagen seines (sc. Jahns) Mozartbildes erwiesen sich als zu schwach", nicht allein den stilkritischen Ergebnissen gegenüber, zu denen die neuere Musikwissenschaft auf Grund ihrer eingehenden Studien vormozartischer Kunst gelangt ist, mußte ein gut Stück der Jahnschen Arbeit fallen: sondern vor allem gehört die Mozartanschauung Jahns einer Zeit an, die nicht mehr die unsere ist. „Jetzt handelt es sich nicht mehr um Jahn, sondern um Mozart."

So wenig sich Abert zu dem reinen „Rationalismus" der französischen Gelehrten T. de Wyzewa und G. de Saint-Foix bekennt, deren Mozartwerk (W. A. Mozart, Sa vie musicale et son œuvre, de l'enfance à la pleine maturité [1756—1772] Paris 1912) er als „den größten Fortschritt über Jahn hinaus" einschätzt, so wenig lebensfähig gilt ihm Jahns romantisches „Idealbild". Die Charakteristik des Jahnschen Mozartbildes, die Abert in seinem Vorwort gibt, scheint mir freilich keineswegs durchaus treffend: wer Jahn und seinen Mozart nur aus Aberts Schilderung kennen lernte, würde von beiden eine irrige Vorstellung bekommen.

So viele Unterschiede der beiden Auffassungen Abert indessen schärfer sehen mag, als sie letzten Endes vielleicht sind, so bestehen jedenfalls genügende innere, einschneidende Gegensätze zwischen ihm und Jahn: So betont er — und das ist höchst wichtig und richtig — gegenüber dem „Klassiker" den „unheimlichen Romantiker", als der Mozart seiner Zeit galt; er hebt den Kampf eines Genies, bei dessen „Frühlingsschauern" manchem Hörer bange werden mochte, mit dem Philistertum hervor, mit dessen Gesellschaftskunst die elementaren Temperamentsäußerungen eines künstlerischen Selbstbekenntnisses nichts mehr gemein haben. Einem Künstler, für den es „auch von seinen frühesten Arbeiten an" keinen „Widerspruch zwischen Form und Gehalt" gibt, stellt er ein Genie in der Entwicklung gegenüber, in der während der Knabenjahre „der Künstler dem Menschen weit voran" gewesen war, dem Menschen, der sich „durchaus natürlich und gesund" entwickelte.

Gegenüber Jahns unbestreitbarer Neigung, zu idealisieren, sucht Abert reale Bilder zu zeichnen; statt Partei zu nehmen, bemüht er sich um Objektivität. Die Charakteristik Leopold Mozarts und der Konflikt mit dem Erzbischof sind wohl die wichtigsten Fälle in dieser Hinsicht. Nun, wenn auch statt des „idealen Vaters" (ich möchte lieber sagen: idealisierten Vaters) ein vollblütiger lebendiger Mensch, mit seinen Eigenheiten, nicht frei von Schwächen und Fehlern auftritt: so bleibt Leopold Mozart doch ein ungewöhnlicher Mann und ein seines Sohnes

durchaus würdiger Vater. Und wenn Erzbischof Hieronymus „in der Mozartbiographie lange Zeit, auch noch bei Jahn, eine ähnliche Rolle gespielt hat, wie Herzog Karl Eugen in der Schillerbiographie" — als der „ungerechte Unterdrücker des schuldlosen Genies", so wird er, die Worte „ungerecht" und „schuldlos" vielleicht gestrichen, seine Rolle weiter spielen müssen. Tatsachen bleiben bestehen, soviel man sie auch motivieren kann und sich sine ira et studio begreiflich zu machen versuchen mag.

Mit Sentimentalitäten, Märchen, Wunderglauben sucht Abert aufzuräumen. Besser gesagt: mit falschem Wunderglauben. Denn Wunder muß ein Biograph Mozarts, und fasse er sie noch so nüchtern auf, immer wieder bekennen. Abert ist im übrigen keineswegs nüchtern. Bei aller kritischen Schärfe wahrt er sich nicht nur künstlerische Auffassung, sondern echte Begeisterung. Er ist nichts weniger als Nur-Historiker. Auch der junge, jüngste Mozart lebt für ihn. (Der ganze Band reicht ja überhaupt nur bis in die Zeit der „Entführung".) In diesem Zusammenhang soll einer der zahlreichen Sätze Aberts, denen ich ein vielfaches Echo wünschte, nicht fehlen: „Es liegt doch ein besonderer Reiz über der Kunst dieses ‚jungen Mozart' mit ihrem ritterlichen Feuer, ihren oft plötzlich hervorbrechenden Seelenschmerzen und ihrem überreichen Gedankenstrom, und man kennt den Künstler nur halb, wenn man sich, wie das so häufig geschieht, nur mit den Werken seines letzten Lebensjahrzehnts beschäftigt."

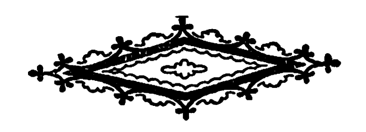
Eine der Hauptaufgaben Aberts war, „alle Ergebnisse der neuen Forschung kritisch zu verarbeiten" und so hatte er auch — abgesehen vom Oratorium, für dessen Geschichte er sich mit Hinweis auf A. Scherings Werk begnügt — „für jede Gattung, in der sich Mozart betätigt hat, namentlich für die lange vernachlässigte Oper, zunächst den geschichtlichen Tatbestand festzustellen." Und darin hat der Verfasser vermöge eines erstaunlichen Reichtums an vielseitigem Wissen eine gewaltige, nicht leicht zu überschätzende wissenschaftliche Leistung geboten. Schobert, Joh. Chr. Bach, die Mannheimer usw. werden in ihrer Bedeutung für Mozart eingehend gewürdigt, die deutsche, französische und vor allem die italienische Oper aufs ausführlichste behandelt. Hier mögen ein paar Zahlen sprechen: Die bei Jahn (4. Aufl.) auf etwa neun Seiten abgehandelte Opera buffa nimmt bei Abert fast sechzig Seiten ein, die Opera seria über vierzig gegen zwanzig bei Jahn. Abgesehen von dem Eigenwert dieser Sonderstudien möchte man doch für eine Mozartbiographie eine mehr synthetische Behandlung einzelner Neben-Materien für möglich und wünschenswert halten; auch wofern nicht gerade ein Gesichtspunkt maßgebend wäre, wie etwa für Karl Storck in seinem „Mozart" (Stuttgart 1908), daß „alles Geschichtliche nur als Mittel zur Entdeckung von Gegenwartswerten zu nützen" sei.

Wünschenswert schon aus Gründen der Proportion und der Disposition, wie denn die Disposition des Buches überhaupt Wünsche offen läßt. Eine wissenschaftliche Arbeit ist zwar nicht notwendig auch ein Kunstwerk, kann aber doch, wie gerade Jahn beweist, gleichzeitig ein solches sein. Und ich glaube, daß auch Aberts Werk eine „literarisch" besser abgerundete und ausgeglichene Form erhalten könnte.

Manches Auseinandergerissene ließe sich vielleicht zusammenhängend gruppieren, manche Wiederholung sich vermeiden — nicht zu reden von stilistischen Flüchtigkeiten, die leicht auszumerzen wären.

Als wissenschaftliche Leistung kann man Aberts Werk nicht hoch genug bewerten; um so mehr ist zu hoffen, daß eine spätere Auflage ihm auch die ihm noch anhaftenden literarischen Schlacken nehmen wird, damit es auch in dieser Hinsicht des Jahnschen Erbes würdig wird.

Dr. Ludwig Misch



Türmers Tagebuch

Die gesellschaftliche Umschichtung
Wer ist Proletarier? · Zweierlei Bürgertum
Die neuen Armen und ihre Aufgabe

Die durch unsere Niederlage und die revolutionäre Folgeerscheinung verursachte Lockerung des staatlichen Zusammenhalts, die Zertrümmerung des monarchischen Prinzips und der damit verknüpft gewesenen Autoritätsbegriffe hat zwangsläufig auch den gesellschaftlichen Aufbau ins Wanken gebracht. Die Klassenordnung des alten Obrigkeitsstaates ist durch das stürmische Empordringen des vierten Standes durchbrochen worden, und der Prozeß der gesellschaftlichen Umschichtung, wie er gegenwärtig im Gange ist, läßt alle bisherigen Grenzlinien unklar, verschwommen, ineinanderfließend erscheinen. Der wirtschaftliche Gradmesser, mit welchem die alte Sozialdemokratie ihrer Gefolgschaft die ungerechte Struktur des Klassenstaates so bildhaft vor Augen führen konnte, liefert heute, ehrlich angewendet, ganz andere Ergebnisse, als sie denen erwünscht sind, die ihn einst als zugkräftigstes Agitationsmittel benutzten. Die Sozialdemokratie, die sich sonst doch so sehr für die Aufklärung der Massen einsetzt, hält in diesem Belang an den dogmatischen Vorstellungen ihres Parteiglaubens mit der gleichen Zähigkeit fest wie etwa jene kirchliche Richtung, die den naiven Kinderglauben an den Wolkenhimmel und das Höllenfeuer dem Volke zu wahren trachtet. Genau so wird der Arbeiterschaft auch heute noch trotz der zwar noch keineswegs endgültig festgelegten, immerhin aber sinnfällig genug veränderten Gesellschaftszustände unentwegt von ihren Führern das in seinen grellen Farbenkontrasten stets wirksame Bild vor Augen gestellt: hier Millionenmassen von hungernden rechtlosen Heloten, dort eine beschränkte Anzahl herzloser Gewaltmenschen, die auf Kosten der notleidenden Menge prassen und schlemmen. Zwischen beiden sich scharf voneinander abhebenden Gegensätzen fehlt jede Überleitung, jede Tönung, da ja durch eine solche der gewünschte Eindruck nur abgeschwächt werden könnte.

Zunächst, wenn wir schon an der rein wirtschaftlichen Wertung des Klassenbegriffs festhalten, wer ist denn heutzutage Kapitalist und wer Proletarier? In den „Rädern" wird auf diese nur allzuberechtigte Frage folgende Antwort gegeben: „Kapitalist im wirtschaftlichen Sinne ist jeder Mensch mit Privatbesitz an Produktionsmitteln, Proletarier im gleichen Sinne jedermann ohne Privatbesitz an Produktionsmitteln. Es ist jedoch unmöglich, eine Linie durch

unseren Gesellschaftskörper zu ziehen, die beide Personengruppen voneinander scheidet. Denn durch die Entwicklung der Kreditwirtschaft sind Kapitalisten und Proletarier so eng ineinander verfilzt worden, daß eine Trennung der Kapitalisten und Proletarier nach Personen nicht mehr stattfinden kann. Mit ganz wenigen Ausnahmen sind alle selbständig erwerbstätigen Menschen in unserem Vaterlande gleichzeitig Kapitalisten und Proletarier. Wohlgemerkt: im wirtschaftlichen Sinne; denn reich und arm sind nicht Merkmale von Kapitalist und Proletarier."

Nein, wenigstens keineswegs die einzigen. Nur die materialistische Weltauffassung, wie sie sich die Sozialdemokratie zu eigen gemacht hat, wird sich mit dem wirtschaftlichen Moment als dem einzigen Unterscheidungsmerkmal der Gesellschaftsklassen begnügen. Die schwer in bestimmte Formeln zu fangenden Imponderabilien sind auch hier wieder einmal das eigentlich Entscheidende, über das der zu scharf geschliffene Verstand des Mannes nur zu häufig hinwegsieht. Eine Frau, Gertrud Bez-Mennicke, hat vor längerer Zeit bereits in der „Hilfe" vom Gefühlsmäßigen ausgehend die richtige Spur gefunden: „Der Bürger — auch der Mittel- und Kleinbürger — ist ein Mensch mit einem Stück festen Boden unter den Füßen — Besitz, Können, Bildung, Ehre, Grundsätze. Man mag das alles anzweifeln als absolute Werte — in der realen Welt ist es doch etwas, worauf man stehen, leben, wachsen, sich ausbreiten, sich höher recken — wovon man in der Not zehren — ja, das man sogar im letzten Stadium der Not — als Erinnerung, als Stolz, als Wertgefühl — nie ganz aufzehren kann. — Es ist da ein Stück Gegebenes, Gnade, Heimat, Erbe.

Der Industriearbeiter, der Proletarier, ist der Mensch ohne Wurzel, ohne Heimat, ohne Erbe. — Wenn man vom Lande in ein proletarisches Großstadtviertel kommt, — so sieht man sich zuerst immer erstaunt um: Das alles hier ist ja gar kein Volk — so wie man es von da draußen kennt und meint — jene feste, schwere, ruhende Menschengrundschicht —, mit ihrer ganzen eigenen Kraft und Schönheit und Lebenseinheit. Hier das ist etwas ganz anderes.

Es ist, — als sei da ein Stück Wurzel vom Wurzelstock abgerissen —, halb im Dunkel stecken geblieben, halb hinaus ins Licht gezerrt —, treibe nun allerlei jähe saftlose Schößlinge — und habe doch weder dunkle Wurzel- noch helle Wachstumkraft."

Dem Urzeitmenschen vergleichbar, der sein dunkles Dämmerleben führt, während bereits glücklichere Menschheitsgruppen die verschiedenen Stufungen der Zivilisation emporgestiegen sind, hat der Proletarier der Großstadt jahrzehntelang am Boden der Gesellschaft dahinvegetiert, ohne Ziel, ohne Hoffnung und ohne daß je auch nur der Strahl einer verheißungsvolleren Zukunft sich in die Tiefe seines rein triebhaften Daseins hinabverirrte.

* * *

Klassenmäßiger weniger scharf umrissen als das Proletariat bildete das Bürgertum im alten Staate dennoch eine fest zusammenhängende Einheit, eine von den gleichen Begriffen zehrende Lebensgemeinschaft, innerhalb deren weitgesteckten Grenzen die Erzeuger von Produktionsmitteln, der Industrielle, der Fabrikant sich ebenso gut zurechtfanden wie die Gewerbetreibenden und die Fest-

besoldeten, Beamte und Angestellte. Die geistigen und wirtschaftlichen Interessenverknüpfungen dieses in mannigfaltigen Längsschichten übereinandergelagerten und doch nach oben und unten hin abgegrenzten Volksbestandteils waren immerhin so stark, daß im Rahmen dieser Umgrenzung von einem Auflehnen der Vermögenslosen gegen die Besitzenden ernsthaft niemals etwas zu spüren gewesen ist. Darin nun hat der Krieg, hat vor allem die Revolution mit ihren wirtschaftlichen Folgen eine grundsätzliche Veränderung bewirkt, deren außerordentliche Tragweite für unsere gesellschaftliche Neugestaltung noch lange nicht in ihrer ganzen Bedeutung erfaßt worden ist.

Das besitzlose Bürgertum, es vor allem, hat ideell und materiell die größten Opfer des Krieges gebracht, es hat Stück für Stück seines geistigen Besitzstandes und seiner häuslichen Behaglichkeit darangegeben, es hat stumm, klaglos und heldenhaft gedarbt und gelitten und es hat seinen ausgeprägten Sinn für das Ganze aufs Unzweideutigste erwiesen. Der Krieg und die Revolution haben ihm im gleichen Maße zugesetzt, und es ist ihm am Ende so ergangen wie denen, die ihr ererbtes oder mit ehrlicher Arbeit errungenes bißchen Gold gegen Eisen eintauschten, und die neben dem schmerzlichen Verlust ihrer Habe nun noch den Spott, den Hohn und allenfalls das kühle Mitleid von allerhand Leuten hinnehmen müssen, die ihren persönlichen Vorteil der Not des bedrängten Staates gegenüber weislich bewahrt haben. Es ist eine wahrhaft ergreifende Tragödie, zu sehen, wie das kapitalistische Bürgertum, in sich selbst vorzüglich gegliedert, in den politischen Parteien sicher verankert, im Augenblick, da der alte Ordnungsstaat zusammenbrach, denen seine Hilfe versagte, die seinen Machtbezirk Jahrzehnte hindurch in treuer Gefolgschaft haben sichern helfen. Es hat sich, mit wieviel schönen Redensarten man auch darüber hinwegzutäuschen versucht hat, im Ernst keine Hand geregt, um das Heruntersinken einer der wertvollsten Bevölkerungsschichten in den gefräßigen Sumpf des Proletariats zu verhindern. Wo ist, um nur ein Beispiel herauszugreifen, die Bank gewesen, die trotz beinahe schon unsinniger Millionengewinne aus freien Stücken und ohne Tarifzwang die Mittel hergegeben hätte, um ihrer Angestelltenschaft aus politischer Weitsicht heraus die Existenz auf allenfalls noch bürgerlicher Basis zu ermöglichen? Welche Löhne zahlt die Privatindustrie ihren Arbeitern und welche Bezüge ihren kaufmännischen, ihren vorwiegend geistig beschäftigten Angestellten? Was gar wagt der Kapitalismus in seiner törichten Verblendung denen an Unterhalt zu bieten, die in den sogenannten freien Berufen aller Willkür der Ausbeutung rettungslos preisgegeben sind? Die feige, dem Masseninstinkt Rechnung tragende Tendenz der Unterbewertung geistiger qualifizierter Arbeit tritt in der Beamtenbesoldung mit ungenierter Nacktheit zutage. Der Widerstand gegen diese wie zahllose andere mittelstandsfeindliche Gesetzesentscheide ist seitens der sogenannten bürgerlichen Parteien bei weitem nicht so nachhaltig gewesen wie gegen die Angriffe auf den Besitz. Es scheint fast, als wolle man von oben her die neuen Armen, die man jetzt nur noch als eine lästige Beschwerung des eigenen Interessenkontos empfindet, dem von unten her andrängenden Proletariat gleichgültig in die Hände liefern.

* * *

Das besitzlose Bürgertum hat brav und bieder alle zum Teil nur zu berechtigten Vorwürfe mitgetragen, die von der Arbeiterschaft gegen den „Bourgeois“ erhoben worden sind. Der Sozialdemokratie konnte es ja nur recht sein, wenn die gesamte bürgerliche Schicht mit einer moralischen Schuld gezeichnet erschien, die billigerweise doch nur auf einen Teil von ihr, den kapitalistischen nämlich, zutraf. Und dieser Teil wiederum sah es in seinem robusten Eigennutz nicht ungern, daß die Last der sozialen Unterlassungssünden auf die breiten und geduldigen Schultern des Ganzen gehäuft wurde. So haftet denn heute dem besitzlosen Bürgertum in den Augen der maßlos verhetzten Arbeiterschaft genau der gleiche Makel sozialen Verschuldens an wie dem Kapitalismus, obwohl ganz zweifellos mehr philiströse Lauheit und politische Ahnungslosigkeit als bewußt böser Wille es von der praktischen Teilnahme an der Hebung des Proletariats abgehalten hat. Man ist ja auf nationaler Seite nur zu gern geneigt, das doch mitunter quälende Gewissen mit dem Hinweis auf unsere Sozialgesetzgebung als eine der höchststehenden der Welt zu beruhigen. Das, an der Gegenwart gemessen, freilich recht freundlich erscheinende Erinnerungsbild an das alte Regime darf aber, wenn anders man sich nicht mit der Geschichte in Widerspruch setzen will, denn doch nicht dazu verleiten, ohne weiteres das geschriebene Gesetz mit der Wirklichkeit gleichzustellen. Vergessen wir nicht, daß der leidige Polizeigeist der Wilhelminischen Ära zeitweise sogar ein starkes Abströmen nicht gerade der schlechtesten Elemente aus dem bürgerlichen in das sozialdemokratische Lager veranlaßt hat. Aber die der bürgerlichen Intelligenz entstammenden Führer der Sozialdemokratie sind immer wieder als „unsichere Kantonisten“ verdächtigt worden, sie haben ständig unter den Anfeindungen der alten Gewerkschaftsbeamten, die der Partei von der Pike auf gedient hatten, leiden müssen, und der Instinkt der proletarischen Masse witterte in dem „Akademiker“ einen Fremdkörper, der nur um seiner geistigen Überlegenheit willen grollend geduldet wurde.

Heute, wo die Arbeiterschaft überhaupt in eine bevorzugte Stellung eingerückt ist, wo Proletarierhybris die Leistung der Hand höher wertet als die des Kopfes, wo man schon beinahe von einem Byzantinismus nach unten reden kann, heute vollends würde der verarmte Mittelstand, wofern er sich fatalistisch vom Proletariate aufsaugen ließe, zu einem Pariadasein unter diesen Klassenbewußten verdammt sein. Das Gerede vom nicht mehr zu vermeidenden Untergange des Mittelstandes ist nachgerade zu einem gemeingefährlichen Schlagwort geworden, gemeingefährlich deswegen, weil durch solcherlei Untergangsgeunke die Widerstandsenergien eingelullt statt aufgerüttelt werden. Gewiß, der besitzlose Bürgerstand als Typus eines Gesellschaftsgebildes kann untergehen, aber er braucht es nicht. Und anstatt ihn mutlos zu machen und ihn so zu behandeln, als ob er schon halb überflüssig wäre, sollte man ihm täglich und stündlich einhämmern, von wie außerordentlicher Bedeutung für die Gesundung unseres Staatswesens es ist, daß er leben bleibe! Dieses besitzlose Bürgertum, das durch untrügliche Opfer seine Solidarität für die Nation bewiesen hat, ist gleichsam als knochenbildender Bestandteil für den Wiedergesundungsprozeß des Volkskörpers schlechterdings unentbehrlich.

In einer Schrift „Die neue Armut und die neuen Armen“ (K. A. Köhler, Berlin) bezeichnet es Prof. Dr Fritz Kern als völlig undenkbar, daß der vierte Stand den Mittelstand für immer zu sich herabzwingen könne, zumal sich dieser ja fortgesetzt neu aus den Tätigsten, Klügsten, Pflicht- und Verantwortungsbewußtesten gerade auch des vierten Standes bilde. „Er entsteht aus einer Veranlagung, die vor allen Dingen in die Zukunft hinein verfügt, aus Erfahrung lernt, auf lange Sicht Reserven bildet und mehr das Wohl der Kinder als das eigene ins Auge faßt. Die aufstrebendste Schicht des Mittelstandes ist die mit dem Solidaritätsgefühl für die Familie und das Volksganze erfüllte Auslese nicht zum letzten auch des vierten Standes ... Der Stand, der von der Hand in den Mund lebt und nicht lernt, fernerliegende Zusammenhänge zu begreifen, ihnen entgegenzusehen und sich auf sie zuzubilden, kann wohl vorübergehend durch seine Masse den anderen Gesetze auferlegen, er wird aber von einer ihm ungünstigen Konjunktur, dem nächsten Wellenschlag, ebenso rasch wieder zurückgestoßen; er geht schon an der Lüge der falschen — national unsolidarischen — Führer ein, die er sich in seiner hoffnungsvollen Unwissenheit gewählt hat. So schlecht es auch jetzt dem Mittelstand geht, so ist kein Zweifel, daß aus den Volksangehörigen, die sich geistig und materiell Reserven anlegen, wieder ein neuer Mittelstand hervorwächst. Seine jetzigen Schichten dürften allerdings großenteils zermürbt werden. Aber wenn sich nicht ein neuer Mittelstand mit verhältnismäßig gehobenen Lebensbedingungen mehr bilden kann, so ist die ganze Nation einschließlich des vierten Standes verloren.“

* * *

Das Werden dieser neuen Bevölkerungsschicht, die so etwas wie Gegengiftsbildung in dem moralisch verseuchten Volkskörper darstellt, ist unverkennbar. Die Scheidung des unkapitalistischen vom kapitalistischen Bürgertum hat sich im Prinzip bereits vollzogen, aber sie führt nicht, und das ist das Entscheidende, zum Übergang ins proletarische Lager. Gewiß ist eine nicht unerhebliche Anzahl verarmter Bürger mechanisch ins Proletariat hinabgeglitten, aber die weitaus größere Mehrheit steht heute nach schnell verflogenem Rausch dem Liebeswerben der Arbeiterparteien entschieden ablehnend gegenüber. Die neuen Armen sind nicht gewillt, die Schleppenträgerrolle, zu der sie sich halb unbewußt in einer Art von politischem Dämmerzustand von der kapitalistischen Oberschicht haben ausnutzen lassen, nun etwa unter unvergleichlich viel demütigenderen Bedingungen auch noch für den vierten Stand zu übernehmen. Gerade das unglückselige Abhängigkeitsverhältnis vom Kapitalismus hat ja dieses besitzlose Bürgertum, das jetzt endlich langsam anfängt, sich auf sich selbst zu besinnen, daran gehindert, sich gemäß der ihm zweifellos anhaftenden Sonderprägung als eine festgeschlossene Einheit auch nach außen hin zu entfalten. Wenn ihm das gelingt, und es liegen immerhin Anzeichen vor, die einige Hoffnung erwecken, so wäre damit dem kapitalistischen Bürgertum, das sich argen Undanks gegen seine besitzlosen Schichtgenossen schuldig gemacht und nichts getan hat, um sie vor der Aufsaugung durch das Proletariat zu bewahren, gleichzeitig eine heilsame Lehre erteilt des Sinnes, daß wie im Menschenleben überhaupt so auch im großen gesellschaft-

lichen Bei- und Durcheinander der nackte Geschäftsegoismus schließlich zu einer Isolierung, d. h. zu einer Schwächung und demnach sich selbst ad absurdum führt. Und vielleicht wird so auf rückläufige Art auch einmal dem besitzenden Bürgertum, das manche Sünde zu tilgen hat, ein Schuß völkischen Solidaritätsgefühls eingeimpft, dessen es genau wie das farblos graue an internationalen Zwangsvorstellungen krankende Proletariat bislang entbehrte...

Was sich da, zunächst noch unter der Decke, anbahnt, ist dem Proletariat völlig unverständlich. Vielleicht weiß es überhaupt nichts davon. Eine dumpfe Ahnung, daß ihm im Bürgertum mehr noch als das kapitalistische ein anderes Moment der Hemmung entgegensteht, ist freilich in der Arbeiterschaft allzeit latent gewesen und hat jene unartikulierten Ausbrüche des Hasses gegen das Imaginär-Geistige im Bürgertum zur Folge gehabt. Das Kapital, der Reichtum, der Besitz, das war etwas mit Händen Greifbares. Zu ihm konnte unter Umständen auch der Arbeiter gelangen und, nicht wahr, die Arbeiterschaft hat doch auch einen recht beträchtlichen Prozentsatz zum heutigen Schiebertum beigesteuert. Das andere aber, das Unsichtbare, das wirtschaftlich nicht Abzumessende, kurz, der geistige Besitzstand des Bürgertums ist bei weitem nicht so leicht zu „expropriieren". Alles läßt sich sozialisieren, nur nicht die geistigen Werte. Zu ihnen dringt man nur vor auf dem einen langsam ansteigenden und mit gar mancherlei Mühseligkeiten gepflasterten Weg liebevoller Hingabe. Der Proletarier aber, und das eben macht ja sein Unglück und zugleich den Grundzug seines im Triebhaften wurzelnden Wesens aus, lebt von dem Tag und für den Tag, ohne Überlieferungen und ohne jede ideologische Verknüpftheit mit der nachrückenden Generation. Die Trugvorstellung, die man in ihm durch Darbietung einer schleunigst ad hoc ins Leben gerufenen Massenbildungsbewegung erweckt hat, ist jetzt schon verflogen. Der Proletarier sieht mehr als daß er es versteht, dies: nämlich daß Armut und Proletariat noch keineswegs Begriffe sind, die sich decken; daß man arm, verelendet, aller Mittel entblößt und — doch kein Proletarier sein kann; daß in dem verarmten Bürgertum etwas steckt, das trotz des gleichen wirtschaftlichen Tiefstandes ein absolut scharfes Unterscheidungsmerkmal bedeutet. Sollten die Lenin, Trotzki und ihre deutschen Schüler, die ihr Unvermögen, eine über das rein Materielle hinausreichende proletarische Spezialkultur zu schaffen, schlagend erwiesen haben, nicht ganz genau wissen, weswegen sie gerade das mehr geistig als kapitalistisch gerichtete Bürgertum mit ganz besonderer Nachhaltigkeit auszurotten trachten? Und hat nicht dieser barbarische Verfolgungswahn in der ohnmächtigen Wut derer seine tiefste Ursache, die da erkannt haben, daß sie wohl den Leib, nicht aber die Seele töten können?

* * *

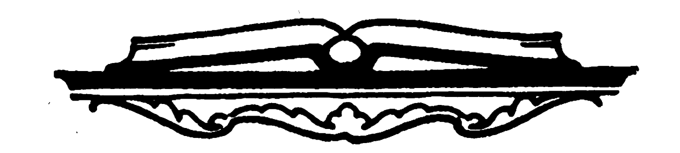
Wenn je, so ist jetzt der Zeitpunkt für das besitzlose Bürgertum gekommen, sich zu konsolidieren. In einer knapp, klar und eindringlich geschriebenen Broschüre „Das zweite Proletariat" (Theodor Weicher, Leipzig) faßt Hans Schmidt Leonhardt das Kennzeichnende der werdenden Schicht zusammen. Nächst der Abwendung von kapitalistischen Sonderinteressen ist die Hinwendung zu sozialem

Denken aus der eigenen Not heraus, aber unter entschiedenem Festhalten an der bürgerlich deutschen Überlieferung als Zielrichtung deutlich verspürbar: eine von allen Besitzinteressen losgelöste Politik, verständnisvoll für die Lebensnot des Arbeiters, bei allem Nachdruck ohne Feindseligkeit gegen die Erzeugerstände; zugleich aber und vor allem eine Politik des deutschen Geistes. Als das taugliche Kampfmittel für die beteiligten Bevölkerungsgruppen bezeichnet der Verfasser den Ausbau ihrer berufsständischen Organisationen unter Wahrung parteipolitischer Neutralität. Das verarmte Bürgertum muß, wenn es dem wirtschaftlichen und geistigen Untergang entrinnen will, allmählich eine Macht im Staatsleben werden, wie es Kapital und Arbeiterschaft im Gegensatz zu ihm längst sind und wie es seiner zahlenmäßigen Stärke und geistigen Bedeutung zukommt. Das Haupthemmnis liegt natürlich in der Schwerbeweglichkeit dieser an Trabantendienste gewöhnten, nunmehr plötzlich auf Selbsthilfe angewiesenen Schicht. „Wenn die verschiedenen Gruppen sich unter dem Eindruck einer augenblicklichen Gefahr einmal zu lebhafter und teilnehmender Haltung aufgerafft haben, so sind sie nur allzu geneigt, sobald als möglich wieder stillzustehen, wenn diese augenblickliche Gefahr außer Sicht getreten ist. Man weist auf die Willenskraft und Opferbereitschaft der Arbeiter hin und sucht den Grund von deren größerer Kampfeskraft in der größeren Härte und längeren Dauer ihrer Lebensnot. Er liegt aber in der Hauptsache in etwas anderem. Je einfacher die Menschen veranlagt sind, desto leichter ist es, sie zu geschlossenen, willenseinigen Massen zusammenzuballen. Je höher entwickelt dagegen ihre Eigenart, je reicher ihr Innenleben, ihr eigenes Denken ist, desto schwerer fügen sich die Teile ineinander. Wo viel Persönlichkeit ist, da ist um so weniger Masse. Da türmt sich nicht Gleiches zu Gleichem leicht und schnell und unwiderstehlich aufeinander, da ist es nötig, ein Gebilde zu schaffen unter tausend Überlegungen, Rücksichten, Beobachtungen. Man darf sich nicht damit begnügen, dem verarmten Bürgertum Energie zu predigen, man muß geduldig und verständnisvoll mit Aufbietung aller Kraft und so schnell die Verhältnisse es zulassen, die inneren Voraussetzungen für den Daseinskampf dieses Volksteils schaffen. Dieses Werk ist unendlich schwer; und es würde, so wie es das bisher war, unmöglich sein, wenn nicht die eine Triebkraft hinter ihm stünde, die von jeher in der Geschichte Unmögliches möglich gemacht hat: Es muß zustande kommen. Die Lebensgefahr holt die letzten Kräfte heraus. Das verarmte Bürgertum muß sich zur Macht gestalten, oder es ist verloren. Das Klarwerden dieser Tatsache wirkt mehr als tausend ungestüme Vorhaltungen."

* * *

Das „zweite Proletariat", wenn wir schon einmal an der nicht sehr glücklich gewählten Bezeichnung festhalten wollen, ist wie kein anderes Gesellschaftsglied geeignet, innerhalb des gegenwärtigen Wandlungsprozesses in Richtung auf die nationale Solidarität hin zu wirken. Die Querlagerung, die ihm im alten Obrigkeitsstaat zuerteilt worden ist, war eigentlich ein Strukturfehler, und seine natürliche Bestimmung erfüllt es erst, wenn es als Längsachse von der Basis bis zur Spitze der Pyramide hindurchgeht. So erst gibt es ein Bindeglied ab, das berufen sein

könnte, Auseinanderstrebendes neu zu verklammern. Angesichts freilich der ungeheuerlichen Zerstörungskräfte im Chaos des Geschehens würden solche leisen Ansätze eines Sichwiederfindens auf nationaler Grundlage wieder untergehen müssen, wenn unsere Generation auch hierin versagt. „Die Loslösung des Individuums aus den alten Bindungen", so stellt Prof. Kern den Grundgedanken unserer gesellschaftlichen Umwälzung heraus, „kann in gemeinschaftsfeindlichem und in gemeinschaftssuchendem Sinne geschehen. Verbände und Familien sind auseinandergerissen, Arbeitsziele zerstört, die Erhaltung unserer Rasse in Frage gestellt, aber während die einen aus der Auflösung die Folge ziehen, keine Verantwortung für die Zukunft mehr zu fühlen und mit der Grundstimmung, ‚nach uns die Sintflut' die Triebe des Individuums zügellos und vernichtend ausleben, ziehen die anderen umgekehrt aus der ihnen auferlegten Armut und dem neuen Zölibat in der großen Unsicherheit alles Bestehenden die entgegengesetzte Folgerung, mit ihrer ganzen Person in der Solidarität des Volkes und des Staates aufzugehen. In demselben Maße wächst ihre Persönlichkeit. Wenn über dem an sich selber dahinsterbenden Chaos eine Generation ersteht, die im höchsten Sinne alles nur auf den Staat bezieht, und eine Staatsvernunft des praktischen Idealisnus sich bildet, dann, aber auch nur dann, können wir den Untergang unserer bisherigen Gemeinschaft und Kultur ohne Verzweiflung mit ansehen."



Auf der Warte

Englischer Guckkasten

1. In der Westminster-Abtei soll ein im Krieg gefallener, aber unerkannt gebliebener englischer Soldat feierlich beigesetzt werden — eine symbolische Handlung, durch die der Namenlose seinen Platz nimmt neben den größten Namen seines Volks, und der „Gemeine“ die große, dumpfe, unartikulierte „Gemeinschaft“ vertritt. Einer für alle, alle für das Vaterland! Es ist nicht verwunderlich, daß dieser Gedanke englisch ist; er ist die Zauberformel, die das Weltreich zusammenhält. Verwunderlich ist nur, für uns Deutsche wenigstens, daß der Instinkt dafür selbst im geistig ärmsten Engländer lebendig ist.

Dem ist gegenüberzustellen: Deutschland hat unzählig mehr namenlose unerkannte Tote als England. Deutschland ist eine Demokratie. Gesetzt den Fall, jemand in dieser Demokratie käme auf den demokratischen Gedanken, die für das Vaterland Gefallenen zu ehren; gesetzt, er fände oder erfände selbst ein nationales Heiligtum, um den großen deutschen Toten zu bestatten: — wo fände er eine *Nation*?

2. Ein Wollkaufmann in Bradford hat bestritten, daß der Wollhandel ungeheure Profite abwerfe und in Erhärtung dessen sein Geschäft der Arbeiterpartei auf zwei Jahre zur Verfügung gestellt. Kapital und Geschäftsleitung sollen von der Arbeiterpartei gestellt werden. Ist nach zwei Jahren das Geschäft ruiniert, so sollen die Gewerkschaften den Kaufmann entschädigen.

Ein Beitrag zur Sozialisierungsfrage, der mir *praktisch* sowohl wie patriotisch erscheint. Der Wollhändler denkt: Ehe sie den Staatsast absägen, auf dem wir alle sitzen, können sie es ja mal mit meinem Ästchen probieren. Ich ärgere mir die Selbsucht an, wenn sie mir das Geschäft auf den Hund bringen, aber vielleicht lernen sie allerhand und zahlen Lehrgeld obendrein — und es ist immer noch besser, ich zahle meine Kurkosten, als daß das Land in die Binsen geht.

Natürlich fällt dergleichen keinem Deutschen ein.

3. Der englische Schatzkanzler hat vor einiger Zeit an das Publikum appelliert um Rückgabe von Schatzanweisungen, Kriegsanleihe usw. Grund: die üble finanzielle Lage Englands. Es fanden sich in diesem utopistischen Staat 22 (zweiundzwanzig) Bürger, die auf ihren Besitz verzichteten. (Das Land, das *mehr* aufzubringen glaubt, werfe den ersten Stein auf die Zahl 22.) Einer war darunter, der 130000 Pfund Sterling ablieferte, was man als sehr anständig bezeichnen kann. Einer auch, ein Arbeiter, lieferte 80 Pfund Sterling ab: seine ganzen Kriegsersparnisse.

Was mich an dieser Sache interessiert, ist: wie es in dem Kopf eines Mannes aussehen mag, der es für seine Pflicht hält, seinem Staat mit 80 Pfund Sterling unter die Arme zu greifen! Wie würde er sich in einem Staate ausnehmen, dessen Glieder *nur* Rechte und keine Pflichten kennen?

Vielleicht gibt es in einem solchen Staat immerhin noch eine Handvoll Leute, denen diese drei Geschichtchen zu denken geben.

L. M. Schultheiß

*

Unbelehrbarkeit

„Es gibt seit 1918 nur ein ‚deutsches Verbrechen‘: es heißt *Unbelehrbarkeit*“, schreibt Moeller van den Bruck in der Wochenschrift „Das Gewissen“.

„Wir haben unsere Friedensbereitschaft

erklärt, weil wir der Botschaft der 14 Punkte trauten. Wir haben unseren Feinden den Gefallen getan, unseren Staat umzustürzen, nur weil man uns sagte, daß er das Hindernis für ein allgemeines Völkerglück sei. Wir haben damals unsere Schiffe auf Strand gesetzt, weil man unseren Matrosen versichert hatte, daß auch die britische Flotte bereits den roten Wimpel der Verbrüderung führe. Wir haben die Fronten verlassen, keine Festung verteidigt, den Rhein ausgeliefert, Tirol preisgegeben, die Ostmark verschachert und hernach der Schlachtflotte auch noch die Handelsflotte folgen lassen, nur weil wir das Unterpfand der großen Versprechungen besaßen. Wir haben nacheinander die Begriffe des Verzichtfriedens, des Verständigungsfriedens und des Rechtsfriedens erfunden, um schließlich einen Gewaltfrieden hinzunehmen. Wir wichen von Erwartung zu Erwartung zurück, vergaßen eilends jede neue Enttäuschung, und sind durch keine klüger geworden. Wir beantworteten jeden neuen Betrug mit einer neuen Selbsttäuschung. Wir vertrösteten uns schließlich auf die Revision von Versailles. Wir begleiteten mit unseren Hoffnungen noch die Besprechungen von San Remo und Aix les Bains. Und Spaa erst gab uns einen Ruck der Besinnung. Jetzt wußten wir endlich: Versailles war Ernst! Aber immer blieb noch eine Hoffnung auf Genf: immer noch eine Hoffnung auf den Völkerbund.

Oder wie — blieb sie nicht mehr? Wer heute in das Volk hineinhorcht, der vernimmt nur ein Gelächter, wenn vom Völkerbunde gesprochen wird. Es ist noch kein Schrei. Es kommt erst aus verhaltener Wut. Es durchschneidet die Stille eines verlegenen Schweigens. Sehr viel Scham ist darin, Scham von Menschen, die das schlechte Gewissen mitschleppen, daß man ihnen nur mit schönen Worten zu kommen brauchte, um sie auch schon an eine schöne Verwirklichung glauben zu machen. Es ist für unsere Menschen heute alles zu einem Schwindel geworden. Und der Inbegriff dieses Schwindels ist für sie der Völkerbund“...

Wie kommen wir aus diesen politischen Stümpereien heraus?

„Nicht eher wird unser Elend enden, als bis es wieder Deutsche gibt, die mit verschränkten Armen stehen, deren erschöpfte Geduld nicht immer nachläuft, sondern herankommen läßt und endlich Nein! sagt. Nicht eher wird dieses Elend enden, als bis wir uns nicht mehr im Wirbel neuer Ausflüchte treiben lassen, vielmehr Abstand zu den Dingen nehmen und den Blick nicht auf ihre vorläufige, sondern auf ihre endgültige Auswirkung einstellen. Nicht eher wird es enden, als bis wir, die wir immer glauben, was wir gerne glauben wollen, nicht mehr diese unbekümmerten Menschen sind, die bereits ihre Wünsche für wahr halten, sondern belehrte Menschen, gebrannte Menschen, gefeite Menschen — und darnach handeln.“

*

Nichtsnutzige Verleumdung

Die deutschen Brunnen quellen wieder hier und dort, wenn auch das äußere Bild noch unerfreulich genug ist. Und schon kommt aus einem Winkel ein Verleumder und besudelt in einem Artikel „Sonderbare Heilige“ auch eine festliche, von religiösem Geiste berührte Jugendbewegung. Der Mann heißt Schweder und gibt eine Korrespondenz heraus, womit er zahlreiche Blätter im Reiche speist — in diesem Falle vergiftet. Nachdem er allerlei „Kurpfuscher“ und „neue Christusse“ gebührend gebrandmarkt hat, besonders verärgert über ihre Geldeinnahmen, schreibt er über die „Neue Schar“ des Muck-Lamberty folgendes:

„Wieder ein andres Genre des Dummenfangs verkörpert der ehemalige Drechslergeselle Muck-Lamberty aus Straßburg im Elsaß, der sich besonders Thüringen zum Schauplatz seiner Tätigkeit erkoren hat. Auch er ist als moderner Christus frisiert und von einer Schar gläubiger Jünger und Jüngerinnen aus allen Volkskreisen umgeben, mit denen er in die Städte einfällt, die Schulen rebellisch macht und zunächst Kinder wie Erwachsene auf die Spielplätze zur Veranstaltung von Wandervogeltänzen herauslockt. Auch er beansprucht mit seinen Leuten selbstverständ-

lich Freiquartiere, läßt sich die Taschen mit Lebensmitteln und Geld vollstopfen und veranstaltet dann zum Abschluß des Fischzuges Versammlungen, die ihm in manchen Städtchen 2000 bis 3000 Mark Einnahmen bringen und in denen er eine äußerst konfuse neue Weltordnung predigt. Die „Mitteldeutsche Zeitung" in Erfurt hat sich die Mühe genommen, etwas der Vergangenheit dieses Naturapostels nachzuspüren, der sogar Seminaroberlehrern und Dichtern wie Lienhard und Schröder den Kopf verdreht hat. Danach hat Herr Muck-Lamberty seinerzeit unter Admiral von Scheer gemeutert, lange Zeit hindurch auf Helgoland gesessen und ist nach Ausbruch der Revolution nach Kassel entflohen, wo er sich im Hauptquartier der Obersten Heeresleitung als kommunistischer Soldatenrat auftat (?). Alle Anzeichen sprechen dafür, daß er auch heute noch ein verkappter Propagandist der Moskauer dritten Internationale ist (!), während er sich in Thüringen als Deutschnationaler aufspielte, worauf ihm auch aus diesen Kreisen zahlreiche Mittel zuflossen. Wieweit das bekannte Attentat auf Admiral Scheers Familie mit seinem gleichzeitigen Auftreten in Weimar, Gotha und Eisenach in Verbindung zu bringen ist, bedarf noch der näheren Feststellung (!!). Jedenfalls laufen auch diesem exaltierten Fanatiker allerlei Männlein und Weiblein nach, die sich ganz ähnlich wie die Gefolgschaft des Weltheilands Häußer betragen. Allerlei Skandalosa, die sich in Erfurt, Gotha und Rudolstadt im Anschluß an das Auftreten dieses sonderbaren Heiligen abspielten, beweisen seinen verderblichen Einfluß auf die Jugend .."

Hier wagt man also, den grauenhaften Mord im Hause Scheer mit jener freudigen Reigenspiel-Bewegung in Verbindung zu bringen! Und zahlreiche Blätter im Deutschen Reiche drucken diese ungeheuerliche Verdächtigung unbedenklich nach!

Über Muck-Lambertys Jugendbewegung haben viele geschrieben, z. B. Willy Pastor sehr ausführlich in der „Täglichen Rundschau", Prof. Weinel in der „Freien Volkskirche", ebenso „Das neue Deutschland", die „Sächsische Heimat" und andere, darunter der „Türmer". Und keinem, soviel wir sehen, wurde dabei „der Kopf verdreht", sondern alle betonten das Symptomatische, das Festliche, das Stände-Verbindende bei dieser Bewegung, ohne sich über deren Dauer oder Tiefe bereits ein Urteil zu bilden.

Herr Schweder ruft zuletzt die „Zentralregierung in Berlin" an, sie möge diesem „Christus- und Apostel-Schwindel" so bald als möglich „den Hals umdrehen". Wir möchten unsrerseits diese kriegerische Handbewegung auf Mörder, Räuber, Diebe, Wucherer, Schieber und — Verleumder beschränkt sehen.

*

Stimme von drüben

Ehrfurcht erfüllt uns, wenn wir der Stimme eines unsrer gefallenen jungen Helden lauschen: zumal wenn die Stimme so rein und edel tönt wie im folgenden Briefe. Es ist ein Feldbrief eines frühgereiften Neunzehnjährigen an einen fünfzehnjährigen Freund; aber diese Worte klingen wie eine Mahnung an die ganze deutsche Jugend. Wir erbaten von unsren Freunden die Erlaubnis, den Brief zu veröffentlichen:

20. Oktober 1917.

Mein lieber Alfred!

Ein schöner Morgen ist heute. Es ist noch früh. Im Osten glimmt der neue Tag rot herauf, im Westen steigen die goldenen Sterne hinab und nehmen eine dunkle Nacht mit sich. Der Krieg ist für einen Augenblick vorbei. Nur hin und wieder fällt ein Schuß, oder ein Maschinengewehr bellt auf. Ich bin eben zurückgekommen, habe für die Kameraden im Dunkel Kaffee geholt. Weißer Reif liegt auf dem Trichterfeld. Ich sitze vor meinem Unterstand, Mantelkragen hochgeschlagen, Decke um den Leib gewickelt, und die Bereitschaftsdose der Gasmaske als Tisch. Die Kameraden sind wieder schlafen gegangen. Ich kann kein Auge zutun. Der Morgen ist zu schön. Da fliegen die Gedanken heimwärts. Ich bin wie daheim...

Neben unserer Stellung liegt ein Dorf, das ein einziger Trümmerhaufen ist. So sähe heute mancher Teil unseres geliebten Vaterlandes aus, stünde nicht die lebende Mauer so fest da. Wir draußen wissen wohl, wofür wir kämpfen, wofür wir jede Schaufel Sand in dunkler Nacht, in strömendem Regen und mit klammen, kalten Fingern ausheben: es ist zum Schutz unserer Lieben daheim! Für den einen ist's die Frau, sind's die Kinder, für den andern die Braut, für fast alle die Geschwister, die Eltern — die Mutter.

Sieh, Alfred, ich spreche als Freund zu dir. Weißt du wirklich, was eine Mutter ist? Es gibt nichts Höheres, nichts Heiligeres als Mutterliebe. Ich habe dir schon einmal über die deutsche Frau, die deutsche Mutter geschrieben. Denkst du manchmal daran? In meiner Jugendzeit habe ich auch manch hartes Wort gegen meine Mutter fallen lassen. Heute tut es im Herzen so weh, wenn ich daran denke. Ich glaube, wir müssen erst ein bestimmtes Alter erreicht haben, um all die Liebe zu erkennen, die eine Mutter täglich auf ihre Kinder häuft. Denke nur an deine eigene Mutter, Alfred! Ist ihr ganzes Leben nicht Liebe für dich und deine Geschwister? Denke daran, wie raffte deine treue Mutter sich auf, wie tapfer war sie, als die Nachricht von Gustavs Tod kam! Und für wen? Nur für euch, ihre Kinder. Euch wollte sie helfen, das Schwere zu ertragen, wo sie selbst so sehr der Stütze bedurfte. Du bist nun ihr einziger Sohn. Auf dich setzen die Eltern die größten Hoffnungen. Gustav war ein so großer, herrlicher Mensch. Er hatte seine Zukunft fest im Auge und steuerte ihr froh und tapfer entgegen. Jede Schwierigkeit überwand er. Ich als sein Freund weiß, daß es ihm oft sauer, bitter schwer geworden ist. Du bist auch ein Mensch, der kann, wenn er will. Das hast du oft gezeigt. Ich weiß nicht, wie du in der Schule stehst, weiß nicht, was du leistest. Eins möchte ich dir aber als Gustavs treuer Freund, als dankbarer Verehrer und Freund deines Elternhauses sagen: Tu auch du dein Bestes, gib all deine Kraft her, um etwas zu leisten! In der Schule und überall sei auf deinem Posten! Was wollen wir anfangen, wenn wir die Heimat bis zum endgültigen Siege beschützt haben und kommen heim und finden da eine Jugend, die sich vernachlässigt hat, nichts kann und nichts tut? Die in deinem Alter sollten auch einmal kämpfen, nicht mit unseren Waffen. Nein, sie sollen mit geistigen Waffen kämpfen. Oder glaubst du, daß Franzmann, Rußky und Tommy ganz besiegt sind, wenn der Friede kommt? Glaube mir, dann erst geht der Kampf ums Dasein los, wo alle Kämpfer sind. Manch eines wird da nicht mitmachen wollen. „Wo mir wohl ist, da ist mein Vaterland" — — und wird verduften. So soll es doch nicht mit uns werden! Und da hat jeder einzelne das Seine zu tun. Du auch. Sonst wünschen wir hier draußen, daß eine der letzten Kugeln uns trifft, daß wir fallen dürfen, wenn das Vaterland am höchsten steht. Seinen geistigen Untergang zu erleben, haben wir nicht verdient, die wir ihm bisher mit Geist und Waffen nur Erfolge gebracht haben. Ihr Jungen auf der Schulbank, in der Lehre, auf den Universitäten seid die Zukunft Deutschlands, für die wir sterben. Helft uns den Sieg erringen, ihr helft uns Entbehrungen leichter ertragen! Lernt und arbeitet und strebt leuchtenden Beispielen nach! Dir muß ein Vorbild doch so leuchtend und klar vor Augen stehen, Gustav: dein Bruder! Sein arbeitsreiches Leben, das ihm durch die Arbeit erst wert wurde, ist auch mein leuchtender Stern. Wolle Gott, daß ich werde wie er, meinem Vaterland und meinen Lieben daheim zur Freude!

Nun Gott befohlen, kleiner Alfred. Denke einmal über meine Worte nach und werde mein Bundesgenosse im Kampfe gegen Franzmann und Tommy und alle die andern!

Mit den besten Wünschen für dein Fortkommen verbleibe ich

Dein

Arnold Sch.

— Der Schreiber dieses Briefes wurde kurz darauf verwundet und ist schon am 12. Nov. 1917 seiner Verwundung erlegen.

*

Ein Junglehrerbund „Baldur"

hat sich in Hamburg gebildet (Sitz: Schlüterstraße 20) und will, geleitet von Willi Ludewig, „alle deutschbewußten Junglehrer erziehen, sammeln, entflammen zur Wiedergeburt des deutschen Volkes". Diese Gruppe hat sich unter die „Schutzherrschaft" des Türmer-Herausgebers gestellt; und da mir deren Leiter als ein lebenswarmer, frisch zupackender, begeisterungsfähiger Deutscher angenehm bekannt ist, habe ich diese Beziehung nicht abgelehnt. Der Bund verlangt von seinen Freunden „die Kenntnis der Quellen des deutschen Wesens in Glauben und Denken, Recht und Sitte, Buch und Bild, Wort und Ton, Sprache und Schrift". Diese Kenntnis soll werden: „eine Tat für das eigene Selbst, ein Vorbild für die Jugend, eine Erneuerung für das Volk". Willkommen sind also „wesensdeutsche, willensfeste, wahrheitsstarke Baldurbrüder oder Lichtbringer", die nicht die Vorurteile einer Partei mitschleppen, sondern aus deutschem Herzen deutsche Art suchen, Lehrer und Nichtlehrer, die durchglüht und gewillt sind, mit heiligem Eifer und stiller Treue unsrer Jugend eine wahrhaft deutsche Erziehung, Erkenntnis und Ertüchtigung zu geben.

Das ist prächtig gefühlt. Wir wünschen dem jungen Bund, daß er nicht im Satzungsgeflecht hangen bleibe, sondern lebendig wirke.

Ich bin nun allerdings persönlich Verbänden, Orden, Logen gegenüber zurückhaltend. Alles kommt eben auf den Geist an, der vom Führer ausströmt. Geist? Besser noch: auf das Herz und auf den Herzenstakt, der solche Gruppen beseelt, erwärmt, schöpferisch und festlich macht. Dann können sich innerhalb des Gefüges prachtvoll segensreiche Lebensfreundschaften herausbilden. Die Satzungen sind nur Hilfsmittel.

Im übrigen freut es mich, daß man sich hier auf festen deutschen Boden stellt, wenn man auch das Hakenkreuz noch meinem Rosenkreuz vorzieht. Wie könnte die Jugenderziehung reich werden, wenn man anschauliche Lebensgemeinschaften wie Wartburg, Weimar, Nürnberg, Wittenberg, Sanssouci, Bayreuth usw. mehr in den Mittelpunkt der Betrachtung stellte! Wartburg: Walther, Wolframs Parzival mit der Gralslegende, die soziale Wohltäterin Frau Elisabeth, Luther, Bach —! Nürnberg: Sachs, Dürer, Vischer, die Dome, Malerei und Plastik, Schwank und Volkslied —! Sanssouci: Friedrichs Heldentum und sein Zeitalter —! Und überall müßte man Bild und Ton recht anschaulich und eindringlich zum Wort hinzunehmen, auch Reigentanz, Lautenlied, Choral, Bühnenspiel ...

So kämen wir zu einer festlichen, künstlerischen, religiösen Kultur und blieben doch auf deutschem Boden — bewußt und trotzig, auf dem einzigen Erdengrund, den uns Haß, Neid und Übermacht gelassen haben, den wir aber in ungeahnter Weise schöpferisch beleben werden. L.

*

Kindernot

Daß wir an leitender Stelle keinen Mann hatten, der mit Donnerstimme das Wort „Hungerblockade" und die andren ungeheuren Leiden und Leistungen des deutschen Volkes dem ganzen Ausland ins Bewußtsein zwang! Daß man statt dessen in unwürdiger, vollends zerrüttender Weise über unsre „Kriegsschuld" haderte, aber weder die schwarze Schmach am Rhein noch die Kindernot zu bannen vermag!

Es sind in aller Stille etwa 800 000 Kinder der Hungerblockade erlegen. Und in die Millionen geht das nachwirkende Verderben, das man mit keiner Statistik mehr fassen kann. Im Jahre 1913 starben in Preußen an Krankheiten der Atmungs- und Verdauungsorgane, Influenza, Tuberkulose und Lungenentzündung im Alter von 1 bis 15 Jahren 32 350, im Jahre 1918 68 223 Kinder, das bedeutet eine Zunahme von über 100 v. H. Es starben allein an Influenza im Jahre 1913 198 Kinder, im Jahre 1918 22 800, allein an Tuberkulose 1913 7425, 1918 11 738 Kinder. „Die Geschichte eines jeden Kindes von den Zehntausenden, die hinstarben," ruft Generalsuperintendent Lahusen, „ist eine Geschichte des Hungers, der Kälte, der Wohnungsnot, der bitteren Tränen, der Hoffnungslosigkeit.

Das deutsche Familienleben ist schwer bedroht, ein dunkler Abgrund, der alles verschlingt, tut sich auf. Wer das herzzerreißende Elend überschauen könnte, ich glaube, der stürbe daran."

Und Graf Harry Keßler schreibt in der „Deutschen Nation":

„Hunderttausende von Deutschen, Millionen von deutschen Kindern leben heute in diesem Elend. Langsam ist es emporgekrochen: vom Lumpenproletariat zu den Arbeitslosen, von den Arbeitslosen zu den kleinen Handwerkern und Rentenempfängern, von diesen bis zu den auf mittleren Lohnstufen stehenden Arbeitern und Angestellten. Heute erreicht es schon Familien mit einem Wochenverdienst von 200 bis 250 *M*. Den Umfang dieses Elends ahnt man, wenn man hört, daß es am 15. September in Deutschland 730 000 Arbeitslose gab und daß die Arbeitslosen heute bereits nur einen Bruchteil der in Elend verkommenden Deutschen bilden. Die Einzelheiten dieses Schreckens sind in jedem dieser Totenhäuser des Berliner Ostens und Nordens, dieser Totenhäuser eines Volkes, die gleichen. In luftloser Enge, in viel zu wenigen Räumen viel zu viele Menschen. Daß vier oder fünf Erwachsene und Kinder durcheinander in einem Zimmer wohnen, ist fast die Regel. Ebenso daß drei oder mehr Menschen in einem Bette schlafen. Das Mobiliar, die Tapeten, die Wände und Decken sind fast überall in einem Zustande fortgeschrittener Verwahrlosung. Kaum in einer einzigen Wohnung sind alle Scheiben ganz ...

Und wenn es die Eltern selbst nicht sagten, so würde der grauenerregende körperliche Zustand fast aller Kinder dieses Verhungertsein zum Himmel schreien. Gerade der Durchschnitt zeigt, bis in welche körperliche Verkommenheit, bis in welche Untermenschlichkeit eine ganze Generation Berliner und deutscher Kinder durch den Hunger verstoßen worden ist. Es gibt heute in der Charité fünfmal so viel Kinder mit Tuberkulose und Rachitis wie vor dem Kriege. Auch sind die Fälle gleichzeitig viel schwerer geworden: vor dem Kriege war die Hälfte leicht, jetzt sind drei Viertel sehr schwer. Man sehe sich auf den mitgeteilten Photographien die Gesichter der Kinder an: das aufgeschwemmte, wässerige, blasse Fleisch, den form- und kraftlosen Körper, die rachitischen, verkrümmten Arme und Beine. Das ist der Typus des Nachwuchses."

Wir wollen dem Ausland nicht vorjammern, aber wir wollen diese wuchtigen Tatsachen auch nicht unterschlagen sehen.

*

Der Meister des Lebens

Ernste und edle Worte von Rudolf Paulsen finden wir in der „Christlichen Welt" (Nr. 48). Es ist nach unsrem Gefühl das wichtigste Problem der Gegenwart:

„Wahrhaftig ist Christus niemals so entfernt von der Lebensbejahung gewesen, wie man das darstellt. Ist er irgendwo ein Mucker? Verwehrt er irgendwo einem Pflänzchen Wachstum und Zeugung? Ist er nicht vielmehr der Weg, die Wahrheit und das Leben?

„Eine grundlegende Voraussetzung für jede sittliche Umwälzung ist allerdings die, daß wir, statt die Wirklichkeit zu idealisieren, das Ideal zu verwirklichen beginnen. Und das kann nur geschehen, wenn wir eines gründlich lernen: das organische Wachstum achten, unbedingt und zunächst und beginnend beim Kinde. Es handelt sich um nicht mehr und nicht weniger als die Versöhnung des Alters mit der Jugend. Wenn diese überhaupt möglich ist, dann muß sie jetzt kommen, damit alles Leben Gegenwart sei. Es gilt für uns alle, kindlicher zu werden, mehr Freude aufzubringen, mehr Humor zu haben. Dazu ist vor allem nötig, daß wir aus dem Alexandrinertum herausfinden, von dem umstrickt wir vor lauter Aufheben das Schaffen vergessen. Die Unendlichkeit der toten Wissenschaft hat den lebendigen Acker der Religion, die nach Lagarde ‚unbedingt Gegenwart' ist, in einen Friedhof verwandelt. Das Kreuz von Golgatha, dessen Form den betenden Menschen mit ausgebreiteten Armen symbolisiert, ist nur für Menschen tot, deren Menschentum tot ist: der lebendige Mensch sieht in ihm den lebendigen Meister des Lebens."

Unter „Gegenwart" versteht Paulsen jenen wahrhaft lebendigen Zustand, „wenn Religion die Ewigkeit in die Gegenwart zwingt", während er das „Geschrei der ungebärdigen Literaturfrösche", die kein Verhältnis zum Ewigen haben, ablehnt. Um so unangenehmer berührt es, wenn man in derselben Nummer die Verherrlichung eines modischen Tagesdramatikers liest, die besser in irgend ein Tageblatt passen würde.

*

Vom Freudemachen

Wie wenig gehört zum Freudemachen, sobald das Herz gibt! Es ist nötig, daß man dies in einer Zeit, die am Mammonismus leidet, recht betont. Ich saß dieser Wochen erkrankt im Zimmer; da erklang auf meines Hauses Diele zur Laute ein Lied, kräftig und zart, eine wohlgeschulte junge Männerstimme. Der Fahrende trat näher und gab noch einiges zum besten, abschließend mit Meister Bach.

Dann erzählte er von seinen Eltern und von sich selbst. Sein Vater (Tenor) und seine Mutter (Alt) bilden zu Leipzig mit zwei andren Kräften ein Solo-Quartett für Kirchengesang. Ihr Leitwort: „Lasset uns singen von der Gnade des Herrn!" Wenn man sich einige dieser Programme durchsieht: welcher Reichtum an seelischer und klanglicher Schönheit! „Christ ist erstanden von der Marter alle" — klingt schon seit dem 12. Jahrhundert, soll von einem Kreuzfahrer einem morgenländischen Sklaven abgelauscht und nach dem Abendlande heimgebracht sein; dann das „Lieblich Engelspiel" des Heinrich von Laufenberg (1421); „Gottes Edelknabe" — „O Welt, ich muß dich lassen", Volksmelodien aus dem 15. und 16. Jahrhundert — Luther, Paul Gerhardt — die böhmisch-mährischen Gesänge — bis herab zu den gefälligeren, aber auch flacheren neudeutschen Weisen. Wieviel Schönes steckt im Volkstum, wieviel Edelerz in der Tiefe, das sofort wieder aufklingt und zu Tage will, wenn man es eben braucht!

Der Sänger heißt Walther Röthig. Er hat selber ein Heft mit 12 geistlichen und weltlichen Liedern zur Laute (zugleich mit Klavierbegleitung) unter dem an Flaischlen gemahnenden Titel „Hab' Sonne im Herzen" vertont und herausgegeben (Leipzig, Kaiser-Wilhelmstr. 19). Zahllose Vortragsabende hat er den Krankenhäusern, Kinderschulen, Altersheimen, Blinden- oder Krüppelanstalten, Gefängnissen usw. gewidmet, läßt sich nur die nötigen Unkosten ersetzen und gibt — wie seine Eltern — seine Kunst eben aus der Freude am Schenken heraus.

Man ist glücklich, daß es solche Spender noch gibt oder wieder gibt in Deutschland. Unter Röthigs Leitsätzen auf den Programmen steht das Wort: „Das, was mich singen machet, ist was im Himmel ist" ... L.

*

Hans Thoma und Christophorus

Meister Thoma hat im „Hans-Thoma-Buch", das ihm von K. J. Friedrich zum 80. Geburtstag gewidmet wurde (Leipzig 1919, Seemann), gleichfalls den Christophorus mit seinen lieben Deutschen in Verbindung gebracht. Er schreibt dort:

„Christophorus, ein wetterstarker Held,
Trägt auf den Schultern stark
Das liebe Christkindlein.
Sollte das so schwer denn sein,
Daß es ihn drückt so arg?
Ja, er trägt den Herrn der Welt!
Das fällt dem Starken schwer,
Wenn er durch wilde Wogen hin
Das Zarteste, den Kindersinn,
Wahren soll im tück'schen Lebensmeer."

Und der Altmeister fügt diesen schlichten Versen, unmittelbar hinterher in Prosa übergehend, den Satz hinzu: „Wie gerne möchte ich glauben, daß der Herr der Welt die Deutschen für würdig erachtet, diese Christusträger zu sein!"

Wie gern, lieber Meister, stimmen wir in diesen Wunsch und Glauben ein! L.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard
Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Str. 69
Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

23. Jahrg. | Februar 1921 | Heft 5

Ewige Wiederkunft des Gleichen oder Aufwärtsentwicklung?

Von Rudolf Paulsen

Der Krieg hat die Masse des deutschen Volkes vor die Frage gestellt: Gegenwart oder Ewigkeit? Die Antwort ist gefallen: Gegenwart. Der seelische Keim der Masse des deutschen Volkes hat sich als zu schwach erwiesen. Heute zu leben schien zuletzt wichtiger als für morgen und für die Ewigkeit zu werden. Der Materialismus besiegte den Idealismus.

Der Anblick des vielen Sterbens, der Schnelligkeit der Verwandlung des Organischen in verwesenden Stoff beförderte die Anschauung, daß sich überhaupt nichts lohne, daß der Aufbau des Organischen, das so leicht zerstörbar sei, nicht mehr wert sei als seine Zerstörung. Diese zunächst auf das Einzelleben sich beschränkende Anschauung erweiterte sich allmählich auf Staat, Volk und Vaterland, und zwar je mehr, je weniger wahrscheinlich der Sieg erschien. Ein Teil der deutschen Weiblichkeit, deren Geschlechtshunger durch die Darstellung wirklicher und vermeintlicher Heldenhaftigkeit gewaltig anschwoll, kam der Gestimmtheit der Krieger mit Eros entgegen. Eros nämlich wie Dionysos als Götter der Verwandlung des Toten ins Lebendige und des Lebendigen ins Tote sind Diesseitsgötter, sehr im Gegensatz zum auferstehenden Christus, der auf anderer Ebene aufersteht und Verwandlung nach oben meint, nicht sinnloses Wesen und Verwesen und Wiederwesen des Stoffes.

Wenn das Leben keinen Sinn hat, dann hat auch der Tod keinen Sinn. „Ob es Kaiser und Reich, Volk und Vaterland gibt, ist einerlei, wenn man nur im Laden alles kaufen kann. Ich habe nichts als meine Diesseitigkeit, für die lohnt es sich nicht zu sterben, wohl aber zu leben, nicht zwar, um aufwärts zu steigen, aber um genießend und abwartend der Metamorphose zu erliegen. Wozu soll ich ein Held sein, wenn es kein Jenseits gibt? Das Leben ist nichts als Tod und Leben, das kann ich zuhause auch haben. Dazu aber habe ich dort Eros. Das ist doch wenigstens etwas Greifbares.“ So sprach die Mehrzahl der Krieger.

Heute wissen aber schon viele, daß diese Art „Leben“ kein echter Gott ist. Der erotische Taumel des Dionysos offenbart sich als Volkstod, der auf den Einzelnen zurückfällt. Heute sehen schon viele die Folgen, die jene Verehrung des Gottes der *aufstieglosen Verwandlung* nach sich hat.

Einstweilen aber, im Großen und Ganzen, hat der Kosmos atheos (die entgottete Welt) gesiegt über den Kosmos entheos (die gottähnliche und gotteigene Welt). Statt: *Ein Volk, ein Gott, ein Herr* heißt es: *kein* Volk, *kein* Gott, *kein* Herr; statt Volk: eine *Menge*, statt Gott: ein *Götze*, statt Herr: ein *Sklav* (der Feinde und der niedren Triebe).

Der Krieg aber ist nur der Beginn des Weltbrandes. Wäre er sein Ende, dann wäre auch unser Ende. So aber dürfen wir hoffen, aus Muspilli noch aufzusteigen, nachdem unendlich Vieles noch verbrannt sein wird. Europa war nicht mehr zu ertragen und ging in Flammen auf, weil es sich selbst nicht mehr ertrug. Unser Gott und Christus war in unseren Herzen alt geworden. Unbewußt wohl sehnte sich Europa nach dem Flammentode, nach dem „Stirb und Werde!“ Einstweilen sind wir im Stirb, sterbendes Abendland, jawohl!, aber um zu *werden!*

Der einzelne hat noch viel in sich zu verbrennen; aber des Brandes im Volke wäre es nun genug. Wir bleiben nicht bei der Dauerrevolution „ewig im Aufruhr“ stehen. Wir wollen wieder *bauen*. Auf ewig brennendem und feuerspeiendem Vulkan aber kann kein Bau stehen. Ein seelisch-sittlicher Himmel über Deutschland muß sich wölben; nur dann kann gebaut werden. Ohne diesen Himmel bauen wir nur Privathäuser, die die Flut des Geschehens allzurasch davonträgt. Ein Volkshaus bauen wir nur unter dem Frühlingsleuchten des Volkshimmels. Das alte trotzige Bauen, das für die Ewigkeit sein will, muß uns wiederkommen. Also bauen wir keinen Kinopalast zur Ergötzung der niederen Triebe an haftender Widerspiegelung der Gegenwart, sondern ein Haus, das *Ewigkeit* umschließt, einen Dom für die obere Stockwerkwelt unseres als göttlich empfundenen Selbst.

Das *Organische* müssen wir uns wiedererobern. Unorganisch ist die Welt, wenn „alles eins“ ist. Und diese Meinung steht heute in Blüte, immer zwar mit körperlichen und nach unten messenden Maßen bestimmt. Auch freilich: „Alles ist von gleicher Höhe“, hat *keine* Auftriebsmöglichkeit; aber gar dieses: „Alles ist von gleicher Niedrigkeit“ treibt uns hinab. Wenn gut und schlecht eins sind, wie heute wieder gelehrt wird, dann hört jede Auswahl, jede Geltung der höheren Werte auf. Was kann dann Gott sein? Früher war Gott die *Sonne*, das *Licht der Sehnsucht*. Heute lehrt Paul Göhre Gott als „das unendliche Dunkel“. Wer sollte sich da nach Gott sehnen?

Gewiß ist Gott dem Unerwachten unendlich fern, aber nicht dunkel, sondern leuchtend über alle Klüfte des Unendlichen. Wir nähern uns ihm in unendlich langer Wanderschaft, und je näher wir kommen, desto größer wird er. O Wunder, wir erleben den wachsenden Gott, in und mit unserem eigenen Wachstum!

Wenn Gott wachsend ist, dann ist die Karussellphilosophie der „ewigen Wiederkunft des Gleichen" abgetan. Eine Verwandlung von gleich zu gleich ist überhaupt nicht als Leben anzuerkennen. Ob sich eine auf sie abgestimmte Lehre Naturphilosophie oder dionysische Religion nenne, sie ist ethisch vollkommen fruchtlos, ist reiner Materialismus der unteren Hälfte, dessen Bewunderung durch Nietzsche unverständlich ist.

War es nicht Christus, der jener Sphinx der Antike das Haupt abschlug? Dieser Sphinx, die nur einen Spruch weiß: „Laßt euch von mir fressen, auf daß ich euch verdaue, auf daß aus meinem Exkrement eure Atome sich wieder zusammenordnen, auf daß ich euch wieder fressen kann, wenn ihr wieder blühend vor mir steht! Unendlich oft habe ich euch schon gefressen, aber ich bin gut, ich werde euch noch unendlich oft fressen. Zwar wachse ich nicht und wachst ihr nicht, aber das Fressen und Gefressenwerden ist Selbstzweck."

Das ist, derb ausgedrückt, Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkehr des Gleichen. Diese Lehre ist nicht darum so schwer erträglich, weil etwa es nicht erträglich wäre, die gleiche Mühsal noch einmal auf sich zu nehmen, sondern weil der Weg bei keiner Wiederholung weiterführt. Die christliche Wiedergeburtslehre ist schwer erträglich, insofern man sie als Ausruhen auf der anderen Ebene auffaßt. Erträglich ist allein eine Wiedergeburtslehre der unendlichen Vervollkommnung. „Es gibt so viele Morgenröten, die noch nicht geleuchtet haben." Das war ein Lieblingssatz Nietzsches. Wenn sie noch nicht geleuchtet haben, dann können es nicht die gleichen sein.

Der ethische Wert der christlichen Lehre liegt darin, daß überhaupt etwas oben liegt. Das Neuheidentum aber läßt alles unten liegen, wo es liegt. Hier gibt es keinen Himmel zu erreichen. Aber wenn oben nichts ist, woher sollte der Trieb nach oben kommen? Dann bleibt nur: rundherum. Geht die Natur denn rundherum? Ist die Entwicklungslehre gar nichts?

Wir müssen allerdings versuchen, das Leibhafte mitzunehmen. Denn ein Jenseits der Urbilder oder reinen Geister ist auch uns unheimlich. Wie aber nehmen wir den Leib mit? Nur dann, wenn wir mit Goethe sagen: „Materie nie ohne Geist, Geist nie ohne Materie." Sagen wir das nämlich, dann ist die Unendlichkeit des Wachsens gesichert.

Wenn wir den Leib mitnehmen wollen in ein Jenseits, nicht der ewigen Ruhe im Schoße Abrahams, wohl aber in eines der Höherverwandlung, so gibt es dafür keinen besseren Führer als den „magischen Chemiker" Novalis, der Naturphilosoph und mystischer Christ zugleich zu sein vermochte, dessen heißer Gedankenkunst es schon beinahe gelang, den Felsen in Fleisch zu verwandeln, auf daß nichts von der Selbstvervollkommnung Gottes ausgeschlossen sei. Für Novalis gab es keinen Tod der Materie, aber auch keinen des Geistes. Deshalb schien ihm Heimkehr zu Gott zu weiterer Vervollkommnung durch freien Willen möglich.

Er hätte das nicht einmal Tod genannt. Auch für ihn gab es keinen Tod, aber nicht, weil es nur ein materielles Leben gegeben hätte, sondern: ihm war Materie nie ohne Geist, wie er in „dunklen" Worten sagt: „Es ist dem Stein ein rätselhaftes Zeichen tief eingegraben in sein glühend Blut."

In ganz seltsamer Weise vereinigte Novalis Diesseits- und Jenseits-Frömmigkeit, Natur- und Geistreligion. Vielleicht gelang ihm das im Gegensatz zum einsamen Nietzsche, weil ihm das wundervolle Erlebnis Sophie geschenkt wurde. Freilich, Haeckel bekehrte sich vom Christentum fort, als ihm das liebste Wesen verloren ging.

Die Heimkehr zu Gott braucht nicht zu heißen: dann ist diesseits alles aus, braucht nicht zu heißen: Gespensterdasein, vielmehr kann und soll sie heißen: Vorbereitung zu neuer Kosmoswanderschaft auf höheren Wegen zu höheren Zielen.

Aus dem Christentum und der Kantischen Philosophie scheinen mir noch immer die Gegenkräfte gegen die von der großen Masse jedenfalls nur sehr materialistisch aufzunehmende „Lehre von der ewigen Wiederkunft" zu kommen. Der Weg des Menschen der bloßen Wiederkehr ist die Kreisbahn, etwas ganz Totes und auf die Dauer Unerträgliches; der Weg des christlichen und des kantischen Menschen aber ist die Spirale der ewigen Sehnsucht. Bleibt nicht eine Kreisbahn flach und auf einer Ebene ewig liegen? Und ist es nicht ein rein mathematisches Gedankending? Wo im Raume, nimmt man den ganzen Raum, ist eine ewig sich wiederholende Kreisbahn möglich? Nur auf dem Schreibtisch des Philosophen oder im Sande vor dem sitzenden Denker doch. Wie will ein Denker so tollkühn sein, Gott die Voraussetzung der schöpferischen Unendlichkeit zu nehmen, Gottes Gehirn zu einem Kreislauf zu verengern?

Das Jenseits als stark bürgerlichen Himmel mit Rache und Strafe werden wir ablehnen, wie wir überhaupt heute das Jenseits als Endstation ablehnen. Daß aber jenseits des Jenseits ein Diesseits auf höherer Ebene mit danach folgendem Jenseits auf höherer Ebene undenkbar sei, ist nicht einzusehen. Keine Lohnbuch-Religion, aber ein Weiterwandern im Spiralgang. Alle diese Vorstellungen müssen notwendig anthropomorph sein, da sie sonst zur ethischen Vervollkommnung nichts beizutragen vermögen. Das ewige Werden an sich als vollkommen zu nehmen, fruchtet uns nichts. Das Werden auf einer Ebene, das sich in den Schwanz beißt, ist mechanisch. Diesem mechanischen Werden steht das christliche Sein gegenüber; aber, wie wir es auffassen, nicht als Abschlußform, nicht als Erstarrung zum Gespensterbild im Jenseits, sondern als organisches Werden, als unendliches Wachstum des Geistes.

Gottes Gedanke von mir muß wachsen und so auch mein Gedanke von Gott. Die ewige Wiederkunft des Gleichen leugnet dieses Wachstum und ist auch darum lieblos, weil sie keinem anderen ein Weiterkommen gestattet. Daß das Ziel des Wachtsums im Unendlichen liegt, hindert keineswegs die diesseitige Vervollkommnung. Am Jenseitsgedanken werde ich diesseits größer.

Mit dem guten Willen zum Leben rechtfertigt heute jedermann seine Taten nicht nur, sondern auch seine Schandtaten. Wir lernen daraus, daß wir zunächst

noch am Willen zum guten Leben festhalten müssen. Der aber verlangt, daß wir besser werden, und wenn wir wiederkehren, dann wollen wir es besser machen.

„Nach ewigen, ehernen Gesetzen müssen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden." Wohl, aber vollenden. Stirb und Werde! Wohl, aber „in höherer Begattung". Nicht, um im Flammentod zu verbrennen und dann wieder aufzustehen als dieselben, die wir waren, sondern als Wesen mit dem Keim in uns zu höherem Wachstum. Wie Otto zur Linde in der „Kugel" gute Gewißheit kündet:

„Gott ist original: nimmer dieselbe Strecke
Gehet er zweimal ab, nimmer im Pendelgang."



Meine Väter

Von Otto Linck

**Einer von meinen Vätern
Muß Narr gewesen sein,
Erzählte den Leuten Märchen
Beim Jahrmarktsfackelschein.
Sie lachten und ließen ihn leben
Und gingen froh nach Haus,
Er, der sein Herzblut gegeben,
Sah starr in die Nacht hinaus.**

**Viele von meinen Vätern
Dienten um Sold als Soldat,
Bluteten in den Schlachten
Und starben treu und grad:
Sie liebten Glanz und Klingen
Und steckten hoch ihr Ziel,
Bis mancher in die Schlingen
Der Leidenschaften fiel.**

**Einer von meinen Vätern
Muß Mönch gewesen sein,
Ließ Weib und Kinder fahren,
Zog in die Zelle ein:
Und suchte seines Lebens
Geheimnisvollen Grund
Und marterte vergebens
Sich seine Seele wund.**

**Viele von meinen Vätern
Hatten Hof und Land
Und schritten hinterm Pfluge
Mit schwielig harter Hand:
Es schwanden ihre Tage
In stetem Einerlei
In Wind- und Wetterplage
Und Wandervogelschrei.**

**Viele von meinen Vätern
Brachen so das Land,
Viele von meinen Vätern
Trugen das Schwert in der Hand,
Doch immer hör' ich leise
Des Narren Schellentritt,
Und immer macht die Reise
Der dunkle Bruder mit.**



Die Begegnung
Von Juliane Karwath

(Schluß

Josef kam eines Tages schon frühzeitig wieder, mit dem Wagen, müde und verzagt. Seine Hoffnungen waren wieder einmal zu Ende, sein Körper hatte versagt oder seine Nervenkraft war plötzlich wieder abgeschnitten. Er war mit allem fertig, erinnerte sich an nichts mehr, was eben noch Plan und sicherer Zukunftstraum gewesen war, sondern begehrte nur zu dämmern und zu ruhen. Und starrte vor sich hin.

Schließlich hatte er nichts dagegen, daß ihm vorgelesen wurde, und so saß Michelene wieder an seinem Bett, folgte seinem vagen Wink und las ihm Kapitel aus der Kunstgeschichte, die sie ihm einst schon vorgelesen hatte. Er zerquälte sein Hirn anscheinend wieder, über dies alles den Aufsatz zusammenzubringen, den er schon früher geplant hatte, während hinter den herabgelassenen Vorhängen aller wilde Vogellärm des Parkes erscholl und das sanfte Wiegen seiner Wipfel.

Und heftig stand es wieder in Michelene auf: Mach' dich frei! Eine Närrin bist du, wenn du an dem hängen bleibst, das du nicht einmal zu zerbrechen fürchtest. Kein Funken deiner Seele ist bei dem elenden Manne und würde bedauern, wenn du von ihm gingst. Kein Flämmchen Mitleid brennt in deiner Seele für ihn... Sie zuckte, etwas in ihr rührte sich: kanntest du einmal ... Mitleid? War nicht einmal vor grauen Zeiten etwas da, in dem du kein Mitleid kanntest. War da nicht etwas, das bis zum heutigen Tag noch immer nicht in dir erloschen ist ...? Ach, Torheit... Und jetzt sollst du vielleicht ... Mitleid kennen ...?

Sie warf diesen Gedanken weg und fühlte: er hat recht. Die Einsamkeit meines Schicksals hat mich zu verderblichster Phantasie geführt. Diese Tage inmitten des grünen Parkes, der kleine Narr ... haben mich verwirrt ... ich will doch. Nichts anderes ist in dem allem nötig, als daß ich ... will.

Und jetzt ist der Entschluß gefaßt: mit diesem hier wird ein Ende werden. Dies zertrümmerst du und rennst in die Sonne hinaus. Nichts anderes ist nötig, und du tust es!

Von der Vorstadt her, über den Park hinweg, schwamm, windgetragen, wieder jenes seltsame Harfenklingen, jene kleinen langsamen Akkorde, die, wie ihr schien, vorher ihren Tag begleitet hatten.

— — Vorüber: ich will. Ich habe kein Mitleid, und kenne es nicht. Und brauche es nicht.

Und während Josef mit leicht rasselndem Atem ... o, wie sie dieses Atmen haßte ... nach langem Grübeln ein wenig eingeschlafen schien, schrieb Michelene, an seinem Lager sitzend, mit kleinen, leichten Bleistiftzügen die Zeilen an Reits, die ihn zu der entscheidenden Zusammenkunft bestellten. Er hatte den Platz dazu selbst vorgeschlagen: die alte Reitschule, jenen lautlosen alten Bau am Wasser, in dem sie ungestört sein würden. Sie nannte ihm die Zeit und wußte: sie würde gehen.

So kam der nächste Tag, an dem er die Nachricht längst bekommen hatte. Sie wußte, er ließ sein Pferd satteln, er dachte an sie, er ritt.

Josef war in der unbefriedigendsten Stimmung. Er greinte und klagte. Immer noch war ihm nichts recht. In ihm schien kein Raum für den Gedanken, daß sie ihn alleinlassen könnte...

Aber sie tat es.

Sie kam mit Hut und Schleier in das trübe Krankenzimmer und sah seinen betroffen aufzuckenden Blick.

Lächelnd neigte sie sich über ihn, alle Kälte in den Augen.

„Ja, ich gehe, Josef. Einen kurzen Gang nur."

Sie sah zu ihm herab.

Lautlos — —

Sie verließ das Zimmer und gleich darauf drang die tiefblaue Maihelle unendlich auf sie ein.

Sie ging in der Sonne der Straße, wie von Melodien gewiegt. Die Lindenblätter waren nun heraus, sie fühlte das junge Leben mit allem Atem über sich. Aller Gesang der Welt schien mit ihr.

Im Städtchen war Nachmittagsruhe. Nur die Glocken läuteten und die vielen alten Damen gingen in die Kirche. Verschlafen standen die Läden, keine Tür bewegte sich.

Michelene kam an den Fluß und sah die alte Reitschule. Ihr fiel ein, wie sie vor Wochen hier zum erstenmal gestanden hatte und Aldenhoven vor ihr aufgetaucht war.

Wo war er hin? Sie wußte nicht mehr, wohin er gekommen war... Sie sah nur das Haus, trat vorsichtig in den Dämmerschatten und stand vor Reits.

Sie hielten sich.

„Ist es hier einsam?" fragte sie. „Ist das Haus leer?"

„Hier wohnt nur einer", sagte er. „Ein alter Mann, der nicht zu fürchten ist. Er sieht und hört nicht mehr viel, der alte Gürbig."

„Der Gürbig," sprach sie betroffen, „der Mühlemacher?"

„Ja, der Mühlemacher. Du kennst ihn? Er war früher einmal in Drosidow. Und als die Sache im Parkhause ein Ende hatte, brachte ich ihn hier unter. — Sei nur unbesorgt. Er wird wohl drinnen in seinem Stübchen sein. Aber er hört uns nicht. Und weiß nichts von uns —"

„Er weiß nichts von ... uns ..."

Reits hörte schon nicht mehr darauf. Er hielt sie fest, aus zärtlichen Augen zu ihr hinuntersehend:

„Nun, Liebling, es ist gut?"

Sein Ton war triumphierend und voll der Sicherheit, mit der er gekommen war. Sie spürte: nicht ein Funke war in ihm, der anders dachte, nicht eine Sekunde war gewesen, in der er anderes erwartet hätte.

„Du gehst von ihm fort?"

„Ich gehe."

Sie sann. Sie sah ihn an. Ihr Herz klopfte gegen seine Brust. Sie preßte

sich an ihn und hörte den schrillen ziehenden Schwalbenschrei von außen. „Ich gehe heute noch. Ich — zerbreche —“

Und auf einmal war es ihr wieder, als ob sie diese Worte schon einmal gesagt hätte. Einmal vor langer Zeit. Sie klangen damals vielleicht anders, aber es waren die gleichen, sie hatte sie schon einmal gesagt und so ... getan.

Sie sah ihn an und zugleich überkam sie wieder die furchtbare Nähe und Vertrautheit seines Wesens, aber wie Ungeheuerlichkeit war es auf einmal, die auf sie eingedrungen war, wie etwas, das Grauen und Unglück war.

Sie richtete sich mit erblaßten Lippen auf und suchte seinen Mund und wollte ihn mit jeder Fieber ihres Körpers festhalten und spürte deutlich, deutlich, wie es sich zwischen sie drängte, wie etwas wie eine ungeheure Hand zwischen sie griff, wie sich da etwas senkte...

Etwas war da...

Mein Gott, etwas war da...

Und zitternd, hinfliegend, wie aus jenen Spiegeln zurückgestrahlt, wie aus jener Tanzmelodie im Mondschein geboren, wie von diesen Sekunden selbst zurückgeworfen, erhob es sich in ihr wie eine furchtbare Vision, sie sah etwas ... weithin ... weithin ... da war es ... war gestern erst gewesen ... sie fühlte allen Atem der Tat ... da hatten sie etwas zusammen begangen ... da hob es sich wie Schuld und Flucht und Grauen — — —

„Wir waren zusammen,“ sagte sie leise auffahrend, „o, wir waren zusammen, Hubert, jetzt weiß ich es wieder... Und weiß, es war eine böse Tat...“

Sie starrte zu ihm auf, und, was am schrecklichsten war: sie sah einen Schatten davon, eben entfliehend, auch in seinen Augen — —

Er schüttelte den Kopf.

„Michelene —!“

„Es wird ... damals gewesen sein,“ sprach sie langsam und scheu, „jenes, von dem du sprachst ... ach, das wird der Nachhall in uns sein und alles kam, um ihn zu zeigen — — Hubert —!“

„Michelene, laß dich doch von diesen wahnsinnigen Ideen nicht wieder anfechten —!“

Sie fuhr zurück.

„Es muß mir ein Zeichen sein. Und wird es immer wieder sein: was kam, sollte nur antworten, aber es durfte nicht wieder verbinden... Es zeigt nur, aber es darf nicht mehr wiederkehren. O, in mir schlief Schuld von einstmals her, ich kann sie doch nicht wieder tun! Ja, Hubert, ich wollte zerbrechen und es scheint mir nicht schwer, und ich fühle nichts dabei, glaub' mir, ich fühle nichts ... aber ich kann es doch nicht tun...“ Sie starrte, sie sah Josef in seinem Bette, von Fliegen umschwirrt, sah seine kläglichen Züge, hörte den rasselnden engen Atem und fühlte allen Haß, allen Widerstand, den sie je empfunden hatte, alles wahnsinnige, schluchzende Freiheitsbegehren, und konnte, konnte doch nicht — — —

Da war er vor ihr ... sie empfand, wie es in ihm zu zittern begann ... da war er und doch — und doch — — —

Sie sagte leise und nachdrücklich: „Hubert, es kann nicht sein. Es ist vorüber.“

Und so viel er auch sprach und auf sie einredete, heftig, erregt, beleidigt und verächtlich — er wandelte sich dabei — aber sie sah doch immer nur den einen und hinter ihm jenes ... Eine. Etwas wie ein Gespenst war da und ließ sich nicht bannen. Sie konnte — und obschon sie es dennoch versuchte, weil sie seine rasende Spannung und Empörung fühlte — sie konnte es nicht festhalten. „Ich kann es nicht —“

Sie sah ihn auf einmal fortstürzen und stand und sah ihm nach und empfand plötzlich etwas wie einen leisen Willen hinter sich, etwas wie Gemeinschaft, und mußte an den kleinen Mühlemacher denken: „Ich war einmal ein König, aber es ist lange vorbei — —“

Mein Gott, träumte, träumte sie das alles?

Sie hörte keinen Laut und konnte nichts entdecken, das Haus war stumm und draußen zog der Fluß.

Da trat sie langsam in die Helle hinaus, und die traf sie wie ein Schlag, ihr fiel ein, wie sie vorher in ihr gegangen war, gewiegt, gewiegt, und wie es sie jetzt in sie hineinstieß, arm, beraubt, wie sie immer gewesen war, armselig, armselig...

Sie lief zu dem Hügel drüben und begann ihn aufs Geratewohl zu ersteigen.

Es war kein Weg. Aber sie drang vorwärts zwischen Gestein und Gestrüpp, kein klarer Gedanke war in ihr. Sie stieg und stieg und war auf einmal auf einer kleinen Waldwiese, über die die Hummeln summten. Ein wenig Rotblühendes war da, steile, junge Pflanzen, die sich im leichten Winde wiegten, und ringsum stand der dunkle Wald.

Eine Erinnerung kam ihr ... sie sah plötzlich wieder jene Schonung im Walde, jenen rotblühenden besonnten Platz, und sah Hubert mit der anderen darüber hinfahren ... und warf sich auf den harten Boden hin und krallte die Hände in die Erde und schrie ihr allen Jammer, alle ratlose Verzweiflung zu ... bis sie ermattete.

Und aufblickend, gewahrte sie auf einmal, daß sich Scharen und Scharen von Schmetterlingen um sie versammelt hatten. Während sie so dalag und weinte, umkreisten sie Scharen und aber Scharen weißer Schmetterlinge...

In seltsamer Erschlaffung blieb sie liegen und fuhr erst wieder auf, als sie merkte, daß das Licht am Verschwinden war. Hier, mitten im Walde, begann schon Dämmerung. Aber noch war es nicht ruhig. Nur mit halben Kräften lauschte sie darauf, nein, es war nicht ruhig, irgend etwas war noch da.

Sie irrte eine Weile, bis sie den Abstieg fand und kam an einer ganz anderen Stelle ins Tal, die sie nicht kannte.

Nein, hier war sie fremd. Es schien ihr, als ob sie hier noch nie gewesen sei. Alle Umrisse schienen auf einmal unbestimmt, und merkwürdigerweise vermochte sie auch kein bekanntes Wegzeichen zu entdecken. Verwirrt ging sie hin und her, von den Leuten, die ihr begegneten, schien ihr keiner so, daß sie ihn ohne Gefahr hätte befragen können. So lief sie wie in einer sonderbaren Betäubung immer weiter, bis sie an einen Kellerschank kam, aus dem ihr wüster Lärm entgegenschallte. Ein paar Gestalten kletterten eben herauf, darunter ein italienischer

Orgeldreher mit dem ungefügen Instrument auf dem Rücken. Diese Unbekannten setzten sich im Dunkeln auf einmal in Trab und begannen ihr nachzulaufen.

Michelene erschrak und eilte immer noch mehr. Aber immer deutlicher hörte sie die Schritte hinter sich drein kommen, immer schneller und drohender; es war, als ob irgend etwas, das mit ihr gespielt habe, noch immer bestrebt sei, sie einzuholen.

Und so ging die Jagd im Dunklen durch Gäßchen und Gäßchen, sie eilte und eilte, aber immer noch schallten die Schritte hinter ihr her.

Bis sich auf einmal der Weg wandte und sie zu ihrem Erstaunen das Parkhaus ganz nahe vor sich liegen sah.

Mit letzten Kräften riß sie an der Glocke und glitt durch das Tor.

Hinter ihr war es still geworden.

Sie kam in den Gartensaal, ohne etwas von allem ringsum zu sehen und fragte den Diener nach ihrem Manne.

Er erwiderte, daß der gnädige Herr schon schliefe.

Sie ging selbst nach oben und horchte flüchtig: ja, Josef schlief. Die trübe Luft berührte sie von neuem, aber sie vermochte nichts an sich heranzulassen, ging flüchtig in das Eßzimmer, ohne doch etwas genießen zu können, stand eine Weile gedankenlos am Fenster und beschloß, zur Ruhe zu gehen. Wenn Josef erwachte, würde er sie schon wecken.

Morgen? Morgen? Sie wußte nichts.

O, sie war müde. Sehr müde. Es war, als ob etwas Ungeheures ihre Kraft erschöpft habe. Als ob sie einen Kampf durchkämpft habe, den sie überhaupt nicht überblicken könne. Wieder war es ihr, als ob Unendliches um alles Leben sei... War das ein Kampf mit Engeln gewesen?

O, was tat ich? Was tat ich? dachte sie.

Aber es blieb bleiern in ihr, ohne Schmerz.

Dann, als sie einschlafen wollte, war es doch auf einmal, als ob der Gartensaal wieder auf sie wirke. Als ob alles, was da unten an Sonderbarem beschlossen schien, von neuem zu ihr spräche. O, der Saal, der Saal... Aber während sie den bösen Spiegelzauber wieder fühlte, war es ihr auf einmal, als ob es doch eher der Park sei. Der Park, der nur sein schweigsames Sein ins Spiel hineingegeben hatte, aber den sie in allem selbst kaum noch hatte kennen lernen können. Geheime Ströme hatte er ihr zugesandt, o, sie dachte wieder an die Nächte... Er hatte mitgespielt und jetzt fühlte sie, wie alle seine Kräfte wieder auf sie gerichtet waren, als ob sie mitten in ihm sei. Aber ob sie in ihm rennen müsse ... weiter und weiter ... was war denn nur ... was hatte sie in dem allen vergessen? ... Aber plötzlich wußte sie es: es war das unendliche Spähen, die Erwartung. Da war es von neuem, dieses, das sie durch ihr ganzes Leben bis zum heutigen Tag begleitet hatte, dieses Spähen nach den Menschen, nach der einen Seele, die ihr zugehörte. Die Seele, die Seele, dachte sie und eilte mit versagendem Herzen und unendlichstem Suchen — — —

Die Seele, die Seele — — —

Auf einmal fuhr sie hoch.



Sie war im Zimmer, aber das Bett neben dem ihren war leer.

Josef war nicht da.

Sie saß regungslos.

Es war hohe graue Nacht. Leise berührte sie wieder aller Zauber, aber nur entfernt, etwas schlug in ihr, zitterte in ihr, aber halb versunken, sie sah um sich und ein Schauder floß plötzlich durch sie.

Sie stand auf, nahm einen Mantel um und ging hinaus.

Die Hunde?

Es war doch ganz still.

Sie kannten sie ja. Sie kannten auch — Josef.

Sie ging wie nachtwandelnd durch das stille Haus in den Saal, fand die Tür nach dem Park offen, wie sie gedacht hatte und trat in die Nacht hinaus, die aber nur wie etwas Hohes, Antwortloses über ihr stand.

Sie lief und lief, während die Zweige sie streiften, und immer noch war die gleiche sonderbare Angst in ihr, wie im Traum, das eine Suchen: die Seele, die Seele — — —

Die eine Seele — — —

Aber etwas bewegte sich doch nicht mehr in ihr.

Sie lief und lief, und in ihr klang es wie eine Melodie, die wieder in ihr emporgekommen war, mit Ängsten, die sie immer mehr erkannte, unter einem Zwang, den sie deutlich fühlte: die Seele, die eine Seele...

Und lief und lief wie durch Ewigkeiten und kam zu dem Weiher und fand Josef an seinem Rande stehen. Die beiden Tiere zu seinen Füßen.

Sie umschlang ihn und fragte:

„Was wolltest du tun?"

Er aber brach nur in Schluchzen aus.

So führte sie den zerbrochenen Mann durch den nächtigen Park zurück, und in ihr klang es immer noch wie eine Melodie, wie ein kleines Hämmern verklingender, gewandelter Dinge:

Die Seele, die eine Seele — — —

Diese solltest du finden.

Nur diese — — —

Und sie kamen wieder in das Haus und sie brachte ihn in das Zimmer und zu Bett.

Und saß neben ihm, bis er im Morgengrauen einschlief.

* * *

Am anderen Tage aber kam eine Depesche aus Henningsdorf. Der Oberjägermeister war in dieser Nacht verschieden.

Josef raffte sich auf, und sie verließen noch an dem Tage die Stadt und das Parkhaus und haben beides und alle Menschen dort niemals mehr wiedergesehen.

Michelene aber wußte später von dem allen nicht mehr, was Wahrheit und was — Traum gewesen war.

Ende



Versunkene Schätze

Ein Beitrag zur Deutschkunde an unseren höheren Schulen

Von Paul Bülow

Stets ist bei uns auch in der Vergangenheit zu Zeiten politischer und wirtschaftlicher Not und Verkümmerung die Musik eine Macht geblieben, die den deutschen Geist lebendig erhielt. In Dankbarkeit soll an dieser Stelle Karl Storcks gedacht werden, der vor Jahren in seinem Buche „Musik-Politik“ auf diese Tatsache in tiefeindringenden Aufsätzen hingewiesen. Der Raum verbietet uns, das Thema „Musik und Schule“ gerade in seiner Bedeutung für die Gegenwart im einzelnen zu behandeln. Wir wollen den Blick auf versunkene Schätze im Wunderreich deutschen Meistertums der Musik lenken. Ja, unser in Not und Elend abgehärmtes und schwergeprüftes Volk hat noch „Schätze“ — nicht dem Dämon des Goldes verfallene, sondern Edelgüter seiner innersten Herzenskultur, die es jetzt wieder wachzurufen gilt.

Die deutschkundlichen Fächer sollen im künftigen Lehrplan eine vorherrschende Stellung einnehmen: — dürfen dabei die herrlichen Schöpfungen deutscher Musik aus Vergangenheit und Gegenwart unberücksichtigt bleiben? Welch strahlende Namen sind es, die vom Parnaß der deutschen Tonkunst herableuchten! Sie alle müssen mit ihren Werken zum teuren, tiefbereichernden Gut unseres künftigen Geschlechtes werden. Mit welchem Recht wird die genauere Kenntnis der großen Meisterschöpfungen unserer deutschen Tonkunst den Schülern vorenthalten? Sollen Bach, Beethoven, Mozart, Händel, Haydn, Schubert, Schumann, Weber, Wagner, Liszt, Brahms und Bruckner unserer Jugend kaum gehörte Namen bleiben? Sind diese Meister den hervorragenden Vertretern deutschen Dichttums nicht gleichberechtigt? Auch sie legen Zeugnis ab von den edelsten und höchsten Gefühlen der Menschheit, auch ihr Werk verdient den Herzen der Jugend anvertraut zu werden. Es muß mit allem Nachdruck bei Verwirklichung der in Aussicht stehenden Schulreform die Berücksichtigung der Musikgeschichte im Rahmen der deutschkundlichen Fächer gefordert werden. Auf die Frage der musikkundlichen Unterweisung soll hier nun nach einer ganz bestimmten und bisher überhaupt noch nicht beachteten Richtung hin eingegangen werden.

Ein reicher, ungehobener Schatz liegt in vergessenem Schacht verborgen und wartet auf das Geschlecht, das diese Güter ans Tageslicht hebt. Wir meinen das Schrifttum unserer deutschen Musiker, wie es im Laufe von drei Jahrhunderten entstand und unserm Volk noch kaum bekannt ist. Für diesen Zweig der Pädagogik ist eine völlige Neuarbeit von Grund auf nötig; doch sind die Schwierigkeiten zur praktischen Durchführung nicht unüberwindlich. Die Kenntnis der Musikgeschichte ist für ein gerechtes, tiefer eindringendes Urteil über ältere und moderne Musikwerke eine Grundbedingung. Sie vermittelt reichste kulturgeschichtliche Kenntnisse von allgemeiner Bedeutung und vertieft somit aufs wertvollste den Bildungsgang unseres heranwachsenden Geschlechts. Das Rüstzeug

dazu liegt in dem nur zu lange verkannten und unberücksichtigt gelassenen Schrifttum unserer deutschen Musiker.

An der Spitze dieses musikalischen Kulturschatzes steht nach Bedeutung und Umfang zweifellos Richard Wagner. Sagt doch Nietzsche von Wagners Prosa: „Ich kenne keine ästhetischen Schriften, welche so viel Licht brächten wie die Wagnerischen; was über die Geburt des Kunstwerks überhaupt zu erfahren ist, das ist aus ihnen zu erfahren." Allein aus Wagners Schriften ließe sich ein Schulbuch zusammenstellen, das den Schülern in idealer Weise Deutschkunde vor Augen führte: Musik, Dichtkunst, bildende Kunst, Geschichte, Religion, Philosophie, Rassenfragen, Volkskundliches — alles würde hier zu finden sein. Tatmutige Begeisterung zu wecken, festen Willen und starkes Deutschbewußtsein zu stählen in den Herzen unserer Jugend — dafür kann eine Erscheinung wie Richard Wagner und ihr Werk ein packendes Vorbild sein. Von den für die Schule geeigneten Schriften nennen wir besonders die „Mitteilung an meine Freunde", „Was ist deutsch?", „Deutsche Kunst und deutsche Politik", „Über deutsches Musikwesen", „Oper und Drama" (in Auswahl) und die als Lesestoff schon in den mittleren Klassen sehr geeignete Novelle „Eine Pilgerfahrt zu Beethoven", sowie die für den Religionsunterricht der Oberklassen so wichtigen Aufsätze im X. Band der „Gesammelten Schriften", vor allem die tiefgründige Arbeit über „Religion und Kunst", deren Inhalt gegenwärtig wieder größte Bedeutung erlangt. Aus den Dichtungen Wagners darf im Inhalt unserer künftigen Lesebücher die Erläuterung des Lohengrin-Vorspiels und die Gralserzählung in ihrer vollständigen Fassung, König Heinrichs Anrede an die Brabanter, Hans Sachsens herrliche Schlußrede, Waltrautes Erzählung vom Göttersaal in Walhalla („Götterdämmerung"), Siegfried unter der Linde, sowie die bedeutsame Rede zur Grundsteinlegungsfeier des Bayreuther Festspielhauses nicht mehr vergeblich gesucht werden.

Auch E. Th. A. Hoffmann, dessen Einfluß auf die ersten schriftstellerischen Arbeiten Wagners ich in meinem Buche „Die Jugendschriften Richard Wagners" (Leipzig 1917, Breitkopf und Härtel) darzulegen suchte, sollte nicht nur im literaturkundlichen Unterricht mehr gewürdigt, sondern auch als Musikschriftsteller von einzigartiger Bedeutung der Jugend bekannt werden. Als Meisterwerke der Erzählungskunst sind seine musikalischen Novellen „Ritter Glück", „Don Juan", „Die Fermate" und „Rat Krespel" zu rühmen. Sie sind ausgezeichnet durch feinsinnige Schilderung der musikalischen und literarischen Umwelt des ausgehenden 18. Jahrhunderts und bieten tiefe Offenbarungen wahrhaft genialer musikalischer Erkenntnis. In seinem Dialog „Der Dichter und der Komponist" erweist sich Hoffmann als Wegbahner Wagners. Wundervolle Aufsätze hat er der Kunst Bachs und Beethovens gewidmet. Für den Schulgebrauch möchte ich eine Auswahl der musikalischen Novellen, geeignete Stellen aus den Erläuterungen Beethovenscher Musik (z. B. der Musik zum „Egmont"), sowie eine Zusammenstellung der Aussprüche Hoffmanns über das Wesen der Musik vorschlagen.

Nur wenige kennen bisher Robert Schumann in seiner Eigenschaft als Schriftsteller. Aber es wäre aufrichtig zu wünschen, daß dieser liebenswürdige, kundige Deuter der musikalischen Kultur seiner und älterer Zeit auch mit seinen

Schriften weithin bekannt würde und Schumannsche Denk- und Empfindungsweise über musikalische Kunst und Kultur mehr als bisher in die Kreise der Musikfreunde eindringe und dadurch zur Gesundung des musikalischen Lebens der Gegenwart beitragen könnte. Gerade eines und für die Jugenderziehung besonders Wichtige zeichnet das Schrifttum Schumanns aus: die unerschöpfliche ethische Kraft der Musik wird immer wieder aufs neue von ihm betont. Die Vorzüge der Schriften Schumanns, die nicht allein in dem immer wieder anregenden Ideenreichtum, sondern auch in ihrer frischen, von sonnigem Humor erfüllten Individualität, dem lyrischen Stimmungsgehalt und dem immer neuen Wechsel der Form liegen, machen sie gerade für die Schulerziehung geeignet. Für Schulzwecke kommen außer den herrlichen Besprechungen der Schubertschen Kunst die Erzählung vom alten Hauptmann, die humorvolle Skizze „Der Stadt- und Kommunalmusikverein zu Kyritz", die Erinnerungen an eine Freundin, der Aufsatz „Das Leben des Dichters", sowie ausgewählte Stellen aus den zeitgeschichtlich wertvollen „Fragmenten aus Leipzig", den Aufsätzen über Liszt, dem Aufsatzzyklus „Der Davidsbündler" und aus den „Musikalischen Haus- und Lebensregeln" in Betracht.

Ebenso für Karl Maria von Weber sollte die Schule die Ehrenpflicht übernehmen, das schriftstellerische Wirken dieses Meisters wieder bekannt zu machen. Wegen ihres hohen ethischen Gehalts haben seine Arbeiten gleich Schumanns Schriften einen großen erzieherischen Wert. Sie sind nicht nur ein Zeugnis für den scharfsinnigen Geist des bedeutenden Tonschöpfers, nicht nur ein reiches Abbild des damals herrschenden Zeitgeschmacks, sondern die ganze Persönlichkeit dieses edeldeutschen Künstlers lebt in ihnen. Er ist in seinem Schrifttum ein Vorkämpfer idealer Kunstauffassung, die Liebe zu einer tieferen und echt deutschen Kunst will er dem Publikum anerziehen. Er bekämpft das leere Modegetön und greift das wirklich Gute auf, das ihm in jüngeren Talenten entgegentritt. Für die Schule kommen neben der entzückenden humoristischen und kulturgeschichtlich wertvollen Novelle „Der Schlammbeißer" vor allem die Fragmente aus Webers leider unvollendet gebliebenem autobiographischen Roman „Tonkünstlers Leben" in Betracht. Bei Besprechung des „Wallenstein" kann auf seine humorvolle, ins Musikalische gewandte Parodie der Kapuzinerpredigt hingewiesen werden, die sich im fünften Kapitel dieser Fragmente befindet. Eine Einführung in die Kulturbedeutung des Theaters könnte den Schülern sehr passend mit Webers Aufsatz „Anrede an das Publikum" (1817) gegeben werden. Die hier niedergelegten ästhetischen Ansichten über Kunsterziehung und künstlerischen Beruf haben noch heute ihren Wert.

Das einzigartige geistige Kapital aus den Schriften Franz Liszts ist bisher so gut wie überhaupt nicht für die Allgemeinheit verwertet worden. Auch diese Arbeiten liefern einen gewichtigen Beitrag zur Kunstpflege der Gegenwart und Zukunft. Sie enthalten für die deutschkundliche Erziehungsarbeit außerordentlich beachtenswerte Stellen, die in unsern pädagogischen Lehrbüchern einen Ehrenplatz einnehmen müßten. Die von Liszt ausgesprochenen Gedanken einer idealistischen Kunstauffassung müßten gerade unsern Zeitgenossen zur Reinerhaltung unseres deutschen Kunstlebens nahegebracht werden. Wer hat unsere heranwachsende und ältere Generation auf Schriften Liszts wie seinen Aufsatz „Zur Stellung der Künst-

ler“ und seine Schriftenreihe „Essays“ sowie die „Reisebriefe eines Bakkalaureus der Tonkunst“ hingewiesen? Wer kennt die großartigen Aufsätze Liszts über „Tannhäuser“, „Lohengrin“, „Holländer“ und „Rheingold“, über die Wagner selbst in seinen Briefen mit größter Bewunderung und Anerkennung spricht? Auch der heutige Leser, dem diese Werke vertraut sind, wird hingerissen von dem tiefen Gehalt und der Schönheit der Gedanken Liszts. Für unsere Jugend ist auch bei ihm wieder der ethische Gehalt seiner Schriften neben ihrer allgemein künstlerisch-kulturellen Bedeutung hervorzuheben. Die Selbstlosigkeit dieses Künstlers, die Treue seinem Ideal gegenüber und das tatmutige Verfechten seiner Überzeugung — ein leuchtendes Vorbild echt deutschen Mannestums. Für den Deutschunterricht ist ein Quell herrlicher Belehrung in dem Thema Liszt—Goethe—Weimar zu finden. Hierfür ist neben Liszts Abhandlung über die Goethe-Stiftung hinzuweisen auf seine eindrucksvolle Beschreibung des Rietschelschen Goethe-Schiller-Denkmals in Weimar, die im deutschen Unterricht bei Besprechung der großen Weimarer Dichterzeit zu berücksichtigen wäre. Arthur Prüfer hat das Verdienst, dieselbe mit einer erläuternden Einleitung in einem Neudruck (Wunderhorn-Verlag, München 1917) weiteren Kreisen wieder zugänglich gemacht zu haben.

Eine Wiederbelebung der Schriften von Peter Cornelius heißt wirklich kostbare Edelsteine aus dem Schaffen eines tiefgemütvollen und von sonniger Frohlaune erfüllten Künstlers ans Tageslicht heben. Auch in seinen schriftstellerischen Arbeiten tritt uns der Schöpfer des „Barbier von Bagdad“ als eine immer aufs neue anregende und aus der Fülle reichen Geistes schöpfende und willig spendende Persönlichkeit entgegen. Für die Schule könnte eine wertvolle Ausbeute seines Schrifttums geschehen: seine Autobiographie, der liebenswürdige Lortzing-Aufsatz, die Aufsätze über Weimar und Liszts „Heilige Elisabeth“ werden unsern Schülern edelste Gemütsbildung und zeitgeschichtlich wertvolle Kenntnisse vermitteln. Seine Aufsätze über Wagners „Lohengrin“, „Tannhäuser“ und „Meistersinger“, sowie sein letzter Aufsatz „Deutsche Kunst und Richard Wagner“ gehören zum Besten, was überhaupt über den Bayreuther Meister geschrieben worden ist.

Wir haben uns auf die Meister des 19. Jahrhunderts beschränken müssen, wollen aber darauf hinweisen, daß Kuhnaus „Musikalischer Quacksalber“ und Mathesons sowie anderer deutscher Musiker Schriften des 17. und 18. Jahrhunderts für den Literaturunterricht dieser Zeit wertvolle Belege bieten könnten. Für die Gegenwart wären etwa Hugo Wolfs, Pfitzners und Söhles Schriften zu berücksichtigen. Wie für Dichtungen aus alter und neuer Zeit wäre wohl auch eine Reihe musikgeschichtlicher Literatur aufzustellen und in geeigneten Ausgaben im Schulunterricht einzuführen. Dabei könnten sowohl einzelne Perioden zusammengefaßt werden, als auch die bedeutenden Vertreter des musikalischen Zeitalters im besonderen zu Worte kommen. Die Berücksichtigung musikgeschichtlichen Stoffes in unsern Lesebüchern ist für alle Stufen eine nicht mehr zu umgehende Notwendigkeit geworden.

Unseren Erziehern und Verlegern ist also damit im Dienste deutschen Wesens eine herrliche Aufgabe gestellt.



Viele Pfade führen zur Stadt Gottes

Von A. Kusche

In ruhig atmender Nacht liegt das Pfarrhaus, dunkel und verschlossen, als berge es ein Geheimnis. Nur aus zwei Fenstern zu ebner Erde dringt schwacher Lichtschein, irrt durch das Blättergewirr alter Bäume und läßt im Garten schattengleich eine Männergestalt erkennen, die durch die schmalen Wege schreitet, wie von großer Unruhe getrieben. Sie strebt immer wieder zum Hause zurück, horcht nach den erleuchteten Fenstern hin und taucht dann wieder unter in Schatten und Stille.

Am Ende des Gartens ist der Ausblick frei; dort fällt blasses Mondlicht auf den Ruhelosen und bescheint ein junges Männerantlitz, das mit dunklen Blicken geradeaus in die sinkende Mondscheibe blickt, fast flehend, als sollte ein Verstehen, Kraft und Hilfe von dem ruhevollen Gestirn kommen. Die Hände des Mannes liegen gefaltet auf der Mauerbrüstung; plötzlich drückt er sie vors Gesicht, und in tiefem, inbrünstigem Flehen ringen sich die Worte aus seiner Brust: „Mein Gott, laß mir die Mutter nicht so sterben!" Dann wendet er sich langsam und geht dem Hause zu, öffnet vorsichtig die Haustür und steht gleich darauf am Sterbelager der Mutter.

Die Kranke stirbt einen langsamen Tod. Seit Tagen fühlen Mutter und Sohn seine Nähe, aber das unruhige Menschenherz pocht und pocht, als wäre noch viel nachzuholen, ehe der letzte Schlag getan werden darf.

Seit vier Jahren haben die beiden Menschen mit- und füreinander im Frieden des ländlichen Pfarrhauses gelebt; sie haben Sorgen und Arbeit geteilt, nachdem der junge Pfarrer die große, tiefe Liebe seines Herzens hat einsargen müssen, weil er dem geliebten Mädchen nicht „der Rechte" war. Ihre Seelen haben sich einander mehr und mehr erschlossen, wie Buchblätter mit klarer, schöner Schrift; und der Sohn erkannte, daß die Wurzeln seines Wesens der Tiefe der Mutterseele entsprangen uud daß von dort sein Bestes kam: Kraft und Reinheit des Wollens.

Doch er erkannte auch, daß in all dem beglückenden Gleichklang ein Akkord sich nicht fügen wollte; gerade da, wo die stärksten Saiten seines Wesens klangen. Sie gingen Hand in Hand bis zum Namen Christus; da mußten sie sich trennen. Nicht die Mutter empfand es so, aber er. Christi Gottesnatur war ihm nichts Erlerntes, nichts mit Wollen Geglaubtes; sie war ihm eine Offenbarung, die sich mit dem Wachsen seiner Seele erschlossen hatte, wie sich der Duft der Blüte mit ihrer Schönheit und heiligen Zweckmäßigkeit entfaltet. Und weil dieser Glaube so ganz ein Teil seines Wesens war, gab es für ihn kein Verstehen für solche, die um ihn kämpfen und ringen. Die Mutter war immer eine Ringende gewesen; und sie war es jetzt noch an den Pforten der Ewigkeit.

Wie oft im Laufe der letzten Jahre hatte er versucht, ihr seine Glaubenszuversicht zu geben! Sie hatte meist mit stillem Gesicht seinen Worten gelauscht, nicht viel erwidert, sondern ganz kurz und schlicht geantwortet, daß jede Seele ihren eigenen Weg zur Seligkeit gehen müsse. Der junge Pfarrer litt unsäglich

unter diesem Zwiespalt; die Mutter nicht; unfaßbar darin dem Sohne, der, wenn er auch nicht ans „höllische Feuer" glaubte, doch bangte, daß ihre Seele ausgeschlossen sei vom Verklärtwerden in Gott. Wie er jetzt am Krankenbett der Mutter stand, in das geliebte, ach, so veränderte Antlitz sah, war sein ganzes Fühlen, sein ganzes Sein nichts als ein starkes, leidenschaftliches Drängen, ihre Seele zu gewinnen.

Mit zarter Hand glättete er das verwirrte Haar der Kranken, rückte die Kissen zurecht; und als sein Blick ihrem offnen Auge begegnete, sagte er mit tiefer Innigkeit und zitternder Sorge in der Stimme nur das eine Wort: „Mutter!" Sie griff nach seiner Hand, wandte ihm voll das Antlitz zu und erwiderte mit leisem Lächeln im Blick: „Was sorgst du dich um mich, mein Sohn? Siehst du denn nicht, daß ich auch meinem lichten Ziele zustrebe, wie du, wenn auch auf andrem Pfade? Uns trennen ja nicht Abgründe, Wüsten oder Sümpfe, die selbst die Liebe nicht überbrücken könnte; uns trennt nur eine grüne Hecke voll Blüten und Vogelsang. Unsre Augen können über sie hinweg; wir grüßen uns als Zielgenossen, und in dem Blühen und Singen zwischen uns atmet Gottes Liebe und reicht uns die Hand — die eine mir, die andre dir. So wandre ich der Ewigkeit zu. Könnte ich sicherer schreiten?"

„Ja, Mutter! Denn in dem allen ist nicht Christus, und ohne ihn kannst du nicht an Gottes Hand gehen."

Die Augen der Mutter wurden weit und groß, ihre eben noch lächelnden Züge tiefernst. Mühsam hob sie sich auf und entgegnete: „Nicht Christus? Frevle nicht an Gottes Liebe! Sie ist ewiger als die Ewigkeit, unendlicher als die ungeahnten Fernen des Weltalls, sie ist das Heiligste an Gottes Heiligkeit. Und du willst ihr Grenzen ziehen? Törichtes Kind!"

Ermattet sank sie in die Kissen zurück; erschüttert und ratlos schwieg der Sohn.

Der Tag kam, und mancherlei Berufspflichten riefen den Pfarrer aus der Krankenstube. Er ging wie im Traum. Sein Blick, sonst so klar Menschen und Dinge erfassend, war unruhig; und wenn er redete, klang seine Stimme ihm selbst fremd, weither kommend; er hörte immer nur die letzten Worte der Mutter: „Törichtes Kind!" Trafen sie ihn? — — Es zog ihn mit Angst und Liebe hin zu ihr, die nun von ihm gehen wollte, ohne daß die trennende Wand zwischen ihnen sank. Denn er sah nicht die blühende Hecke, er sah noch immer eine harte Mauer aus kaltem, festem Stein, über die kein Blick reichte. Nur flüchtig hatte er im Lauf des Tages bei ihr sein können, erst als die Sonne schon im Sinken war, konnte er wieder an ihrem Lager bleiben. Er war überrascht, sie kraftvoller zu finden als je in den letzten Tagen. Sie saß aufgerichtet in den Kissen, eine stille Heiterkeit im Gesicht, und ein Blick tiefer Liebe grüßte den Sohn, als er sich neben sie setzte.

„Soll ich dir etwas vorlesen, Mutter?"

„Nein, laß uns lieber reden. Wie geht es Susanne Frank?"

„Sie ist heute mittag gestorben."

„Warst du bei ihrem Sterben?"

„Nein; aber eine Stunde vorher gab ich ihr das Abendmahl. Ihr Ende war wie ihr Leben: köstlich."

Die Mutter sah ihn aufhorchend an. Wieder diese bange Frage im Blick, als er sie bei diesen Worten anschaute. Sie begann von neuem. „Ja, ich weiß, Susanne Frank war fromm, und wir verstanden uns gut. Sie fragte mich einmal, wie ich zu Christus stände, und ich will dir wiederholen, was ich ihr damals antwortete; ich würde heute dasselbe sagen, drum geht es auch dich an. Ich sagte: Des Menschen Seele hat keinen besseren Freund, keine bessere Stütze als Christus. Ich liebe ihn von ganzer Seele, und sein Wort ist mir heilig und teuer, Wegweiser und Helfer. Ich gehe ihm nach mit Sehnsucht all mein Leben lang, daß ich ihn ganz begreife, und habe doch nicht mit solchen wie Sie, liebe Freundin, und mein Sohn es sind, sprechen können: ich glaube den vom Heiligen Geist Empfangenen, den Gott in menschlicher Hülle. — Und doch, liebes Kind," fügte sie nach längerer Pause hinzu, „bin ich der festen Zuversicht, daß er mir nicht ferner ist als dir, denn er entzieht sich keinem, des Herz nach ihm verlangt."

„O Mutter, dann hätte ja der Glaube nichts voraus vor dem Unglauben?!"

„Doch, mein Sohn, er ist leichter. Der Glaube ist Sieg, der Unglaube, der die Hände verlangend offen hält nach Erkenntnis und Wahrheit, ist Kampf; ihr seid die Gesättigten, wir sind die Hungrigen; ihr geht auf sicherem Wege und seht die Zinnen der Heimatstadt vor euch; wir wissen, daß auch uns diese Heimat offen ist, aber wir müssen den Weg suchen in dunklen Tälern. Und nun sage mir, wer wird am offnen Tore seliger jauchzen, der Besitzende oder der Ringende?"

Der Pfarrer antwortete nicht gleich; er hatte nicht den Mut, seiner Mutter zu widersprechen. Ihre Worte rüttelten an seiner Seele; ja, er fühlte, daß Schleier fielen von seinem inneren Auge. Hatte er Grenzen gezogen, wo Gott sie nicht gewollt? „Ich will deinen Worten nachsinnen", war alles, was er sagte.

Die Kranke schloß die Augen. Das Sprechen schien über ihre Kräfte gewesen zu sein, denn eine tödliche Blässe breitete sich über das Gesicht. Sie lag jetzt ganz still und reglos. So verging der größte Teil der Nacht. Der Pfarrer war nicht vom Bett der Mutter gewichen; die große Schwäche des Herzens sagte ihm, daß das Ende nahe sei. Als schon ein leises Morgendämmern durch die Fenster drang, regte sich die Kranke, schlug die Augen auf und fragte mit schwacher Stimme: „Bist du da, mein Kind?" Der Sohn hatte eben das Fenster geöffnet und sah, wie der erste Schimmer einer zarten Morgenröte sich über den Himmel zu breiten begann. Er trat ans Bett der Mutter und streichelte sanft ihre blasse Wange. Sie regte sich nicht bei der zarten Liebkosung. Ihre Haltung war ganz in Stille und geistiges Schauen gelöst.

„Ich habe wundervoll geträumt," sagte sie; „komm, setz' dich, daß ich's dir erzähle."

Die Veränderung der Kranken griff tief; ihre Ruhe hatte etwas Weltentrücktes und wehte den Aufhorchenden an wie Todeshauch. Sie wandte ihm das Antlitz ganz langsam zu, als wollte sie das Bild, das ihre Augen schauten, nicht verrücken, umschloß die Hand des Sohnes mit ihren beiden immer noch so schönen Mutterhänden und sagte mit leiser, doch klarer Stimme: „Ich sah dich auf ein Tor zuschreiten, und als du davor standest, tat es sich weit, weit auf, und in einer

Flut von Licht und Glanz stand Christus und sprach zu dir: Komm, dein Glaube hat dir geholfen."

„Mutter," flüsterte der Sohn in tiefster Ergriffenheit, „und du? — und du —?"

Die Sterbende legte sich zurück in ihre Kissen; ihr Antlitz erblich mehr und mehr, aber in ihre Augen kam ein Leuchten seltner Art. Sie streckte beide Arme mit hingehaltenen Händen, als solle ein Kommender sie ergreifen und der Sohn hörte sie leise, in abgebrochenen Sätzen sprechen:

„Gleich werde auch ich vor diesem Tore stehen — es tut sich auf — — ich schaue Christus ins Antlitz. Er fragt mich nicht, was ich geglaubt von ihm — — er faßt meine Hände, und ich höre ihn sagen: Komm — — deine Sehnsucht — — hat dir geholfen."

Es waren die letzten Worte der Sterbenden. Der junge Pfarrer war am Bett niedergesunken. Aus seiner Seele war alle Unruhe gewichen; sie war offen für das Vermächtnis der Mutter, und seine Lippen formten Worte, die fast ohne sein Wollen sich hervordrängten, als klänge eine neue Saite in ihm, die er selbst noch nie vernommen. Die Mutter hörte ihn nicht mehr, aber vor sich selbst bekannte er: „Der Glaube ist eine Kraft, die Berge versetzen kann; die Sehnsucht aber ist nicht minder groß: denn in ihr ist die Liebe."



Erhöre mich!
Von Gustav Schüler

An dessen Hand die Sonnenmeere laufen,
Erhöre mich, du ewige Ewigkeit!
Du fährst empor, mit Not und Tod zu taufen
Und tünchst mit Blut das Tor der kranken Zeit.
In unser Treiben schlug dein grimmes Schelten,
In unsere Lügen donnerte dein „Nein!"
In unsere wohlgewognen kleinen Welten
Brach deine Flut zum Niederreißen ein.

O laß uns nicht im Unglücksstrom ersticken,
Erwürg' uns nicht, der aller Odem ist,
Und stoß uns nicht von allen Lebensbrücken,
Der du die Brücke in das Leben bist!



Rundschau

Elsässische Charakterbilder

2. Ferdinand Graf Eckbrecht Dürckheim

> Ich sah mein Elsaß, frei von fremder Fron, frei von fremden Angewöhnungen, ein neues, selbständiges Volk werden. Die Überzeugung, nicht das Gefühl allein, hatte mich ermächtigt, meinem Lande kühn zuzurufen: Mein Elsaß, du wirst wachsen und groß werden unter deutschem Schutze! Du mußt unter deutschem Schutze gedeihen, weil dein innerer Kern urdeutsch geblieben ist!
>
> Graf Dürckheim („Erinnerungen“, 1887).

Zu Fröschweiler, im Mittelpunkt des Schlachtfeldes vom 6. August 1870, steht das Schloß der Dürckheims. Ihre Stammburgen sind die Ruinen Alt- und Neu-Winstein in den herrlichen Waldungen der Nordvogesen.

Graf Eckbrecht Dürckheim wurde im Jahre 1812 auf Schloß Thürnhofen in Bayern geboren, wohin sich die gräfliche Familie, die im Elsaß reich begütert war, während der Schrecken der französischen Revolution begeben hatte. Sogleich nach dem Sturz Napoleons I. zog es unsere Elsässer nach der Heimat. In kleinen Tagereisen über Berg und Tal ging es in der schweren „Berline“ vorwärts.

Im Elsaß wie im übrigen Frankreich waren durch den französischen Konvent alle Güter sowohl der Ausgewanderten wie der während der Schreckenszeit Hingerichteten für den Staat eingezogen worden. Diese Güter, die auf dem Lizitationswege angekauft werden konnten, fanden nur wenig Abnehmer. Erst nach Robespierres Sturz traten die „Acquéreurs de biens nationaux“ zahlreicher auf und wurden durch Napoleon in ihrem Besitz bestätigt. Was nicht veräußert wurde, eignete sich der Gewaltherrscher später als Krongüter (Domaines de la couronne) an.

So war es gekommen, daß die nichtveräußerten Dürckheimschen Güter durch die Restauration 1814 dem Vater unseres Grafen Ferdinand zurückerstattet, durch die zweite bourbonische Restauration endgültig dem rechtmäßigen Besitzer wieder übergeben wurden. Allein die langen, verheerenden Kriege hatten die Güter arg verschuldet. Die großen, zum Dürckheimschen Besitz gehörenden Waldungen konnten nur schlecht bewirtschaftet werden, verschlangen viel Grundsteuern und trugen wenig ein. Infolge der allgemeinen Hungersnot war auf Zehnten, Gebühren und Güterzinsen nicht zu rechnen. Immerhin gelang es dem alten Grafen, einen großen Teil seiner Wälder teils an die Eisenwerke Dietrich und Söhne in Niederbronn, teils an verschiedene Güterkonsortien zu veräußern und sich über den Verlust alten Familienguts durch Sicherstellung seiner wirtschaftlichen Verhältnisse leidlich zu trösten. In den nach der pfälzischen Grenze hin sich erstreckenden Waldungen — es sind die burgenreichsten in Mitteleuropa — hatte sich ein gut Teil Dürckheimscher Familiengeschichte abgespielt. Eine der stolzesten Traditionen des Hauses war die Verteidigung der Burg Winstein und damit der letzten Scholle deutscher Erde im Elsaß durch Wolf Friedrich Eckbrecht Dürckheim gegen die räuberischen Horden Louvois im Jahre 1676.

Wenn so ein Rückblick auf die Geschichte der Dürckheime des Merkwürdigen und Charakteristischen schon genug bietet, so werden wir noch mehr gefesselt, wenn wir die Angehörigen und Freunde des Geschlechts — wie sie uns Eckbrecht Dürckheim selbst geschildert hat — nun ins Auge fassen.

Unter den Freunden der Eltern gebührt unstreitig „Goethes Lili“ die erste Stelle. Unser Ferdinand hat ihr in „Lilis Bild“ später ein Denkmal gesetzt. Ihre Söhne sowie ihre Tochter Lili waren dem Kinde freundlich; dem Jüngling und Mann sollten sie später noch näher treten.

Die „lieblichste Beschützerin“ Ferdinands und seiner Geschwister war die 75jährige Mutter seiner Mutter, geborene Freiin von Bock zu und auf Bläsheim. Sie hatte ihren Gatten, der wie Lilis Gemahl ein Dürckheim war, im dreißigsten Lebensjahr verloren — er war Oberjägermeister des Herzogs von Württemberg gewesen — und dann nicht mehr geheiratet. In der kleinen Stadt Mutzig, am Ausgang des Breuschtales inmitten eines reichen und schönen Geländestrichs, lebte sie zurückgezogen auf ihrem Gütchen und ließ von dort aus der Welt Strom heiter betrachtend an sich vorüberziehen. Ihr Heim war das „erste Paradies“ unseres Knaben, der mit seinem Schwesterchen Louise die schönsten Tage der Kindheit dort verlebte. Mutzig selbst ist ein niedliches Gebirgsstädtchen in üppigem Talkessel, mit hohen Weingärten umsäumt.

Mit dem Tode der Großmutter im Jahre 1819 starb der Name des Geschlechts aus, dessen Ahne, Ritter Ruprecht von Bock, im 15. Jahrhundert lebenslänglicher Stettmeister der freien Stadt Straßburg gewesen war und der seiner Vaterstadt die nach ihm benannte Ruprechtsau, die schönste Straßburger Promenade, geschenkt hatte. Der Schwager von Ferdinands Großmutter, der alte „Onkel Landsberg“, eine originelle Gestalt des 17. Jahrhunderts, mit seidenem oder samtenem Rock, à la française geschnitten, mit großen Perlmutterknöpfen, kurzen Hosen, seidenen Strümpfen, langer, heller Weste mit großen Taschen, Schuhen mit Goldschnallen, dem kleinen Dreispitz Louis XV. an der Seite — war ein flotter, eleganter Kavalier, Freund Rohans und des Grafen Cagliostro, deren Leben er „so ziemlich mitgemacht hatte“. Er hatte den Eigensinn gehabt, als die Revolution ihn im Jahre 1793 zum armen Manne machte, sich auf seinem Schlosse zu Niederehnheim festzuklammern und sich mit den Seinigen — trotz Alois Schneiders Guillotine! — unangefochten auf seiner Burg zu halten. Er war vielleicht der einzige elsässische Adlige jener Zeit, der nicht geflohen ist. Daß seine Gattin ein stilles Opferleben bei ihm führte, läßt sich denken. Daß aber der Lebensgeist der „Tante“ dabei nicht geknickt worden, beweist der Umstand, daß sie ihre Töchter mit reichen Kenntnissen ausstattete — die beiden jungen Damen lasen Vergil und Horaz im Urtext — und daß sie ihren Söhnen Fritz und Alexander selbständig eine erste Ausbildung und Erziehung angedeihen ließ. Hinter dem Rücken des geizigen Barons machte die Mutter in der reichlichen Versorgung ihrer späteren Offiziere Schulden über Schulden und mußte sich deshalb seiner beständigen bösen Laune versehen; dabei fand sie denn oft in der Schwester, Ferdinands Großmutter, eine warme und „couragierte“ Verteidigerin.

Sein zweites Paradies erlebte der kleine Graf in seinem Geburtsort Thürnhofen, wohin die Eltern nach dem Tod der Großmutter verzogen. Ferdinand war inzwischen acht Jahre alt geworden. Mit der Mutter, dem Bruder und den Schwestern wurde wieder in der Familienberline in Begleitung von Bonne, Kutscher und Kammerdiener die Reise nach Bayern angetreten. Der Vater und der Bruder Gustav zogen nach Hagenau, der Älteste, Alfred, war schon Forstjunker am württembergischen Hof geworden.

Schloß Thürnhofen mit seinen geräumigen Sälen und dem großen Park, die ausgedehnte Landwirtschaft, das große Bräuhaus in vollem Betrieb, die Viehherden, weitläufige Höfe, Gärten und Felder — alles trug dazu bei, den Sinn des aufgeweckten Knaben zu beschäftigen. Er lernte früh reiten, hatte sein Ziegenfuhrwerk und führte ein regelrechtes Robinson-

leben. Gleichzeitig schlich er sich öfters in die ihm eigentlich verbotene Schloßbibliothek, las in Büchern, die er noch nicht verstand, und nährte seine Phantasie an einer uralten holländischen Bilderbibel. Aber das Jugendidyll nahm ein rasches Ende. 1821 begleitete ihn der Bruder Otto — nicht in der Familienberline, sondern in der „gelben Kutsche" — wiederum nach Straßburg, wo er in der Privatanstalt des Professors Redslob seine Schulzeit beginnen mußte.

Dürckheim ist ein Knabe gewesen, wie alle Knaben sind. Spiel, Sport und die „Ausbildung männlicher Rittertugenden" fesselten ihn nach seinem eigenen Geständnis mehr als die etwas schablonenhaften und langweiligen Studien. Nur der Institutschef, Professor Redslob, wußte seinen Zöglingen den Unterricht eigentlich interessant zu gestalten und ließ den lebendigen Jungens — er selber jung von Gemüt — manches durchgehen. Genug, daß unser Held sich die genügenden Kenntnisse aneignete, um eine „leibliche Prüfung" zu bestehen und im Frühjahr 1828 als Fuchs die Universität Straßburg besuchen zu dürfen.

Ferdinands Brüder Gustav und Otto hatten die militärische Laufbahn eingeschlagen und waren österreichische Offiziere geworden. Er selbst entschied sich für die Jurisprudenz. In seiner Muluszeit waren die Geschwister, darunter die Schwester Charlotte, die einen Grafen Degenfeld auf Eybach (Württemberg) geheiratet hatte, bei den Eltern in Bläsheim im Unterelsaß anwesend. Nur Graf Alfred und seine Frau fehlten. Schöne Herbstwochen gestalteten sich der nun fast völlig vereinigten Familie zu den freudigsten. Auf häufigen Ausflügen wurde das heimische Land mit den alten Vogesenburgen, den malerisch gelegenen, durch Sage und Geschichte ausgezeichneten Schlössern und Klöstern besucht. Der alte Graf, der so lange Zeit in der Verbannung hatte zubringen müssen, konnte sich nur als Elsässer recht wohl fühlen, und wie hätte es den jungen Sprossen des alten Reichsgeschlechts, das durch jahrhundertelange Bande an jenen herrlichen Landstrich geknüpft war, anders ergehen sollen! Ja, die schöne Heimat mit ihren blühend umhergestreuten Dörfern und Städtchen, ihren reichen Saatfluren, geliebten Triften und lockenden Weinhügeln, mit den waldigen Höhen, dem prachtvollen Münsterturm und dem deutschen Strom übte stets aufs neue eine feste Anziehungskraft aus.

Und nun schlossen sich auch wieder innigere Freundschaftsbande mit der nahe bei Bläsheim in Krautergersheim begüterten Familie Türkheim. Bernhard von Türkheim, dem verwitweten Gatten der ersten Lili, einem starken Siebziger, war in fast allen Ehrenämtern, die er früher bekleidet hatte, sein Sohn Fritz nachgefolgt. Dieser pflegte im Sommer sein in der Nähe von Bläsheim gelegenes Gut Thumenau zu bewohnen; und dort, auf einem reizenden Flecken, sollte unser Ferdinand bald seine Herzensbraut, Fritz Türkheims liebliche Tochter Mathilde, wählen dürfen. Sein „drittes Paradies" stand ihm wieder im Elsaß bevor.

Vorerst aber galt es, die juristischen Studien zu beenden und die praktische Unterlage für das spätere Lebensglück zu gewinnen. Der junge Bräutigam schlug die Verwaltungslaufbahn ein und fand dabei zunächst in dem damaligen Straßburger Präfekten sowie in dem Straßburger Bürgermeister, seinem zukünftigen Schwiegervater, wohlwollende und teilnehmende Förderer.

Als er dann, nicht sehr lange nach seiner Vermählung mit Freiin Mathilde, als Unterpräfekt nach Südfrankreich ging, waren die Fundamente seines Lebensbaus gelegt. Aus dem Idyll der Jugend war das Drama des Mannesalters geworden, und einen ernsten Mann und Charakter sehen wir fortan mit ernsten Aufgaben ringen.

Es ist ein reizvolles, immer wieder anziehendes Bild, das Graf Dürckheim von seiner jahrzehntelangen Tätigkeit in französischen Staatsdiensten entwirft. Durch Geburt, Familie und Freundschaft mit deutschen Häusern in enger Fühlung, durch Neigung und Interesse der deutschen wie der französischen Literatur aufgeschlossen, in geistigen und freundschaftlichen Beziehungen zu französischen Literaturgrößen wie Lamartine stehend, selbst dichterisch tätig, durch Geibel, Bodenstedt u. a. der neuern deutschen Dichtkunst Freund: — es ist erstaunlich, wie geistig regsam der elsässische Aristokrat, der vielbeschäftigte Verwaltungsbeamte, gleichzeitig in seinen persönlichen und literarischen Beziehungen vor uns erscheint!

Seine eingehenden Schilderungen der französischen Politik und Verwaltung in den Jahrzehnten von 1836 bis 1870 haben für den heutigen Deutschen kaum mehr als ein geschichtliches und kulturelles Interesse; ein persönliches insoweit, als sie uns den Grafen als pflichteifrigen, erfolgreichen Diener des französischen Staats in den vielfachen Wandlungen und Umformungen dieses letzteren zeigen. Wir verstehen es, wenn Dürckheim nach so merkwürdiger und wechselvoller Laufbahn dem französischen Staat mit einer — freilich oft getäuschten — Liebe anhing und daß es ihm zuletzt nicht leicht fiel, sich von diesen ganzen Verhältnissen, die ein Menschenschicksal in sich schlossen, loszulösen.

Dürckheim ist mehr „Verwalter" als „Politiker" gewesen. Das vielfach aufdringliche, abstoßende Verhalten der Berufspolitiker; ihre Sucht, zur Geltung zu kommen und sich überall auch dort einzudrängen, wo sie fachlich und sachlich nichts zu tun hatten; dann vor allem die Überlegung, daß die revolutionäre Bewegung in Frankreich sich trotz Bourbonen, Orléanisten und Bonapartisten ins Unendliche fortzudehnen schien — alles und jedes ließ es ihm geboten erscheinen, der jeweils herrschenden Politik als kühler und zurückhaltender Beobachter gegenüberzustehen und sich um so entschiedener auf die fachliche Förderung und gestaltende Ausübung seiner Berufsobliegenheiten zu beschränken. Als interessantesten Vorfall seiner Präfektentätigkeit wollen wir die ihm obliegende Bewachung des nach einem ersten mißglückten Staatsstreich in Ham inhaftierten späteren Kaisers Napoleon III. nicht unerwähnt lassen.

Dürckheims erste Gemahlin war früh gestorben, Mathildens Schwester als zweite Gattin an seine Seite getreten. Im Juli 1854 wurde er zum Generalinspektor der Telegraphenverwaltung ernannt, eine Tätigkeit, die ihm häufige Reisen durch ganz Frankreich, bis nach Korsika und Algerien hin, zur Pflicht machte. Seine Residenz konnte er frei wählen.

Er nahm seinen Hauptwohnsitz auf Schloß Fröschweiler. Mathildens einziger Sohn, Edgard, war mit den Jahren groß und Soldat geworden. Drei Brüderchen, Erasmus, Albert und Albrecht, der letzte 1854 geboren, wuchsen kräftig heran und bereiteten den Eltern viel Freude. Der Papa war, wie erklärlich, viel auf Reisen — eine längere Amtsreise nach Algier beschreibt er höchst anmutig —, fand aber in den ruhigeren Zwischenzeiten Stimmung, sich der in eigene Regie übernommenen Landwirtschaft sowie der Erziehung seiner Kinder zu widmen. An dem häuslichen Glück fehlte nichts, da — sollte es plötzlich ganz anders kommen!

1870! Fröschweiler! Hammerschläge des Schicksals auf ein noch nie im Lauf der Geschichte zur Ruhe gekommenes Land! So viel tief Ergreifendes wir im Verlauf des Weltkrieges erleben mußten: die Fröschweiler Erinnerungen unseres Dürckheim — ähnlich wie die berühmte „Fröschweiler Chronik" des dortigen Pfarrers Klein — halten jeden Vergleich aus. Am 26. Juli, mitten in den Vorbereitungen auf die herannahenden Kampftage, wurde der Graf dienstlich nach Metz berufen, um dort die Feldtelegraphie zu übernehmen, die seit dem italienischen Kriege der Zivilverwaltung entrissen und dem Génie militaire übergeben worden war. Nur notgedrungen und aus Gefälligkeit verstand sich Dürckheim zur Ausübung dieser ihm im letzten Augenblick aufgenötigten Tätigkeit.

Zerrissenen Herzens und mit den bangsten Ahnungen schied er von Frau und Kindern — bereits in der trüben Vorstellung, daß Frankreichs Sache verloren war. Verwirrung und Ratlosigkeit waren allgemein, in der Armee wie in der Verwaltung, und als unser Telegrapheninspekteur nun gar an dem gleichen Tag die Nachrichten von den verlorenen Schlachten von Spichern und Wörth — aus erster Hand — entgegennehmen mußte, da können wir uns einigermaßen die Seelenlage vorstellen, in der Dürckheim, der von den Seinen keine Nachricht hatte, mit eiserner Selbstüberwindung seine Pflicht tat. Wir atmen mit ihm auf, als er in Paris, wenige Tage nach der Schlacht, erfahren durfte, daß in Fröschweiler Dorf und Kirche abgebrannt, das Schloß aber nur wenig beschädigt, und daß sein Sohn nach der Schlacht zum Rittmeister befördert, folglich gut durchgekommen sei.

Der Vater erlebte in Paris den Sturz des Ministeriums Ollivier und war Zeuge, wie sich in allen Stadtvierteln bereits das anarchistische Element regte. Doch war sein Dienst bald zu Ende, und er hatte das Glück, rechtzeitig über die Schweiz und Karlsruhe nach Weißenburg zu den Seinen zurückeilen zu dürfen.

Im Keller des Schlosses hatten dessen Bewohner mit dem Pfarrerspaare — eben dem Verfasser der „Fröschweiler Chronik" — und sämtlichem Hauspersonal den Tag der Schlacht (6. August) zugebracht und dann, als sie, die tapfere Gräfin voraus, das Licht des Tages wieder grüßten, sich in eifriger Samaritertätigkeit den Verwundeten und Sterbenden zu widmen begonnen. Aus dem Schloß war ein Lazarett geworden, in dem Hunderten von Hilfsbedürftigen unter der standhaften und umsichtigen Leitung der Schloßherrin und tätiger Mitwirkung ihrer minderjährigen Söhne die erste Unterstützung zuteil wurde.

Während aber der älteste Sohn des vielgeprüften Grafenpaares, der als Mobilgardist im belagerten Straßburg gedient hatte, nach der Übergabe der Festung wohlbehalten den Seinen wiedergeschenkt wurde, bezahlte Mathildens Sohn dem Adoptivvaterlande seine Schuld mit dem jungen, hoffnungsvollen Leben. Am 30. August bei Beaumont leicht verwundet, starb er bald darnach im Spital von Mezières am Typhus.

Wir übergehen die folgende schmerzliche und doch nicht hoffnungsbare Zeit, in der es galt, Fröschweiler und Umgebung aus den Verheerungen des Schlachtenwetters wieder einigermaßen aufzubauen und den Samen zu legen für die kommende Ernte — und für die kommende deutsche Zeit.

Als dann mit Rückkehr des Friedens die Kirchen eine neue Epoche elsässischer Geschichte eingeläutet hatten, war es Graf Dürckheim in erster Linie, der, aus eigenem Willen, die weltgeschichtlichen Ereignisse des verflossenen Jahres innerlich bejahte und dem auch ungescheut allenthalben, wo es darauf ankam, Ausdruck verlieh. Viel Feindschaft und Ehre trug ihm — der mit Bismarck wiederholt wegen der zukünftigen Gestaltung der reichsländischen Verhältnisse ins Benehmen trat — sein offenes Bekenntnis für die deutsche Sache ein. Mit treuer und zuweilen eifriger Liebe folgte er der politischen Entwicklung in seiner engeren Heimat. Im August 1876 wurde er durch den Besuch des alten Kaisers Wilhelm ausgezeichnet, der das Schlachtfeld von Wörth und die neuerbaute Friedenskirche von Fröschweiler in Augenschein nahm.

Freud' und Leid kehrten in den folgenden Jahren in Dürckheims Familie ein. Sein Sohn Erasmus — er war Freiwilliger in der deutschen Armee geworden — fiel in frühem Lebensalter einer tückischen Krankheit zum Opfer, die er sich infolge dienstlicher Überanstrengung zugezogen hatte. Graf Albert übernahm Fröschweiler, und an der Stelle, wo so viel herbe Prüfungen dem alternden Grafen auferlegt worden waren, erblühte ihm durch die Geburt eines Enkels und Stammhalters ein letztes, schönes Familienglück. Graf Ferdinand selbst hatte sich auf das seinem Sohne Wolf gehörige Gut Edla in Österreich zurückgezogen, um dort in milder, beschaulicher Ruhe seinen Lebensabend zu vollenden. Ebendort schrieb er seine „Erinnerungen" (Neue Ausgabe in einem Bande: Stuttgart 1910, Metzlersche Buchhandlung).

Wir haben es vermieden, auf die mancherlei Wünsche und Beschwerden, die Graf Dürckheim im Hinblick auf den zuweilen nicht glücklichen Werdegang der deutschen Politik im Elsaß der nachsiebziger Jahre geäußert hat, näher einzugehen. Nicht schweigen aber durften wir davon, daß er der erste Elsässer gewesen ist, der sich nach dem Nationaljahr 1870 vollbewußt auf den Boden dieser Politik gestellt hat. Bei einem zwar komplizierten, aber stets zum Grundsätzlichen strebenden Charakter, wie es Graf Dürckheim war, wiegt eine solche Entscheidung doppelt schwer. Und sie ist die Brücke, die den verehrungswürdigen Elsässer mit uns, den Nachlebenden, verbindet.

„In Berlin so wenig als in Straßburg selbst", so faßt er einmal seine Kritik zusammen, „hatte man weder den wahren Geist noch die moralische und politische Lage der Reichslande

richtig aufgefaßt und verstanden. Fürst Bismarck hielt — nach allem, was er mir sagte, zu urteilen — unser Volk für viel selbständiger und politisch reifer, als es wirklich ist... Hier galt es, einer politisch noch ganz unzurechnungsfähigen, von fremdem Einfluß angekränkelten Bevölkerung den neuen Weg zu ihrer Genesung vor die Augen zu stellen ... und ihre Seele mit deutschem Geist und Mut zu durchdringen."

Scharfe Kritik übt der Graf zumal an der Regierung Manteuffels und an der Liebedienerei gegenüber den Reichsfeinden — — Doch über alledem steht nun das wuchtige: Zu spät!

Alsaticus

Genfer Stimmungen

Ein Rückblick auf die Völkerbundstagung

„Der Vorhang fällt, das Stück ist aus." An diese Worte des Sängers der Lorelei dachte ich am Abend beim Nachhausegehen, voll mit Eindrücken der eben geschlossenen, so überaus theatralischen letzten Sitzung.

Eines der großen Probleme, das nicht endgültig mit letzter Klarheit gelöst wurde (wie in manchen Völkerbundfragen heißt es auch hier variierend: Sucht Frankreich!), betrifft das Verhältnis des Rates zum Bunde selbst. Der norwegische Vertreter Hagerup hatte gemeint, und in der Folge haben mehrere kleinere Staaten sich mit ziemlicher Offenheit, je nach dem Grade ihrer Abhängigkeit von Paris, dem angeschlossen: Der Bund sei mit einem Parlamente zu vergleichen, und der Rat stelle die Exekutive, also die Regierung dar, die aber des Vertrauens der Versammlung naturnotwendig bedürfe. Frankreich hat sich durch Viviani, der stets die Kampfrollen besorgte, während Bourgeois die salbungsvollen, theoretischen Völkerbundgedanken vortrug, jeder Abhängigkeit desselben vom Bunde krampfhaft widersetzt und sich an den Buchstaben des Versailler Paktes förmlich geklammert. Und hier kommt eben einer der wichtigsten Punkte in Betracht, der sich im täglichen Wirken des Bundes schon als ein stetes Hemmnis und als Waffe der Reaktion bewährte. Ich meine die Bestimmung über die Einstimmigkeit der Beschlüsse in meritorischen (d. h. nicht formalen) Fragen. Also eine einzige entschlossene Macht, sei es Costa Rica, Venezuela oder Peru und Haiti, ist imstande, den Beschluß der ganzen sonstigen Versammlung über den Haufen zu werfen. Natürlich ist diese Bestimmung nicht zugunsten der kleinen Länder geschaffen, sondern zugunsten Frankreich. Welchen Alpdruck dieser Paragraph erzeugt, das kann man nur beurteilen, wenn man die schwere, mühsame Geburt der Beschlüsse tagelang mit angesehen und erlebt hat. Diese Bestimmung aber muß verschwinden, wenn nicht der Bund eine Art polnisches Parlament werden soll. Es wird jedoch einen bittern Kampf kosten und muß Frankreich erst abgerungen werden.

Das Verhältnis der beiden Körperschaften ist trotz alledem dasselbe geblieben und die Macht liegt noch immer in den Händen des Rates, während der Bund das geworden ist, was ein respektloser Franzose „une parlote" nennen würde. Herr de Aguero (Kuba) hat mit Leidenschaft und Erbitterung gegen die Allmacht der Großen trotz seiner schneeweißen Haare eifrigst angekämpft. Er beschwerte sich darüber, daß die Großen den Kleinen sogar ihre statutenmäßigen Rechte verkümmern wollten. Es handelte sich um die Wahl der vier nicht permanenten Mitglieder des Rates. Aguero fragte: Ob denn die ständigen vier Mitglieder wirklich alle Fragen, die an sie heranträten, beherrschten, ja ob sie auch nur etwas Wesentliches davon verstünden? „Ich wage darauf zu antworten, daß dies nicht der Fall ist." — Ein Widerspruch wurde nicht laut.

Herr Rowell (Kanada) ist ein noch schärferer Vertreter der Richtung, die sich von Europa, hauptsächlich aber von den drei Großmächten, emanzipieren möchte. Herr Rowell hat nämlich beinahe stets gegen England gestimmt, und sogar den Mut gefunden, den Pakt von London

unmoralisch zu nennen. Er sprach die goldenen Worte aus: „Ich kann weder die Moralität noch die Gerechtigkeit noch Gesetzlichkeit eines Vorgehens anerkennen, wie die Zerstückelung eines Landes ohne dessen Zustimmung." — Ausgezeichnet, Herr Rowell! Sie erkennen also den Vertrag von Versailles nicht an, der die Zerstückelung Deutschlands verfügt. Es muß ihm auch noch der Protest zugute gehalten werden, den er, gegen den Widerspruch der Entente, betreffs der Aufnahme Armeniens einlegte. Er allein in der ganzen Versammlung fand den Mut dazu. Der Bund sei souverän und dürfe nicht von außen beeinflußt werden. Die Theorie ist schön, die Praxis aber fiel kläglich aus. Dieselbe Kommission, die einstimmig die Aufnahme beschlossen hatte, beantragte nach dem Machtspruche von London die Verweigerung. Die armenische Frage hat die Versammlung bis zum letzten Tage oft und lange beschäftigt. Sie ist ein Gradmesser des Gewissens des Bundes. Danach gemessen fällt auch das Urteil über die Versammlung ebenso streng aus, wie es die besten Köpfe aus ihrer Mitte in ihren Privatgesprächen zu fällen sich nicht scheuten. Wenn man die salbungsvollen Phrasen von Humanität, Teilnahme, Hilfsbereitschaft hörte, so konnte man sich nicht des widerlichen Gefühls erwehren, das dieses phrasenreiche Pharisäertum dem schlichten Zuhörer einflößen muß. Denn man sah es doch, wie bei dem wirklich menschlichen Antrage Rumäniens (wir sind auch dem Gegner von gestern gerecht) man bestrebt war, die angebotene Hilfe einfach zu vereiteln, und diese sie geradezu in Verlegenheit setzte. Wenn man solches Verfahren dem eigenen Verbündeten gegenüber sich genauer besieht, wenn man sich weiter des unschönen Montenegrofalles erinnert (auch ein Verbündeter), dann muß man über die Illusionen, die trügerischen Hoffnungen, die man in den Bund bei uns setzte, geradewegs mitleidig lächeln.

Der argentinische Austritt hat viel Staub in der ganzen Welt aufgewirbelt; vielleicht aber wurde am wenigsten, mindestens öffentlich, im Reformationssaale davon gesprochen. Über die symptomatische Bedeutung und den nachhaltigen Eindruck des Falles ist um so weniger ein Zweifel möglich, als Amerika den Schritt billigt und somit die letzten Hoffnungen zum etwaigen späteren Beitritt der großen Republik zerstört. So ernst aber auch die Sache ist, entbehrt sie nicht eines ungewollten, also besten Humors. Denn letzten Endes würde die Aufnahme Deutschlands nur die Verstärkung der Ketten bedeuten, die uns Versailles auferlegt. Pueyrredon hat selbst gemeint: In der Versammlung wäre Deutschland unschädlicher als draußen. Es gehört all die fanatische Kurzsichtigkeit Frankreichs dazu, uns auch dann nicht in der Nähe haben zu wollen, wenn man uns zum Binden in die Arena führt.

Dies aber, diese Gesinnung der französischen Regierung, die von der überwiegenden Mehrheit des Parlamentes und ersichtlich auch des Volkes unterstützt ist, sollten wir endlich begreifen, statt uns unheilvollen Täuschungen hinzugeben. Es war meine Pflicht, während dieser Tagung mit möglichst vielen und maßgebendsten Delegierten sowie Bundeskreisen zur besseren Erkundigung in persönliche Berührung zu treten. Der knappe Raum allein, nebst manchmal der versprochenen Diskretion, verbietet mir, bezeichnende Aussprüche hier anzuführen: ich muß mich mit den allgemeinen Ergebnissen der an der Quelle geschöpften Information begnügen. Um so sicherer aber kann ich unter bescheidener Anführung meiner inzwischen durch die Ereignisse leider nur zu sehr bestätigten, vor drei Jahren erschienenen „Kriegsbilder aus Paris" auch jetzt nach bestem Wissen und Gewissen sagen: Der Haß ist weder verschwunden noch im Grunde geschwächt; man darf sich nicht wieder von Phrasen täuschen lassen. Die auf kontinentale Politik gesetzten Hoffnungen sind Kindereien, und die Nuancen in der französischen Politik gehen letzten Endes auf die beste Art und Weise aus, wie man aus Deutschland möglichst viel und schnell herausholen kann.

Die skandinavischen Anträge sind nicht mit der Energie gestellt und verteidigt worden wie der argentinische. Und Branting hat nach dem ehrenvollen Begräbnis sich noch ganz vergnügt und zufrieden über deren Behandlung geäußert. Die Anträge seien ja nicht abgelehnt, man werde nächstes Jahr darüber noch beraten. Auch in diesem Falle hat man in

Genf, jedenfalls im Reformationssaale, dieser Frage weit weniger Gewicht beigelegt, als im übrigen Auslande und anscheinend auch in Deutschland. Überhaupt war bei den meisten Vertretern (eine Ausnahme bildeten Lord Cecil, Rowell, Viviani, Restrepo, de Aguero und Lafontaine) eine Apathie und Teilnahmlosigkeit zu spüren, die wohl hauptsächlich dem fehlenden Glauben an den Ernst und die Zukunft der Sache, bei welcher sie mitwirken sollten, entstammten. Und hier sei kurz erwähnt: Am Schlusse der Tagung war diese Skepsis nicht nur nicht zerstreut, sondern stark erhöht. Allgemein wird in den maßgebenden und urteilenden Kreisen wohl die Tatsache der Gründung des Bundes als ein gewiß wichtiges Ereignis angesehen, das aber mehr akademische Bedeutung hat und in der Praxis weder die Kriege verhindern kann noch eine erhebliche Umwälzung in der Weltgeschichte bedeuten wird. Kurz muß ich noch die Wichtigkeit erwähnen, die hier den Anstrengungen beigelegt wurde, wonach dem späteren Anschlusse Vorarlbergs an die Schweiz der Weg offen bleiben soll. Die Aufnahme Österreichs soll nämlich in keiner Weise ein Hindernis für diesen Anschluß bilden. Aus der Eingabe der Landesregierung an den Völkerbund ist der Geheimvertrag zu erwähnen, der schon am 19. August 1798 zwischen der französischen Regierung und einigen Notabeln aus Vorarlberg wegen des Anschlusses ihres Ländchens an die Schweiz geschlossen wurde. Ich möchte noch besonders hervorheben, wie alle Fragen unter dem Gesichtspunkte nur erwogen wurden, ob sie Deutschland nützen oder — schaden. Diese Frage hier fällt ersichtlich in die letztere Gruppe; mindestens wurde sie als solche betrachtet und behandelt. Das dürfen wir nicht vergessen.

Die größte Sensation dieser Tagung war entschieden der Nachmittag vom 15. Dezember. Der Präsident der gastfreien Schweiz, mit ihren drei Vierteln Deutschschweizern, fand den Mut, eine von allen Einsichtigen tief im Innern empfundene Wahrheit offen auszusprechen. Eigentlich enthält dieser Ausspruch vielleicht die einzige, jedenfalls die größte Wahrheit, die im Reformationssaal in diesen fünf Wochen verkündet wurde. „Wir können zwei bis drei Jahre, vielleicht auch mehr, bestehen ohne die Universalität; aber falls unsere Gesellschaft dazu verdammt wäre, zu lange ein nicht die ganze Welt umfassender Bund zu bleiben, so würde sie selbst den Keim einer langsamen, aber unvermeidlichen Auflösung in sich tragen." — Ein Völkerbund ohne Amerika, Rußland und Deutschland ist so zweifellos, so augenfällig kein Völkerbund, daß diese mutigen Worte einen tiefen, nachhaltigen Eindruck machten. Aber in derselben Sekunde, wo der Name Deutschland fiel, schnellte Viviani empor und verlangte laut das Wort.

Die Antwort von Viviani ist ein kennzeichnendes Ereignis und wohl geeignet, die hartnäckigen Hoffnungen von Versöhnung und Vergessen zu zerstören. Falls sie dazu beitragen kann, den immer noch von Illusionen getrübten Blick so vieler Deutscher zu klären und sie von dem fanatischen und tiefen Haß der Franzosen endlich zu überzeugen, dann wäre diese Rede wie eine bittere, aber heilsame Pille zu begrüßen. Die Aufnahme Deutschlands würde, so meint der französische Delegierte, „für die Geschichte, für die Welt eine Immoralität bedeuten, die ihr Gewissen empören würde, vielleicht mehr als der Anblick des Blutes, dessen Zeuge diese Welt war". — Das Land von Kant und Schiller, von Humboldt und Wagner, von Virchow und Koch soll nicht wert sein, neben dem Mulatten von Haiti, dem indischen Imam, dem Vertreter der Skipetaren, dem Neger von Liberia und Genossen Platz zu nehmen! Und das Gewissen würde revoltieren, dasselbe Gewissen, das die Hinschlachtung eines ganzen Volkes vermeiden konnte — und nicht tat, und so gerne die angebotene Hilfe übergangen hat. Das Gewissen des Völkerbundes — Fortsetzung der 14 Punkte Wilsons; Schluß folgt, der vom Präsidenten Motta angedeutete Schluß.

Das ist die Antwort, die man, wenn man ihn einer solchen würdigt, Viviani geben könnte. Aber des brausenden Beifalles muß ich gedenken, den der französische Vertreter bei diesem Bunde — mit einigen wenigen rühmlichen Ausnahmen — fand. Es war wie ein

elementarer Sturm, und die Galerie von Diplomaten, Genfer Patriziern und Pressevertretern aller Länder tat mit vereinzelten Ausnahmen mit

Das dürfen wir nicht vergessen. Besonders nicht, wenn wir, wie im November 1918 auf Wilson, jetzt unsere Hoffnungen auf den Völkerbund setzen sollten. Und der fähigste Kopf der Versammlung, Lord Robert Cecil, kam selbst und sprach seine Bewunderung und Zustimmung zu dieser haßerfüllten Rede aus: — er, der vor wenigen Wochen von Versöhnung, unter Anführung seines eigenen Beispieles mit den Buren, gepredigt! Und, um die Kette zu schließen, kam von den Neutralen der Norweger Nansen, der ebenfalls seine tiefe Verbeugung vor dem französischen Säbel machte. Allerdings wünschte er platonisch, die Versammlung möge zu einem wirklichen Weltbunde werden; aber die Zustimmung zu Viviani zeigte, wie und wann nur der Eintritt Deutschlands erfolgen könnte. Übrigens war es ja ganz naheliegend; man sprach gerade von dem Eintritt Österreichs; wenn Deutschland erst ein zweites Österreich geworden, bettelarm an Leib, Seele und Börse, dann — — warum denn nicht?

Am 18. Dezember — der Achtzehnte ist immer ein schicksalsreicher Tag für Deutschland gewesen — wurde die erste Tagung des Völkerbundes mit einer schier unerträglich theatralischen Rede Hymans, worauf Motta schlicht antwortete, geschlossen. Der belgische Anwalt zählte die Leistungen der Session auf, was keine besondere Mühe weder durch Zahl noch Bedeutung machte. Er grüßte Armenien herzlich und versicherte das Land der Sympathien der ganzen Versammlung: dies nachdem kurz vorher vor den armenischen Delegierten die Türe schallend geschlossen worden. Er verherrlichte die neue Zeit und den neuen Geist, nachdem das obligatorische Schiedsgericht sowie die Abrüstung abgelehnt waren. Er sang dem demokratischen Geiste der Gleichheit, Brüderlichkeit ein Loblied, während das Echo der Klagen der Delegierten Restrepo (Kolumbien) und de Aguero (Kuba) über die ungleiche, ungerechte Behandlung der Kleinen noch in derselben Halle nachzitterte. Er sprach von der internationalen Justiz, die einen großen Schritt vorwärts getan habe; während die Beschwerden der deutschen Regierung über Eupen und Malmedy auch nicht mit einem Worte von der Versammlung gewürdigt und geprüft wurden.

Hymans meinte schließlich, der Bund solle auf demselben Wege unentwegt fortfahren: „Notre marche à l'étoile!" Ich weiß nicht, welcher Stern dem Herrn Hymans da vorschwebt. Es ist — schon wegen seiner Abstammung — nicht der Stern von Bethlehem, dessen die christliche Menschheit gerade in diesen Tagen der Weihe und Einkehr mit Liebe gedenkt; es ist jedenfalls nicht der Stern Deutschlands. Gerechterweise sei erwähnt, es ist auch nicht so gemeint, und Herr Hymans wäre gewiß bestürzt darüber, wenn der Stern des Bundes Deutschland den Weg des Heiles zeigen sollte. An diesem letzten Sitzungstage hatte man den seit Wochen in einem bescheidenen Gasthofe harrenden Vertreter Österreichs, Mensdorf, gnädigst hereingelassen. Wie ein Waisenknabe saß der Arme, und doch sichtlich mit der etwas kindlichen Gemütlichkeit des Wieners, stillvergnügt da, und nur der Schwede Branting hatte teilnahmsvoll einen Augenblick Notiz von ihm genommen und ihn begrüßt. Sogar Albanien wurde durch minutenlange Unterredung des britischen Vertreters Balfour ausgezeichnet. Der Österreicher aber war das verlassene Stiefkind des Hauses. Ich dachte mir im stillen: Möge der Himmel uns selbst das Schauspiel einer solchen Aufnahme, weit schlimmer als alle Abweisungen, gnädigst ersparen!

Hans Wram



Hörbigers kosmische Eislehre

Vor sieben Jahren ließ der Mondforscher Philipp Fauth ein Werk fast von der Schwere eines dicken Lexikonbandes erscheinen. Er behandelte darin die neue Lehre des Wiener Hütteningenieurs Hans Hörbiger vom Eis als Weltbaustoff. Darnach sollen viele Rätsel, an denen sich bisher Astronomie, Meteorologie und Geologie vergebens versuchten, durch die Rolle des Eises ihre Lösung finden. Das Fauthsche Werk, beziehungsweise die Hörbigersche „Glazialkosmogonie", verlangte ein gründliches Lesen, belohnte aber durch eine Fülle neuer Anregungen und fand zunächst mehr unter Ingenieuren Verbreitung als unter Astronomen von Fach. Begeisterung für die zahlreichen neuen Gesichtspunkte vermochte den Ingenieur Voigt zu einer kürzeren Darstellung der Hörbigerschen Lehre unter dem Titel: „Eis als Weltbaustoff".

Man ersieht daraus, daß die Glazialkosmogonie jedenfalls bei Leuten von reicher naturwissenschaftlicher Bildung eine gute Aufnahme findet. Auch bei Geistlichen und Lehrern soll sich rasch das Interesse dafür verbreiten, im Zusammenhang vielleicht mit dem Umstand, daß Hörbiger die Sintflut in neuem Lichte betrachtet und sogar Stellen aus der Offenbarung Johannis glaubt zum ersten Male richtig deuten zu können. Diese Deutung ist freilich vielleicht mehr geistreich und kühn als sonderlich vertrauenerweckend. Wissenschaftlicherseits werden der Glazialkosmogonie erhebliche Irrtümer und Verstöße gegen angeblich sichergestellte Gesetze zum Vorwurf gemacht, „Autoritäten" werden gegen sie ins Feld geführt, andrerseits kann sie „Autoritäten" für sich geltend machen. Sie tritt ja auch nicht mit dem Anspruch der Unfehlbarkeit auf, sondern mit dem Wunsch, daß die Fachleute ihre Behauptungen nachprüfen möchten. Sie ist sogar leicht lächerlich zu machen. Man braucht nur die Behauptung aufs Korn zu nehmen, die Milchstraße sei nicht sowohl eine ungeheure Sternanhäufung, als vielmehr ein Eisschleier oder ein Eisgewölk, das unserem Sonnensystem erheblich näher stünde als die durch den Eisschleier hindurchschimmernde Fixsternwelt. Die Sonne mit ihren Planeten flöge danach, von dem ebenfalls gradlinig bewegten, aber nicht mehr kreisenden Eisschleier umgeben, automobilgleich in der Richtung auf ein bestimmtes Gestirn. Das ganze Sonnensystem mitsamt dem Eisgewölkgürtel sei das Ergebnis einer Riesenexplosion aus einer Gigantensonne. Ein eisumkrusteter, wasserreicher Planet sei in diese Muttersonne gestürzt und habe eine riesige Dampfexplosion verursacht, bei der die ganze Masse, die heute unser Sonnensystem samt Eisgewölk bildet, in den Raum hinausgeschleudert und mit jenen Drehbewegungen versehen worden sei, die zu den Planetenballungen führten. Man beobachte einmal den Auspuff einer schweren Güterlokomotive oder irgend einer Dampfmaschine: dem Schornstein zunächst kreisen und wirbeln scharfumrissene Dampfmassen, in größerer Höhe kommt das Dampfgewölk scheinbar zum Stehen. Ähnlich wie diesen Vorgang mag man sich den Ursprung unsres Sonnen- und Milchstraßensystems vorstellen, obwohl Fachleute die Möglichkeit des Hergangs in dieser Gestalt entschieden bestreiten. Läßt man aber einmal die Auffassung für einen Augenblick gelten, der Milchstraßenschimmer, der ja im Fernrohr verschwinde, sei Fixsternlicht im Widerglanz eines mächtigen Eisgewölkes, durch welches, ungeheuer viel weiter entfernt, die Fixsterne und Fixsterngruppen hindurchscheinen, so läßt sich doch schwer denken, daß Jahrhunderte und Jahrtausende lang jenes Eisgewölk in sich selber so starr und in seinen Riesenlücken so beständig bleibt, daß jenseits befindliche Fixsterne dauernd hindurchscheinen und nicht vorübergehend verdeckt werden.

Aber trotzdem, auch wenn man diese ganze Kosmologie zunächst nur als einen Roman gelten läßt, der nicht mehr Wahrheitsgehalt bietet, als die so lächerlich überschätzte, gar nichts erklärende und gar nichts beweisende Kant-Laplacesche „Weltentstehungslehre", so enthält sie doch im einzelnen fesselnde Ansichten.

Der Mond, sagt Hörbiger, ist von einer Eiskruste umschlossen. Unter dem Eise ist Meer,

und ebenso ist es auf dem Mars, dem Jupiter und den meisten Planeten. Von dem Eisschleier, der das Sonnensystem umgibt und mit ihm durch den Raum fliegt, bleiben fortwährend Teilchen zurück, infolgedessen treffen sie auf die Planeten und die Sonne. Unter dem Regen von Eiskugeln verschiedenster Dicke soll sich der Ring um den Saturn gebildet haben. Das Aufschmettern solcher Eiskörper soll auch zur Bildung der Erscheinungen beigetragen haben, die auf dem Jupiter und Mars dem Astronomen ein Rätsel sind, auf dem Jupiter die Streifenbildung und der rote Fleck, auf dem Mars die Kanäle. Auch auf Erde und Sonne übt der Eiskugelregen die nachhaltigsten Wirkungen aus. Schon Robert Mayer hatte gelehrt, daß die Sonnenwärme auf ihrer Gluthöhe durch einen Regen von Meteoren erhalten wird, die ihre ungeheure Geschwindigkeit beim Einschießen in die Gaskugel, die uns als Weltofen dient, in Wärme umsetzen. Diese Meteore aber, sagt Hörbiger, sind zumeist, keineswegs ausnahmslos, Eiskörper. Unter dem ablenkenden Einfluß der Planeten, insbesondere des mächtigen Jupiter, gestaltet sich die Bahn dieser verschieden dicken Eiskörper derart, daß sie je nach der Dicke auf verschiedene Zonen des Sonnenballs auftreffen und die Erzeugung von Flecken, Fackeln und Protuberanzen bewirken. In die Sonne einschießend verursachen die größeren Eiskörper ungeheure Dampfexplosionen, mit diesen ist die Flecken- und Fackelbildung verknüpft; ebenso erklärt sich die Protuberanzenbildung aus dem Einschießen und Verdampfen kleinerer Eismassen. Die große Übereinstimmung, die Hörbiger dabei mit der Statistik der Flecken-, Fackeln- und Protuberanzen-Häufigkeit erzielt, ist überraschend. Jedenfalls hat er viel Mühe und Scharfsinn auf diesen Teil seiner Lehre verwandt, wie man denn überhaupt glauben möchte, die beiden Freunde, Fauth und Hörbiger, müßten doch mit guten Gründen von der Wahrheit ihrer Anschauungen überzeugt sein, andernfalls hätten sie sich nicht die ungeheure Mühe gemacht und die großen Opfer gebracht, die ihnen die Herausgabe des Werkes auferlegte. Aber es ist leider schon mit vielen glänzend verfochtenen Theorien so gegangen, daß all der große darauf verwandte Scharfsinn und all das einer Theorie zuliebe übernommene Martyrium umsonst war.

Doch hören wir weiter. Bei den Dampfexplosionen auf der Sonne wird Wasserdampf auch weit in den Weltraum hinausgeschleudert; als Feineis gelangt er auch in die Atmosphäre der Erde und wird hier ein Bestandteil der Wetterbildung. Von dem Eisregen aber, der der Sonne zuströmt, gelangt ein Teil auch in das Anziehungsbereich der Erde. Er verursacht hier die mannigfachsten Erscheinungen. So sind die Meteore, die wir am Nachthimmel sehen, keineswegs alle Himmelseisen. Wohl die meisten sind Eiskörper, die gleich den ebenfalls als Eiskörper aufzufassenden Kometen im zurückgestrahlten Lichte der Sonne erglänzen. Es ist sogar möglich, daß solch ein Eismeteor, das uns am Nachthimmel erschien, in die Atmosphäre der Erde einschießend Gewitter und Hagelschlag bringt. Solche mit großer Plötzlichkeit auftretenden und rasch vergehenden Erscheinungen wie Gewitterhagel sind Folgen des schrägen Einschusses einer Eisbombe in den Luftmantel der Erde. Der Eiskörper von zehn oder hundert Meter Dicke zersplittert unter dem Einfluß der viel höheren Temperatur der Lufthülle, mag diese Temperatur auch nach unsern Begriffen noch kühl sein. Die Teilchen dieses Weltraumschrapnells behalten die Flugrichtung des schräg eingeschossenen Mutterkörpers bei, sie reißen die Luft mit und übersäen in langem, verhältnismäßig schmalem Strich die Landschaft. Diese Erklärung des Hagelgewitters macht auf den Laien einen ebenso bestechenden Eindruck wie die Erklärung der Sonnenphänomene. Die meisten Eiskörper aber gehen über dem Äquator nieder und verursachen dort die täglichen, dem Sonnenhochstand folgenden gewaltigen Regengüsse, die mit großer Regelmäßigkeit einsetzen und auch die jährliche Nilschwelle bedingen. Hörbiger bringt die Statistik der Sternschnuppenhäufigkeit, der Stürme und Orkane und der äquatorialen Regengüsse mit der Art in Einklang, wie er sich den Eiskörperregen auf Sonne und Erde unter dem Einfluß vor allem des Jupiter verteilt denkt.

Vielleicht einen bedenklichen Gebrauch macht die neue Lehre vom Ätherwiderstand. So ungeheuer winzig er ist, so verlangsamt er dennoch den Flug der Himmelskörper, so auch

des Mondes, und daher wird der Mond der Erde näher und näher getrieben und schließlich mit ihr vereinigt werden. Schon früher sind Monde der Erde einverleibt worden, und grade diese Einverleibungsvorgänge oder Mondauflösungen haben die Eiszeiten und Sintfluten bewirkt. Der immer näher zur Erde schrumpfende Mond zieht das Meer immer stärker an, es ebbt von den Polen und schwillt am Äquator, auch das Luftmeer wird vom Mond über dem Äquator stärker angezogen, die polwärts erfolgende Luftverarmung bringt größere Kälte und Eiskappen mit sich, in dem Strandbereich des gleicherwärts mächtig geschwollenen Meeres werden täglich die Massen angeschwemmt, die später als Schichtenbildungen auftreten, zumal werden so die Kohlenlager gebildet. Die getreuen Abdrücke organischer Gebilde in Versteinerungen erklären sich aus dem konservierenden Einfluß des Frostes, der in jenen Eiszeiten jede Meeranspülung sofort gefrieren ließ, so daß Formen zartester Gebilde erhalten blieben. Näher und näher kommt der Mond der Erde, also kreist er dann auch schneller, schließlich wandert er täglich zwei- oder dreimal mit sechzigfacher Breite über den Himmel, als ein Schrecken, der sich im Gedenken der Menschheit durch die Jahrhunderttausende erhalten und eine Spur noch in der Offenbarung Johannis hinterlassen hat: in ganz unverständlicher Weise ist da von einem gläsernen Meere und von Tieren mit Augen hinten und vorn die Rede, das gläserne Meer soll einem Kristall gleichen und mit Feuer gemengt sein, und ein Drittel des Tages soll es nicht sichtbar sein. Das bezieht Hörbiger auf die Zeit vor der letzten Mondauflösung: das gläserne, kristallgleiche Meer, mit Feuer gemengt, soll der nähergekommene, als vereist erkannte, im Sonnenlicht feurig mit sechzigfacher Breite erstrahlende Mond sein, die Augen vorn und hinten sollen nicht die Tiere, sondern soll das gläserne, kristallgleiche Meer selber haben in Gestalt der Mondkrater ... Mit dem Mond rast auch der Flutberg des Meeres täglich mehrmals um die Erde, auch der Luftmantel ist in stürmischster Bewegung, und wenn nun gar der Mond unter dem Übergewicht der Erdanziehung mit seinen deformierbaren Teilen, also mit Eiskruste und Ozean, stärker erdwärts deformiert wird und die Kruste schließlich bricht, dann gehen Eistrümmer und Wassermassen auf die Erde nieder und folgt schließlich auch der erdige und metallische Kern; monatelang heult furchtbarstes Entsetzen um die Erde, es ist die Zeit, wie die Offenbarung sie schildert, daß Herren und Knechte, Starke und Schwache sich in die Höhlen flüchten und Schutz unter Felsdächern suchen, die Zeit, wo man einen brennenden Berg ins Meer fliegen sah und Berge und Inseln verschwanden. Sobald aber der Mond auf die Erde niedergegangen ist, hört auch der Wasserflutberg auf, die Wasser fluten nach Nord und Süd ab, überschwemmen ungeheure Gebiete bei gleichzeitigem Abschmelzen der Gletscher: das ist die Sintflut. Möglich, daß diese neue Erklärung von Eiszeit und Sintflut in der romantischen Darlegung, die Fauth und Hörbiger bieten, das besondere Interesse theologischer Kreise erregen; Geologen und Ingenieure wollen finden, daß diese Erklärung hinsichtlich der Schichtenbildung und der Entstehung von Kohlenlagern sie mehr befriedigt als frühere Hypothesen.

Das Verführerische der Glazialkosmogonie liegt in der Reichhaltigkeit an Gebieten, auf denen sie bisherige Rätsel zu lösen scheint. Der Mann findet sich nicht leicht, der auf allen diesen Gebieten fachlich zu Hause ist. Aber trotz mancher offensichtlichen Verwegenheiten und Unwahrscheinlichkeiten ist diese neue Weltbildungslehre doch von anregender Kraft. Sie stellt uns freilich eine Überflutung der Erde in Jahrmillionen in Aussicht, und dem Urheber gefällt seine Theorie so gut, daß er sogar vom Untergang des größten Teils der Menschheit befriedigt ist, wenn nur danach ein noch stärkeres und glücklicheres Geschlecht erblüht — um schließlich im Wasser zu enden. Insofern ist die Sache auch psychologisch interessant, und sollten sich unter der Lupe fachwissenschaftlicher Kritik alle hier gebotenen Rätsellösungen in eitel Nichts auflösen, so hätten wir den gleichwohl lehr- und anregungsreichen Fall vor uns, daß ein Forscher wie Hörbiger mit der ganzen Leidenschaft eines wahren Astronomen seine beste Kraft auf die Wahrscheinlichmachung von Irrtümern verwandte und selbst vielseitig gebildete Anhänger gewann.

Dr. Georg Biedenkapp

Bismarcks Schatten

Der Cottasche Verlag, dem der dritte Band von Bismarcks Erinnerungen anvertraut ist, prozessiert mit des Kaisers Vertreter, der gegen die Veröffentlichung Einspruch erhebt. Das Gericht hat zunächst gegen Cotta entschieden. Aber im Auslande laufen längst unbefugte Veröffentlichungen herum, jedenfalls durch Veruntreuungen der Verlags-Arbeiter. Wie nun? Soll das Versteckspiel in Deutschland weitergehen?

Hier hatte unser früherer Monarch eine Möglichkeit, Großzügigkeit zu bekunden. Er konnte da sagen: „Tut, was euch euer Gewissen erlaubt! Diese Dinge liegen hinter mir und unter mir. Ich habe getan, was ich getan habe — und werde meinem Herrgott Rechenschaft geben, nicht aber mit euch prozessieren.“ Diesen Anlaß zur Bekundung einer großartigen Gefaßtheit ließ sich Kaiser Wilhelm entgehen. Er bekämpft noch Bismarcks Schatten.

Man darf es aber wohl ruhig und sachlich aussprechen: es ist ein verlorener Kampf. Das Urteil der Geschichte über die Entlassung Bismarcks und über die Abkehr von seiner auswärtigen Politik verdichtet sich unaufhaltsam. Es wäre wünschenswerter, auch im Sinne des monarchischen Gedankens, der dritte Band läge allen Deutschen zugänglich in den Schaufenstern und auf den Arbeitstischen, statt daß wir nun in oft entstellter Form vom Ausland her, mindestens mit gehässigen Randbemerkungen, wesentliche Auszüge daraus erfahren.

Ein Mitarbeiter der „Süddeutschen Zeitung“ stellt, auf Grund seiner Beobachtung ausländischer Blätter, das Wichtigste zusammen und durchwebt seinen Bericht mit eigenen Auffassungen, wobei er auf seiten Bismarcks steht.

„Von den ausländischen Veröffentlichungen sind zur Kenntnis der deutschen Presse gekommen der Auszug im ‚Tempo‘ (Rom), sowie die mit Betrachtungen durchsetzte Wiedergabe in der ‚Neuen Zürcher Zeitung‘. Sie bestätigen, was man schon vorher wußte, daß der dritte Band, dessen Umfang auf 108 Seiten angegeben wird, ganz der Entlassung Bismarcks, sowie der Persönlichkeit des Kaisers gewidmet ist. Die Vorgänge bei Bismarcks Entlassung stehen in unauslöschlicher Erinnerung derjenigen, die damals die politischen Ereignisse mit Bewußtsein durchlebt haben. Über ihre Anlässe, Gründe und Ursachen hat Bismarck selbst noch zu seinen Lebzeiten das deutsche Volk aufgeklärt durch die Rechtfertigungen, Auseinandersetzungen und Anklagen, die er in den ‚Hamburger Nachrichten‘ veröffentlichen ließ. Sie sind gesammelt in dem dreibändigen Werk von H. Hofmann: Fürst Bismarck 1890—98. Zuletzt haben die vertraulichen Briefe Wilhelms II. an Kaiser Franz Josef von Österreich, wie sie zu Anfang 1919 Hans Schlitter aus dem durch die Revolution entriegelten Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv veröffentlicht hat, auch die Gegenseite zum Wort kommen lassen. Leider sind diese Selbstzeugnisse für den Kaiser noch ungünstiger als alle Veröffentlichungen von Bismarckscher Seite, und selbst als jetzt die Auszüge aus dem III. Band. Es gibt in diesen Kaiserbriefen Stellen, die einfach entsetzlich sind. Nach alledem kann der Wert des nach so langer Zeit erst bekannt werdenden III. Bandes nicht in Überraschungen irgend welcher Art liegen, als vielmehr in der persönlich-eigenen Schilderung durch Bismarck, in der Klarheit, Bildhaftigkeit, Wucht und Unerbittlichkeit dessen, was Bismarck über die verhängnisvolle vorzeitige Unterbrechung seines Lebenswerkes dem deutschen Volke selbst sagen wollte.

„Die ausländische Presse gibt von den sachlichen Fragen (Windthorstbesuch; Kabinettsordre von 1852; russische Politik; Arbeiterschutzgesetzgebung und Sozialistengesetz) begreiflicherweise nur das Gerippe und hebt um so mehr das Persönliche hervor, die Mitteilungen und Urteile über den Kaiser. Von übelster Vorbedeutung wird da gleich aus dem Jahre 1887 ein Brief des damaligen Prinzen Wilhelm, der bei all seiner überschwenglichen Verehrung für Bismarck sich nicht scheut, ein Jahr vor dem Tode seines Großvaters und Vaters dem

Kanzler einen ‚Erlaß' vorzulegen, den er an sämtliche Vertretungen Preußens im Reiche versiegelt geschickt wissen will, damit er im Augenblick seiner Thronbesteigung sofort überall bekanntgemacht werden könne. Der Erlaß ist an die ‚Kollegen', die deutschen Bundesfürsten, gerichtet, und teilt denselben mit, wie der neue Kaiser sich mit ihnen beraten wolle, ehe er ‚befehle'. ‚Denn' — fügt der Prinz an Bismarck hinzu: ‚pariert muß werden'. Bismarck tunkt den unreifen, voreiligen, überspannten Seelenwärter ganz gehörig, indem er zurückschreibt: ‚Darf ich Ew. Kgl. Hoheit ergebenst bitten, den mir gütigst übersandten Entwurf unverzüglich den Flammen zu übergeben.' Dann läßt er eine zehn Seiten lange Belehrung über die Grundlagen der Reichsverfassung nachfolgen. Die Erziehung, die Bismarck auf diese Weise mit dem rückhaltlosen Ernst seiner Aufrichtigkeit dem Thronfolger angedeihen lassen wollte, blieb umsonst. Ein zweites Beispiel, von Mitte März 1890, das schon die rasche Vollendung des Bruches einleitete, spricht Bände. Der Kaiser, kaum von einem Besuch des Zaren heimgekehrt, will denselben schon in Bälde wiederholen. Bismarck sucht ihn davon abzubringen. Er weiß, was der Kaiser nicht gemerkt hat, daß die den Herrscher entzückende Aufnahme am Zarenhofe mehr äußere Höflichkeit war als innere Wärme. Der Kaiser aber läßt sich nicht belehren. Das zwingt Bismarck, ihm den Star zu stechen. Gelassen zieht er aus seiner Mappe ein Aktenstück hervor, und mit einem Blick darauf wiederholt er seine Warnungen. Es war ein Bericht des deutschen Botschafters in London, Fürsten Hatzfeld, der recht abfällige Urteile des Zaren über den Kaiser als glaubwürdig übermittelt verzeichnete. Der Kaiser wird dadurch nicht etwa nachdenklich, sondern nur neugierig. Er will die Einzelheiten wissen. Bismarck weicht aus, der Kaiser befiehlt ihm, den Bericht vorzulesen. Der Kanzler lehnt es ab, so peinliche Dinge seinem Herrn sozusagen ins Gesicht mitzuteilen. Aber er hält den Bericht noch immer offen in Händen; mag der Kaiser, wenn er es nicht anders haben will, selbst sich den Bericht zueignen. Bismarck hat sich nicht getäuscht. Der Kaiser kann seine Neugier nicht bezähmen, er reißt den Bericht Bismarck aus der Hand und liest ihn. Bleich, erregt, bricht er dann das Gespräch ab und reicht Bismarck zum Abschied nur ganz oberflächlich die Hand, aus der er nicht einmal den Helm nimmt. Statt dem Kanzler dankbar zu sein für die heilsame Wahrheit, überträgt er seinen Groll über die unangenehmen Auslassungen des Zaren auf den Mitwisser und Enthüller. — Die Wiedergabe im ‚Tempo' gebraucht bei diesen und ähnlichen Zügen teilweise Wendungen, die bei deutschen Blättern den Eindruck hervorgerufen haben, als habe Bismarck den Kaiser ‚gereizt'. Davon ist in Wirklichkeit keine Rede. Das Verhalten Bismarcks ist durchaus erziehlich im besten Sinne. Die Unbelehrbarkeit des Kaisers, dessen Mangel an Feinfühligkeit zwingen den Kanzler zu kalten Duschen; ein richtig gearteter Herrscher hätte dabei vielleicht im Augenblick einen roten Kopf bekommen, hätte aber dann die heilsame Lehre angenommen und wäre für die unbestechliche, stets mutige und mannhafte Aufrichtigkeit und Treu-Gesinnung des Kanzlers dankbar gewesen. — Der ‚Tempo'-Bericht erwähnt, Bismarck habe wiederholt den Gedanken erwogen, ob er nicht freiwillig gehen solle, und bemerkt darüber: Hätte er deutlich gewußt, daß man ihn wirklich gehen lassen wolle, so hätte er es sich und dem Kaiser bequemer gemacht. Dem wird dann im ‚Tempo' ein ‚Stimmungs-Umschlag' im entscheidenden Augenblick gegenübergestellt: ‚Der alte Trotz, all jener Groll, die ganze Haßfähigkeit seines leidenschaftlichen Wesens wandte sich gegen den Bedrücker, um ihm nun gerade den Abschied möglichst schwer zu machen.' Das Kapitel ‚Meine Entlassung' zeigt einen Mann, der nach allem, was er für den Staat geleistet hat, nicht still weggehen, sondern mit einem Krach zum Gehen gezwungen werden will. An anderer Stelle heißt es, Bismarck sei immer bestrebt gewesen, ‚sich hinauswerfen zu lassen'. Auch diese Wendungen, die an den Ausdruck des Kaisers in den Wiener Briefen gemahnen: ‚Der alte Trotzkopf', werden den wirklichen Gedanken und Gefühlen Bismarcks nicht gerecht. Gewiß, das Gehenwollen hat den Kanzler aus dem Gefühl unerträglicher Last heraus wiederholt angewandelt, aber dann kam immer wieder das Bleibenmüssen im sich ermannenden Pflichtgefühl. Für Bismarck

waren das keine Kämpfe um persönliche Geltung, sondern quälende Sorgen um sein Werk. Er hatte die unglückliche Veranlagung des Kaisers zu tief erkannt, als daß der ‚alte Trotzkopf' den jungen Starrkopf einfach hätte machen lassen und darauf vertrauen können, daß der Neuling schon die Hörner verstoßen werde. Bismarck war kein Höfling und kein Mietling; dem hohen Verantwortungsgefühl des schöpferischen Staatsmanns konnte nicht einmal die Pflichterfüllung im Rahmen des Beamtengesetzes genügen. Er konnte sich nicht aus den üblichen ‚Gesundheitsrücksichten', wie man es gern gehabt hätte, zur Ruhe setzen lassen. Daß er es nicht getan hat, dem verdankte das deutsche Volk jenes wunderbare Schauspiel, das von keiner Shakespeare-Dichtung erreicht wird, jenes in der neueren deutschen Geschichte seit dem Freiherrn vom Stein nicht mehr dagewesene Hervortreten des wahren, großen Demokraten unter der unveränderten Treu-Gesinnung des überzeugten Monarchisten. Unter diesem Gesichtspunkt muß man auch das Schlußkapitel des III. Bandes würdigen, worin Bismarck das Wesen des Kaisers ‚mit feinster Bosheit und dem Anschein geschichtlicher Sachlichkeit' ableitet aus allen Schwächen und Untugenden seiner Vorfahren, während er von ihren Stärken und Tugenden nichts geerbt zu haben scheine. Gerade diesen Abschnitt wird man ausführlicher kennen lernen müssen; z. B. spricht Bismarck schwerlich nur von der ‚Ruhmsucht' Friedrichs des Großen. Aber leider muß bei dem Gedenken an Kaiser Wilhelm I., dem der III. Band nochmals den Zoll höchster Verehrung darbringt, der beißende Grimm Bismarcks zu dem Urteil über den Enkel gelangen, daß derselbe gerade von diesem einen seiner Ahnen nichts geerbt zu haben scheine. Man weiß, daß Bismarck in den letzten Monaten und Wochen seiner Amtsführung von einer wahren Cassandra-Stimmung beherrscht war. So sagte er, wie es in den Berichten heißt, ‚mit tiefbewegten Worten schwere Zeiten für das Reich voraus', und einer der letzten Sätze des Buches lautet: ‚Aus diesen Umständen sehe ich schwere Gefahren für Deutschland, doch auch für ganz Europa aufsteigen. Je später die Katastrophe eintreten wird, um so furchtbarer wird sie sein!' Selten hat sich ein Prophetenwort auf lange Sicht so schauerlich erfüllt, wie diese Vorhersage Bismarcks jetzt durch den Versailler Vertrag und die Revolution an Deutschland." ...

So weit der mehr sachliche Teil dieses Berichtes der „Süddeutschen Zeitung". In seinen folgenden Darlegungen betont dieser Verehrer Bismarckschen Genies, daß wir menschlich nach wie vor dem „so furchtbar gewandelten Schicksal des Kaisers keine Teilnahme versagen"; und wir fügen hinzu, daß jeder nicht unedle Deutsche diese Teilnahme und Dankbarkeit auf die Hohenzollern überhaupt ausdehnen wird; daß wir aber „politisch von Wilhelm II. vollständig und endgültig geschieden" sind. „Jetzt noch Wilhelm II. politisch im Volke halten zu wollen, das wäre das Unheilsamste, was wir betreiben könnten." Doch unterscheidet der Verfasser deutlich den „Kaiser-Gedanken und eine zufällige Kaiser-Person".

Die Mehrzahl der Deutschen neigt nicht zur Republik, sondern zu einem freiheitlich abgestuften Volks-Kaisertum und sieht lieber einen Monarchen als einen Präsidenten an der Spitze der deutschen Staaten. Doch auch für diese Mehrzahl — und für die andren erst recht — hat sich Kaiser Wilhelm II. selber aus dem deutschen Gesamt-Schicksal ausgestrichen, als er vorzog, sich nach Holland zurückzuziehen. Eben diese Mehrzahl ist einst durch die Entlassung Bismarcks aufs tiefste in ihren monarchischen Gefühlen erschüttert worden, während es die Linke war, die des genialen Reichskanzlers Sturz jubelnd begrüßte. Und die Linke — nun, die hat ja am 9. November 1918 dem Kaiser „gedankt"...





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Zur „Freude an der Sternforschung"

Im zweiten Heft des Jahrgangs 1920 der Zeitschrift „Der Türmer" findet sich, Seite 128—129, ein Aufsatz, „Die Freude an der Sternforschung", dessen Schluß ein arges Mißverständnis hervorrufen könnte. Es wird dort eine internationale Gesellschaft der Liebhaber-Astronomen empfohlen, und es werden deren Leistungen in beredten Worten gelobt. „In England und Amerika", so wird geschlossen, „sind derartige Organisationen seit Jahrzehnten erfolgreich tätig, während bei uns erst Ansätze festzustellen sind." Wir können nicht glauben, daß dem Verfasser des Artikels die Vereinigung von Freunden der Astronomie und kosmischen Physik (V.A.P.) gänzlich unbekannt geblieben ist, die „seit Jahrzehnten", nämlich seit dem Mai 1891, besteht und auch einigermaßen „erfolgreich tätig" war, da z. B. Beobachtungen über veränderliche Sterne, über Sternschnuppen und Feuerkugeln, über die atmosphärische Polarisation seit langer Zeit infolge einer guten Organisation von ihren Mitgliedern planmäßig angestellt und den zuständigen Zentralstellen zugeführt sind. Ein Blick in die Veröffentlichungen der führenden Fachleute, wie die Astronomischen Nachrichten, den von Wislicenus begründeten Jahresbericht, das große Sammelwerk der Astronomischen Gesellschaft über die Veränderlichen usw. gibt die Überzeugung, daß die V.A.P. ihre Aufgabe richtig angefaßt hat, nämlich in unserem Vaterlande, das schon vor dem Kriege mit Glücksgütern nicht übermäßig gesegnet war, die zahlreichen Freunde der Himmelskunde so zu schulen, daß nicht nur für ihre eigene innere Befriedigung, sondern zugleich auch für die Wissenschaft etwas dabei herauskam. Die Mitteilungen der V.A.P., die seit einem Jahr den Titel „Die Himmelswelt" angenommen haben, sind seit 1891 ununterbrochen erschienen und haben mancher auch von den engeren Fachkreisen als wertvoll anerkannten Arbeit Aufnahme gewährt. Lange ehe der Aufsatz über „Die Freude an der Sternforschung" erschien, hat der ehrwürdige Altmeister der Astronomie, Wilhelm Foerster in Bornim, früher Direktor der Sternwarte in Berlin, in einem besonderen Schriftchen mit dem ähnlich lautenden Titel „Die Freude an der Astronomie" seine Lieblingsschöpfung, die von ihm seit einem Menschenalter geleitete V.A.P., gefeiert und empfohlen. Sind da erst „Ansätze festzustellen"? Allerdings — in einer Zeit, wo das deutsche Volk von allen Seiten gehaßt, verhöhnt und ausgeraubt wird, eine internationale Gesellschaft mit deutscher Leitung aufzutun, so weit ist unser Idealismus nicht gegangen.

Berlin und Münster, im Dezember 1920.

Ferd. Dümmlers Verlagshandlung
als Kommissions-Verlag der Himmelswelt

Dr. J. Plaßmann,
Professor der Astronomie a. d. Univers. Münster,
Herausgeber der Himmelswelt und
Schriftführer der V.A.P.

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Ernst Wachler

(Zu seinem 50. Geburtstag am 18. Februar)

In einem „Brief über Goethes Tasso“ sagt Wachler, siebenundzwanzigjährig, einmal: „Sie wissen es, wie sehr die künstlerischen Bestrebungen von uns Freunden verschieden sind von denen, die in der Form des Tasso sich spiegeln. Wir suchen unsre Kraft, unseren Reichtum in der Eigenart der heimischen Gaue; ihre Farben, ihr mannigfaches Volksleben, ihre große Vergangenheit tragen wir in unsere Versuche hinüber. Wir bewundern die erhabenen Schöpfungen des Altertums, ohne sie doch zum Muster zu nehmen. Dies alles sollte uns von Tasso trennen: was ist es nun, das uns so tief ihm verbindet? — Es ist die Gemeinschaft einer Lebensanschauung, die unserer geschäftigen, von Unrast erfüllten Zeit sehr fern liegt: der Sinn für Anmut des Lebens, für edlere Bildung des Körpers und Geistes, für feinere Geselligkeit...“ (Abgedruckt in Wachlers erster Zeitschrift „Der Kynast“, I, Heft 2, 1898.)

Diese Ablehnung der Form des „Tasso“ und das Bekenntnis zu dem Lebensstil, den das Gedicht Goethes gestaltet — diese Paradoxie enthüllt uns das innerste Wesen des Briefschreibers. Es ist die Doppelung, die auch Nietzsches Wesen spaltete, die in Goethe großartig schöpferisch wird — die deutsch ist schlechthin. Daß man überdeutsch sein müsse, um recht ein Sohn des Volkes der Mitte zu sein, das hat der Zarathustra-Weise durchlebt und durchlitten. Und es ist für die Geschlechter, die nach Goethes Tod aufstiegen, recht eigentlich kennzeichnend, daß sie in ihren größten Vertretern aus dem Dämmer der Romantik aufstreben ins Licht der klaren Form, die der Süden uns lockend in seiner Kultur zeigt.

Wachler ist keine Literatennatur: er sah die Kunst stets mit dem Leben zusammen und er fand das Leben um sich nur zu ärmlich, als daß er daraus hätte ehrlich und frei schöpfen können. So ging sein Streben auf eine Lebensform aus, die zum Träger einer künstlerischen Kultur werden konnte. Das Leben der Nation umschaffen — das hieß ihm: das Volk zu sich selbst zurückführen. So schwebte er lange zwischen rückgewandter Sehnsucht und freudigem Ergreifen des Gegenwärtigen, bis er in seinem Roman Osning (Leipzig, Verlag Sarasin) und in seinen Novellen Ältestes mit Jüngstem, fernste Vergangenheit mit schöner, starker Gegenwart verschmolz zu einem Kunstgebilde, das über die rein artistische Wirkung hinausgreift ins Leben selber. Die Form ist nicht ganz rein, es schwingt Romantik und Didaktik im Unterton, aber der Roman ist mehr als ein Gebilde der Sehnsucht: er spiegelt eine Lebensform, die Anmut und feinere Geselligkeit mit ritterlicher Waffenfreude und staatsmännischem Ernste vereinigt. Aber die Doppelung ist doch geblieben in seinem Wesen. Nach dem „Osning“ entstand draußen vor dem Feinde das Drama „Die schöne Melusine“, das auf der Bühne der Romantikerstadt Heidelberg 1919 seine Uraufführung erlebte. Aus dem alten Volksbuch getreu herausgeschöpft, voll Sehnsucht, Waldgeflüster und Brunnenrauschen — ist die Dichtung dennoch klar, einfach und menschlich in der Idee: die Treue der ungleichen Gatten ist die Triebfeder des Ganzen.

So fließt Wachlers Schaffen auf der Höhe seines Lebens aus der doppelten Quelle: der Sage und dem geformten Leben, wie es uns selbst in der Zeit der Bürgerlichkeit noch entgegentrat in Fürstentum, Staat und Heer. Ehe er zu dieser Klarheit und Synthese gekommen war, hatte er einen langen aber stetigen Weg durch das lockende Land der Romantik zurückgelegt. Nachdem der erste kühne Schaffensdrang verrauscht war, der vielversprechende Kraftdramen im Geiste Grabbes zutage gefördert hatte, und der junge Dichter aus der Skepsis den Weg zum Glauben und zur Form suchte, sah er sich vereinsamt in dem chaotischen Treiben der großstädtischen Literatur. Damals in Berlin fand er — Anfang der neunziger Jahre — in Lienhards lyrisch durchströmten Arbeiten, in der echten tiefen Waldpoesie und den großangelegten dramatischen Dichtungen, die an die höchsten Schöpfungen der abendländischen Poesie anknüpften, eine Erfüllung seiner eigensten Sehnsucht. Zugleich aber kam ihm mit dem älteren Freunde die Erkenntnis, daß allein die Flucht aus der Großstadt in ländliche Verhältnisse, eine Rückkehr in die Natur, in den deutschen Wald Rettung und Heilung des Geistes- und Kunstlebens bringen könne.

Aus dieser Besinnung und Heimkehr entsprang schließlich die Idee des Theaters unter freiem Himmel, der Plan des Harzer Bergtheaters und seine Verwirklichung im Jahre 1903 bei Thale am Hexentanzplatz. Aber auch hier schon schwebte Wachler mehr vor als eine Reform der Szene — obwohl auch diese ihn und die um ihn (vor allem Jocza Savits) lebhaft beschäftigte —, auch hier war die Reform des Lebens das höchste Ziel. Die Schaubühne sollte neu geboren werden aus dem Geiste des Volkes und aus der Natur, um ein erfrischender, erneuernder Born des Lebens für die Nation zu werden. Das Landschaftstheater als Feststätte unter Anknüpfung an die mythische Überlieferung des Ortes, das war das Ziel der Bewegung. Sie fand Beifall. Die Uraufführung von Lienhards für die Harzer Bühne geschaffenem „Wieland der Schmied" trug nach denen der Wachlerschen Jahres-Festspiele „Walpurgis" und „Mittsommer" sowie des Trauerspiels mit Chören „Widukind" den Namen des Bergtheaters durch Deutschland und über die Grenzen hinaus: was z. B. die Gründung des ersten japanischen Theaters unter freiem Himmel bei Tokio nach Wachlers Ideen — gesammelt in der Schrift „Die Freilichtbühne" — beweist.

Was die Reform der Szene angeht, die hier angestrebt und verwirklicht wurde, so gibt Jocza Savits' Schrift „Das Naturtheater" reichen Aufschluß darüber. Savits sah in Wachlers Bestrebungen eine selbständige Fortführung der eigenen (auf der Shakespearebühne des Hoftheaters in München). Die von dem Münchener Oberregisseur selbst in Thale inszenierte Aufführung des „Ödipus auf Kolonos" bedeutete in dieser Richtung eine schöne Frucht des Geistesbundes zwischen Wachler und Savits. Das Problem des Chores war schon in Wachlers eigener Schöpfung, dem erwähnten Trauerspiel „Widukind", für das Spiel im Freien bedeutsam geworden. Wachler war durch die Notwendigkeit, ohne Pause fortzuspielen, zu dem Mittel der die Szenen zeitlich trennenden und zugleich verbindenden Chöre (in Musik gesetzt und gesungen) gekommen. Damit hatte er aber auch dem historischen Drama eine neue Tiefe, Vereinfachung und einen neuen dithyrambischen Atem gegeben. Vereinfachung und Stil, starker, naturhaft lebendiger Rhythmus — das war das Ziel dieser szenischen Reform, die das Drama vor den erhabensten Hintergrund stellte, den man sich denken kann.

Leider hat die Nation als Ganzes diese Bestrebungen nach anfänglicher freundlicher Aufnahme nicht in dem Maße verständnisvoll gefördert, wie sie es verdient hätten. Aber vielleicht gelangen wir doch noch einmal über das Theater im Freien zu einem wahrhaften Nationaltheater, das eine Erfüllung der Sehnsucht Herders nach einer landschaftlich gewachsenen Kultur der Deutschen bedeuten würde.

Mit der Übersiedelung nach Weimar — von wo aus das Harzer Bergtheater begründet wurde — trat aber auch die andere Seite in Wachlers Wesen stärker hervor. War schon die frühe Berührung mit Nietzsches Schriften (Ende der achtziger Jahre) entscheidend

für die Entwicklung Wachlers gewesen, so kräftigten die freundschaftlichen Beziehungen zu Nietzsches intimem Freunde, dem Musiker Peter Gast, die in Weimar nach vorheriger literarischer Berührung sich festigten, jene andere auf das Heiter-Gegenwärtige, Formvolle, Starke, „Klassische“ und Diesseitige gerichtete Seite in Wachlers Wesen erheblich. Was in den Aufsätzen seiner Zeitschriften um die Jahrhundertwende und in dem Gesprächsbüchlein „Rhein-Dämmerungen“ Ausdruck gefunden hatte, nahm immer klarere Gestalt an in der Seele des Dichters. Es tritt eine Objektivierung ein in seinem Schaffen. Das dithyrambische Element weicht mehr und mehr dem erzählenden. An den Novellen läßt sich dieser Prozeß klar verfolgen.

War nun die Zeit Wachlers trotz allen Bemühungen noch immer recht ärmlich geblieben — gemessen an den Hochzeiten der Kulturen, die einen Äschylus, Lope und Shakespeare hervorbrachten —, so brachte der von dem Dichter und seinen Gesinnungsfreunden lange klar vorausgesagte Weltkrieg nun wirklich eine Steigerung des Lebens, wie sie sich friedliche, allzu friedliche Zeiten nicht hatten träumen lassen. Wachler erlebte — eine hohe Gnade des Schicksals — als reifer Mann und Geist den unvergleichlichen Aufbruch des August 1914 mit als Jäger-Offizier; er kämpfte im Westen, machte den Vorstoß zur Aisne mit, durchstreifte kämpfend und organisierend die weiten Ebenen des Ostens von Kurland bis in den Süden der Ukraine. Den „Durchbruch von Brzeziny“ hat er in einem gleichnamigen Büchlein als Feldzugs-Erinnerungen aus Russisch-Polen geschildert. Ferner brachte er eine Gedichtsammlung unter dem Titel „Kriegsbeute“ heim. Trotz dem furchtbaren Ende hat ihm der Krieg aber den Blick für das klassische deutsche Wesen recht geöffnet, das sich im Tatleben des Kriegers, des preußischen Soldaten klar zeichnet. Und es steht zu erwarten, daß sich die künstlerische Kriegsbeute über die kleine lyrische Sammlung hinaus erweitern wird in großen epischen und dramatischen Gestaltungen dessen, das Preußen-Deutschland groß machte und — macht, auch in Schmach und Not. Es trat am herrlichsten hervor in jenem mächtigen Aufwallen zerstörend-schöpferischer Kräfte, die vier Jahre lang die Welt in Atem hielten.

Ernst Wachler vollendet am 18. Februar sein fünfzigstes Lebensjahr. Er ist in einem Menschenalter künstlerischen, geistigen und organisatorischen Wirkens zu einer der schärfstumrissenen Persönlichkeiten des deutschen Geisteslebens geworden. Möchte ihm in den kommenden Jahrzehnten des Aufbaus Vollendung und Erfüllung seines höchsten Strebens beschieden sein zu seines und des Vaterlandes Heil! Curt Hotzel

* * *

Aus Ernst Wachlers Gesprächen „Rheindämmerungen“

Zweites Gespräch

Das Gewitter. — Vom neuen Glauben

Winfrid. Senkrecht über dem Rhein! Abgrund unter uns!

Klothilde. Der Fels springt weit vor, auf dem dieser Pavillon steht.

Winfrid. Welch ein Bild!

Klothilde. Dort steigt der Drachenfels auf, wo Siegfried den Wurm erschlug, und spiegelt sich im Strom; daneben die Wolkenburg, der Ölberg, die Löwenburg und die anderen Kuppen des Gebirges. Drüben, an seinem Fuß, leuchtet Honnef mit weißen Häuschen herüber. Seht, wie der Rhein, dreigespalten, die grünen Inseln unter uns umströmt: Grafenwerth und hier, uns zu Füßen, Nonnenwerth mit dem Kloster im dunklen Gebüsch. Zur Rechten die Weinberge, durch die wir aufstiegen, und hoch über uns, durch den Wald verdeckt, der Rolandsbogen, das Wahrzeichen des Helden, von dem der Ort den Namen trägt.

Winfrid. Spinnt sich nicht altersgraue Sage um dies Gemäuer? Saß hier droben nicht jener Ritter Toggenburg, der voll Sehnsucht nach der verlorenen Braut im Kloster hinüberblickte?

Klothilde. Es ist Roland selbst, dessen Braut den Schleier nahm auf die falsche Kunde von seinem Tod. Der Held, von weiter Fahrt zurück, und unfähig, ihr Gelübde zu lösen, erbaute an diesem Eck eine Burg, deren einziger Rest der Bogen ist. Das Mädchen welkte hin vor Gram; da zog Roland mit Kaiser Karl wider die Sarazenen und suchte den Tod bei Ronceval in der Schlacht. Die Burg sank in Trümmer in stürmischer Nacht: aber mich dünkt, die Geister der Toten umschweben diese Stätte, wenn oft des Abends Gesang und Spiel schwermütig von dem Kloster am Rhein herübertönt.

Winfrid. Es ist der Zauber der Vorwelt, der solche Stätten heiligt. — Wollen wir hier bleiben? Die Luft ist schwül, es zieht ein Unwetter herauf.

Klothilde. Der Pavillon schützt uns, und diese Sitze sind bequem. Laßt es nur kommen; hab' ich mich je davor gefürchtet?

Winfrid. Ihr wart ein mutiges Kind.

Klothilde. Ist's nicht schlimm, wenn es Mädchen nicht sind? Doch wie glüht die Sonne! Es liegt wie ein Schleier vor dem Auge. Wie undeutlich die Linien der Berge!

Winfrid. Hört Ihr den fernen Donner?

Klothilde. Es wird schnell heraufkommen.

Winfrid. Schon verdunkelt sich der Himmel; schwarzes Gewölk bedeckt die Sonne. Nur weit hinten noch eine weiße Wolke und zartes Blau. Der Wind erhebt sich; stärker und stärker! Der grünliche Strom wird bewegt. Wie frisch die Luft nun! Wollt Ihr Euch nicht in Euren Umhang hüllen?

Klothilde. Ihr seid besorgt um mich!

Winfrid. Es wird sogleich nottun. Der Donner kommt näher! Wie klar die Berge werden, wie scharf ihr Umriß, wie leuchtend die Farben! Der Strom schäumt in kleinen weißen Wellen auf. Da, ein Blitz!

Klothilde. Hier brechen sich die Gewitter, an Rolands Eck. Nun seht Ihr es über dem Strom!

Winfrid. Welch ein Schauspiel! Blitz auf Blitz, und immer rascher der Donner! Rolands unzerbrechliches Schwert Durendart, vor dem die Feinde fallen, wenn sie es auch nur aufleuchten sehen, das selbst Felsen spaltet: was ist es anders als der rotzuckende Blitzstrahl? Sein Horn Olifant, das über weite Lande tönt: was ist es anders als der rollende Donner? Erkennt Ihr die Abzeichen des Gottes im roten Bart? Dem unsere Eichen, dem das Eichhörnchen, die rote Frucht der Eberesche heilig ist? Der unserem Donnerstag den Namen gab? Er selbst ist der Roland der Sage, der hier wohnt, dessen mächtiges Haupt der Wolkenschleier umhüllt, der Segner der Fluren, der Beschützer des Marktes!

Klothilde. Laßt stürmen, laßt regnen, mein Freund! Ich mag es gern, vom sichern Platz dem Wetter zuzusehn. So wild es tobt, so schnell zieht es vorbei. Seht, es wird heller; der Wind nimmt ab, und langsam verhallt schon der Donner. Der Himmel wird allmählich wieder blau. Die Vögel beginnen wieder zu zwitschern und zu singen!

Winfrid. Nun trieft Blatt und Blüte vom Guß, die Erde dampft, die würzig kühle Luft erquickt. Erneut scheint alles Leben und verjüngt. Und seht, mit mildem Glanz durchbricht die goldne Sonne das Gewölk, den funkelnden Regenbogen wölbend!

Klothilde. Wie unglücklich so viele Menschen von heut, die dies alles stumpf und gedankenlos schauen!

Winfrid. Ewige unaussprechliche Wunder der Natur! Wer, der mit offner Seele nur euch aufnimmt, glaubte nicht an die himmlischen Mächte! Ihr altert nicht, ihr Unsterblichen; und unsere Gedanken nur sind arme Bilder eures Seins. Ihr erscheint uns wieder, verjüngt und hold, strahlende Gestalten unserer Sehnsucht!

Klothilde. Gedenkt Ihr der alten Sage von der Erneuerung der Welt, die uns als Kinder so geheimnisvoll anmutete?

Winfrid. Erst wir Erwachsenen begreifen sie. Die alten Götter voll Schuld und Verbrechen sind untergegangen, die Welt in Feuer verbrannt; da finden sich auf dem Idafeld blühende heitre Lichtgestalten: Wali und Widar, Balder und Höder, friedlich vereint, und aus dem grünen Gehölz tritt ein unschuldiges kindliches Menschenpaar: eine neue Sonne leuchtet, und Iduna reicht ihnen die Äpfel der ewigen Jugend.

Klothilde. Wie wollt Ihr dies deuten?

Winfrid. Auch bei uns versinken die alten Götter; auch bei uns erkennen die bitter Streitenden, daß sie Brüder sind und das Gold im Heimatboden ruht, das sie in der Fremde suchten. Im Feuer verbrennt die morsche Welt, und eine neue, strahlende taucht aus den Tiefen.

Klothilde. Doch wieviel sehen ihren Rand, wieviel schwingen sich zu ihr empor?!

Winfrid. Wohl sind es wenige; doch die Sehnsucht nach ihr lebt in vielen Tausenden. Wann erscheint der Gewaltige, der dem Ausdruck und Gestalt gibt, was in allen edlen Herzen dunkel wogt und drängt?

Klothilde. Daß er doch käme und vereinte, was heute noch zerklüftet und getrennt ist! Daß er den Grund uns schüfe für eine neue geschlossene Bildung!

Winfrid. Wir sind Kinder des Waldes und der Heide: warum verleugnen wir es? Heilig wie dem Inder, dem Griechen ist auch uns der sprießende Baum, das quellende Wasser, der Hauch der Luft, die Glut des Feuers und die himmlischen Gestirne. Auch wir bevölkern den stillen Hügel, den Wiesenhang, den See mit Elfen und Holdchen und Nixen. Dies wuchernde Brombeergestrüpp, diese Heckenrose — leben sie nicht, atmen sie nicht gleich uns? Der Zauber der Mittsommernacht — wer fühlt ihn tiefer als wir Deutschen?

Klothilde. Wenn unser Volk so wieder dächte! So empfände!

Winfrid. Unsere Sänger, unsere Künstler empfinden so; hier trennt sie kein Bekenntnis, keine Kirche. Wir alle sind Geschöpfe der Erde: Mensch und Tier und Blume und Fels; wer wäre so beschränkt, nur dem Menschen eine Seele einzuräumen?

Klothilde. Werden Lehrer aufstehen, dies zu lehren? Priester, dies zu verkünden?

Winfrid. Wo ist hier ein Zwiespalt zwischen Wissen und Glauben? Zwischen der Anschauung des Forschers und des Künstlers? Diese Weltansicht, die natürlich ist für den Unverbildeten — hat in ihr nicht der größte Deutsche gelebt?

Klothilde. Ja, wir sind Kinder der Erde, allverwandt. Holde, gütige Mutter, wie dürften wir dich verachten?

Winfrid. Und unsere Erde ist ein Stern! Ein Stern unter Sternen! Ein Pünktchen in der Vielheit der Welten, im Glutmeer der Sonnen; ein Körnchen in der Unendlichkeit des Alls! Göttlich die Natur, wie winzige Formen sie auch annimmt, wie unermeßliche Räume sie auch erfüllt! Und wir leugneten euch, ewige Mächte, die wir euch vielmehr neu dem Volk offenbaren?

Klothilde. Die Dämmerung bricht herein. Gehn wir hinab!

Winfrid. Wer, der gleich uns denkt, möchte sich maßlos überheben oder armselig an der Welt verzweifeln? Klägliches, unwürdiges Schauspiel der Jahrhunderte, versinkst du endlich? Wieder fühlen sich Menschen als das, wozu die Natur sie bestimmt hat: als die blühenden adligen Herren der Erde!

Klothilde. Ein linder Abendwind weht zum Wald herauf. O holder Mai! O süße Lust, zu atmen und zu wirken!

Winfrid. Unsere Altvorderen hielten Andacht in heiligen Hainen. Stehn wir ihrem Empfinden so fern? Ist nicht der Wald auch für uns ein Heiligtum?

Klothilde. Wann gingen wir als Kinder das letztemal durch den dämmernden Wald?

Winfrid. Es ist lang her.

Klothilde. Denkt, es wäre wie einst; da träumten wir und freuten uns an Märchen. Aber träumen wir nicht auch heut und freu'n uns an Märchen?

* * *

Nachwort des Türmers. Man wird dem obigen Gespräch eine gewisse lyrische und stilistische Anmut nicht absprechen. Diese pantheistisch getönte Naturstimmung ist für Ernst Wachler bezeichnend; sie ziert auch seinen reizend einsetzenden Roman „Osning“, seine Gedichte „Unter der goldenen Brücke“, seine Bühnenspiele „Unter den Buchen von Saßnitz“, „Schlesische Brautfahrt“, „Mittsommer“ usw. — deren Titel schon Landschaftsstimmung atmen. So sind denn Märchen, Mythos, Sage und Geschichte nicht nur seine Stoffgebiete, sondern auch seine Kraftquellen, wie sie auch seinen wuchtigeren sprachkräftigen schlesischen Landsmann Eberhard König speisen. Aus dieser Gestimmtheit heraus ergab sich der Gegensatz zur Großstadt und die Gründung der ersten, planmäßig durchgeführten deutschen Freilichtbühne auf dem Hexentanzplatz im Harz. Was für unvergeßliche Sommerabende haben wir dort verlebt! Wachlers Gattin — Käthe Hausa — spielte mit nie versagendem Einfühlungstalent die weiblichen Hauptrollen. Doch Ungunst der Zeitverhältnisse, Gleichgültigkeit eines großen Teiles der deutschen Presse und endlich in Wachlers leichtem, lebhaftem, schwebendem Wesen eine gewisse Unseßhaftigkeit hemmten den vertiefenden Ausbau sowohl der Harzer Felsenbühne wie auch Wachlers reizvoll anregendes Gesamtwerk. Einig bin ich mit ihm, sofern wir beide eine festlich gestimmte, einheitliche deutsche Kultur ersehnen. Doch in bezug auf das Christentum weichen wir voneinander ab: mir fällt es nicht schwer, die kosmische Stimmung des Johannes-Evangeliums mit meiner deutschen Landschafts-Liebe zu verbinden. In deutschvölkischer Beziehung ist er etwa einem Adolf Bartels oder Wilhelm Schwaner, dem temperamentvollen Volkserzieher, benachbart. Jetzt lebt in der Jugendbewegung vieles, was wir zur Zeit der „Heimatkunst“ längst angeregt haben. L.



Der Geist des Zeitalters im Drama

Berliner Theaterbericht

Das klar relativistische Drama der Ibsen, Bernard Shaw, auch das weniger bestimmt ausgeprägte Gerhart Hauptmanns, die völlig anarchistische Kunst Wedekinds tragen alle Symptome dramatischer Knochenerweichung an sich. Höchst charakteristisch und kennzeichnend ist es auch, wie bei Strindberg die Vernunftideen wieder herabgesunken sind, nur noch als Spuk- und Klopfgeister fetischartig umherspuken und verzweifelte Ähnlichkeit haben mit den Gespenstern, Dämonen und Alcheringas, wie sie die Seele unserer armen Naturkinder beunruhigen.

„Der einzige Vorwurf der Dichtung ist die Erneuerung der Menschheit“, sagt Georg Kaiser. Besser hätte er wohl gesagt, daß er eine solche Erneuerung als ein höchstes Ideal für sie aufstellt. Eine derartig idealisch schauende Kunst wäre für unsere Zeit gewiß schon das Wichtigste und Notwendigste. Gerade an dieser Aufgabe, die er sich stellt, scheitert Georg Kaiser aber auch am allermeisten, und nur dieser neue Mensch erscheint bei ihm niemals, dichterisch gesehen und gestaltet, auf der Bühne, sondern bleibt eine vernünftige Idee. Er sagt uns nur fortwährend, daß ein neuer Mensch uns notwendig tut, aber der Vorhang fällt, indem er uns nur ein Programm zum besten gibt. Er denkt, aber er dichtet nicht. Auch Georg Kaiser zähle ich zu denen, welche die Vernunft zur Vordertür hinauskomplimentieren, und durch die Hintertür wieder in höchster Majestät hereinlassen, und damit die wildeste Stilverwirrung anstiften. Ob man wie ein Philosoph, ein Kant und Hegel, in abstrakten Begriffen und reinen Ideen spricht und denkt, oder wie ein Shakespeare und Goethe in sinnlich-anschaulichen konkreten Gestalten und Handlungen dichtet und gestaltet, das macht einen Unterschied

aller Unterschiede aus. Dieses Sehen in Handlungen und Gestalten verwerfen unsere Jüngsten als das Unkünstlerische, und wenn Kaiser den Satz bildet, bei ihm „donnere Geschehnis im Ausmaß einer Fingerspanne Katastrophen", so schwebt ihm dabei offenbar doch nur vor, Geschehnisse in einen abstrakten Begriff zusammenzudrängen. Solches doktrinäre theoretisierende Denken aber ist das Gift aller Gifte in der Kaiserschen Kunst. Sie kann nicht mehr sagen: „Hier sitze ich und forme Menschen nach meinem Bilde", sondern sie denkt philosophisch-vernünftig und läßt nur noch Ideen über die Bühne spuken, graue Gedankenschemen, als Menschen maskiert.

Wenn nun aber gar Georg Kaiser in seinem Tanz und Spiel „Europa" den einzigen Vorwurf der Dichtung, die Erneuerung der Menschheit, in der Umkehrung betonen will, so ist das eine bloße Paradoxie, ein satirischer Einfall, eine ironische Selbstverspottung, aus der nur kein Kunstwerk mehr entstehen kann. Er verquickt die beiden alten Geschichten der griechischen Mythologie, die Sage vom Raub der Europa durch den Stier Jupiter und die von der Drachensaat des Kadmos miteinander, — aber nur einen Mythus kann er gerade nicht mehr dichten, sondern wie ein Schulmeister steht er dozierend und erklärend neben den alten Mythen und legt ihren Sinn uns aus, legt seinen Sinn in sie hinein.

Im Reiche des Königs Agenor herrscht noch das „Goldene Zeitalter", die Zeit des ewigen Friedens, wo die Menschen noch nichts vom Kriege wissen. Eine höchst öde, langweilige, skurrile Welt, wie unsere Militaristen Moltke und Bismarck von ihr sprechen. Auch Georg Kaiser spottet über unsere Pazifisten. Kadmos und Zeus kommen und sorgen dafür, daß sich die Erde erneuert und in einen Schauplatz des ewigen Krieges umwandelt. Aber auch die Militaristen, die Kadmossöhne aus der Drachensaat, sind genau so burleske Geschöpfe wie der König Agenor seinesgleichen.

Solange die Menschen vernünftig sind, haben sie uns allerdings immer wieder diese beiden Welten, entweder die des ewigen Kampfes um das Dasein oder die des ewigen Friedens, als die beste der Welten verkündigt. Die eine Scylla, die andere Charybdis. Beide sind bloße Vernunftklitterungen, Welten in abstracto konstruiert, Gedanken- und Ideenschemen. Georg Kaiser weiß uns auch nichts darüber zu sagen, und sitzt als Narr zwischen den beiden Stühlen, läßt von einem Dichter und einem neuen Menschen nichts verspüren, und macht tanzend und spielend auch nicht den leisesten Versuch mehr, dramatisch zu formen und zu gestalten.

Ebenso wenig bequemt sich Artur Schnitzler in seinem „Reigen" (Kleines Schauspielhaus) dazu, und es genügt ihm, Gespräche aneinanderzureihen, eine Reihe von Liebespaaren am Zuschauer vorüberziehen zu lassen. Auf jedes Weibchen kommen immer wieder zwei Männchen, auf jedes Männchen zwei Weibchen. Sie flirten miteinander und legen sich zusammen. Die Schnitzlerschen Menschengeschöpfe sind tschandalische Wesen niedrigster Ordnung, die jeder Seele, jedes Gefühls ermangeln, darum völlig interesselos sind, mit denen Dichtung, Drama gar nichts anzufangen vermögen.

Das Staatstheater brachte einen neuen Namen an die Öffentlichkeit: Karl Zuckmayer. In seinem „Kreuzweg" brodelt und gärt es noch völlig chaotisch durcheinander. Eine ekstatische Lyrik rauscht am Ohr vorüber und läßt aufmerken. Ein Dichter spricht. Er will aber erst noch werden. Von Maeterlinck und Claudel kommt er her und schwelgt in Mystik und Metaphysik. Es handelt sich im Drama darum, die menschliche Seele aus der Gefangenschaft der Sinne zu befreien — nur allzu sehr strebt auch der Dichter darnach, die Sinne und Sinnlichkeiten loszuwerden, in denen nun einmal alle Kunst wurzelt, und die nur nicht, wie Vernunft und Philosophie, so verächtlich auf die Sinne herabsehen kann und darf. Bei Zuckmayer rächt es sich schon in bitterster Weise. Ein völlig hilfloser Gestalter steht vor uns, kreuz und quer, traumhaft und phantastisch fließt ihm alles mögliche durcheinander, und nur verwirrt, verständnislos blickt der Zuschauer auf diesen Kreuzweg sinn- und zwecklosen Liebens und Totschlagens.

Ein Gottmensch, Übermensch und ein Mensch, der die schlimmste aller Bestien ist, feiern in unserer zeitgenössischen Kunst schon die tollsten Nietzscheschen Orgien miteinander und quirlen bunt durcheinander. Wenn man doch nur den Gottmenschen und den Tiermenschen erschlagen wollte, damit der neue Mensch entstehen könnte, der sich damit begnügt und völlig glücklich fühlt, weiter nichts als ein Mensch zu sein! — Auch in der Tragödie von Hans J. Rehfisch, „Chauffeur Martin" (Deutsches Theater) führt diese Synthese Gott und Vieh einen Hexensabbat auf, —, aber der Autor ist ein echter und rechter Eklektiker, der nicht in sich hinein horcht, sondern nur auf das merkt, was auf ihn herumgeht, alle Moden und Stilrichtungen zusammenbringt, und vomiert, was er an Früchten von den Tischen anderer gespeist hat. Naturalismus kleidet er als Expressionismus, Sudermann, Georg Hirschfeld übersetzt er ins Georg Kaisersche und Tollersche, und alltäglichen Familienjammer will er mystisch, ekstatisch und visionär durchhauchen, aus Chauffeur Martins ifflandischer Seele einen Kampf um Gott hervorholen Das Inferiore wird sublimiert, und das Sublime so inferior wie möglich herabgedrückt.

Karl Schönherrs „Kindertragödie" (Kleines Schauspielhaus) bewegt sich in älteren Geleisen. Wenn unsere immoralistische Literatur heute in der Verherrlichung und Seligpreisung aller sexuellen Ausschweifungen, Perversitäten und Laster sich nicht genug tun kann, so begrüßt man einen Savonarola und Tolstoi als Befreier, und nickt dankbar dem zu, der uns auch einmal wieder zuruft: Du sollst nicht ehebrechen. Aber Karl Schönherr versichert uns nur, daß die Sünden der Väter und Mütter heimgesucht werden an den Kindern, doch im Grunde ist ihm das recht gleichgültig, und mit Gefühl und Empfindung, mit Zorn und Liebe ist er nicht bei der Sache, innerlich-seelisch weiß er uns nicht zu erregen und zu bewegen. Seine Sorge ist nur, dramatische Konflikte, Spannungen, Erregungen zu ersinnen, sie technisch möglichst zusammenzudrängen, einheitlich in einen Brennpunkt zusammenzufassen und theatralisch zu wirken. Alles ist bei ihm gut verstandesmäßig komponiert, kühle, logische Kopfarbeit, — aber zu wenig verspürt man bei ihm innerlich vom Leid und Jammer einer weidwund getroffenen Familienliebe, von seelischen, tiefer erschütternden Konflikten zwischen Eltern und Kindern.

Über Hans Francks „Godiva", die uns das Staatstheater bescherte, schwebt der Geist Hebbels, und Hebbelisch ist hier alles gedacht, empfunden, konstruiert und aufgebaut. Es war immerhin das beste Drama, das wir letzthin hier in Berlin gesehen haben, — schon darum, weil es nicht um jeden Preis ein völlig neues, noch nie gesehenes Drama sein will. Hans Müller aber stieg mit seiner „Flamme" (Lessingtheater) diesmal allzu tief herab in die Niederungen des allzu Herkömmlichen und wetteiferte mit Sudermann an Alltäglichkeit und Spießbürgerei.

Damit ist aber auch die Reihe neuer Werke erschöpft, über die es sich überhaupt lohnt, ein Wort zu verlieren.

Julius Hart

Schemanns „Gobineau"

Ueber allen Gassenlärm und alles Pöbelgeschrei hinweg ertönt immer vernehmlicher der Ruf des Volkes nach Helfern, Führern, Erlösern: nach Männern. Und wenn er auch in rauschenden Versammlungen nicht gehört wird oder in Parteiwut ertrinkt, so läßt sich doch die Volksseele vom wüsten Zeitgeist auf die Dauer nicht niederhalten. Kann sie beim gegenwärtigen Geschlecht die rechte Hilfe nicht finden, so richtet sie den hoffnungsvollen Blick in die Zukunft und sucht ihr Heil bei den ewig lebendigen Geistern der Vergangenheit.

Da wird zu rechter Zeit wieder der Blick auf einen Mann gelenkt, der schon vor dem Weltkriege als ein Führer zum Höchsten erkannt worden ist: auf den stolzen und eigenartigen Grafen Gobineau, dessen ganzes Leben, Forschen und Dichten der Entdeckung, Verwirklichung und Gestaltung des Edelmenschen gegolten hat. Ein Fremder, ein Franzose — unser Helfer? So werden viele erstaunt fragen und hinter dieser Empfehlung eine alte deutsche Schwäche, die Vorliebe für alles Ausländische, vermuten. Gewiß, hüten wir uns vor der verhängnisvollen Neigung zur Internationalität, jetzt mehr, als je, wo nicht allein unser Staat, sondern unser ganzes Volkstum von inneren und äußeren Feinden aufs höchste gefährdet ist! Aber wir dürfen auch den Blick für Unterschiede nicht verlieren, dürfen nicht vergessen, daß die Kehrseite jener Schwäche unsere Kraft zur Allseitigkeit ist, die tief in unserem Volkscharakter begründete Fähigkeit, je und je das Beste und Schönste aller Zonen und Zeiten dem deutschen Geiste durch innerliche Aneignung zu erobern und aus der dadurch gesteigerten eigenen Leistung die Fremde wieder segensreich zu befruchten.

Dieser Blick aber sagt uns, daß auch Gobineau, der von seinem eigenen Volke Unverstandene und Abgelehnte, zu den lebendigen Kräften gehört, die wir für unser Leben, für Deutschlands Erneuerung brauchen können. Vor allem: dieser Franzose ist uns kein Fremder mehr, er ist einer der Unseren geworden, unseren Besten vertraut und verwandt, schöpferische Wirkungen ins deutsche Leben ausstrahlend. Vor etwa drei Jahrzehnten freilich konnte man die Kenner und Verehrer des germanisch denkenden französischen Edelmannes auch bei uns noch bequem übersehen. Damals nur einigen überlebenden persönlichen Freunden und ein paar Orientalisten näher bekannt, von einer kleinen, stillen Gemeinde, den nächsten Jüngern Richard Wagners, mit empfänglicher Liebe umhegt, ist Gobineau heute ein Stück deutschen Geisteslebens, von manchen bekämpft, von Unzähligen als Vorkämpfer und Führer einer neuen Geschichtsauffassung und Weltansicht auf den Schild erhoben. Aber auch viele, die den in Gobineau verkörperten aristokratischen Rassegedanken nicht in die erste Linie stellen oder nur mit Vorbehalt anerkennen, können der Gesamterscheinung des Künstlermenschen Gobineau, seiner ritterlichen Anmut und Hoheit, seinem Heldenwillen und Seelenadel ihre Liebe nicht versagen. Daß er aber so eine Geistesmacht unter uns geworden ist, haben wir den selbstlosen und unablässigen Bemühungen eines einzigen Mannes zu verdanken, des Freiburger Forschers Ludwig Schemann, der ein schon zur Vollreife gediehenes Leben an die Eroberung dieses Mannes und seines Werkes setzte.

Nachdem Schemann als meisterhafter Übersetzer und Herausgeber der Hauptwerke Gobineaus, als Schöpfer des (uns jetzt leider verlorenen) Gobineau-Museums und -Archivs zu Straßburg, als Begründer und Leiter der Gobineau-Vereinigung, durch aufklärende und kritische Schriften Erstaunliches für seinen Helden geleistet hatte, krönte er seine Lebensarbeit durch eine seit kurzem vollendet vorliegende Gobineau-Biographie, zwei Text- und zwei Quellenbände. (Gobineau. Eine Biographie. 2 Bände. Straßburg, K. J. Trübner, 1913 und 1914. Dazu gehören zwei Bände „Quellen und Untersuchungen zum Leben Gobineaus“. 1. Band, Straßburg 1914; 2. Band, Berlin 1920.) Die Zweiteilung in eigentliche Lebensdarstellung und in ergänzende Veröffentlichung von Urkunden, Briefen, Proben aus halbverschollenen Dichtungen, Kritiken, Einzeluntersuchungen u. dgl. erklärt sich einerseits aus der Überfülle des zu bewältigenden Stoffes, dem aus Gobineaus Vielseitigkeit und gewaltiger Schöpferkraft fließenden Reichtum, andrerseits aus der eigentümlich schwierigen Aufgabe, daß ein einzelner Mann, ohne wesentliche Vorarbeiten anderer, ein so verwickeltes Leben und ein so proteusartiges Schaffen allein darzustellen unternahm.

Gobineau betätigte sich als Publizist und Geschichtschreiber, Dichter und Bildhauer, Orientalist und Religionsforscher, Anthropologe und Ethnologe, Historiker und Politiker, Diplomat und Forschungsreisender: wer einem solchen Universalismus gerecht werden, wer in einer so vielseitigen Gedankenwelt die Einheit finden und in dem Geschaffenen und Gestalteten

den Schöpfer, die alles verbindende Persönlichkeit suchen will, der muß mit dem Sinn für strengste Einzelforschung eine allseitige Erkenntniskraft verbinden, muß mit dem kritischen Wahrheitsblick des gelehrten Forschers die hingebende Liebe des künstlerischen Gestalters einen. Wie kein zweiter war Schemann zur Bewältigung der ungeheuren Aufgabe berufen. Nicht umsonst hat er über drei Jahrzehnte lang seine ganze, unermüdliche Arbeitskraft an seinen Helden hingegeben. So ward er, der Hüter des Gobineauschen Nachlasses und Bewahrer wertvoller persönlicher Beziehungen und Erinnerungen, innigst vertraut mit allen Quellen und Urkunden dieses Lebens. Mit der immer tiefer eindringenden Erkenntnis wuchs aber auch Schemanns Verantwortungsgefühl und Selbstkritik, die ihn je länger je mehr von allen Überschätzungen seines Helden frei machten. Vom rein „parteiischen Enthusiasmus“ des unbedingt bewundernden Jüngers rang er sich durch zu jener Liebe, die den verehrten Meister nur im Lichte strengster Wahrheit sehen und zeigen will. Und so darf Schemann in der Tat von sich selber sagen, daß er die Wahrheit noch mehr geliebt habe als Gobineau.

Diese unbestechliche Wahrheitsliebe bewährt sich gleich beim Eingang des monumentalen Werkes, da, wo es die Herkunft und die Ahnen Gobineaus abschließend zu bestimmen gilt. Ottar-Jarl, der Wikinger, an den Gobineau als seinen Stammvater aus tiefster Überzeugung geglaubt, hat von der Ahnentafel zu verschwinden, während auf ihr Mélac, der Pfalzverwüster, und auf außerehelichem Wege Ludwig XV. ihren Platz erhalten. Wohin gehörte nun Gobineau? Der gesicherte Teil seiner Ahnenreihe weist auf das Patriziat der stolzen Handelsstadt Bordeaux, wohin das Geschlecht aus Nordfrankreich, vielleicht sogar wirklich aus der Normandie, eingewandert sein mag. Jedenfalls zeigt der „französische Germane“ die Merkmale der nordischen Rasse in Gestalt, Gesichts- und Schädelbildung mit mittelländischem Einschlag. Doch, wie dem auch sei, aus den Ahnen allein läßt sich das Genie nicht erklären; seine Entstehung wird stets vom Geheimnis umwittert bleiben. Der Biograph kann zwar nicht umhin zu zeigen, wie Ererbtes und Erlebtes, Rasse und Milieu sich in der frühen Entwicklung wie im ganzen Leben und Wirken Gobineaus ausprägen; aber keine Zergliederung und keine Forschung vermag das Mysterium des Werdens einer genialen Persönlichkeit in feste Begriffe und Formeln zu fassen. Wir können nur feststellen: ein Nurfranzose kann niemals von einer naturtrieblichen Abneigung gegen alles Gallo-Romanische wie Gobineau beherrscht sein, vermag nie und nimmer so eindringliches Verständnis für arisch-germanische Art zu bekunden, so entschieden eine schöpferische Liebe im Dienste arisch-germanischer Heldenideale zu erweisen. Der germanische Gedanke, die Überzeugung, daß Blut ein ganz besonderer Saft ist, gehören zu den Grundanschauungen Gobineaus; die Rassenidee beherrscht in mancherlei Abwandlungen und Stärkegraden sein ganzes Schaffen von der Frühdichtung „Manfredine“ über das große Rassenwerk bis zu dem „Amadis“, dem die Adelsfrage verinnerlichenden Hohelied auf Edelmenschentum.

Gobineau war Pessimist, aber von heroischer Prägung. Dieser Pessimismus, die Lehre, daß die Edelrasse unabwendbarem, unausbleiblichem Untergang verfallen sei, hat viele abgestoßen. So wenig glücklich sein Leben war, sein Pessimismus ist doch nicht ein Ausfluß dieses Lebens gewesen: diese Weltansicht ist bei ihm ein Ergebnis philosophischer Erkenntnis, nicht persönlichen Erlebens. Das Verlangen nach Menschenliebe, nach Weltenwärme blieb diesem „Sonnenkinde“ zeitlebens eigen, er hielt sich praktisch an das große Heldenwort: „Es ist der Grundgedanke großer Seelen, nicht zu zerbrechen.“ Wie Schiller oder Carlyle, die doch auch in die Abgrundtiefen des Lebens geblickt haben, predigte und betätigte er das Evangelium der Arbeit, suchte er, seine düster-heroische Erkenntnis neutralisierend, seinem Dasein den denkbar höchsten sittlichen Wert zu verleihen. Auf dunklem Grunde erglüht sein heldenhafter Idealismus, seine Begeisterung für die höchsten dem Menschen gesteckten Ziele. Diese Lebensauffassung gewann und betätigte schon der junge Gobineau, der in Paris zu Zeiten des Julikönigtums die eigene Persönlichkeit gegen Zeit, Mode, Zunft- und Herdengeist durchzusetzen hatte. Von diesen entscheidenden Jahren entwirft uns Schemann ein breit ausgeführtes Bild. Mit Staunen sehen wir den

Jüngling in faustisch universalistischem Drange die Welt umfassen, mit stürmischem Fleiß auf den verschiedensten Gebieten schriftstellerisch und dichterisch sich betätigen: seine äußere Laufbahn führt ihn vom Dienste in einer Gasgesellschaft und als Hilfsarbeiter für Sprachen bei der Post über die Publizistik zur Politik und schließlich als Kabinettschef ins Ministerium des ihm befreundeten Tocqueville.

Im Juni 1849, unter dem obsiegenden Bonapartismus, beginnt Gobineaus diplomatische Tätigkeit, die ihn erst als Gesandten nach Bern, dann nach Hannover und Frankfurt a. M. bringt. Auf diesen Posten verstärken sich die in frühester Jugend schon gewonnenen deutschen Eindrücke Gobineaus. Am Deutschen Bundestag macht er die Bekanntschaft Bismarcks, dem er eine bedeutende Rolle in der deutschen Geschichte voraussagt; dort gewinnt er einen Lebensfreund in dem österreichischen Vertreter Prokesch-Osten, Bismarcks vielgeschmähten Gegner, dessen bedeutende Persönlichkeit bei Schemann in neuem Lichte sich darstellt. Während dieser Zeit erscheint auch das Rassenwerk des Grafen.

Ein zweimaliger Aufenthalt in Persien (1855 bis 1858 und 1861 bis 1863), dem Lieblingsland seiner Jugendträume, bringt reiche, in ihrem Werte recht ungleiche Erträge für den Religionsforscher, Ethnologen und Historiker. Auf dieselbe Zeit gehen auch die später in Stockholm entstandenen humorfeinen „Asiatischen Novellen" zurück, in denen der Dichter jene ferne Welt lebendig erstehen läßt. In Gobineaus Athener Zeit (1864 bis 1868) erblickt Schemann den Gipfel seiner diplomatischen Tätigkeit, aber auch den Beginn des Abstieges. Dort lebt der Dichter in ihm wieder auf, dort wird er zum Bildhauer, dort findet er in dem jungen Robert Bulwer Lytton, dem Sohn des Romanschriftstellers, einen gesinnungsverwandten Herzensfreund. Von Athen begleiten wir Gobineau nach Rio de Janeiro, wo ihn die Freundschaft des trefflichen Kaisers Don Pedro für mancherlei Entbehrungen nicht ganz entschädigen kann. Es kommen dann die Erschütterungen des Krieges 1870/71, die Gobineau im Schloß Trye mit seiner Gemeinde durchlebt, zugleich bemüht, seine patriotischen Pflichten zu erfüllen und darüber die Gerechtigkeit gegen den Feind nicht zu vergessen. Seine Schrift über den Krieg „Frankreichs Schicksale im Jahre 1870" (bei Reclam!) deckt schonungslos die Ursachen des sittlichen und politischen Niederganges Frankreichs auf. Durch die damaligen Erlebnisse wurde der Graf seinem Vaterlande völlig entfremdet. Der Aufenthalt in Stockholm, getrübt auch durch eine herbe Familientragödie, die schmerzliche Trennung Gobineaus von seiner Frau und den Seinen, zunehmende Krankheit und aufregende Ereignisse erschüttern das seelische Gleichgewicht des Vielgeprüften; aber der ideale Freundschaftsbund mit der Gräfin La Tour hilft ihm selbst über seine schroffe Verabschiedung durch die Pariser Regierung hinweg. Eine Fülle von Arbeiten fällt in diese Notjahre, vor allem der eigenartige, die Rassenfrage verinnerlichende Roman „Das Siebengestirn", das Meisterwerk „Renaissance", die schon erwähnten „Asiatischen Novellen", der „Amadis" und zahlreiche Bildwerke. Von der Bildhauerei hofft der an seinem Vermögen wie an seiner Gesundheit schwer geschädigte Mann nun leben zu können — eine bittere Täuschung! Der Vielgewanderte wird heimatlos. Der Rest seines Lebens, in das die Freundschaft mit Richard Wagner noch ein letztes Licht bringt, spielt sich auf italienischem Boden ab. Zu Turin in einem Gasthofzimmer überrascht den Vereinsamten am 13. Oktober 1882 der Tod. In einem zusammenfassenden Schlußkapitel gibt Schemann ein Bild der Gesamtgestalt Gobineaus, eine ebenso schöne wie wahrhaftige Würdigung seines Charakters und seiner Bedeutung für die Gegenwart und die Zukunft.

Diese Bedeutung liegt nicht allein und nicht hauptsächlich im Rassegedanken, der in mancherlei Abwandlungen bei Gobineau erscheint und auch von Schemann durchaus als Problem kritisch gewürdigt wird; sie liegt im Heroismus einer Lebensauffassung, die ein lebendiger Einspruch gegen alles Niedrige, Gemeine und Herabziehende ist. Für den Kampf gegen den alles verflachenden Zeitgeist bietet Gobineau neben und mit unseren Großen die herrlichsten Waffen. Darum wird Schemanns Lebensbild unvergänglichen Wert besitzen. Karl Berger

* * *

Nachwort des Türmers. Bei diesem Anlaß weisen wir, als Ergänzung zu Prof. Dr Bergers Besprechung, auf die „Neue Gobineau-Vereinigung“ hin, die sich nach den Erschütterungen des Krieges und nach dem Raub des Straßburger Gobineau-Zimmers an Stelle der älteren Vereinigung gebildet hat. Der leitende Ehrenvorsitzende des Ganzen ist nach wie vor der verdienstvolle Prof. L. Schemann in Freiburg, während daneben Dr Lüdtke, als Vertreter der „Vereinigung wissenschaftlicher Verleger“ (früher Firma Trübner), Justizrat Claß, Prof. Gebhard (Friedberg), General von Liebert, Prof. Tempel (Darmstadt), Freiherr von Wolzogen (Bayreuth), Dr Schmidt-Gibichenfels (Friedenau) und Freiherr von Manteuffel-Katzdangen (Berlin) den Vorstand bilden. Anmeldungen an die Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Berlin W. 10, Genthinerstr. 38.



Aus Goethes Welt

Immer wieder fesselt der „Faust“ suchende Deutsche. Ein junger Schwabe, Karl Wizenmann, hat unter neuartigem Gesichtspunkt die große Dichtung ins Auge gefaßt. Sein Titel „Fausts Heimkehr“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 1921) deutet das Ziel an. Das Werk erweitert sich zur Darstellung der ringenden, durch Labyrinthe der Nacht zu Gott heimkehrenden Seele überhaupt. Und so gibt er ihm den Untertitel „Der Weg zum Leben“, faßt also die Dichtung — wie auch ich in meiner „Einführung in Goethes Faust“ — wesentlich als Erlösungswerk. Aber Wizenmanns persönliches Eigentum ist der kühne Einfall, das Hexeneinmaleins als Schlüssel zum ganzen Werk zu packen und zu deuten. So bilden denn die Worte oder vielmehr die Zahlen dieses närrisch klingenden Reimspiels die Kapitel-Überschriften. Und es gelingt dem lebhaft plaudernden, gedankenreichen Erklärer in der Tat, uns durch diese kabbalistisch anmutende Deutungsweise in fesselnder Plauderei zu unterhalten.

Wir gehen auf Näheres absichtlich nicht ein und stellen kritische Bedenken zurück. Suche sich jeder Faust-Leser selber seine Stellung!

Der Herausgeber des „Kunstwarts“, Ferdinand Avenarius, von Goethes zweitem Teil unbefriedigt, hat nun seinerseits Fausts Ende dramatisiert (München, Callwey, 1919). In seiner Zeitschrift (1. April 1919), legt er, Vischers Auffassung teilend, seine Gründe dar. Ihm hat unter andren Otto Trojan in besondrer kleiner Schrift („Ferdinand Avenarius und Goethes Faust“, Leipzig 1920, Alberti) geantwortet. Grundsätzlich ist nichts dagegen einzuwenden, wenn sich jemand vom Geist getrieben fühlt, einen „Faust“ zu dichten. Vor einigen Jahren noch hat Ewald Ludwig Engelhardt unter diesem Titel einen „Deutschen Mythos“ veröffentlicht (Artern in Thüringen). Doch Fausts Erlösung ist eine Frage allerersten Ranges. Hierbei klären sich die Geister: hier steht der Rationalismus ewig dem kosmischen Idealismus gegenüber Wir werden wohl einmal Gelegenheit haben, diese Grund- und Kern-Frage auch im „Türmer“ zu beleuchten.

Eine Spruchsammlung aus Goethes Werken, unter dem Titel „Die Weisheit Goethes“ (Leipzig, Hesse & Becker), legt uns Eduard Engel, dem wir ja auch ein Lebensbild des Dichters verdanken, als bequemes Nachschlagebuch auf den Tisch. Es ist nach Stichworten geordnet und für weiteste Kreise bestimmt, die sich aus dieser unerschöpflichen Schatzkammer versorgen wollen.

Ein überaus gehaltvolles Werk über „Goethe in seinem Verhältnis zur Religion“ (Jena 1921, Diederichs) schenkt uns Karl Justus Obenauer. Es hat im Unterton eine

leise Verwandtschaft mit Wizenmann, ist aber ganz und gar der Sache hingegeben und strotzt von Belegstellen, die Goethe selbst sprechen lassen (genaue Quellenangabe wäre doch wohl wünschenswert). Auch ist Obenauer geschulter als jener schwäbische Deuter des Hexeneinmaleins, in dem noch Zukunft gärt. Man spürt auch hie und da — Obenauer ist mir persönlich unbekannt — neutheosophische Anklänge, aber nur von fern, nur im Hintergrunde. Mit wundervollem Takt zeichnet der Betrachter Goethes Vielseitigkeit und macht es sich nicht bequem, etwa veraltete, unzureichende Schlagworte wie Goethes „Pantheismus" oder „Spinozismus" nachzureden. Erst recht rückt er den Meister aus der Nähe des populären Darwinismus. „Während der populäre Darwinismus das Geistige, das Konstante, das Primäre übersieht oder doch zum Sekundären macht, erklärt Goethe die organische Verwandtschaft der Tiere aus der Idee, aus dem schöpferischen Geist, also von oben. Nirgends wird seine geistige Naturforschung so klar wie hier; er steigt nicht zur einfachen materiellen Urform, zur Zelle, hinab, aus der sich alles entwickeln soll: dies Einfachste und Letzte ist die überzeitliche geistige Urform, der Typus, die Idee"... Und so kommt Goethe auch über den bloßen Kreislauf hinaus: „Der reine Kreislauf, die ewig wiederholte Bewegung der Natur in derselben Linie, beherrscht nach Goethe das All nur so lange, als die Gesetze der Materie vorherrschend sind, Überall, wo die geistigen Kräfte überwiegen, da wird der Kreis durchbrochen oder so abgebogen, daß er zur Spirale wird, die sich nicht mehr in demselben Lauf zwecklos erschöpft, sondern in übereinanderliegenden Ringen aufwärts steigt, nach einem Punkt, der im Unendlichen liegt... Das Werk des Geistes ist Steigerung"...

„Fausts Heimkehr" nennt Wizenmann sein Buch; und Obenauer schreibt: „Durch Konzentration ist der Dualismus von Geist und Materie in die Welt gekommen; nur durch die entgegengesetzte Tendenz, durch Rückkehr der in sich gefesteten Wesen zu Gott, durch Expansion wird der Dualismus überwunden."

Hier setzt der Verfasser den Kenner in Erstaunen, indem er unmerklich Goethes Gedanken weiterdenkt; z. B. in der Art, wie er Luzifer und Christus in seinen Bau einfügt. „Verselbstung" (durch Luzifers und Prometheus' Ich-Betonung) „und Entselbstigung" (durch die selbstlose Liebeshingabe der Christuskraft) „ist das Leben der Welt": so prägt er einmal diese Polarität. In diesem Zusammenhange lehnt er dann auch Goethes angebliches „Heidentum" ab; ebenso jenen Liberalismus, „der in dem Christus Jesus nur den größten Menschen sieht"...

Neben Büchern dieser Art — Wizenmann und Obenauer — ist ein „Kurzgefaßter Führer durch Goethes Faustdichtung" von Lorenz Straub in seiner strengen Sachlichkeit geradezu ein Ausruhen (Stuttgart 1921, Strecker & Schröder). Wer noch nicht zu den größeren Werken von Traumann, Witkowski usw. greifen will, der mache den Versuch mit solchem Leitfaden.

Auch auf das neue Werk einer unphilosophischen Tatsachen-Natur sei hingewiesen: auf des fleißigen Wilhelm Bode „Schicksale der Friederike Brion" (Berlin 1920, Mittler & Sohn). Der volkstümlich schreibende Forscher hat mit der ihm eigenen Übersichtlichkeit diese Schicksale „vor und nach dem Tode" der viel zu viel besprochenen stillen Elsässerin zusammengestellt und ist mit Recht überzeugt „von der tadellosen lebenslänglichen Ehrbarkeit unserer Friederike". Unter der Literatur über Sesenheim hätte er vielleicht ein schönes, wenig bekanntes Wander- und Plauderbuch des Pfälzers August Becker erwähnen können. Es sind dort reizvolle Kapitel über den nördlichen Wasgenwald, den Kampf am Wasgenstein und auch über „Goethes Wanderpfade" im Elsaß nebst ausführlichen Betrachtungen über „Sesenheim". Beckers Wanderungen fanden in den sechziger Jahren statt; das Buch wurde 1903 zu Kaiserslautern unter dem Titel „Wasgaubilder" (Thiemesche Druckerei) neu aufgelegt. — Bode faßt übrigens seine Studien über Goethe in demselben Verlag zu einem mehrbändigen Lebensbild des Dichters zusammen.



Die Kinder Hülsenbeck — Ph. O. Runge



Aus dem „Morgen" — Ph. O. Runge

Ein andrer Forscher auf diesem Gebiete, Heinz Amelung, sammelte die „Novellen" des Meisters in einem hübschen und stattlichen Bande von 470 Seiten (Essen, Verlag Girardet). Auf diese Weise lernen die meisten deutschen Leser den Erzähler Goethe erst recht eigentlich kennen: denn wer wagt sich in das Gebiet der Lehr- und Wanderjahre, um sich bloß zu unterhalten und nicht vielmehr, um jene schwerbefrachteten Werke zu studieren? Und hier eben sind jene Novellen zerstreut; und mit der Nichtbeachtung der großen Prosaschöpfungen geht dem deutschen Volke auch dieser Schatz anmutiger und kunstvoller Erzählungen verloren. Auch die Bruchstücke sind mit aufgenommen. So mag wohl das Ganze wie ein „neues Buch Goethes" wirken, ohne wissenschaftliches Beiwerk.

Neben der sachlichen Art des Weimarer Goethe-Forschers Bode geht Klara Hofer in ihrem Buch „Goethes Ehe" (Stuttgart 1920, Cotta) schärfer und herber ins Zeug. Da lesen wir gleich zu Beginn, daß Goethes Olympiertum nur Maske war: „dahinter sitzt das große Grauen". Und dann kommen als Auftakt ein paar Seiten grau in grau. „Christiane stirbt einen jammervollen Tod. August, Trauzeuge bei seiner Eltern Hochzeit, macht als Heidelberger Student Schulden, vom Vater her die Leidenschaft für die Weiber, von der Mutter her die für den Wein in den Adern ... Mit Ottilien kommt der Untergang ins Goethehaus ... Das Ende ist hoffnungslose Zersplitterung". Schon ist man versucht, das Buch aus der Hand zu legen. Dann aber sammelt sich die Betrachtung immer mehr auf des Dichters Ehe: die zwei Gestalten Frau von Stein und Christiane Vulpius treten in den Mittelgrund. Jene durchaus lichtvoll, Goethe in der Spannung edler Geistigkeit zu erhalten bemüht; diese jedoch sinnlich, naiv-eigensüchtig, niederziehend. Das Buch fesselt, auch wenn man gegen diese Schwarz-Weiß-Malerei Bedenken hegt.

Indem ich diese Betrachtungen abschließe, kommen mir von dem französisch-nationalen Fanatiker und Heißsporn Maurice Barrès Äußerungen zu Gesicht, die er an der Universität Straßburg verlautbaren ließ. Wie hat uns dieser schlaue, zähe Intrigant schon seit Jahrzehnten unser Elsaß planmäßig vergiftet! Da half und hilft keine Aufzählung von Gegen-Tatsachen: hier handhabt Machtwille alle Mittel, auch Verzerrung und Fälschung, um das „französische Genie" und das „Recht auf den Rhein" schmackhaft zu machen. Und so arbeitet Barrès nun auch im geraubten deutschen Elsaß, unbedenklich, unbelehrbar, fanatisch besessen vom allfranzösischen Machtwahn. Wenn Ähnliches — nur Ähnliches, denn dieser Propaganda sind wir nicht gewachsen — in Deutschland versucht wurde, so wurde dieser Versuch von vornherein von dem linksstehenden Deutschen selbst als „alldeutsch" niedergetobt. So hatte das Deutschtum im Elsaß keine nationale Stoßkraft; die Franzosen arbeiteten besser.

Nun redet also dort, an der jüngst noch so glänzenden deutschen Universität, siegreich jener Erzfeind deutscher Kultur. Am 20. November hat er im ehemaligen Kaiserpalast, jetzt Palais du Rhin, einer Promotion beigewohnt, in der ein junger Franzose seine Thesen über Goethes Einfluß in England verteidigte, und bei dieser Gelegenheit hat er in der Universität die Büste Goethes entdeckt, der nach seiner Ansicht „am besten die Wirkung darstellt, die die französische Zivilisation auf die an den großen Strom grenzenden Länder zu üben sich schmeicheln darf" (!). Das Alldeutschtum, sagt Herr Barrès, habe das Werk Goethes planmäßig entstellt, die besten deutschen Werte der Klassiker seien vom Teutonismus (!) verschandelt worden. Der französische Geist sei berufen, diese Entstellungen aufzudecken und die Wahrheit (!) wiederherzustellen. „Der Rheinländer Goethe hat sein Leben verbracht in Heimweh (!) nach einem bessern Frankreich; hier bei uns hat er den ersten Zutritt zu den Dingen gesucht, wie wir sie auffassen, und in der Folge lernte er noch mehr, sie auszulesen und zu schätzen. Ich halte ihn für den Vorläufer und zugleich den ewigen Vertreter der Deutschlande — unsern Sonderbündlern vorgreifend, behandelt uns Herr Barrès stets als Vielzahl — bei Frankreich, und ich glaube, mit ihm könnten wir den ewigen Streit der beiden Zivilisationen besänftigen und ausgleichen. Wann wird die Zeit kommen, wo seine Abkömmlinge, sorgfältig

ausgesucht, zu der Ehre zugelassen werden, sich ihres Boschismus in der Berührung mit unsrer Zivilisation zu entäußern?" Er habe schon 1914, sagt Barrès, diese Frage beantwortet. Zunächst, so habe er damals ausgeführt, müßten die verschiedenen deutschen Nationen für alle Zeit politisch und militärisch außerstande gesetzt werden, Frankreich zu schaden; dann müßten sie die in Frankreich zerstörten Häuser wieder aufbauen und den französischen Toten prunkvolle Grabmäler errichten. „Und wenn sie dann von unsrer geistigen und moralischen Überlegenheit nützlichen Gebrauch machen und sich unsrer Erziehung unterwerfen wollen, werden wir sie sicherlich ermächtigen, Nutzen zu ziehen aus unsrer alten Kultur, die es schon Goethe erlaubte, sich glänzend zu entwickeln. Wir werden ihr grobes Leben durch den Einfluß unseres geistigen Lebens erheben. Die hervorragendsten Deutschen der verschiedenen freien Städte und der deutschen Staaten mögen, falls sie sich willig und fähig zeigen, in der Gesellschaft unsrer Söhne zu lernen, wie ehemals in Straßburg zu den Vorlesungen unsrer französischen Lehrer zugelassen werden und ihre Sitten abschleifen. Aber eilen wir den Ereignissen nicht voraus; zunächst muß die deutsche Rasse durch die Zeit der Buße hindurch."

So spricht Maurice Barrès, Mitglied der französischen Akademie.

Man weiß nicht, was an diesen Ausführungen abstoßender und krankhafter ist: die persönliche Dummheit dieses Mannes, der nichts von Goethes schroffer Abwendung von Frankreich gerade in Straßburg zu wissen scheint, oder sein nationalistischer Hochmut?

Hier ist selbst dem reinsten Willen jede Aussprache, geschweige denn Verständigung unmöglich. Naturen dieser Art wollen keine Wahrheit, sondern Macht. Ich habe, selber Ur-Elsässer, über „Goethes Elsaß" auf der letzten Tagung der Goethe-Gesellschaft im Mai 1920 den Festvortrag gehalten, der nun im neuesten Jahrbuch der Gesellschaft erschienen ist. Es wäre ebenso aussichtslos wie würdelos, wollte man Herrn Barrès durch Zusendung einer solchen Arbeit zu erschüttern versuchen. Dieses angeblich so gebildete Frankreich, das uns deutschgestimmte Alt-Elsässer ausjagt, das bereits über hunderttausend Menschen von dort in einzigartiger Brutalität über den Rhein verbannt hat, beschuldigt uns Deutsche des „Boschismus" und rühmt sich überlegener Kultur, der wir sogar — unsren Goethe verdanken!

Hier ist die Grenze des Irrsinns überschritten. L.

Philipp Otto Runge

Sanftwelliges Gelände, das sich dem Lenz entgegenbreitet. Aus den feuchtglänzenden Schollen hebt sich ein Duft der Verheißung. Die Wiese ziert sich mit hellem Grün im wachsenden Morgenlichte. Ein Regenbogen spannt sich gläubig und verklärt über den glitzernden Himmel. Und die nahrhafte Luft ist schwer von Zukunft und Erwartung ... So sehe ich dich, Philipp Otto Runge, du Frühvollendeter, du jäh gebrochene Hoffnung! Und wie solltе ich dich auch anders denken — dich, der du selbst ein Frühling warst und deine keusche, reine Seele der unverbrauchten, wartenden Landschaft schenktest? ...

Wenn man Runge als den Begründer der deutschen Landschaftsmalerei gepriesen hat, so darf man dennoch niemals übersehen, daß die ersten Ausblicke auf diese neuerweckte Kunstart in Tiecks „Sternbald", einem heute noch immer vernachlässigten Buche voll Fernsicht und Morgenröte, gegeben sind. Runge hat den Roman gelesen, ihm seine freudige Zustimmung geschenkt. Was aber bei Tieck nur als Erwartung, als Wunsch gemeint war, das wollte er — ein schaffender Künstler — der Wirklichkeit, der Erfüllung entgegenführen. Er zuerst versuchte es, Klarheit und Entschiedenheit zu gewinnen, und eben darum ragt seine Gestalt ehr-

furchtgebietend in die Gegenwart hinein, weisend und mahnend. Dieser stille, besinnliche Pommer erlangte eine Wichtigkeit, deren er selbst sich gewiß am wenigsten bewußt war. Er liebte es, sich auszusprechen, seine Gedanken brieflich darzulegen, denn er fühlte, daß Ungekanntes zum Licht verlangte und daß man zunächst Übersicht und Bestimmtheit erreichen müsse. Man würde ohne Kenntnis der kostbaren Briefe Runges Bedeutung sicherlich minder hoch einschätzen, denn auch ihm begegnete, wie so manchen Romantikern, das schlimme Schicksal, daß seine inbrünstige Sehnsucht über seine Kraft hinauswies, daß er unvermögend war, die drängende Fülle der Ideen zu bannen und zu bestehen. Er selbst freilich suchte sich über diese schmerzhafte Erkenntnis, die in den Stunden der Entmutigung aufdämmerte, hinwegzutrösten („Freien ist gut, Nichtfreien ist besser. Wer also das Bessere in dem einsieht, daß er nicht freie, der soll es bleiben lassen, und so gibt es auch in der Kunst so etwas, das besser ist als Kunstwerke machen"), wir Nachkommenden aber müssen minder befangen prüfen; uns liegt es ob, ohne Nebenabsichten und Seitenblicke nur das Wesentliche, Beharrende aufzunehmen. Und wenn wir auch das Gewollte nicht vernachlässigen dürfen, so muß doch das Erreichte vor allem Geltung haben. —

* * *

Die Landschaftsmalerei, auf welche Runge entscheidend hingewiesen, war damals eine Kunst, die scheinbar jeder sicheren Überlieferung ermangelte. Goethe und sein Freund Meyer, welche durchaus dem griechischen Ideal anhänglich waren, hatten den Satz zur Regel erhoben: „Der Mensch ist der höchste, ja der eigentliche Gegenstand der Kunst". Man muß den Brief, den Runge gelegentlich der Weimarer Kunstausstellung schrieb, mit Bedacht und aufmerkendem Lauschen zu durchdringen suchen: es ist, als sähe man die groß verwunderten Augen des Malers, die Überraschung darüber, daß ein so einseitig befangenes Ziel wie das von Goethe geforderte überhaupt möglich, geschweige denn berechtigt sei. Und mit unzweideutiger Sicherheit zeigt Runge den Weg, auf dem allein noch eine Hoffnung auf Erneuerung und Fortsetzung gegeben ist. „Es drängt sich alles zur Landschaft, sucht etwas Bestimmtes in dieser Unbestimmtheit und weiß nicht, wie es anfangen? Sie greifen falsch wieder zur Historie und verwirren sich. Ist denn in dieser neuen Kunst — der Landschafterei, wenn man so will — nicht auch ein höchster Punkt zu erreichen? der vielleicht noch schöner wird wie die vorigen? Ich will mein Leben in einer Reihe Kunstwerke darstellen; wenn die Sonne sinkt und wenn der Mond die Wolken vergoldet, will ich die fliehenden Geister festhalten; wir erleben die schöne Zeit dieser Kunst wohl nicht mehr, aber wir wollen unser Leben daran setzen, sie wirklich und in Wahrheit hervorzurufen; kein gemeiner Gedanke soll in unsere Seele kommen; wer das Schöne und das Gute mit inniger Liebe in sich festhält, der erlangt immer doch einen schönen Punkt. Kinder müssen wir werden, wenn wir das Beste erreichen wollen."

Man betrachte die Kartons von Carstens und Genelli; es herrschte beinahe Furcht vor allem, was die sicheren, eindeutigen Umrisse zu zerstreuen oder zu verdämmern imstande wäre. Ganz anders Runge, der Verfasser der „Farbenkugel", der einem Goethe bei seinen optischen Studien wertvolle Hilfe darbringen konnte. „Die Farbe ist die letzte Kunst und die uns nur immer mystisch ist und bleiben muß, die wir auf eine wunderlich ahnende Weise wieder nur in den Blumen verstehen." War die Historienmalerei lediglich zu blasser Objektivität ausgeartet, zu flacher literarischer Genauigkeit, so verlangte Runge jetzt vielmehr die Erweckung des lebendigen Geistes, die Beseelung. „Alle Tiere und Blumen, die sind nur halb da, sobald der Mensch nicht das Beste dabei tut; so dringt der Mensch seine eigenen Gefühle den Gegenständen um sich her auf, und dadurch erlangt alles Bedeutung und Sprache."

Es ist später von C. G. Carus in den „Briefen über Landschaftsmalerei" dieses Ziel weiter verfolgt und durch Goethes Theorien gehoben und gestützt worden. Auch Carus verlangt „die Darstellung einer gewissen Stimmung des Gemütslebens durch die Nachbildung einer entsprechenden Stimmung des Naturlebens". Damit sind unbedingte Möglichkeiten

geboten. Gerade das, was man damals mit dem heute so abgenutzten Begriffe „Stimmung“ bezeichnete, hat Fragen und Rätsel übrig, an denen der Menschengeist selbstschöpferisch vollenden kann, welche einem jeden Beschauer unbegrenzte persönliche Bezeigungen offen läßt. Staffage wird nicht unerbittlich verworfen, wohl aber meint Carus: „Immer wird die Landschaft das belebte Geschöpf bestimmen, es wird aus ihr selbst notwendig hervorgehen und zu ihr gehören müssen, solange die Landschaft Landschaft bleiben will und soll.“ Die Gemälde seines Freundes David Caspar Friedrich, dieses abseitigen, gedämpften Künstlers, dessen hoher Wert seit der deutschen Jahrhundert-Ausstellung 1900 erst völlig erkannt und gewürdigt wurde, hat in den reifsten seiner wundersamen Bilder das verwirklicht, was Runge und Carus verlangten. Und wenn Carus die Landschaftsmalerei lieber durch das umfassendere Wort „Erdlebenbildkunst“ bezeichnet sehen wollte, so begreift man beim Anblick der Friedrichschen Gemälde, daß hier in der Tat etwas nicht nur dem Namen nach Neues und Förderliches geschaffen wurde. Freilich fehlt die Staffage, die leidige Illustration auch hier nicht gänzlich (Mädchen am Strande, Sonnenaufgang, Zwei Männer in Betrachtung des Mondes); aber Friedrich selbst hat gelegentlich mit gutmütigem Spotte dieses Verfahren verworfen und lediglich als Wegweiser für die unkundige Menge ausgegeben. Bis in die Gegenwart freilich, bis zu Böcklin (Schweigen im Walde) und Klinger (An die Schönheit) hat dieses sentimentale Versehen sich fortgeerbt und manche der reinsten Wirkungen derb und aufdringlich zerstören helfen.

* * *

Es erscheint ohne Zweifel wunderbar, daß wir gerade von Runge, der als erster die Bedeutung der Landschaft so klar empfand und verkündigte, kein Landschaftsbild im engeren Sinne besitzen. Aber indem er die Beseelung des scheinbar Unbeteiligten, Außermenschlichen verlangte und ersehnte, löste er das Bestimmte der Gegenstände durch Symbolik zur Arabeske auf. Er, der die Blumen über alles liebte, konnte sie nur mit Genien und Engeln bevölkert denken (freilich brauchte auch das Ungekannte, bisher Unverständliche seiner Ansicht nach der leisen Vermittlung); und so schuf er denn seine berühmten „Tageszeiten“, in denen auch das Unbestimmteste, das Unbewußte sich zum belebenden Rhythmus auflöste. Die Landschaft sah er nicht mehr im Ganzen, als Ungeteiltes, er zerlegte sie allgemach in Blumen und Blüten, indem er einem jeden Einzelwesen besonders Aufmerksamkeit und Teilnahme darbrachte. Und so stiegen denn aus der purpurnen Dämmerung, aus Ahnung und innigster Hingabe, jene seltsamen Traumblüten empor, die kein anderer wie Görres so wundervoll zu erklären versucht hat — soweit Träume überhaupt in Worte sich fangen lassen. Er auch ist es, der für diese neue Weise ein neues Wort gefunden hat. „Sollen wir sie Arabeske heißen? Wir würden ihm unrecht tun, indem wir, was tiefer Ernst und Sinn gebildet, vergleichen wollten mit dem, was bloß aus spielendem Scherz einer heitern Phantasie hervorgegangen. Die Arabeske ist die Waldblume in dem Zauberlande, die höhere Kunst aber windet Kränze aus den Blumen und kränzt damit die Götterbilder. Nennen wir sie lieber daher Hieroglyphik der Kunst, plastische Symbolik.“ Der klare, ruhige Goethe, der gleichwohl diese Blätter gestochen sehen wollte, „zu großem Genuß für die Gegenwart und als ein würdiges Denkmal des deutschen Zeitsinnes für die Nachwelt“, konnte sich in dieser flüsternden Märchenwelt nur mühsam heimisch finden. Er sagte zu S. Boisserée, indem er sie als „zum Rasendwerden, schön und toll zugleich“ bezeichnete, die zweifelnden Erläuterungen: „Das will alles umfassen und verliert sich darüber immer ins Elementarische, doch noch mit unendlichen Schönheiten im einzelnen. Da sehen Sie nur, was für Teufelszeug, und hier wieder, was da der Kerl für Anmut und Herrlichkeit hervorgebracht, aber der arme Teufel hat's auch nicht ausgehalten, er ist schon hin; es ist nicht anders möglich; wer so auf der Klippe steht, muß sterben oder verrückt werden, da ist keine Gnade.“ Wir heutigen Betrachter vermögen uns mit dieser Betonung des Pathologischen nicht mehr einverstanden zu erklären; hatte doch Goethe für alles Romantische nur



die ablehnende Bezeichnung des Krankhaften! So herb verneinend widerrief er seine eigene wundervolle deutsche Jugend.

Und dennoch schuf Runge mindestens zwei Bilder, auf denen unmittelbar Landschaft gegeben ist, die uns Kunde von dem aussagen, was er gewollt und erstrebt hat. Man betrachte den blühenden Garten auf dem Bilde der Hülsenbeckschen Kinder. Da ist freie Sonne, saftiges Wachsen und Gedeihen. Nicht nur Staffage, sondern liebevoller Selbstzweck. Und dann aus der zweiten Bearbeitung des „Morgens" das nackte Kind, das im Kohlfelde liegt und sich dem ausbreitenden Lichte entgegenstreckt: — da empfindet man wirklich etwas von der Kühle und Frische, von der Unverbrauchtheit der Frühe. Man fühlt den Morgentau an den Halmen und Blättern, den weichenden Duft aus den schauernden Bäumen des Hintergrundes. Auch wenn man nicht die Frauengestalt aus dem zerfließenden Nebel emporsteigen sähe, so begriffe man doch, daß hier das Wunder des immer neuen Lichtes gemeint ist, das Erwachen, das befreiende Schweben. Das ist ja die Gnade aller Kunst, daß sie uns löst von Zufall und Umgebung und uns dem Wesen nahefährt. Niemals ist sie am Ende, immer Beginn und Zukunft... Als Runge hier zur Farbe griff, da wußte er, daß nur durch sie alle Möglichkeiten angedeutet und erschöpft werden könnten, wahrhaft lebendiges Sein und Werden, Bewegung und Fülle des Lichtes. Dieses wunderbare Bild ist unmittelbarste Gegenwart, ist Erleben, ist erster Tag...

* * *

Was Runge erstrebt hat, war letzten Endes eine Darstellung der Idee. Als er sein Bild „Die Quelle" plante, meinte er, „das Bild soll eine Quelle werden im weitesten Sinne des Wortes: auch die Quelle aller Bilder, die ich je machen werde, die Quelle der neuen Kunst, die ich meine, auch eine Quelle an und für sich." Aber geheime Sorge beschleicht ihn dennoch bei seinem übermäßigen Vorhaben, diesem Gemälde auch noch alle ihm bekannten Blumen einzufügen, und er bekennt mit rührend freimütiger Verzagtheit: „Die Sache würde für jetzt fast weit mehr zur Arabeske und Hieroglyphe führen, allein aus diesem müßte doch die Landschaft hervorgehen, wie die historische Komposition doch auch daraus gekommen ist. So ist es auch nicht anders möglich, als daß diese Kunst aus der tiefsten Mystik der Religion verstanden werden müßte, denn daher muß sie kommen, und das muß der feste Grund davon sein, sonst fällt sie zusammen wie das Haus auf dem Sande." Sicherlich fand er sich darum so häufig ratlos und ohne Gewißheit, weil er durch die Macht des Gedankens, durch die Verführung zum Abstrakten sozusagen ins Luftleere gehoben wurde. Um so eifriger nahm er dann die Feder zur Hand, um gleichsam ausweichend in Worten zu künden, wozu ihm die malerischen Kräfte mangelten.

Vielleicht beruht die Wertschätzung Runges, die er in der Gegenwart wieder genießen darf, sogar auf einem alteingesessenen Mißverständnis. Das „Publikum" — und in Deutschland gehört ihm die Mehrheit zu — möchte in der Kunst vor allem Zweck und Erklärung sehen; die „Technik", die gute, tüchtige Malweise als solche, wird nur allzu willig beiseite gelassen und vernachlässigt über einer staunenden Ehrfurcht vor allem, was Gedanke, Tiefsinn heißt. Darum gibt es so manche, denen der literarische Schumann wichtiger erscheint als der „naive" Schubert, welche einen Beethoven nur als den Grübler, den „ringenden Titanen" gelten lassen. So erwuchs die Vorliebe für die Historie (Makart, Piloty, Kaulbach), welche die kostbaren Keime, die sich in der Landschaftsmalerei unbeschützt auftaten, allzu rasch mit ihrem verfänglichen Schlingkraute überwucherte. Daher Runges Abneigung gegen Goethes Vorschläge, deren treubereite Nachfolge damals zur Vernachlässigung der Farbe führte und lediglich in der peinlich genauen Linie Erfüllung und Ziel erblickte. Während man früher eine Susanna im Bade, die heiligen drei Könige, die Kreuzigung immer von neuem darstellte, indem man den Vorwurf bei der Menge als so allgemein bekannt und vertraut voraussetzen konnte, daß sie darüber die eindeutige, sichere Malerei nicht außer acht lassen und übersehen würde, war man späterhin bemüht, allerlei persönlich bedingte Rätsel und Begriffe darzustellen, deren

Lösung den Beschauer über die Mängel des Technischen, des handwerklichen Könnens allzu leicht hinwegzutäuschen vermochte. Die Malerei blieb nicht mehr Zweck, sie wurde Mittel. Und so mußte notwendigerweise die geschmähte Atelierkunst ihre blassen, duftlosen Blüten im Glashause zu flüchtigem Leben aufschließen. Der Deutsche, vorwiegend Ideenmensch, mußte sich aus dem sinnenfreudigen Frankreich neue Nahrung holen, ehe er imstande war, zwei auseinanderfallende Teile glücklich wieder zu vereinen und das in sich selbst beruhende Wunder der Farbe wieder völlig zu erkennen und aufzunehmen.

Vielleicht hat Runge darum so eifrige Zustimmung gefunden, weil er der Ideenkunst geneigt war; aber man darf niemals vergessen, daß er bei aller Abstraktion, die sich in den vier Blättern der „Tageszeiten" kundgibt, dennoch insofern aller Veräußerlichung auswich, als er sich eben der Arabeske bediente, welche allein schon durch die Schwungkraft und innere Schönheit der Linien — auch ohne Kenntnis des Vorwurfes — zum lauteren, absichtslosen Genusse hinleiten mußte. Und wenn man seine kräftigen, lebenstrotzenden Kinderbildnisse betrachtet, die patriarchalische, ehrfürchtige Darstellung seiner Eltern, so versteht man, daß es verfehlt ist, diesen Maler lediglich als blutarmen, überstiegenen Alchimisten zu bewerten.

* * *

Wenn man das ruhige, schmale, verträumte Antlitz Runges betrachtet, das uns so gefaßt, vertrauend und gläubig entgegenblickt, so wird man verstehen, was Steffen sagt: „Es gibt wenige Menschen, die sich so ganz als Fremdlinge auf der Erde darstellen wie er. Alle seine Gedanken, dichterische wie künstlerische, bewegten sich in einer höhern geistigen Welt, in welcher er lebte, aus welcher jede Äußerung entsprang ... Wenn Runge unter seinen Freunden saß, erschien er im wahrsten Sinne kindlich. Die geringsten, gewöhnlichsten Ereignisse erhielten einen dichterischen Anstrich, und das Unbedeutendste erschien ihm märchenhaft ... So sehr auch Novalis durch Bildung und Ansichten des Lebens von Runge verschieden war, so wurde ich doch immer an jenen erinnert. Novalis lebte in einer reichen Mythenwelt, wie sie sich geschichtlich gestaltet hatte, er lebte forschend, grübelnd, bildend in ihr, und sprach aus ihr heraus. Hier aber glaubte ich das Mythen erzeugende Organ inmitten einer kalt reflektierten Zeit unmittelbar wahrzunehmen." Dieser Sinnige, Andächtige hat über Fragen der Religion nicht minder ernst und vertrauend nachgedacht wie über die Probleme der Farbe. Ihm bedeutete das Schaffen in Wahrheit Gottesdienst; ohne die helfende Gnade erschien er sich nutzlos und ohne Gewähr. „Wer mit dem rechten Glauben arbeitet, der kommt nie zu Ende; in unserer eigenen Seele, da ist die unergründliche Tiefe, womit wir nie zu Ende kommen." Und: „Was du in deiner ewigen Seele empfunden, das ist auch ewig, was du aus ihr geschöpft, das ist unvergänglich; hier muß die Kunst entspringen, wenn sie ewig sein soll."

So stark war in diesem zarten, gebrechlichen Körper die Macht der Seele; so innig rang er nach Losgebundenheit. Und darum fand er seine Erfüllung in der leichten, schwebenden Arabeske, die wurzellos in den wiegenden Lüften treibt, die sich hinnehmen läßt von jedem Hauche, der aus der Ewigkeit herniederweht ...

Dankbar dachten seiner die Überlebenden. Goethe widmete ihm anerkennende Worte: „Es ist ein Individuum, wie sie selten geboren werden. Sein vorzügliches Talent, sein wahres, treues Wesen als Künstler und Mensch erweckte schon längst Neigung und Anhänglichkeit bei mir." Arnim und Brentano, die er durch seine köstlichen plattdeutschen Märchen „Von dem Machandelboom" und „Von dem Fischer und syner Fru" entzückt hatte, haben ihm preisende Verse nachgerufen; Görres schrieb einen ergriffenen Aufsatz, und Steffens gedachte in seinen Lebenserinnerungen des Freundes voll Wärme und Güte.

Ernst Ludwig Schellenberg



Volkstanz

Als die freideutschen Jugendverbände im Jahre 1913 die hundertste Wiederkehr des Befreiungsjahres durch eine Wanderung und ein Fest auf dem Hohen Meißner bei Kassel feierten, gehörten zu den Hauptpunkten der Tagesordnung nicht nur die Ansprachen eines Traub, Avenarius und Wyneken, nicht nur die Abgabe feierlicher Erklärungen über die idealen Ziele einer auf alkohol- und nikotinfreie Lebensführung gerichteten Jugend, die am Busen der Natur neu erstarken wollte: sondern man gab sich auch mit einer Leidenschaft, die fast einem religiösen Bekenntnis gleichkam, dem Singen alter deutscher Volkslieder und der Aufführung deutscher Volkstänze hin. Gerade die letztgenannte Erscheinung bedeutet diesen unseren Zukunftsträgern weit mehr als nur einen äußeren Schmuck gleich den bunten Bändern ihrer Wandervogelklampfen — sie fassen den Tanz auf als eine Losung zu neuem künstlerischen, körperlichen und geistigen Erziehungsziel.

Verfolgt man die Geschichte des Tanzes in seine Anfänge zurück, so ist er bei allen Völkern der Erde zunächst eine ekstatisch-religiöse Angelegenheit gewesen: fetischistische Abbildungen des Lebens der Götter und Geister sollten zu zauberischen oder gottesdienstlichen Zwecken geboten werden, und die geniale Naivetät der Naturvölker konnte derartiges nicht ohne stärkste Stilisierung hervorbringen. Eine leidenschaftliche innere Bewegung, die weder im Darstellen lebender Bilder noch im Absingen frommer Weisen ihr Genügen fand, riß den ganzen Körper zu mimisch-plastischen und vor allem zu rhythmischen Bewegungen hin — noch die Veitstänze und Tanzseuchen des Mittelalters zeigen, wie nahe diese Dinge den mystischen Abgründen, den religiösen Jenseitigkeiten des Seelenlebens stehen.

Von hier aus hat auch das Drama seinen heiligen Ursprung genommen. Der gleiche Weg von den dionysischen Gebirgsklüften zur flachen Ebene, ja stellenweis sogar zum fieberdunstigen Sumpfland, den im Verlauf der abendländischen Kulturgeschichte die Schauspielkunst hat erleben müssen, ist auch der Tanzkunst nicht erspart geblieben. Sie mußte es sich gefallen lassen, zum Volksvergnügen zu verflachen, und wenn sie auch hier vielfach noch im Dienst poetisch verklärten Liebesspiels geblieben ist, so hat sie doch auch die Kupplerrolle niedriger Erotik bis zur Neige ausgekostet! Die schlüpfrigen Balletts der großstädtischen Ausstattungsstücke, die Schiebe- und Wackeltänze einer geschmacklich verrohten und verdorbenen Halbwelt lassen wahrlich nichts mehr von den sakralen Quellen jener uralten Kunst erraten.

Es bedeutete eine wichtige Renaissanceerscheinung, als um die Wende zum 20. Jahrhundert eine Isadora Duncan die bisher unter rein virtuosen Gesichtspunkten betriebene Solotanzkunst einer Otéro, einer Cléo de Mérode in den Dienst höherer künstlerischer Aufgaben stellte. Von hier aus hat sich unter Mitwirkung der Maler und Kunstgewerbler eine bedeutsame Aufwärtsbewegung entfaltet; und es bleibt nur zu bedauern, daß unsere schaffenden Musiker sich nicht ebenfalls entschlossen in den Dienst der modernen Terpsichore gestellt haben, so daß man noch täglich das sehr anfechtbare Vergnügen erleben kann, mangels anderer Literatur Meisterwerke von Gluck, Mozart, Beethoven, Schumann „vertanzt“ zu sehen, obwohl den betreffenden Stücken jede Tanzverwendung ursprünglich weltenfern gelegen hat. Manchmal handelt es sich dann (sogar bei recht berühmten Tänzerinnen) um eine derartige Verkennung und Verzeichnung des musikalischen Inhalts, daß man lebhaft bedauern muß, solchen Mißbrauch nicht mittels des geistigen Urheberrechts verhüten zu können. Aber auch in ihrem guten Teil bleibt diese Kunst „l'art pour l'art“, eine Gaumenreizung für wohlhabende Feinschmecker, eine Unterhaltung für überkultivierte Kunstliebhaber, ja für raffinierte Snobs.

Diejenigen Kreise dagegen, denen die geschilderte Augenweide-Tanzkunst ebenso wie das etwas spießige Lämmerhüpfen auf den Hausbällen des Kleinbürgerstandes nicht genügte, haben mit schönheitsdurstigem und liebevollem Herzen Ausschau gehalten nach den verborgen rinnenden Quellen des immer noch lebendigen Volkstums, und konnten gewissermaßen reiche

Ströme bald in Staubecken auffangen. Der gleiche, von echtem Kunstsinn geleitete Sammeleifer, der die immer seltener werdenden Schätze des Volkslieds und der Märchenwelt, der alten Bauernsitten und der Volkskunst nicht dem Verderben und Vergessen mochte anheimfallen lassen, hat auch die Tänze der alten Zeit und der abgelegensten Gegenden des Vaterlandes neu zu Ehren gebracht. Wissenschaftliche und populäre Sammlungen sind veröffentlicht worden (unter letzteren nenne ich etwa die zwei Hefte Sing- und Instrumentaltänze von Gertrud Meyer im Teubnerschen Verlag), und die volkskundlichen Zeitschriften bringen noch immer neues Tanzgut der Vergangenheit ans Licht. Hoffentlich wird bald einmal ein vollwertiges und umfangreiches Gegenstück dieser Art zum Zupfgeigenhansel, dem Liederbuch der Wandervögel, geschaffen werden.

Es ist eine ganz neue, hohe und zukunftskräftige Kultur, die sich mit den Volkstänzen unserer sich aus der lichtlosen Enge der Mietskasernen hinaussehnenden Großstadtjugend anspinnt; es sollte die Ehrenpflicht jedes deutschen Elternpaares sein, unter den Buben und Mädchen das Interesse an diesen Bestrebungen zu wecken und ständig zu begünstigen. Nicht in überfüllten, schlechtgelüfteten Räumen ahmen hier Pennäler und Backfische das öde Flirtspiel der Erwachsenen nach, nicht wird hier eine verphilisterte Salonkultur mit ihrem Talmiglanz und ihrer gesellschaftlichen Unaufrichtigkeit weitergereicht — sondern in Gottes freier Natur finden sich die Besten beiderlei Geschlechts in frischer Jugendlust harmlos und arglos zusammen. Ihnen bedeutet Tanzen nicht Kokettieren und Girren, Affen und Geilen, sondern eine künstlerische Betätigung, die Auge, Ohr und Herz weitet, die zu einer tief beglückenden Herrschaft über den eigenen Körper führt, welche die Lungen mit frischer Luft und die Seelen mit Sonne füllt. Man hört nicht das blöde Stümpern auf verstimmtem Klavier, dessen monotoner Stampfrhythmus nichts mehr mit musikalisch belebtem Wesen zu tun hat; sondern die Tanzenden selber singen sich schlicht ein- oder zweistimmig ihre Lieder, die einen unerschöpflichen Reichtum reizender Einfälle bekunden, oder eine Flöte, eine Geige dudelt, und eine Laute zirpt traulich dazu die Harmonie.

Bei solchen Unternehmungen mitgemacht zu haben, gehört zu den schönsten Erinnerungen meiner Jugendzeit. Den verschiedensten Ständen gehörten wir an — Gymnasiasten, Studenten, junge Kaufleute, Beamtinnen, Seminaristinnen, ein Geiger und eine kleine Malerin — gemeinsam war uns nur der Licht- und Lufthunger der Großstadtkinder, der Schönheitsdrang und der Kameradschaftssinn, die Wanderlust und — daß wir alle kein Geld hatten. Das ist nämlich auch eine sehr wesentliche Seite der Angelegenheit: Hausbälle kosten so mancherlei an Bewirtung, an schönen Kleidern, und es ist ein Zeichen, daß da etwas von vornherein falsch war, wenn in den letzten Jahren vor dem Krieg das gegenseitige Übertrumpfen und Übersteigern der Ballmütter deutlich sichtbar wurde. Wir brauchten nur ein paar Stücke Brot und ein paar Äpfel, feste Stiefel und einen Lodenrock, die Mädchen besaßen bunte Bauernröcke — und dann hinaus im Sommer wie im Winter bis zur ersten freien Waldecke oder unter die Linde zum Tanz! Das ist die in diesen schweren Zeiten von Natur gebotene Jugendgeselligkeit, wo keiner sich gegen den andern zu „revanchieren“ braucht oder angeblich „nichts anzuziehen“ hat.

Wenn sich die Volkstänze, die Volkslieder, die Volksmärchen wieder zum selbstverständlichen Gesamteigentum der Proletarier- wie der Bürgerjugend, zum gemeinsamen Boden für Stadt und Land entwickelt haben werden, erst dann wird man wieder von einer geistigen Einheit innerhalb des deutschen Volkes sprechen dürfen, die uns z. B. in der Reformationszeit so groß gemacht hat und heute von allen Einsichtigen so heiß vom Himmel herabgefleht wird. Von selbst kommt sie nicht, man muß sie schaffen, und jeder kann an seinem Teil dazu mithelfen.

Dr. Hans Joachim Moser

Türmers Tagebuch

Bethmann Hollweg · Preußentum und Deutschtum Übereifrige Monarchisten · Um die Einheit des Reiches

Bethmann Hollweg — seit seinem unrühmlichen Abgang von der weltpolitischen Bühne ein Schatten nur, jetzt nur ein Name. Ein Name, den auszusprechen unseren Lippen Bitternis bereitet, weil er unlöslich mit dem tragischen Geschick des Reiches verknüpft ist, weil sich in ihm zugleich Glanz und Elend des deutschen Volkes widerspiegelt. Wir sind, nachdem sich der leidenschaftliche Sturm gegenseitiger Anklagen und Bezichtigungen ausgetobt hat, der fruchtlosen Schulderörterungen überdrüssig geworden, und so hat Bethmanns grüblerischer Rechtfertigungsversuch, den er in seinen „Betrachtungen zum Weltkriege" niederlegte, verhältnismäßig geringe Beachtung gefunden. Von sozialistischer und demokratischer Seite wird neuerdings zu seinen Gunsten geltend gemacht, daß er eigentlich stets das „Rechte" (im Sinne dieser Leute) gewollt, aber nicht die Kraft besessen habe, es durchzusetzen. Er sei gegen den Einmarsch in Belgien, gegen den U-Bootkrieg, gegen eine restlose Ausnützung der militärischen Kraftquellen gewesen, aber er habe sich immer wieder, wenn auch unter geheimem Widerstreben, bestimmen lassen, das dem eigenen Urteil und Empfinden Gegenteilige mit seiner Verantwortlichkeit zu decken. In diesem lauen Lob ist, wie dessen Präger nicht zu merken scheinen, so ungefähr der schwerste Vorwurf enthalten, der gegen einen Staatsmann überhaupt erhoben werden kann. Es galt noch immer als die Sünde gegen den Geist, so einer bewußt wider seine bessere Überzeugung handelte. Bethmann selbst hat erklärt, er sei aus vaterländischem Pflichtgefühl auf seinem Posten geblieben, weil ein anderer an seiner Stelle auch nicht mehr hätte tun können. Aus diesen Worten klingt ein schauerlicher Fatalismus, der für den ganzen Mann bezeichnend ist. Freilich, auch mit einem anderen an der Spitze hätte es schief gehen können, aber mit ihm, da gibt es doch wohl keinen Zweifel mehr, *mußte* es schief gehen. Und sollte es nicht eine Stimme in seinem Innern gegeben haben, die da warnend an sein Gewissen pochte und die er zur Ruhe wies — wirklich nur aus dem höchsten ethischen Beweggrund, der Vaterlandsliebe, heraus? Es hieße Schönpflästerchen aufkleben, wollte man um des frischen Grabhügels willen verschweigen, daß streberhafter Ehrgeiz,

verbunden mit kleinlichster Unduldsamkeit, ein hervorstechender Grundzug seines Wesens gewesen ist...

Bethmanns Sünde wider den Geist hat sich bitter gerächt, an ihm und an uns, weil er, statt im Gefühl seiner Unzulänglichkeit als gerader Mann beizeiten abzutreten, vor allem Volke eine Sache führte, an deren Gelingen er im tiefsten Innern quälende Zweifel hegte. Er trug öffentlich die Maske der Zuversichtlichkeit zur Schau, während dahinter ein stumpfes Angstgesicht der Verzagtheit lauerte. Dazu kam, daß er im Grunde eine Schlemihl-Natur war, einer, dem alles mißlang, der sich an allen Kanten stieß, über jeden Faden stolperte, und vor dem das Zufallsglück, wenn er einmal mit tapsiger Hand danach haschte, wie ein gaukelnder Schmetterling auf und davon flog. Darin mag etwas Tragisches liegen, aber nicht genug, um ihn zum gescheiterten Helden zu stempeln, wie zeitgenössische Sentimentalität das wohl möchte. Man muß die psychologische Wirkung seiner Persönlichkeit auf das Volk während des gigantischsten aller nationalen Daseinskämpfe berücksichtigen, um zu ermessen, welches Unheil von diesem Manne ausging. Von ihm her, aus seinen Reden und seinen Amtsgebarungen ergossen sich wahre Depressionswellen bis in die entferntesten Winkel des Vaterlandes. Er hatte, ganz in der Vorstellung der gottgewollten Abhängigkeiten befangen, keinen Glauben an den Stern der Zukunft, und so kam es, daß um ihn herum sich eine Atmosphäre dämmernder Entschlußlosigkeit zusammenballte, aus deren Nebeln dann das blutleere Mißgebilde der Julireſolution unseligen Angedenkens hervorging. Wie ein grauer Schatten der Trostlosigkeit hat Bethmann all die Jahre über uns gestanden, und noch heute, wenn wir uns in die düstere Katastrophenstimmung jener Tage zurückversetzen, legt es sich wie ein atembeklemmender Druck auf unsere Lungen.

Aber wir wollen gerecht sein: Dem Sündenberg seiner Kanzlerschaft stehen Meriten gegenüber. Eigenschaften haben den Mann geziert, die wir ehedem als selbstverständliche Beigaben hoher Amtsträger hinzunehmen pflegten, die wir aber inzwischen weit höher einzuschätzen gelernt haben. Bethmann ist nicht nur ein pflichttreuer, sondern ein hervorragend tüchtiger Verwaltungsbeamter gewesen, und er hat an der Stelle, die seinem Format angepaßt war, nämlich als Ressortminister, Bedeutendes geleistet. Fern sei es auch von uns, die menschlich-sympathischen Züge leugnen zu wollen, die Näherstehende ihm nachzurühmen wissen. Als Vereinsamter hat er sein Leben, das mit einem ungewöhnlich glänzenden Aufstieg begann, um mit einem ebenso ungewöhnlich jähen Absturz zu endigen, in Hohenfinows lauschiger Entlegenheit beschlossen. Vielleicht von Selbstvorwürfen und Anklagen der Vergangenheit gequält, mag er den Tod als einen nicht unwillkommenen Gast begrüßt haben. — —

Und noch eins verdient gerechterweise gesagt zu werden: Bethmann Hollweg war durch und durch ein deutscher Typ. Ein Typ, wie man ihm, aufs Durchschnittsmäßige zurückgeschraubt, tagtäglich im deutschen Bürgertum dem er ja entstammt, begegnen kann. Durch diese Feststellung wird ein erheblicher Teil seiner moralischen Schuld auf den Rücken der Allgemeinheit übernommen. Der politische Fatalismus, der sich in Bethmanns Erscheinung ausdrückt, ist die ver-

hängnisvolle Grundstimmung des bürgerlichen Empfindungsbezirks. Von ihr aus leitet sich jene tiefeingewurzelte Verdrossenheit am staatlichen Miterleben her, die sich in einem friedseligen Erdulden des wüstesten Terrors äußert und vielfach bis zu einer nun beinahe schon krankhaften Scheu vor der Wahlurne ausartet.

* * *

Ohne Zweifel: Seit dem Zusammenbruch ist das innerliche Interesse am Staatsgedanken, wie im allgemeinen so auch ganz besonders im Bürgertum, merklich gestiegen und aus der Not der Stunde heraus hat sich die Sehnsucht nach der blauen Blume einer neuen Reichseinheit ans Licht gerungen. Ja, eine frischere Zugluft streicht durch die dumpfigen Stuben bürgerlicher Geruhsamkeit, nachdem der Feind dem Hause Türen und Fenster eingeschlagen hat und die Mitbewohner nach Belieben an dem baufälligen Gemäuer herumpfuschen ...

Der fünfzigjährige Gedenktag der Reichsgründung hat schmerzliche historische Erinnerungen ausgelöst, doch aber auch das Stärkebewußtsein im stolzen Rückblick auf Geleistetes wachgerüttelt. Wie schon mehrmals im Verlauf unserer Geschichte stehen wir wieder vor dem Kernpunkt aller innerpolitischen Erwägungen, der sich in den beiden Worten Preußentum und Deutschtum ausdrückt. Die schicksalsschwere Frage, wie der Ausgleich zwischen Preußen und dem Reiche auf harmonische Weise zu lösen sei, wird mit der am 14. August 1921 ablaufenden zweijährigen Sperrfrist akut, die bis zur Neugliederung des Reiches vorgesehen worden war. Damit setzen für uns die selben Sorgen ein, von denen die Gemüter unserer Altvordern aufs heftigste bewegt wurden. 1848 schrieb der Bonner Strafrechtslehrer Friedrich Andreas Perthes in sein Tagebuch: „Es gibt kein Haus, keine Familie in Deutschland, welche nicht ihrer äußeren Lage und ihrem inneren Leben nach eine andere geworden wäre ... Was ist unserem Vaterlande weggenommen, dessen Fehlen dasselbe so schnell aus dem einen Zustand in den anderen versetzen konnte? — Daß ein Großes weggenommen ist, dessen Fehlen schnell ersetzt werden muß, das zeigt sich in der geschäftigen Bewegung, die überall sich regt, um ein Neues, freilich noch von niemand Gekanntes zu machen. Von allen Seiten laufen alle herbei, die sich bisher im Kampfe oder im Gegensatz mit der Regierung befanden und halten sich schon dieses Kampfes wegen für befähigt und berufen zum Neubau Deutschlands. Die Verschiedenheit der Kampfesgründe erscheint jetzt als gleichgültig ... Sie alle wollen das unbekannte Ding finden, durch welches eine Größe Deutschlands, wie sie bisher niemals war, aufgerichtet werden soll. Was ist das verlorengegangene Große, für das nun ein anderes gesucht werden soll? Deutschland hat Preußen verloren, weil Preußen das Königtum verloren hat ...“

Damals wie heute! Wieder „laufen sie von allen Seiten herbei, um das unbekannte Ding“ zu finden. Die blindwütigen Eiferer auf der äußersten Linken können es gar nicht eilig genug mit der Zertrümmerung Preußens haben. Auf der Netzhaut ihres haßgetrübten Auges ist nur all das Karikaturenhafte, das Verzopfte und, geben wir's ruhig zu, ins Einseitige Verzerrte des Preußentums haften geblieben, nichts aber von der auch heute noch vorhandenen einzigartigen, fride-

rizianischen Tüchtigkeit des preußischen Wesens. Ein förmlicher Sadismus, noch am zerstückelten Körper die Rachegelüste zu kühlen. Auf der andern Seite regen sich Gruppen und Grüppchen, um durch eine phantastische Propaganda nach Art etwa der mittelalterlichen Barbarossa-Schwärmerei harmlosen Tagträumern die Sinne zu benebeln. Noch immer gibt es einfältige Leute (meist gute Seelen), die durchaus nicht begreifen können, daß zunächst doch einmal dem monarchischen Gedanken wieder der Boden geebnet werden muß, ehe es sich überhaupt lohnt, die dynastische Frage aufzuwerfen. Mit einem Worte: Wichtiger als etwa die Hohenzollern ist Deutschland. Der merkwürdige, sogar bei ganz gebildeten Leuten anzutreffende Kinderglaube, alles würde mit einem Schlage gut, schön und in Ordnung sein, wenn nur ein Kaiser über Deutschland ausgerufen wäre, ist der monarchischen Idee geradezu schädlich. „Wir müssen uns", schreibt Ewald Beckmann in den Deutschen Aufgaben, „als Menschen staatspolitischen Denkens immer wieder klar machen, daß zwar nicht die monarchistische Staatsform, aber ein Monarch uns zu der wirtschaftlichen, sozialen, politischen und völkischen Entwicklung geführt hat, an der wir zusammengebrochen sind. Soll uns ein Monarch, ein Kaiser aus dem geschaffenen Chaos wieder herausführen, so müßte es ein Kraftmensch, ein ganz Großer sein, der sich nicht von Parteien und Parlamenten berufen und einsetzen läßt, sondern kraft seiner Persönlichkeit einfach da ist. Einen solchen Kaiser hat auch die Deutschnationale Volkspartei im Augenblick nicht zur Verfügung. Es ist gut, den monarchischen Gedanken ohne Bezugnahme auf einen lebenden Monarchen im Volke zu pflegen, aber für den an den Quellen schürfenden Politiker bedeutet in unserer Lage der stete Ruf nach der Monarchie das Eingeständnis eigener staatspolitischer Unfähigkeit, die durch die Wiederaufrichtung der Monarchie verdeckt werden soll. Was wir brauchen, ist große positive staatspolitische Aufbauarbeit. Und erst wenn sie, sei es im Wege langsamer staatsbürgerlicher Erziehung, sei es durch den starken Willen eines Einzelnen, geleistet ist, kann und darf die Monarchie zur Hüterin und zur Fortentwicklung des Geschaffenen eingesetzt und der Monarch berufen werden. Eine jetzt schon zum Zwecke der Aufbauarbeit und Gesundung eingerichtete Monarchie würde von vornherein durch alle Fehler unserer heutigen so gedankenarmen und tatscheuenden politischen Stümper dem Volke gegenüber kompromittiert werden, womit dem monarchischen Gedanken der denkbar schlechteste Dienst erwiesen wäre. Eine heute aufgerichtete Monarchie würde sich doch in Ermangelung des großen überragenden Monarchen bei der deutschen staatspolitischen Aufbauarbeit auf diejenigen Politiker stützen müssen, deren ganze staatspolitische Fähigkeit sich in dem Rufe nach ebenderselben Monarchie erschöpft. Gerade im Interesse des großen monarchischen Gedankens darf es nicht heißen: Erst die Monarchie und dann Deutschlands Gesundung, sondern: erst Deutschlands Gesundung, und sei es mit eiserner diktatorischer Gewalt, und dann die Monarchie als Hüterin."

Es ist ja nun menschlich recht schön gedacht, wenn eine Vereinigung wie der „Bund der Aufrechten" das Gedenken an das ehemalige deutsche Kaiserhaus, an Doorn und Wieringen, im Volke wach zu halten versucht. Aber, um nicht am Ende eine gegenteilige Wirkung zu erzielen, sollte man sorgfältig alles vermeiden,

was an den byzantinischen Lebensstil der Vorkriegszeit erinnern könnte. Den wieder aus dem Moder der Vergangenheit ans Licht zu zerren, wäre wahrlich des Schweißes der Edlen nicht wert, und es stände übel um den monarchischen Gedanken, wenn dessen Anhängern nichts weiter als eine Kopie des alten Regimes vor Augen schwebte.

* * *

Unsere modernen Staatskünstler, die heute so vielerlei an der Reichsschöpfung Bismarcks herumzumäkeln haben, übersehen geflissentlich, daß Bismarck mit dem Gebilde, wie er es 1871 genial zusammenschweißte, durchaus kein Definitivum, keine starre, unwandelbare Schöpfung geben wollte, sondern daß er als selbstverständlich annahm, es würden später deutsche Staatsmänner die von ihm geschaffene Form verbessern, vervollkommnen, den lebendigen Geist der Staatsgesinnung in sie hineingießen. Alle Vorwürfe, die man heut leichtfertig gegen Bismarck erhebt, fallen füglich auf die Epigonen zurück, die auf der vor 50 Jahren geschaffenen Grundlage nicht weiterzubauen verstanden haben. Der Gedanke des deutschen Einheitsstaates, dem heute zweifellos die Mehrheit des Reichstages zuneigt und der übrigens Bismarck, wie er durch die Einverleibung Kurhessens und Hannovers bewies, keineswegs fremd war, bedeutet eine grundsätzliche Abkehr von den Lösungen, die Bismarck 1866 durch den Ausschluß Österreichs und 1870 durch den Zusammenschluß der deutschen Mittel- und Kleinstaaten unter Preußens Führung zuwege gebracht hat. Im Gegensatz dazu wollen die Anhänger des Einheitsstaates, wie der Zentrumsabgeordnete Universitätsprofessor Lauscher das auf dem rheinischen Zentrumsparteitag ausführte, anknüpfen „an die Planformen der großen deutschen Vergangenheit, wo die Gliederung des Reiches bestimmt war durch die Verschiedenheit der Stämme, wo alles, was deutsch war, im Rahmen des engeren Stammesverbandes sein Eigenleben führte und dann darüber hinaus im Rahmen des die Stämme zur Einheit zusammenschließenden Reichs den Segen der Zugehörigkeit zu einem die ganze Nation umspannenden Großstaat genießen durfte. Das Verhängnis dieses aus der germanischen Sonderart heraus entstandenen und ihr durchaus angepaßten Gebildes war die Schwäche der Zentralgewalt gewesen, die es den Teilen und ihren Beherrschern erlaubt hatte, sich zu einer Selbständigkeit emporzuringen, die schließlich zum Zerfall des Reiches führen mußte. Allein dieser Konstruktionsfehler ließ sich verhüten, wenn man im neuen Reich die Zentralgewalt genügend verstärkte, um sie gegen ausschweifende Machtgelüste der Reichsglieder gesichert erscheinen zu lassen. Gelang dies, und gab man dann dem deutschen Volke seine natürliche Gliederung zurück an Stelle der künstlichen, die ihm die dynastische Politik im Laufe des letzten halben Jahrtausends, namentlich aber des letzten Jahrhunderts aufgenötigt hatte, dann durfte man hoffen, zu einem deutschen Reichshause zu kommen, das an Wohnlichkeit und Zweckmäßigkeit das einst von Bismarck geschaffene und nun in Trümmer geschlagene Reichsgebäude übertraf, das auch das österreichische Brudervolk wieder aufnehmen konnte. Also eine Neugliederung Deutschlands auf der Grundlage der Stammesart, der wirtschaftlichen und kulturellen Zusammengehörigkeit, ein Deutsches Reich, zusammengehalten nicht durch die erdrückende Übermacht eines Hegemoniestaates, sondern durch

eine starke Zentralgewalt und das Gleichgewicht der deutschen Stämme, die gleichwertig und gleichberechtigt, in ihrem Zusammenschluß eine organische Einheit statt der mechanischen des Bismarckschen Reiches bilden sollten."

Auf den ersten Blick wirkt diese Darlegung bestrickend. Aber wenn man genauer zusieht, so wird man finden, daß die ungeheure Schwierigkeit des Problems sehr vielen auch politisch gut beschlagenen Leuten noch nicht genügend klar zur Erkenntnis gekommen ist. Beachtung verdient, was ein „preußischer Junker" hierzu in den „Grenzboten" des näheren auseinandersetzt:

„Der Weg zum Einheitsstaate führt nur über Opfer an liebgewordenen Überlieferungen und wird insbesondere die Kreise der Rechtsparteien vor schwere Entschlüsse stellen. Hier stehen die Sympathie für den monarchischen Gedanken und die Anhänglichkeit an die Bismarcksche Reichsschöpfung der unbewußten Erkenntnis gegenüber, daß eine völlige Rückkehr zu den staatspolitischen Zuständen, wie wir sie vor der Revolution gehabt haben, nicht möglich ist. Soweit die Anhänger der Rechtsparteien das Alte wieder aufbauen wollen, kommt in Betracht, daß die Grundlage des Reiches von 1870 bis 1918 nicht so sehr der preußische Staat als die preußische Monarchie war, sofern es überhaupt einen Sinn hat, zurückblickend zwischen beiden zu unterscheiden. Selbst wenn es gelänge, die angeführten Loslösungsbestrebungen preußischer Provinzen hintanzuhalten — der geographische Bestand des Staates wäre nicht der politische Machtfaktor der Monarchie von ehedem. Es ist schwer abzusehen, wie diese bald wiederhergestellt werden könnte, wo die Kräfte, welche die Staatsumwälzung im Reiche herbeigeführt haben, in ihrer Gegensätzlichkeit zum Alten zurzeit noch so stark sind, wie gerade in Preußen. Nach Lage der Sache aber können die Anhänger Preußens bei den bevorstehenden Wahlen nicht mehr erreichen, als sie bei den Wahlen zum Reichstag erreicht haben. Und daß auch dies keine entscheidende Wendung zur Wiederherstellung der früheren Macht Preußens bedeutet, dürfte wohl auf der Hand liegen. Soweit aber der Wunsch nach dem Einheitsstaat bei den Anhängern der Rechtsparteien vorhanden ist, sind sie sich in vielen Köpfen nicht klar darüber, daß der Weg hierzu schwerlich geebnet wird, wenn in einzelnen anderen Ländern Deutschlands Teilmonarchien entstehen. Hier kommen zuvörderst Bayern und Hannover in Frage. Die staatliche Entwicklung in Bayern drängt unaufhaltsam zur Wiedereinführung der Monarchie, und kaum minder stark ist das in Hannover der Fall. Werden aber im Süden und Westen Deutschlands Teilmonarchien neu errichtet, so bedeutet das, da der Norden zweifellos noch nicht für die Wiedererrichtung der Monarchie reif ist, außer unausbleiblichen innerpolitischen Erschütterungen innerhalb des Gesamtkörpers des Reiches schwerwiegende dynastische Verwicklungen. Man wende nicht ein, das sei heute nicht mehr möglich. Die deutschen Erbfehler können auch hierfür wiederum einen dankbaren Boden abgeben."

Der Föderalismus wurde, und auch darauf muß nachdrücklichst hingewiesen werden, von Bismarck erst dann gut geheißen und angenommen, als Preußen stark genug war, ihn zu ertragen. Das verkennen unsere heutigen Föderalisten. Zum großen Teil aber fordern sie unter der Flagge des Föderalismus durchaus

Verständliches und Berechtigtes, etwas, das auch im Rahmen des Einheitsstaates möglich wäre und dem in der Bismarckschen Reichsgründung im weitesten Maße Rechnung getragen worden ist: Die Berücksichtigung der deutschen Stammeseigentümlichkeiten bei der politischen Gestaltung der einzelnen Reichsteile, ganz besonders auf kulturellem Gebiete, was gleichbedeutend mit einem verständnisvollen Eingehen auf die Erbfehler und Schwächen der deutschen Natur ist. Sie sprechen vom Föderalismus und meinen die Dezentralisation, meinen sie ehrlich in einem verständigen Grimm über den unsinnigen Zentralismus, den der Sozialismus und die Revolution uns in überreichem Maße beschert haben. Alle die Kreise, die die Staatsumwälzung billigen, sind ja unitarisch; gleichzeitig aber tun sie mit ihrem Zentralismus das Menschenmögliche, um den Einheitsstaat praktisch nicht lebensfähig zu gestalten.

* * *

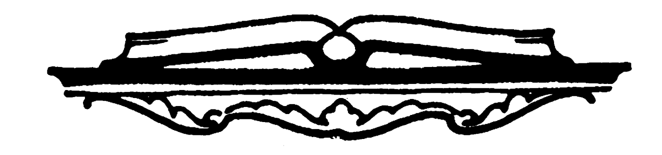
Frhr. v. Liebig hat gelegentlich einmal das sehr weise Wort geprägt, daß der Bayer erst wieder Bayer, der Sachse erst wieder Sachse werden müsse, ehe man daran denken könnte, ihn zum bewußten Deutschen zu erziehen. Der Gedanke der Reichseinheit wird in diesem Sinne also eher gefördert als geschädigt, wenn die deutschen Volksstämme sich im Kraftgefühl ihrer berechtigten Eigenart gegen die Schablonisierung des politischen Lebens zur Wehr setzen. Nur ist eine scharfe Grenze zu ziehen zwischen diesen durchaus gutzuheißenden Bestrebungen und jenen rein partikularistischen Strömungen, in denen die verwerfliche Tendenz obwaltet, um kleiner Augenblicksvorteile willen womöglich noch mit Unterstützung des Reichsfeindes die Absonderung vom Reiche zu betreiben.

Unendlich viel Fäden laufen in dem Problem der Neugliederung zusammen. Teils unbewußt aus mangelnder Sachkenntnis, teils bewußt aus parteitaktischen Gründen werden sie durcheinandergewirrt, und es ist nicht leicht, die Verknotungen dann wieder zu lösen. So ist es nützlich und notwendig, die frische Initiative, die heute in verschiedenen deutschen Volksstämmen zur Oberfläche dringt, in ihrem tieferen Zusammenhange mit der preußischen Frage zu erfassen. „Gewiß ist die preußische Frage“, wird treffend in den Deutschen Aufgaben dargelegt, „eine eminent deutsche Frage, aber nicht in dem Sinne, daß die deutsche Frage nur zur Zufriedenheit durch Preußen gelöst werden könne, deshalb ungelöst bleiben müsse, wenn Preußen und die Preußen staatspolitisch und völkisch vollkommen versagen. Auch nach dem Zusammenbruch hat sich denen, die heute so laut um Preußen rufen, mehrmals die Gelegenheit geboten, ihren Willen und ihre politische und sittliche Kraft zur völkischen Gesundung darzutun, aber wie vor dem Kriege und im Kriege, wie vor der November-Revolution und in ihr, so haben sie auch nach dem Zusammenbruch noch bis auf den heutigen Tag versagt. Und gerade dieses Versagen Preußens und der Preußen bewegt die im Laufe der Geschichte in den preußischen Staat geführten deutschen Volksstämme, frei von den Hemmungen des bösen Willens einer preußischen Regierung, und frei von den noch stärkeren Hemmungen des staatspolitischen und staatsmännischen Unvermögens preußischer Politiker der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart, nun ihrerseits selbständig nach eigener und deutscher Gesundung zu

suchen. Es bedeutet eine hohe deutsche Aufgabe, diesen Wunsch und Willen nach politischer und völkischer Gesundung gerade der einzelnen deutschen Volksstämme zu fördern und zu stärken, selbst wenn der preußische Gedanke darunter leiden sollte, denn höher als dieser ohne lebenskräftigen Inhalt muß uns der deutsche Gedanke stehen, der heute gerade durch das Versagen Preußens und der Preußen schwer geschädigt wird. Und wenn das Selbstbesinnen der deutschen Stämme auch die Preußen nicht nur aufrütteln, sondern sie endlich auch zur Stellung von Führern befähigen sollte, dann hätten die von den willen- und tatschwachen Preußen heute so verlästerten selbständigen Regungen der deutschen Stämme auch ihr Verdienst an der Lösung der preußischen Frage."

Die Tatsache, daß Preußen gegenwärtig und auf lange hinaus die Eignung zur Hegemonie verloren hat, läßt sich nicht hinwegleugnen. Es hat keinen Zweck, mit den Ewiggestrigen unbekümmert um das Jetzt vom Lob der Vergangenheit zu zehren. Aber ebenso tagverblendet wäre es, Preußen als etwas gänzlich Erledigtes auf den Schutthaufen werfen zu wollen. Preußen ist — traurig genug, daß man's zweimal sagen muß — mehr als nur ein geographischer Begriff und es ist R. v. Bentivegni aus vollem Herzen beizupflichten, wenn er der Maulwurfsarbeit eingefleischter Preußenhasser gegenüber im „Tag" die Notwendigkeit betont, daß beim Reichsneubau auch die spezifisch preußischen Eigenschaften, von der Revolution nur überwuchert, nicht vernichtet, der preußische Geist der Ordnung, der Arbeit und der Pflichttreue neben den liebenswürdigeren Gaben Süddeutschlands doch als notwendige Fundamentsteine werden Verwendung finden müssen.

Aber wie so oft in der deutschen Geschichte bereitet sich auch bei dieser Schicksalsfrage wieder das schmähliche Schauspiel vor, daß die frische Kraftquelle des Volkswillens, der ersichtlich zu einem neuen staatlichen Zusammenhalt hindrängt, zur Speisung der verschiedenen Parteimühlen mißbraucht wird, statt in einem großen Sammelbecken nationaler Energie aufgefangen zu werden. Und dann: am grünen Tisch allein und von heut auf morgen wird ein Problem von solchen Ausmaßen nicht gelöst. Man mag den Einheitsstaat als ideales Ziel vor Augen haben — nur auf dem Wege organischer Entwicklung kann etwas Lebenskräftiges hervorgehen, ganz gleich, ob sich der Prozeß der Neuwerdung nun mehr unter dem historischen, wirtschaftlichen oder verwaltungstechnischen Gesichtspunkt vollzieht.



Auf der Warte

Studenten in Not

Die Notlage des größten Teils unserer deutschen Studentenschaft schreit zum Himmel. Die außerakademischen Kreise sind leider über diese bitter schmerzliche Frage nicht genügend unterrichtet; und so kommt es, daß Semester für Semester die Zahl der deutschen Studierenden zu bisher nie erreichter Höhe anschwillt, trotz der unsagbar schweren wirtschaftlichen Verhältnisse und den geradezu trostlosen Zukunftsmöglichkeiten in allen akademischen Berufen. Im folgenden möchte ich einige erschütternde Einzelheiten aus der Notlage unserer Studentenschaft auf Grund von Mitteilungen aus berufenstem Munde an die Öffentlichkeit geben. Wir dürfen uns durch das äußere Bild, das unser studentisches Leben bietet, nicht täuschen lassen. Jeder Eingeweihte weiß, daß dahinter nicht wenig verschämte und wirkliche Not steckt. Bis zum Kriege konnte ein Student mit einem Monatswechsel von 120—200 M auskommen, heute benötigt er bei bescheidensten Ansprüchen (vor allem auf einer großstädtischen Universität) 500—600 M. Nur der kleinste Teil der Studierenden verfügt jetzt über einen solchen Zuschuß — da heißt es selbst verdienen. Aus diesem Zwang des Nebenerwerbs ergibt sich ein unsagbares Elend Haben wir's doch erlebt, daß im letzten Sommer z. B. in Berlin viele Studenten keine Wohnung hatten, sondern in Nachtlokalen, Wartesälen und Parks nächtlichen Aufenthalt aufgesucht haben. Ein geheiztes Zimmer kennen die wenigsten, die Beleuchtung wird auf das unbedingt notwendige Maß beschränkt. Stundenlanges Brennen der elektrischen oder Gaslampe zum Zwecke wissenschaftlicher Arbeit ist der Mehrzahl der Studenten unmöglich. Tief beschämend ist es, wie von gewissenlosen Firmen diese Notlage aufs empörendste ausgenutzt wird. Es gibt Buchhändler und Antiquare in Leipzig, die einem Studenten für schwere geistige Arbeit — z. B. Katalogisieren — einen Stundenlohn von 1.50—2 M gewähren! Mir sind Fälle bekannt, daß ein Student nachmittags von 1—5 Uhr in einem Blusengeschäft Markthelferdienste tut und dafür einen Gesamtlohn von 4 M (!!) täglich erhält. Auch die Nacht muß zu Hilfe genommen werden, um den Lebensunterhalt zu erkämpfen. Wärterdienste in Nachtschichten werden übernommen, man verdingt sich als Kino-Portier, Zigaretten- und Zeitungsverkäufer, Meßschildträger; Sonntags wird auf dem Dorf zum Tanz aufgespielt oder gar allabendlich in den Nachtlokalen der leichtfertigen Lebewelt des Großstadtsumpfes. — Ich erfuhr das Beispiel eines Kriegsblinden und seines Führers, die im letzten Sommer von 30 Pfennig täglich „leben" mußten. Sie ernährten sich von Gerstgrütze und dem Markenbrot, das ihnen ein mitleidiger Bäcker umsonst gab. Jetzt hat die Schweizer- und Quäkerhilfe sich ihrer erbarmt. Es ist vorgekommen, daß der Pedell einen vor Hunger in der Universität zusammengebrochenen Studenten nach dem Rektor bringen mußte. Epileptische Anfälle von Schwerkriegsbeschädigten (Kopfschuß!) und Unterernährten inmitten der Vorlesungen sind keine Seltenheit. — Eine Studentin verbraucht zur Durchführung ihres Studiums das kleine Vermögen ihrer Mutter und bezahlt die Zinsen vom kärglichen Lohn ihrer Kontor- und Schreibmaschinenarbeit. Der körperliche und seelische Zusammenbruch dieser Studentin war unvermeidlich — die Mutter bitterer Not preisgegeben. Unvermögende

Studentinnen sind in solcher Notlage schwersten sittlichen Gefahren ausgesetzt. Erschütternde Beispiele sittlicher Verfehlungen aus sozialer Not sind mir bekannt geworden. Alles in allem: — ein furchtbarer Einblick in das Dasein von Deutschlands künftiger Führerschaft!

Ein Anklage- und Tränenbuch ist die soeben erschienene, von uns noch ausführlich zu besprechende Schrift von Dr. Walter Schöne: Die wirtschaftliche Lage der Studierenden an der Universität Leipzig. Bearbeitet nach einer Erhebung des Allgemeinen Studentenausschusses im Zwischensemester 1920, Leipzig 1920 (Verlag von Alfred Lorentz). Preis 3.80 M.

Studenten in Not — das heißt: Deutschlands Zukunft bedroht! So werden wir es als heilige Pflicht erachten, diese ernste Sache im Auge zu behalten und Wege zur Besserung und Gesundung zu zeigen.

Dr. Paul Bülow (Leipzig).

*

Die Marburger Studenten

sind vor dem bürgerlichen Gericht nun ebenso freigesprochen worden wie zuvor vom Militärgericht. Der Staatsanwalt selbst hat Freisprechung beantragt.

Diese jungen Krieger waren als Zeitfreiwillige auf Veranlassung der Reichsregierung zum Schutze der Verfassung gegen die Aufständischen in Thüringen ausgezogen. Fünfzehn Aufrührer, von den Soldaten gefangen, versuchten trotz deutlicher Verwarnung zu fliehen und wurden auf der Flucht erschossen. Die Soldaten handelten also in Ausübung ihrer Pflicht.

Nun erfolgten in den linksstehenden Zeitungen Beschimpfungen der angeblichen „Mörder“ mit grober Entstellung der Vorgänge. Bis an die Grenze der Selbstaufopferung haben die Studenten geschwiegen, um nicht in schwebendes Rechtsverfahren einzugreifen. Sie fanden ihre Rechtfertigung in dem kriegsgerichtlichen Prozeß, der am 19. Juni 1920 mit Freispruch endete. Aber die Zeitungshetze gegen die Akademiker ging weiter. Mit Stichworten wie „Mörderschutz durch Kriegsgerichte“ wurde nun auch die Militärgerichtsbarkeit angegriffen. Man ruhte nicht, bis diese aufgehoben war und alle militärischen Strafklagen den bürgerlichen Gerichten überwiesen waren. Doch das Schwurgericht in Kassel — sprach abermals frei.

Um jedem denkenden Deutschen die Unterlage zu selbständigem Urteil zu geben, ist im Verlag von Theodor Weicher, Leipzig, der stenographische Bericht über die Verhandlung vor dem Kriegsgericht veröffentlicht worden (mit den Reden des Anklagevertreters, Kriegsgerichtsrats Dr. Surén, und des Verteidigers, Rechtsanwalts Dr. Luetgebrunn, nebst genauer Ortszeichnung.)

So gründlich verfährt man immer noch in Deutschland.

Und im „freien Sowjet-Rußland“, das in Massenmord und Hungersnot erstickt —?

*

Die Geister scheiden sich

Wie ein einziger Zeitungsartikel verhetzend wirken kann, wissen wir leider. Hier ein neues Beispiel:

In Kiel bewirkte ein Artikel der „Republik“, des Organs der USP, einen Massenaustritt aus der Landeskirche vom 27. bis 31. Dezember 1920. Zu Tausenden umlagerten die Menschen das Gerichtsgebäude, Polizei mußte Ordnung schaffen. Über 10000 Austritte binnen vier Tagen!

Dazu ein Gegenstück:

Bei dem demnächst beginnenden Bau einer zweiten Pfarrkirche in Beckum wird die ganze Bauleitung umsonst besorgt, Steine, Zement und Kalk unentgeltlich geliefert, die Fuhren umsonst ausgeführt und ein großer Teil der Arbeiter opfert die Arbeitsstunden.

*

Die Streikseuche

hat in Deutschland den stärksten Umfang erreicht — in Deutschland, das so sehr der Erholung bedürfte. Nach einer in London veröffentlichten Statistik über die Streiks in den ersten sechs Monaten v. J. steht Deutschland mit 1866358 Streikenden an der Spitze, wonach Italien folgt, dann Frankreich und hernach erst, in bedeutendem Abstand, die

anderen Länder. Nach der im Band 290 der Statistik des Deutschen Reiches veröffentlichten Streikstatistik sind bei uns im Jahr 1919 durch Streiks — die übrigens zu 98,7 v. H. Angriffsstreiks der Arbeitnehmer waren — 43,6 Millionen Arbeitstage verloren gegangen. In diesen Streiks wurden 61,6 v. H. der betreffenden Betriebe vollständig stillgelegt.

Angesichts der Tragik, die aus diesen Zahlen spricht, ist die „Deutsche Metallarbeiter-Zeitung" leichtfertig genug, in ihrer Nr. 48 zu schreiben: „Erfreulich für uns ist die steigende Heftigkeit und Intensität des wirtschaftlichen Streiks." So gewissenlos wird über eins der allerschwersten Probleme des wirtschaftlichen Lebens in diesem Fachblatt hinweggeschwatzt!

Gelingt es nicht, den Streik so zu packen, daß er die Allgemeinheit nicht mehr schädigen kann, so geraten wir ins Chaos. Was für Zustände sind denn das! Ganze Städte dürfen in Dunkelheit versetzt, Eisen- und Straßenbahnen lahmgelegt, Kranke und Säuglinge schwer bedroht, der Staat um Millionen geschädigt werden — — damit eine einzelne Gruppe ihre Sonderinteressen durchsetzt! Und dies ist kein Verbrechen, sondern nur „uneingeschränkte Vereinigungsfreiheit", Koalitionsrecht!

Es muß ein Weg gefunden werden, den Gewerkschaften diese Waffe zu nehmen, nachdem die Regierung entwaffnet ist. Sonst regieren jetzt schon die Gewerkschaftsführer. Das fettere kaiserliche Deutschland mochte sich Streiks erlauben, als die Sozialdemokratie noch Partei war. Jetzt sind wir im Elend, und die Sozialdemokratie ist Regierung. Jetzt ist der Streik, der die Allgemeinheit schädigt, Staatsverbrechen.

Wie verfährt Sowjet-Rußland?

Nach einem neuen Gesetz verlieren dort alle streikenden Arbeiter ihr Anrecht auf Lebensmittel. Bei Auffässigkeit erfolgt Verurteilung zu Zwangsarbeit. Den Berufsverbänden ist es verboten, Streikkassen zu besitzen.

Zwang also! Wann wird in Deutschland ohne Zwang die Besonnenheit siegen?

*

Wilson und der Nobelpreis

Man hatte einst, wenn wir nicht irren, in den Zeitungen gelesen, das Nobel-Komitee denke bei Verleihung des Friedenspreises an Kaiser Wilhelm II. In der Tat hat bis 1914 Deutschland unter ihm keinen Krieg geführt. Nun hat der norwegische Storthing den Preis an Wilson gegeben. Der Mann des schmachvollsten Scheinfriedens, den je die Welt gesehen, eines Unfriedens, der immer neue Ausbeutung und immer neue Rüstungen im Gefolge hat, eines Zwangfriedens, der unseres tapferen Volkes Würde mit Füßen tritt — Wilson erhält nun als Belohnung dafür, daß er von vornherein an die Entente Munition geliefert und die Hungerblockade der deutschen Frauen und Kinder nicht verhindert hat, 134 000 Kronen und 27 Öre. Es ist, wie eine Zeitung geistreich bemerkt, in heutiger Währung der Judaslohn von einst: 30 Silberlinge. Und die Zeitung fügt hinzu: „Springt ihr nicht auf, Menschen in Deutschland, Menschen mit der unerschöpflichen Geduld, die ihr euch gewöhnt habt, jeden Verrat hinzunehmen und die ihr wenigstens diese Verhöhnung nicht hinnehmen solltet —?!"

Nein, es springt niemand auf.

Unter uns: etwas hätte vielleicht Eindruck und Wirkung versprochen, ein Entschluß, eine Tat — wenn etwa ein berühmter deutscher Nobelpreisträger mit großzügig empörtem, durch das ganze Ausland laufendem Briefe seinen Preis nachträglich bei Heller und Pfennig zurückgegeben hätte, weil er sich verunehrt fühlte durch die Ehrung des wortbrüchigen Wilson; und wenn dann, ebenso unmittelbar, etwa das deutsche Volk durch rasche Sammlung dem Verzichtenden begeistert zustimmend die ganze Summe ersetzt hätte, durch eine Tat also die Tat beantwortend. So ungefähr.

Aber — — zu solchem Entschlusse und zu solchem Widerhall sind wir nicht Temperament und nicht Nation genug. Und — nicht groß genug. L.

*

Georges Vergottung

ist nun durch seinen Freund und Schüler Gundelfinger, den Heidelberger Professor, der unter dem klangvollen Namen Gundolf schreibt, vollzogen worden. Das Buch heißt schlicht und monumental „George“ (Berlin, Bondi).

Der schlechte Sänger Marsyas ward von Apollo lebenden Leibes geschunden; der bessere Lyriker Stefan George wird hier bei lebendigem Leibe vergottet. Ein voreiliges Verfahren: bei den Heiligsprechungen der katholischen Kirche bisher nicht üblich. Letztere hat den guten Geschmack der Distanz, auf den die angeblich zeitlosen, in Wahrheit zeitnervösen Jünger Georges verzichten. Statt den Mythos langsam um den Erkorenen wachsen zu lassen, beeilt man sich hier, aus subjektivster Nähe Mythos zu machen.

Wir ehren Stefan Georges Geschlossenheit, Würde und bedeutende lyrische Prägungskunst. Wir huldigen wie er dem Auslese-Gedanken. Das hindert uns nicht, Sprödes und Gekünsteltes in seiner nirgends unedlen, doch auch nirgends heiter-natürlichen Kunst abzulehnen. Bei ihm, dem Verwandten der französischen Parnassiens, ist alles bewußte Stilisierung — bis in den Bucheinband hinein. Und so stilisiert und konstruiert auch sein Kreis, dem wir im übrigen geistigen Gehalt und stilistische Zucht nicht absprechen.

Doch Zucht wird hier Inzucht; Verehrung wird Abgötterei. Man vergleicht den zarten Literaten, der sich schonend abseits hält, mit den Vollblutmenschen Dante, Shakespeare, Napoleon, Goethe. Was nicht in diese künstliche Geschichtsphilosophie paßt, wird unterschlagen oder mit Intellektualisten-Hochmut verkleinert. Novalis verschwindet zugunsten Hölderlins, Richard Wagner zugunsten Nietzsches. Dem Meister von Nazareth wird so nebenbei Leibverachtung unterschoben: die Götter starben, „als die eine übersinnliche Gottheit aufkam und den Dienst der Wirklichkeit, der Leibwelt verbot“. Zwischen dem Zeitalter Goethes und unserem Zeitalter der Zersetzung steht „allerdings ein Genie“: — Heinrich Heine. Vor ihm war „Voltaires Sprache die letzte einheitliche glänzende Entfaltung des gesamtfranzösischen Spieltriebs“ . . . „Nur George hat heute den lebendigen Willen und die menschliche Wesenheit, die zuletzt in Goethe und Napoleon noch einmal Fleisch geworden, die in Hölderlin und Nietzsche zuletzt als körperlose Flamme gen Himmel schlug und verglühte“ . . . Ja, Goethe bleibt zurück: seine „Welt ist nach Gefühls- und Bildungsart Rokoko, d. h. gesellschaftlich-idyllisch, wie tief auch gespeist aus kosmischen Quellen — und eben jenseits aller Gesellschaft fängt George an“ — — steht also, vermuten wir, auch noch über Dante, denn dieser lebte aufs stärkste in seines Zeitalters Blutkreislauf.

Genug! Indem so der „Meister“ hartnäckig in die Reihe der Größten der Geistesgeschichte emporkonstruiert wird, stellt sich schließlich eine Hypnose, eine Suggestion, eine Übertragung auf den redebetäubten Leser her. Dante und George . . . Goethe und George . . .

Über des Gottes Erdenwallen erfahren wir so gut wie nichts. Auch hier kein Wille zu reiner Tatsächlichkeit; auch hier kein Vermögen sachlicher Gestaltung. Georges „Katholizismus“ ist seiner „Antike“ angepaßt: zurechtgemacht beide. War es mir schon schwer, Gundolfs Rhapsodie „Goethe“ zu verarbeiten, so widerstrebt dieser neue Monolog erst recht meinem ganzen geschichtlichen und ästhetischen Empfinden. L.

*

An Stefan George

(Nach der Beschäftigung mit Gundolfs „George“)

Wann werden die Posaunen deiner Schar
Dein Ohr verletzen, edelspröder Sänger,
Den sonst der Ungeschmack so leicht versehrt?
Wann stemmt sich deine Faust in ihre Tuba,
Erwürgend der Fanfaren Überlob?

Du weißt von jenem auserles'nen Meister —
Er ist der Herr der Menschheit, und er bleibt
Ihr Schirmgeist bis ans Ende dieser Welt —
Daß er bedeutsam auf den Berg entwich,
Als ihn das Volk aus edler Stille schrie
Und mit dem Königsstirnband krönen wollte.
Erst spät am Abend, wandelnd auf dem See,
Kam der Durchgeistigte zu seinen Jüngern

Und hatte irgendwo am rauhen Hange
Den Strauch erblickt, aus dessen Dornen ihm
Die einz'ge Krone zuwuchs, die ihm anstand ...

Die Deinen sind wie jenes blinde Volk —
Doch du bist nicht von jenes Meisters Art:
Du hältst gefügig ihrer Krönung still.
Und wie du gern mit Purpur und Rubinen
Und Perlen dein gepflegtes Wort durchwirkst:
So schütten sie Rubinen und Brillanten
Und decken dich mit so viel Purpur zu,
Daß du lebend'gen Leibes schon erstarrst
Zum Götzen — allzu schwach, dich aufzuraffen
Und jene Göttermache zu zerschmettern ...

L.

*

Graf Keyserling und Rudolf Steiner

der etwas modisch gewordene, vielgelesene Philosoph und der ebenso bewunderte wie angefeindete Anthroposoph, sind in scharfe Aussprache geraten. In seinem Buche „Philosophie als Kunst" behauptet Hermann Keyserling (der schon im „Reisetagebuch eines Philosophen" die indische Theosophie einer kritischen Betrachtung unterzogen), Steiners „materialistisch gestaltete Geisteswissenschaft" sei ausgegangen von Häckelschen Ideen. Darauf erwidert Steiner in einer Stuttgarter Rede sehr scharf, zugleich sein Verhältnis zu Häckel beleuchtend:

„Nun, meine sehr verehrten Anwesenden, ich habe über Häckel geschrieben am Ende der neunziger Jahre, und ich muß hier eine Tatsache erwähnen: Ich habe die Einseitigkeit der Häckelschen Weltanschauung im Jahre 1890 in einem Vortrage über einen geistgemäßen Monismus im Wiener wissenschaftlichen Klub dargestellt. 1890! Ich ging dann wiederum nach Weimar zurück und schrieb meinen Aufsatz in einer der ersten Nummern der „Zukunft". Häckel schrieb mir nach diesem Aufsatz, und ich sandte ihm den Abdruck meines Wiener Vortrages gegen den Häckelismus. Und Häckel knüpfte dazumal jene Verbindung an, die dazu geführt hat, daß auch dasjenige, was notwendig war, aus der wissenschaftlichen und geistigen Entwickelung der Zeit heraus als Auseinandersetzung mit dem Häckelismus zu geben (denn er war eine Zeitmacht), — was dazu führte, daß Häckel in einer gewissen Weise sehr freundlich meinen damaligen Bestrebungen gegenüberstand. Aber man sieht daraus, — ich sage das wahrhaftig nur genötigt durch dasjenige, was von feindlicher Seite vorgebracht wird, ich habe es ja lange genug nicht gesagt, ich sage es nicht aus irgendeiner Unbescheidenheit heraus: Wahr ist es **nicht**, daß ich irgendeine Anknüpfung an Häckel gesucht habe, Häckel ist an **mich**, an diejenige Art und Weise der Bestrebungen herangekommen von sich aus, die ich gepflegt habe. Nicht ich bin Häckel nachgelaufen. Häckel, trotzdem er Häckel ist, ist zu mir gekommen. Gerade so, wie ich der theosophischen Gesellschaft nicht nachgelaufen bin, sondern die theosophische Gesellschaft zu mir gekommen ist und meine Vorträge verlangt hat. Hermann Keyserling lügt, wenn er sagt, ich sei von Häckel ausgegangen, denn daß er lügt, kann man nachweisen, wenn man das betreffende Kapitel meiner Auseinandersetzungen mit Häckel in meinen Einleitungen zu Goethes naturwissenschaftlichen Schriften aus den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts liest. Wer die Behauptung aufstellt, ich sei von Häckel ausgegangen, trotzdem vorliegt jene Auseinandersetzung mit Häckel, von dem darf man sagen: er lügt! wenn er auch Weisheitsschulen gründet ..."

Und Ernst Uehli, der Herausgeber der Stuttgarter anthroposophischen Wochenschrift „Dreigliederung des sozialen Organismus", der wir das Obige entnehmen, geht seinerseits zum Angriff über und schreibt:

„Keyserlings Denkungsart als solche, sein Urteil über die Geisteswissenschaft Steiners, sie gibt sich als besonders krasser und lehrreicher Fall, ist nichts als das in Philosophie umgesetzte Epigonentum unseres naturwissenschaftlich-materialistischen Zeitalters, das mit Büchner und Häckel begonnen hat" ...

Übrigens haut auch die Fischersche „Neue Rundschau" (Januar 1921) gleich in zwei Artikeln auf Keyserling ein.

*

Mehr Seele, ihr Deutschen!

Das Gemüt ist verarmt, das Herz ist leer, weil nicht mehr gespeist aus höheren Welten ... Diese Klage gegen Rationalismus und Intellektualismus dringt ergreifend aus dem Briefe, den mir ein aus englischer Gefangenschaft heimgekehrter Kämpfer — nachdem er vier Jahre an der vordersten Front gestanden — so recht aus seelischer Not heraus schreibt, „in trostloser Verzweiflung um Deutschlands Zukunft, beim Anblick des ekeln materialistischen Treibens hier in der Großstadt, wo alles und alles vor Gott Mammon anbetend auf den Knien rutscht" ...

„Ja, wo ist noch Gefühl, Herz, Seele? Unsere ‚Wissenschaftlichkeit', unsere ‚herrliche, allgemeine Bildung', dieses Bevorzugen des kalten, nüchternen Verstandes, — das alles hat uns betäubt, um nicht zu sagen betrogen. ‚Es ist wissenschaftlich bewiesen': das wurde der zweite Gott der Deutschen neben Gott Mammon, und darüber vergaßen wir, Menschen zu sein, ja, darüber verloren wir Gott. Im Kriege — ich danke Gott dafür — habe ich Menschen, einfache, schlichte, klare Menschen gefunden, starke Menschen, und das waren keine, die in Salons schön von Kunst und Philosophie oder von Börsenerfolgen zu sprechen wußten. Und doch waren sie mir wertvoller als so viele unserer Hochschullehrer, die ja in ihren Reden doch nur — Signallaternen aufhängen, tausende, und man irrt und irrt durch die Nebel, und immer wo anders leuchten sie auf, wenn sie nicht schon erloschen sind" ...

Caveant consules! Ihr deutschen Hochschullehrer: diese Klage junger Heimgekehrter, die frühgereift dem Tod ins Auge schauten, ist schon mehrfach aus Briefen an mein Ohr gedrungen. Und so heißt es auch hier weiter: „Einfache, fühlende Menschen sind wir draußen gewesen in den glühroten Nächten an der Somme, in den silbernen vor Loretto — und nun kam ich zurück, suchend, suchend nach Menschen, wie Gott sie mir im Kriege geschenkt, und ich finde kalte, kühle Menschen, die gleichgültig aneinander vorübergehen, und hier in unserer Stadt noch ganz besonders seelenlose Puppen, von Genuß zu Genuß taumelnde Geschöpfe. Und man kommt in die Hörsäle zurück — ganz anders als vor dem Krieg. Im innersten, tiefsten Gefühl, im heiligsten Erleben da draußen hatte man in schweigenden Nächten die letzten Fragen gepackt; da waren Träume über die flandrische Ebene gezogen, Träume, glitzernd vor Tränen eines weltweiten Sehnens, Tränen des Glücks, Gott zu haben — es war wie ein Rausch gesteigertsten Lebensgefühls in mir und in meinem (gefallenen) Freund, ja, mitten in all dem grausigen Sterben. Denn auf Schritt und Tritt war der Atem Gottes um uns, auf Schritt und Tritt fühlten wir die Nähe Gottes; und tief zu innerst ruhte die Gewißheit: dein letzter Schritt ist auch der erste zu reiferem Beginnen. Und nun kehrt man in die Hörsäle zurück! Da stehen die Leuchten der Wissenschaft und reden, und ihr kühler, kalter, herzloser, achselzuckender Verstand gibt Kopferkenntnis für das warme, zuckende Menschenherz, legt Steine vor uns aus, funkelnde Steine, aber — Steine. Herz und Seele sind vergessen" ...

So klingt es in diesem Briefe. So sucht das heimgekehrte junge Deutschland ein neues heiliges Feuer. Und wir wünschen ihm, daß es Menschen finde, nicht nur Methoden.

L

*

Das Krescendo

In all den unerquicklichen Verhältnissen ist ein Durchblick in das schöpferische Germanien erfrischend und erhebend. Da schreibt Willy Pastor anläßlich der Beethoven-Feier („Tägl. Rundschau"):

„Die Gelehrten streiten darüber, an welcher genaueren Stelle des siebzehnten Jahrhunderts sie die „Entdeckung" des Krescendo festlegen sollen. Ach, diese Entdeckung ist weit, weit älter, und dem Norden war sie schon vertraut im — germanischen Urwald. Überall werden die berühmten alten Schilderungen wiederholt vom Schlacht-

gesang der Germanen, dem Barditus, und noch keinem scheint es aufgefallen, daß sie die Beschreibung eines regelrechten Krescendo enthalten (neben Tacitus ist Ammianus Marzellinus zu vergleichen). Die Entdeckung des Krescendo, dieses stärksten raumauflockernden Mittels der Musik, ist eine nordische Eingebung, und der Barditus, in dessen Schwellung die Menschenstimme die Dynamik des sturmbewegten Urwalds übernimmt, bringt es zum erstenmal zur Anwendung ... Wiederum aber steht Beethoven vor allen übrigen da als Begnadeter. Die andren führen uns in Parks mit beschnittenen Bäumen: Beethoven läßt uns die Luft des unberührten Urwalds atmen."

Hier liegt es nahe, eines hauptsächlichen Musikinstrumentes altnordischer Völker zu gedenken: der Lure, eines großen gewundenen Blasinstruments von etwa 2 Meter Länge. Darüber schreibt der bekannte Jugendschriftsteller Wilhelm Kotzde in seinen trefflich geleiteten Heften „Der Falke" geradezu begeistert:

„Es war eine der freudigsten Überraschungen meines Lebens, als ich vor langen Jahren auf einer Lure blasen hörte. Es war nach einem Vortrage, den der Berliner Musikhistoriker Professor Dr Oskar Fleischer im Verein Deutscher Studenten über ‚Germanische Schöpferkraft in der Tonkunst' hielt und der im ‚Deutschen Volkswart' 1918, Heft 1—4 abgedruckt ist. Ganz ungeahnte Erkenntnisse von der Höhe altgermanischer Kultur waren uns in dem Vortrage vermittelt worden, und dann hörten wir den Ton der Lure — Kammermusiker Weschke blies sie —, wie der zarteste, feinste Geigenton, und dann gewaltig, daß wir ganz benommen und erschüttert waren. Nie hatte ich ein ähnlich schönes Blasinstrument gehört. Manche alte Volksweise erklang in dem Raum und erwies die reichen Möglichkeiten der Lure. Diese war aus bronzenem Blech geschmiedet, die echten Luren sind seinerzeit aus Bronze gegossen worden. Mein Freund Hugo Bach, der mehr als einmal auf alten Luren geblasen hat, versicherte mir, daß die bronzegegossenen die neueren geschmiedeten an Schönheit des Tones noch übertreffen. Schon die Technik der Herstellung ist ein Wunder. Die Germanen stellten sie um 1500 v. Chr. in Vollendung her, als es noch keine Kultur der Phönizier, Juden, Cherusker, Griechen oder Römer gab; nur die Kulturen von Babylon und des alten Ägypten reichen gleich weit zurück. Beide aber hatten nur ganz einfache gerade Röhren als Blasinstrumente. Diese Technik ist so vollkommen, daß man sie bis heute nicht wieder erreicht hat und solche Luren nicht mehr zu gießen vermag" ...

„Die Luft des unberührten Urwalds" — sagt Pastor: ja, und es ist zugleich der Odem der germanischen Seele, anschwellend und wieder verhauchend, zart und bis zum stärksten teutonischen Ungestüm stark.

*

Jugendbewegung

Ein neuer Bund für Jugendwandern, der sich um den national gestimmten Schriftsteller Kotzde sammelt, heißt „Falke", vertreten durch sehr ansprechende Hefte „Der Falke" (Bundesvater: Wilhelm Kotzde, Neuhäuser bei Kirchzarten im Schwarzwald). „Deutschland ist von Haß erfüllt; es sagen viele, sie wollten die Welt bessern und schreien doch selber den Haß aus. Wenn ihr zur Sonne emporblickt, so werdet ihr dort das milde Antlitz Jesu von Nazareth sehen. So tut den Adlerflug zur Sonne und holt die Liebe herab! Die Liebe hat eine Schwester, mit der sie gern geht, das ist die Fröhlichkeit. Wo sie Hand in Hand erscheinen, da erlischt selbst der düstere Haß, da wachsen wieder Blumen zwischen den Trümmern. Sie haben auch einen Bruder, das ist der Stolz: wenn er mit ihnen Hand anlegt, wird schnell ein neues Haus errichtet sein" ...

Im neuesten Heft „Wandervogel" (Greifenverlag, Hartenstein in Sachsen) fällt uns ein Aufsatz auf: „Der kranke Wandervogel". Krank? Woran? An der — „Rederitis". Es wird hier bestätigt, was schon neulich der „Türmer" beanstandet hatte: die jungen Leute reden zu viel. „Früher wurde gewandert, heute wird getagt. Früher wurde überhaupt nicht abgestimmt,

weil die Jungens ihrem Führer vertrauten und in Liebe zu ihm aufschauten; heute werden Führerräte mit Gejohl ein- und abgesetzt. Einst jubelte man dem Führer zu, der da am Feuer erklärte, wir wollen eine Räuberbande sein; dies war seine ganze Rede; heute muß man mindestens ein halbes Dutzend Gegner mit großen Worten niedergerungen haben, um Führer zu sein“ ...

In demselben Verlag gibt Willi Geißler einen „Greifenkalender 1921“ für die „Neudeutsche Künstlergilde“ heraus: Schwarzweißbilder, gute Landschaften, gesunde deutsche Kunst, mit ein paar expressionistischen Spritzern dazwischen, die uns weniger zusagen.

Ebenso erschien dort soeben „Kunst im Wandervogel“ (meist reizend lebendige Exlibris) und „Die Musiker-Gilde“ (Jahrbuch der neudeutschen Künstlergilden: eine „Erneuerung der Musik aus dem Geiste der Jugend heraus“). Es sammelt sich um diesen Hartensteiner Verlag in Wort, Musik und Malerei viel Leben; doch enthalten wir uns vorerst eines Urteils und stellen nur den guten allgemeinen Eindruck fest.

*

Der Schacher um Elsaß-Lothringen

Das „Leipziger Tageblatt“ (8. Dezbr.), knüpft unter der obigen Überschrift an die Veröffentlichungen des ehemaligen württembergischen Ministerpräsidenten von Weizsäcker („Deutsche Revue“) Betrachtungen über Elsaß-Lothringen. Man habe, heißt es da, innerhalb der deutschen Regierungen während des Krieges um unser Grenzland geradezu geschachert.

„Der Aufsatz Weizsäckers führt in verborgene Kammern der Politik des wilhelminischen Deutschlands und enthüllt, mit welchen Fragen sich infolge höfischer Einflüsse (?) die höchsten deutschen Reichsstellen befassen mußten, während Deutschland um seine Existenz kämpfte. Diese dynastische Hausmachtpolitik machte sich so stark geltend, daß 1916 der ehrliche Schwabe dem Kaiser direkt ins Gesicht sagte: seines Erachtens führe Deutschland keinen Koalitionskrieg der deutschen Bundesfürsten zum Zwecke der Landesverteilung. Schon der bloße Gedanke einer solchen Teilung des Reichslandes unter drei Dynastien zeigt, wie weltenfern man an den deutschen Höfen dem modernen politischen Empfinden stand. So tieftraurig die Feststellungen Weizsäckers wirken müssen, fehlt dieser dynastischen Politik doch ein burlesker Zug nicht. Wie eifrig suchte man Württemberg durch ‚Kompensationen‘ zu ködern! Einmal war es ein Herzogthron im Osten, das andere Mal ein Fetzen Land, wobei man in München preußisches Eigentum, in Berlin bayrisches verschenkte. Wie muß es um den geistigen Zustand von Männern beschaffen sein, die im Jahre 1916 inmitten des ungeheuerlichsten aller Kriege Gebiete mit ihren Bevölkerungen vertauschen wollten, wie die nächste beste Handelsware! Solche Gedanken muten an wie die Moderluft aus lange verschlossenen Kellern und beweisen, wie lange Fürst Metternich seine physische Existenz überlebt hat und wie lebendig der Geist seiner alten Kabinettpolitik an gewissen Stellen konserviert worden war. Bayrische, württembergische, badische und preußische Interessen kamen zur Sprache, wurden miteinander verglichen, gegeneinander abgewogen und ausgespielt: nur die elsässischen Interessen vermißt man bei den Verhandlungen; wohl hörte man die Spitzen des reichsländischen Beamtentums, aber die Stimme des elsässischen Volkes drang nicht bis in die Konferenzzimmer Deutschlands“ ...

Ich war seinerzeit in der Lage, die hier besprochenen Dinge im Gespräche mit dem Statthalter von Dallwitz und seinem Staatssekretär (Graf Rödern) unmittelbar mitzuerleben. Die Tatsachen sind richtig; die Schlußfolgerungen jedoch nicht gerecht. Im nächsten Türmerheft werden wir uns darüber unterhalten. L.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard
Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Str. 69
Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart



Nach einer Or inal von rof. L we





Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

23. Jahrg. März 1921 Heft 6

Der Ausklang deutscher Politik im Elsaß

Erinnerungen von Friedrich Lienhard

Den äußeren Anlaß zur Niederschrift der folgenden Erinnerungen gibt ein Aufsatz im „Leipziger Tageblatt" (8. Dez.). Dort ist unter dem scharfen Titel „Der Schacher um Elsaß-Lothringen" an die Mitteilungen des früheren württembergischen Ministerpräsidenten von Weizsäcker in der „Deutschen Revue" (Dezember 1920) angeknüpft. Die Tatsachen sind richtig. Ich habe sie in Straßburg in Gesprächen mit dem Statthalter von Dallwitz und anderen Beteiligten unmittelbar miterlebt. Aber die herbe Formulierung einer Anklage gegen das wilhelminische Zeitalter ist in diesem Fall ungerecht. Die Gründe jener Verfilzung liegen tiefer und gehen weiter zurück.

* * *

Von Weimar fuhr ich einige Wochen nach Kriegsausbruch in die Heimat und erkundete die dortige Stimmung. Das Ergebnis war eine Schrift: „Das deutsche Elsaß" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), worin das begeisterte Mitgehen meiner Landsleute mit unserer gesamtdeutschen Sache festgestellt wurde. In zahlreichen Tagesaufsätzen und in einigen anderen Schriften, worunter eine in der Schweiz für das neutrale Ausland erschien, war ich bemüht, in dieselbe Kerbe einzuhauen. Und in dieser Zeit hatte ich immer wieder Gelegenheit, durch persönliche Unterredungen mit dem Statthalter und mit seinem Staatssekretär über die politischen Vorgänge auf dem laufenden zu bleiben.

Der vornehme Statthalterpalast wirkte diesmal besonders still. Ich hatte die hohen, hellen, vergoldeten Gemächer mit den geräuschlosen Teppichböden vom Grafen Wedel her noch in gleichsam festlicher Erinnerung. Der sehr vermögende Graf pflegte von Zeit zu Zeit eine Anzahl ausgewählter Gäste zu glänzenden Abendessen einzuladen. Er beobachtete während der Tafel klug und scharf und zog nachher, wenn man sich in den oberen Räumen zwanglos bei Bier und Zigarren unterhielt, die einzelnen, die er sich gemerkt hatte, ins Gespräch. Bei dieser Gelegenheit sprach er auch mit mir, an meinen „Oberlin" anknüpfend, über die elsässische Frage, und schloß mit dem Wort, wobei er mir gelassen auf die Schulter klopfte: „Nur ruhig abwarten! Steter Tropfen höhlt den Stein. Wir Hannoveraner sind auch ganz gute Preußen geworden." Graf Wedel war ein besonnener Diplomat des Abwartens. Doch das genügte nicht in einem heimlich so aufgewühlten Grenzland.

Sein Nachfolger, Herr von Dallwitz, den ich nun traf, ein schmaler germanischer Langkopf, von einer zunächst nervös-freundlich anmutenden Redeweise und einer natürlichen Liebenswürdigkeit, empfing mich allein und führte den Gast sofort in sein Arbeitszimmer. Im Nu waren wir mitten in der elsässischen Frage.

Es wurden nun jene Dinge durchgesprochen, wie sie jetzt Herr von Weizsäcker in der „Deutschen Revue" mitteilt. Aber das wirkte denn doch von vornherein nicht als „Schacher". Das bedeutete vielmehr bei jenem gewissenhaften höchsten Beamten Elsaß-Lothringens eine sehr ernste und edle Sorge. Diese Besorgnis war unter dem gemächlichen Wedel, trotz der Fälle Zabern und Grafenstaden, nicht zum vollen Bewußtsein ihrer Schwere durchgedrungen. Uns Alt-Elsässer und gesinnungsverwandte wachsame Alt-Deutsche, die sich mit uns in der „Elsaß-Lothringischen Vereinigung" zusammengefunden hatten, beschäftigte diese westliche Gefahr schon lange: eigentlich schon seit Beginn der Einkreisungspolitik und der Aufhebung des Diktaturparagraphen, die bald nach Bismarcks Tod einsetzten. Ich bemerke, daß ich als freier Schriftsteller und Nichtpolitiker in alledem nur Gast und höchstens einmal Vermittler war.

Es handelte sich um ein altes Versäumnis. Dies Versäumnis reichte bis in die siebziger Jahre zurück. Nach dem Frankfurter Frieden, als Deutschland Elsaß-Lothringen zurückgewonnen hatte, war die innere Einheit der deutschen Regierungen noch nicht so gefestet, daß man über das neugewonnene Land bereits endgültige Bestimmungen zu treffen wagte. Es war vor allem der tief eingreifende Gegensatz zwischen Nord und Süd, insbesondere die Eifersucht zwischen Bayern und Preußen, was hier hemmend wirkte. Dies aber erklärt sich nicht bloß aus den monarchischen Verhältnissen; hier lag auch alter Gegensatz der Stämme zugrunde: ein Gegensatz, der sich ja eigentlich zum Schaden unserer Großpolitik durch die ganze deutsche Geschichte zieht, beginnend vielleicht schon mit dem Schicksal eines Arminius und eines Marbod, einmal besonders grell hervortretend vor der unheilvollen Schlacht von Legnano, als der Schwabenkaiser Friedrich Rotbart vor dem Sachsen Heinrich dem Löwen vergeblichen Fußfall tat. Diese unselige, altberüchtigte Eifersüchtelei der Deutschen wirkte bewußt oder unbewußt auch auf das staatliche Schicksal unseres Grenzlandes. Man wagte noch nicht,

uns die Autonomie zu geben. (Man lese dazu die Memoiren von Schneegans und die „Ära Manteuffel" der Frau von Puttkamer!) Andererseits konnte man sich weder für vollen Anschluß an Bayern noch an Preußen entscheiden; und so entstand jenes Zwittergebilde „Reichsland", das dem fernen Kaiser unterstellt war und von einem nahen Statthalter regiert wurde. Zwischen diesem Höchstbeamten nebst Verwaltungsapparat und andrerseits dem Volke entwickelte sich natürlich kein herzenswarmes patriarchalisches Verhältnis. Der Beamtenstab wurde, da die Elsässer zumeist versagten, größtenteils aus dem übrigen Deutschland bis zum fernsten Ostpreußen berufen. Auch die starke militärische Besatzung brachte Offiziere und Soldaten aus allen Gegenden des großen Vaterlandes. Und so entstand für die etwas schwerfällig und grollend im Hintergrunde verharrenden Alt-Elsässer ein Gefühl der Überfremdung. Auch war es etwas merkwürdig, daß wir mit dem anders gearteten Lothringen plötzlich eine Staatseinheit bildeten. Dieses Unbehagen der schmollenden Eingesessenen wurde bedeutend vermehrt und wachgehalten durch den leidenschaftlichen Protest und die fortdauernde Hetze der nach Frankreich ausgewanderten Volksteile und der hinter ihnen stehenden französischen Chauvinisten.

So vortrefflich nun auch die Mehrzahl unserer Beamten und Offiziere ihre Pflicht erfüllte; so großartig auch der wirtschaftliche Aufschwung des Landes sich allen einprägen mochte: es fehlte jene letzte Wärme, jenes freudige Mitschaffen am Gedeihen des Ganzen, jenes unbestimmt Belebende, was man in das Wort Beseelung zusammenfassen kann.

Hier setzte nun mit wachsendem Erfolg die französische Propaganda ein. Und diesem dort ununterbrochen wachgehaltenen Revanche-Gedanken schieben wir die Hauptschuld zu: auch am Weltkrieg. Es ist dem Fernstehenden kaum vorstellbar, mit welchen Mitteln alterprobter Diplomatie und geschmeidiger Taktik die französische Unterminier-Arbeit in unserer deutschen Grenzmark gearbeitet hat. All die „Cercles" und „Souvenirs", alle die Vorträge und Vorstellungen, die unter unverfänglicher Flagge von Paris her in Elsaß-Lothringen ins Werk gesetzt wurden, hatten den einen Zweck: den Gedanken an die Wiedergewinnung durch Frankreich wachzuhalten. „Immer daran denken, nie davon sprechen", war die Losung, die schon Gambetta ausgegeben hatte. Bis in die französischen Geographie-Bücher hinein wurde dafür gesorgt, daß dieses Vergessen nicht eintrat. In den letzten Jahren vor dem Weltkrieg hatte der Gedanke Macht gewonnen und war besonders von der Gruppe um Maurice Barrès verbreitet worden, daß man die östlichen Grenzmarken Frankreichs (Marches de l'Est) als ein zu eroberndes Kulturgebiet betrachten müsse. Man war bestrebt, Belgien, Luxemburg, Elsaß-Lothringen und Westschweiz, also den ganzen östlich angrenzenden Rand mit französischer Kultur und Denkart zu durchdringen. Insgeheim gab man dabei zu verstehen, daß man diesen vorbereitenden Kulturfeldzug einst durch eine politische und kriegerische Eroberung ergänzen würde. Der deutsche Abgeordnete und Landesverräter Abbé Wetterlé hat dies in Hetzreden, die er in fünfzig französischen Städten zu halten gewagt hat, ohne daß ihn der deutsche Reichstag hinausgeworfen, unmißverständlich angedeutet.

Diese allfranzösischen Bestrebungen, verschleiert durch das Geschwätz von der „Doppelkultur“, sind in ihren Zusammenhängen inzwischen erhellt und durchschaut worden. Damals mußte man sich erst die Verknüpfungen klarlegen. Ich habe während des Weltkrieges in einer kleinen, vielverbreiteten Schrift der Sammlung „Schützengraben-Bücher“ unter dem Titel „Weltkrieg und Elsaß-Lothringen“ das Wesentliche kurz zusammengefaßt (Berlin, Verlag Sigismund). Und die zwei neuesten Geschichtschreiber unseres Landes, der Katholik Martin Spahn („Elsaß-Lothringen“, Berlin 1919, Ullstein) und der mehr freisinnige Karl Stählin („Geschichte Elsaß-Lothringens“, Berlin 1920, Oldenbourg) haben in besonderen Kapiteln sich mit diesen Dingen beschäftigt, indem auch sie beide mit Recht die elsässische Frage in die gesamte Einkreisungspolitik eingliedern. (Vgl. auch „Zehn Jahre Minenkrieg“, Bern, Verlag Wyß, mit faksimilierten Briefen eines der Hauptfranzöslinge, dessen Briefwechsel nach seiner Flucht in einem Kellerversteck gefunden wurde!)

Darüber sprach ich gleich in unserer ersten Unterredung mit unserem Statthalter.

„Darf ich Eurer Exzellenz offen aussprechen, was wir hierzulande am meisten fürchten?“ sagte ich schließlich und faßte meine Bedenken in ein Wort zusammen: „Das Fortwurschteln!“

Ich sehe noch, wie er die Hand ans Ohr hielt und vorgeneigt fragte: „Wie meinen Sie?“

„Das Fortwurschteln,“ wiederholte ich; „nämlich das Regieren aus Ratlosigkeit, was in Wahrheit kein Regieren ist.“

„Ach so“, erwiderte der Alt-Preuße, und war höflich genug, dem Alt-Elsässer beizustimmen und nun seinerseits die Frage zusammenzufassen. Mit dem rechten Zeigefinger an den Fingern der linken Hand aufzählend, sprach er: „Wir hätten also folgende Möglichkeiten zu erwägen: Entweder die volle Autonomie, und das würde ich noch immer für ein Unglück halten; oder Anschluß Lothringens an Preußen, des Elsasses an einen süddeutschen Staat; oder Anschluß von ganz Elsaß-Lothringen an Preußen, als besondere Provinz, mit Kompensationen an die süddeutschen Staaten.“ Ich hatte dabei die Empfindung, daß ihm persönlich diese Lösung die liebste gewesen wäre. Zögernd setzte er dann hinzu: „Doch da stockt jetzt eben die Verhandlung an dynastischen Interessen.“

Dynastische Interessen! Da war nun in der Tat das Stichwort erklungen. Dieses Wort ist mir genau in Erinnerung geblieben. Während es also draußen auf Tod und Leben um des Reiches Gesamtheit ging, hatten wir im Innern „dynastische Interessen“ noch immer nicht überwunden! Ein trüb stimmendes Wort, allerdings! Doch wäre es, wie schon gesagt, nicht gerecht, wenn man diese Hemmungen bloß dem „wilhelminischen Zeitalter“ auf das Schuldkonto setzen würde: das geht schon auf das Bismarcksche Zeitalter und noch viel weiter zurück. Es offenbarte sich auch hier eben die alte innerdeutsche Eifersüchtelei überhaupt, die sich in anderen Formen immer wieder just bei den unpassendsten Gelegenheiten dazwischen drängt und großpolitische Einmütigkeit hemmt. Ist es denn jetzt bei den Parteien anders?

In diesen bunten und zwanglosen Gesprächen tauchte der Gedanke auf, ein Stück der ohnedies großen Rheinprovinz mit Lothringen zu einer „Moselprovinz" zu vereinigen, Elsaß aber als eine andere preußische Provinz zu behandeln. Um Bayern zu „befriedigen", erwog man einmal, den Kreis Weißenburg nebst Bitscherländchen der Pfalz zu überlassen, wohin diese Bezirke ja auch dem Volkstum nach neigen. Freilich soll hierauf der Bayernkönig mit bedenklichem Kopfschütteln erwidert haben: „E bisserl wenig!" Wieder überraschte mich der Statthalter mit der Frage, welche Empfindungen es wohl im Lande auslösen würde, wenn man das oft unbequeme Mülhausen etwa an Baden abtreten würde. Württemberg sollte in der Tat Sigmaringen und andere „Kompensationen" erhalten, blieb aber ebenso kühl wie das ablehnende Nachbarland Baden, das von solchen Belastungen nichts wissen wollte. Weizsäcker schildert die Verhältnisse richtig; aber auch er verschnappt sich einmal ganz artig: „Einen einseitigen Machtzuwachs (!) der Nachbarn (Bayerns nämlich) können wir nicht vertragen", sagt er zu Bethmann Hollweg (1916), bestätigt also, daß auch Württemberg „dynastische Interessen" hatte! Ablenkend fährt er dann fort: „Ich glaube, es gäbe kaum einen Politiker im Lande, der sich damit abfinden würde. Auf Landvergrößerungen gehen wir an sich durchaus nicht aus; die Kompensationspolitik (!) würde uns aber eventuell geradezu aufgezwungen werden (!)" ... Also doch ein bißchen Kuhhandel! Und dies auf dem Höhepunkt des furchtbaren Weltkriegs!

Nur darf man bei alledem nicht außer acht lassen, daß diese Verhandlungen in der Stille blieben und auf den Gang der großen Dinge keinen Einfluß hatten. Es war eine Gruppe von Alt-Elsässern und Alt-Deutschen, besonders der schon genannten Elsaß-Lothringischen Vereinigung, die hierbei beratend der Regierung zur Seite standen. Manches drang allerdings in die Zeitungen und wurde dort und auch im Straßengespräch erörtert. „Unser Elsaß soll ja eine Fortsetzung der Pfalz werden", meinte einmal eine Frau im Straßenbahnwagen gar nicht übel. Doch habe ich nicht in Erinnerung, daß man sich sonderlich aufgeregt oder dies als unwürdig empfunden habe. Es war eben einfach die Fortsetzung vieljähriger Beratungen über eine noch immer ungelöste staatsrechtliche Frage, die schon in den Jahren vor dem Kriege das politische Denken beschäftigt hatte. Die einzige wirklich nach außen hervortretende Tat in dieser Reihe, die Ernennung des tüchtigen Alt-Elsässers Schwander zum letzten Statthalter, kam viel zu spät und blieb ohne Einfluß.

Man vergesse ferner nicht, daß damals in unserem Lande, wo der Kanonendonner der Vogesen nie aufhörte, die militärische Herrschaft schlechthin im Vordergrunde stand. Die Zivilverwaltung saß wenig einflußreich am Kamin und hatte Zeit, sich mit diesen Fragen theoretisch zu befassen.

Einer der interessantesten Abende dieser Art ist mir besonders im Gedächtnis geblieben. General von Falkenhayn, der damalige Kriegsminister und zugleich Chef des Feldheeres, hatte die oberelsässische Front besichtigt und saß nun mit uns beim Statthalter im kleinsten Kreise beim Nachtessen. Anwesend waren außer Herrn von Dallwitz und seiner Schwester nur noch Graf Rödern mit Gemahlin und Tochter. So war denn eine unbefangene Plauderei über die Weltlage möglich.

Als uns der General verlassen hatte, blieben wir anderen noch beisammen und sprachen über die elsässische Zukunft. Selbstverständliche Voraussetzung war ja hierbei immer der deutsche Sieg. Unsere Besprechungen waren demnach ein Vorbauen. Und es darf betont werden, daß sowohl der gütige, vornehm gesinnte Statthalter wie auch sein anpassungsfähiger Staatssekretär das Problem klar erfaßt hatten, ungeblendet in die schwierigen Verhältnisse Einschau hielten und voll schönen Willens für eine bessere Zukunft waren. Nur nebenbei und andeutungsweise sei bemerkt, daß eine groß angelegte Zeitschrift und auch eine Professur oder dergleichen bei diesen Plänen in Aussicht genommen wurden.

Nur wer im Lande gelebt hat, hat eine Vorstellung davon, wie gegenüber dem Auflauern und Dazwischenreden der Notabeln und der Parteien, gegenüber den Tücken von Westen her und endlich gegenüber dem Dreinreden Berlins, des Reichstags und der Zeitungen der Linken eine Regierung hier in ihrer besten Kraft gelähmt war. Ich habe einmal der Vorlesung eines alt-elsässischen französelnden Privatdozenten der Geschichte an der Universität beigewohnt, kurz vor dem Weltkrieg: man hätte es nicht für möglich halten sollen, wie da an einer deutschen Universität in versteckter, aber unzweideutiger Weise Deutschland unter dem Beifallstrampeln der ihm befreundeten „Cercle-Gruppe" Herabsetzungen erfuhr. Und die Regierung war machtlos. Ebenso wurde in den Monatsheften der vorhin genannten Rundschau, hinter der französische Gelder steckten, in den berüchtigten „Cahiers alsaciens", fortgesetzt auf das schärfste gegen die Bestrebungen der deutschen Verwaltung gearbeitet. Es ist nebenbei eine niedliche Tatsache für sich, und zwar deutsch auch dieses, daß die schärfsten Artikel hierin (ohne Namen, in deutscher Sprache) nicht von einem Alt-Elsässer, nicht von einem Franzosen, sondern von einem Alt-Deutschen geschrieben wurden, der später in Berlin unter der jetzigen Regierung an sichtbare Stelle trat und gegenwärtig meines Wissens Gesandter ist. So wurde die Unterminierung von seiten der allfranzösischen Propaganda in unserem Lande selbst unterstützt durch die linksstehende deutsche Presse: der hauptsächliche Hetzer im Fall Zabern z. B. war ein dortiger altdeutscher (nicht alldeutscher) Winkelskribent. Oberst von Reuter, den ich kannte und mit dem ich den Abend vor seiner Freisprechung in langem, tiefernstem Alleingespräch verbrachte, ist mir als ein Mann von musterhafter Pflichttreue in Erinnerung, der uns Elsässer freilich insgesamt für zu „weich" hielt. Man konnte ihm erwidern, daß seine altpreußische Auffassung auf uns freiheitliche, natürliche Süddeutsche als starr wirkte. Doch auch heute noch nicht würde ich mir zu sagen getrauen, daß er allein und sein „Militarismus" am Zaberner Fall schuld sei.

Falkenhayn wirkte weltmännischer als jener altpreußische Oberst. Doch an jenem Abend mit dem Generalstabschef ging ich nachher noch lange in meinem Zimmer auf und ab. Ich war äußerst niedergeschlagen. Denn ich hatte etwas wie einen visionären Durchblick in die Geistesverfassung unserer Führer erhalten, hatte gleichsam zwischen den Worten die dahinter waltenden Kräfte oder vielmehr Unkräfte herausgefühlt. Da sah ich einen gewaltigen Apparat an bewundernswerter Arbeit; auch die hervorragende Tüchtigkeit einzelner war nicht zu be-

zweifeln. Doch immer wieder ging es mir durch den Kopf: „Kein großer Gedanke! Deutschland hat keinen großen, führenden, schöpferischen Gedanken! Du hattest heute abend die einzigartige Gelegenheit, mit dem Generalstabschef des Millionenheeres, das unser Deutschland verteidigt, mit dem Manne, der zugleich Kriegsminister ist, zusammen zu sein. Aber wo ist die allbeherrschende, glutvolle Hauptidee? War dies alles?!“...

War dies alles?... So fragte ich schon früher einmal, als ich bei der Einweihung der Hohkönigsburg die Ehre hatte, Seiner Majestät vorgestellt zu werden. Ich hatte mich merkwürdigerweise viele Jahre hindurch in einem immer wiederkehrenden, auf denselben Grundton gestimmten Traum mit dem Kaiser beschäftigt. Es war tagsüber, etwa durch Gespräche oder Bücher, kein nachweisbarer Anlaß zu solchen Träumen gegeben. Und doch hielten mit unheimlicher Zähigkeit dieselben Vorstellungsbilder in meine Nächte Einkehr. Ich versuchte in dieser Traumwelt immer wieder, auf den Monarchen einzureden: das deutsche Volk drohe sein Bestes zu verlieren, seine Seele. Aber es gelang nicht, an den Kaiser heranzukommen; er hörte gar nicht zu; er wußte schon alles und redete allein. Nun kam die Einweihung jener prunkvollen Burg, deren Ausbau so viele Millionen gekostet hatte. Und nun also, am 13. Mai 1908, nicht nur im Traum, sondern an einem sehr regenschweren Tage, sollte ich mit unserem Kaiser endlich einmal sprechen dürfen. Ich hatte im Auftrag der elsässischen Regierung das Festgedicht — nun, gedichtet kann man in solchem Falle nicht gut sagen, doch immerhin verfaßt. Der Prolog wurde von einem befreundeten Schauspieler auf tadellos stillhaltendem Husarengaul im Heroldsgewand der Sickinger vor dem Kaiserzelt gesprochen, worauf ein eindrucksvoller Jagdzug an uns geladenen Gästen vorüber sich in die rasch belebte Burg ergoß. Nachher, in einem oberen Gemach des stattlichen Hauptturmes, kam der Augenblick, wo mich ein Ministerialrat Seiner Majestät zuführte. Der Vorgang spiegelt sich wider in einem Kapitel meines Romans „Der Spielmann“. Nun wird dich der Kaiser, dachte ich, über die elsässischen Sorgen, über dein eigenes Schaffen, über deine Bestrebungen innerhalb der gesamten deutschen Kultur befragen, und du wirst frischweg Mann zu Mann den Mund auftun! Aber der hochbedeutsame Augenblick ging ebenso belanglos vorüber, wie kurz zuvor die Verleihung des Roten Adlerordens 4. Klasse, den mir Herr von Bethmann Hollweg unter einem Torbogen, zwischen einigen anderen Erkorenen, beglückwünschend in die Hand drückte. Der Monarch versicherte, mein Prolog habe ihm gut gefallen: „Gar nicht konventionell! Wir erwarten noch viel von Ihnen!“ Fester Händedruck — der graue Mantel verschwand, das Gefolge hinter ihm her, ohne daß ich auch nur den Mund zu öffnen brauchte...

So ging diese „Unterredung“ ebenso flink und flott vorüber wie jene kaiserlichen Autos durch Landschaft und Flaggenschmuck hindurchsausten, als wir vor dem Tor der Burg wartend nach St. Pilt hinabschauten — hindurch und darüber hin, ein bewundernswerter Reichsapparat, dem das Außen und die Ausdehnung mehr galt als die geistige Durchdringung.

An jenem festlichen Tage konnte man, bei der Betrachtung der Burg, des Kaisers äußere Fachkenntnis und Einstellungsgabe bewundernd feststellen. Jeder

Böller und jedes Wappen war ihm interessant. Heute scheint mir, bei unbefangener Rückschau, das Ganze im Lichte ernster Symbolik. Wo waren um den Kaiser her beseelende Dichter und veredelnde Denker? „Es soll der Sänger mit dem König gehen“ — warum? Weil ihm der Sänger Seele zu geben hat. Mir saß die mittelalterliche Reichs- und Kaiser-Idee groß und belebend im Blute. Unsere Besten im Elsaß waren von der Vorstellung besessen, daß unsere gefährdete Grenzmark ganz besonders innig und vollwertig mit dem Reiche verbunden sein müßte. Selber in der Nähe der Hagenauer Barbarossa-Pfalz geboren und aufgewachsen, hatte ich — schon lange Jahre vor dem Hohkönigsburgtage — den Dichter Gottfried von Straßburg, in meinem gleichnamigen Drama, auf den Wasgauhöhen zuletzt mit dem Staufenkaiser wandeln lassen. Und so gab auch mein Herold, als Bannermann der Hohenstaufen, in jenem Festprolog dem Reichsgedanken Ausdruck:

. . . „War einst der Staufen Bannermann,
Des Reiches Sturmfahne trug ich voran!
Rotbart hieß, der mein Kaiser war,
Der unvergeßliche Staufen-Aar,
Vor dessen Schwaben und Alemannen
Feindliche Scharen wie Schnee zerrannen,
Mit dem ich auf Mailands Trümmern stand,
Mit dem ich gedürstet im syrischen Sand — —
O Staufen-Vollkraft, wie warst du kühn!
Burgen wuchsen aus Wasgaugrün,
Als sprengte Frühlingswucht das Land —
Und zwischen den blühenden Burgen stand
Hohkönigsburg, das Staufenschloß. . .
Das war von hier oben lustige Schau:
Wir — Schwaben- und Alemanengau —
Wir waren das Herrenvolk der Welt. . .“

Das war von meinem Staufen-Herold allerdings stolz gesprochen. Das Reich der Hohenstaufen sank, wie nun die Herrschaft der Hohenzollern. Wehmut überschattet den Geist. Die Hohkönigsburg und das Kaiserschloß zu Straßburg sind heute französisches Nationaleigentum. Dieses schöne deutsche Land zurückzuerobern: das war seit Jahrzehnten der beherrschende, mit zäher Willenskraft durchgeführte französische Kriegsgedanke. Und die neuesten Pariser Beschlüsse beweisen, wie diesen gehässigsten Feinden Deutschlands auch dies nicht genügt.

Dem Schwane gleich . . . . Von Irmengard Frey

O meine Jugend war dem Schwane gleich!
Wie seines Fittichs Schnee auf dunklem Teich.
Ein wenig stolz, ein wenig einsam auch —
Doch blendend rein der jungen Seele Hauch.
Flaumweich dies Herz, von leiser Spur bewegt,
Wie wenn im Hauch sich Schwanenfieder regt:
Und ungestüme junge Sehnsucht frei,
Wie in den Lüften wilder Schwäne Schrei!
Und war die Bahn ein tiefer See von Schmerz,
War königliches Dulden, junges Herz,
Dein stolzes Gleiten über Leid und Haft —

O schauernd Ahnen mächt'ger Schwingenkraft!
O meine Jugend, rein und stolz und wahr!
Du weißer Schwan! — Gesegnet immerdar!



Der Schmuck der Goldschmiede

Erzählung von Franz Hörmann

Man schrieb den 13. Oktober anno Domini 1805. War ein wunderlieber Herbsttag. Da eilte Hochwürden Herr Johann Capistran Weber, Pfarrherr zu Attenhofen im Rothtal, so hurtig durch die Dorfstroßen, daß die langen Rockschöße flatterten. O Jammer und Elend! In seinem Pfarrhäusel saß der wohlgeborene Herr Jakob Vonhofft, Kapitän der Kaiserlich französischen Armee, und tat sich am Meßwein gütlich!

Der Herr Pfarrer läuft zum Vorsteher der Gemeinde. Das Regiment Vonhofft verlangt halt eine contributio von 300 Gulden; ansonsten muß geplündert werden! Weil im nahen Städtel Weißenhorn bis unter die Firste schon alles voller Kriegsvolk lag, hatte der Kapitän sich nach Attenhofen gewendet. „Ist gar ein stattlich Dorf, wo die Herren sicher eine gute Herberg und fürtreffliche Schnabelwaid finden werden!" So hat submissest der Pfleger vom Gericht Weißenhorn verraten.

Jetzt kommt Hochwürden in seine Behausung zurück. Dort hat sich's der Herr Kapitän bequem gemacht; in der Stubenecke steht der abgeschnallte Degen; in Pfarrers Lehnsessel ist gut sitzen, und der Meßwein ist ein wenig herb, aber nicht übel. „Die Gemeinde wird nachher in zwei Stund die dreihundert Gulden beieinander haben; geht freilich hart; das bare Geld ist rar in jetziger Zeit, und die gnädige Herrschaft in Weißenhorn holt auch zur rechten Zeit ihren Pfennig." Der Kapitän ist dessen zufrieden. Drei Tag will er rasten und der Gastfreundschaft genießen; dann weiterziehen mit den Seinen gen Günzburg zu.

Drei Tag sind lang; die Körnerhaufen auf den Dachböden schmelzen wie Schnee an der Märzensonne; die Erdäpfelkeller werden leer, und den lieben Branntwein saufen die Vonhofftischen Reiter wie Brunnenwasser. Wie endlich der Herr Kapitän auf dem Dorfplatz auf den Rappen steigt und laut zum Abmarsch kommandiert, da flüstert mancher Mund: „Deo gratias, daß sie furt sind!"

Um dieselbe Zeit schritt langsam und müde die Straße von Weißenhorn her ein gar anders gearteter Gesell. Ein Stoppelbart umzog das hagere Antlitz. Lebhaft blitzten die Augen. In einem schäbigen Lederranzen trug er seine Habe. Man konnte ihn wohl für einen alternden Handwerksmann halten, der es versäumt hatte, ein Mädchen zu freien. Ein Landstreicher, der durch die Welt fährt, schien er den andern. Vielleicht aber war er ein armseliger Tropf, dem der Krieg alles genommen hat. Armselig genug sah er aus; drum war er ungeschoren durch die endlosen Truppenzüge gekommen, die ihm begegneten. Da, wo die Landstraße beim Dorf Hegelhofen einen Rank macht, setzte sich der Alte in den Graben. Er nahm aus seinem Ranzen ein Stücklein dürres Brot und begann es zu verzehren. Seine Augen schweiften hinüber zu den waldigen Höhen, die das Bibertal vom Rothtal trennen. Schwarz und finster schoben sich Rauchwolken zum Himmel, die Zeichen unheilvoller Brünste. All das stimmte ihn noch trauriger.

Der Wanderer war der Goldschmied Wenzel Loskar aus Prag. Sein unruhig Blut hatte ihn auf Wanderschaft getrieben. Es war ihm verleidet, in stiller

Werkstatt tagelang zu sitzen und zu hämmern. Lieber zog er von Schloß zu Schloß und von Pfarrhof zu Pfarrhof. Das war ein anderes Leben! In den Schlössern tat man ihm die Silberschränke auf, und unter seiner Hand erwachten die Schätze zu neuem Leben. Plaudernd saß er in den Pfarrerstuben und polierte und verbesserte, und die frommen Wohltäter waren wohl zufrieden, wenn sie die neue Pracht sahen, die der böhmische Goldschmied zuwege gebracht hatte. Wenzel Loskar hatte zu seinem Handwerk eine stolze, heilige Liebe; mit trunkenen Augen ah er die Herrlichkeiten; er kannte alle Marken der Meister, und wenn er bei seiner Arbeit saß, verteilte er in eifrigem Selbstgespräch Lob und Tadel an die Brüder einer Zunft. Manch Stück begegnete ihm, das ihn an eigenes Werk gemahnte; an den Kelch zumal, den er einst für den Herrn Kardinal von Olmütz gefertigt hatte; die ganze Stadt sprach davon, und selbst Gnaden der Herr Statthalter hielt ihn bewundernd in den Händen. Jetzt aber war er in elender Lage. Diesmal konnte er nicht mit vollem Beutel Weib und Kind im heiligen Prag fröhlich grüßen. Bei der Reichsstadt Wangen war er vom Soldatenvolk geplündert worden und hatte sich nun mühselig und hungernd in die Weißenhorner Gegend geschlagen. Mein Gott! Wer so in ein Kriegsland gerät! Zum erstenmal war er ins Bayrische gegangen; hatte alle Privilegien erhalten — und nun dieses Schicksal gefunden!

Nun saß er immer noch an der Landstraße, die das Rothtal hinunterführt. Wie elend war ihm zumute! Er sah im Geiste aufsteigen die Burg von Prag und die Türme der Vaterstadt; eine Sehnsucht nur lebte in ihm; kein anderer Wunsch mehr, als: heim, heim zu Weib und Kind ins schöne, schöne Prag!

So arm aber, wie er aussah, war der Goldschmied nicht; freilich Geld hatte er keines mehr, und der schäbige Lederranzen reizte keinen Räuber. Aber eingenäht im Futter des Ranzens trug er ein köstliches Kleinod, das ihm auf allen Reisen ein Begleiter gewesen war. Wie oft hatte er es liebevoll betrachtet und sich daran ergötzt; nun sollte es seine Hoffnung sein. Mühsam riß er in dem Ranzen einige Nähte auf: nach kurzem Suchen brachte er ein Päcklein zum Vorschein. Er löste den Faden auf und wickelte das Leinenband ab und hielt das Kleinod in Händen. In fließendem Spiel schlangen sich goldene Bänder ineinander; die waren kunstvoll von Meisterhand getrieben. Sie bildeten die Buchstaben W und L in prächtiger Verschlingung; Rubine glänzten daran und, inmitten schimmerte eine wertvolle Perle. Es war Wenzel Loskars Meisterstück, das er einst zu Prag der Zunft vorgelegt hatte; seitdem war es sein Stolz und seine Freude. „Nein, nein,“ so sprach er und hielt das Kleinod in den Händen, „verkaufen tu ich dich nit; aber weißt, verpfänden tu' ich dich und hol' dich wieder in besserer Zeit. Gel, du hilfst mir heim ins heilige Prag!“ Dann führte er ehrfürchtig das Schmuckstück an die Lippen, wickelte es wieder ein und schob es in die Tasche des Rockes. Er stopfte den Ranzen fest und schnallte ihn zu. Mühselig stand er dann auf, stieg auf die Landstraße und ging weiter des Weges nach Attenhofen. Dort will er dem Pfarrherrn sein liebes Werk verpfänden.

Seine Schritte näherten sich dem Dorfe, das zusammengeduckt mitten in der Ebene liegt und aus dem der Kirchturm wie ein Bollwerk emporragt.

Hochwürden Pfarrer Johann Capistran Weber war wieder zur Ruh' gekommen, nachdem die Soldaten das Dorf verlassen hatten. Er saß in seiner Stube und schrieb in die Chronik die böse Geschichte von dem Besuch der französischen Guardia. Da schlug der Klopfer an die Haustür, und Wenzel Loskar ward auf Wunsch in des Pfarrers Stuben eingeführt.

Der Goldschmied blieb bescheiden bei der Tür stehen und sprach: „Grüß Gott, Herr!" Der Pfarrer schob die dicke Chronik zur Seite, blickte den seltsamen Gast an und versetzte: „Grüß Gott entgegen, Mann! Was führt Euch her?" Der Goldschmied hustete verlegen und gab zur Antwort: „Weiß nit, ob ich am rechten Platz bin und ob Ihr meine Bitt' hören wollt." Nun schob der Pfarrer die Chronik noch ein Stück weiter, legte die Kielfeder zum Tintenfaß und sprach: „Setzt Euch nieder und redet. Wenn's geht, so helf' ich gern." Wenzel Loskar ließ sich auf einen Sessel nieder und legte den Ranzen auf die Knie. „Ich sag's frei heraus, Herr; ich bitt' um Geld." — „Um Geld? Wie meint Ihr das? Soll's ein Almosen sein oder sonst etwas? Redet klarer!" — Der Goldschmied aber zog aus seinem Rock das kostbare Päcklein, wickelte es auf und legte das Kleinod dem staunenden Pfarrherrn auf den Tisch. Dann sprach er: „Bettelmann bin ich keiner, Herr. Was Ihr da seht, ist nit geraubt und nit gefunden. Ist mein Werk. Der letzte Rest von meinem Sach; ist den Augen der Räuber entgangen. So hört: Ich bin der Goldschmied Wenzel Loskar aus Prag; hab' zuletzt im Kloster zu Isny gearbeitet; bin bei Wangen ausgeplündert worden; will nun heim nach Prag. Gebt mir fünfzig Gulden und eine Schrift dazu, und das Kleinod ist Euer, bis ich es wieder löse." Johann Capistran Weber aber war ein vorsichtiger Mann; er überlegte hin und her, schaute scharf den Goldschmied an und sprach: „Die Geschichte ist seltsam zu hören." Der Goldschmied bat: „Herr, tut's! Über's Jahr komm' ich wieder des Wegs in Gottes Namen, und Ihr habt mir aus dem Elend geholfen." — „Aber Freund," sprach der Pfarrer, „wo soll ich das Kleinod verwahren in so gefährlicher Zeit?" — „Oh! Euer Haus ist groß, Herr." — „Es könnt' mir auch gestohlen werden; was dann?" Nun kam der Goldschmied mit seinem Plan: „Wißt was, Herr? Ich häng's Euch an die Monstranze; da ist es sicher vor Räubershand und just zu Prag im heiligen Dom hängt ein ähnlich Zieratlein am gleichen Platz. Geht und erbarmt Euch; übers Jahr bin ich wieder bei Euch." Der Pfarrer lehnte sich im Sessel zurück und dachte nach. Dann sprach er: „Wohlan, es sei! Sind wohl viel Geld in jetziger Zeit, schöne fünfzig Gulden, wo man froh ist, wenn man sein Haus, Rock und Essen hat." Er holte aus der Kirche die Monstranze und stellte sie dem Goldschmied hin. Der war entzückt von dem Werk und lobte es über die Maßen; bald hing das Kleinod an ein paar Ringlein fest, und so zierlich schwebte es über dem Fuß des heiligen Gerätes, als ob es schon von Anfang da gehangen wäre.

Einstweilen aber war der Pfarrer in den Keller gestiegen; dort hob er einen Stein in die Höhe, und ein Kästlein kam zum Vorschein, dem der Pfarrer fünfzig Gulden entnahm. Dann brachte er das Versteck wieder in Ordnung. Der Goldschmied wartete in der Stube. Der Pfarrer kam und war voller Freuden, daß der Monstrantia das Kleinod so wohl anstand. Dann nahm er aus dem Wand-

schrank ein Blatt Papier, schnitt es sorglich in zwei Teile und schrieb: „Am 13. Oktober Anno 1805 hab' ich Wenzel Loskar aus der Stadt Prag im Böhmischen dem Pfarrer Johannes Capistranus Weber zu Attenhofen im Rothtal einen Schmuck verpfändt. Wer diese Schrift bringt und funfzig Gulden dazu, der soll das Kleinod wieder haben." Dies schrieb der Pfarrer doppelt, setzte sein Sigill dazu und seinen Namen in zierlicher Form darunter. Mit großen Buchstaben aber schrieb der Goldschmied: „Wenzel Loskar aus der Prager Stadt" und malte einen Stern daneben, das alte Hauszeichen der Loskarleute. Eine Schrift nahm der Goldschmied, die andere der Pfarrer. Der sprach: „Also, da ist das Geld!" — „Vergelt's Gott, Herr," entgegnete der andere; „soll mich also das liebe Geld zu Weib und Kind glücklich führen." Der Pfarrer aber ließ ihm noch eine Schüssel Milch auftragen und hörte die Geschichte des Goldschmieds. Er freute sich, daß er ihm in so großer Not hatte helfen können.

Am Nachmittag brach der Goldschmied auf, sprach sein Gratias und machte sich auf den Weg der Donau zu, um über Regensburg und die großen Wälder Prag zu erreichen. „In zwei Monat will ich dort sein und über's Jahr wieder bei Euch, Herr! Behüt' Euch Gott."

Das Jahr verging. Der Goldschmied kam nicht. Immer noch hing das Kleinod an der Monstranz, das unerlöste Pfand der fünfzig Gulden. Oft und oft dachte der Pfarrherr von Attenhofen über den seltsamen Handel nach. War's am Ende doch ein Betrüger, dem er gestohlenes Gut abgekauft hatte? Oder lebte er nimmer? Und Prag ist weit. Wer kann fragen in so großer Stadt? Aber verkaufen wollte der Pfarrer das Kleinod auch nicht; er wartete geduldig und wartete. So verging Jahr um Jahr, bis am 16. Juni 1814 Hochwürden Johann Capistran Weber die Augen schloß zur letzten Ruh'. Still schlummerte bei den Akten der Schuldschein des Goldschmieds aus Prag; zierlich hing an der Monstranze das prächtige Schmuckstück. Neue Pfarrherren walteten ihres Amtes zu Attenhofen im Rothtal; sie gingen hin zu ihren Vorfahren und machten neuen Platz. Man hatte sich gewöhnt an den Schuldschein; man betrachtete ihn als ein rührendes Erbstück ruheloser stürmischer Zeiten. Manchmal erzählte ein Vater seinen Kindern die seltsame Geschichte von dem Schmuck der Monstranze zu Attenhofen im Rothtal.

Wenzel Loskar aber konnte nimmer kommen, sein Pfand zu lösen: er war tot. Er sah Weib und Kind und sein geliebtes Prag nimmer. Auf Kreuz- und Querwegen war er damals von Attenhofen weg glücklich in die alte Stadt Regensburg gekommen; er wanderte weiter und erreichte das Städtlein Cham, das schon im Walde liegt. Da wollten ihn die müden Füße nimmer tragen; er suchte Zuflucht im Siechenhaus, starb und ward auf dem Friedhof begraben. Zweiundzwanzig Gulden, die er noch bei sich trug, nahm der Spittelvater an sich; den schäbigen Ranzen nahm die Magd, musterte den Inhalt und fand nichts Brauchbares. Sie stopfte den Inhalt wieder hinein, schnallte zu und trug den Ranzen auf den Dachboden, wo sie ihn in eine Ecke warf. Der Spittelvater aber nahm sich vor, wenn es Gelegenheit gäbe, einmal Nachfrage zu halten. Aber Prag ist weit.

Im Hause der Loskar in Prag war große Trauer, weil der Vater nimmer kam. Sie hielten ein Totenamt und trugen in Gottes Namen das Unglück. Der Zunft-

schreiber der Goldschmiede aber schrieb in das Berichtbuch: „Wenzel Loskar ist den zweiten Aprilis Anno 1805 auf die gewöhnte Reis' in fremdes Land gegangen und nimmer heimgekommen. Es war um diese Zeit Krieg im ganzen Reich. Er war Meister seit 1790 und 1802 Vorsteher der Zunft. R. I. P.

Was aber der alte, verschollene Wenzel Loskar war, das wurde auch der Sohn: wandernder Goldschmied aus der Stadt Prag. Und dasselbe Handwerk ergriff der Enkel; und als der sich alt und grau in Prag zur Ruhe setzte, zog sein Bub wieder in die Fremde von Schloß zu Schloß, von Pfarrhof zu Pfarrhof: Die Silberschränke wurden ihm aufgetan und die heiligen Geräte machte er neu. Es war aber bei den Loskar eine Überlieferung geworden, daß vor vielen Jahren ein Ahn auf die Wanderung ging und nimmer heim kam; daß er ein wundersames Kleinod bei sich trug und nimmer brachte. Die Zeichnung dazu lag wohlverwahrt im Schrank, wo fein säuberlich seit alten Zeiten alle Entwürfe ruhten, nach denen ein Loskar sein Gesellen-, Meister- oder sonst ein Prunkstück verfertigt hatte. Und sooft ein Loskar auf die Reise ging, hielt er im Dom zu Prag eine Andacht, daß Gott ihm ein gnädigeres Geschick geben wolle als dem unglücklichen Ahnen, der Weib und Kind nimmer sehen sollte und von dem keine Kunde mehr in die geliebte Heimat drang. — — —

Da kam das Jahr 1910 wie alle andern. Ruhig ging es seine Bahnen. Für die Loskar aber wurde es ein Jubeljahr. Da kam ein wandernder Goldschmied nach Cham und fertigte Reparaturen. Er vergoldete die Kelche und versilberte die Rauchfässer. Er war ein lustiger Gesell und ein heiterer Plauderer, und gerne gab man ihm Arbeit. Nebenher trieb der kunstfertige Landfahrer einen Handel mit antiken Sachen; mit Kennerblick suchte er alte Schränke, alte Figuren, alte Bilder und kaufte sie, wenn sie feil waren. Kein Dachboden, der ihm zugänglich war, blieb undurchsucht. Oft hatte er großes Finderglück.

Der Zufall führte ihn auf den mächtigen Dachboden des alten Spitales in Cham; ein ungeheures eichenes Balkenwerk trug die Hunderttausende von Ziegeln; riesige Kamine ragten wie Säulen empor. Da lag in der Ecke unter allerhand Gerümpel ein lederner Ranzen, schäbig, von Mäusen angenagt, mit einer Staubschicht bedeckt. Jahrzehnte mußte er schon daliegen; viele waren vorübergegangen und hatten ihm einen verächtlichen Blick zugeworfen; vielleicht hatten sie ihn neugierig angerührt; dann aber die schmutzigen Finger betrachtet und ihm einen Fußtritt gegeben, daß er ein Stück weiterkollerte und der Staub aufflog. Der Goldschmied aber zog den Ranzen zu sich her und tat ihn auf. „Ei, ei," so sprach er, „das ist ja ein alter Goldschmiedsranzen!" Er erkannte das an den wollenen Lappen, die ganz vermodert doch noch die Spuren zeigten, daß sie einst über viel blankes Metall hinweggeglitten waren. Und eine Bürste fiel heraus, wie die Goldschmiede sie brauchen, hart und scharf, aus Draht gearbeitet. Nun erwachte erst recht seine Neugier. Er zog den Ranzen an das Tageslicht, das hell durch ein Giebelfenster hereinströmte. Er räumte den Inhalt heraus; da kam ein Ledertäschlein zum Vorschein. Dies öffnete er, und seine Hände begannen zu zittern. Da las er und las und wollte es nicht glauben: „Wenzel Loskar aus der Stadt Prag. Anno Domini 1805." Er hatte die Spur seines Ahnen gefunden!

Seine Erregung war groß. Erschüttert setzte er sich auf die Treppe, die zum oberen Kornboden führt. Er stützte den Kopf in die Hand und versuchte seine Gedanken zu ordnen. Allmählich kam ihm das Unfaßbare zum Bewußtsein: sein Ahn war verschollen, und er, der Urenkel, sollte ihn wiederfinden. Er war dem Weinen nahe. Und blätterte weiter in dem Täschlein: da fielen noch einige Fetzen heraus: Privilegien des Inhalts, daß der Goldschmied Wenzel Loskar die Länder bereisen dürfe zum Zwecke seiner Kunst. Und da! Was noch: die Quittung über das verpfändete Kleinod. Er sollte es sein, der mit der Schrift und den fünfzig Gulden den Schatz wieder lösen durfte.

Glückselig stieg er die Treppen hinunter in die Wohnung des Verwalters vom Spital. Er achtete nicht darauf, daß er voller Staub und Schmutz wurde; wie ein Heiligtum trug er den Ranzen in den Armen. Der Verwalter sah ihn eintreten und lachte: „Um Gottes willen! Was bringen Sie denn da des Weges? Das ist ja der alte Ranzen, der weiß Gott wie lang schon da droben liegt." Aber da wurde auch ihm warm ums Herz, und er schüttelte verwundert den Kopf, als er von dem glücklichen Fund hörte. Mit eigener Hand reinigte Hans Loskar, so hieß der Goldschmied, den Ranzen und konnte ihn nicht genugsam betrachten.

Der Spitalverwalter aber geleitete den Goldschmied zum Pfarrer der Stadt, und der war selig über so ein glückseliges Finden; er schleppte ein altes Totenbuch herbei — und sieh da, bald konnten sie voller Rührung lesen: „Anno Domini 1805 circa nativitatem Domini starb dahier im Siechenhaus ein unbekannter Wanderer am Grimmen und ward auf dem Freithof still begraben. Gott geb ihm die wahre Heimat. Soll ein Goldschmied sein. R. I. P. Amen." Das ganze Städtlein wurde für einen Tag aus seiner beschaulichen Ruhe geschüttelt. In allen Häusern erzählte man die wundersame Geschichte von dem Goldschmied, der seines Urahnen Ranzen fand; und mancher erinnerte sich, den alten Kunden, der so staubig und vergessen hundert Jahre in der Ecke schlummerte, auf des Spitals Dachboden gesehen zu haben. Hans Loskar steckte glücklich das Ledertäschlein zu sich; den Ranzen aber schickte er wohlverpackt mit einem frohen Brief an sein Weib nach Prag.

Hans Loskar unterbrach seine Reise; er erkundigte sich und fand, daß Attenhofen fern im schwäbischen Rothtal liege. Da muß er hin. Die Bahnstation heißt Weißenhorn. Am andern Morgen setzte er sich in den Zug. Das war freilich ein leichter Ding als die mühselige Wanderung, die sein Ahn zu machen hatte. Spät abends kam er nach Weißenhorn; er stieg ab im alten Gasthof zu den Hasen, und alles kam ihm wie ein Märchen vor; die Gäste warfen seltsame Blicke auf den Fremden, der so still vor sich hinträumte. Vielleicht war auch sein Ahn schon da gesessen und hatte den müden Körper gelabt. „Wer ist der Fremde?" fragten die Stammgäste, und flüsternd gab die Kellnerin die Antwort: „Ins Fremdenbuch schrieb er: Goldschmied aus Prag."

Am andern frühen Morgen schritt Hans Loskar die Landstraße hinunter, die nach Attenhofen führt. Zusammengeduckt liegt das Dorf in der Ebene, wie damals. Trutzig wie ein Bollwerk ragt der massige Turm in die Höhe. An der Stelle, wo die Straße beim Dorf Hegelhofen einen Rank macht, da saß ein Bettel-

mann; Hans Loskar warf ihm glücklich ein Geldstück in den hergehaltenen Hut. Bald schrillte die Klingel am Pfarrhaus, und er ward auf Wunsch in des Pfarrers Stube geleitet. Der Pfarrer fragte ihn nach seinem Begehr. Ob hier nichts bekannt sei von einem Schmuckstück, das vor mehr als hundert Jahren ein Goldschmied verpfändet habe. „Ei freilich", versetzte der Pfarrherr und beeilte sich, aus dem Aktenschrank die kuriose Schrift zu ho en, die Hochwürden Herr Johannes Capistran Weber geschrieben hatte an dem Tage, wo die französische Guardia abzog. Da zog auch Hans Loskar sein Ledertäschlein hervor und zeigte die gleiche Urkunde. Er war der rechtmäßige Besitzer des Kleinods geworden; das ist außer Zweifel. Der Pfarrer brachte die Monstranze, und mit Entzücken erkannte der Goldschmied den Schmuck, dessen Zeichnung und Entwurf er so oft in den Händen hielt. Sie nahmen zusammen das Zierat weg, das die Monstranze über hundert Jahr so treulich behütet hatte.

Statt der fünfzig Gulden aber erbot sich Hans Loskar, dem Gotteshaus zu Attenhofen einen prächtigen Kelch zu schenken. und versprach kunstvoll auf einer Platte des Kelches glückliche Geschichte einzugraben.

Dann eilte er glücklich der Heimat zu. In der Tasche trug er des Urgroßvaters Ledertäschlein und, wohlverwahrt in einem seidenen Tüchlein, den kostbaren Schmuck. Die Goldschmiede aus Prag hatten ihr Kleinod wieder gefunden, und die schmerzvolle Lücke in der Geschichte ihres Geschlechtes hatte sich zugetan.



Ostern · Von Ernst Ludwig Schellenberg

Und als die Männer, die am Felsblock harrten,
noch schlummernd lagen, unbewußt und schwer,
da schritt Er schon auf dunkelblauem Meer
der Zukunft, wie durch einen Frühlingsgarten.

Als Magdalena kam mit süßen Narden
aus wachend überstandnen Nächten her,
riß sie die Wächter auf: die Gruft ist leer!
Sie taumelten wie sturmzerwühlt und starrten.

Doch Er, unsichtbar aufgerichtet, lehnte
am offnen Grab, das sie umsonst bemühte,
und fühlte ihre unbeholfne Güte,

die ratlos blieb und sich verworren sehnte,
und war der Lenz, dem sich die zage Blüte
uneingestandnen Glücks entgegendehnte.



Die politische Zukunft Deutschlands

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Zwei Richtungen sind in Deutschland unausgeglichen; die eine erteilt dem politischen Denken den „Primat", wie Leop. Rankes Ausdruck war, die andere behandelt die wirtschaftlichen Erreichungen als die nationalen und will die Diplomatie nach ihnen gerichtet wissen. Man kann nur nicht auch das Denken und den Willen anderer Nationen richten.

England hat zwei Jahrhunderte länger als wir seine wirtschaftlichen Bestrebungen auf dem Erdball verfolgt und wußte sie übereilungslos zu fördern und auf den sichernden Boden der Nationalmacht zu gründen durch stetig und folgerecht mitgehende Politik. Es ist auch nicht unwesentlich, daß verständliche und selbstgewisse Politik im Urteil der Völker ein Übergewicht von Achtung befestigt, welches vielerlei Einwände unwirksam macht. Die Achtung aller deutschen Tüchtigkeiten und Geistigkeiten reichte nicht als Gegengewicht gegen wachsende Abneigung.

Politischer Wille ist das Schwungrad der Gemeinsamkeit der Volkskräfte und der Selbstbehauptung ihrer Sittlichkeit. Nicht erst die zerstörte Ordnung der Monarchie oder der Krieg sind die wahren Ursachen, daß die deutsche Nation derart von entfesselter Gewinngier, Korruption, Untreue, Spielwut, solchem Überhandnehmen aller betrügenden, bestehlenden, hyänenhaften Verbrechen verwüstet werden konnte. Hier schwärte ein seit Jahrzehnten in die Volksgesellschaft gekommener schleichender Giftstoff heraus, die Mitfolge aus den regierungsgerühmten „nur wirtschaftlichen Zielen", aus dem Ansehn des Geldes, welches jedes andere überbot, aus der Einbeziehung zahlloser, im Volke Geschmack und Sitte verderbender Geschäfte in den schonenden volkswirtschaftlichen Begriff, aus dem ganzen verwissenschaftlichten Materialismus. Nicht die unzähligen wohldenkenden, redlichen einzelnen Deutschen, auch nicht die in dem großen Unternehmungsgetriebe eigentlich Tätigen, Tüchtigen, Fleißigen verfielen der üblen Folgerung, dem Hinschwinden von männlicher Unabhängigkeit, von Gewissenspflicht und Ehrgesinnung. Aber in allen Ständen und Schichten zeigte sich davon, auch in denen, wo es die gerühmten Überlieferungen und den Standesschild verblinden ließ. In seiner letzten Schrift legte der sterbende Wilhelm Wundt dar, wie die lehrhaft überstiegene Pflege der wirtschaftlichen Güter der Weg ward, uns in die Sklaverei zu führen, von innen her, in Zusammenwirkung mit dem äußeren Gegner. Getue in Kunst und Kulturredseligkeit vermochten nicht Ersatz zu sein für die wirkliche Bildung der älteren Zeit und ihre charaktervolleren, schöneren Güter.

Wer aus der strengen Rechenschaft herausgerät, gewöhnt sich an die Illusionen. Wir haben darin mit allem gelebt, seit kein Bismarck mehr die von ihm begründete Friedenspolitik in wachsamer steter Prüfung diplomatisch auf der Höhe hielt. Zu Bündnissen, über deren Tauglichkeit wir uns beruhigten, fügten wir die Chimäre, in Freundschaft mit der Dollarplutokratie etwann England zu stürzen; nach Bank- und Geschäftsinteressen, die ursprünglich die türkische Freundschaft gebahnt hatten, wurde die „Macht des Islam" zur Phantasiever-

nichtung des Britenreichs. Noch mit der Geschichte des Krieges und der schuldfreudigen Unterwerfung endet nicht das von allen Seiten gesponnene Vielgeflecht der getäuschten Einbildungen. Auch die jetzt gerne gebrauchte Vertröstung mit dem Siebzigmillionen-Volk, welches man nicht erdrücken kann, verlangt durchdacht zu werden, sonst hilft sie nur zur Fortdauer der Selbsteinredungen und Irrgänge. Die Zahl tut es nicht, sondern der Grad der Achtbarkeit und des Widerstands, den eine Nationalität der Schmelzbarkeit leistet. Millionen des deutschen Volkstums sind bereits zergangen jenseits der Grenze, welche Frankreich seit Jahrhunderten nach Osten rückt. Ganze germanische Volkstümer liegen unter dem Rasen der Weltgeschichte, weil sie zu Allem guten Willen hatten außer zur Einfachheit des politischen Verstandes. Erfahrungsmäßig aber am freiwilligsten zertaut die deutsche nationale Festigkeit in der geschäftlichen Beeiferung.

Es ist aber sittlich nicht besser, wenn gewisse national gemeinte Illusionsrechnungen die Deutschen auf ihr „Wiederhochkommen“ vertrösten. Eine solche aus Broschüren angelesene Meinung geht dahin: Nunmehr müssen die gewaltigen erneuten Weltkriege folgen, welche England an der Spitze seiner Gruppierungen gegen Japan, dann baldigst gegen die Vereinigten Staaten führt. Den unermeßlichen Bedarf an Kriegsgerät und Lieferungen hauptsächlich nachzuergänzen, fällt dann dem unmilitärisch gewordenen, technisch voranstehenden Deutschland zu. Ganz Deutschland eine rastlose, riesige Erzeugungsmaschine für Kriegslieferung, und so am letzten Ende, wenn alle erschöpft, geschwächt, verarmt am Boden liegen, werden wir die Reichen, Mächtigen sein! Dies die Glücksidee und die Volksethik einer Utopie, deren mathematisch selbstgewisser Faden von der Wirklichkeit an jeder Stelle leicht durchschnitten wird.

Gewiß muß die nationale Wirtschaft und Arbeit aus vervielfachter Bedingung der Weg sein, uns nach und nach aus der ungeheuerlichen Belastung und Schuldknechtschaft wieder herauszuringen. Doch kein neues Mal ohne politische Steuerung und Wegsicherung. England will uns nicht entwaffnet und beraubt haben, um von neuem in der Gefahr zu stehn, daß wir es überflügeln. Kurz vor der Eröffnung der Leipziger Messe 1920 wiesen schon die Londoner „Financial News“ auf die Bedrohung hin, daß die abgestellte deutsche Kriegsmaschine mit ihrer bewiesenen gewaltigen Kraft fortab zur Mehrung einer deutschen „Friedensmaschine“ von allüberlegener Leistung werde. Insbesondere würde England es als Herausforderung nehmen, würde Deutschland in Rußland nach Vorsprung trachten ohne irgendwelchen Vergleich mit ihm darüber. Minder mag es durch deutsche Umwerbung Frankreichs beunruhigt werden.

Anders als England trennt die französische Öffentlichkeit das Politische von den finanziellen und wirtschaftlichen Augenmerken. Sie läßt diese die Angelegenheit der Fachleute und beteiligten Kreise sein, was deutsche Anknüpfungen solcher Art wohl ermutigen und ebnen kann, aber nicht auch weiteres. Soweit die Franzosen nicht öffentlich ermüdet und teilnahmslos sind, wollen sie mit der überzeugungsleichten Lebhaftigkeit, die zum Wesen des gallischen Elan gehört, politisch formulierte Ideen und Ziele. In seinen nationalen Temperamenten wird Frankreich niemals durch wirtschaftliche Gesichtspunkte gedämpft und abgelenkt werden.

Schwankt sein politischer Wille auch noch so in den Kurven des Auf und Nieder, so wird doch wieder und wieder sich mit erneuter Forderung die den Franzosen alteingelebte Lehre von der ihnen zukommenden Rheingrenze einstellen. Wie seit Jahrhunderten, wird jeder Teilerfolg darin sie zur weiteren Erfüllung anhalten. In die gleiche Richtung drängt die ernstliche Sorge um Frankreichs Bevölkerungszahl. Und hinzu treten Gelüste, zwar mehr wirtschaftliche und generalstäbliche als eigentlich „nationale", auf unser rechtsrheinisches Industriegebiet. Frankreich, wo Clemenceau Undank findet und man von der „Sabotage des Sieges" durch ihn spricht, und als Frankreichs Gefolgschaft Polen, bedrohen das verkleinerte Deutschland noch im jetzigen Bestande. Welches politisch gesunde und verlässige Verhältnis wir mit Rußland eingehen könnten und wer „Rußland" sein wird, wird zur Klärung noch vieler Zeit bedürfen. Gelingt es, bei den Vereinigten Staaten uns einen Rückhalt für die Lösung von Einzelfragen zu verschaffen, um so besser. Doch wird der mögliche Draht nach Washington immer mit jener Geschicklichkeit und Klugheit, die uns seit lange abhanden gekommen sind, behandelt werden müssen. Mit Amerika oder mit Japan zielpolitische Gemeinschaften anbahnen zu wollen, ist abermals unnütze, nur Argwohn weckende Luftschloßbauerei. Wir haben doch jenen nichts zu bieten.

Bisher haben England und Italien seit dem Versailler Frieden noch Ärgeres von uns abgewandt. Nicht um unserer Liebenswürdigkeit willen, sondern aus der unter ihnen verständigten Gleichgewichtspolitik, um dem neubelebten Imperialismus Frankreichs und den von ihm ermutigten Ehrgeizen, wozu auch die großserbischen, jugoslawischen gehören, Zügel anzulegen. Die englische öffentliche Meinung, die begreiflich nicht so bald die Erinnerungen des Weltkriegs überwindet, wird in der Verhetzung gegen Deutschland erhalten namentlich durch die Planmäßigkeit und Macht der Northcliffe-Presse. Dieser leisten nun noch die deutschen Stimmen vielfach Vorschub. Begreiflich — oder noch begreiflicher als drüben — wirkt in Deutschland die Erbitterung gegen England nach. Sie führt aber auch zu mancherlei Urteilen und Kritiken, die nur schief sind, zu Spottbildern und Zeitungsäußerungen, die auch von dem gerechten Engländer als lediglich beschimpfend aufgefaßt werden müssen.

Nun ist England an und für sich, angesichts des vielen Ungeklärten in der Weltlage und der reichlichen Wolken am großbritannischen Horizont, auf den Fortbestand der „Entente" angewiesen. Um deswillen versteht es auch manches Peinliche duldsam in Kauf zu nehmen, sogar einen französisch-belgischen Militärvertrag, der in der Verwirklichung der „natürlichen Grenzen Frankreichs" ein nicht so harmloses Stück Vorankommen ist. Alle diese Sachlagen leiten nun die Gedanken noch auf den Völkerbund.

In der anfänglich von Wilson gedachten Form und Bedeutung war der Völkerbund eine den Möglichkeiten vorgreifende Schnellfertigkeit. Zu Versailles, wo sein Statut ausgearbeitet und bezeichnenderweise in den Frieden mit Deutschland hineinverarbeitet wurde, sollte er alsdann für den Dienst der Entente gestaltet werden. In Genf hat sich schon klarer gezeigt, was er selber zu werden gedenkt. Nicht gerade durch die endlosen Professoren- und Juristentifteleien zu

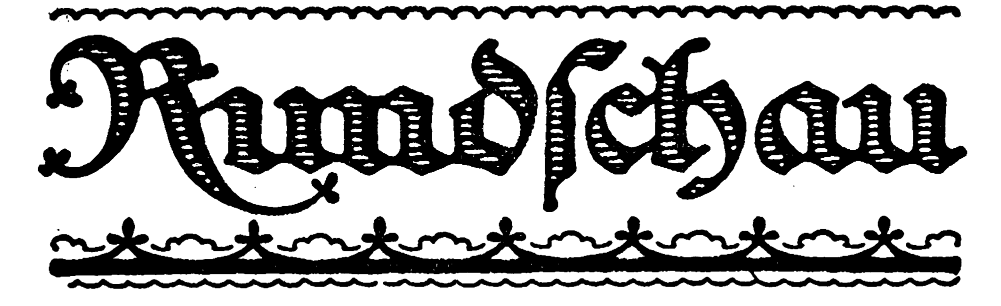
den Organisationsfragen und Beschlußanträgen, aber durch die zweckbewußten und bei aller Höflichkeit mitunter erregten Aussprachen allgemeinerer Natur. Genauer besehen dreht sich die Internationalität dieses Weltbundes dahin, daß die mittleren und kleineren Staaten, belehrt durch den Weltkrieg, eine verbesserte Sicherung ihrer einzelnationalen Selbständigkeit in ihm zu haben wünschen, und daß die fernwohnenden von ihnen sich genugtuungsvoll berufen sehn zur Mitbestimmung am Weltganzen. Anders als die Großmächte den Bund vorerst noch statutarisch vorgeformt haben, bekundete sich ein gegen die großmächtliche Hegemonie gerichteter Abwehrwille. Das erstreckt seine Bedeutung über die ganze Welt, aber nicht zuwenigst über Europa. In jenem Willen wurzelte auch das sich wiederholt kundtuende Verlangen nach der baldigen Aufnahme des besiegten Deutschland, wobei übrigens private Freundschaftsgefühle für diese „Schuldträger“ bei den wenigsten Delegationen in Genf zu spüren waren. Frankreich, welches vorweg die Ungunst erfuhr, daß der Bundesort nicht nach Brüssel, sondern in die parteilose Atmosphäre der Schweiz verlegt ward, erschien in Genf gleichwohl in der unbefangenen Erwartung, erneut den beliebten Nimbus der uneigennützigen Verdienste für seine unbegnügte Frontstellung gegen Deutschland zu gewinnen. England wahrte achtsam die Vorbehalte seiner Handlungsfreiheit, betätigte sich als Mitglied wesentlich geschäftsmäßig, und mit vorschauendem Fernblick wog es aus allen Wahrnehmungen heraus, welche berechenbaren Werte und Kräfte die Weiterentwicklung des Bundes verheißt.

Deutsche Politik sollte dessen auch fähig sein. Die Mitgliedschaft im Völkerbund könnte ein Weg werden, wie wir noch am ehesten zu der vielberufenen Revision des Versailler Friedens gelangen, an die in Genf wiederholt gestreift ward. Was wir absehbar von Berechtigungen unserer Nation und unseres Volkstums militärisch nicht erkämpfen können, ist nicht unerreichbar im Rahmen politischer kommender Entwicklungen. Eine Gefrieranstalt des Gegenwärtigen kann und will auch der Völkerbund nicht sein.

Die seit Jahren zum Blatt der Franzosenfreundschaft gewordene „Morning Post“ in London nennt den Völkerbund im Rückblick auf die Genfer Tagung eine Verschwörung, worin die Freunde, Agenten und Narren Deutschlands tätig waren. Erwähnungswert für diejenigen in Deutschland, die von einer internationalen Affenversammlung sprachen. Beides trifft sehr weit an vielem vorbei, auch an den ernstlichen Beurteilungen in England. Soweit es gleichlaufende deutsche und englische politische Interessen gibt, gelangt deren verständigte Wahrnehmung zu besseren Aussichten durch eine gleichzeitige Begegnung der beiden Diplomatien im Völkerbund.

Alles in allem muß England nach wie vor sich wünschen, daß das Denken, Wollen und Können Deutschlands nicht im nur noch Wirtschaftlichen stecken bleibt sondern daß endlich wieder ernsthaft mit einer deutschen Diplomatie zu rechnen sei.





Elsässische Charakterbilder

3. August Schneegans

„Er war eine reich veranlagte Natur: geistreich, von gediegener humanistischer Bildung, ein klarer Dialektiker als Journalist und politischer Redner, mit großem Blick für die geistigen Strömungen in der Geschichte, dabei mit dichterischem Schwung und Talent und von sensitivem Gefühl."

Alberta von Puttkamer,
in ihrem Buche „Die Ära Manteuffel", über Schneegans

Zu den einflußreichsten Büchern über die elsässische Politik des letzten Halbjahrhunderts gehören die Memoiren von August Schneegans, die der Verfasser mit Recht als einen Beitrag zur Geschichte des Elsasses in der Übergangszeit bezeichnet.

Im Jahre 1904 erschienen, ist dieses Buch heute wahrhaft wichtig geworden. So manche Erscheinungen des elsässischen Volkscharakters, erfreuliche und beklagenswerte, treten uns hier mit plastischer Anschaulichkeit entgegen. Der leitende Gedanke von Schneegans' Politik, der autonomistische, ist ja auch im Spätherbst 1918 wieder lebendig geworden; und die Bestrebungen, die in solchem Sinne einen kleinen Kreis von Deutschelsässern zusammenhielten, sind auch für die Politiker der siebziger Jahre eine zeitlang maßgebend gewesen.

Zu Straßburg, im Jahre 1835, wurde Schneegans geboren. Seine Mutter war noch weitläufig mit Friederike Brion verwandt. Der junge August besuchte das protestantische Gymnasium, studierte klassische Philologie und trat frühzeitig mit literarischen Arbeiten hervor — deutschen und französischen Gedichten, in denen sich bereits der spätere elsässische Partikularist bemerkbar macht. Als Student hatte sich der unternehmungslustige junge Mann an einer Reise der Vertreter Frankreichs in der europäischen Donaukommission beteiligt. Die Fahrt ging über Frankfurt nach Thüringen. Er sah die Wartburg, Weimar und schwelgte in historischen Erinnerungen. In Dresden fesselte ihn die Kunst. Nun ging es über Prag in den Orient. Feinsinnig sind die Beobachtungen, die Schneegans in der internationalen Gesellschaft, die er in Galatz antraf, machte. Schon jetzt brachte er die feinen Manieren der Franzosen in Parallele zu dem „aufrichtigen" und „dauerhaften" Wesen der Deutschen, lernte von beiden Teilen, fühlte sich aber im Herzen der deutschen Sinnesart mehr zugetan.

Schneegans entschied sich früh für die Zeitungsarbeit. Neben politischen Artikeln über den Orient verfaßte er literarische Aufsätze, die in größeren französischen Zeitschriften Aufnahme fanden.

Nun kam der deutsch-französische Krieg. Schneegans erlebte die Belagerung von Straßburg mit. Charakteristisch ist aus dieser Zeit sein Geständnis, daß er — der als Mitglied des Gemeinderats eine geachtete Stellung unter seinen Mitbürgern einnahm — damals für „die künftige Autonomie des Elsasses" schwärmte. Für seine Heimat zu arbeiten, dafür hatte ihn schon Jahre vorher sein Freund Neffzer, der Chefredakteur des Pariser „Temps", begeistert.

In überaus packenden Schilderungen lernen wir die verschiedenen Abstufungen in der

politischen Stimmung der damaligen Straßburger Bevölkerung kennen. Schneegans hoffte, daß die Eingeborenen sich bald an das deutsche Wesen gewöhnen würden. Treffend war seine Auffassung, daß Frankreich durch den Verlust des Elsasses sich viel mehr in seiner Eigenliebe als in seinem Herzen verletzt fühlen würde. Nach einer vorübergehenden Journalistentätigkeit in der Schweiz — wo dem nun etwas abseits der großen politischen Ereignisse Stehenden die Erkenntnis aufging, daß das frivole Frankreich jener Tage die „Anhänglichkeit der Elsässer nicht verdiene" — ging er als einer der elsässischen Abgeordneten der französischen Nationalversammlung nach Bordeaux und tauchte dort in weltgeschichtliche Ereignisse tragischer Art unter. Gambetta, Thiers, Viktor Hugo treten auf, treffend beleuchtet, scharf charakterisiert in ihrem Verhalten auf der politischen Bühne. Die Leichtfertigkeit, mit der man die elsässischen Dinge in Bordeaux erledigte und die den elsässischen Patrioten so überaus wehe Tage bereitete, erscheint, von dem Miterlebenden fast überhell beleuchtet, vor unserem geistigen Auge. Über den offiziellen, dokumentarischen Wert dieser Schilderungen braucht kein Wort verloren zu werden.

Vor allem aber ergreifend tritt uns die seelische Verlassenheit der elsässischen Patrioten in jenen Augenblicken entgegen; und das Wort des Straßburger Bürgermeisters Küß, des „großen Elsässers": „Wir sind besser als diese Leute" bewährt sich, grade auch im Hinblick auf unseren Schneegans, durch die Tat. Küß' tragisches Ende in Bordeaux und die entsetzlich geschmacklosen Theaterszenen an seiner Bahre zeigen uns die elsässische Treue und die französische Leichtherzigkeit auf dem Gipfel.

Trotz aller bitteren Erfahrungen ließ sich Schneegans in seinem patriotischen Eifer nicht beirren. Er wanderte aus. Nach Lyon, wo er die Leitung einer Tageszeitung übernahm. Wieder erlebte er Enttäuschungen. Die hohe Finanz, die das „Journal de Lyon" förderte, verstand einerseits nicht die ideale Seelenstimmung des neu gewonnenen, aus Liebe zu Frankreich übergesiedelten Chefredakteurs; andrerseits erschwerte man ihm die Leitung des Redaktionsteils durch unbefugte, stümperhafte Einmischungen. Schneegans legte seine Tätigkeit nieder. 1872 zog es ihn nach der Heimat. Er kam rechtzeitig, um führend in die autonomistische Bewegung einzugreifen.

Und hier war es, wo er einen festen Strich zog gegenüber den Einmischungen in die elsässischen Verhältnisse seitens der Franzosen, die ein paar Jahrzehnte später, zu Wetterlés Zeit, wieder so unheilvoll schürten. Er schreibt unzweideutig: „Da nun einmal Elsaß durch die feierliche Abstimmung der Nationalversammlung auf ewig Deutschland abgetreten war" — man höre! — „und diese Abstimmung war bekanntlich mit erdrückender Mehrheit erfolgt, — so hatten Frankreich und die Franzosen die Pflicht, uns zu Hause tun zu lassen, was wir wollten, und sich nicht mehr in unsre Angelegenheiten zu mischen, namentlich nicht mehr von ihrem Standpunkte aus und in ihrem Interesse."

Der erste autonomistische Elsässer neben Schneegans wurde Hartmann, der Abgeordnete von Münster. „Er hatte zuerst nach der Versammlung in Bordeaux, nachdem er sich über die einzunehmende Haltung mit unseren früheren Freunden Ignaz Chauffour, Aug. Dollfus, Fleischhauer, Schützenberger verständigt hatte, die Fahne der Autonomie aufgepflanzt; er hatte es ausgesprochen, daß, da das Elsaß nicht mehr französisch sei, es elsässisch sein müsse und von Deutschland eine autonome Konstitution zu erhalten suchen solle, die es den andern deutschen Staaten gleichstellte." Angesehene Politiker, zumeist Freunde unseres Redakteurs, schlossen sich der neuen Bewegung an. Wir lernen sie kennen, z. T. flüchtig, z. T. in ihrem Verhalten scharf charakterisiert: Kablé, Tachard, Schützenberger, Chauffour, A. Dollfus, Schlumberger, Hartmann. Man stand, parteipolitisch gesehen, ungefähr auf nationalliberalem Boden; und in der Tat gelang es auch Schneegans, eine Reihe dahin gerichteter Blätter in Altdeutschland für die elsässische Gruppe zu interessieren. Im „Elsässer Journal", dessen Leitung Schneegans fürderhin übernahm, legte er nun seine politischen Anschauungen nieder. Epochemachend waren dort seine „Lettres de Berlin", November 1876. Sie zeigen uns das oppositionelle

Verhalten der Protestler Winterer, Guerber u. a. im Reichstag und den Eindruck ihrer Reden auf die altdeutschen Kollegen. Kulturkämpferische Illusionen an Stelle sachlicher Befassung mit praktischen Tagesfragen; platonische Proteste gegen die Annexion anstatt realpolitischer Erörterungen elsässischer Fragen: man schüttelte deutscherseits den Kopf! 1876 hatten im Wahlkampf die liberalen Autonomisten über Klerikale und Protestler (beides war ungefähr eins!) den Sieg davongetragen

In der Reichstagssession des Winters 1877 sehen wir Schneegans, den Abgeordneten, wieder in voller Tätigkeit. Er war es im wesentlichen, der die Verfassungsfrage für Elsaß-Lothringen ins Rollen brachte. Er sagt darüber: „Ich begann allein, ich darf es wohl sagen, die Aktion in Berlin. Ich entschloß mich, alles daran zu wenden, um die Verfassung durchzubringen. Auf mein eigenes Risiko veröffentlichte ich eine autographierte Straßburger Korrespondenz, die ich den Zeitungen, den Reichstagsabgeordneten, den Delegierten des Bundesrats, den Ministern schickte, und in der ich unser Programm auseinandersetzte und unsere Wünsche formulierte. Da das Komitee unserer Zeitung mir erklärt hatte, daß es mir für meinen Berliner Aufenthalt keine pekuniäre Unterstützung mehr geben konnte (oder wollte), so verkaufte ich eine gewisse Anzahl Papiere und setzte mein Privatvermögen, das schon durch die Kosten der Wahl, welche mir nicht ersetzt worden waren, mitgenommen worden war, in den Dienst der allgemeinen Sache. Die Redaktion der ‚Straßburger Korrespondenz‘ ruhte allein auf mir. Keiner meiner Freunde beteiligte sich daran. Dabei schrieb ich für das ‚Elsässer Journal‘ und war Mitarbeiter zahlreicher deutscher Zeitungen.“

Man sieht: er arbeitete, zielbewußt und seinem Ideal getreu, trotz aller Schwierigkeiten, für sich fort. Und diese Schwierigkeiten waren nicht klein. Ein Piccolomini fand sich an seiner Seite: Kablé, sein Freund, der mitten im dramatisch bewegten Kampf der Opposition verfiel. Schneegans' für Freundschaft sehr empfängliches, biederherziges Gemüt trug schwerer an diesem persönlichen Mißgeschick als an allen politischen Gegnerschaften.

Aber seine heißen Anstrengungen waren von schönem Erfolg gekrönt. Fürst Bismarck hatte seinen Mann erkannt, und nun war Schneegans mit einemmal der Vertraute und Berater des Reichskanzlers in der elsässischen Frage und Verfassungsfrage geworden. Wiederum tritt seine politische Tätigkeit in welthistorische Beleuchtung. Der Sieg war errungen. Die Grundlagen der Verfassung waren gelegt

Man hätte glauben sollen, daß so schöne und reale Erfolge im Elsaß, namentlich unter Gleichgesinnten und Freunden, dem hochgemuten Manne Dank und warme Anerkennung eingebracht hätten. Das Gegenteil trat ein. Haß, Mißgunst, offene Befehdung und Verfemung schlugen schwarze Flügel um dieses tapfren Mannes Haupt. „Die ganze Welt“, schrieb man ihm, „ist auf Sie neidisch, und die, welche Sie Ihre besten Freunde nennen, sind Ihre erbittertsten Feinde. Eine ganze Menge von Leuten wartet nur auf den Moment, wo sie sich wegen ihrer Inferiorität an Ihnen wird rächen und wo sie Ihnen Ihre Erfolge wird büßen lassen können. Jedermann hat das Gefühl und die Überzeugung, daß Ihnen persönlich und nur Ihnen das Elsaß seine jetzige Entwicklung verdankt, aber dieses Gefühl und diese Überzeugung regen in kleinlichen Geistern nie Dankbarkeit und Ehrfurcht an; ‚ils engendrent l'envie et la haine; c'est la revanche de l'impuissance qui se prépare contre vous.‘“ „Sie haben in Berlin den Sieg davongetragen,“ rief ihm ein offenherziger klerikaler Kollege zu, „aber merken Sie sich das wohl, wir werden davon im Elsaß profitieren!“

Die elsässische Feder sträubt sich dagegen, im einzelnen die Beleidigungen und böswilligen Verkleinerungen zu verzeichnen, denen Schneegans in der eigenen Heimat fortan ausgesetzt war. Wir kennen diese seelenmörderische Art zur Genüge auch aus unseren Tagen. Genug hiervon!

„Ich war entmutigt, ich war grausam enttäuscht, mein Herz blutete.“ In diesen lapidaren Satz drängt Schneegans seine elsässischen Erfahrungen zusammen. Im Märchen des „Ritter

Curtius", der sich in den Abgrund stürzen will, um sein Vaterland zu retten, suchte der Poesieverständige sich dichterisch und dichtend zu befreien. Aber der Mann, dem Politik Lebenselement war — und der doch erst in den Vierzigern stand — hätte in rein literarischer Betätigung kein volles Genüge finden können. Und seine Heimat gänzlich im Stich zu lassen, das wollte ihm schwer zu Sinn. Vielleicht, daß Bismarcks Entgegenkommen unter den maßgebenden Männern im Elsaß doch auch Nachfolge fand. Man suchte ihn im Lande zu halten und bot ihm die Stelle eines Ministerialrats an. Er lehnte nicht ab. Das Vertrauen Manteuffels (des Statthalters) und Herzogs (des Staatssekretärs) begleitete ihn auf diesem Posten. „Manteuffel und Herzog zogen mich häufig zu Rat, und ich hatte die Genugtuung, zu sehen, daß meine Ratschläge befolgt wurden."

Allein die schädliche Politik — gegen die wir bereits den Grafen Dürckheim Stellung nehmen sahen und die darin bestand, dem unbelehrbaren Willen des Volkes allzu viel Nachgiebigkeit zu zeigen, — wurde auch Schneegans zum Fallstrick. Nachdem er dem Statthalter noch einige für elsässische Regierungsposten in Frage kommende Persönlichkeiten namhaft gemacht hatte — darunter seinen Freund Klein — sagte ihm dieser: „Sie sind ein Hindernis für diese Herren. Sie sind auch ein Hindernis für die katholische Partei. Sie sind in der letzten Zeit zu sehr hervorgetreten, als daß es nicht Anlaß zu allerlei Eifersüchteleien, Mißgunst und Haß gegeben hätte. Sie müssen also weggehen. Gott sei mit Ihnen, mein lieber Schneegans!"

Der Reichskanzler hatte den Befehl erteilt, Schneegans die erste freiwerdende Konsulstelle anzubieten. Am 6. Mai 1880 wurde er zum Konsul in Messina ernannt.

Damit war er für das Elsaß endgültig erledigt.

Bismarck schätzte Schneegans' diplomatische Befähigung hoch ein. Und so war die Absicht, unsern Elsässer fern von der ihn mißkennenden Heimat auf dem Hochland der internationalen Politik sich betätigen und soviel tragisches Mißgeschick in neuer Arbeit überwinden zu lassen, ein schönes Vertrauenszeichen des großen deutschen Kanzlers. In Messina und später als Generalkonsul in Genua hatte Schneegans reichlich Zeit, seiner dichterischen Muse zu leben (Erzählungen).

Bevor er Deutschland verließ, lud er in Berlin einige Bekannte, darunter Spielhagen, Auerbach, Hopfen, die Grafen Herbert und Wilhelm Bismarck, zu einem Abschiedsessen ein. Und hier war es der Dichter Berthold Auerbach, der dem Scheidenden in herzlichen Worten die Anerkennung und Hochachtung der deutschen Freunde zu vermitteln kam. Im selben Sinne sprach Spielhagen.

„Sie haben Schweres durchgemacht, ich weiß es, schwere Kämpfe durchgekämpft, ich war Zeuge davon, aber Sie sind Sieger geblieben — und es war nicht leicht. Für dieses Kämpfen und wackre Festbleiben haben Sie meine und unser aller Hochachtung in ganz Deutschland", sagte Auerbach und umarmte den Elsässer, der ihm in bewegten Worten dankte. Und Schneegans selber sagt, daß er nach schwerem, langem Kampf sich „legal und ohne Hintergedanken auf deutschen Boden gestellt" habe. Und den Bericht über jenes Berliner Abschiedsessen schließt er mit den Worten: „Ich dankte allen Freunden, die mir geholfen hatten, mein wahres Vaterland wiederzufinden."

Uns aber geziemt, über alle Schranken der Zeit und des Schicksals hinweg, die Worte in uns lebendig zu erhalten, mit denen August Schneegans von den Lesern seiner Memoiren Abschied genommen hat: „Hoffen wir, daß allmählich auch über meiner geliebten Heimat die Morgenröte des gesunden allmählichen Fortschritts leuchten wird..."

Schneegans starb am 1. März 1898, wenige Tage vor seinem 63. Geburtstag. Eine treue Lebensgefährtin, mit der er im Jahre 1887 die silberne Hochzeit hatte feiern dürfen, und mehrere Kinder haben ihn überlebt. Sein Buch, von seinem Sohn herausgegeben (Berlin, Paetel 1904), sollte jeder lesen, der sich mit elsässischer Politik beschäftigt.

Alsaticus



Vom Wesen des Staates

Eine klare Erkenntnis vom Wesen des Staates ist Voraussetzung für schöpferische politische Betätigung. Jede Zeit muß sich von neuem Klarheit darüber schaffen. So müssen wir es dankbar begrüßen, wenn zwei hervorragende Gelehrte, der Theologe Reinhold Seeberg und der Historiker Martin Spahn sich der Untersuchung dieser Frage widmen. Der Theologe Seeberg ist ebenso geschichtskundig wie der Historiker Spahn sich in der Philosophie und Ethik bewandert erweist. Beides muß sich ergänzen.

Reinhold Seeberg hat in seinem jüngst in zweiter, neubearbeiteter Auflage erschienenen „System der Ethik" (Verlag A. Deichert, Leipzig) in tiefschürfender Weise die christliche Sittlichkeit in der sozialen Volksgemeinschaft und staatlichen Kulturgemeinschaft betrachtet. Als Gelehrte in dem Präsidenten Wilson den Erlöser einer aus den Fugen geratenen Welt erblickten, hielt in den Septembertagen 1918 Reinhold Seeberg seine Antrittsrede als Rektor an der Universität Berlin über das Thema: „Politik und Moral" (erschienen in „Wir heißen Euch hoffen", vier akademische Reden, Staatspolitischer Verlag, Berlin).

Den tiefen Unterschied zwischen deutscher und angelsächsischer Anschauung über das Verhältnis der Moral zur Politik deckt Seeberg in klarer Darstellung auf. Der Deutsche geht von Luther, der Angelsachse von Calvin aus.

Luther lehrt, daß „Moral und Politik, Kirche und Staat, Glauben und Wissen nicht nur dem Grade, sondern der Art nach voneinander verschieden sind und beide Gebiete somit ihr eigengesetzliches Dasein führen. Sodann erkennt Luther, daß die Moral nicht den gesetzlichen Charakter einer vorgeschriebenen Ordnung hat, sondern ebenso wie die Religion in das Gebiet des persönlichen freien Lebens und Wollens des einzelnen Menschen fällt, während der Staat auf einer äußerlich rechtlichen Zwangsordnung beruht. Der Staat soll und kann also nichts anderes erstreben, als ein Zusammenwirken seiner Glieder zum Zweck der Erhaltung und Ordnung des Lebens eines Volkes. Hier gilt keine andere Regel, als die vernünftige Zweckmäßigkeit. Und hier gibt es keinen höheren Erfolg als den, daß die Menschen zu gegenseitiger Förderung eine feste Lebensordnung einhalten. Diese erstreckt sich, im Sinne Luthers, nicht nur auf die Herstellung der Rechtssicherheit, sondern auch auf die Durchführung eines fortschreitenden Kulturlebens. Dies beides wird aber dadurch erreicht, daß man die überkommenen geschichtlichen Ordnungen in Kraft erhält und sie in etwaigen Bedarfsfällen innerhalb ihrer selbst verbessert. Kluge Überlegung und sichere Entschiedenheit in der Handhabung der ihnen zu Gebote stehenden Rechts- und Machtmittel sind demnach die Aufgabe der Fürsten. Wenn sie außerdem christliche, ernst moralische Persönlichkeiten sind, so werden sie ihre Aufgabe besser, weil gewissenhafter und treuer durchführen. Aber darum behalten diese Aufgaben immer ihren rein naturgemäßen, durch verständige Gesetze gebotenen Charakter und erlangen nicht etwa eine höhere christlich-moralische Geltung."

Ganz anders hat sich die Anschauung auf dem angelsächsischen Boden unter den Einwirkungen des Calvinismus entwickelt. Calvin hat die Staatsordnung nach den Geboten Gottes herstellen wollen und ist der Ansicht gewesen, daß die aristokratische Republik die ideale Staatsform sei, weil sie den Bürgern die Freiheit verbürge, sofern sie irgendwie doch auch an der Regierung beteiligt sind. Das sind antike und mittelalterliche Gedanken.

Aber diese sind dann auf englischem Boden während der Kämpfe Cromwells wieder erstanden und haben jetzt weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen, indem sie der praktische, allem Prinzipienwesen abholde englische Geist festhielt und sie den konkreten Verhältnissen anpaßte. Es entsteht damit zugleich eine besondere Spielart des Calvinismus, die man als Anglocalvinismus bezeichnen kann. Zwar sollte jede religiöse Gruppe, sofern sie nur christlich ist, ihre Lehren und Bräuche behalten, aber sie alle vereinigten sich zugleich in der Anerkennung

gewisser religiöser und moralischer Wahrheiten. Und diese gelten für alle Staatsbürger und verleihen dadurch dem Staat eine Art religiösen und ethischen Charakters. Die Autorität, die nach Calvin den biblischen Gesetzen zukommt, wird übertragen auf gewisse moralische Grundwahrheiten, die im weiteren Sinn als christliche anzusehen sind. Diese Wahrheiten sind an sich nicht verschieden von den Gedanken des Naturrechts, aber sie treten mit moralischer Autorität auf und gelten im praktischen Leben als christlich und evangelisch Auf dieser moralischen Autorität beruht die staatliche Ordnung. Sie ist nicht bloß ein Produkt der vernünftigen Überlegung der Zweckmäßigkeit innerhalb der natürlichen Entwicklung des Volkes. Der Staat ist nicht die oberste Autorität, sondern ihm steht die Autorität der Moral zu. Aber nicht in den Dogmen der verschiedenen Kirchen kann und darf diese Autorität gesucht werden, sie wird ausgeübt von der „Gesellschaft" oder von der diese beherrschenden öffentlichen Meinung,

Und nun begreifen wir den Gedanken, daß der Gottesstaat, dessen Verwirklichung uns als ein stets zu erstrebendes und empirisch nie zu erreichendes Ziel erscheint, in England und Amerika verwirklicht sein soll, und daß das Angelsachsentum beansprucht, als ein Heiland der Welt Moral und Freiheit zu bringen Freilich, wer überlegt, daß die diesen Gottesstaat begründenden Ideale von Zeitungsschreibern und „Politikern" sowie von den hinter beiden stehenden Großkapitalisten abhängen, dem wird diese Neugründung des Gottesstaates wenig einleuchtend erscheinen.

Die ungeheure Täuschung, die in diesen angelsächsischen Gedanken liegt, wird aber noch gesteigert, wenn man erwägt, daß die englische Politik stets die inner- wie außerpolitischen Fragen ausschließlich nach den Maßstäben des Erfolges und der praktischen Nutzbarkeit behandelt, freilich auch nie deren vermeintliche Moralität zu unterstreichen verabsäumt hat. Weder ist jemals die brüderliche Demokratie, von der man redet, hergestellt — an ihre Stelle trat in Wirklichkeit die Aristokratie oder Plutokratie —, noch sind die zahllosen Kriege Englands je unter einem anderen Stern als dem des härtesten Egoismus der besitzenden Klassen geführt worden, noch hat bis auf die neueste Zeit die Moral der englischen Politik sich zu erweisen vermocht.

Seeberg zeigt auf Grund einer solchen Darstellung vom angelsächsischen Geiste, wie Wilson sich als Kreuzfahrer fühlte und das englische Volk als das von Gott erwählte an Gottes Stelle sich befugt erachtet, in den Händeln dieser Welt zu richten. Der sozialdemokratische Abgeordnete Dr Ludwig Quessel hat in einer Arbeit über „Katheder- und Kanzelimperialismus in England" (bei Seeberg nicht angeführt) nachgewiesen, wie die eigenartige Verquickung von religiösem und imperialem Fühlen schon seit Cromwells Zeiten in England einen Geist erzeugte, der die feindlichen Länder als Land der Amalekiter behandelt und die eigenen Kriegsscharen als Streiter Gottes begrüßt. Seit Cromwell fühlen sich die Stämme Albions von Gott zur Weltherrschaft auserwählt. Bei den Angelsachsen werden seitdem die politischen Ideen in religiöse Gewandung gekleidet.

Es soll gewiß nicht geleugnet werden, daß hervorragende Engländer (meist waren es Schotten oder Iren) einer solchen Anschauung entgegengetreten sind; aber die allgemeine von Seeberg mit Recht als bedeutungsvoll hingestellte öffentliche Meinung ließ sich davon nicht beirren. Ein frevelhaftes Beginnen ist es jedoch, wenn deutsche Universitätsgelehrte (Namen zu nennen, erspare ich mir) die angelsächsische Meinung als der deutschen lutherischen Anschauung übergeordnet hinstellen. Dieselben Kreise priesen seit Kriegsbeginn die Höherwertigkeit der angelsächsischen Demokratie gegenüber dem deutschen Anderssein. Eine grenzenlose Verirrung und Verwirrung ist dadurch in den Köpfen der politisch halbgebildeten Deutschen entstanden — und wie entsetzlich ist bei uns deren Zahl! Ganz an der Oberfläche haftende politische Meinungen von Alltagsliteraten wurden von Hochschullehrern als Ergebnisse staatswissenschaftlicher Forschung verbreitet. Eine Analogie finden wir in der Naturwissenschaft: hier erlebten wir eine ähnliche Oberflächlichkeit durch die Verbreitung von Häckels Welträtseln.

Und für dieses entsetzliche Unwissen in der Staatswissenschaft mußten die Gesetze der Moral herhalten. Der Staat und die Politik sollten nach den Grundsätzen der privaten Moral beurteilt werden: Die Absicht des Staates ist unsittlich, denn er befolgt die egoistischen Tendenzen eines Volkes im Gegensatz zur „Menschheit"!

Diese ungeistige und unmoralische Ansicht sieht der tiefschauende Theologe R. Seeberg wohl vor sich, wenn er sagt: „Vor allem muß das wunderliche Mißverständnis vom staatlichen Egoismus abgestreift werden. Der Staat ist eben kein Ego wie die einzelne Person. Es ist daher auch kein Egoismus. wenn er die Lebensbewegung des Volkes im Gegensatz zu anderen Völkern zu behaupten strebt. Um was er ringt, regt die Arbeit und die Mühe langer Generationen an zu nutzbringendem Schaffen. Die selbstische Genußsucht auf Kosten der anderen, die den Egoismus kennzeichnet, ist also undenkbar in dem politischen Wirken des Staates. Es ist nur ein Spiel mit Worten, hier von Egoismus zu sprechen.

„Wir erinnern sodann daran, daß es sich bei Politik um Leitung des Gesamtlebens eines Volkes handelt, das in einem stetigen Werdeprozeß begriffen ist; hieraus ergibt sich zunächst, daß die Politik unmöglich allen Individuen oder Gruppen gleichmäßig Glück verschaffen kann. In einem großen Entwicklungsprozeß werden naturgemäß die verschiedenen Teile des Organismus bald mehr, bald weniger Lasten tragen. Das bedrückt den einzelnen zeitweilig, auch wenn die scheinbare Unbilligkeit der Lastenverteilung sich für das Ganze allmählich ausgleicht. Das nämliche gilt auch von den einander ablösenden Generationen. Es kann das Dasein ganzer Geschlechter in die Schatten des Winters oder in die hungrige Wartezeit der Aussaat fallen. Sie entbehren und leiden, damit es den Kindern oder Enkeln wohlgehe.

„Ich kann und soll in freier Liebe auf meinen Vorteil zugunsten einer anderen Person verzichten, aber ich begehe ein Verbrechen, wenn ich als Politiker einen Vorteil meines Volkes zugunsten eines anderen preisgebe: denn ich verzichte in diesem Falle ja nicht auf einen persönlichen Vorteil, sondern ich schädige die, deren Interessen wahrzunehmen meine Pflicht ist. Ich kann und soll den Glauben und die persönliche Begeisterung für das Gute in allen Menschen erwecken, aber ich bin ein Tor, wenn ich die dauernden notwendigen Ordnungen des öffentlichen Lebens auf solche Begeisterung allein aufbauen will. Wir können keine Fabrik und keine Schule, keine Stadt und keinen Kreis so leiten, wie sollte es dann bei den tausendfachen unendlich komplizierten Willensverhältnissen des ganzen Volkes möglich sein? Und wie sollte gar das Verhältnis der Riesenorganismen der Großmächte jemals nach den Regeln christlicher Liebe und gegenseitiger Rücksicht geordnet werden?"

Weiter ausgebaut ist diese mit treffenden Worten gezeichnete Darstellung von Seeberg in Martin Spahns tiefem Werk: „Die Großmächte" (Verlag Ullstein, Berlin).

Der Staat ist für Spahn ein Stück Boden und ein Stück Menschheit. Ein Staat kann nur entstehen, wo ein Stück Menschheit und ein Stück Boden, sei es von je oder als Folge einer Wanderung, zusammenwachsen. Seine Geschichte ist die Geschichte dieses Wachstums.

Zwischen den Daseinsbedingungen jeder Bevölkerung, die an einer Staatsbildung teilhat, und der Natur des von ihr beherrschten Raumes bestehen besondere, tief reichende, unlösbare Verknüpfungen. Sie zu erkennen, ist die Uraufgabe auswärtiger Politik. Geht einem Stück Menschheit der Rückhalt an dem Stück Boden verloren, worin es verwurzelt ist, und findet es ihn nicht beizeiten wieder, so zerbröckelt es. Es wird nach und nach zu staatlichem Bestande untauglich und droht zu bloßem Kulturdünger für andere Völker entwertet zu werden. Diese Folge mag sogar schon eintreten, wenn der Boden für das Wachstum eines Volkes zu schmal wird oder wenn er umgekehrt zu weiträumig ist oder seine Teile allzu zerstreut liegen.

Kein Staat, der eine Zukunft hat, darf auf eine tatkräftige Raumpolitik verzichten, so wenig er die Hebung seiner Bevölkerung vernachlässigen darf.

Das Wachstum eines Staates, in dem der Trieb einmal aufbegehrte, muß in beständigem Flusse bleiben. Seine Grenzen sind regelmäßig nur Stütz- und vorläufige Haltepunkte für

ihn. „Natürliche Grenzen", wie das von den Franzosen zur Revolutionszeit in Umlauf gebrachte Schlagwort lautet, gibt es für keine Staatsbildung. Die Franzosen überführten sich selbst des Irrtums, indem sie das Schlagwort vornehmlich auf den Rhein angewandt wissen wollen, Flüsse aber noch nie, sei's nur zur vergänglichen Grenze, taugten.

Von solchen lebendigen, der Wirklichkeit des Staatslebens gerecht werdenden Anschauungen aus untersucht Martin Spahn die Bildung und Bedeutung der festländisch-innereuropäischen Großmächte. Vor allem wird uns der tiefere Sinn der innereuropäischen Staatengeschichte offenbart. Die allmähliche Überwindung des Universalmachtgedankens durch das Werden der drei europäischen Großmächte (Frankreich, Deutschland und Österreich) bedeutet einen Fortschritt in der ganzen menschlichen Kultur. Mehrere Staaten erster Ordnung wirken sich nebeneinander aus und verzehren sich nicht in ununterbrochenen Kämpfen. Während die Universalmonarchie des Altertums eine räumefressende Politik trieb, beschränken sich die Großmächte gewissermaßen auf ihr natürliches Herrschaftsgebiet. Sie gehen zu einer räumewertenden Politik über und holen aus dem Boden ein Höchstmaß staatlich verwertbarer Kraft. Die Verwaltungskunst ist die Grundlage großmächtlicher Raumpolitik. Der Hohenzollern-Staat wird von Spahn als das Beispiel der erfolgreichsten Großmacht hingestellt, die von innen heraus allmählich einen Ertrag errang.

Martin Spahn zeichnet die Versuche, eine beständig ruhende Ordnung des abendländischen Staatslebens herbeizuführen und damit eine Umbildung der Machtpolitik der Großmächte zu einer erzwungenen Selbstbeschränkung. Die Bildung von Pufferstaaten, die Lehre vom Gleichgewicht und die Verkündigung der natürlichen Grenzen sind die Wirklichkeiten und Schlagworte dieser Versuche des Ausgleiches. Diese Gedankengänge, welche praktisch bereits längst erprobt wurden, spuken heute wieder in den Köpfen der sogenannten ethisch orientierten Politiker; mit ihrer Verwirklichung glauben sie eine reibungslose ethische Politik herbeizuführen. Spahn zeigt, welche gefährlichen Erschütterungen in der Politik diese rein künstlichen Strebungen bedeuten. Die Pufferstaaten bilden gerade die Sprungbretter, von denen aus die Großmächte in die Gebiete der anderen vordringen.

Der Kampf um das linke Rheinufer war ein Ergebnis der Gleichgewichtslehre, wie Deutschland überhaupt die Kosten dieser Art ethischer Politik zu tragen hat. Erst Bismarck machte dieser für Europa gefährlichen Unruhe ein Ende und führte eine raumpolitische Lösung herbei, die jeder Macht das sicherte, was sie zur Deckung und zum ruhigen Wachstum brauchte.

Dr. Hans Siegfried Weber



Das Rätsel des Todes

Es ist immer unterhaltsam und anregend, einen Fachmann wie den Berliner Chirurgen Karl Ludwig Schleich, der uns schon mit mehreren Büchern über letzte Lebensprobleme erfreut hat, plaudern zu hören. Schon seinem vielgelesenen Werke „Vom Schaltwerk der Gedanken" gibt er den Untertitel mit: „Neue Ansichten und Betrachtungen über die Seele". Ihn fesselt immer wieder das geheimnisvolle Wesen der Seele; Schleich plaudert zugleich wissenschaftlich und dichterisch über diese Geheimnisse. Man möchte sagen, daß der erste Aufsatz des soeben genannten Buches („Das Gehirn und seine Apparate") sich geradezu wie ein wissenschaftliches Gedicht liest; und in dieser Richtung wirkt er nun weiter in zwei neuen Veröffentlichungen, deren hauptsächliche lautet: „Bewußtsein und Unsterblichkeit" (Stuttgart 1920, Deutsche Verlagsanstalt, geb. 12 M), woran sich unmittelbar eine kleinere Schrift anschließt: „Das Problem des Todes" (Berlin 1920, Ernst Rowohlt, geh. 6.50 M).

Wenn man mit diesen Arbeiten eines Modernen den Vortrag eines anderen Fachmannes der früheren Generation vergleicht, z. B. die schön durchgearbeitete Rede des Wiener Klinikers Prof. Dr Hermann Nothnagel vom 25. März 1900, so wird ein bemerkenswerter Unterschied offenbar. Nothnagel betitelt seinen Vortrag „Über das Sterben“ und beschreibt in ebenso fachmännischer wie allgemeinverständlicher Weise den biologischen Vorgang des Todes in all seinen Abstufungen, Möglichkeiten und seelischen Wirkungen. Er kommt zu dem Ergebnis, daß nicht das physische Sterben irgendwie qualvoll sei, da die Natur den Scheidenden in einen wohltätigen Dämmerzustand zu versenken pflege, sondern qualvoll sei nur die vorhergehende seelische Todesangst solcher Menschen, die sich aus irgendwelchen Gründen schwer vom Leben lösen. Doch auch da pflegen manche Krankheitsformen den Willen zum Leben zu dämpfen oder zu brechen. Es ist, nach Nothnagel, unbedingte Tatsache, daß der Tod auf dem Schlachtfeld oder durch Blitzstrahl oder durch Schwert und Fallbeil absolut schmerzlos ist. Das innere Wesen dieses erstaunlichen Vorganges, nämlich des Sterbens, bezeichnet auch er als „bis jetzt uns völlig verschleiert“. Sein Vortrag klingt in eine schlichte Mahnung aus, dem Tod mit jener Ruhe des Weisen entgegenzugehen, wie sie einst den großen Sokrates ausgezeichnet hat. Durch die edel abgetönte Betrachtung zieht sich eine bewußte Enthaltsamkeit gegenüber den Fragen des Jenseits und überhaupt gegenüber metaphysischen Problemen.

Der lebhaftere Berliner Fachmann entrollt nun vor unseren staunenden Augen ein viel farbigeres Bild; aber auch er bleibt mehr in der Schilderung der Vorgänge haften. Es ist bezeichnend und zugleich ungemein belebend, wie bei Schleich fortwährend die Zellen, Ganglien und der ganze wunderbare körperliche Apparat bis in seine kleinsten Einzelheiten herangezogen werden, wobei er die fesselnde Anschauungsweise durch eingestreute Zeichnungen unterstützt. Dazwischen fallen geistreiche Bemerkungen, die sich in einer für diesen Plauderer besonders kennzeichnenden Art auf der Grenze zwischen dem Wissenschaftlichen und dem Übersinnlichen bewegen. Und hier ist der Punkt, wo der ruhig nachprüfende Leser feststellen kann, wie sehr Schleich nicht nur fortwährend die Grenzen überspringt, sondern auch die Bezirke in reizender Unbewußtheit miteinander verwechselt, so daß der Philosoph ebenso stutzen muß wie der medizinische Fachmann.

Da überrascht uns der Verfasser gleich im ersten Vortrag mit der Feststellung, daß die Seele „die metaphysische Schöpferin des Leibes“ sei; er nennt sie zugleich „eine proteusartige Urkraft“ oder „eine Form der Weltkraft“. Er unterscheidet von ihr das „Ich“, das er plötzlich „etwas Physisches“ nennt. „Denn auch unser Geist ist etwas Physisches (!), ein Aggregatzustand, eine Wirkung, eine Funktion unserer Ganglienzellen“! Wiederum an anderer Stelle faßt er sich dahin zusammen: „Seele ist ein metaphysischer Begriff; ihre Inkarnation ist der Nervus sympathicus. Dieser hat sich ein Gehirn erschaffen im Entwicklungsaufstieg. Alle Geistigkeit ist an Apparate beider gebunden. Verstand ist die logisch vollendete Aktion der Gehirnapparate allein. Vernunft ist Verstandesaktion in Harmonie mit dem Sympathikus“ ... So wirbeln fortwährend die Gebiete des Geistigen und des Körperlichen ineinander, ohne daß wir zu einer letzten Begriffsklarheit kommen. Ja, man kann sagen, daß in der zweiten Schrift über das Problem des Todes die körperliche Betrachtungsweise den Sieg erringt über die hier schwächer schwingende metaphysische Ehrfurcht, die ja freilich bei Schleich nie zu überhören ist. Anknüpfend an die Entdeckung Weißmanns bezüglich der Unsterblichkeit der Einzeller (d. h. der primitiven Lebewesen, Protozoën, Bakterien, Monaden), glaubt Schleich einen Dolchstoß in das Herz des Materialismus zu führen, wenn er betont, daß die Nukleïnsubstanz der höheren Zellen unzerstörbar, stets zeugungsfähig, Rhythmen-Kontakte auslösend ist und nur durch Feuer vernichtet werden kann. Und so kommt er zu dem Ergebnis, daß diese Substanzen sich fortwährend wie Karten immer aufs neue mischen, springt aber plötzlich mit dem Satze in die Betrachtung: „Wohlgemerkt berührt diese Form der Unsterblichkeit ganz und gar nicht die Unsterblichkeit der Seele, die ganz anders

geartet und betrachtbar ist." Und in jenem Zusammenhang warnt er dann dringend vor der — Feuerbestattung! „Ist es wahr, daß die letzten Kernwesen der kleinen Mosaikkästchen der Gewebe unsterblich sind wie alle Einzeller, so dürfen sie auch nicht durch Feuer vernichtet und ausgetilgt werden aus dem Kreislauf des Lebens, welches uns nunmehr nur wie ein Lehen, ein Pfand des Todes erscheint, dem alles Bewußtsein tributpflichtig ist." Schleich merkt gar nicht, wie er sich auf diesen letzten Seiten seiner Schrift in einem ganzen Nebel von Redewendungen über das eigentliche Problem hinwegtäuscht, und bei aller geistreichen Sprachbeherrschung in materialistische Blickweise entgleitet, besonders in seinem Kampf gegen die Leichenverbrennung. „Keime genug müssen übrig geblieben sein," schreibt er einmal, „um leiblich fixierten Vollkommenheiten den Aufstieg nicht zu rauben, so daß der Geist (!), der Vorkämpfer auf jedem Gebiet, nie ganz auf den Holzstößen verloderte" (!). Und dahinter: „Darum ist das Sichverbrennenlassen ein noch postmortaler Selbstmord der Persönlichkeit (!)". Welch eine Auffassung von „Geist" und von „Persönlichkeit"! So siegt die Ehrfurcht des Forschers vor seinen Chromosomen über die Ehrfurcht vor der Allgewalt der in uns wirkenden metaphysischen Bestandteile!

Erst gegen Ende seiner Schrift, aber auch hier in heilloser materialistischer Verquickung, taucht die richtige Empfindung wieder auf, daß doch eigentlich das Todesproblem „zwei völlig voneinander zu trennende Gebiete hat" (mit andren Worten: daß die „Unsterblichkeit" der Einzeller, die aber doch durch Feuer vernichtet werden können, gar keine Unsterblichkeit ist). Doch gleich vor diesem Satze müssen wir folgende Prägung anhören: „Das Wiedergeben und Versenken unserer Verstorbenen in den Schoß der Erde vermittelt eben schon physiologisch die Auferstehung aller erkämpften und herausgesteigerten Geistigkeiten (!), von welchen der Glaube aller Völker ahnungsvoll geträumt hat und welche in der Christustragödie herrlich gesteigert sind" — meint Schleich. Man befleißige sich also nur ja, die „erkämpften und herausgesteigerten Geistigkeiten" zu begraben und nicht zu verbrennen! O ihr armen Geistigkeiten! Denn „das Ich (!) bleibt nur bestehen bei der garantierten Wiederzeugung seiner Zellen"...

Man hat am Schluß dieser kleinen Schrift das Gefühl, daß der Chirurg selber mit seinen Darlegungen nicht recht zufrieden ist, denn er verweist auf eine folgende Erörterung.

Wenn man nach diesen geistvollen, aber nur Vorgänge umschreibenden Plaudereien das Schriftchen eines kleinen Verlages (Kassel 1920, Max Siering) „Über das Unsterblichkeitsproblem" zur Hand nimmt, so fühlt man sich in diesem Vortrag von Hans Altmüller wiederum gänzlich von geistiger Luft umweht. Es ist eine schöne Gesamtbetrachtung über die verschiedenen Ansichten, die sich im Laufe der Jahrhunderte um dieses erhabene Rätsel gesammelt haben, wobei der Verfasser selber mit starker Geistgläubigkeit auf dem Boden der Unsterblichkeit steht.

Und greift man vollends zu einem der Bücher von Bô Yin Râ, etwa zu seinem „Buch vom Jenseits" (München 1920, Verlag der Weißen Bücher), so sind wir mitten in einer übersinnlichen, ja seherischen Betrachtungsform angelangt, wobei die Tatsache der Unsterblichkeit unserer Seele als etwas ganz Selbstverständliches vorausgesetzt ist. Der Verfasser geht auf den äußeren Vorgang des Todes in keiner Weise ein, sondern knüpft etwa dort an, wo der Wiener Fachmann Nothnagel in seiner oben genannten Rektoratsrede geendet hat. Er will seinen Leser ermuntern und befähigen, die „Kunst des Sterbens zu lernen" und sich auf die jenseitigen Aufgaben vorzubereiten, „wo eine liebevolle hohe Schulung ihn erwartet, die ihn aufwärts führt". Dabei kommt er zu folgendem Endergebnis, indem er gleichsam wie ein Weiser und Wissender von der anderen Seite her spricht: „Du sollst aber keineswegs glauben, du müßtest nun auf der Erde das ängstliche, stets um sein Seelenheil besorgte Leben eines Heiligen führen. Ein Leben treuer Pflichterfüllung, voll Liebe zu allem Lebenden, voll Streben nach allem Guten und Schönen, nach Ordnung in deinem Willenshaushalt und nach Veredelung deiner Freuden, ein Leben voll fröhlichen Glaubens an die endgültige Erfüllung

deiner höchsten und geläutertsten Sehnsucht wird hier für dich das beste Leben sein, besonders wenn du gleichzeitig bestrebt bist, das zu lernen, was ich hier die Kunst zu sterben nannte."

Es erinnert an Nothnagel, geht jedoch über ihn und Schleich erheblich hinaus, wenn wir da lesen: „Ist der Sterbende auch bis zum letzten Atemzuge vollbewußt, so tritt dennoch im Augenblick des Sterbens eine Art Schlummer für ihn ein, aus dem er erst erwacht, wenn das äußere Sterben bereits vollzogen ist. Im Augenblick dieses Erwachens, das einige Sekunden, Minuten nach dem äußerlich konstatierbaren ‚Tode' erfolgt, findet er sich bereits in seinem geistigen Organismus auf der geistigen Seite der Welt...., ist also weit entfernt davon, sich für ‚gestorben' zu halten, denn er findet sich selbstbewußt, wollend und wahrnehmungsfähig"..

Dieses Erwachen im Tode festzustellen, wäre nun eine wahre Freude für den Verfasser eines letzten kleinen Buches, das wir hier erwähnen wollen. In Deutschland wäre ein Gelehrter gerichtet, der wie der Engländer Oliver Lodge, ein angesehener Physiker, ein Buch veröffentlichen würde, das zum großen Teil selbsterlebte — spiritistische Sitzungen, und zwar Unterredungen mit seinem gefallenen Sohn, enthielte! Erich Schlaikjer las das Werk in dänischer Übersetzung, zwar selber Vater eines gefallenen Sohnes, doch fern von allem Spiritismus; und seine Beschäftigung damit spiegelt sich jetzt wider in einigen Aufsätzen, die er unter dem Titel „Die Welt der Gestorbenen. Ein Beitrag zu okkulten Problemen" veröffentlicht (Berlin 1920, Verlag der Täglichen Rundschau). Auch er kommt zur Meinung, „daß die Seele dem Leib wesensfremd sei und aus der Ewigkeit stamme"...

Dahin will's doch wohl letzten Endes überall hinaus.



Die Robinsoninsel als Nationalpark

Ueberraschend schnell hat der Gedanke des Naturschutzparkes auf der ganzen Erde Anhänger gefunden. Im großen Stile ist in dieser Frage Nordamerika vorangegangen. Es besitzt heute außer seinem vor fast einem halben Jahrhundert erstandenen Yellowstonepark, fast so groß wie die ganze Oberpfalz, noch eine Reihe großer Reservatgebiete für Tiere. Wir nennen da nur den Yosemitepark mit seinen herrlichen Gebirgstälern, den General-Grant-Nationalpark, den Mariposa-Hain mit seinen Riesenbäumen, den Mount Rainier-Nationalpark mit seinen Gletscherlandschaften, den Arizona-Nationalpark mit dem vielgenannten steinernen Walde, den Chickamanga- und Chattanooga-Nationalpark, den von der amerikanischen Bisongesellschaft im Gebiete der Felsengebirge und des Staates Montana geschaffenen Montana-National-Bison-Range und im äußersten Norden von Minnesota an der kanadischen Grenze die Superior-National-Game and Forst-Reserve. Britisch-Columbia hat die British-Columbias New-Game-Reserve, Kanada den Algonquin-Nationalpark in der Provinz Ontario und den Great-Mountain-Park im Distrikt Alberta geschaffen. Große Tierreservationen wurden auch in Australien begründet, so u. a. der Nationalpark auf dem Wisonvorgebirge, der Nationalpark bei Sydney, eine sehr große Reservation in Queensland. Der weltberühmte botanische Garten in Buitenzorg auf Java hat ein ausgedehntes Urwaldgebiet als Reservation zugewiesen erhalten. In Norddeutschland ist der Plan, einen vorerst 50 Quadratkilometer, später vielleicht um das Dreifache zu vergrößernden Naturschutzpark zu schaffen, zur Tat geworden, seit ein großes Grundstück am Wilseder Berge in der Lüneburger Heide für diese Zwecke angekauft und bald darauf der anstoßende „Totengrund" erworben worden ist und man weitere Gebiete durch Verträge gesichert hat. Die Schweiz hat im Unter-Engadin ihren ersten Nationalpark, das Val Cluoza, ein wildes, schwer zugängliches Hochgebirgstal;

Schweden eine Reservation von der Größe des Herzogtums Braunschweig im nördlichsten Lappland geschaffen. Und so ließen sich noch viele mehr und minder große Naturschutzgebiete, wie sie in den letzten Jahren erstanden sind, nennen. Jetzt soll ein unter dem Namen „Robinsoninsel" jedermann bekanntes Gebiet zum Nationalpark und Zielpunkt der Touristen ausgestaltet werden.

Recht vereinsamt liegt im Stillen Ozean, westlich von der chilenischen Küste, eine Gruppe von Inseln, zur Provinz Valparaiso gehörig. Die Hauptinsel, Mas a Tierra, ist 95 Quadratkilometer groß; die zweitgrößte, Masa Fuera, eigentlich ein einziger vulkanischer Berg von 1837 Meter Höhe, ist um zehn Quadratkilometer kleiner; die drittgrößte, Sta. Clara oder Goat Island, ist nur 59 Quadratkilometer groß.

Die Hauptinsel, von Valparaiso 565 Kilometer entfernt, ist dem Leser besser unter dem Namen Juan Fernandez bekannt. Sie wurde erst in der Zeit der Entdeckungsfahrten nach Amerika aufgefunden, nach ihrem Entdecker benannt und ihm als Eigentum zugesprochen, ist aber noch Jahrzehnte nach ihrer Entdeckung unbewohnt geblieben, bis sich die Jesuiten im Jahre 1664 der einsamen Insel annahmen. Sie haben auf der Insel Ziegen und Schweine freigelassen, Tiere, welche bekanntermaßen leicht verwildern, und so zu dem nachmaligen Tierreichtum der Insel beigetragen. Durch sie kamen auch allerlei Sämereien zur Ausstreuung, so daß sich verschiedenste Nutzpflanzen auf der Insel ausbreiteten.

Als aber die Insel von den Jesuiten wieder verlassen wurde, fiel sie in ihre frühere Einsamkeit zurück, bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, einerseits durch die vorhandenen guten Verstecke, andererseits durch den reichen Tierstand der Insel angelockt, immer öfter Seeräuber das Eiland als willkommene Proviantquelle, gute Zufluchtsstätte und günstige Ausfallsstelle aufsuchten. Im achtzehnten Jahrhundert waren es besonders Schleichhändler und Schmuggler, welche immer wieder längeren oder kürzeren Aufenthalt auf Juan Fernandez nahmen. Aber auch die Piraten, welche als kühne Kaperer im englischen Dienste hinter spanischen Schiffen her waren, suchten die Insel heim und unternahmen von hier aus ihre Raubzüge nach den Küstenstädten Chiles und Perus.

Solch ein ganz besonders berüchtigter Pirat war William Dampier. Und ein Steuermann dieses Dampier, der Schotte Alexander Selkirk, war es, der im September des Jahres 1704 Ungehorsams wegen auf Juan Fernandez ausgesetzt, hier bis Februar 1709 verblieb, um welche Zeit er von einem englischen Schiff aufgenommen und dann das Vorbild für all die Robinsongeschichten wurde. Zuerst waren die Schicksale dieses auf Juan Fernandez Ausgesetzten 1712 in Woodes Roggers: „Acruising voyage round the world" erzählt. 1719 erschien dann Foes (Defoe) weltberühmt gewordener Roman: „The life and strange surprising adventures of Robinson Crusoe of York", der den Abenteurer Robinson Crusoe zum Helden hatte, dem aber ebenfalls der Matrose Selkirk zum Vorbilde diente. Foes vielübersetzter Roman hat zahlreiche Nachahmungen — im Deutschen allein weit über hundert — gefunden.

Schwebte uns die Robinsoninsel als eine idyllische einsame Insel im Weltmeere, allem Weltstreite entrückt, vor, so war sie, wie schon aus dem Vorangegangenen ersichtlich, in Wirklichkeit eine Stätte unsäglichen Leides. All die schauerlichen Ereignisse, wie sie sich auf der Insel bald nach ihrer Entdeckung abgespielt haben, schildert uns recht eingehend ein fast 1000 Seiten starkes Buch, Benjamin Makernas 1883 in St. Jago de Chile erschienenes Werk: „Juan Fernandez .Historia verdadera de la isla de Robinson Crusoe". Wir lesen da von den wildesten Piraten, den „Brüdern der Küste", von dem „Ausrotter" Grafen Ludwig von Barmont, der eigenhändig dreißig unschuldigen Spaniern, mit denen er aufs Meer hinausgefahren, das Messer ins Herz stößt, von Henry Morgan, dem König der Seeräuber, dessen Unterbefehlshaber mit 40 Genossen die Stadt La Serena erobert und niederbrennt, von den Tausend Abenteurern, die Eduard Davis von seinem Schiff „Die Junggesellenfreude" aus befehligt, von den Schmugglern des achtzehnten Jahrhunderts, dem schon genannten Dampier. Im September 1739

waren eine englische und eine spanische Flotte ausgelaufen, um im Stillen Ozean die Vorherrschaft zu erkämpfen. Beide diese Flotten aber fielen einem Sturm zum Opfer. Die Spanier gingen sämtlich zugrunde, von den Engländern gelangten unter Lord Anson nur drei nach der Robinsoninsel. Von hier unternahm Anson seine großen Raubzüge gegen die Küstenstädte, durch die er seinen großen Reichtum, mit dem er nach vier Jahren nach England zurückkehrte, errungen hatte. Aus seiner Zeit stammen die herrlichen Haine von Kirschen, Pfirsichen, Pflaumen, die die Insel heute aufzuweisen hat.

All diese Ausfälle der Feinde von der Robinsoninsel aus, unter denen Chile zu leiden hatte, ließen den Chilenen endlich doch die Wichtigkeit dieser Insel als militärischen Stützpunkt im rechten Lichte erscheinen und sie daran denken, Juan Fernandez zu besetzen und zu befestigen. 1750 wurden Soldaten und Sträflinge gelandet, es wurde die Stadt des hl. Johannes nebst Kirche erbaut und ein Kastell errichtet. Aber schon ein Jahr darauf fielen alle Ansiedlungen einem Erdbeben zum Opfer. Jetzt wurde die Robinsoninsel eine Sträflingskolonie. Tagsüber hatten die Sträflinge schwere Arbeit zu verrichten, nachts wurden sie in die vergitterten Erdhöhlen zusammengetrieben, deren Eingänge noch heute über dem Hafen der Stadt sichtbar sind. Als Napoleon I. auf der Höhe seines Ruhmes stand, hatten auch die Südamerikaner die spanische Herrschaft abgeschüttelt und waren auch die Sträflinge der Insel freigeworden und nur die Mörder unter ihnen gehängt worden. Sowie in Europa Napoleons Glücksstern wieder unterging, kamen auch in Chile die Spanier wieder zur Herrschaft, die Robinsoninsel wurde wieder, bis 1817, ein Strafort für politische Verbrecher. Wieder kam es zur Befreiung, zum Abgange der Gefangenen, die Insel war wieder fast vereinsamt. Als aber auch unter den neuen Beherrschern von Chile und Peru Streit und Uneinigkeit sich einstellte, bald die eine revolutionäre Partei, bald die andere die Oberhand bekam, ward die Robinsoninsel wieder die Gefangenenstätte für die politischen Gegner. Die stille Insel war wieder der Schauplatz wüsten, mörderischen Treibens. Die Gefangenen wurden auf das grausamste mißhandelt, nur daß die Gefangenen wechselten, indem eine Partei die andere ablöste, die Gefangenen von heute die Kerkermeister von morgen wurden. Das hörte erst auf, als dem Tyrannen Diego Portales ein Ende bereitet worden war. Und wieder war die Robinsoninsel das vereinsamte Eiland. Auf kurze Zeit sollte die Insel einen zweiten Robinson erhalten, indem Walfischfänger einen Schotten, namens Archibald Osborne, auf der Insel mit einem jüngeren Gefährten aussetzten, der aber von einem Chilenen erschossen wurde. Ab und zu landeten Naturforscher auf dem Eilande. Schließlich erwarb der Schweizer Alfred von Rodt die Insel und gedachte sie zu einem Zufluchtsort für weltmüde Menschen zu machen. Jetzt soll die vielgeprüfte Insel zum chilenischen Naturschutzpark, zugleich aber auch zu einem Zielpunkte für Touristen werden, zu welch letzterem Zwecke die Insel auch verschiedenste Anziehungspunkte für den Fremdenverkehr, große Hotels und Vergnügungslokale erhalten soll. Dadurch müßte die nicht allzugroße Insel an ihren freien Kulturen starke Einbuße erleiden. Jedenfalls wird man die anderen Inseln der ganzen Gruppe in das Schutzgebiet einbeziehen. Juan Fernandez hat im Westen grasige Flächen, im Osten Berge und Wälder, an der Nordküste einen guten Hafen. Für den Naturhistoriker ist die Inselgruppe von großem Interesse. Sie bildet für die Palmen im Westen Amerikas die äußerste Südgrenze; eine Palme (Chonta) kommt nur auf diesen Inseln vor. Von den auf den Inseln zu findenden Pflanzenarten sind nahezu ein Drittel nur hier zu finden, also endemisch. Die Farne sind vorherrschend und erreichen noch Baumhöhe. Von Vögeln kommt eine Kolibriart und ein Tyrann nur auf Juan Fernandez vor. Verschiedene Käfer und andere Insektenarten sind der Insel eigentümlich. Jedenfalls ist es zu begrüßen, daß wieder ein Stück Erde vor dem Untergange seiner eigenartigen Tier- und Pflanzenwelt gerettet werden soll.

Dr. Friedrich Knauer





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Naturwissenschaftliche Bildung

Erwiderung auf einen Aufsatz von G. Stutzer

Im Septemberhefte des verflossenen Jahrgangs dieser Zeitschrift steht ein kleiner Aufsatz von G. Stutzer, der aus mehreren Gründen der Erwiderung von naturwissenschaftlicher Seite bedarf. Zunächst wegen einer Anzahl naturwissenschaftlicher Irrtümer, die er in seinen tatsächlichen Angaben enthält. Hier das Verzeichnis.

1) Zeile 1 ff.: Von Wachstum irgendwelcher Art kann bei Elfenbein außerhalb des Organismus nicht die Rede sein. Der Verf. ist im Unrecht, wenn er bei dem größten Teile seiner Leser durch Wiedergabe einer hingeworfenen Bemerkung eines jungen Assistenten naturwissenschaftlich irrige Vorstellungen erweckt.

2) Z. 29: Die Anordnung „Atome, Molekule, Elektronen" ist naturwissenschaftlich ohne Sinn. Der Äther der Physik ist nicht ohne weiteres ein Gas. (Die Relativitätstheorie leugnet ihn sogar!)

3) Z. 30: Der Versuch über Ausdehnung durch Wärme läßt sich in der beschriebenen einfachen Weise nicht anstellen.

4) Z. 34: Von dem Wesen solcher Ausdehnung kann der Verf. keine richtige Vorstellung haben. Es handelt sich dabei bekanntlich um Äußerungen der Molekularbewegung und nicht um Quellungserscheinungen.

5) Z. 34: Für die Behauptung, daß auch der „härteste Kiesel und das festeste Metall" Gas und Feuchtigkeit aufnehme und abgebe, wird man (von einigen Ausnahmefällen abgesehen) in wissenschaftlichen Werken vergeblich nach Belegen suchen.

6) S. 480, Z. 1: Bei 2—3000facher Vergrößerung kann man nicht in den Atomen aller sogenannten unorganischen Gebilde wirbelndes Leben sehen, auch nicht bei einer Vergrößerung von 10 000. Vielleicht denkt der Verf. an die Brownsche Molekularbewegung, die indessen nicht dasselbe ist wie Bewegung in den Atomen. Auch Stutzers Angabe, die Moleküle oder Atome (was gemeint ist, erfährt man leider nicht) seien „10 000mal kleiner" als ein Punkt, ist unrichtig. Diese Gebilde und erst recht die Elektronen sind erheblich kleiner.

7) Z. 8: Mit dem Ultramikroskop läßt sich die Molekularbewegung fester Stoffe wie Kiesel und Eisen nicht beobachten.

8) Z. 20: Der Satz: „In jedem Wassertropfen des Meeres oder Landes sieht man schon bei einer nur tausendfachen Vergrößerung eine unzählbare Menge der verschiedensten Tiere kribbeln, bei denen alle Vorgänge des Lebens erkennbar sind ..." gibt lediglich eine ganz landläufige starke Übertreibung wieder. Außerdem: Wenn der Verf. sich bemüht, zu zeigen, daß „unorganische" Stoffe belebt sind, so hat er nicht nötig, darzutun, daß das, was wir als Erde oder Wasser etwa erleben, Organismen enthält — für das Wesen von Erde und Wasser als unorganischer Stoffe hergebrachten Sinnes hat das ja nichts zu sagen.

9) Z. 34: Daß der Verf. die Begriffe „positiv“ und „negativ“ im Anschluß an die Erscheinungen des Magnetismus mit „anziehend“ und „abstoßend“ identifiziert, läßt fast vermuten, daß ihm das Grundgesetz des Magnetismus fremd ist.

10) Z. 36: Einen Magneten kann man nicht in Atome pulverisieren. Es ist wohl auch noch nicht ausgemacht, ob die magnetische Kraft an das Atom unmittelbar gebunden ist.

11) Z. 37: „Das rätselhafte Stückchen Radium der Frau Curie“ (es handelt sich übrigens nicht um Radium selbst, sondern um eine Halogenverbindung des Metalls!) hat nicht nur die Größe des hundertsten Teils eines Stecknadelknopfes. Es gibt auch nicht Licht und Wärme ohne Gewichtsverlust ab. Ob schlechterdings von „Kraft der Elektronen“, die dabei eine Rolle spielen soll, geredet werden darf, möchte dahingestellt bleiben, vielleicht spricht man vorsichtiger von Energie innerhalb des Atoms.

12) S. 481, Z. 4: Die Atome eines Apfels können sich natürlich nicht in Zucker verwandeln, vielmehr bilden sich beim Reifen eines Apfels Zuckermoleküle durch Zerfall und Verlagerung anderer.

Die vorstehenden Feststellungen hindern uns nicht — mit einigen Einschränkungen allerdings — zuzugeben, daß der naturwissenschaftliche Grundgedanke jenes Aufsatzes richtig ist. Auch um die ungenügend scharfe Fassung des Begriffs „Leben“ und um die philosophisch-theologische Auswertung des Ganzen will ich nicht mit dem Verfasser rechten. Wenn ich hier das Wort ergreife, so geschieht das vornehmlich deswegen, weil mir die Tatsache an sich, daß ein so mit naturwissenschaftlichen Einzel-Irrtümern durchsetzter Aufsatz in einer angesehenen Zeitschrift bei einem wohl durchweg gut gebildeten Leserkreise anscheinend keinen Widerspruch fand, ein bemerkenswertes Zeichen für die weitverbreitete Geringschätzung naturwissenschaftlicher Bildung zu sein scheint. Das Beispiel steht nicht vereinzelt da. „Als Röntgen die Kathodenstrahlen entdeckte“, beginnt eine lehrreiche Plauderei eines sonst ausgezeichnet geleiteten Kalenders, und erweckt damit gleich zwei falsche Vorstellungen auf einmal, die, daß R. wirklich die Kathodenstrahlen entdeckt habe und die, daß Kathodenstrahlen und Röntgenstrahlen dasselbe seien. Und so darf man überzeugt sein, daß wenigstens zwei Drittel der Türmerleser (vielleicht neun Zehntel!) die beregten Unrichtigkeiten des Stutzerschen Aufsatzes gar nicht als solche empfunden haben werden. Warum? Hier kommen wir auf das, was wir beklagen müssen: weil in unserem sogenannten naturwissenschaftlichen Zeitalter naturwissenschaftliche Kenntnisse als Bestandteil allgemeiner Bildung immer noch für etwas Nebensächliches angesehen und dementsprechend auch bei sonst hochgebildeten Leuten in mitunter erschreckend geringem Maße oder — was dem beinahe gleichkommt — in Verworrenheit vorgefunden werden. Beispiele: Jeder Gebildete schämt sich, wenn er nicht einigermaßen in der griechischen Mythologie zu Hause ist (NB.: Unwissenheit in der germanischen ist bekanntlich nicht so schlimm!) und nimmt sich sehr in acht, um sich keine Blöße zu geben, wenn von literarischen, kunstgeschichtlichen, musikalischen und schöngeistigen Dingen überhaupt die Rede ist. Er gibt aber ohne jede Scheu zu, etwa als Großstädter die Getreidearten nicht auseinanderhalten zu können, nicht sagen zu können, ob der Baum da eine Ulme oder Esche, ein Strauch Hasel oder Erle sei.

Gewiß sind auch Gegenströmungen da. Wie stark das Bedürfnis Erwachsener nach naturwissenschaftlicher Bildung an und für sich ist, beweist die eine Tatsache, daß die volkstümlich-naturwissenschaftliche Zeitschrift „Kosmos“ ihre Leserzahl vor dem Kriege in wenigen Jahren auf über 100 000 steigern konnte. Aber alle populär-naturwissenschaftlichen Zeitschriften und Bücher werden nicht das gutmachen können, was der Schulunterricht versäumt hat.

Mit diesen Feststellungen entfällt ein gut Teil des Vorwurfs, den ich dem greisen Verfasser wegen seines anregenden Aufsatzes eigentlich zu machen hätte. Weiß ich doch auch aus einer seiner Schriften, daß er noch im hohen Alter lebhaftes Interesse an naturwissenschaftlichen Fragen bekundet und sich bestrebt, auf dem Laufenden zu bleiben.

Dresden-Strehlen — Arno Lange



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Karl Hauptmann, der Lyriker

Der folgende Aufsatz war eben in Druck gegeben, als die Nachricht von des Dichters Tod (3. Februar) kund wurde. Am 11. Mai 1858 geboren, ist Gerhart Hauptmanns älterer Bruder im Alter von 63 Jahren einer Herzschwäche erlegen, nachdem ihn im vorigen Jahre ein Schlaganfall heimgesucht hatte.

Man hat wohl Karl Hauptmann als Lyriker gepriesen im Hinblick auf die zarten Gebilde seines „Tagebuchs“. Max Reger, Erich Wolff, Anna Teichmüller und Ludwig Thuille haben sie in Musik gesetzt. Viel umfassender darf gesagt werden, daß er ein lyrischer Geist sei.

Als solcher entschleiert er sich bereits in den „Sonnenwanderern“, die, ohne nach Art Cäsar Flaischlens sich getragener Prosa zu bedienen, doch in der Inbrunst ihrer Gefühle, der schwärmerisch-innigen Andacht zur Natur, der in aufrufartigen Sätzen hingeworfenen Sprache durch das Gewand der äußeren Form hindurch den Lyriker erkennen lassen.

Nicht eben ein Gedicht, aber Lyrik in Prosa ist auch der Roman „Mathilde“, ganz abgesehen von den religiösen Liedgebilden, die hier dem Studenten Dominik in den Mund gelegt werden. Es sind Hymnen voll leiser Weihe — ein stiller Hymnus ist Mathildes ganzes Lebenslied. Das liegt zunächst in der Art, wie der Dichter seinem Stoff gegenübersteht; man kann sagen, er steht ihm gar nicht „gegenüber“, kein Abstand trennt ihn, ganz hat er ihn in sich aufgenommen. Wir haben das fesselnde Schauspiel, wie ein Dichter seinen epischen Stoff lyrisch erfaßt. Empfindungen, Gefühle, Stimmungen, Gedanken, seelische Vorgänge vermittelt das Werk vor allem. Dahinter tritt selbst eine gewisse Buntheit des Geschehenden zurück, und das Gegenständliche ist wiederum bis ins einzelne lyrisch durchsetzt. Dem entspricht natürlich genau die zarte, scheue, ergreifende Sprache. Man hört den Dichter hier leise sprechen mit einer Bitte in Handbewegung oder Auge, daß ja niemand ihn störe! Etwas wie Weihe soll eintreten, wenn er das Geschick dieser armen Frau erzählt.

Noch stärker wirkt dieser lyrische Geist in den „Miniaturen“, die man nicht unrichtig als Gedichte in Prosa bezeichnen würde, nicht im Sinne der äußeren Form, ganz jedoch nach ihrer inneren Gestalt. Vor allem ist es hier die Stimmung, in der sich das Lyrische auswirkt, und damit ohne weiteres auch wieder die Sprache. Man nehme die Skizze „Nacht“ —: kann es Gefühlsmäßigeres geben? Gibt es irgend etwas Episches in diesem Miniaturbilde, außer eben der zufälligen ungebundenen Form? Das Lyrische braucht nicht in gebundener Gestalt aufzutreten.

Noch umfassender offenbart das „Einhart der Lächler“, dessen Lebensanschauung, Lebensstimmung und Schicksal wie ein verhaltenes Lied sind. Daher kommt es, daß eigentlich das Gegenständliche, also Epische, in diesem Roman fast zurücktritt. Bestimmte Bilder scheinen nicht zu haften, wohl aber Einzelzüge; selbst die Entwicklung des Malers erscheint nicht als Hauptsache. Immer neu wird alles Begonnene aufgehoben, immer neu setzt das Werk ein wie eine von geheimnisvoll lyrischem Geist durchblasene Orgel. Stimmung ist auch hier die

Einheit. Die Taten, wenn solche überhaupt vorkommen, die Ereignisse, wie sie im Epischen den Menschen von außen erfassen, sind nicht das Wesentliche. Alles sieht der Dichter in den inneren Erlebnissen, Kunstansichten, Gedanken, Stimmungen, dem Lebensgefühl seines Helden. Wie er die Dinge anschaut, das erscheint wichtig, was er von ihnen sieht, nebensächlich. Man nehme nur die ganz dem lyrischen Geist entflossene Sprache: „Wenn jetzt einmal die Seelen von Einharts Vater und Mutter rein für sich gegeneinander klangen" usw. Zunächst, daß das ganze Werk mit diesem Bedingungssatz einsetzt, der nur halb ein Zeitsatz ist: Dies Unbestimmte entfernt sich in seiner geistig-seelischen Feinheit, die mit vielen Möglichkeiten zu rechnen scheint, gleich stark von der Eindeutigkeit des Epischen. Ein echter Epiker, etwa Keller oder Goethe, bei dem beide Begabungen rund und für sich ausgebildet waren, würde etwa gesagt haben: „So oft", oder: „Manchmal geschah es, daß . . ." Noch deutlicher wird das Lyrische in dem Zusammenklingen der Seelen, das hier kaum mehr Bild ist. Ein Epiker faßt die Sache sozusagen nüchterner auf, er zeigt das Gegenständliche mit aller Schärfe und behaglicher Sattheit — Seelen hört er nicht klingen. So wirkt sich das Gefühlsmäßige auf jeder Seite des Buches aus; mit Vorliebe gebraucht der Dichter das lyrische „wie" für das sachliche „als". Vor allem wird nicht im streng epischen Sinne geschildert. Welche Lust entfalten etwa Homer oder Goethe im Beschreiben von Mauern und Gärten, Festen und Kämpfen, der Gestalt Helenas oder der Wilhelm Meisters! Im „Einhart" wird angedeutet, mehr verborgen als veranschaulicht; jedes Wort hat seine innerliche Musik, die ganze Darstellung ist unmittelbar innig. Der Abstand Einharts vom Dichter ist nicht entfernt so groß wie derjenige Goethes vom Wilhelm Meister — am besten ließe sich in diesem Punkte der „Werther" heranziehen.

Und nicht viel anders steht Karl Hauptmann seinem Stoff im „Ismael Friedmann" gegenüber, wenn ich ihn auch für noch bewußter halte als die Einhartschöpfung.

Aber der Einfall des lyrischen Geistes erstreckt sich kaum weniger auf das Gebiet des Schauspiels. Vielleicht die feinste Lyrik finden wir beispielsweise in der „Bergschmiede", deren Bühnenfähigkeit gerade durch die oft liedformende Gefühlsmäßigkeit gefährdet wird. „Des Königs Harfe", „Der abtrünnige Zar", „Musik" sind eigentlich Balladen; von der Aprikosen-Weichheit des „Moses" wäre zu sprechen — selten steht etwas rein Dramatisches diesen Eigenschaften beherrschend gegenüber. Stärker ist die Bühnengewalt in den ebenfalls halb lyrischen „Besenbindern", um mit diesem Stück die Reihe der lyrischen Dramen Karl Hauptmanns zu schließen.

Wenden wir uns nach diesen Beobachtungen zu den etwa 130 Versgebilden des „Tagebuchs", das bis vor kurzem Karls bekanntestes Werk war, so sehen wir, wie sich sein lyrischer Geist zu seinen gefühlsmäßigen Prosa- und Schauspielschöpfungen eine Art Gegenstück geschaffen. Auch hier waltet musikalischer Geist, weniger lyrische Form im inneren Sinne

Wie in den „Miniaturen" oft nur eine leise Formung fehlt, um die Stücke zu Gedichten zu machen, so klingen manche Stellen des „Tagebuchs" nur wie Rezitative:

„Komm! o komm! und singe dein Lied!
Es erquickt wie ein frischer Quell.
Matt und grau die Wolke zieht —
Ach! — und dein Lied dringt sonnenhell!"

Das nähert sich lyrischer Prosa. Dann aber steigt es gelegentlich auf zum Hymnos:

„Im Dämmer der Nacht,
in Mondesduft —
es wehten die Schäume
Nebelduft
aus felsiger Klamm" usw.

Noch höher hebt sich das Lyrische in dem wundervollen:

„In meiner Träume Heimat
Blühst du noch,
Klingt noch dein Lied.

In meiner Träume Heimat
Kann keine Blume verwelken,
Kein Lied kann verwehn.

In meiner Träume Heimat
Ist lichter Frühling
Weithin in die Zeit —
Du klingst und blühst darin.
Und Lied und Blüten
Fallen in die Ewigkeit
Zu unserer Liebe Ruhme.

In meiner Träume Heimat
Kann keine Blume verwelken,
Kein Lied kann verwehn."

An den tiefsten Bettungen des lyrischen Buches steigt eine gewisse innere Form wie von selbst auf, aber sie ist selten, und um so mehr hört man kleine Anklänge an Dehmel, Hölderlin, Liliencron, Björnson, C. F. Meyer, Heine, Schönaich-Carolath oder auch Goethe heraus — denn in der Form liegt die strengste Eigenart, die Ursprünglichkeit des Liedes, im weiteren Sinne jedes Gedichts.

Karl Hauptmanns Stellung als lyrischer Dichter beruht daher auf dem eigenartigen Widerspruch: ein stark lyrischer Geist ohne den Zwang lyrischer Formenschöpfung. Überall finden wir Musik, ja die reinsten lyrischen Veranlagungen; aber sichere Melodie, die traumhafte Erfüllung des Liedes, ist selten.

Auch Keller, Otto Ludwig, Cäsar Flaischlen sind von dieser Seite anzufassen. Wie Karl Hauptmanns Epen großenteils lyrisch waren, so ist das Großhundert seiner Tagebuchgedichte gewissermaßen ein lyrisches Epos, das der überall gleich wirksame Geist des Dichters eint. Man kann nicht aufhören zu lesen, ohne daß man irgendwie den Zwang zum Zuendelesen empfände. Man braucht nicht mit dem Einsatz zu beginnen, mit dem Schluß nicht abzusetzen. Unsichtbar scheint alles in mannigfaltige Meere von Versen und Sprüchen eingeteilt. Grenzenlos als Einheit zeigt sich das Ganze, selten ist die wahre Form durch ein einzelnes Gedicht begrenzt, weit flutet sie selbst über die Gesamtheit der 130 Stücke hinaus. Endlos erscheint alles, wie um den Wanderer die Natur. Ein Gesichtskreis des formhaft Begrenzten eröffnet sich nirgends — und eben das ist ein Merkmal des rein Musikalischen. Ein lyrisches Epos hat Karl geschaffen, eine musikalische Naturbibel, naturhafte Schriften der Musik.

Denn gehen wir auf die seelischen Eigenschaften dieser seltsamen Schöpfung über, so finden wir vor allem Zartes, Feines, Reines wie Bergkristall, einen ganzen gläsernen Berg heller Durchsichtigkeit, klarer Anmut, fast herbkalter Morgenfrische, wie sie nur unter Einwirkung der Natur sich vollendet. Dabei ist das völlig Gewinnende dieser Kunst die innere Wahrhaftigkeit, die im heutigen Dichterdeutschland überhaupt nicht allzu häufig, selbst von Karl Hauptmann in keinem seiner andern Werke übertroffen wird. Nirgends findet sich die kleinste Verschiedenheit zwischen Gehalt und Bewegungsformung. Niemals hat der Dichter in seiner strengen Natürlichkeit eine Gebärde der Bewegung nötig, wie etwa Werfel und Neuere. Ich sehe darin eine vorzugsweise germanische Eigenschaft. Ja manchmal versformt der Dichter in seiner Schalkhaftigkeit irgend einen leichten hellen Scherz, ohne selber mit der Herausarbeitung ganz zufrieden zu sein, so glaubst du sein verlegenes Lächeln zu sehen. Es ist das Lächeln des unbedingten Wahrheitssuchers, der lieber ehrlich nach seinem Vermögen bildet, als sich zu Gespreiztheiten versteht. So etwa die anspruchslosen, aber eben durch diese Wahrhaftigkeit ansprechenden Verse: „Mir immer wieder unbegreiflich." In dieser Richtung finden sich Lieder von zarter Rosenhaftigkeit, von einer fast mädchenhaften Lieblichkeit.

Dieser Vorzug allein schon würde die Sammlung vor vielen andern herausheben und sie formgewandteren überordnen; denn schließlich entscheidet doch auch über den Dichter nur der Mensch.

Der geheime Glanz der Strophe, die glitzernde Durchsichtigkeit der Sprache, eine gewisse jungfräulich unbekümmerte Härte lassen dann plötzlich erkennen, daß aus den Versen nicht nur eine Begabung. sondern eben ein Charakter spricht.

Der Mutige blickt voraus —
Und wo er wegemüde,
Da schimmert ein güldnes Haus
Hernieder wie im Liede,

Das ragt auf Abendhöhn,
Und Harfen wieder klingen,
Weil goldne Träume dort
Durch freie Seelen wehn.

Vielleicht noch eigenartiger wird die Sammlung dadurch, daß sie zugleich die eines Weisen ist. Der Dichter ringt um Gott:

Kennt ihr die blauen Nächte,
Mit weißen Sternen besät?
Menschengemüter versinken
Tief in Gebet.

Fast zu einem religiösen wird das Erlebnis einer Liebe in den fünf schweren Strophen des Gedichts „Gestorben“:

Schwer und düster wogen die Glocken im Tal.
Düster wogt es in meiner Brust und bang,
Alles, alles gestorben mit einem Mal,
Wo einst dein Lied erklang.

Ebenso liegt dem Dichter, der überall sein echtestes Selbst sucht und nicht mehr als das glaubt geben zu können, alles Naturhafte; Taleinsamkeit und Bergfreiheit, Quellrauschen und Waldwogen tun sich uns auf:

Dämmern Wolken über Nacht und Tal.
Nebel schweben. Wasser rauschen sacht.
Nun entschleiert sich's mit einemmal.
O gib acht! Gib acht!...

Und aus tiefen Grundes Düsterheit
Blinken Lichter auf in stumme Nacht.
Trinke, Seele! Trinke Einsamkeit!
O gib acht! Gib acht!

So stark ist dies Gebundensein an die Weite und Vielfältigkeit des Alls und der Erscheinungswelt, das Brudergefühl gegenüber Stein und Pflanze, daß es kaum ein Einzelstück in dem ganzen „Tagebuch“ geben mag, das der naturhaften Abhängigkeit ledig wäre: ich möchte von Freilichtlyrik sprechen, denn nirgends kann sie der hellen Luft und bergigen Frische entraten. Vereinigen sich gar Gott- und Allgefühl, so entstehen formvolle Gebilde von sinnbildlicher Gedrungenheit:

Ein Gefangener bin ich
Das ist Menschenlos.
Ganz gefesselt ging ich
Aus dem Mutterschoß.

Und mein flüchtig Leben
Ward nur dargebracht,
Ganz es einzusenken
In die Erdennacht.

Hier haben wir die stärksten Eigenschaften des Lyrikers Karl Hauptmann beisammen: Religiösen Ernst, naturhafte Gebundenheit, vollkommenes Bild und Sinnbild, dumpfe Musik und keusche Strenge.

Einmal findet sich auch das Wort „Mystiker“. Und so wird das vielfädige Gewebe dieses Buches weiter dadurch eigen, daß es mystische, meistens Jakob Böhmesche, oder halbmystische mit pantheistischen Naturgedanken zu einer Einheit zu verschmelzen sucht. Es ist derselbe Boden, auf dem, nur noch pantheistischer, Bruno Willes „Offenbarungen eines Wacholderbaums“ erwachsen sind.

Wie in einer Werkstatt sehen wir noch unbehauene Gebilde, sehen den Stoff zu möglichen Schöpfungen in Blöcken und Splittern ausgestreut: Daß alle Dinge unsere Mütter

seien, daß alle Dinge lautlos wirken, daß der Mensch ein sehnsüchtig Gefangener, daß Offenbarung noch heute lebendig in den Großen, daß dem Augenblick, der echte Kunst weckt, zeitlose Ewigkeit zukomme, daß der alles gestaltende Mensch nur ein flüchtig Lied sei.

In den Wind, in den Wind
sing' ich mein Lied.
Frage nicht, frage nicht,
wohin es flieht.

Treiben Blüten, treiben
Liederseelen her.
Frage nicht, frage nicht,
woher?

Wer gäb' Antwort je,
woher? wohin?
Treibe selbst ein wehend
Lied dahin.

In den Wind, in den Wind,
kaum erwacht,
bin verweht, bin verweht
über Nacht.

Mehr als fünfzehn Jahre später (1916) hat der Dichter dann 25 Sonette unter dem naturhaft mystischen Satze: „Dort, wo im Sumpf die Hürde steckt“ (Verlag K. Wolff, Leipzig) an die Sonne gebracht. Sonette fanden sich schon gegen Ende des „Tagebuchs“ immer zahlreicher ein, ohne daß man auf eine so entschiedene Ausbildung hätte raten können, wie die Gattung sie in dem neuen Ringe erfahren hat.

Eine so starke lyrische Entwicklung nach eherner Form hin hätte man dem Dichter des „Tagebuchs“ (Verlag D. W. Callwey, München) kaum zugetraut. Wir empfinden sie auch hier weniger als etwas Gezwungenes, weil die Kunstgattung des Klinggedichts eine bildhauernde Hand voraussetzt. Gerade die Bewußtheit der Gestaltung verleiht ihm den Renaissancecharakter, um dessen willen wir das Sonett lieben. Hier wird mit antiker Strenge und Wucht persönliches Leben selbstherrlich und hämmernd in erzene Form gepreßt. Die 25 Steinbildwerke leidenschaftlicher Liebe sind in mehrfacher Hinsicht bewundernswert. Dunkel, gedrängt, in knapper Panzerung funkelt der seltsame Ritterzug der Gesichte unserem Auge vorüber, prachtvolle Vokalweiten umbranden unser Ohr:

Nun wach' ich neu; — noch hüllen deiner leisen,
verhaltnen Stimme süße Melodien
die ganz versunkne Seele. Es verblühen
wie Bumen einer Wildnis, die dich preisen,

Die letzten Reste Traum —: Und wieder kreisen
um deine Hulden, die aus Gram auffliehen
in deinen Morgenglanz, die heißer glühen
wie irdisch Feuer — meiner Sehnsucht Weisen.

Ob Tag, ob Nacht, verzehrt mich das Verlangen —:
ich sehe dich im Abendwinde schreiten —
ich seh' dich hingegeben nächtiger Feier.

Hinein in glüher Moore Dunkelheiten —:
und deine Rätselstimme wird noch scheuer,
und wie von bronzenem Glanz glühn deine Wangen.

Wie uns hier die auch vor Härten nicht zurückschreckende, stahlblaue Lautgebung wie eine dunkle Sturmwolke überzieht, an der doch die feinsten Lichter der zersplitterten Sonne zittern, das wird uns eindrucksvolles Erlebnis. In dieser steilen metallenen Sprache, hinter der eine Inbrunst sondergleichen sich verbirgt, scheint etwas vom Geiste Dantes und Petrarcas lebendig geworden.

Karl Theodor Strasser

Um Herrschaft und Freiheit

Neue Zeitromane



O ihr stillen Tage von Weimar und Jena, die fast so ruhig die Völker an der Donau wie hinten weit in der Türkei aufeinanderschlagen ließen, denen die Dichtung nichts anderes war denn Kunst, Gegenstand wunschlosen Schauens! Ihr konntet's, weil euch Herrschaft und Freiheit zunächst innerer Besitz waren; wir haben sie vielleicht allzusehr im Bezirke irdischer Machtpolitik gesucht, und da haben wir beide verloren. Wo unsere Dichtung den Stoff aus der Zeit schöpft, da werden sie in uns aufgewühlt, all die Erinnerungen an stolze und düstere Tage, an Hoffen und Zagen, an Sieg und Niederlage, da sind wir nicht mehr bloß Zuschauer und Leser, sondern liebend und hassend Miterlebende, da wird uns das kühle Urteil getrübt durch das leidenschaftliche Gefühl, daß es unsere und unseres Volkes Sache ist, um die es geht.

Oder wer kann schon heute, als sei es eine Mär aus Urgroßvätertagen, die Geschichte jener Julitage von 1918 lesen, in denen der letzte Stoß, der Stoß, auf den ein Volk sein letztes Hoffen gesetzt hatte, fehl ging? Davon erzählt uns Karl Rosner (Der König. Weg und Wende. Stuttgart und Berlin, Cotta, geb. 18 *M*). Da steht der Kriegsherr auf seiner Warte, die ihm die Oberste Heeresleitung errichtet hat, da sieht und hört er, wie alle Dämonen des Krieges entfesselt werden auf die Minute, die ein anderer festgesetzt hat; er späht durchs Scherenfernrohr, er harrt der ersten Nachrichten, und wir wissen von vornherein, wie sie lauten und was sie bedeuten — wir haben ja alle jene Nacht durcherlebt, wenn nicht wörtlich, so doch im Krampfe der Spannung zwischen den Heeresberichten, im Bangen um die Entscheidung. Der König trägt keinen Namen, ebensowenig wie der Kronprinz, der Generalfeldmarschall, der Generalquartiermeister und die andern alle, aber das ist rein äußerlich; was wir erhalten, ist etwas wie die kinematographische Wiedergabe einer Woche, eigentlich sogar nur eines Tages aus Wilhelms II. Leben. An Molos Friderious erinnert es, wie in den Ruhepausen des Geschehens die Bilder der Vergangenheit sich herandrängen, die Jugend, die Freunde in Wien und Petersburg, der englische Oheim, nicht zuletzt der dräuende Schatten des großen Kanzlers; aus Erinnerung und Gegenwart formt sich ein Bild des letzten Trägers der Kaiserkrone, wohl der erste Versuch, die Tragik dieser Gestalt dichterisch zu erfassen. Karl Rosner hat lange genug im Hauptquartier seine Menschen und ihr Leben beobachtet, er hat die Anschauung vertieft durch mancherlei, was inzwischen aus Archiven und Schreibtischen hervorgetreten ist, er ist ein Erzähler von hohen Graden — sein Buch läßt nicht los bis zum bittern Ende. Freilich ein Bedenken bleibt: ich will den Schatten des seligen Samarow und seiner geschichtlichen Romanklitterungen nicht beschwören, die nur stofflich die Neugier reizten, aber Rosners Form ist doch auch diesem Gegenstande nicht angemessen. Friderious mag es recht sein, wenn Molo den Tag seiner Ruhmeshöhe zum Sinnbild seines Lebens macht; mit und in Wilhelm scheiterte aber ein ganzes Volk und wahrlich nicht erst in jener Julinacht: ist da die Zusammenziehung von dreißig Jahren in diese wenigen Stunden nicht zu gewaltsam? Die Tragik einer Persönlichkeit ist gegeben — ob in aller Wahrheit, kann man heute kaum schon sagen — die Tragik eines ganzen Volkes kommt für mein Empfinden zu kurz.

Wir finden sie auch nicht in Bernhard Kellermanns Roman „Der 9. November“ (Berlin 1921, S. Fischer), der das ganze letzte Kriegsjahr umspannt, oder aber wir finden sie gerade da, wo der Verfasser die neue Morgenröte aufsteigen sieht. Denn er mag ja mit dem 9. November den Schlußstrich unter sein Werk setzen, er mag den Geist seines idealen Revolutionärs frohe Botschaft durch die Lüfte rufen lassen — uns, die wir sein Buch im Jahre 1921 lesen, ist der Glaube, wenn wir ihn hatten, arg erschüttert; wir wehren uns auch dagegen,

daß Opfermut und Begeisterung nur auf der Seite der Freunde des Friedens um jeden Preis waren, daß ihnen nichts gegenüberstand als die kalte, seelenlose Macht, der Menschen nichts sind als das Material, aus dem man Divisionen formt — ach nein, der Militarismus hatte seine Auswüchse wie alles Menschliche, aber es ist falsch, wenn er wie hier nur als Erzeugnis einer Kaste, nicht als tief verbunden mit Wesen und Geschichte des deutschen Volkes erscheint. Drum ist das Zeitbild des Romans trotz seiner schier 500 Seiten zu eng, weil er eigentlich nur zwei Gegenspieler hat, den General von Hecht-Babenberg, den stellvertretenden Chef des Generalstabes, und den Studenten Ackermann, den neuen Heiland im flatternden Soldatenmantel. Beide sind sinnbildlich erhöht, und beide von ihrem Kreise umgeben. Hier aber versagt die Symbolik: Ackermanns Gefolgschaft ist vorsichtigerweise nur angedeutet; schließlich ist ja auch die des Generals wichtiger, denn es ist der Roman eines Zusammenbruchs. Damit also der nötige fahle Weltuntergangsglanz über ihr liegt, muß der General Witwer sein, ein Verhältnis mit einer leichtfertigen Aristokratin haben, sein Sohn, ein wüster Frauenjäger, ihn bei ihr ausstechen, fast alle andern Männer müssen Säufer, Spieler, Schieber oder Trottel sein. Die Kreise schneiden sich, indem die Generalstochter Ackermanns Anhängerin und Geliebte wird. Nun ja, aber Kurfürstendamm und Tauentzienstraße waren wahrhaftig nicht das „alte System", sie gedeihen auch gar fröhlich unter dem neuen. Daß der Dichter des „Tunnels" Vorgänge und Personen in sich jagenden Bildern, mit allen Künsten eines Stilvirtuosen schildert, braucht kaum gesagt zu werden. Der Roman des Nebeneinander, den Gutzkow in seinen großen Zeitgemälden einst anstrebte, hier ist er erreicht mit Mitteln, die noch weit offensichtlicher als bei Rosner der modernsten Kunst, dem Filmschauspiel, entlehnt sind. Wie da ein Bild verblaßt, um allmählich die Umrisse einer sich am andern Ort gleichzeitig abspielenden Handlung hervortreten zu lassen, so springt hier der Dichter etwa von der Orgie in der Tiergartenvilla zum Schützengraben und wieder zurück; wie dort ein Bild abschließt mit einem sinnlichen Eindruck und wir erst später erfahren, ob wir ihn richtig auslegten, so arbeitet Kellermann mit Andeutungen und Verschweigungen; für künftige Dissertationen über den Einfluß des Kinos auf die erzählende Dichtung wird dieser Roman eine Fundgrube sein.

Um Herrschaft und Freiheit ist nicht nur an den Fronten, nicht nur im Streit der Ideen gerungen worden: ehe uns auf dem Schlachtfelde die Waffen entsanken, ehe die rote Fahne auf dem Schloß flatterte, hatte die Blockade unsere Großstädte aus Kraftmittelpunkten in gefährliche Krankheitsherde verwandelt, in denen sich Gesunde verzweifelt gegen Ansteckung wehrten. Von diesen stillen Kämpfern, die sich des letzten Sinnes ihrer Not kaum bewußt waren, handelt Edith Salburgs „Burschoa" (Leipzig, B. Elischer, 7 M, geb. 10 M); und was wir bei Rosner und Kellermann vermißten, hier ist es geschildert: die Tragik, wenn nicht eines Volkes, so doch eines Standes. Das Buch veranschaulicht grell genug, was im Januarheft in „Türmers Tagebuch" auseinandergesetzt wurde: verlassen von aller Welt müht sich der kleine Mittelstand, der opferbereite, staatserhaltende, seine Ideale zu wahren, aber zermahlen wird er zwischen zwei Mühlsteinen, der Gleichgültigkeit der Besitzenden, dem Haß der Proletarier — der Mann steht im Felde, die Frau verbraucht sich bei der Arbeit, die Kinder verderben. Nur schade, daß Edith Salburgs künstlerisches Können nicht die Stufe erreicht hat, die ihr Stoff erforderte: abgesehen von grotesken Übertreibungen (solch ein Bezugsscheinamt habe ich in einer Arbeiterstadt nicht gesehen), versagt ihre Gestaltungskraft, je weiter die Erzählung fortschreitet. Sie redet zuviel in eigener Person oder macht ihre Menschen zu deutlich zu ihrem Sprachrohr, und so nähert sich der Roman allmählich dem Tone der sozialpolitischen Abhandlung, der Abschluß wird reichlich gewaltsam herbeigeführt, und die leise Milderung des Endes wirkt kaum glaubhaft. Immerhin bleibt es ein stark bewegendes Buch; aber warum geht Edith Salburg eigentlich auf deutschen Boden, wenn sie ihre Personen österreichisch reden lassen will?



Mit politischer Macht und Freiheit stand es, als Schiller den „Wallenstein" schrieb, so jämmerlich wie heute. Wie kommt es, daß wir trotzdem neidend auf die Tage von Weimar und Jena zurückblicken? Es regt sich wohl ein Gefühl, als ob wir des Sieges nicht würdig waren, weil wir etwas verloren haben, was einst die Ahnen besaßen: das technische Zeitalter hat uns zu Handlangern gemacht, die Urgroßväter waren Menschen, wir Räder und Rädchen in einer Maschinerie. Darum gilt es erst einmal innerlich frei zu werden: so läßt in Willy Seidels Roman „Der Buschhahn" (Leipzig 1921, Insel-Verlag, 10 ℳ, geb. 18 ℳ) Gerhart Ollendiek, der Sohn zweier Rassen, Europens übertünchte Höflichkeit hinter sich und hofft, auf grünen Südsee-Inseln den Einklang mit sich selbst zu finden. Als das Buch schließt, gleitet sein Schiff der Heimat zu, nicht derjenigen, die er kannte und gemieden hatte, „sondern einer, die sich erst bildete und bereitete, jetzt während ihm die erste zögernde Gewißheit kam". Nun scheinen mir vierthalbhundert Seiten ein bißchen reichlich, um zu zeigen, daß Europäer Europäer und Kanake Kanake ist; Tennyson, der seines Volkes bewußte Engländer, wurde damit in ein paar Versen (in Locksley Hall) fertig und brauchte nicht erst die Gegenfigur des rettungslos „versüdseeten", whiskifreudigen Hamburgers. Gewiß, ich freue mich der Fülle exotischer Landschaftsstimmungen; in Trauer und Festesjubel, im Stranddorfe und Waldwinkel breitet sich das Inselleben aus, von samoanischen Sagen und Liedern weht es in dem Buche, raunende Stimmen flüstern bedeutungsschwere Kunde, dazu spielen auch mancherlei Humore durch die Blätter — nur die rechte Beziehung zu der Botschaft innerer Freiheit zu entdecken, von der auf dem Umschlag zu lesen steht, das will mir nicht gelingen: die „samoanische Traumweis" ist gar zu dunkel.

Da sind die jungen Brauseköpfe in Fritz Philippis „Weltflucht. Roman einer Siedelung" (Leipzig 1920, J. J. Weber) anderer Art. An Samoas Strand schlug zuletzt noch der Krieg seine Wellen, hier sind wir in Vorkriegszeit und doch mitten in den geistigen Nöten unserer Tage. Dieser Jungmannschaft fühlen wir die Einsamkeit in den Städten nach; gewiß, wir schütteln den Kopf, denn wir sind ja so schrecklich viel klüger; aber daß solche Gedanken zur Macht im Nachwuchs des deutschen Volkes geworden sind, wir müssen es wissen, wenn wir nicht blind und taub sein wollen. Hier macht eine Handvoll Ernst: zwei gehen voran und leben als Menschen in freier Freundschaft, und als Gott Eros mächtig geworden ist, in freier Liebe auf friesischer Scholle zwischen Nordsee und Wattenmeer, dann folgen andere, und die Siedlung der neuen Menschen soll werden. Es kommt, wie es kommen muß; aber es wird keine Niederlage ihres besten Geistes. Sie lernen, daß die alten Ordnungen nicht gering zu achten sind, und zweifeln doch nur am Wege, nicht am Ziel; sie begreifen, daß nicht Weltflucht, sondern Weltdurchdringung die Losung sein muß — Spreu sondert sich vom Korn, das Korn aber wird aufgehen und Frucht tragen. Dazu helfen sie sich selbst und hilft ihnen die Allmutter Natur, die Welt des Meeres und der Düne, Sonnenglut, Winterstarre und Sturmeswüten. Es ist Philippis dichterisch beste Leistung, wie er die Auswanderer aus dem Steinmeer der Großstadt auf der letzten Landzunge umfangen sein läßt vom Walten ewigen und immer wechselnden Lebens; es erdrückt sie fast und gibt ihnen immer wieder neue Kraft: das ist ihr eigentliches Erlebnis, daß sie sich auch in der Einöde hineingestellt fühlen in den Ring des Lebens. Unsere Herzen schlagen mit dem Führer dieser Siedler, der dem steinernen Bismarck zu Hamburg als Gruß der Seinen die Botschaft bringen will: „Die Jugend läuft nicht davon. Sie kommt wieder und ist erwacht."

Gebe Gott, daß dies der Odem unsrer deutschen Zukunft ist!

Albert Ludwig



Das Kindertheater

Das Kindertheater ist eine der dringlichsten Kulturaufgaben der Zukunft — vom morgigen Tage an gerechnet —, insofern es wie nichts anderes dem „inneren Aufbau“ dient und damit beim Kinde anfängt. Man frage nicht dagegen: Haben wir nicht die Schule? und baut sie nicht Jahr um Jahr auf? Allerdings, aber mir will scheinen — nein, nicht nur mir, sondern sehr vielen —, als zeitige sie nach einer bestimmten Richtung hin nicht genug Frucht.

Die Schulpädagogik ist zu lange, zu oft abseits vom Leben gegangen. Nicht nur bei der Aufstellung der Lehrpläne haben die Laien gefehlt, sie fehlten auch bei den Nachprüfungen der Methoden — und kein Fach wird lebensnahe genug bleiben, wo nicht auch einmal die sogenannten „Laien“ (die intelligenten Laien) dreinreden. Die Pädagogen haben einen Kreis gezogen, darin leben und sterben sie. Aber dieser Kreis ist zu eng, er umspannt nicht die Welt. Noch nicht einmal das Bißchen diesseitiges Leben. Die Schullesebücher machen die Pädagogen selber, die Liederbücher und alles andere. Die Dichter und Musiker, die doch auch sozusagen davon was verstehen und auch oft von der Kinderseele was verstehen, und auch intelligente Mütter und Väter, die doch von der Kinderpsyche manchmal sehr viel verstehen, haben nie in das Zusammenstellen von Schulbüchern hineinreden dürfen. Das haben immer Schulmänner im Verein mit den Behörden ganz allein besorgt.

Was ich hier sage, das haben vor langen Jahren eine Reihe von Pädagogen und Künstlern gefühlt, und haben gefühlt, daß es ein Mangel sei. Und haben darum seinerzeit die „Kunsterziehungstage“ einberufen, drei im ganzen, deren erster, in Berlin, der bildenden Kunst, deren zweiter, in Weimar, der Dichtung, deren dritter, in Hamburg, der Musik und dem Tanz gewidmet war. Auf diesen Tagungen hat man die Frage untersucht, wie man dem Kinde Kunst nahebringen könne, hat auch eine ganze Reihe Reformvorschläge gemacht, von denen aber, soweit ich sehe, nichts Nennenswertes in die Schule gekommen ist. Der Grund liegt darin, daß die Schule ihrer ganzen inneren Struktur nach eine nachhaltige Beschäftigung mit der Kunst nicht zuläßt, weil sie eben eine Lernschule ist. Und nachhaltige Beschäftigung mit der Kunst wäre das einzige Mittel, um Wirkungen der Kunst auf die Kinder hervorzubringen.

Es hat natürlich auch an großzügigem Wollen gefehlt. In der Lehrerschaft war das manchmal, bei einer Minderheit, vorhanden. Aber die Mehrheit sowie die Behörden wollten gar nicht den bisherigen Charakter der Schule verändern lassen. Noch nicht mal ein anständiges Lesebuch ist zustande gekommen. Wenn ein Lesebuch von einigen hundert Seiten vielleicht ein Dutzend leidlich guter Sprachstücke hat, das andere aber ausgemachter Sprachschund ist, wie soll dann das Kind Geschmack an „deutscher Dichtung“ bekommen? Die vereinigten Prüfungsausschüsse für Jugendschriften, die aus den deutschen Lehrervereinen hervorgingen, haben wenigstens das Durchschnittsmaß der Jugendschrift heben wollen und haben es auch wohl teilweise etwas gehoben, wenn auch in ihren Verzeichnissen noch manches Buch mit schlechter Sprache steckt. Sonst aber? Nun ja, es sind einige Versuche gemacht worden: man hat Kindern gute Musik bieten wollen, man hat versucht, Volksschulklassen in Museen zu führen und ihnen Meisterbildwerke zu erklären. (Lichtwarck in Hamburg versuchte das mit Volksschulkindern.) Allen solchen Versuchen lag der Gedanke zugrunde, Kinder für die Kunst zu interessieren und sie mit ihr zu beschäftigen. Aber es ist bei den Versuchen geblieben ...

Man wollte also, um das zusammenzufassen, dem Kinde Dichtung geben, man wollte es Bildwerke schauen lassen, man wollte es Musik hören lassen (auch Instrumentalmusik).

Alles dies kann man dem Kinde bieten durch das „Kindertheater“, und kann man ihm sogar noch viel mehr bieten.

Was ist das Kindertheater? Nicht eine besondere Bühne für Kinder, sondern eine künstlerische Bühne irgendeiner Stadt, auf der an einigen Tagen der Woche — je nach der

Größe der Stadt mehr und öfter — **gespielt wird für Kinder.** Für die Kinder der oberen Klassen der Volksschulen vor allem; aber auch für die höheren Schulen. Die Klassen (alle Kinder) würden abwechselnd hingeführt werden und so jährlich wenigstens einige Aufführungen, etwa ein halbes Dutzend, im Theater sehen. Die Grenze könnte etwa bei der dritten Klasse, also im 11. Lebensjahr, gezogen werden, denn für die kleineren dürfte die Sache noch nicht in Frage kommen.

Also es werden den Kindern Darbietungen gemacht, die nicht nur Dramen zu sein brauchen. Aber in erster Linie und soweit als möglich: Dramen, für Kinder geeignet. Die Ausbeute in der Klassik dürfte nicht zu groß sein. Aber es kämen Märchenstücke hinzu. Es käme vielleicht eine Oper für Kinder hinzu oder ein Singspiel. Wenn die Dichter die Wichtigkeit der Sache gesehen haben, werden sie sich bewogen fühlen, auch für Kinder zu schaffen. Außer solchen dramatischen Vorführungen aber kämen auch noch musikalische Darbietungen hinzu, leichte klassische Musik, Volks- und Kinderlieder-Nachmittage. Es kämen hinzu Nachmittage mit Reigen, Spielen und Tänzen, Nachmittage mit Märchenvorlesungen.

Was würde damit und mit anderen Dingen erreicht werden? Zunächst die Einwirkung dichterischen Worts auf die Kinder, die Einwirkung der Musik, die Einwirkung eines künstlerischen Bühnenbildes, eines Rahmens, der nicht nur bei den Dramen und den Märchenstücken, sondern auch bei den Kinder- und Volkslieder-Nachmittagen, auch bei den Reigen und Spielen usw. dastehen müßte, auf daß die ganze Zeit hindurch das künstlerische Bild auf das Auge des Kindes wirke. Bei Märchenvorlesungen würde die ganze Zeit hindurch ein schön abgestimmter Innenraum dastehen und das Auge des Kindes festhalten. Es würde künstlerische Gewandung und Bewegung sehen, alles Dinge, die es vielleicht nie im Leben sonst sieht.

Ich behaupte, dies ist eine Kulturangelegenheit ersten Ranges, ist eine Sache, die das Leben und die Arbeit der Schule nicht stört, wohl aber wertvoll ergänzt; ja, so wertvoll, daß ich sage, das Kindertheater gehört als gleichberechtigte Bildungskraft neben die Schule.

Die Kosten lassen sich allgemein schwer berechnen. Man geht aber wohl nicht fehl, daß ein Eintrittspreis von etwa 2 M pro Kind reichen würde. Die Zeit würde durchweg nachmittags sein müssen, zwischen 4 und 6 Uhr, wo die Bühnen meist probenfrei sind.

Wenn das jahrelang gemacht würde, dergestalt daß jedes Kind jährlich mindestens sechsmal ins Theater käme, so müßte m. E. nach Jahren eine merkliche Veränderung in der geistigen Luft der Stadt zu fühlen sein. Wer sieht von den Kindern jetzt mal ein Theater? Einige Auserwählte zu Weihnachten, wenn die Weihnachtsmärchenstücke gegeben werden. Wundert man sich dann noch, wenn die Kinder, nachdem sie aus der Schule entlassen werden, ins Kino begehren, statt ins Theater, das sie ja niemals sahen und von dem sie gar nicht wissen, was es bietet und tut?

Karl Röttger

Das religiöse Erleben und die christliche Kunst der Gegenwart

Es ist eines der flachsten Ergebnisse des vernünftelnden Verstandes, die Religion als Mythos zu fassen und sie damit in die Sphäre des Ästhetischen zu verweisen.

Wer das Leben seiner Seele unter der Wucht des religiösen Erlebnisses erfuhr, wer nur einmal das versunkene Auge eines Betenden betrachten konnte, dem wird die Gewißheit, daß die religiöse Seelensphäre tiefer liegt als das Reich der Kunst, erst recht tiefer als der Markt des handelnden Verstandes: im tiefsten, letzten Wesenskern des Menschen, in jenem „Einheitspunkte" der Mystiker, wo der Springquell der Individualität emporquillt aus der ewigen Gott-Substanz.



Paulchen A. König

Alles Fragen und Tun der Menschheit führt letzten Endes an diesen Punkt und sinkt ohnmächtig nieder; alles ästhetische Erleben schlägt seine Wellen bis an dies Gestade und versinkt in Schauer; nur eine Macht ist, die, wenn die Fackel des Verstandes sinkt und die begleitende Muse bebend stehen bleibt, unsere zitternde Hand ergreift und sie legt in die des Unendlichen die Religion und ihr Mysterium.

So ist Religion letzte Erfüllung allen Menschheitssinnes, Schlußakkord in aller Menschheitsfreude, tiefste Antwort auf alle Menschheitsfragen; keine Antwort freilich, wie der suchende Verstand sie selbst sich gibt, sondern eine Antwort der Gnade, die das Land der Seele überflutet. Diese Antwort ist ihrem Wesen nach die gleiche für alle Zeiten; und doch wird sie verschieden erlebt, je nachdem die jeweilige Menschheit an sie herangeführt wird.

Für den, der mit offenen Augen in unsere Zeit sieht, kann kein Zweifel sein, daß unser religiöses Erlebnis aus weltanschaulichen Gründen emporwächst. Das heiße Ringen für und wider, das Suchen nach der „neuen" Religion, die Wendung zum Buddhismus, die modernistischen Bestrebungen innerhalb der katholischen Kirche, all das zeigt, daß der Sinn der Religion für uns wesentlich darin liegt, daß sie Abschluß und letzte Vertiefung unseres Weltbildes bedeutet; nur deshalb brennt die religiöse Frage so heiß in unseren Tagen, weil sie geboren wurde aus unserem Verhältnis zu Welt und Leben. Nun aber ist die Weltanschauung des modernen Menschen, der innerhalb der Geistesentwicklung steht — und nur um diesen handelt es sich hier —, wesentlich bedingt durch Kant und seine Ergänzung durch den deutschen Idealismus. Diese Philosophie aber bedeutet im philosophischen Ringen der Menschheit die Überwindung des uralten Problems, das dem Menschen auf der Seele brannte, seit er aus naturgebundenem Schlaf erwachend die Augen der Vernunft aufschlug, dessen Überwindung er im gleichen Augenblick in den Formen der Mythologie suchte, des Problems: Mensch und Welt, Subjekt und Objekt. Erst Kant hat uns, nicht in genialer, aber unbefriedigender Intuition wie einst Spinoza, sondern auf den mühevollen Wegen der Kritik, dieses Rätsels Lösung gezeigt, indem er das Objekt enthüllte als Erscheinung, d. h. als Werk des Subjekts, in seiner räumlich-zeitlichen Gegebenheit bedingt durch Anschauungs- und Erkenntnisformen des Subjekts. Das „Ding an sich", das sich als schreckende Vogelscheuche aus der Zeit des „dogmatischen Schlummers" durch die Sintflut der Kritik hinübergerettet hatte, wurde von Fichte zerschlagen, indem er die Kantische Konzeption emporhob in die Höhe des Göttlich-Substantiellen, wo Gott alles in allem ist und das Ding an sich in seiner Einzelexistenz versinken muß. Damit ist der alte Dualismus gefallen, der die Welt zerriß in Geist und Materie; es blieb nur der Geist und seine unendliche Wirksamkeit. Ein neues Sympathiegefühl ist geboren: Der Geist, der im Faust meine Seele überwältigt, ist der gleiche, der im Tautropfen mein Auge entzückt —: ist er aber auch der gleiche, der im irren Auge des gequälten Tieres die Welt, sich selbst anklagt, der Hilfe sucht im letzten, krampfhaften Händedruck meines röchelnden Kameraden, den eben die Granate zerriß, der an seiner Schmach erstickt in der Klage des vergewaltigten Kindes? Noch eben blickten wir, geblendet vom Glanze der neuen Weltschau, in die Runde; nun ist es, als schlüge irgendwoher im Universum wildes Dämonengelächter uns ins Gesicht: „Hanswürste!" Sollte Schopenhauer die richtige Folgerung aus Kant gezogen haben?

Aber selbst dem, der die Schatten der Welt nicht so tragisch und nur als Hintergrund faßt, dunkel, damit das Licht um so leuchtender strahlt, löst die neue Weltanschauung nicht die letzten Rätsel; denn ein anderes Problem steigt auf, dunkler und geheimnisschwerer als das alte, das Problem, vor dem Kant seine Waffen streckt, dem gegenüber der deutsche Idealismus versagt, das Problem: Mensch und Gott. Die einfache Gleichung: Menschengeist = Gottesgeist, wie sie Hegel aufstellt, kann nicht richtig sein; welchen Sinn hätte dann dies bange Fragen unserer Seele, dieses Greifen nach Halt, dem Augustinus in seinem bekannten Worte unvergleichlichen Ausdruck gab? Wir Armen können nicht letztes Sein bedeuten. Aber wie stehen wir denn zu ihm, der da Wesensgrund aller Dinge ist?

Uns antwortet ein tiefstes Schweigen, das Schweigen der hohlen Unendlichkeit. Das Dröhnen der Ewigkeit erschrickt unsere Seele, der Boden versinkt unter unseren Füßen, und schauernde Nacht senkt sich nieder auf die Augen unseres Geistes. Doch da neigt es sich hernieder und umfängt unsere Seele als Christus-Mysterium, und traulich-nahe spricht göttliche Stimme uns vor: Vater unser!

Das ist unser religiöses Erleben. Es weint in ihm das wegmüde Suchen des Menschen der Jahrtausende, es zittern in ihm die Schrecken der ewigen Einsamkeit, in ihm rauscht das Entzücken dessen, den im Augenblicke des Versinkens ein kräftiger Arm emporriß.

Wie steht die christliche Kunst der Gegenwart zu diesem religiösen Erleben, dem sie doch Ausdruck geben will?

Wir haben es hier nicht zu tun mit vereinzelten Versuchen, diesem Erleben künstlerisch Gestalt zu geben, selbst wenn sie einer Erfüllung nahekommen sollten, was aber, soweit ich sehe, nirgends erreicht wurde, sondern mit der christlichen Zeitkunst im Großen, wie sie die religiös-ästhetischen Bedürfnisse unseres Volkes befriedigen will, mit der Kunst unserer Kirchen und Altäre.

Ein klägliches Versagen gähnt uns da entgegen, ein vollständiges Fehlen des innerlich notwendigen, charaktergebenden Stiles. Jede große Epoche in der christlichen Kunst hatte ihren Stil, und dieser Stil war tiefstbedingter Ausdruck des jeweiligen religiösen Erlebens. Dieses aber war immer, wie auch heute, letzte Vertiefung und Abrundung der die Seelen ergreifenden geistigen Bewegung, Weihe der eigensten Lebensbetätigung der Zeit.

Versuchen wir die charakteristischen Züge in der Lebensgestaltung des deutschen Mittelalters zu erfassen, so werden wir zunächst auf den ersten Blick erkennen, daß der mittelalterliche Mensch der Welt wesentlich naiver gegenüberstand als wir Heutigen. Diese Naivität fragt nicht nach der metaphysischen Bedingtheit und Verknüpfung der einzelnen Erscheinungen, sondern freut sich an ihrer bunten Fülle, erzählt und läßt sich erzählen. Zu dieser Freude am Erzählen aber tritt — auch hierin ist die Zeit dem Kinde verwandt — die Liebe zum Geheimnisvollen, die Hinneigung zur Mystik. Es erübrigt sich, unsere mittelhochdeutschen Epen und die altdeutsche Mystik zum Beweise heranzuziehen, es sei nur hingewiesen auf Meister Wolfram, dessen Parzival die harmonische Verschmelzung der beiden Elemente meisterlich darstellt. Wir wissen, daß man im Mittelalter keinen Dichter so sehr schätzte und verehrte wie den Weisen von Eschenbach. Die Religion aber bot diesem Doppelbedürfnis letzte und unerschöpflich tiefe Möglichkeiten, und das religiöse Erlebnis lag darin, daß dieser Grundcharakter der Lebensgestaltung in den Heilswahrheiten seine tiefste Befriedigung und ins Göttliche emporragende Verklärung fand. Wie sehr aber die christliche Kunst des Mittelalters Ausdruck dieses religiösen Erlebens war, das zeigt — verglichen etwa mit der Sonnenruhe und Klarheit des griechischen Tempels — der gotische Dom mit der unerschöpflichen Erzählungslust seiner Portale, seiner Fassaden, seiner Wasserspeier, mit der blühenden Mystik seiner Fenster, seiner ganzen Raumgestaltung. Und es ist der gleiche Geist, der sich ausspricht in der naiven Kleinmalerei unseres mittelalterlichen Madonnenbildes, in den Geheimnissen der Dürerschen Apokalypse.

Auf ganz anderem Wege kommt des Renaissance-Menschen religiöses Erlebnis und dessen künstlerische Bewältigung zustande. Ein unbändiger Schönheitsdurst hatte um jene Zeit die Seele der Menschheit ergriffen, und ein Drang nach unumschränktester Lebensauswirkung wühlte in diesen Menschen — der Drang nach dem Übermenschen. Wie sehr auch dieser auf den ersten Anblick religionsfeindlich aussehende Doppeldrang der Lebensgestaltung — in der Tat hat er sich häufig in negativem Sinne ausgelebt — der religiösen Vertiefung und Verklärung fähig war, also zum religiösen Erlebnis führen konnte, das zeigt dessen künstlerische Gestaltung in der kompositionellen Pracht und Größe der Disputa, zeigt das dämonische Ringen und die berstende Kraft in den Fresken der Sixtinischen Kapelle.

Und die christliche Kunst der Gegenwart, die unser religiöses Erleben gestalten will, das, wie oben gezeigt wurde, als letzte Vertiefung der Weltanschauung und Erlösung aus ihrer Not geboren wurde?

Man möchte mit Nietzsche bitter lachen: „Nie sah mein Auge etwas so Buntgesprenkeltes, — hier ist ja die Heimat aller Farbentöpfe!" Welch neues Leben glüht denn auf im Bilde, das wir auf unsere Altäre stellen, in der Kirche, die wir uns bauen? Ist nicht unsere christliche Kunst von heute ein wässeriger Aufguß ererbter Formen, die wir nicht mehr mit Leben füllen können, weil sie nicht zugleich mit unserem eigensten Erleben ans Licht traten? Wir wollen erzählen wie das Mittelalter, und werden zum — Historienmaler; wir ahmen seine taufrische Naivität nach, und werden läppisch; wir wagen uns an uralte Symbole, in die sich mystische Schau des Mittelalters ergoß, und malen sie mit derselben unverschämten Gleichgültigkeit und Realistik, wie den Löffel einer Bauernküche; wir suchen die große, schönheitstrunkene Linie der Renaissance, und werden zum Theater-Regisseur, erreichen den Grad der Unerträglichkeit, wenn michelangeleskes Ringen uns reizt!

Man könnte hier mit Namen aufwarten, könnte auch edle Ausnahmen nennen. Aber das hieße den einen oder andern bloßstellen für die Fehler der Gesamtheit. Übrigens liegt die Schuld nicht so sehr auf seiten der Schaffenden, als vielmehr bei den Auftraggebern — darüber wäre ein eigenes Kapitel notwendig.

Aber wie soll die religiöse Kunst von heute sein?, wird man einwenden, und damit die Frage erheben, auf die nur das schaffende Genie die positive Antwort, die der Tat, zu geben vermag. Doch man kann dieser neuen Kunst auch gedanklich näher kommen, wenn auch vorerst nur in negativen Bestimmungen. Zunächst ist außer Zweifel: die neue Kunst darf nicht — wenn wir uns hier einmal auf die Bildkunst beschränken wollen — Historienmalerei sein, die das religiöse Geschehnis erzählt wie etwa den Tod Cäsars. Sie darf ebensowenig in den Märchenton verfallen und das religiöse Geschehen darstellen als Ausgeburt einer mythologisierenden Phantasie; beides verträgt sich nicht mit der bitterernsten weltanschaulichen Verankerung unseres religiösen Erlebnisses. Daraus aber ergibt sich als positive Bestimmung: **Die neue Kunst muß symbolisch sein**, denn die Weite und Tiefe unseres religiösen Erlebens kann nur durch bedeutungsschweres Symbol, das schrankenlos bis ins Unendliche weiterklingt, künstlerisch bewältigt werden.

Viel weiter aber wird man auch nicht gehen können in der Bestimmung dieser Kunst, es sei denn, daß wir uns auf Beispiele berufen könnten, auf das Werk eines Genies, das seiner Zeit um Jahrhunderte vorausgeeilt war.

Aus dem deutschen Mittelalter dröhnt die Kunst eines Einsamen in unsere Tage, eines Gottbegnadeten, der aufleuchtete wie ein Meteor und im Dunkel der Jahrhunderte verschwand, bis wir Gegenwärtigen dem Neuerstandenen die Palme reichen: Mathias Grünewald, dessen „Kreuzigung" französische Flachheit sich nicht entblödet, für sich in Anspruch zu nehmen, und deren Abgrundtiefen französischem „Esprit" so unerreichbar sind wie die Sternennähe des Faust. In diesem Hintergrunde zittern die Schauer und Schrecken der ewigen Einsamkeit; eine Schopenhauer-Seele hat sich hier ausgeklagt; dieser Christus ist erschütterndster Ausdruck und zugleich sieghafter Überwinder all unserer Menschennot; diese Mutter ist unsere Ohnmacht und unser Versinken; Johannes unser machtloses Mitleid; Magdalena unsere Reue und unser Schrei nach Erlösung; der Täufer in seiner Standhaftigkeit und der unbeirrbaren Geste seiner hinweisenden Hand unsere unerschütterliche Hoffnung, die das Grab überdauert.

„Und schwer und schwerer hängt eine Hülle
Mit Ehrfurcht. Stille
Ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.



Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Wir heißen euch hoffen.

Was Goethe in diesen Versen aussprach, unser Menschenschicksal mit seinem Dunkel, seiner Not, aber auch seiner blühenden Ewigkeitshoffnung, das ist hier als Mysterium crucis religiöses Erlebnis geworden und hat sich künstlerisch Gestalt gegeben in einer Weise, die uns Heutigen den Weg zeigen kann. Ferdinand Bergenthal

Aus Richard Wagners Bezirken

Das Werk des Meisters von Bayreuth ist noch lange nicht ausgeschöpft. Immer wieder gilt es, auf wertvolle Bücher dieses Bezirkes hinzuweisen und den Deutschen die Beschäftigung damit zu empfehlen.

Professor Dr. E. Meinck hat Richard Wagners Dichtung „Der Ring des Nibelungen" aus der Sage neu erläutert (I. Teil: Das Rheingold. Verlag J. G. Burmeister, Liegnitz 1920). Wie Goethes Faust wird auch das gewaltige Ringdrama den Menschengeist immer wieder aufs neue beschäftigen. Aus ewig geltenden Gesetzen des Mythos geboren, beherrscht das Werk Zeiten und Menschen. Das Welterleben gerade unserer sturmdurchtosten Zeit hat den Blick auf diese Kunstschöpfung gelenkt. In ehrfurchtsvollem Staunen haben wir erkannt, wie sich in diesem Weltendrama uralte und immer wieder neu erstehende Wirklichkeit offenbart. Wir erschauern vor der Tat des Genius, wenn wir seinen Worten und Tönen lauschen und der Welt furchtbarsten Wahn und selig jubelnde Erlösung zugleich im Kunstwerk erleben. Wohl nur im Kunstwerk? Nein, gegenwärtig eben unter dem Eindruck all des furchtbaren Weltwirrwesens, das unsere Seele durchbebt und sie nimmer ruhen läßt. Unser Erleben — das ist die Sendung und große Botschaft dieses Kunstwerks! Aber auch der Forschergeist, der Ernst der Wissenschaft darf sich ihm nahen, und das geschieht in diesem Buch des hochverdienten Wagnerkenners Meinck, der in den „Bayreuther Blättern" wertvolle Beiträge und die Meistersinger- und Parsifaldichtung in trefflichen Schulausgaben veröffentlicht hat. Eine vor Jahren erschienene Schrift des Verfassers über diesen Stoff wird jetzt von ihm auf Grund ausgedehnter Studien neu bearbeitet und beträchtlich erweitert der Öffentlichkeit übergeben. Urdeutsch wie der Stoff ist auch der Geist der Darstellung in dieser Arbeit. Meincks Erklärung der Ringdichtung geht aus von der Erschaffung der Welt, „wie sie sich dem Geiste der Germanen darstellte — denn lediglich germanische Vorstellungen sind es, die Wagner bei dieser Dichtung vorschwebten". Die Leuchtkraft des Genius bannt althehrstes Sagengut zum erhabenen Kunstwerk. Bewundernd stehen wir vor diesem Dichterbau, der bis in die kleinsten Einzelheiten, die jetzt in mühsamer Arbeit scharfeindringender Forschersinn ergründen muß, Kulturgut aller Zeiten, Länder und Völker in sich schließt. Zu rechter Zeitenwende gibt Meinck dem deutschen Teile unseres Volkes mit diesem Buche Gelegenheit, Güter der Vergangenheit heilig zu halten und altehrwürdiges Sagengut zu pflegen. Das Charakteristische der Darstellung Meincks ist die Verbindung von Märchen und Sage bei der Erläuterung der einzelnen szenischen Vorgänge das „Rheingold". Jede Szene wird mit ihren Hauptgestaltern nach diesem Gesichtspunkt behandelt. Die ausführlichen Literaturangaben, die bis auf die unmittelbare Gegenwart berücksichtigt sind, regen zu eignen Einzelstudien an. Kenner dieses schier unübersehbaren Forschungsgebiets müssen dem Verfasser für die restlose und tiefgründige Beherrschung der gesamten für dieses Thema in Frage kommenden Literatur hohe Anerkennung zollen. Unmöglich kann die Wissensfülle der Schrift im einzelnen aufgezählt werden, sie ist für jeden

sagenwissenschaftlich Interessierten eine Fundgrube der Belehrung und sollte vor allem in der Schule bei Besprechung der Ringdichtung eingehend berücksichtigt werden. Der musikalische, philosophische und ethische Gehalt des Werkes tritt in den Ausführungen Meincks ganz zurück — es ist die Arbeit des mit einem erstaunlichen Maß von Gelehrsamkeit ausgestatteten Philologen und feinsinnigen Deuters, der sich in den Born des Sagengutes aller Zeiten versenkte und die gewaltigste Schöpfung der musikdramatischen Literatur des verflossenen Jahrhunderts aus ihm heraus zu erläutern trachtet. Aus der Fülle des Inhalts dieser lehrreichen Schrift soll hier nur auf folgende wichtige Einzelheit hingewiesen werden. Schon in einem ausführlichen Aufsatz der „Bayreuther Blätter" (Jahrgang 1919, S. 248 ff.) — „Wotan als Mondgott" — hat Meinck die von Siecke in einem Aufsatz über die Bedeutung der Grimmschen Märchen vertretene Ansicht weiter begründet, Wotan nicht ausschließlich als Windgott anzunehmen: „Er macht mit Recht geltend, daß einem so abstrakten Wesen wie dem Winde gar kein sichtbarer Körper zukomme, da die ältesten Menschen ihre Götter ohne Frage sehen wollten." Diese Ansicht für Wotan als Mondgott zu bestätigen, nimmt Meinck auch in seinem neuen Buche Gelegenheit.

Den schwierigen Zeitverhältnissen zufolge kann Meincks umfangreiche Arbeit erst in Teildrucken erscheinen. Die übrigen Dramen der Ringdichtung werden folgen, und ein Einleitungsband wird dieses treffliche Gelehrtenwerk beschließen.

Richard Wagners Briefe an Frau Julie Ritter sind im Verlag Bruckmann (München 1920) erschienen. Nachdem erst kürzlich die Briefe Wagners an Hans von Bülow bekannt geworden sind, erfährt das Wagner-Schrifttum mit dieser von Siegmund von Hausegger besorgten Veröffentlichung eine neue wertvolle Bereicherung. In der Einleitung werden vom Herausgeber die Beziehungen Wagners zur Empfängerin der Briefe ausführlich dargelegt. Von Wagners Dresdener Zeit an bis zu ihrem Tode im Jahre 1869 ist die edle, feingebildete Frau dem Künstler menschlich die stets hilfsbereite Freundin geblieben und hat seinem Werk und Streben tiefes Verständnis und unerschütterlichen Glauben entgegengebracht. Durch die Gewährung einer namhaften Jahresrente hat Frau Ritter dem Meister während der Schweizer Jahre über schwere wirtschaftliche Sorgen hinweggeholfen. Die Briefsammlung umfaßt die Zeit von März 1850 bis Juni 1860 und enthält vor allem für das Thema „Richard Wagner und die Frauen" neue wichtige Aufschlüsse. Hier sind es vor allem Wagners Beziehungen zu Jessie Laussot und Mitteilungen über sein Verhältnis zu seiner ersten Gattin, die Wagner bei aller Leidenschaft und Einseitigkeit seines Charakters dennoch als ein zartfühlendes, feingestimmtes Gemüt zeigen — wie es ihn treibt, der edlen Freundin „das ganze blutende Leiden eines sehnsüchtig verlangenden, trostlos einsamen Herzens rückhaltlos offen zu legen". In wundervollen Worten hat er seinen heiligsten Herzensgefühlen an vielen Stellen dieser Briefe Ausdruck verliehen. Daneben leuchtet der hohe künstlerische Drang, die fortreißende Kampfesnatur des Künstlers aus diesen Briefseiten hervor. Seine Erlebnisse im Züricher Theaterleben, seine Beziehungen zu deutschen Theatern, das Schicksal seiner Werke auf den deutschen Bühnen und wichtige Einzelheiten zur Entstehungsgeschichte der Ring-Dichtung und des „Tristan" werden geschildert. Auf eine sehr zeitgemäße Bemerkung Wagners über sein Verhältnis zum Kapitalismus im Brief vom 9. Dezember 1859 kann hier nur verwiesen werden! Das auf gutem Papier gedruckte und fein ausgestattete Buch sei jedem Wagnerfreund warm empfohlen.

R. Wagners universale Bedeutung. Anläßlich der Erschließung der R. Wagner-Sammlung „Rudolph C. Hagedorn" im Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig herausgegeben von W. Lange. Rainer Wunderlich-Verlag, Leipzig 1920. Der einleitende Aufsatz des verdienstvollen Veranstalters dieser hochbedeutsamen Ausstellung, Herrn Direktorialassistenten Dr. W. Lange führt uns in den Wert der kostbaren Sammlung ein, die der Rat der Stadt Leipzig Ende vorigen Jahres für den Spottpreis von 30000 *M* erwerben konnte. Hermann Behn widmet dem



am 13. August 1917 in Hamburg verstorbenen Schöpfer dieses umfassenden Sammelwerkes warmherzige Gedenk- und Erinnerungsworte. Artur Nikisch' „Erinnerungen an Richard Wagner", Karl Schäffers verdienstvoller Aufsatz über „Richard Wagner als Begründer und Vorkämpfer der modernen Regiekunst" sind weiterhin willkommene Beiträge des empfehlenswerten Heftes. Aus dem Kreise der „Neuen Zeitschrift für Musik" teilt Friedrich Schulze drei Briefe Theodor Uhligs an Franz Brendel mit. Von dem auserlesensten Stücke der Autographengruppe dieser einzigartigen Sammlung, dem eigenhändigen Entwurf der Rede bei der Grundsteinlegung des Festspielhauses in Bayreuth, ist der Anfang dieses herrlichen Zeugnisses lichtvollen Meisterringens als Faksimiledruck dem Heft beigefügt. Wir schließen uns dem Wunsch des Herausgebers an, daß die Stadt Leipzig sich als Hüterin dieses aus treuen Händen übernommenen Sammelwerkes bewähren möchte! Für die Wagnerforschung wird die Sammlung ein wissenschaftlicher Grundstock von bleibender Bedeutung sein, und es ist die Pflicht der beteiligten Kreise, sie immer umfassender unter Heranziehung des Eisenacher Wagner-Museums und unter Mitbilfe des Hauses Wahnfried zu einem nationalen Kulturwerk des Bayreuther Kreises auszubauen.

In den Bayreuther Bezirk gehört auch Artur Prüfers gehaltvolle Arbeit „Musik als tönende Faustidee" (Leipzig 1920, Steingräber-Verlag). Das Thema „Faust in der Musik" hat zuerst James Simon in seiner bereits in 2. Auflage (1919) vorliegenden Schrift aus der früher von Richard Strauß, jetzt von Artur Seidl herausgegebenen Sammlung „Die Musik" behandelt. Das Prüfersche Buch ist aus Vorlesungen, die der Verfasser im Sommersemester 1919 an der Universität Leipzig gehalten hat, hervorgegangen. In Anlehnung an die tiefeindringende Deutung der Schopenhauerschen Musikauffassung — Musik sei das Abbild, die Idee selbst — und in der Übertragung dieser erhabenen Auffassung vom Wesen der Musik auf die im „Faust" sich spiegelnde Weltseele wurde dem Buche der Titel „Musik als tönende Faustidee" gegeben. So versucht die Arbeit, das Wesen der Musik als tönende Faustidee an den Meisterschöpfungen der Instrumentalmusik zu offenbaren und beschränkt sich dabei auf Beethoven, Wagner und Liszt, denen die musikalische Lösung des Faustproblems am vollkommensten gelungen ist. Die Einleitung behandelt Goethe und Beethoven, sowie den faustischen Gehalt der Neunten Sinfonie. Zwar ist Beethoven eine Musik zum „Faust" zu schreiben nicht vergönnt gewesen, aber in seiner C-Moll-Sinfonie, dem Cis-Moll-Quartett und vor allem in der Neunten hat er „deutsche Faustmusik" geschaffen. Sehr dankenswert ist der Abdruck von Wagners vielen noch immer unbekannten Erläuterungen der Neunten Sinfonie, die im Anschluß an Faustworte eine wundervolle Deutung dieser gewaltigen Tonschöpfung gibt. Aus den Beziehungen Wagners zum „Faust" sind die leider wenig bekannten „Sieben Kompositionen zu Goethes Faust" op. 5 erwähnenswert, jene bemerkenswerten Wagnisse eignen musikalischen Schaffens des damals achtzehnjährigen Künstlers. Prüfer zählt diese Lieder der Soldaten, Bauern, Studenten, die Lieder Mephistos, Gretchens „Meine Ruh' ist hin" als Lied und „Ach neige, du Schmerzensreiche" als Melodram zu den beachtenswertesten von sämtlichen Liedern Wagners. Leider haben sie in unsern Konzertsälen eine völlig ungerechtfertigte Vernachlässigung erfahren. — Für die musikalische Erläuterung von Wagners Faustouvertüre wird auf die meisterliche Darstellung seines kongenialen Freundes Hans von Bülow verwiesen. Dagegen wird von Liszts Faustsymphonie und vor allem von seinen beiden sehr unbekannt gebliebenen Tonstücken aus Lenaus Faust — „Der nächtliche Zug" und der „Tanz in der Dorfschänke" — eine ausführliche Analyse gegeben. Für die beiden letzten Werke legt Prüfer in seiner Darstellung eine vortreffliche Einführung von Professor Stade zugrunde, die dieser noch lebende Altmeister und edle Vorkämpfer des Lisztschen und Bayreuther Kreises bereits im August 1866 in der „Neuen Zeitschrift für Musik" veröffentlicht hat. Ein am Schlusse beigefügter Schriftennachweis erleichtert den Weg zu eignen, ausführlicheren Studien.

Dr. Paul Bülow



Türmers Tagebuch

Zwischen Paris und London
Milliardenrausch · Protestieren hilft nichts
Sind wir wehrlos? · Das Erwachen

Die Pariser Beschlüsse sind wie ein Kaltwassersturz auf die deutsche Öffentlichkeit niedergewuchtet, die sich, in ihren Lebensansprüchen auf das bescheidenste Maß herabgestimmt, der kargen Spanne eines konferenz-, putsch- und generalstreiklosen Zeitabschnitts mit paradiesischem Behagen hingegeben hatte. Deutsches Träumen gedeiht auch zwischen Gefängnismauern, die Sphärenklänge geistiger Sehnsüchte übertönen das Kettenklirren, und bunte Hoffnungen flattern zum vergitterten Fenster hinaus — bis plötzlich wieder die schwere Eisentür in den rostigen Angeln knirscht und die graubleiche Wirklichkeit zu neuem Foltergange aufrüttelt. Der Henker steht vor der Tür ...

Wievieler bitterer Lektionen wird es noch bedürfen, ehe die unumstößliche Gewißheit in den deutschen Dickschädel Eingang findet, daß irgendeine der Gnade oder auch nur der Versöhnlichkeit ähnelnde Regung nie und unter keinen Umständen von dem Bunde der Feinde zu erwarten ist. Den Fehler, in der großen Politik Gefühlsrücksichten gelten zu lassen, hat seither noch keine Nation uns nachzumachen sich bemüßigt gezeigt, und wir selbst würden auch in der ungemein trostlosen Lage der Gegenwart uns noch manchen schmerzenden Nackenschlag und manche herbe Enttäuschung ersparen können, wenn wir uns endlich, endlich doch daran gewöhnen wollten, den Dingen, und seien sie noch so graueneinflößend, zunächst einmal kühl und ohne Leidenschaftstrübung ins Auge zu sehen. Die Größe unseres peinlichen Erstaunens über die Ententebeschlüsse bietet nicht zuletzt einen zuverlässigen Maßstab für unsere politische Voraussicht, einen Gradmesser für den Unterschied, um welchen unsere Berechnung der politischen Werteinsätze von deren tatsächlichem Ergebnis abgewichen ist.

Die Pariser Friedenskonferenz vor zwei Jahren, die uns als lehrreiches Beispiel hätte dienen können, weist einen ganz ähnlichen Entwicklungsgang auf wie die jüngste Beratung von Paris, deren Beschlüsse uns in eine so namenlose Bestürzung versetzt haben. Ja, fast dasselbe Schaustück spielte sich vor der Welt ab, für uns ein Trauerspiel, dessen schreckhafte Wandlungen wir als klägliche Galeriebesucher aus der Ferne mit qualvoll pochendem Herzen zusehen durften,

ohne in unseres Gemütes Einfalt allzuviel von den geheimen Kräften der Regie zu ahnen, die hinter den Kulissen walteten. Beide Male begann der Auftakt zu den Verhandlungen unter den verheißungsvollen Vorzeichen einer scheinbaren Mäßigung. Dann mit der theatralischen Wirkung eines Knalleffektes platzten die Willkürforderungen der Franzosen heraus und warfen alle mühsam errichteten Schranken der Vernunft über den Haufen. England, mit dem voreiligen Beifall wackerer Biertischpolitiker beehrt, erhob kühle und sachgemäße Einwände. Eine Überbrückung der tiefgeklüfteten Anschauungen schien unmöglich und damit eine Krisis heraufbeschworen zu sein, über deren Nutznießung während der Zwischenpause in der deutschen Presse mit breiter und behaglicher Redseligkeit geleitartikelt wurde. Kurz darauf vollzog sich zum Entsetzen der Geblufften das Abflauen des englischen Widerstandes, die Annäherung der beiden ehrenwerten Partner, Lloyd Georges „Umfall" und die Einigung auf den Pakt zur Erdrosselung Deutschlands.

Was an dem sichtbaren Bühnenvorgang unverständlich bleibt, findet seine natürliche Erklärung, wenn man sich an der Hand der hier vor wenigen Wochen aufgestellten Formel die Tatsache vergegenwärtigt, daß Deutschland lediglich als ein Handelsobjekt gilt, um die Interessengegensätze innerhalb der Entente, insonderheit zwischen England und Frankreich, auszugleichen. Großbritannien ist jederzeit bereit, auch dem an sich Unmöglichen seine Zustimmung zu geben, sobald es gegen einen solchen irrationalen Wert den sehr greifbaren irgendeines Vorrechtes beispielsweise in Kleinasien oder sonstwo eintauschen kann. Und warum etwa sollte sich Lloyd George gegen eine Verlängerung der Besetzung des Rheinlandes sträuben, solange England mit Köln einen Handelsmittelpunkt ersten Ranges in Händen behält? Es trägt England reiche Früchte ein, die Illusionen Frankreichs zu hätscheln. Bei uns aber hat man noch immer nicht das großartige Wesen britischer Staatskunst begriffen, die es mit meisterhafter Geschicklichkeit versteht, sich als im Schlepptau französischer Revanchepolitik segelnd hinzustellen, während in Wahrheit sie den Kurs bestimmt und jederzeit in den Stand gesetzt ist, abzustoppen und aus dem Kielwasser zu schwenken, wenn es das britische Staatsinteresse erheischt. Bis zu diesem Zeitpunkt, der allem Ermessen nach noch in weiter Ferne steht, sollten wir wenigstens soviel Selbsterhaltungsinstinkt aufbringen, daß wir alle Unausgleichbarkeiten dieses Machtverhältnisses zu unserem Vorteil ausmünzen.

* * *

Solcher Unausgleichbarkeiten nämlich gibt es mehr als eine, nicht nur innerhalb der Entente, sondern, was vielleicht wichtiger ist, außerhalb deren engerer Interessengemeinschaft. Die Reparationsfrage ist nämlich infolge der tiefgreifenden Erschütterungen, die der Krieg auf das Wirtschaftssystem der Welt ausgeübt hat, zu einer Angelegenheit geworden, die weit über ihre ursprüngliche Bedeutung hinausreicht. Deutschland stellt auch heute noch trotz seiner Niederlage ein so wichtiges Glied im Weltwirtschaftsorganismus dar, daß alle, auch die nicht am Kriege beteiligt gewesenen Staaten, an den in London zu treffenden finanztechnischen Regelungen mittelbar oder unmittelbar aufs stärkste interessiert sind. Worauf es nämlich ankommt, ist im Grunde nicht der Umstand, ob Deutsch-

land den Schuldschein unterschreibt, sondern ob die Welt den Schuldschein anerkennt. Kurz, treffend und auch dem Laien verständlich wird in der „Glocke“ der für unsere politische Einstellung außerordentlich wichtige Sachverhalt folgendermaßen beleuchtet: „Was Frankreich braucht, ist ein sicheres, vollwertiges Börsenpapier, mit dem es seine internationalen Verpflichtungen regeln kann und das auch im Inlande seinen sicheren Umlauf und seinen unerschütterlichen Wert hat. Die deutschen Zahlungen können nur dann die Grundlage dazu abgeben, wenn alle Welt einig ist, daß sie tatsächlich geleistet werden können. Es handelt sich also weniger um unsere Zustimmung zu den Geldforderungen, die man uns auferlegt, als um die Anerkennung der Welt. Diese Anerkennung fehlt Frankreich und seinen Verbündeten. Sie fehlt nicht erst seit heute, seit dem Bekanntwerden der soeben gefaßten Beschlüsse, sie fehlt ihm von Anfang an, seitdem die Bestimmungen des Versailler Vertrages bekannt geworden sind. Die Börse hat auf die phantastischen Entschädigungspläne ganz anders zurückgewirkt, als die Urheber dieser Pläne gehofft haben.“

Eine französische Regierung, die den Spießertraum vom alles zahlenden Deutschland heute aufgäbe, wäre morgen geliefert. Keynes kennzeichnet die verheerende Entwicklung dieses Spiels mit den Milliarden als eine Folge dessen, was wir „Propaganda“ zu nennen gelernt haben. Das Ungeheuer ist der Aufsicht seiner Erzeuger entschlüpft, und so ergab sich in Paris die seltsame Lage, daß die mächtigsten und klügsten Staatsmänner der Welt lauter „Abwandlungen des Unmöglichen“ in Erwägung ziehen mußten. Lloyd George, der große Hexenmeister, beteiligte sich lächelnd an der Partie und gab sich den Anschein, einen Fortschritt errungen zu haben, indem er Briand zu der Ansicht bekehrte, daß 2 + 2 nicht 12, sondern nur 8 ergäbe. Denn was ihm und seinen Ratgebern von der Londoner City als Ziel vorschwebt, ist offenbar dies: Man will auf Grund der Schuldverpflichtungen Deutschlands einen Weltbund auf finanzieller Grundlage zusammenschweißen gegen die Deutschen. Man will Methode in den Wahnsinn der Billionenforderung bringen, auch wenn man sehr wohl weiß, daß ein Sprung von 20 Milliarden Defizit Handelsbilanz zu 6 Milliarden Überschuß völlig ausgeschlossen ist. Eine internationale Zwangsverwaltung unter englischer Führung, auf die das Londoner Programm hinaus drängt, würde aber, darüber kann kein Zweifel sein, unser nationales Aufkommen für alle Zukunft vereiteln. Mit Händen und Füßen müssen wir uns dagegen wehren. An Deutschland ist es, die Neutralen, auf die ja die Entente nach alter Übung jeden nur erdenklichen Druck ausüben wird, laut und vernehmlich zu warnen. „Im Friedensvertrag und deutlicher in den Pariser Beschlüssen“, weist Dr. E. Jenny in der „Deutschen Tageszeitung“ hin, „ist die Begebbarkeit der von Deutschland in die Hände der Reparationskommission zu legenden Obligationen vorgesehen, da die Entente, besonders Frankreich, bares Geld braucht. Diese deutschen Obligationen in Gesamthöhe der 42 Jahresraten sollen also in der Form börsengängiger Papiere den Neutralen in die Hände gespielt werden, wodurch die Neutralen an der strengen Durchführung der neuen Abmachungen, über die jetzt in London verhandelt werden soll, interessiert werden. Die Neutralen würden zu Spießgesellen der Entente und

wären gezwungen, mit ihr bei der Aussaugung Deutschlands durch dick und dünn zu gehen. Darin liegt der Wert der Unterschrift der deutschen Regierung für die Entente, denn durch die deutsche Unterschrift erst wird das Ententediktat zu einem Rechtsgeschäft und werden die deutschen Obligationen für die Entente begebbar."

Der Ausfuhrzoll, den die Pariser Abmachungen vorsehen, richtet sich zudem in erster Linie gegen die Wiederherstellung normaler wirtschaftlicher Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika, die als einer der wichtigsten Punkte auf dem Programm des neugewählten amerikanischen Präsidenten verzeichnet steht. Seit dem Zusammenbruch sind wir unablässig bemüht gewesen, uns die Gunst Amerikas und der Neutralen zu erringen. Unsere gar zu plumpe Spekulation auf die politische Auswertung menschlichen Mitleids mußte sich naturgemäß als verfehlt erweisen, da kein Volk der Erde, die Deutschen vielleicht ausgenommen, sich durch Gefühlseinwirkungen bestimmen lassen wird, auch nur um eines Zolles Breite von der sicheren Bahn abzuweichen, die der nationale Eigennutz vorschreibt. So hat man uns denn zwar hochherzig mit Geldspenden, Spielzeug und Milchkühen die Daseinsnot gelindert, politisch aber seither noch immer die kalte Achsel gewiesen. Zum ersten Male nun seit Friedensschluß eröffnet sich für Deutschland die Aussicht auf eine, wenn auch gewiß nur zeitweilige, Rückenstärkung von der Seite Amerikas und der Neutralen her. Damit ist der deutschen Diplomatie, wofern sie die freilich unumgänglich nötige Geschicklichkeit zu entfalten versteht, die bislang fehlende Gelegenheit geboten, den Widerstand gegen die Vernichtungsgelüste Frankreichs, die zum wesentlichen Teile der britischen Weltpolitik entsprechen, doch auch nach außen hin fest zu verankern.

* * *

In seiner großen Stuttgarter Rede hat Staatssekretär Dr. Simons die Entschlossenheit durchblicken lassen, bei der entscheidenden Wendung, die die Dinge durch den Pariser Weltumformungsplan genommen haben, nicht erst auf das Eingreifen von außen her zu warten, dem überdies durch die Anberaumung der Londoner Tagung vor dem Amtsantritt des neuen amerikanischen Präsidenten vom Feinde weitsichtig vorgebeugt worden ist. Der Propagandareise des Dr. Simons nach dem Süden kommt überhaupt insofern eine erhöhte Geltung zu, als sie ein grundsätzliches Abweichen bedeutet von der bisher geübten Redetechnik unserer Außenminister, die sich auf Darlegungen im Parlament beschränkten und sich durch eine solche Einengung ihres Mitteilungsbedürfnisses Wirkungen entgehen ließen, die sich die englische, d. h. bestgeschulte Diplomatie der Welt, schon längst mit größtem Erfolg nutzbar gemacht hat. Dr. Simons ist, was ihm als Verdienst gebucht sein mag, einer glücklichen Eingebung gefolgt, indem er einmal den Beschönigungstiraden der feindlichen Staatsmänner mit unerwarteter Schnelligkeit in die Parade fuhr, zum andern aber der auswärtigen Politik des Reiches zu einer gewissen Volkstümlichkeit verhalf dadurch, daß er sie statt in der abgeschlossenen Dumpfheit des Reichstags in der freieren Luft Süddeutschlands zur Sprache brachte.

Dr Simons hat in einer Nebenbemerkung, die sich gegen ein im übrigen durchaus hochwertiges Stuttgarter Blatt richtete, die Aufgabe gestreift, die der Presse in einer kritischen Lage wie der gegenwärtigen zufällt. Das Blatt hatte, unmittelbar bevor Dr Simons seine Rede hielt, weitgehende Zweifel geäußert, ob es der Regierung mit ihrem Widerstande gegen die Entente auch wirklich ernst sei. So berechtigt diese Zweifel sind, man wird dem Staatssekretär des Auswärtigen darin beistimmen müssen, daß es von einem bedenklichen Mangel an politischer Einsicht zeugt, diesen Zweifeln in einem Augenblick weithallenden Ausdruck zu verleihen, wo es darauf ankam, die Einigkeit der Nation nach außen hin eindrucksvoll zu verdeutlichen. Mit Schelten über Wankelmütigkeit ist schließlich immer noch Zeit, wenn eine verdorrte Hand zur Feder greift und bestätigt, daß 2 + 2 nicht 12 und nicht 8, sondern vielleicht 6 sei. Die deutsche Presse aller Richtungen bedarf, was ihre Mitwirkung an der Gestaltung unserer auswärtigen Verhältnisse anlangt, noch gar sehr der Schulung. Es wird bei uns rechts wie links über auswärtige Politik mit geringen löblichen Ausnahmen auf eine merkwürdig altväterliche, um nicht zu sagen hausbackene Weise geschrieben, nämlich so, als ob wir ganz und gar nur unter uns und keineswegs der Belauschung durch eine stattliche Zahl von Zuhörern außerhalb unserer vier Wände ausgesetzt wären. Derart trifft die Presse ein erheblicher Teil von Schuld an dem leidigen Umstand, daß die feindlichen Staatsmänner mit einer Fingerfertigkeit, die sie langjähriger Übung verdanken, auf der Klaviatur unserer Stimmungen herumspielen.

Wieviel nachhaltiger und wirkungsvoller hätte sich, um einen weiteren Beleg für das Versagen unseres Presseapparates anzuführen, der Proteststurm, der erfahrungsgemäß nach Feindesbeschlüssen wie denen von Paris einzusetzen pflegt, nach außen hin gestalten lassen, wenn ihm durch die Presse von vornherein die angemessene Form und Einkleidung gegeben worden wäre. Einer Presse, die sich ihrer Bedeutung voll bewußt ist, kann gegebenenfalls eine Rolle zuteil werden, nicht unähnlich der des Chors in der griechischen Tragödie. Auf die Gefahr hin, Anstoß zu erregen, sei offen eingestanden, daß gerade in gewiß aufrichtig deutschgesinnten Kreisen bei solchen Anlässen, bei denen es sich um furchtbar schwere Entscheidungen handelt, ein zu lärmender, zu phrasenreicher Nationalismus prahlerisch zur Schau getragen wird. Der Nationalismus, der sich so gebärdet, laut und eng, hat sich in der Feuerprobe nicht immer als der stärkste erwiesen. Vor allen Dingen aber geben sich dessen Dolmetscher einer gründlichen Täuschung hin, wenn sie sich allen Ernstes einbilden, sie könnten auf diese Art dem Ausland Achtung, dem Feinde Schrecken einflößen. Muß uns denn wirklich erst ein neutrales Blatt, der „Nieuwe Rotterdamsche Courant", halb ärgerlich, halb spöttisch zurufen: „Die Deutschen protestieren zu viel und zu aufdringlich. Demonstrieren hilft nicht." Man solle, so rät das Blatt, in Deutschland nicht jedesmal so verzweifelt tun, sondern auf praktische Auswege sinnen.

Wenn der mit keinerlei Verantwortung belastete brave Durchschnittsstaatsbürger sich an der Vorstellung eines nackten „Neins" und eines schroffen „Unannehmbar" berauscht, so mag das ohne weiteres seinem berechtigten Zornempfinden zugute gehalten werden. Von den verantwortlichen Stellen aber, und jede Re-

daktionsstube ist der Öffentlichkeit gegenüber eine solche, müßte doch unter allen Umständen soviel Kühle abwägenden Verstandes gewahrt werden, daß man auch bei grundsätzlichstem Verharren auf dem Ablehnungsstandpunkte doch nicht die psychologische und taktische Seite der Angelegenheit völlig außer acht läßt. Leider hat sich gerade unsere Rechtspresse dieser Unterlassung in beträchtlichem Maße schuldig gemacht. In der Geschichte finden sich genug Beispiele dafür, wie jeder Versuch, die Romantik in die Politik hineinzutragen, den Urhebern zum Verderben ausgeschlagen ist. Und es hat mit der Wirklichkeit nichts zu tun, es bedeutet Romantik, wenn einem Volke in der erniedrigten Lage des unsrigen die „schöne Geste" gleichsam als die Erlösungsidee angepriesen wird, die wie das Schwert Alexanders den gordischen Knoten unserer unglückseligen Schicksalsverstrickung mit einem Schlage zerhauen könnte. Proteststürme, Begeisterungswellen sind ohne Zweifel starke Kraftquellen, die eine umsichtige Politik sich zunutze machen wird und deren sie sogar dringend bedarf, um die nötige Schwungweite zu erlangen. Aber wie hoch sind die aus solchen Quellen zuströmenden Energiemengen zu bewerten und auf welches Zeitmaß ist ihre Dauer zu veranschlagen? Man überlege: Die vaterländische Begeisterung von 1914, die doch wahrlich echt, tiefgreifend und gewaltig war, begann bereits (nicht wahr, wir wollen uns doch nichts vormachen?) nach sechs Monaten Krieg merklich abzunehmen ...

Es ist, wenn wir uns, bar jeder romantischen Sinnestrübung, nur von der nüchternen Erwägung der Tatsachen leiten lassen, durchaus keine Nebensächlichkeit, sondern eine Frage von schwerwiegender Bedeutung, in welche Form der Willensausdruck, eine gewisse Höchstgrenze der Verpflichtungen nicht zu überschreiten, gekleidet werden soll. Auch ein Gerichtsurteil verschafft sich Ansehen und Geltung außerhalb des Gerichtssaals lediglich durch die Begründung, deren logische Überzeugungskraft und Stichhaltigkeit. Ein hingedonnertes „Nein" würde selbstüberheblichen Einwänden zum Trotz bei der Entente ein schallendes Hohngelächter und bei den Neutralen ein entsprechendes Echo hervorrufen. Die „Tägliche Rundschau" hat — ziemlich vereinzelt unter den gleichgerichteten Blättern — als Marschziel für London die Absage unter Vorlegung äußerster eigener Anerbietungen geraten, d. h. also die ungemein glückliche Form eines Angebots als Umweg zur Ablehnung, und von dem bekanntlich durch und durch vaterländisch gesinnten Blatt sind als dabei maßgebende Gesichtspunkte folgende drei angeführt worden, die kurz zusammengezogen und hintereinander gruppiert sich etwa so ausdrücken lassen:

1. Um die innere Front seelisch zu panzern und den vielen Kleinmütigen den Boden nachträglicher Vorwürfe abzugraben, muß deutlich zu erkennen gegeben werden: „Wir haben das Äußerste und Menschenmöglichste angeboten; gegen das Unmenschliche aber lehnen wir uns auf."

2. Ein Angebot, das Deutschland machen und das sich vor jedem gerechten Auge als sehr weitgehend erweisen würde, erzielt die Wirkung, die Entente bei den Neutralen noch ärger ins Unrecht zu setzen.

3. Eine Ablehnung mit herrischer Geste würde der Entente, Frankreich vor allen Dingen, hochwillkommen sein. Dagegen würde es ein sehr viel größeres

Aufgebot agitatorischen Geschickes bedürfen, um für ein Vorgehen gegen die Deutschen Anklang zu finden, wenn gegenüber dem unsinnigen, in den Wolken schwebenden Anspruch der Entente ein gutwillig zu zahlender Gegenbetrag sich sozusagen greifbar bietet, als wenn dies nicht der Fall wäre.

Das hier aufgestellte Exempel ist klar und einleuchtend. Allerdings, mit der Parteibrille auf der Nase mag manch einer daran auszusetzen haben.

* * *

Aus zahllosen Entschließungen, hinter denen gewiß viel Tüchtigkeit der Gesinnung steht, hat das Bekenntnis herausgeklungen, daß man lieber tot als Sklave zu sein wünsche, daß man ein Ende mit Schrecken dem Schrecken ohne Ende vorzöge und daß die Nation nichtswürdig sei, die nicht ihr Alles setze in ihre Ehre. Treffliche, heldische Worte fürwahr, die nun aber schon zu oft, von jedermann und bei jeder Gelegenheit in den Mund genommen, allmählich in ihrem Marktwert auf die Geltung feststehender Vereinsredewendungen herabgesunken sind. Unter siebenzig Millionen gibt es sicherlich Tausende und Abertausende von wirklichen Helden — der Weltkrieg hat es bewiesen. Indes selbst wenn wir alle, die im Geiste hinter jenen Entschließungen stehen, mit in diese stattliche Zahl hineinbeziehen, so bleibt demgegenüber immer noch eine voraussichtlich weit größere Anzahl von Leuten übrig, die — das hat die Etappe und hat die Revolution bewiesen — die Sklaverei ganz sicher dem Tode vorziehen und auch in dem Zustand des endlosen Schreckens die Voraussetzungen für ein Fortfristen ihres Parasiten-Daseins vorfinden würden. Und — wäre dann die „Ehre der Nation" gerettet?

Und doch liegt in dem, was durch das dunkle Gestammel all dieser Entschließungen zittert, ein sinnfälliger Wirklichkeitskern unter rauher Schale beschlossen. Aus dem Gefühlsmäßigen in das Politische übertragen, würde er etwa so auszudeuten sein: Wenn durch den schonungslosesten Gewaltdruck die Verzweiflung zum Ausbruch gelangt, dann braucht sie nicht, wie immer angenommen wird, die Bahn des Bolschewismus einzuschlagen. Sie kann, was offenbar von der Entente nicht genügend in Betracht gezogen wird, unter Umständen auch eine ganz andere Richtung nehmen. Nirgends sind ja die Erfolge des Bolschewismus geringer, als im besetzten Gebiet. Es hat sich gezeigt, daß im Rheinlande gerade die Arbeiterschaft die Trägerin des nationalen Gemeinschaftsgefühles ist, in höherem Grade sogar als das Bürgertum, dessen Haltung, zumal soweit es kapitalistisch ist, durch wirtschaftliche Beeinflussungen zeitweilig starken Schwankungen ausgesetzt war. Ein **deutsches Irland**, auf dessen Schaffung die Entente zielbewußt hinarbeitet, könnte aber — rein theoretisch betrachtet — eine ähnliche Erscheinung zeitigen, wie sie in der gefürchteten Sinnfeinbewegung täglich und stündlich als unausrottbares Schreckgespenst den britischen Machthabern das Leben verbittert. Ein furchtbares Zukunftsbild, das aber im Grunde nicht abschreckendere Züge trägt, als der russisch-jüdische Bolschewismus. Es gehört schon ein gewisser Mut dazu, sich diese Entwicklungsmöglichkeit (die im übrigen keineswegs als wahrscheinlich bezeichnet werden soll) genauer auszumalen. Kontreadmiral L. Glatzel besitzt diesen Mut, indem er im „Tag" eine Zukunfts-Kampfform als im Entstehen be-

griffen hinstellt, die er als „wirtschaftlichen Franktireurkrieg“ bezeichnet und deren Kennzeichen, kurz ausgedrückt, „Sabotage gegen Leben und Eigentum des Gegners“ sein würde. Das also etwa wäre das, was wir unter einem „Ende mit Schrecken“ zu verstehen hätten. Es ist derjenige Kriegszustand, in dem sich die irischen Sinnfeiner England gegenüber befinden. Ob der Deutsche die seelische Eignung für einen solchen auf der Kraft der Nerven beruhenden Verzweiflungskampf besitzt, ob er die Zähigkeit und die Ausdauer des Iren würde aufbringen können, das freilich steht auf einem andern Blatte. Aber mit derselben Berechtigung wie wirtschaftspolitische Sachverständige warnend die jetzigen volkswirtschaftlichen Zustände in Österreich, Polen und Sowjet-Rußland als Zukunftsbilder eines jeder inneren Gesundungsmöglichkeit beraubten Deutschlands uns vor Augen geführt haben, darf man auch in dem irischen Kampf der Sinnfeiner eine „Warnungstafel“ für die westeuropäische Politik der Zukunft erblicken.

* * *

Das natürliche Zusammengehörigkeitsgefühl des Volkes hat in den seelischen Leidenstagen zwischen Paris und London eine bemerkbare Stärkung erfahren. Und das, obwohl die Preußenwahl alle Gehässigkeiten des Parteienkampfes wieder einmal lichterloh aufflammen ließ. Die innere Einheitsfront ist zustande gekommen, ohne daß sie in dem Zusammenschluß der Parteien den entsprechenden sichtbaren Ausdruck bekommen hätte. Schlagender konnte sich die Unzulänglichkeit unseres gegenwärtigen parlamentarischen Systems und die Volksfremdheit unseres gesamten überalterten Parteiwesens gar nicht dartun. Die Parteien ohne Ausnahme haben während dieser kritischen Zeit alles nur Erdenkliche getan, um ihre Unnötigkeit, ja ihre reine Schädlichkeit für die Gesamtpolitik jedem verständigen Menschen dadurch vor Augen zu führen, daß sie, wie schon oftmals vorher, so auch in dieser Schicksalsstunde, die geschlossene Stoßkraft der Nation nach Kräften schwächten. Das aber ändert nichts an der Tatsache, daß, anders wie in Weimar und beim Versailler Diktate, heute der Pariser Forderung auch ein einmütiger Ablehnungswille in der deutschen Arbeiterschaft gegenübersteht. Ja, Rosen knospen am Galgenholz! „Die deutsche Einung“, stellt Dr Stadtler im „Gewissen“ mit Genugtuung fest, „ist im Wachsen. Trotz schwacher Regierung. Trotz Parteikampf. Trotz Entente-Wühlerei. Allerdings darf man nicht nach der Oberfläche urteilen. Alles, was heute in Deutschland an der Oberfläche liegt, das ist unfertiger Zustand. Die Regierung ist heute Zustand, d. h. Chaos. Das Parlament ist heute Zustand, d. h. Zersetzung. Die Presse ist heute Zustand, d. h. Mißton. Der Friedensvertrag ist Zustand, d. h. gerissener Schleier über einem Vulkan. Die deutsche Einung selbst ist dagegen ein tiefes *Geschehen*: ein langsames Erwachen, ein Sichbesinnen auf Werte, ein Umsichschauen in die Wirklichkeit, ein Sichgegenseitigaufrütteln zur Kräftesammlung, ein Sichverstehen, ein Tatgemeinschafts-Denken.“



Auf der Warte

Erinnerung an Karl Hauptmann

Es ist ein wehes und bedrückendes Gefühl, wenn man von einem Menschen geht, den man lieb gewonnen, und fühlt ganz plötzlich: Du siehst ihn nicht wieder. So ging mir's mit Karl Hauptmann, als ich drei Tage vor seinem Tode mit ihm an seinem Krankenlager alte liebe Erinnerungen austauschte. Ich suchte Erholung in Schreiberhau. Mit Skiern bahnte ich mir den Weg zu dem verschneiten Häusel, das er einst mit seinem Bruder Gerhart gemeinsam bewohnte. Eine Schneewehe hat die Haustür verschüttet. Ich klopfe. Ein altes Mütterlein, dem der Hausherr im Erdgeschoß Obdach gewährt, öffnet mir und erzählt, daß der Herr Doktor schwer erkrankt sei, man habe vor ein paar Tagen aus Breslau einen berühmten Arzt gerufen. Ich erschrecke und muß an die Folgen des nicht unbedenklichen Schlaganfalls denken, den der Dichter im Frühjahr erlitt. Ich sende meine Karte der Gattin. Sie empfängt mich herzlich, und ich erfahre von seiner Krankheit.

Karl Hauptmann schlief im Nebenzimmer, mochte aber durch unser Gespräch erwacht sein. Er erkannte mich an der Stimme und verlangte nach mir. Ich erschrecke über sein Aussehen und verberge mühsam meine innere Erregung. Der Dichter ist aber erfüllt von Hoffnung.

„Das Herz müssen wir erst kurieren. Freilich muß Atropin dem müden aushelfen. Meinen alten Hausarzt, der dreißig Jahre mich kurierte und mir befreundet war, mochte ich nicht mehr. Wir gingen dennoch als Freunde auseinander. Ein paar schlimme Tage habe ich hinter mir. Wir riefen Professor R. aus Breslau telegraphisch. Unser junger Mittel-Schreiberhauer Arzt assistiert ihm."

Ich saß an seinem Bette und fühlte Todesnähe. Das Herz tat mir weh, wie dieser grundgütige stille Weise voller Hoffnung war. Ich trank mit ihm Tee, und er plauderte angeregt. Die besorgte Gattin und die Krankenschwester um ihn. Der Wind heulte um das Haus und verwehte die Fensterkreuze, und wir sprachen vom Frühling. Blumen standen auf seinem Nachtschränkchen. Seine Sprache war langsamer und leiser als sonst. In seiner Wohnung hängen ein paar wundervolle Schneelandschaften. Darunter ein paar trotzig verschneite Tannen. Und die märchenhaften Schneegruben, die in alpiner Majestät der Kamm krönt. Ich sehe Karl Hauptmanns Augen leuchten, wie er einst mich von Bild zu Bild führte und wie es jauchzend in seiner Brust klang: „Meine Riesenberge! Schneeschuhe unter den Füßen — auf einem weiten Winterfelde stehen — Flockenwirbel um und um! — Tief unten traumhaft wie in Nebeln einzelne Hütten! — Frei aufzuatmen! — Und dann jauchzend hinab wie auf Flügeln! — Hinabgleiten über den weißsamtnen Hang wie ein Windeswehen — so leise und leicht! — Kaum, daß der Schnee stäubt! — Kaum, daß eine Spur! — Und nur noch ein Lispeln und Rauschen ums Ohr. — So hab' ich in tiefer Einsamkeit oben gestanden — Totenruhe rings — hab' rückschauend das Leben in den Städten verlacht — bin von Kraft und Freiheit berauscht in mein winterliches Bergnest gesaust — und habe immer, immer wieder gefühlt, — ein Mensch zu sein!" — Damals griff ich begeistert zu seinen Werken. Seine Naturfreude mit ihrer dringenden Mahnung zum Schauen und Sinnieren klingt in mir. Seine Märchen und Gesichte bekommen erst durch sein Blut Sinn und Klang.

Der Dichter fängt von seinen „Armseligen

Besenbindern“ an zu plaudern. „Oft bin ich in Dresden gewesen, um dieses Wunder der Regie und Darstellung zu erleben. Es waren die schönsten Tage meines Lebens. Mit Hanns Fischer wurde ich Freund. Das war ein Mensch, der die toten Dinge sprechen lassen konnte, der Märchen und Gesichte zu Leben brachte. Schade, daß man aus meiner Trilogie ‚Auf goldener Straße‘ nichts brachte!“ Und er erzählte mir, welche Schwierigkeiten er hatte, sie an ersten Bühnen unterzubringen. Ich gestand ihm aufrichtig, daß ich seine „Musik“ für sein bedeutendstes Drama hielt; ich hatte es vor Jahren im Manuskript gelesen gleichzeitig mit seinem „Abtrünnigen Zaren“. Meine Versuche, es an einer mir befreundeten ersten Bühne anzubringen, scheiterten. Düsseldorf und Leipzig brachten es dann zur Uraufführung. Interessant war es mir zu hören, daß der Dichter selbst seinen „Abtrünnigen Zaren“ am höchsten wertete und daß dieser schon vor Kriegsausbruch 1914 vollendet war. Im Sommer hatte er Werner Sombart, dem bekannten Berliner Nationalökonom, der in Ober-Schreiberhau eine Villa besitzt, das Manuskript gegeben. Vom Dichter nach dem Urteile befragt, hatte er in seiner markigen Art zu ihm gesagt: „Lieber Hauptmann, und hättest du mit deinen 61 Jahren weiter nichts als diesen ‚Abtrünnigen Zaren‘ geschrieben, du könntest dir getrost die sechs Bretter nageln lassen, du hast mehr als Tausende von Menschen geschaut und der Welt gegeben. Der Zar wird auch nach hundert Jahren von dir zeugen!“ „Aber ich denke nicht daran zu sterben! So Gott will, habe ich noch Manches zu geben!“ Und dann erzählt er mir von seinen Plänen. Glücklich war er darüber, daß der ehemalige Regent von Gera zu seinem Geburtstage den „Abtrünnigen Zaren“ im Frühjahr uraufführen wollte. „Auch Sie erhalten eine Einladung und müssen kommen. Denken Sie, Wegener als abtrünniger Zar! Der Fürst stellt ein ideales Ensemble zusammen!“

Eine Stunde verging. Mir war bange, das anhaltende Sprechen könnte dem Kranken schaden. Ich verabschiedete mich oft, doch immer zog er mich wieder auf den Bettrand zurück. Ich ahnte, es war ein Abschiednehmen für immer. Das Schwesterchen mußte dies und das aus Truhen holen, das er mir noch zeigen wollte. Ein Werk, „Deutsche Dichterhandschriften: Karl Hauptmann“, herausgegeben von Dr Hanns Martin Elster, zeigte er mir. Ich sah seine Rübezahlhandschrift, die fast keine Korrektur aufwies. Er lächelte über mein Erstaunen. „Wir mußten freilich beim Drucke manche Worte streichen, da weder ich noch meine Schreiberin sie entziffern konnten. Mit meinem inneren Schauen und Gestalten kann die Feder nicht Schritt halten. Schade, daß meine Sekretärin nicht da ist, ich hätte Ihnen gern ein Buch mit Widmung verehrt. Ich sende es Ihnen, ach nein, Sie müssen bald wiederkommen...“

Ich habe ihn nicht wiedergesehen; ich wurde plötzlich heimgerufen. Am Bahnhof empfingen mich die Meinigen, denen ich zwei Tage zuvor Grüße von dem Dichter sandte. „Karl Hauptmann ist tot!“ Der Telegraph war schneller als mein Zug. Ich vergaß in meinem Schmerze, die Meinen zu begrüßen. Meine Gedanken weilten bei dem stillen Träumer, bei der tiefinnerlichen Schöpfernatur, die voller Märchen, Wunder und Gesichte war. „Kommen Sie bald wieder!“ Zu spät. Der grundgütige herrliche Mensch und Dichter ist zu seinen Traumgestalten und Wundern heimgegangen...

Joh. Reichelt (Egon Ritter), Dresden

*

Ein Brief Hans Thomas an amerikanische Frauen

Einen in seiner geklärten Weisheit wundervollen Brief hat unser Altmeister in Karlsruhe, durch Frl. Elisabeth W. Trippmachers Vermittlung, eigenhändig und mit unverminderter Geistesfrische an amerikanische Frauen geschrieben. Der uns freundlich zur Verfügung gestellte Brief lautet:

„Ich habe mich sehr gefreut über die Grüße amerikanischer Frauen, welche Sie so freundlich waren, mir zu übermitteln, und so bitte ich Sie, den verehrten Damen diesen Brief als Dankesgruß von mir bekanntzugeben.

Ich setze meine Hoffnung auf Besserung

unserer Weltzustände jetzt mehr als je auf das Element der **Frauen**. Sie stehen mit ihrem natürlichen Empfinden für das, was der Menschheit gut und notwendig ist, näher als der so oft hochmütig verstiegene Mann, der von seinem Gewebe von Theorie und Prinzipien sich nicht loslösen kann, der sich auf Meinungen und Weltanschauungen eingeschworen hat und es für Untreue hält, von seiner selbstgebackenen Meinung abzuweichen.

Ich glaube, daß, wenn weise Frauen, von ihrem natürlichen Empfinden geleitet, mehr als bisher teilnehmen könnten an der Leitung des Staates, die Brutalität der Völker gegeneinander gemildert würde.

Es ist vom Schöpfer geordnet, daß das Menschenwesen zweigeschlechtlich ist. Jedes Geschlecht hat seine besonderen Eigenschaften, die im Gesamtwesen Mensch zum Ausdruck kommen; und die Eigenschaften, die im Weibe wohnen, dürften wieder mehr zur Geltung kommen auch im öffentlichen Leben — es könnte daraus Segen entstehen und Klarheit in die unheimliche Verwirrung, die unsere Zeit über alle Völker gebracht hat. Die Frau ist durch die Familie mit dem Volke weit inniger verwachsen als der Mann. In der Frau lebt und wirkt das große Mitleid mit allem Lebendigen, das Mitleid, welches unser Übermenschentum — Übermännertum — so gerne abschaffen möchte. Das weibliche Element ist der hauptsächliche seiner Natur nach berufene Träger der Liebe, welche die Menschheit verbinden sollte, die aus der von der Natur gebotenen Mutterliebe hervorwächst, die da ahnt, daß die Allzuvielen lauter ‚Geborene' sind — und ihre Körper Wohnungen der von Gott stammenden Menschenseele.

Das Psalmwort: ‚Ob Tausende fallen zu deiner Seite und gehen tausend zu deiner Rechten, so wird es dich doch nicht treffen', ist nicht für das Weib gesagt; denn wir wissen, daß der Mutter beim Tode ihres Sohnes ein Schwert durch die Seele geht. Das Weib in seinem Mitleid ist berufen, Wunden zu heilen; es würde gewiß, wenn es gehört würde, alles aufwenden, um die Wunden zu verhüten, welche die wahnbetörten, haßerfüllten Völker sich schlagen.

In diesen urmenschlichen Eigenschaften sind sich die Frauen aller Völker gleich. Überall ist die Frau die Hüterin von Haus und Herd — und wenn dies Haus auch so arm sein sollte, daß es nur aus dem Schoß und dem Arme sich bildet, mit dem sie ihr Kindlein warm hält; wenn es nur eine Krippe ist, in die sie ihr Kindlein legen kann, bei den Tieren, welche die Mutterliebe ja auch kennen und rührenden Anteil an ihr haben. Das hindert freilich nicht, daß des Mannes Kraft der Schutz und Schirm seines Heimes sein soll; auch das ist naturgemäß, und wenn wir uns wieder einmal fragen lernen, wie wir uns natur- und sachgemäß einrichten müssen bei unserer Pilgerfahrt durch die Erdenwelt, durch die uns Freud und Leid getreulich begleiten, in der wir zwischen gut und böse den dunkeln Weg suchen müssen: so würde vielleicht die Zeit anbrechen, wo der Staat mit lächerlich wenig Gesetzen auskommen könnte — es brauchte ganz wenig regiert zu werden, weil die Kaiser und Könige der Menschheit zu der Weisheit gekommen sind, daß alle Dinge die Notwendigkeit in sich tragen, sich selbst ihrem Wesen nach zu ordnen. Es würden wieder Menschen heranwachsen, welche die Rolle des Selbstherrschens auf sich nehmen und bestrebt sein würden, sie mit all ihrem Fleiß zu erlernen. Dann könnte eine goldene Zeit anbrechen. Aber die liegt wohl immer fern und weit — doch mir scheint, daß hauptsächlich die **Frauen** berufen sind zur Anbahnung dieser Zeit.

So entbiete ich den Frauen, die meiner in Amerika freundlich gedacht haben, herzlichen Gruß. Ich vertraue dem guten Geist, welcher die Menschheit führt, die ja doch weit tiefer im Weltwesen gegründet ist, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt; unser Denken reicht nicht an diesen Schutzgeist heran, das ist aber auch nicht nötig: der Mensch ist dazu berufen, vor dem ihm unbegreiflichen Wunder der Schöpfung in staunender Ehrfurcht zu stehen und als Schwester und Brüder vor dem Urheber der Schöpfung in Anbetung. Möge mit dem Lobe Gottes auch wieder Friede und Freude einziehen in unser Trauertal! Das ist der Gruß, den alle guten Men-

schen sich zurufen sollten — so laut, daß er das Hadergeschrei der Welt übertönt. Gott selbst führt die Friedfertigen zum Sieg, und er hat den Sanftmütigen den Besitz des Erdreichs zugesichert. Den mitwirkenden Frauen am guten Werke, das die Menschheit immerfort zu schaffen hat,

in aufrichtiger Hochachtung
ergebenst dankend
Hans Thoma.
Karlsruhe i. B., Januar 1921.

*

Deutschamerikanische Hilfe an deutsche Schriftsteller

Als zweiter Vorsitzender der Deutschen Schillerstiftung zu Weimar bin ich mit der Not zahlreicher Berufsgenossen genauer bekannt geworden. Ich wandte mich nun an einen nach Neuyork ausgewanderten elsässischen Landsmann und bat ihn, einmal mit deutschamerikanischen Freunden eine Hilfsleistung zu erwägen. Friedrich Michel, selber Dichter, griff die Anregung freudig auf, gab sie an seinen Freund Dr. Otto Glogau, den Vorsitzenden des „Gesellig-Wissenschaftlichen Vereins“, weiter — und im Nu waren, dank großzügiger Werbung, über eine halbe Million Mark für die notleidenden deutschen und österreichischen Schriftsteller gesammelt. Wenn auch ein Teil hievon an den Staat abfließt: es bleibt uns doch eine stattliche Summe, die wir teils sofort, teils nach und nach zur Linderung der Not verteilen können.

So ist es uns denn eine angenehme Pflicht, den hochherzigen Spendern öffentlich Dank zu sagen: nicht nur für den ansehnlichen Betrag an sich, sondern auch im Hinblick auf die schöne Menschlichkeit, die sich in dieser tätigen Beziehung zwischen Deutschamerikanern und deutscher Kulturwelt bekundet. F. L.

*

Bänkelsänger in den abgetrennten Gebieten

In „Unsere Heimat“ (Nr. 13, 1920, Beilage zu den Els.-Lothr. Mitteilungen) findet sich ein sonst trefflicher Aufsatz „Vom Volkslied im Elsaß“ aus der Feder von Karl Walter, Ludwigsburg. Diese Arbeit enthielt einen für mich nur teilweise berechtigten Satz: „Die tiefsten und schönsten Volkslieder sind wohl die Balladen, aus denen so recht unmittelbar das Wesen des Volksgesanges spricht. Ich meine nicht die Lieder der Bänkelsänger, die noch vor einigen Jahren herumzogen, meist Männlein und Weiblein, die schauerlichsten Mordtaten besangen und auch illustrierten.“

Aus meinen Erfahrungen, aus meiner in Schlettstadt verlebten Jugend, bin ich hier anderer Meinung. Ich behaupte kühn: in jenen trüben Zeiten des III. Napoleons, da man eine „Generation opfern“ wollte, um die deutsche Sprache auszurotten, erfüllten die Bänkelsänger eine nicht zu unterschätzende deutsche Kulturmission im Elsaß und wohl auch in Lothringen. Sie hielten die Fühlung wach mit der deutschen Volksgemütswelt. Es ist wahr, sie brachten meist schauerliche Moritaten, die auf einer Leinwand abgemalt waren. Nebenbei sangen sie aber auch recht gute deutsche Volkslieder, aus alter und neuer Zeit, auch historische Lieder und Liebeslieder, allerdings manchmal nicht ganz einwandfreien Inhalts. Beständig konnte die „Moritat“ nicht abgewandelt werden, wozu gewöhnlich nur ein Bild vorhanden war; und so wurden neben den Moritaten auch die Texte der gesungenen Lieder verkauft. Sehr genau erinnere ich mich aus den siebziger Jahren dreier Lieder, die ich in Schlettstadt von „Moritatensängern“ hörte; sie mögen als Beweis dienen, daß ihre Darbietungen gar nicht so schlecht waren. Ihr Liederprogramm mag wohl dasselbe wie in den fünfziger und sechziger Jahren gewesen sein.

1. Lotte an Werthers Grab — wie ich später feststellte, von einem anonymen Verfasser zum erstenmal gedruckt im „Deutschen Merkur“, Juni 1775;
2. das Guckkastenlied von Nadler: „Wälzen möcht' ich mich vor Trauer“;
3. das Carl-Ludwig-Sand-Lied, worüber ich kürzlich in den Mannheimer Geschichtsblättern Mitteilung im Jahrgang 1920 machte.

Nicht minder zu unterschätzen in ihrer Hilfe zur Erhaltung deutschen Wesens im Elsaß und wohl auch in Lothringen war die Arbeit der Kasperletheater- und der Wandertheater-Familien.

Ich sage Familien; denn sie arbeiteten meist nur mit eigenen Kräften; sie hatten einen Wohnwagen und eigenes Theaterzelt. Nicht ohne Wehmut kann ich jener wackeren Leute gedenken, die uns Schlettstadter Buben und Mägdlein die duftenden Schönheiten der deutschen Märchenwelt offenbarten, wie Schneewittchen, Rotkäppchen, Dornröschen usw.; für die Erwachsenen brachten sie neben Schund die wertvollen Stücke der deutschen Volksbücher. Aus meiner Erinnerung zähle ich hier auf: Genoveva, Heymonskinder und vor allem „Doktor Faust", aus dem auch allerdings einmal „Doktor Faust, der Zauberer der Hohkönigsburg" gemacht wurde! Vom Kasperltheater wurde geboten „Kasperl und der Tod"; oder es wurde so gemacht, daß der Kasper die Rolle des Hanswurst in „Doktor Faust, der Erzschelm und Erzzauberer" übernahm.

Diese braven Leute, die unbewußt das Ihrige zur Erhaltung deutschen Volkstums im Elsaß beitrugen, waren meist Pfälzer und stammten aus der Pirmasenser oder Altleininger Gegend.

Wenn einer einmal die Geschichte der das Deutschtum erhaltenden Faktoren im Elsaß und Lothringen in den fünfziger und sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts schreibt — er darf diese lieben „Fahrenden", die so viel Poesie ins Land brachten, nicht vergessen. Ein großes Ereignis für Schlettstadt z. B. in jener Epoche war, wie mir alte Leute erzählten, das Eintreffen deutscher Wandertheatertruppen, die im Theatersaal Vorstellung gaben. Neben vielem Schund, wie immer, brachten sie auch viel Wertvolles; und nur durch sie hat mancher elsaß-lothringische Volksgenosse zum ersten Male Bekanntschaft mit unseren Klassikern gemacht. Wie mir alte Schlettstädter versicherten, schlug man sich um Eintrittskarten zu diesen Vorstellungen, wie zur Hungersnot um Brot beim Bäcker.

Welche Lehren ergeben sich aus dieser erfolgreichen Mithilfe dieser Kleinkünstler in vergangener Zeit für uns, die wir gegen die Verwelschung dieser urdeutschen Lande erneut ankämpfen müssen?

Es hat sich in anerkennenswerter Weise vor dem Kriege schon die bayerische Regierung in der Pfalz durch Gründung einer Musikschule für Wandermusikanten um die Hebung dieses Standes sehr verdient gemacht. Es wäre nun zu empfehlen, daß irgendeine literarische Körperschaft sich dieser Wandersänger und Sängerinnen — Moritaten scheinen ausgestorben zu sein —, ferner der Kasperletheater- und Wandertheater-Familien annimmt. Man könnte sogar daran denken, um der Sache eine feierliche Form zu geben, für diesen Zweck mutatis mutandis den alten deutschen Meistergesang wieder aufleben zu lassen. Diese Leute kommen überall hin, die Paßschwierigkeiten dürfen noch so groß sein, sie schlüpfen durch die Maschen und werden nach wie vor auf ihre Weise das, was das Gemüt ergreift im ernsten und fröhlichen Sinne, ins elsässische und lothringische Dorf oder Kleinstadt bringen. Und wie nach dem Elsaß, so zu unsren schmerzvoll abgetrennten Brüdern überhaupt.

Wißt ihr, was es heißt, deutsche Volksgenossen, daß zurzeit in den elsaß-lothringischen Schulen kein deutsches Volkslied mehr ertönt? G. H.

*

„Heliondkreuz"

Wilhelm Schwaner feiert den 25. Jahrgang seines „Volkserziehers" durch eine festliche Nummer. Die Lehrer und ihre Freunde, die sich um dieses kernige Temperament sammelten, haben unter seiner starken persönlichen Wirkung eine besondre Lebensmelodie herausgearbeitet. Ihr Bekenntnis setzt mit deutschvölkischem Anklang ein: „Die Volkserzieher verwalten mit das geistig-seelische Erbe ihrer germanischen Vorfahren" — fährt aber plötzlich fort: „die keinen Bluts- (Rassen-) und Religionshaß kannten, deren Heimat die ganze Welt war — in der sie als rechte Asenkinder todtrotzend kämpften und lachend untergingen."

In diesen paar Worten steckt schon der ganze Schwaner. „Lachend untergingen“? Es mag manchem Tapfern wahrlich nicht ums Lachen gewesen sein, wenn er samt seinem Volksstamm unterging. Ein bißchen Übersteigerung schwingt also in diesen Programmworten mit und bringt ganz leis einen unechten Schwung hinein, wenn wir auch die Ermunterung darin wohl verstehen.

Der überaus tätige Herausgeber der Germanenbibel, des Lichtsucherbuches, der Uplandsblätter u. dgl. ist aber im übrigen ganz und gar echt, auch wenn er einmal wuchtig danebenhaut. In ihm ist ein religiöser Grundton. Und in der Prägung seiner Frömmigkeit ist er ebenso eigenwillig und eigenwüchtig wie in seiner völkischen Selbstgewachsenheit. Nun überrascht er uns mit einem neuen Symbol: er hat das Hakenkreuz mit dem Christenkreuz zusammengezeichnet und nennt es das „Heliandkreuz“. In diesem Wahrzeichen, schreibt er, „ist die tiefste Erkenntnis des Germanentums (‚durch Nacht zum Licht‘!) und die heiligste Erfahrung des Christentums (‚durch Kreuz zur Krone‘!) symbolisch Linie geworden“ ... In diesem Zeichen deutet er auch seinen Begriff vom Sozialen: „Für uns ist jeder Erdensohn und Lichtsucher Weggenosse zum Himmel, nicht etwa nur der Zugehörige irgendeiner politischen, religiösen und gesellschaftlichen Sippe; wir wollen über das materialistische Besitzverhältnis der altrömischen Proletarier hinweg zum geistig-seelischen Geschwistertum des Über- und Edelmenschen von der Art Jesu Christi“ ...

In demselben Heft hält freilich Prof. Drews dem Herausgeber entgegen: „Ich glaube nicht an die von Ihnen erstrebte Verschmelzung von Deutschtum und Jesustum, da beide sich mir im Innersten zu sehr zu widersprechen scheinen“ — und damit sind wir denn glücklich wieder in das für deutsches Wesen so bezeichnende „Meinen“ auseinandergeraten, statt einem einheitlichen Lebensgefühl kräftig Gestalt zu geben.

Es gab in diesem Kreise einen frommdeutschen Dichter, der Jesus und Baldur in der Luft geliebter deutscher Landschaft und nicht minder geliebter Sage und Geschichte vereinigt hat: Karl Engelhard. Dieser Hesse ist vor einigen Jahren allzufrüh gestorben. Und noch heute zittert Wehmut durch Wilm Schwaners Stimme, wenn er des jungen Freundes gedenkt: „Er war und ist uns Volkserziehern der sanfte Johannes der Zwölferschar, war uns der Baldurknabe am Fuße des Marterkreuzes ...“

Der Versuch nun, das rollende Hakenkreuz, Sinnbild des Sonnenrades, des fortwährenden Werdens, Vergehens und Wiederwerdens, mit dem feststehenden Christenkreuz, an das die Menschheit zu Leid und Sieg gebunden ist, bildhaft zu vereinigen: — man darf bei aller Achtung vor dem Gewollten die Möglichkeit der Einheit bezweifeln. Es sind zwei verschiedene Stufen. Doch wir fühlen, was Schwaner meint und will. Vielleicht wird einmal eine Aussprache die Klärung fördern. L.

*

Wandlung des Bildungsideals

Eins erscheint sicher in unserer geistig unruhigen Zeit: es vollzieht sich allmählich eine Wandlung des Bildungsideals. Die Möglichkeit einer „allgemeinen Bildung“ wird immer mehr in Zweifel gezogen, ja, man kann schon offen aussprechen hören, die „allgemeine Bildung“ sei in vielen Fällen ein Irrtum ...

Es ist zunächst nur ein dunkles Gefühl, das aber, wer weiß wie bald, zu einem klaren Wissen werden wird und das gerade bei den im besten Sinne religiös durchfluteten Menschen hervorbricht: daß die unserem Volke vor allem eigenen metaphysischen Kräfte durch die herrschende Bildung zu leiden scheinen. Es drängt zwar einstweilen von unten auf nach immer mehr Bildung — was als ein gutes Zeichen erscheinen könnte, — wenn uns eben nicht die übliche Bildung selbst anfinge, zweifelhaft zu werden. Schlagworte, wie „Bildung ist Macht“, sind an solchen Tendenzen des Bildungsbestrebens gewiß mit beteiligt. Ja, ich glaube, daß Tausende von Eltern unter der hypnotischen

Wirkung dieses Wortes handeln, wenn sie alles daran setzen, die Kinder etwas „lernen" zu lassen, und das heißt: sie eine Schule besuchen zu lassen, die ihnen die Möglichkeit oder das Anrecht auf ein Amt oder einen höheren Beruf gewährleistet. Und so schwindet leicht aus dem Bewußtsein, was Bildung im tiefern, philosophischen oder religiösen Sinn sein könnte und müßte: ein vornehmer Charakter und ein seelenvoller, durchglühter Mensch!

Man könnte im Anschluß hieran fragen, ob ein Künstler, ein Dichter, ein Maler „gebildet" sei, und wird ehrlich sagen müssen: im Sinne des jetzigen Bildungsideals nicht. Meist nicht. Schon daß die besten Künstler der Zeit sich ihrer metaphysischen Kräfte stärker bewußt werden, scheidet sie oft und manchmal sehr stark von den Vertretern des bisherigen allzu verstandesmäßigen, ja materialistisch durchhauchten Bildungsideals. Man könnte sagen, der Künstler, der etwas leiste, sei auf seine Weise gebildet; aber schon die Tatsache, daß jeder Dichter wieder anders gebildet ist wie der andre, jeder Maler anders als der andre, sagt uns vielleicht, daß der Begriff „Bildung" hier nicht mehr paßt — wenn man ihn nicht ganz bedeutend erweitert und vertieft.

Hier liegen Geheimnisse des Wachstums der Seele und des Geistes, um die wir uns mehr bemühen sollten. Gerade die Künstler sollten dies tun: schon weil es sich auf die Dauer auch um die Fragen handeln wird, ob sie im Laufe der Zeit immer mehr im Volke allein stehen sollen oder ob sie Seelen finden werden, die ihre Gaben von Grund auf fassen wollen und können.

Kann mit „Bildung" (immer wie sie heute noch meist verstanden wird) große Kunst erreicht und nachgelebt werden? Immer mehr Künstler entziehen sich nicht der Erkenntnis, daß es zum mindesten zweifelhaft ist. Immer mehr entziehen sich auch nicht der Erkenntnis, wie oft und wie sehr Kunst erst gewürdigt wird, nachdem sie autoritativ geworden ist. Im tiefsten Grunde, glaube ich, wird der wirkliche Künstler, wenn er ganz ehrlich sich ausspricht, geneigt sein, abzuleugnen, daß das Beste der Kunst mit der Bildung erreichbar sei. Künstler und Propheten wenden sich doch mehr oder minder an den Gesamtmenschen. Große Kunst, ähnlich wie Religion, wurzelt immer tiefer als Wissen und Bildung meist wurzeln (es mag Ausnahmen geben). Denn der Mensch ist gewiß nicht nur so ein weißes Blatt, auf das der „Bildungsgang" nun etwas schreibt, und es dadurch erst wertvoll macht: der Mensch ist von Anfang an eine lebendige Seele; und ich glaube, unsere Bildungsschätzung hat uns doch allzu sehr vergessen lassen, welche Möglichkeiten der Entwicklung diese Seele hat.

Ich möchte hier keine voreiligen Schlüsse ziehen, möchte nur bitten, das jetzt angesichts der Volkshochschulen wieder viel erörterte Problem der „Bildung" tiefer zu durchdenken.

Karl Röttger

*

Soldatisch, sozial, seelisch

In diesen drei Worten mit gleichem Anfangsbuchstaben prägen sich die drei Schichten des gegenwärtigen Weltkriegs aus, der bekanntlich noch nicht zu Ende ist.

Das Soldatische ist der äußere Ring. Diese Stufe ist für uns ehrenvoll verloren. Nun sind wir im wirtschaftlichen oder sozialen Kampfabschnitt. Man sucht uns nun wirtschaftlich zu erdrosseln. Werden wir innere Einheit und äußere Gesundung erringen? Während ich diese Worte schreibe, sucht uns wieder ein Streik Licht und Wasser abzusperren. Und in London droht die schwere Konferenz! Wir sind noch lange nicht gesund.

Die dritte und tiefste Schicht ist das Seelische, das freilich schon seit Kriegsbeginn aufgerührt ist und das andre durchdringt. Wird uns etwas wie eine sittlich-religiöse Erneuerung aus dem Pfuhl des Materialismus herausreißen?

Ich weiß nicht, wie sich das deutsche Volk in seiner Gesamtheit entscheiden wird. Doch ich hoffe auf eine Auslese der Ernsten und Edlen. Wenn es diesen gelingt, auf das Ganze Einfluß zu gewinnen, so ist die

dritte Schlacht gewonnen — und von hier aus, vom Seelischen aus, können wir auch die soldatischen und sozialen Niederlagen in Sieg zu verwandeln hoffen. Nur vom erstarkten Seelischen aus! Nicht anders.

Schon F. A. Lange hat in seinem Buch über die „Arbeiterfrage" (1865) nur dann der zu erwartenden großen Arbeiterbewegung Erfolg versprochen, wenn sie zugleich mit einer völligen ethischen Erneuerung aller Beteiligten — oben und unten — verbunden ist. Dies ist, wie auch Troeltsch im „Kunstwart" hervorhebt, bis jetzt noch nicht der Fall.

Und doch ist etwas im Werden; nicht nur bei uns; trotz des neuesten Pariser Wahnsinns. Dieser noch fortdauernde Krieg bedeutet dennoch den Bankrott einer Epoche und einer Geistesstimmung — in ganz Europa. Wenn wir doch hoffen dürften, daß Deutschland in der neuen Geistesstimmung voranginge! L.

*

Vom neudeutschen Stil

Jeder Stil entspricht dem Seelenzustand, den er zu prägen sucht, falls wirklich Außen und Innen, Ausdruck und Wesenheit sich decken.

Der Seelenzustand, den wir dem Deutschen der Gegenwart als heilend und erhebend empfehlen oder wünschen, ist immer wieder: Besonnenheit und Beseelung. Besonnenheit als gesammelte Kraft; Beseelung als Verinnigung und Verherzlichung. Jenes als das Starke, dies als das ergänzende Zarte. Beides zu edler Einfachheit vereinigt.

Demnach sei der neudeutsche Stil kein aufgeregter, händefuchtelnder Expressionismus! Man lerne von der Gedrungenheit der Germanen in Mythos und Märchen, in Sage und Legende! Und man lerne vom Stil der Germania eines granitenen Tacitus! Das steht den Führern unseres zerrütteten Volkes wohl an und gibt uns wieder Würde, gibt uns Zucht. Denn solcher Stil bekundet Gehaltenheit und Spannkraft.

Also Vereinfachungskraft, Veredelungskraft, Verklärungskraft — da steckt die Aufgabe des neudeutschen Stils. Knappe Kraft, reine Ruhe, edle Einfachheit! Ein klarer und gesunder Stil, der weder der Tiefe noch der Zartheit oder des farbigen Duftes zu entbehren braucht! Solche Melodie und Rede fällt sofort ins Ohr, wie jene Tonarten der älteren Musik in ihrer oft herben, oft so ergreifenden Kraft und Einfalt.

Was braucht wohl der Deutsche mehr: neue Reizungen und Aufpeitschungen — oder seelische Kraft?

Hier scheiden sich die Geister. Die Aufgeregten werden nach wie vor weiter gewirbelt, weiter gepeitscht, Sklaven der Dämonen. Die Gefestigten aber, denen die Engel der Weisheit und der Liebe dienen, haben die Kraft, sich selber und ihren Trieben ein donnernd Halt zuzurufen. Endlich doch muß einer anfangen, diesem sinnlosen Treiben von Haß und Hetze Einhalt zu gebieten. Es fange jeder mit sich selber an!

Uns ist die Welt kein Beglückungsparadies, sondern ein edles Schicksalsfeld. Uns ist die Welt eine Aufgabe. Diese Aufgabe heißt: durch die Kräfte des Innern die Umwelt zu erforschen, zu ordnen und zu verklären.

Wenn uns diese Aufgabe bewußt wird, so wird unser Deutschland eine Insel der Besonnenheit und ein Hain der Lebensverklärung inmitten des weiter brandenden Völkerchaos. L.

*

Zwei Bilder

Die „Berliner Illustrierte" brachte gegen die Jahresneige auf ein und demselben Bogen zwei Bilder, die in ihrer Gegensätzlichkeit kaum zu überbieten sind So in unmittelbarer Folge geschaut, erhellen sie blitzartig die dämonische Tiefe unserer gesellschaftlichen Zerklüftung.

Erstes Bild. Filmschauspieler mit Gemahlin. Natürlich! Der Film regiert. Sind die „Filmsterne" nicht die einzigen Lichtquellen in der grabesdüstern Nacht, die über Deutschland brütet? Lässig lehnen die beiden in den Polstern ihres Sofas. Vorzüglich ge-

nährt. Tadellos gekleidet — wenn auch nicht gerade nach dem Geschmack des Wandervogels. In den Augen das süße Wohlgefallen, sich als Größe gefeiert zu wissen. Von Kampf und Sorge keine Spur in den Mienen. Hier heißt leben: sich ausleben. Zum Zeitvertreib tillert jedes mit einem Schoßhündlein. Prächtige Tiere das, nicht wahr? Sicher auf der letzten Ausstellung mit dem Grand prix gekrönt. Man sieht's ihnen gleich an, daß sie mit Lilienmilchseife gewaschen und mit den feinsten Kämmen frisiert werden; daß sie sich viel auf Kissen und Teppichen vergnügen dürfen, für die Nacht warme, flaumige Bettchen haben und zum Ausgang ein seidenes Mäntelchen...

Zweites Bild. Eine Mutter mit drei Kindern. Hintere Kellerwohnung in Berlin. Der Sonne dürfte das Gelaß wenig bekannt sein. Auch künstliches Licht ist da fremd. Unter dem Bild ist bemerkt, daß die Glühbirnen abgenommen sind — vom Gerichtsvollzieher! In einer Ecke liegen etliche Blechwaren zum Verkauf. Der Raum dient nicht bloß zum Schlafen, Wohnen und Kochen, sondern auch noch als Laden. Der Mieter ist nämlich Klempner. Wie ein bittendes Opfer steht die junge Mutter da, abgehärmt, von der Schwindsucht angekränkelt, den Blick in furchtbarem Wissen aufgehellt — eine mater dolorosa der Millionenstadt. Und dann die Kinder: gekreuzigte Jugend! Elende Flicken um den schwächlichen Leib sind ihre Gewänder. Kein Faden Wäsche lugt an den freien Gelenken hervor. Ein immerwährendes Frieren um ihre Züge. Zum Zerbrechen dünn wachsen die Beinchen aus dem schwerfälligen Schuhwerk heraus. Man braucht kein Spezialarzt für Kinderkrankheiten zu sein, um zu erkennen, wie bitter diese Wesen an den Folgen dauernder Unterernährung leiden. Und bei dem ältesten der Geschwister: welche Ratlosigkeit, welche schreckhafte Verwunderung in den tiefgebetteten Augen! Das ist ein einziger Aufschrei der Seele: was soll all das Weh und all die Wirrsal um mich her!? ... Irgendwo auf belebter Straße wird der kriegsbeschädigte Klempnermeister mit englischen Zigaretten handeln...

Zwei Bilder: Tierkult dort — und Propaganda für deutsche Kinderhilfe hier! Was sich wohl der Schriftleiter des Ullstein-Blattes gedacht, als er sie nebeneinander gereiht? Ernst Hauck

*

Die Notgemeinschaft der Geistigen

Die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft hat die Bedeutung eines schüchternen Anfanges zum Zusammenschluß der geistigen Arbeiter Deutschlands. Bei diesem ersten Schritt darf aber nicht stehen geblieben, vielmehr muß über diese viel zu eng gesteckte Grenze hinaus eine geschlossene Einheitsfront der Geistigen angestrebt werden. Sie, die bisher nur die Waffen für andere geschmiedet haben, sollten endlich einmal auch an sich selber denken und den Willen aufbringen, sich mit Ungestüm aus der ihnen auferlegten Aschenbrödelrolle zu befreien. Der Weg zum Aufstieg läuft dem, den die Handarbeiter einschlugen, schnurstracks entgegen: nicht von einem Generalstreik der Gehirne, sondern von der äußersten Höchstspannung der Leistungen ist das Heil zu erwarten. Die noch ganz im Unvollkommenen steckende Organisation der Geistigen muß ausgebaut, mit allen Mitteln gefördert, die zahllos zersplitterten Gruppen und Grüppchen auf eine großzügige Grundlage gebracht und solchermaßen zu einem wirklichen Machtfaktor des öffentlichen Lebens zusammengeschweißt werden! Im neuen Staat und zu dessen eigenem Nutzen darf Wissen und Elend nicht verschwistert bleiben.

„Die Künstler (im allerweitesten Sinn!)", so ruft Walter von Molo anfeuernd in der Zeitschrift „Der geistige Arbeiter", „müssen sich endlich darauf besinnen, daß sie Kämpfer für den Geist, das heißt Kämpfer gegen alles zu sein haben, was die Geistigkeit schädigt, was sich ihr stumpfsinnig brutal entgegenstemmt. Die Steuergesetze, die den Künstler als ‚Geschäftstreibenden' nehmen, die Dummheit im heutigen Deutschland, das nur durch den Geist gerettet werden kann, den

Künstlerstand als ‚Beruf‘, als ergebene Milchkuh anzusehen, ihm kein Ausnahmsrecht zu gewähren (außer vielleicht die Zensur), muß bis aufs letzte bekämpft werden. Die Schaffendeu müssen endlich die Spießbürgerlichkeit ablegen, sich ihrer jämmerlichen Lage zu schämen, sie müssen sich endlich zusammenschließen und alle Sonderklüngelei fahren lassen, sie müssen kämpfen! Die Revolution, die wahrhafte Revolution, von der so viel geschwatzt wird, war noch nicht, sie wird dann anheben und Deutschland erretten, wenn die Geistigen einig sind, einig in Aufrichtigkeit und Entschlossenheit, im Gefühle ihrer Verantwortlichkeit.“

*

Das Beutesystem

Seit der Abschaffung der Monarchie besteht in Deutschland die Herrschaft der Parteien, zu der die republikanische Staatsform lediglich den Prunkrahmen abgibt. Es genügt, einige der markantesten der allerletzten Zeit entnommene Beispiele hervorzuheben, um Form und Linie der Entwickelung deutlich zu machen:

1. Abschaffung der Ehrenämter. Diese Posten, die bisher ohne Entgelt ausgeübt wurden, werden fast überall da, wo die Sozialisten in den Gemeinden die Mehrheit haben, jetzt so mit Diäten ausgestattet, daß nicht nur etwa die Auslagen ersetzt, sondern höchst einträgliche Nebenverdienststellen geschaffen werden.

2. Anrechnung der Dienstjahre. Damit die Futterkrippe nur auch ja bis zum Rande gefüllt sei, werden die auf früheren Posten bei Gewerkschaften usw. (also im Dienste der Partei) verbrachten Jahre auf die Pension angerechnet. (Scheidemann, Leinert usw.) Beliebt ist auch das System der langfristigen Anstellungsverträge, wodurch man erreicht, daß bei einer Verschiebung in den Machtverhältnissen der Parteien der bisherige Amtsinhaber mit Riesensummen abgefunden werden muß.

3. Übergangsgelder für Staatsminister. Diejenigen Parteihäuptlinge, die aus irgend einer parlamentarischen Zufallskonstellation heraus mindestens drei Monate (!) hindurch den Minister gespielt haben, erhalten Anspruch auf eine „Entschädigung“, die das Gehalt von fünf Vierteljahren ausmacht. Es bleibt jedem überlassen, sich auszurechnen, was in Zukunft dem verarmten Deutschland ein Ministerschub kostet! Zugleich ist ein Ansporn für die Schaffung immer neuer Ministerposten gegeben.

Das Beutesystem ist also, wie aus diesen flüchtigen Andeutungen hervorgeht, bereits vorzüglich ausgebaut. Und da wagt man es, von oben her dem Volke Sparsamkeit und Steuermoral zu predigen!

Wie war’s bei Bismarck? Er mußte die paar Tage Gehalt, die er zu viel erhalten hatte, nach seinem Abgang bei Heller und Pfennig zurückzahlen ... Etwas von dieser Übersparsamkeit wäre ja wohl auch heute und gerade heute dem Staat bekömmlich.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard. Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer. Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Straße 69. Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart

Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:
Professor Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard

Dreiundzwanzigster Jahrgang · Band II
(April bis September 1921)



Stuttgart
Türmer-Verlag Greiner und Pfeiffer

Druck von Greiner und Pfeiffer, Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze

Besprochene Schriften

Offene Halle

Literatur

Bildende Kunst

Musik

Türmers Tagebuch

Auf der Warte

Kunstbeilagen und Illustrationen

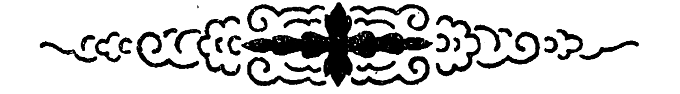
Notenbeilagen

Briefe

Auf den Beilagen.

Eingesandte neue Schriftwerke

Auf den Beilagen.





Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

23. Jahrg. | April 1921 | Heft 7

Das Herz Europas

Eine Rede von Friedrich Lienhard

Am 17. Januar d. J. sprachen zu Weimar Rudolf Eucken und der Verfasser unmittelbar hintereinander. Während der greise Philosoph über seine Eindrücke in Amerika plauderte, hatte ich meinerseits das auf sich selbst gestellte Deutschtum als Stoff gewählt. Das Folgende ist eine ungefähre Wiedergabe meiner Rede. L.

Mit einem Hohelied auf den Schaffenden, auf das Schöpferische, das Ewige im Menschen, hat der verehrte Herr Vorredner geschlossen. Ein schöneres Stichwort konnte mir nicht erklingen. Die Ehrfurcht vor dem Schöpferischen im Menschen, vor jenem geheimnisvollen Feuer, das in manchen nur als Funke glimmt, in andern jedoch zur vollen Flamme entfacht ist, bildet Kern und Stern der idealistischen Lebensanschauung. Seit 1874 hat Rudolf Eucken auf dem Lehrstuhl zu Jena die deutsch-idealistische Philosophie verkündet, hat also das Werk durchgeistigter Denker wie Fichte, Schelling, Hegel und des gesinnungsverwandten Dichters Friedrich Schiller wieder aufgenommen und in würdiger Weise fortgesetzt. Seit Jahrzehnten, lange vor dem Weltkrieg, hat er den Deutschen zugerufen: Vergeßt das Beste nicht! Das Beste aber in allem äußeren Getriebe ist eben jene innere Leuchtkraft, die wir kurz in das Wort Seele zusammenzufassen pflegen. Wir hatten in Deutschland, wie überall in der Welt, eine außerordentlich entwickelte Arbeitskultur; doch nicht in gleicher Weise hatte sich entwickelt die Innenkultur, das Reich der Seele.

Mit dem volkstümlichen Gebrauch des Wortes „Idealist“ verbindet sich nun allerdings leicht ein geringschätziger Beigeschmack. Unter einem Idealisten versteht

man im gewöhnlichen Leben meist einen etwas weltfremden Plänemacher, einen Utopisten oder Illusionisten. Dies aber ist nicht das Wesen des wahren Idealismus. Den Idealisten wie den Realisten zeichnet in gleich ausgeprägtem Maße der Tatsachensinn aus: jener achtet die Tatsachen der äußeren Welt und sucht sie durch Beobachtung zu ordnen, durch Ordnung zu beherrschen; dieser ehrt nicht minder die Tatsachen der inneren Welt, die man durch Erlebnis und seelische Erfahrung zu gewinnen pflegt. Beide können sich also vortrefflich ergänzen. Dagegen schließen sich gegenseitig auf das schroffste aus Idealismus und Materialismus. Der letztere hat sich derartig in die Materie verkrallt, daß er den Rückweg zum Gebiet der Seele verloren hat. Hier herrschen Besitzgier und Genußsucht. Und dies eben ist in den letzten Jahrzehnten überall in der Welt, leider auch in unserem deutschen Vaterlande, eine Hauptgefahr geworden. Materialismus, Mechanismus, Mammonismus haben das Lichtreich der Seele verdunkelt. Und dies tobt sich nun im Schieber- und Wucherer-Gesindel aus, das die immer gesteigerten Löhne der Arbeiter durch noch mehr gesteigerte Wucherpreise hohnlächelnd in die eigenen Taschen lenkt.

Hinter allem Wirtschaftlichen lastet ein unermeßliches seelisches Elend: der Egoismus in allen Farben und Formen.

Für unser Deutschland ist dies ein besonders schweres Verhängnis. Denn obschon natürlich überall auf Erden Idealisten zu finden sind: wir Deutschen mit unserer Philosophie und Musik, mit unserm Dichten und Denken haben als Kernzelle Europas ganz besonders die idealistische Lebensanschauung auszustrahlen und eine vorbildliche Volksgemeinschaft zu sein.

Es geht durch die Menschheit auch heute die alte Zweiheit. Lassen Sie mich an einem einfachen Beispiel diesen Gegensatz veranschaulichen! Ich las einmal eine unscheinbare Mitteilung, an die der volkstümliche Dichter Heinrich Sohnrey eine eindringliche Betrachtung angeknüpft hat. In einem übervollen Berliner Stadtbahnwagen steht ein kleines Mädchen an der schlechtverschlossenen Tür; diese springt während des Fahrens auf, das hartbedrängte Kind fällt hinaus, wird zerschmettert und den Eltern als Leiche nach Hause gebracht — unmittelbar vor dem Weihnachtsabend. Schmerzlich ergeht sich nun Sohnrey in dem Gedanken, ob denn niemand in all dieser Masse das Kind beachten, festhalten, beschützen konnte. Und in der Tat: hierbei wird uns der ungeheure Gegensatz zwischen Mensch und Masse bewußt. Auch mir drängte sich der Gedanke auf: So wie diese Kleine, so wird in dem unbarmherzigen, egoistischen, mit Ellenbogen arbeitenden Massentreiben um uns her die Seele hinausgedrängt, das Zarteste und Edelste in uns, und bleibt zerschmettert unter den Rädern liegen.

Vergeßt das Beste nicht! Wenn wir uns jetzt, wo Deutschland so drangvoll eingekeilt und eingekreist ist wie jenes Kind, nicht auf unser Bestes und Eigenstes besinnen, so sind wir vollends verloren. Der Weltkrieg ist noch lange nicht zu Ende. Erst war es ein soldatischer Krieg: jetzt ist er sozial und seelisch zu führen. Die Lage, in der wir uns befinden, brauche ich Ihnen nicht zu schildern. Eingekreist waren wir lange schon diplomatisch, dann durch Waffen-Übergewalt. Schwere Wolken drohen nach wie vor im Westen und im Osten: dort der Bund, insbesondere

Frankreich, das nur auf einen Anlaß lauert, über uns herzufallen und uns wirtschaftlich vollends zum Sklavenvolk zu machen, indem es den Erdrosselungsfrieden von Versailles weiter ausdeutet; und drüben der Bolschewismus, der darauf erpicht ist, ganz Europa in ein Chaos zu verwandeln, um dann seine etwaigen Ideen auf Trümmern aufzubauen. Und bei uns, in der Mitte? Leider Zerrissenheit!

Dies ist die Lage. Was aber kann uns allein retten? Ich möchte es in die Worte zusammenfassen: Besonnenheit und Beseelung. Das erstere wäre Sache der wirtschaftlichen und politischen Realisten; das zweite jedoch gehört in das Gebiet des geistigen und des seelischen Idealismus, wo wir Dichter und Schriftsteller, Redner und Erzieher zu arbeiten haben. Wenn es gelingt, aus der gehässigen Partei-Rechthaberei zur gemeinsamen volkswirtschaftlichen Selbstbesinnung durchzudringen und die Mammonsfrage zu lösen, so werden wir Einheit herstellen. Oh, dieser deutsche Parteihader! Heute erst wieder bekam ich eine tiefbekümmerte Zuschrift, wie dieser Parteihaß sich bis zur niedrigsten Verleumdung zu schärfen vermag. Doch wenn es gelingt, aus der sittlichen Verwilderung emporzusteigen zur Beseelung, so wird uns Reinheit beschieden sein. Besinnung und Beseelung — Einheit und Reinheit! Das ist es, was unser Deutschland inmitten des Völkerbrandes in einen gleichsam heiligen Hain verwandeln könnte, in eine Felsinsel inmitten der Brandung.

Allerdings steht über einem solchen Werdegang das altheilige Wort: „Stirb und werde!" Diese Entgiftung geht nicht ohne Opfer ab. Wir müssen alle, vor allem die Führenden, aus der Eigensucht emporsteigen in die hinreißende, mitreißende selbstlose Liebe zum Ganzen.

Lassen Sie mich auch dies an einem Beispiel deutlich machen! Viele von Ihnen sahen hier im Theater Wildenbruchs „Lieder des Euripides", mit der innigen und edlen, ja feierlichen Vertonung von Botho Sigwart. Dort ergreift uns im zweiten Akt eine wundervolle Szene, wenn auch das Ganze etwas ungriechisch und zu gefühlvoll anmuten mag. Der Dichter Euripides liebt ein junges Mädchen, dessen Herz aber einem fern in Sizilien weilenden Krieger gehört. Diese Kämpfer haben dort eine furchtbare Niederlage erlitten. Der letzte Rest der Athener ist in einem Steinbruch gefangen. Sie sind dadurch am Leben geblieben, daß sie durch Lieder ihres großen Landsmanns Euripides die Aufmerksamkeit und Achtung ihrer Sieger errangen. Einer der Athener ist entronnen, bringt die Kunde zu dem zufällig getroffenen Dichter nach Salamis und hat nun, der einfache Mann, ehe er in sein Dörfchen heimkehrt, den einzigen Wunsch, diesem großen Sänger und Wohltäter noch persönlich danken zu dürfen. Als man ihm nun bedeutet, daß er ja eben vor Euripides stehe, bricht er in die Knie und strömt erschüttert seinen Dank aus: „Sieh, ich bin von deinem Volk nur ein Geringster! Einmal aber, als deinem ganzen Volke du gehörtest, Großer, hast du auch mir gehört! All die Verschmachtenden, die du getröstet, so wie du mich getröstet, alle die Toten geben mir den Auftrag: Dichter der Deinen, wir lieben dich!" Mit ganzer Innigkeit hat der Komponist in diese Stelle ebenso sein Gefühl eingeströmt, wie der Dichter selbst, dessen letzte Sehnsucht wir hier in Erschütterung mitfühlen. Der tiefergriffene Sänger aber umarmt den „Boten der Liebe", der ihm seines

Volkes lang und heiß ersehnten Dank bringt, und nennt ihn „Bruder". Er ist emporgewachsen über sein niederes Ich, emporgewachsen über die eigensüchtige Liebe zu dem einzelnen Mädchen in die größere und selbstlose Liebe zu seinem ganzen Volke. Mit der Hand zu der atemlos lauschenden Elpinike hinüberdeutend, ruft er tief ergriffen: „Sagt ihr, ich habe den Weg gefunden zu dem Land, wo Liebe blüht!" Ja, wo die wahre, die allumfassende, die schöpferische Liebe blüht! Nun zieht er selbst mit ihr nach Sizilien, singt die Gefangenen frei und führt die Liebenden zusammen.

Und hier ist noch eine Szene, die schmerzlich an unseren eigenen Zustand erinnert. Während oben die Sieger in Reigentanz und Festgesang jauchzend schwelgen, hört man aus dem Steinbruch den dumpfen Klagechor der Unterlegenen: „Durst verzehrt, es nagt der Hunger — o Attika, ewig verlorenes Land!" Da vergeht selbst den Siegern der Genuß des Sieges: „Horcht, sie denken an ihre Heimat! Horcht, sie klagen um Attika!" Und sie lassen ab vom Weingelage. Dann, als dem beseelenden Dichter die Befreiung der Gefangenen, die Herstellung versöhnlicher Stimmung gelungen ist, dann erst kann in diese gereinigte Luft die himmlische Macht wieder herabsteigen. Göttin Athene wird sichtbar. Und alle rufen ihr betend zu: „Göttin, segne das Vaterland!"

Wird auch uns Deutschen dieser Segen beschieden sein?

In solcher Sorge um das deutsche Vaterland hat Ernst von Wildenbruch schon lange Jahre vor dem Weltkrieg (1889) ein geradezu seherisches Gedicht dem deutschen Schulverein gewidmet:

„Wenn ich an Deutschland denke,
Tut mir die Seele weh,
Weil ich ringsher um Deutschland
Die vielen Feinde seh'..."

Der Gedanke überwältigt ihn: Wie nun, wenn einmal dieses Deutschland nicht mehr wäre?!

„Und wenn ich also denke,
Wird mir so weh, so schwer,
Wie wär' die Welt, die reiche,
Alsdann so arm und leer!"

Denn die Menschen würden fragen:

„Wie kommt es, daß die Völker
Sich heut' nicht mehr verstehn?
Wo ist sie hingegangen
Die große, stille Macht,
Die eines Volkes Seele
Der andren nah gebracht?"

Und sie würden klagen:

„Die Welt hat keine Seele,
Sie hat kein Deutschland mehr!"

Deutschland und Seele sind also hier geradezu als gleichbedeutend angesprochen. Und so klingt auch Wildenbruchs Gedicht in die Mahnung an das deutsche Volk aus: „Bleib' dir selber getreu!"

„Und warte, bis die Menschheit,
Die heut' am Alter krankt,
Zurück zu ihrer Seele,
Zu dir zurückverlangt!

Das wird nach langen Jahren
Voll still ertragner Pein
Deutschlands Vergeltungsstunde
An seinen Feinden sein."

Wahrlich, eine edelste Vergeltung! Sie besteht in nichts anderem, als in dem, was auch wir als vornehmste Aufgabe Deutschlands auf unserem seelischen Gebiete immer wieder betonen. Wildenbruch nennt uns die „Seele der Welt". Es ist genau dasselbe, was wir eingangs als das Schöpferische oder das Ewige im Menschen hervorgehoben haben. Es ist nicht etwas, das im Verstande sitzt: diese schöpferische Kraft glüht vielmehr in einem wahrhaft lebendigen Herzen. Und so hat man uns oft das Herz Europas genannt. Hölderlin spricht im Jahre 1799 in einer seiner Oden von Deutschland als dem „heiligen Herzen der Völker", Graf Stolberg nimmt 1815 in derselben Strophenform denselben Gedanken wieder auf: „Ja, Herz Europas sollst du, o Deutschland, sein! So dein Beruf!" Mehrere andere Sänger, z. B. Arndt, Hoffmann von Fallersleben und Hamerling, haben den Gedanken gestreift, besonders eindrucksvoll Emanuel Geibel (1861): „Macht Europas Herz gesunden, und das Heil ist euch gefunden!" Lagarde noch gibt der Empfindung Ausdruck, daß er einstweilen noch immer glaube, Deutschland sei das Herz Europas. Eben an diese Empfindung oder gläubige Überzeugung hat Ernst von Wildenbruch unbewußt angeknüpft, als er uns die Seele der Welt nannte. Diesen beseelten Menschen, die sich der Dichter in Deutschland besonders zahlreich wünscht, steht immer wieder gegenüber jene unbeseelte Masse, sei es rechts oder links, oben oder unten, die ein Friedrich Nietzsche in die Worte „Gesindel", „Vielzuviele", „Fliegen des Marktes" zusammenballte. Und eben darin, in dem Suchen nach dem Edelsten im Menschen, nach dem Schaffenden, nach dem Schöpferischen, was Nietzsche sogar zum „Übermenschen" steigert, sind der große, dichterisch durchhauchte Kulturphilosoph und Sprachkünstler, der auf dem Silberblick erlosch, und der leidenschaftlich sein Deutschland liebende Wildenbruch, der die letzten Sommer seines Lebens dort oben am Horn verlebt hat, bei aller Verschiedenheit herrlich eins. Jetzt erst, in dieser Beleuchtung zurückschauend, versteht der denkende Deutsche vollends, was der bedeutende Kulturkritiker Paul de Lagarde und der Philosoph Eucken, was Wildenbruch mit jener Mahnung und Nietzsche mit seinem Ingrimm eigentlich gemeint haben.

Und richten Sie nun Ihre Blicke auf jene Nachbildung des Euphrosyne-Denkmals, die unfern von Goethes Gartenhause steht! Dort hat Ernst von Wildenbruch gegenüber den antik angehauchten Worten Goethes, aus der berühmten Elegie, seinen eigenen Anschauungen vom Ewigen und von der Schöpferkraft im Menschen Ausdruck gegeben:

„Sterben ist nur eines Tages Enden . . .
Nie entschläft, wer einmal wach gelebt.
Wache Seelen haben Sonnenaugen,

Sonnenaugen blicken in das Ew'ge,
Vor dem Ewigen ist kein Vergangnes . . .
Alles Gegenwart und ew'ges Heut'!"

Wache Seelen haben Sonnenaugen! Darin immer wieder steckt jenes Geheimnis, von dem wir ausgegangen sind: das Geheimnis der Erneuerungskraft. Vermöge dieser Kraft kann der Mensch „von innen bauen", wie sich Meister Wagner in bezug auf die besondre deutsche Fähigkeit einmal ausdrückt. „Es ist das Wesen des deutschen Geistes, daß er von innen baut" — indem er nämlich, nach Schillers Wort, den „reinen idealischen Menschen" in sich zur Entfaltung bringt. Und dies eben ist die große Erkenntnis des Idealismus. Er weiß, daß gleichsam in des Menschen Mitte eine Sonnenkraft ist, durch deren Ausstrahlung die Umwelt erhellt und durchwärmt und verklärt werden kann. Und so wie diese Sonnenkraft oder dieses schöpferische Herz in des Menschen Mitte leuchtet, so sollten wir Deutschen in Europas Mitte ein Volk der Beseelung oder der Leuchtkraft sein. Jene Einkreisung aber, die erst diplomatisch, dann in Form des Weltkrieges und jetzt in wirtschaftlicher Drangsalierung Deutschland zu ersticken bestrebt ist, kann unter geistkräftig ausgenützten Umständen, wenn wir die rechte innere Kraft entgegensetzen, geradezu unser Segen werden. Wie hat doch unser kämpfendes und hungerndes Volk gegen so erdrückende Übermacht Herrliches geleistet! Laßt uns stets dankbar dessen gedenken! Es scheint ja wohl Anlage und Schicksal unseres national instinktarmen Volkes zu sein, daß erst die Not das beste Feuer aus uns heraushämmern muß, wie es auch nach 1806 geschehen ist.

In diesem Sinne habe ich einst versucht, Schillers Entwurf zu einem großen nationalen Gedicht, dem man den Titel „Deutsche Größe" gegeben hat, zu vollenden: grade im Hinblick auf die Einkreisung und ihre Wirkungen. Auch dort sind wir die Mitte Europas genannt. Durch die Feinde erst recht auf die Mitte verwiesen, der Kolonien beraubt, am Ferndrang verhindert, ziemt es uns um so mehr, in dieser Drangsal unsere beste Kraft, unsre eigenste deutsche Kraft der Eindeutschung oder der Beseelung zu entfalten. Und so schrieb ich damals in zwei Strophen jenes Gedichtes:

„Eingekreist hat uns der Brite,
Doch erst recht im Drang der Mitte
Lernt sich kennen deutscher Geist.
Aufgeschaut in Weltallsferne!
Auch im Kranz der Wandelsterne
Ist die Sonne eingekreist!

Sonnenhaft, o Volk der Würde,
Trage deiner Sendung Bürde!
Sei das Herz und sei der Kern!
Und verwandle flücht'ge Trauer
In ein Leuchtgebild von Dauer:
Bleib' der Völker Sonnenstern!

Mit einem innigeren Wunsch können wir wohl nicht schließen, als daß es einem genesenen Deutschland der Selbstbesinnung und der Beseelungskraft vergönnt sein möge, in diesem erhabenen Sinne seine Sendung zu erfüllen.



Eulenspiegels letzte Rast

Von Ernst Kratzmann

In der Herberge zur „Güldenen Gans“ scholl an diesem Herbstabend aus der Schankstube lautes Lachen fröhlicher Zecher. Am langen Tisch saßen wohl an die zwölf behäbige Stadtbürger, jeder vor sich den Becher mit goldklarem Weine. Aber nicht wie ansonsten pflogen sie diesmal ein Gespräch in politicis oder von Handelssachen. Denn aller Augen waren auf einen Mann von etwa fünfzig Jahren gerichtet, der am Ende der Tafel saß, der einzige, dessen faltenreiches, verwittertes Gesicht ernst blieb inmitten der Lachenden. Seine klaren grauen Augen blitzten über die trinkenden Bürger hin wie Spott.

„Hört, Ihr seid mir ein sonderlicher Kauz, Meister Till,“ gröhlte der Dicke mit der funkelnden Nase, „ein sonderlicher Kauz! Das Tun der Menschen scheltet Ihr all verkehrt und töricht, und Ihr selbst treibet erst recht lauter verkehrte Narrenstreich'! Wie reimt sich das?“

„Damit ich das Krumme grad biege“, entgegnete der Fremde ungerührt.

Da scholl eine rauschige Lache in der Runde, daß die schwammigen Bäuche tanzten und die Gesichter sich ohnmaßen röteten. Dem Dicken rollten die Lachtränen aus den Äuglein. Er schlug auf den Tisch:

„Durch Narrheit wollet Ihr Verkehrtes gradbiegen, ha, ha, ha, Eulenspiegel, das habt Ihr gut gesagt!“

„Den Teufel durch Beelzebub austreiben“, krähte eine dünne Stimme, die dem jungen Kaspar Sammetbogen gehörte, dem Sohn des reichsten Tuchkaufherrn der Stadt. Er war ein schmächtiger Junge, dem Wein und Liebe sichtlich besser mundeten, als es seinem zarten Körperlein zuträglich sein mochte. Aber unter der niederen Stirn, über die sein flachsblondes Haar gestrichen war, schien nicht allzu viel Witz zu wohnen.

Behäbig schritt die güldene Ganswirtin in der Schankstube umher. Am Bürgertisch füllte sie selbst jeden leeren Becher, den ihr flinkes Auge erschaute. Dabei streifte Eulenspiegel manch wohlgefälliger Blick.

Die Wirtin war eine entschlossene, den wirklichen Dingen zugewandte Frau. Auf Kurzweil und Träume achtete sie nicht viel und Eulenspiegels Schwänke schätzte sie nicht hoch. Als Wittib mußte sie ihrer zwei festen Arme gar wohl gebrauchen, wollte sie ihr Schankgewerbe blühend erhalten, so wie sie es vom güldenen Ganswirt überkommen hatte. Und sie verstand sich so wohl darauf, daß ihre Herberge und Gaststube nie leer standen und die Gulden sich schwer im Spind häuften. —

Da kam an einem Herbsttag Till Eulenspiegel zu ihr, der alte Landstreicher. Er schien müde und heimlich krank. Und die Straße schien ihn nimmer zu freuen. Er blieb Tag um Tag, der Zeche ward er nicht bang. Die Wirtin aber begann ihm von Stund an freundlich um den Bart zu reden und wollt' ihn zum Bleiben bewegen über den Winter. Nicht etwan der christlichen Nächstenlieb wegen — die schätzte sie bloß des Sonntags in währender Predigt. Aber ihr scharfer Verstand hatte gleich wohl erfaßt, daß ein Mann wie Eulenspiegel ihrem Gewerbe ein gar guter Lockvogel sein müßte, wenn er allabends in der Schankstube mit den Gästen

seine Kurzweil trieb. Und deshalb überredete sie ihn zum Bleiben. „Till“, sagte sie, „was wollt Ihr doch jetzt noch wandern, da uns der Winter schon vor der Türe steht? Rastet doch bis zum Lenz in meiner Herberg und lasset's Euch wohlgehn! Und um die Zehrung traget mir nur keine Sorge. Ich schlage mir's zur Ehr' an, einen so hochberühmten Mann zu herbergen, und meinen Gästen möget Ihr an langen Abenden gar anmutig die Zeit kürzen!“

Eulenspiegel lächelte schlau. Denn er durchschaute die Wirtin. Aber zur Letzt willigte er doch ein.

Denn Till ist alt geworden. Alt und müde. Und wenn er es auch niemalen hätte zugegeben, so plagte ihn doch, und sonderlich im Herbst, das Zipperlein in den wegmüden Beinen. Und es kam manchmal ein großes Ruhesehnen über den alten Landfahrer, daß ihn ein wohlbestelltes Haus schier ein irdisch Paradies dünkte. Die Herberge zur „Güldenen Gans“ konnte es aber auch leicht einem verwöhnteren Mann antun, als er es war. Da lag das alte Haus mit hohem Giebeldach in der engen Wassertorgasse, reinlich und blank. Die grünen Butzenfenster wehrten dem Blick der Straßengänger. Trat man aber durch das Tor ein, über dem das Wahrzeichen des Hauses hing, die goldene Gans in einem Kranz von Weinlaub und Trauben, aus Eisen gar kunstreich getrieben, so empfing den Gast eine große Schankstube mit brauner, mannshoher Tannentäfelung und einem mächtig großen Kachelofen im Eck. Da stunden am Bordbrett Krüge und Becher, schön geschnitzte Bänke und Stühle luden zu beschaulichem Trunk.

Der Wirtin eigene Stuben aber lagen trepphoch und waren gar vornehm und wohnlich. Denn sie war reich.

Blickte Till aus dem Fenster seiner Stube, so sah er einen schönen, wohlgepflegten Garten mit alten Apfel- und Birnbäumen. Da freute er sich heut schon auf die Zeit der Obstblüte ...

Und so blieb er in der Herberge wohnen. Des Abends saß er unter den Gästen, meist still und fast mürrisch. Denn seine alten Schwänke freuten ihn nimmer. Nur dann und wann ließ er etwan ein Wörtlein fallen, das traf wie ein sausender Gertenhieb, und dann brüllte die Gästeschar vor unbändiger Heiterkeit. Er selber freilich lachte nie.

Die Wirtin war seiner wohl zufrieden. Denn nicht allein der Herbst und die kühlen Abende zogen die Gäste in ihre Stuben. Sie wußte gut, daß sie mit Eulenspiegel richtig gerechnet hatte, daß er die Bürger zur „Güldenen Gans“ lockte, mehr als den Ehefrauen der Ehrsamen mochte lieb sein.

Da war nun die Ganswirtin recht in ihrem Element, so man zu sagen pflegt. Das Gesinde hatte karge Schlafenszeit, denn die Alte war selber die Rührigste im Haus. Am liebsten aber weilte sie in der Vorratskammer bei den geräucherten Schinken und Würsten, die man ihr nicht oft genug bringen konnte. Denn ihre Gäste machten starke Zehrung.

So stund sie eines Vormittags in der Kammer, als ein leichter Schritt sie zur Tür aufsehn ließ, in der ihre Nichte Gertraud erschien, das Töchterlein einer weitverschwägerten Muhme der Ganswirtin, und eben jenes Kaspar Sammetbogen verlobte Braut. Böse Zungen wollten wissen, daß der Verspruch der Jungfer Gertraud nicht lieb war ...

Die Wirtin begrüßte die Jungfrau mit lauten Worten. Gertraud bestellte eine Bitte der Mutter, nicht eben gar dringlich, wie es schien. Dann kam sie ein wenig unvermittelt auf den neuen Gast der Wirtin zu reden. Sie habe vernommen, daß Eulenspiegel bisweilen seltsame Reden führe, die fast traurig anzuhören seien und herbe. Die Wittib lächelte verschmitzt: „Das weiß die Jungfer von ihrem Liebsten, nicht?"

Gertraud schob geringschätzig schmollend die rosige Unterlippe vor.

„Aber wollet Ihr mir nicht in die Stube folgen, liebstes Nichtlein?" Gertraud ging hinter der Wirtin über die alte braune Holztreppe empor. Sie trug ein dunkelgrünes, reiches Kleid, aus dessen Kragen ein sanftes, kluges Gesicht mit lieben, träumenden Augen sah. Die langen, schwer dunkelblonden Zöpfe aber hingen ihr über den Rücken und waren mit buntem Band zusammengehalten.

Oben führte die Wirtin ihren Gast aber nicht in die eigene Stube, sondern etliche Türen weiter, zu Tills Gemach.

Die Jungfrau war herzlich erschrocken, daß die schalkische Wirtin sie gleich zu Eulenspiegel führte. Till saß in einem weichen Polsterstuhl sinnend beim Ofen, in dem das erste Feuer knisterte. Er erhob sich sogleich, als die Frauen eintraten, und verneigte sich mit wohlziemendem Anstand, als ein Mann, der am Hofe des Polenkönigs der Zucht und Sitte wohl wahrgenommen hatte.

Einen Augenblick standen die Jungfrau und der alte Landfahrer in gegenseitigem Anschaun verloren. Sie hatte ihn sich so anders gedacht! Da sah sie einen stattlichen Mann mit schönen, einfach edlen Zügen, mit großen grauen Augen, die ruhig rein, fast kindlich fragend in ihre blickten. So schön dünkten sie diese Augen, daß sie nur immer sie unverwandt anschauen mußte und ganz des Unziemlichen in ihrem Betragen vergaß. Sein Haar und der kleine Schnurrbart waren schon merklich grau und sein verwittert Gesicht mit Runzeln und Rinnen durchzogen, wie eines alten Seemannes.

„Will die Jungfrau nicht niedersitzen?" Er wies mit einladender Handbewegung auf einen großen Armstuhl in der Erkernische. Gertraud wurde durch sein Wesen und höfisches Betragen zutraulich und nahm den Platz ein.

Dann begann die Wirtin den Grund des Besuches zu erzählen.

Vor etlichen Abenden seien die Gäste mit Eulenspiegel wieder beisammen gesessen, unter ihnen auch der Jungfer Bräutigam, der Kaspar Sammetbogen — Eulenspiegel lächelte unmerklich —; aber als sich die bereits trunkenen Zecher weggehoben hatten, da sei Eulenspiegel mit einigen trinkfesten Bürgern zurückgeblieben und hätte Reden geführt, die gar nicht schalksnärrisch klangen. Und das habe gestern der —

„Nein, gar nicht närrisch waren sie", wiederholte er, und sein Antlitz erschien mit einemmal bitter und alt. „Und solche Worte dünken Euch wohl seltsam im Munde des alten Schalksnarren?"

„Sprecht nicht so," fiel ihm die Jungfrau fast zornig ein, „seit gestern weiß ich's besser."

Eine Weile lag Stille über ihnen. Dann wechselten sie einige alltägliche Worte und Gertraud verließ Tills Stube.

* * *

Nun begann der Winter in der Stadt sein Spiel. Die Sonne lag des Morgens schwer und träge am Himmelsrand wie ein trunkener Becher, und wollte sich nicht zum mühseligen Gang über den schneegrauen Himmel aufheben. Dann rieselten die Flocken still und heimlich nieder und dämpften in den Gassen der Stadt jegliches laute Geräusch. Des Landesherrn Standbild am Brunnen hüllten sie in ein weißes Laken, und auch auf der güldenen Gans in der Wassertorgasse blieben etliche Flocken hängen, so daß sie schier ein weißes Gefieder bekommen hatte, wie eine wirkliche Gans. Die Wassertorgasse blieb jetzt ganz in winterliche Schatten gehüllt, denn sie war schmal, und die Sonne nahm sich nicht mehr die Mühe, eigens der güldenen Gans wegen über die hohen Giebeldächer zu klettern und in die Gasse zu lugen. Aber in Eulenspiegels Stube war sie jeglichen Tag zu Gast und malte warmrote Streifen und Lichter an die Wand.

Till lebte nun schier gleich einem Einsiedler. Des Tages verließ er kaum sein Gemach, abends ging er nur mehr selten in die Schankstube zu den Gästen, so daß die besorgte Wirtin ihn mahnen mußte. Dann aber kam ein grimmer Witz über ihn, dann trieb er tollen Schabernack mit den Gästen und schonte keinen. Aber gerade nach solchen Abenden trugen die Zechbrüder das meiste Verlangen.

Till aber schien für einen, der es sehen wollte, wie ein heimlich kranker Mann. Daß er, der Wirtin zunutz, in der Schankstube den Schalksnarren sollte spielen, das verdroß ihn bitter.

Und den ganzen Tag, den ganzen Abend freute er sich dann insgeheim der Dämmerstunden, da sich wieder seine Tür auftun und Jungfrau Gertraud zu ihm in die Stube treten würde.

Denn nach jenem ersten Begegnen war Gertraud bald wiedergekommen, und schließlich lief sie beinahe jeden Winterabend im Dämmer zur Muhme Ganswirtin, um bei Till zu sitzen und seinen Reden zu lauschen. Und endlich wurden diese Stunden für die beiden Menschen zu einer heimlichen, lauteren Feier.

Wenn aber Gertraud ausblieb, dann pflegte Till ein altes, vergriffenes Büchlein hervorzuholen und andächtig darin zu lesen, als sei es Gottes Wort.

So traf ihn Gertraud eines Abends, als heftiges Schneetreiben die mehreren von den Gästen am gewohnten Gange zur „Güldenen Gans“ hinderte.

„Was leset Ihr da, Meister Till?“

Er wies ihr das Buch. „Lauter alte Liedlein sind's. Ein lieber Gesell, mit dem ich lange zusammen meine Straße fuhr, hat's mir gelassen. Sonderlich dies eine da lese ich gerne im Winter, daß ich mich desto mehr des Frühlings freuen möge. Wollet Ihr's hören?

„Unter der linden
an der Heide
da unser zweier bette was . .
— — — — — — — — — — —
daß er bei mir laege,
wesses iemen,
— nu enwelle got! — so schamte ich mich.
Wes er mit mir pflaege,
niemer niemen

bevinde das, wan er und ich
und ein kleines vogelin,
Tandaradei!
das mag wol getriuwe sin!"

Dann schwiegen sie beide. Leise war der stille Abend ins Gemach getreten und neigte ihre Herzen zueinander.

„So seltsam ist dies: so lieblich und rein hört sich das Liedlein, wie Nachtigallensang — und doch — ist's Sünd' und Schand' . . ."

„O Jungfer Gertraud, wenn Ihr Euer Tun und Meinen nach dem Glauben der Menschen wollet richten und biegen — dann wird Euch allzeit sündhaft und töricht erscheinen, was einzig rein und gut ist!"

Er war aufgesprungen und stund mit erhobener Faust vor ihr und seine Augen funkelten sie drohend an.

„Ich mein's ja im Herzen nicht so," wandte sie erschrocken ein, „ist mir ja so lieblich und rein erschienen — aber —; ja, wenn wir nur tun dürften, wie uns das Herz treibt!" — Sie seufzte schwer auf.

„Wie saget Ihr da? Wie Euch das Herz treibt?" Er sah warm und mild zu ihr nieder. „Armes Kind, dünkt mich, Ihr habet auch einmal ins Sonnenland gesehn . . . ."

Wieder wob die Stille zwischen ihnen heimliche Fäden. Dann sagte sie ganz leise: „Aber eines hat mich oft wundergenommen, Meister Till. Ihr seid doch ein weltgewandter, kluger Mann, kennet die Menschen um und um, vermöget französisch und wällisch parlieren und habet feine Sitte: wie kommet Ihr zu dem Leben, so Ihr geführt?"

Er lächelte. „Wenn's die Jungfer nicht beschwert, will ich's ihr wohl weisen! — Da war ich ein Knabe, droben am Heiderand, und sah in die Wolken und über das endlose rotblühende Moor in eine ewige Ferne. Schon dazumalen schien mir all Menschenwerk klein und schwach wie ein Spott an der Schöpfung Gottes. Und da ich mählich aufwuchs, sahen meine scharfen Augen da und dort Unziemliches und Törichtes und Schlechtes. Und meine Mutter sah ich manchmal allein sitzen und weinen, und wenn ich sie fragte, so strich sie mir wohl sachte über das Haar und sagte leise: ‚Das verstehst du noch nicht, mein Bübel!' — Sie war eine stille, blasse Frau, meine Mutter . . . früh gestorben ist sie — — Und so nahm ich allerorts heimliches Leid, Falschheit und Verkehrtes wahr. Das quälte mich oft in den Nächten, und ich dachte, ob dies denn so sein müsset, ob es sich die Menschen nicht alle gut machen und einander hilfreich sein könnten zu eines jeden Lust und Glück. Und glaubte immer mehr, es müßt' ein Sonnenland sein — irgendwo. Da ich jung war und kindisch, da vermeinte ich, es müsset dort sein, wo die Sonne niedergeht, wenn sie uns in Nacht zurückläßt, und lief abends ihr nach durchs Moor. Denn oft hatte ich meine Mutter des Abends der Sonne zu blicken sehen und bang seufzen, und in der Nacht hörte ich sie dann weinen, wenn es dunkel war . . . Aber da ich verständiger ward, sah ich, daß das Land in uns gelegen, daß es unser eigen Tun und Handeln sei! So verträumte ich meine Tage in der Heide. Und vermeinte endlich, ich müsse den Menschen den Weg in mein Sonnenland weisen."

„Und was ist's mit jenem Land?"

„Dort sind die Menschen alle frei und dürfen handeln, wie ihnen ihr Herz gebeut. Nicht durch veraltete Satzung und Meinung der törichten Nächsten sind sie dort gebunden, einzig ist ihnen Maß und Richtschnur das Herz und — die Liebe. Denn wisset: die Menschen haben noch nicht lieben gelernt! — Und daß sie nicht mehr des Leibes erbärmliche Notdurft für ihres Lebens Ziel und Abgott halten, sondern ihre Seelen in Schönheit wandeln lassen, in Schönheit und klarer Harmonia. So hab' ich mich vermessen, den übelberatenen Menschen ein Führer zu werden. Aber nicht als Prediger und gleichwie ein Lehrmeister wollt' ich's anstellen! Denn Ihr müsset wissen, von meinem Mütterlein, die ehdem ein gar lustig, fröhliches Ding gewesen, da hatte ich ein Fünklein unbändigen Witzes überkommen, so man den Mutterwitz heißet! Neckten und spotteten meiner die übrigen Jungen, so zahlt' ich's ihnen allemal bar wieder heim mit gleicher Münz. Und so kam's wohl auch, daß ich's den Menschen durch die Tat wollte zeigen, wie sie allzeit verkehrt und niedrig handelten, daß ich ihnen ein närrisch Zerrbild und eine Fratze vormachte, daß sie drin ihr eigen wahres Bild erkenneten. Den Spiegel der Weisheit wollt' ich ihnen fürhalten. Und nie ward ich verlegen um neue Streich'. Aber glaubet mir — war alles vergebens! Und da zog ich fort vom Hause. Saß mir wohl von altersher etwas im Blute, das mich in die Ferne trieb. Waren die Menschen in der Heimat so töricht und niedrig — ei, konnten sie nicht anderswo besser sein? — Und so zog ich meine Straße, bald hierhin, bald dorthin, immer weiter ins blaue Unbekannte. Aber ach — so sehr sich auch Berg und Tal wandelten — die Menschen blieben einander ewig gleich ... Sehet, werte Jungfrau, so ist mir zur Letzt all Treiben der Menschlein so verkehrt und niedrig fürkommen, daß ich nur immer mehr hab' höhnen müssen und ihnen tolle Schwänk' treiben, nur zum Ärgernis, nimmer zur Besserung. Aber die Menschen lachten und machten den lieben Schalksnarren aus mir, und zum End', da war ich so voll der Bitternis, daß ich gar nimmer wußt', was ich einst gewollt mit meinem Spotten. Da trieb ich Narrenstreich', nur mehr der Narrheit willen."

Er schwieg, und sein runzeliges, verwittertes Landstreichergesicht sah im roten Glutlicht des aufzuckenden Ofenfeuers auf einmal erschreckend müde und verfallen aus. „Aber ist mir nit wohl dabei gewesen, könnet's mir glauben, Jungfrau Gertraud! Und immer, wenn mich der Menschen Unverstand und Bosheit wegtrieben von einem Ort, so wandert' ich wieder tagelang und war alleine mit mir. Und sehet — so ward ich endlich gewahr, daß ja das Wandern das beste Teil in uns ist, eine ewige Fahrt nach der blauen, verhüllten Ferne, nach der wir eine unzähmbare Sehnsucht tragen, so wir nicht von Grund aus verderbt und unnütz sind. Und mählich lernt' ich das Wandern nur des Wanderns willen, daß ich immerdar unterwegs sei ... So ist Till zum alten Landfahrer geworden."

Er saß lange traumverloren. Dann war ihm, als hätte ihm jemand ganz sanft das Haar gestreichelt, ein leiser Laut wehte durchs Gemach — wie Seufzen oder Schluchzen? oder Weinen? — und als er aufsah, war er allein.

* * *

Und es erging ihm seltsam in diesen Tagen. Als er vor mehr als eines Mondes Frist in die „Güldene Gans" eingezogen, da war er müde und hatte im Herzen gefroren, obschon draußen noch hellstrahlend die Sonne schien. Und

nun, da es rings Winter ward, da glomm in ihm heimlich ein Warmes auf, das in seiner Seele wie ein stilles Licht großwuchs. Er wußte nicht Rat darum und sagte es Gertraud. Die lächelte glücklich:

„Kennet Ihr selbst nicht mehr Euer altes Sonnenland?"

Er aber schüttelte traurig das Haupt: „Daran bin ich lang schon irre worden und verzweifelt! Ich kann nimmer dran glauben, Gertraud. Kaum weiß ich, daß ich einmal es in Träumen gesehn ..."

„Ihr sollet aber dran glauben, Till!" schalt sie ihn heftig. „Könnet Ihr denn gar nicht verhoffen, daß irgendwo und irgendwann ein Wort von Euch, eine Tat von Euch in eine fruchtbare Seele fiel und dereinst wird Ernte bringen — wer weiß es, und sei es nach hundert Jahren und Tagen. . ."

Lang ruhten ihre Blicke ineinander und hielten sich stand und zuckten nicht erdwärts. Dann sprach Till, und seine Stimme kam weither: „. . . Wenn ich das glauben dürfte!" Aber es lag das Hoffen und das Glück eines Lebens in den Worten.

* * *

So verstrichen diese Abende, einer für den andern, und der ganze Winter war ihnen wie ein einziger stiller Abend, da sie zusammen im warmen Zimmer saßen und traulicher Reden pflogen. Daß dazwischen wohl auch anderes, weltliches Tun lag, des vergaßen sie beide ganz und gar.

Und Till erzählte ihr von seinen weiten Fahrten: ins Polenland etwa, durch weitträumende, endlose Ebenen von Sand, mit sanftwelligen Hügelzügen und mannigfach gekrümmten Flußläufen, von jenen weiten Niederungen, über denen die Sonne in niegesehener Pracht, in funkelnden, grünrotgoldnen, strahlenden Himmelsfarben auf- und niederging —; er sagte ihr von den fernen, eisstromumflossenen Bergriesen der Alpen, über die er, törichter Pilger spottend, in das ewige Sonnenland Italia gezogen bis nach Rom zum Papst, und wie er sein Sonnenland auch dort nicht gefunden —; und er sprach von Städten und Landen und ihr ward, als würde die Welt nun erst, da er sie ihr zeigte, reich und schwer an einer inneren Schönheit, die aus der Tiefe seiner Seele kam. Denn er sah Schönheit in allen Dingen, an denen jeglich er achtlos vorüberging, sein Sinn erfaßte das Geheimnis aller Harmonie und inneren Klarheit.

Und wie sie ihm zuhörte an jenem Abend, der Wochen und Monde lang währte, da lag endlich dies ganze reiche Leben vor ihr ausgebreitet wie ein wundersames Bild, dies Leben, das ein einziger großer Hymnus auf die ewige Fernensehnsucht der Menschheit, auf das Himmlische im Menschen war, das ihn aus allem Dust und Unrat aufwärts hebt, jene Sehnsucht, deren sichtbares Symbolum die blaue, träumende Ferne ist ...

Und sie erfaßte es in seinen letzten Tiefen — dies Leben eines ewig rastlosen, nie friedsamen Sehers und Propheten, verkannt von allen engherzigen, dumpfköpfigen Menschen des staubigen Alltags, von allen, so Kaspar Sammetbogen hießen und ihn für den lachenden, tollen Schalksnarren hielten.

„Was suchet Ihr das Sonnenland, Till? Seid Ihr doch selber mitten drin ... und sein König!"

* * *

Und merkten es beide nicht, wie mählig die Tage längerten und die Sonne wieder in die Wassertorgasse zu lugen begann, wie dem Schnee auf den Dächern nimmer wohl war und er nur in finsteren, kalten Winkeln hocken blieb. Und wie nächtens der Wind lockende Weisen sang, hoch in den Lüften.

Nur eines fühlte Till in dieser Zeit. Ihm kam dunkel aus fernen Tagen ein Bild heran, das er lange vergessen und das ihn nun mit einer weichen, milden Wehmut erfüllte, wie ein Glück, nach dem man die Hand nicht gehoben...

Und als er an einem Frühlingsmorgen in den Garten blickte, da stand das lichte Wunder vor seinen Augen: da waren über Nacht alle Knospen gesprungen, und nun waren die alten Bäume in schimmernd schneeiges Weiß gehüllt, das von der Sonne durchleuchtet ward und nur noch weißer schien in ihrem goldenen Glanz, ein rauschendes, feierliches Weiß, das ganz reglos und stumm im Morgenstrahl des aufsteigenden Tages schwebte, an das die Lüfte ringsum in fürchtigem Staunen nicht zu rühren wagten.

Das Wunder!

Ein leiser Schritt ließ ihn zurücksehen. Es war Gertraud, die sich mit ihm des Blütensegens freuen wollte. Seine Augen umfaßten sie mit einem innigen Blick und, ohne vom Fenster zu gehen, hob er an und sagte ihr ein Neues, von dem er bislang nie erzählt.

„All die letzten Tage her, da ging von Euch ein dunkles Erinnern aus. Und ich wußte nicht, was es sei. Aber jetzt, da ich in diese Blüten sehe, steht es wieder vor mir: an meine erste Liebste erinnert Ihr mich, Jungfrau Gertraud! Sie glich Euch, so dünkt mich's heute wie sich kaum Schwestern je gleichen, und ihre Stimme klang wie Euere braunen Augen. Und mich lockte das Glück in ihren schneeweißen Armen, das Glück des Hauses und der nährenden Scholle — aber dunkel zog mich etwas in mir in die Ferne, eine unstillbare Sehnsucht — nach dem Sonnenland. Und ob mir das Herz mochte brechen, ihr und mir — ich mußte dem dunklen Drängen in mir folgen, ich gab Herdglück und Wiegenlied dahin für die unstete Ferne, für ein irrendes Leben auf den Straßen aller Lande, ließ mein weinendes Lieb und zog fort, das Sonnenland suchen — und bin Till Eulenspiegel geworden..."

„Und ist's Euch leid darum?" Ihre Stimme zitterte unter verhaltenen Tränen, ohne Klang, halb Frage, halb Trost.

Er sah ernst und schweigend auf die weißen Blütenbäume. Dann wandte er sich langsam zu ihr, und ein glückliches Lächeln zog wie ein Leuchten über sein Antlitz.

„Lust und Leid — wie's kommt, wie's fällt! Was hätte mir Herdglück und Werkeltag frommen mögen — wäre ich glücklich gewesen dabei? So hab' ich tun müssen, wie es mich trieb, und hab' mein Leben müssen leben, wie ich's getan, so und nicht anders, und war dennoch und aber doch glücklich genug in all meinem unstillbaren Sehnen und Leid, fern von Herd und Haus und Hof und Weib und Kind und Menschen — immerdar unterweges in ewiger Fahrt —"

„Und zu Misericordia ist mein' Hochzeit!!" Wie ein Schrei schlug es aus ihr, und in haltlosem Weinen brach sie auf Tills Stuhl nieder.

Er sah erschüttert in tiefstem Mitleid auf sie. Und als ihr Weinen versiegt war, hob er sie sanft auf und sah sie fragend an:

„Und zürnet Ihr mir, daß ich Euch die Pforten eines Landes aufgetan, das Ihr nur von ferne könnet sehen, das Euch immerdar verschlossen bleiben muß? Daß ich Euch Herrlichkeit gezeigt, die nur Euer Sehnen erregt, Euch den Werkeltag nur schmerzlicher macht?“

„Nie und nimmer kann ich Euch dieshalb zürnen, Till! Der Blick in Euer Land war meines Lebens Sonnenzeit und Glanz und wird mich wärmen in kalten Tagen. Und so ich Kinder haben werde, will ich sie Euer Land glauben und suchen lehren! So soll Euere Saat nicht vergeblich gewesen sein!“

Ein glückliches Lächeln lag auf seinem Antlitz.

„Ich danke Euch, Gertraud“, sagte er. „Ich danke Euch, daß Ihr mich ein letztes Mal hoffen lasset. Und so mag ich denn einmal noch mit dem alten Kinderglauben in die blaue Ferne wandern — ins Sonnenland —“

„Ihr wollet — fort?!“

Er nickte. „Was soll es uns frommen, wenn ich fürder noch weile, Jungfrau? Glaubet, es ist besser so, für Euch — und mich!“

Sie hatte das Haupt gesenkt. „Ihr möget recht haben,“ sprach sie mit schwerer Stimme, „besser für uns beide.“

Dann hob sie den Blick zu Eulenspiegel.

„So lebet wohl, Meister Till! Weiß Gott, Ihr seid mir der liebste aller Menschen geworden!“

Sie trat einen Schritt näher und hob ein wenig die Arme, als wollte sie ihn umhalsen. Und da legte Eulenspiegel ganz sanft den Arm um ihren Nacken und zog sie an sich. Sie lehnte das Haupt zurück und sah ihn lang — lang an. Dann aber neigte er sich sachte über sie und küßte sie auf den Mund.

„Lebet wohl, Jungfrau Gertraud!“

Er ging langsam aus dem Gemach. Unter der Türe sah er sich noch einmal nach ihr um, die bis an die Wand zurückgewichen war und sich mit beiden Händen an die Täfelung klammerte.

* * *

Des andern Morgens im ersten Dämmer trat Till aus der Herberge zur güldenen Gans und ging gemächlichen Schrittes zum Wassertor. Niemand hatte sein acht, noch schliefen die Zechkumpane, noch schlief die Stadt. Am Tore nickte neben dem Schlagbaum der müde Wächter.

Aber Till wußte nicht, daß ihm Gertraud gefolgt war. Unter der Linde, draußen beim Tore, blieb sie stehen und blickte ihm nach, bis die Tränen ihre Augen umflorten. Nun lag vor ihr der Werkeltag, Haus und Herd und ein lichtloses, leeres Sein. Und während die Ferne ihn ihren trüben Blicken entzog, fühlte sie, wie ihres Lebens bester Teil mit ihm entschwand.

Und Eulenspiegel zog fürbaß. Bei der letzten Wegkrümmung hielt er an und sah lange auf die Stadt zurück. Dann aber ging ein leises, ein wenig schmerzliches Lächeln über sein Gesicht, er wendete sich und schritt immer festeren Fußes dahin, in den Runzeln seines verwitterten Antlitzes glänzte ein heimliches, tiefes Glück auf, indes das alte, ewig junge, graue Auge lächelnd in der blauen Ferne zu ruhen begann.



Freude

Von Margarete Sachse

Ein heller Tag, ein goldener Tag, ein Tag voll blanken Jauchzens! Du fühlst eine heimliche, federnde Macht in dir: die Fähigkeit, wieder wie als Kind beseligt vor einem knospenden Baum zu stehen, oder bei einem verlorenen Musikklang aus verschlossenen Fenstern her bebend mitzuklingen. Kein Fenster ist dir verschlossen und keine Tür. Dich erreichen Ton und Licht, sie spinnen goldene Brückenfäden zu dem feinen, strahlenden Lebenskern in deinem Herzen.

Freude ist Gewalt. Freude ist Macht. Schmerz läßt sich verbergen: er arbeitet nach innen, als Förderer im dunklen Schacht, als beladener Herbeischlepper neuer Werte, die er dem Gestein abgerungen hat. Freude strahlt unbehindert nach außen. Sie ist nicht Mittler des Elements; sie ist das Element selbst. Darum wird sie mißverstanden und gefürchtet, wie alles Elementare.

Die Menschen sind in ihrer Seele so dürftig geworden, daß sie nur atmen, leben, sich nähren und kleiden wollen. Sie sind wie die dunklen winterlichen Morgenstunden. Sie ertragen nur das künstliche Licht, das ihnen zur Arbeit leuchtet. Oder sie werfen die Seele in einen Taumel, in dem sie nicht atmen kann. Wenn die große wirkliche Sonne kommt, verbergen sie sich in erschrockener Scham.

Wäre es nicht an der Zeit, die Fähigkeit zur Freude wieder zu wecken? Den bösen Schutt der Sorgenlast und den der materiellen Lust herunterzukehren und das blanke Stück reiner Empfänglichkeit wieder bloßzulegen? Es ist noch da, ist in allen denen, die sich innere Spannkraft bewahrt haben; sie haben sie nur nicht mehr erkannt, weil sie so lange andere Arbeit tat.

„Spannkraft? Arbeit?“

Ja, auch zur Freude gehört Arbeit: die bewußte, oft so schwere Einstellung des Menschen auf sein besseres Selbst, auf die Kräfte, die in ihm wirken, auf die Quellen, die in ihm rauschen. Müde und enttäuscht kehrt er heim von den größten Wundergaben, die Kunst oder Natur ihm boten; er hat sie nicht erfassen, nicht verarbeiten können; die Bilder seiner Not sind mit ihm gegangen; sie haben ihn keinen Augenblick verlassen; hart wie Felsengestein hat sich ihre Qual vor den Brunnen seines Innern gewälzt. Wohl hörte er etwas wie fernes Brausen in seiner eigenen Tiefe; er fand nur nicht die Kraft, ihm den Weg nach außen zu bahnen.

Von innen aber muß strömen, was von außen empfangen will; es liegt in jedes Einzelnen Macht, den Becher des Glücks nicht ungekostet vorüberzulassen. Es gibt keinen Mund, zu dem er sich nicht lockend neigte, aber manch einen, der sich ihm verschließt, weil er seinen kühlen, hellen Inhalt nicht sofort erkennt.

Freude wird nicht immer aus Süßigkeit, aus Licht geboren. Sie wird um so frischer rieseln, je fühlbarer sie noch den Kältehauch ihres dunklen Ursprungs an sich trägt.

Verschüttet, o verschüttet nicht den Freudenwein! Seid stark für seine goldne Gabe, seid offen für seine gesundende Kraft! Seht jeder Stunde an, was sie von euch will: Könnte sie nicht euch etwas schenken? Könntet ihr nicht ihr etwas geben? Ihr Geschenk oder euer Geschenk weiterreichen an die Andern, die noch mit durstenden dunklen Augen stehn?

Nichts ist so schöpferisch wie die Stunde des Glücks, so ansteckend nichts wie die tiefe innere Freude, wenn sie die spendende Güte des Mitteilens hat. Diese Art Güte ist der heiligsten Offenbarungskraft selber verwandt, die unsre Seele in reiner Bewegung erhöht:

„Blühe! Und der Wunder darfst du warten,
die dir wirkt die große Gottnatur."



Luther zu Worms

(18. April 1521)

Von Friedrich Lienhard

**Einst gab es einen Deutschen, das war zu Worms am Rhein:
Der stand mit seiner Bibel und sprach sein wuchtig Nein.
Er wußte wohl: nun geht es ums Letzte, um den Tod,
Wie einst am Hunnenhofe in jener Nibelunge Not.**

**Doch eisern stand und einsam der Mönch, gefaßt und bleich.
Im Fackelflimmer prunkten die Herr'n vom röm'schen Reich
In fahler Pracht, Gespenster, und starrten auf ihn ein —
Doch Martin Luther wagte dennoch sein deutsch und trotzig Nein!**



Erinnerungen

Von Sandro Langsdorff

Im Heft 4 (1920) brachte der „Türmer“ die vierte Flucht des inzwischen als Buch erschienenen Werkes „Fluchtnächte in Frankreich“ von „Sandro“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Die Leser werden auch die folgenden, bisher unveröffentlichten Erinnerungen mit Vergnügen lesen. Der Türmer

Mein Will, da draußen fegt graues Gewölk über die düstere Landschaft, und der Sturmwind zaust tüchtig an zwei einsamen Kiefern in der Heide, die wie ein Freundespaar aus der Einsamkeit in die Weite blicken. Der Wind singt heute ein Lied von Ernst und Erschauern, von rätselvollem Schicksal, das über der Erde noch schwebend dahinjagt, und doch blitzt die Sonne ab und zu aus den trüben Wolken, mit ihren Lichtblicken vom kommenden Frühling träumend.

Mit des eisigen Windes Singen kommt mir ein Zurückfinden zu alten Tagen, die trotz ihrer eintönigen, ernstgrauen Färbung Sonnenblitze und Sternblicke bargen, weil in unseren Herzen der nahe Frühling geahnt ward.

Weißt du noch etwas von unserem Pelz, eigentlich nur einer Pelzweste, und doch war es ein Pelz mit seiner eigenen Geschichte, ein ganz besonders feiner Traumpelz. Er war ursprünglich gar nicht einmal mein Eigentum, aber weil Vater ihn so gerne trug, wollte ich ihn auch haben, was mir den Namen „Korsar“ eintrug, sozusagen die Bezeichnung eines Menschen, der alles, was ihm gefällt, gerne an sich reißen möchte. In diesem Falle aber scheiterte der Korsarenwunsch an dem Fels väterlichen Einspruchs.

Es kam das Schicksal; aus dem Korsaren wurde ein recht kleiner, bedauernswerter Junge, der hinter französischen Gefängnismauern viel Zeit zum Nachdenken und Sichbesinnen hatte, und der im Winter oft erbärmlich fror. Und dann kam „er“ mit einemmal, der gute, alte Pelz vom Vater — der Korsarenwunschpelz —, und mit ihm so viel Liebes aus der Heimat, das ein stürmisches Sehnen im Herzen nach Freiheit entfachte. Der Pelz hielt warm wie Mutterarm, ein innig-leises Glücksgefühl des Verbundenseins mit der Heimat durchströmte den inneren Menschen und gab wieder Mut und Hoffnung für das Grau der öden Gefängnistage und trüben Nächte der Hoffnungslosigkeit und des Bangens. Und doch war die große Einsamkeit auch unter Menschen und Leidensgenossen in mir, jene tiefe, tiefe Sehnsucht nach einer mitschwingenden, mitleidenden und mitjubelnden Seele. —

Da kreuztest du meinen Weg, gerade als ein völliger Stumpfsinn des dämonischen Einerleis mich umnebeln wollte, nahmst leise meine Hand, und zusammen fanden wir wieder den Weg ins Licht, und die erstarrten Seelen erwachten und schlugen im jubelnden Gleichklang des Sichfindens, der Freundschaft und Liebe.

Weißt du noch um jene wundersamen Frühlingsnächte hinter den Gitterstäben in der schönen Stadt Avignon, der Stadt mit der hohen Papstburg und den Sagen inmitten erblühender Landschaft, die wir nur ahnten, aber nicht sahen?

Die Natur und ihre Schönheit waren uns versagt, und doch war es so frühlingshold in jenen Nächten. Wir lagen zusammen auf dem weichen Pelz, der unser Kopfkissen war — ringsum schlief längst alles —, der Mond geisterte zu uns herein und am Himmel, dem einzigen für uns sichtbaren Wahrzeichen Gottes während anderthalb Jahren, leuchteten so greifbar-klar unzählige Sternenwelten, und es duftete durch die Fenster herein der Odem des Frühlings. Der Wind harfte um die alten, traurigen Mauern von Sehnsucht und Liebe und zauberte sonnige Träume in die Herzen der verhärmten Schläfer.

Da sprachst du zum erstenmal von deinem innersten, tiefsten Menschen und erzähltest und wurdest nicht müde der Erinnerungen, die nun wie leuchtende Sonne aus deinem Herzen brachen und auch mich durchglühten. Wir schauten ein jeder beim andern in ein weites, schönes Land, unser Jugendland, das ewig im Herzen klingt, und der Frühling da draußen jenseits der Mauern, den wir ahnend in unserem Blute fühlten, rührte uns ans Herz. In jenen Nächten offenbarte sich uns wieder die ewige wunderbare Natur und Gott; der unnennbare Allgeist der zeitlosen Ewigkeit brannte in heller Flamme in unseren Herzen. „Der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir“, jenes tiefste Wort des Königsberger Meisters sagtest du mir damals, und mit dem Sternenschimmer da draußen leuchtete unser Inneres auf.

Dieses Erleben machte uns wieder stark und aufgeschlossen für die Kameraden, und abends saßen wir dann im Kreis. Die mit Gefahr eingeschmuggelte verbotene Klampfe stimmte an in vollen Akkorden, und wir sangen sie alle unsere schönsten deutschen Volkslieder mit dem Erinnerungsklang aus der Wandervogelzeit. O Volkslied, du tiefste Offenbarung des deutschen Gemüts, du Weinen und Lachen in Moll und Dur der sich im Singen befreienden Seele, welch eine Fülle von Kraft ruht in deiner Tiefe! Und dann träumten sie wohl wieder alle im Schlaf von ihrem Heimatland mit glücklichen Gesichtern in der kahlen Öde der Avignoner Gefängnismauern.

Alles Hohe, Edle und Erhabene klang wieder auf in den tiefsten Rätselgründen der verängstigten Seelen, die zu sehnendem, ringendem Leben aus dumpfem Traum erwachten.

Schön und innig waren sie, diese einsamen Mondnächte der Frühlingsahnung mit dem ganzen nächtlichen Zauber versunkener Verträumtheit. Die Sterne leuchteten zu uns grüßend herein, und der göttliche Odem wob um uns im Wesen der Allnatur und erwachte in unseren wandernden Seelen. Es war trotz Kerker, Hunger und Elend eine freie Zeit des Wachsens in uns.

Alter Korsarenpelz, so manch lieber Traum ward uns auf dir geschenkt; ob der Mistral in den Lüften wühlte, die Sterne blitzten oder der Regen rann, immer war es jener tiefste Klang göttlichen Wesens, der uns wie ein leises, liebes Abendlied der Mutter in den Schlaf sang. — —

* * *

Es ist noch früh am Morgen und wir dreschen. Oben in den Deckbalken der Scheune hängen dicke, dicke Spinnweben wie in einem verzauberten Schlosse, und an der Rückwand der Diele leuchten kleine Luftlöcher wie fröhliche Sterne

auf. Die Arbeit summt monoton, im Takt tanzen die Staubwirbel, aus denen zwei Lichter ruhig und stet leuchten. Da tauchten wieder lebhafte Erinnerungsbilder in mir auf: Weißt du, Will, wie uns auch in allem Wirbel und Gespanntsein der Flucht zwei leuchtende Dinge den Weg erhellten, daß wir kämpften und nimmer stille standen!

Wir waren schon viele Nächte gewandert, da gelangten wir auf verschwiegener Furt auf eine von Wasser umspülte Insel. In einem weitverzweigten Weidenbaum schnitten wir uns ein Nest für den Tagesaufenthalt, und dann träumten wir in den sonnigen Tag hinein und lauschten dem Rauschen der Wasser, die unser Eiland märchenhaft umkosten. Wir lasen die wie ein Heiligtum auf allen Fluchten bewahrten Briefe einer sonnig-starken Königin, die stets bei mir war, und wir sprachen von der wunderfeinen Weiblichkeit unserer Mädels, die uns Königinnen waren, hoch und hehr, und die uns doch nach allen Irrfahrten und wanderndem Erleben still und groß ans Herz nehmen würden, in inniger, mütterlicher Frauenliebe, weil wir noch immer ihre Jungen geblieben.

Die voranschreitende, Runen deutende germanische Frau und edle Königin war das eine Leuchten tief in unserer Seele wie Singen des sehnenden, lauschenden Frühlings.

Es kam der Abend und mit ihm ein Alpenglühen alles verzaubernder rotgoldener Glut. Und siehe, drüben aus der starren Felswand wuchs es empor, Mauer nach Mauer, Zinne um Zinne, ragende Türme einer hohen Gralsburg. Wir sprachen von der Heimat, dem Vaterland, und wir erkannten, daß unser Vaterland der Selbstverständlichkeit nun war ein Vaterland, das in Sehnsucht wieder errungen werden wollte. Das, was uns im Herzen brennt beim Lesen der großen Dichter und Denker, das was uns bei den Tiefen und Höhen Beethovens und Schuberts ans Herz greift, das Land eines Luther, Thoma und Schwind — wo das Volkslied so aus der Seele klingt und eine sieghafte Jugend mit dem Heldensinn ringender Wahrheit in den Frühling eines neuen Geschlechts und einer neuen, innerlichen Zeit wandert, die Menschen in Liebe und Treue eint —, das ist unser Vaterland.

Fichte sagt einmal, so tief und wahr, dem Sinne nach etwa folgendes: „Vaterland ist kein Gebilde, das an Zeit oder Raum gebunden wäre, sondern ein Ewigkeitsklang in unseren Herzen, ein Geistiges!" Wie jene germanische Lichtburg im Abendrot vor uns erwuchs, so ward unser Vaterland in uns aus einem tiefen Glühen innerster Ewigkeitsgewißheit, das geheimnisvoll aus Traumesgründen der Seele ins Bewußtsein emporstieg.

Deutschland, das Land der ewigen Sehnsucht! Nietzsche prägte das Wort: „So liebe ich allein noch meiner Kinder Land, das unentdeckte, im fernsten Meere; nach ihm heiße ich meine Segel suchen und suchen." —

Und nun, mein Jung, vorwärts in den Sturm und die Nacht, wir sind auf der Flucht, auf der Heimkehr ins Vaterland, noch immer wandernd ins Land unserer ewigen Sehnsucht. — —



Wie die letzten Goten
Von Otto Freiherrn von Taube

1.

Wie vom Bergeshang die letzten Goten,
Am Vesuv geschlagen, nach dem Strand
Niederzogen mit des Heeres Toten
Und verließen ihres Ruhmes Land — —

Langsam Abschied nehmend auf die Schiffe,
Die ein rätselhafter Freund gesandt,
Kundige Führer an dem Steuergriffe,
Schwanden sie hinweg nach Thuleland:

In das Land, das nie ein Blick gesehen,
Wo kein Ruf hin über Wellen drang;
Und es blieb allein ihr Ruhmeswehen
Und ein niemals schwindender Gesang — —

Also wund und also weh geschlagen,
Also hart geächtet und verkannt,
Werden, Deutsche, wir in diesen Tagen
Aus der Zukunft Lichtgefild verbannt.

So wie sie ein Ansatz ohne Reife,
Ein Versprechen, unermeßlich groß,
Und nach einer kurzen Ruhmesstreife
Schon verfallen dunklem Todeslos.

Und wir suchen nächtlich ein Gestade,
Und wir suchen nächtlich einen Port:
Unerforschlich winken Gottes Pfade,
Unerklärlich zieht uns Gottes Ort.

Und, den letzten Blick dem Strand entrissen,
Heben wir zum Himmel unsre Hand,
Unsre Segel schweigend aufzuhissen,
Hin zu seinem — unsrem — Thuleland.

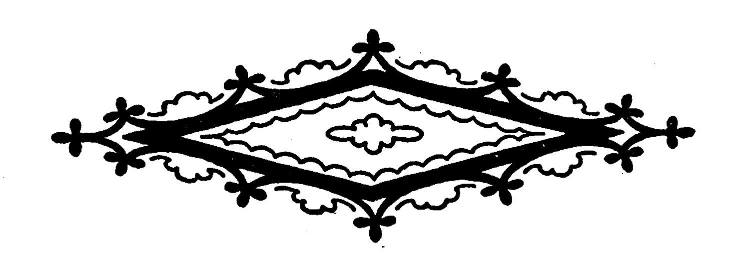
* * *

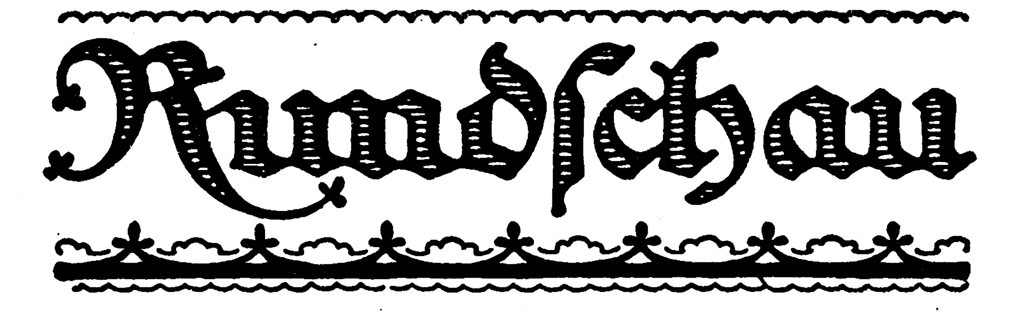
2.

Wer stand wie wir?
Schaut um, wer hat wie wir
Dem ganzen großen Weltkreis widerstanden,
Wer wies so vielen Banden
So standhaft seine Wehr? Und wenn sie brach
Vor Übermacht und wenn wir ließen nach,
Euch, Deutsche, frag' ich hier:
Wer stand wie wir?

Jedweder Macht
Sind Grenzen zugedacht;
Wir sind nicht Gott. Drum sind wir überwindbar.
Doch tiefstens unauffindbar
Quillt eine Quelle, die uns nie versiegt.
Was denn verschlägt es, wo wir heut' besiegt?
Gott helf, wir stehen hier.
Wer stand wie wir?

Von unsrem Holz
Sind wir, von unsrem Stolz.
Schreit nur den Sieg aus, schlächterische Horden,
Der ist euch leicht geworden:
Der Überzahl erliegt der beste Held,
Und wider uns erstand die ganze Welt.
Trutz, Feinde, beugt euch hier!
Wer stand wie wir?





Zum 18. April 1921

Heil jenen starken einseitigen Naturen, welche willig an der Breite ihrer Bildung opfern, was sie an Kraft und Tiefe tausendfältig wiedergewinnen! Das sind doch Menschen, welche den Haß oder die Liebe gebieterisch herausfordern, ... sie sind doch harmonische Charaktere, denn ein schönes Gleichmaß besteht zwischen ihrer Kraft und ihrem Streben."

So lesen wir bei Treitschke.

Luther war solch eine Natur: stark, einseitig und doch harmonisiert. Es ist das Geheimnis von der Seelengröße unserer Geisteshelden, daß in aller Rauheit des Handelns, des Lebens, der Ideen die „schöne Seele", die Harmonie der seelischen Kräfte es ist, die ihr Tun durchglüht. Diese Harmonie gibt die wahre, innere Freiheit, von der unsere Klassiker singen, diese Freiheit, geboren aus der Zucht des Empfindungslebens. Sie ist besonders deutsch, und durch sie sind deutsche Männer große Männer geworden. Die Freiheit war es, welche Luther an jenem 18. April 1521 beständig machte. „Eyn Christen mensch ist eyn freyer herr über alle ding und niemandt unterthan", so schrieb Luther; und er fordert uns auf „den ynwendigen geystlichen menschen zusehen was dazu gehöre daz er eyn frum frey Christen mensch sey und heysse". Nur ein Geist, der kurz zuvor so über die „Freiheit eines Christenmenschen" schreiben konnte, ein Mann, der sich völlig geläutert hatte, konnte auftreten, wie Luther an jenem Tage zu Worms.

Wir aber, die wir hingingen, in Versailles zu unterschreiben, täten gut, uns gelegentlich daran zu erinnern, daß wir eigentlich das Volk dieser freien Männer, der Luther, Fichte, Bismarck sind; und der 18. April 1921, der Tag, an dem 400 Jahre zuvor Luther das berühmte „Hier stehe ich" gesagt haben soll, böte schlechterdings Gelegenheit, solches zu tun.

Vergegenwärtigen wir uns jene Sachlage!

Nachdem man durch die Bannbulle im päpstlichen Lager, durch Verbrennung dieser Schrift „von wütender Grausamkeit" auf Seite des Gegners die festen beiderseitigen Gesinnungen tapfer kundgetan, gab es in Worms zwischen Kaiser, Fürsten, Rom endlose Verhandlungen, ob man wohl jenen großen Erzbösewicht zu einer mündlichen Disputation vorlassen solle. Seine Majestät, der jugendliche Kaiser Karl V., hintertrieb jede Vermittlung bis Glock' Zwölf; der fanatische Nuntius Aleander, Bibliothekar und Protonotar des heiligen Vaters, der ständig vor Mord zitterte, schürte dessenungeachtet mit lobenswertester Ausdauer; und nur nach langem Hin und Her gelang es unter besonderen Bemühungen des weisen, aber in diesem Falle vor allem schlauen Friedrich von Sachsen, Luther vor den Reichstag zu zitieren.

Sein Zug nach Worms wurde für ihn ein Riesenerfolg. Er war der große gefeierte Mann seiner Zeit, dem alles entgegenrannte, um nur einmal die vielumschriene Berühmtheit sehen zu können. In Erfurt gelang es den Universitätsprofessoren mit Rektor Rubeanus an der Spitze, die Begegnung besonders feierlich zu gestalten. Und wenn sich dem kühnen Reformator im letzten Augenblick vor Worms auch noch manches Gespenst entgegenstellte: die

Idee der Gewissensfreiheit, die Kraft der Standhaftigkeit trieben ihn dorthin, wo er bestehen sollte. Kurz vor Worms suchte der kaiserliche Beichtvater Glapion den herannahenden Luther vom Wege abzulenken, indem er ihm allerhand Hoffnungen von privaten Beratungen und Verständigungen vortäuschte. Aber Luther blieb davon unbeirrt. Dann liest er einen öffentlichen Anschlag, das Sequestrationsmandat, aus dem er erkennen muß, daß von einer Disputation keine Rede sein könnte, daß er nur gerufen wurde, um zu widerrufen. Ein Schreckschuß grober Art! Jede Verständigung wird aussichtslos sein, das verrät der Geist dieser lieblichen kaiserlichen Vorboten. Doktor Martinus erschrickt heftig, zittert und ist wie vor den Kopf geschlagen. Doch weiter, weiter, dies sind nur Mätzchen, die seine große Sache nicht beeinträchtigen werden!

Und Luther betrat Worms. Da gibt es ein großes Rennen des Volkes; jeder will ihn sehen, ihn sprechen, fragen, begrüßen, oder dem Kämpfer für die evangelische Freiheit Glück wünschen. Ganz bunt durcheinander kommen und gehen Grafen, Freiherrn, Ritter, Adelige, Geistliche und Laien. Ein Zeitgenosse weiß zu berichten, daß „ihn umbgeben ob den 2000 menschen bis zu seiner Herberg". Aber Aleander, der päpstliche Nuntius, bebt, schreibt dem Vizekanzler Medici, daß der große Ketzermeister seinen Einzug gehalten und mit seinen dämonischen Augen im Kreise umhergesehen habe. In einem kleinen Saal des bischöflichen Palastes sollte nun Luther erklären, ob er der Verfasser der vorgelegten Schriften wäre und ob er gewillt, sie zu widerrufen. Für den Reformator gab es natürlich nur eines: Bekennen und Beharren. Aber siehe, er zögerte und bat um Bedenkzeit. Die Gelehrten streiten sich darüber, ob Luther bewußt oder intuitiv erkannte, daß dies nicht der gegebene Augenblick wäre, mit Erfolg zu sprechen. Dieser kleine Saal konnte nicht die Menge fassen, die er wirklich brauchte, die ihm Resonanz bot, vor der Kaiser und Stände Angst hatten. Das wußte man schlauerweise. Aber der Doktor Martinus, den man für ängstlich hielt, weil er aufgeregt hin und her guckte, machte der ganzen Inquisitionsversammlung einen Strich durch die erhabene Rechnung; und Seine Kaiserliche Majestät bewilligte „aus angeborener Gnade" einen Tag zur Vorbereitung. Allein am nächsten Tag, am 18. April, wurde die Sache anders. Zuvörderst muß bemerkt werden, daß man es jetzt doch für gut hielt, Luther in einem größeren Saal vorzuladen. Die Menge benutzte die Gelegenheit, drang in den Raum, um dem wichtigen Ereignis beiwohnen zu können.

Da stand nun das Mönchlein und hielt eine Verteidigungsrede, um Verständnis für seine Schriften wachzurufen. Er legte dar, daß es ihm unmöglich sei, seine Bücher, darinnen er „über christlichen Glauben und Sitten so einfältig und evangelisch gehandelt" habe, seine Bücher gegen das Papsttum und die Papisten „und damit gegen Leute, die mit elender Lehre und Beispiel die Christenheit geistig und körperlich verwüsten", endlich seine Bücher gegen einzelne „hervorragende" Leute, die jene römische Tyrannei schützten — kurz, daß er unmöglich alle diese Schriften widerrufen könne. Demütig bekannte Doktor Martinus, auch ein irrender Mensch zu sein und bot sich damit an, jederzeit aus der Schrift eines Irrtums sich überführen zu lassen. Allein den Kampf für die evangelische Freiheit, den Streit um Gotteswort vergißt er nicht. Nach Worten der Demut bäumt sich in der Brust des Reformators der frühere Trotz um so mehr auf. Blind gegen alle Gefahr, blind aller Majestät und Herrlichkeit, vor der er stand, kühn nur im Gefühl der Gewissensfreiheit, bekennt er sogar, daß es für ihn „das Erfreulichste von der Welt" zu sehen sei, wie man um Gottes Wortes willen streitet; „denn das ist die Wirkung des Gotteswortes auf Erden, wie Christus sagt: Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert, denn ich bin kommen, den Menschen zu erregen gegen seinen Vater."

Das ist die Sprache eines deutschen Idealisten. Bedingungslos, gewagt bis zum Äußersten, aber aufrichtig, unverständlich für den Durchschnittsmenschen. Die ganze hohe Versammlung mag vielleicht einige Augenblicke vor Erstaunen den Atem angehalten haben. „Wol hat der Doctor Martinus geredt — vor dem herrn Kaiser und allen fursten und stenden in latein

und deutsch. Er ist mir vil zu kune." So sagte noch am selben Abend der weise vorsichtige Kurfürst Friedrich zu Spalatin. Der Sprecher des Reichstages ist über Luthers ganze Rede empört und legt in Langem und Breitem dar, daß des Reformators Worte ungenügend seien. Sie wollten ja nur das „Ja" oder „Nein" hören. Und so hob denn Luther wieder an und bemühte sich, eine schlichte Antwort zu geben, „die weder Hörner noch Zähne" habe. „Weder den Papst, noch den Konzilia allein vermag ich zu glauben, da es feststeht, daß sie wiederholt geirrt und sich selbst widersprochen haben — — so halte ich mich überwunden durch die Schrift, auf die ich mich gestützt, so ist mein Gewissen im Gotteswort gefangen, und darum kann und will ich nichts widerrufen, weil gegen das Gewissen zu handeln gefährlich ist. Gott helfe mir! Amen."

Das sind also die berühmten Worte des großen deutschen Mannes. Die Gelehrten haben auch da viel darum gestritten, ob er das bekannte: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders" wirklich gesagt haben soll, aber man ist sich jetzt darüber klar geworden, daß dieser Wortlaut (der wohl in einer zeitgenössischen Wittenberger Chronik steht) ins Reich der Fabel zu verweisen sei, wie ja Gelehrte in solchen Fällen zu sagen pflegen. In der Tat aber war seine ganze Rede ein „Hier stehe ich"; und wenn der Sprecher des Reichstages nach diesen Worten ironisch bemerkt: „Leg Dein Gewissen hin, Martinus", so zeigt es deutlich, wie wenig damals, ebenso wie heute, jedes Handeln nach dem Gewissen verstanden und gewürdigt wird. Man war über die Behauptung empört, daß Konzilien irren könnten. Nie hätten sie begreifen können, daß ein harmloser Mönch, ein deutscher Professor der Theologie sich unterfangen könnte, dieses Riesengebäude, die „fable convenue" in Hunderten von Jahren errichtet, Stein für Stein im Gefühl der Übermacht und selbstverständlichem Übereinkommen — daß ein einziger Mensch diese „res publica christiana" je zu durchbrechen fähig wäre. Man entließ Luther bald nach jenen Worten, weil es dunkel wurde und Unruhe entstand.

Das Wormser Edikt war die Antwort auf seine Kulturtat. Aber es blieb unausgeführt.

Unser großer Ethiker Fichte, den man in diesem Zusammenhang einen der echtesten Männer von Luthergeist nennen dürfte, sagt einmal in seiner Sittenlehre von 1812: „Die Wahrheit zu sagen auf jegliche Gefahr, entwickelt im Menschen unmittelbar das Gefühl und das Bewußtsein seines höheren, über alle irdischen Folgen erhabenen Selbst; ein solcher kann gar nicht so untergehen und verschmelzen mit der Sinnlichkeit, und an dieses höhere Selbst knüpft sich bald alles Gute und Sittliche an."

In diesen Zeilen liegt das lutherisch-evangelische Streben, so zu handeln, wie es die innere Stimme, die Idee, das Gewissen gebietet. Luther legte durch seine Gewissenstat, gegen die zu handeln „gefährlich" sei, den Grundbau für jede weitere deutsche Geisteskultur. Er brachte die Formel für das Gedankenwerk von der inneren wahren Freiheit, das Kant, Schiller, Fichte vollendeten. Er gab die Richtung allen Deutschen, die zum Handeln geboren wurden.

G. Haß

Aus einem Brief an Lukas Cranach

Meinen Dienst, lieber Gevatter Lukas! Ich segne und befehle Euch Gott: ich laß mich eintun und verbergen, weiß selbst noch nicht, wo. Und wiewohl ich lieber hätte von den Tyrannen, sonderlich von des wütenden Herzog Georgen zu Sachsen Händen, den Tod erlitten, muß ich doch guter Leute Rat nicht verachten bis zu seiner Zeit.

Man hat sich meiner Zukunft [Kommens] zu Worms nicht versehen, und wie mir das Geleit ist gehalten, wisset ihr alle wohl aus dem Verbot, das mir entgegen kam. Ich meinte, Kaiserliche Majestät sollte einen Doktor oder fünfzig haben versammelt und den Mönch redlich überwunden; so ist nichts mehr hier gehandelt denn so viel: „Sind die Bücher dein?" „Ja"

„Willst du sie widerrufen oder nicht?“ „Nein!“ „So heb dich!“ O wir blinden Deutschen, wie kindisch handeln wir und lassen uns so jämmerlich die Romanisten äffen und narren!

Sagt meiner Gevatterin, Eurem lieben Weib, meinen Gruß, und daß sie sich dieweil wohlgehabe! Es müssen die Juden einmal singen: Jo, Jo, Jo! [Wie die Juden triumphierten am Karfreitag.] Der Ostertag wird uns auch kommen, so wollen wir dann singen Halleluja. Es muß eine kleine Zeit gelitten und geschwiegen sein. „Ein wenig seht ihr mich nicht, und aber ein wenig so seht ihr mich“ (Joh. 16, 16), spricht Christus. Ich hoffe, es soll jetzt auch so gehen. Doch Gottes Wille, als der allerbeste, geschehe hierin wie im Himmel und Erden! Amen...

Zu Frankfurt am Main, Sonntags Cantate, Anno 1521.

D. Martinus Luther



Grenzland der Naturwissenschaft

Die gesamte naturwissenschaftliche Literatur, so weit sie sich an den Leserkreis der Gebildeten wendet, steht heute im Zeichen der Krise, der Hilfsbereitschaft, wenn man so sagen darf. Und darin liegt etwas Rührendes und Tröstliches zugleich. Es gewährt Beruhigung, sich von dem steten Funktionieren des großen Gesetzes zu überzeugen, nach dem jeder Notstand, jede Disharmonie sofort eine Entwicklung auslöst, Bewegungen, welche die Bestrebung haben, das Disharmonische auszugleichen und der Not zu steuern. Es ist dabei gar nicht so wichtig, daß gleich die ersten Versuche in dieser Richtung Erfolg haben; wichtiger und das wahrhaft über die Sorge des Tages Erhebende ist, daß die Bewegung andauert und überhaupt nicht ruht, bis der Ausgleich gefunden ist.

Das Wissen um dieses Gesetz erklärt es, warum derzeit jedes andere Problem zurückgetreten und auf einmal eine einheitliche Front in der populärwissenschaftlichen Literatur entstanden ist, in der jeder mit bestem Willen auf seine Weise beitragen will zur Lösung der seelischen Not, die instinktiv von jedem als die Ursache aller anderen Krisen, unter denen unser Volk und mit ihm alle anderen Völker leiden, erkannt wird.

Der großzügigste letzte Versuch in dieser Richtung stammt von K. Jellinek, der seine in der Volkshochschule zu Danzig gehaltenen Vorlesungen unter dem Titel: „Das Weltengeheimnis“ herausgegeben hat. (Stuttgart, Enke, 1921.)

Dieses Werk hat etwas tief Erschütterndes. Es ist von einem Enthusiasmus und einem lauteren Wollen, von einer idealen Gesinnung getragen, die auch dort, wo man nicht mitgehen kann, zu achtungsvoller Aufmerksamkeit nötigen und freudig im Herzen wiederklingen wird. Noch ist der deutsche Idealismus nicht ausgestorben, es gibt also noch die Kräfte, durch die der deutsche Geist die Höhen, von denen er herabgeglitten ist, wieder erreichen kann. So sagt man sich in der Freude darüber.

Der beglückende Wert dieser Einsicht ist so groß, daß daneben der tatsächliche Inhalt des Werkes eigentlich beinahe zurücktritt. Und in der Tat, viel wichtiger noch als das sofortige Aufsuchen des richtigen Weges ist es, daß man überhaupt einen sucht und sich mit dem Materialismus der Zeit nicht zufrieden gibt. Die Irrtümer lassen sich richtigstellen, eine schlechte Gesinnung wird aber selbst Wahrheiten, die in ihre Hände gelangen, mißbrauchen.

Jellinek strebt mit seinen Vorlesungen eine harmonische Vereinigung von Natur- und Geisteswissenschaften, Philosophie, Kunst und Religion an. Wieder ist dadurch in seinem Werk an einem äußerst lebensfördernden Punkt eine entschiedene Richtung eingeschlagen. Wenn er es auch nirgends ausdrücklich sagt, so schwebt doch seinem ganzen Streben als Ideal der harmonische Mensch vor und damit wieder eine, ja vielleicht die einzige Möglichkeit, die Übel, welche die Menschenseele erfaßt haben, zu heilen. Denn ganz zweifellos ist die Ein-

seitigkeit, mit der sich der Mensch, und auf Deutschland angewandt, mit der sich unser Volk seit seinem klassischen Zeitalter von dem Ideal der Harmonie abgewendet hat, die Ursache des unleugbar eingetretenen Verfalles. Und wieder ist es zunächst weit wichtiger, sich in dieser Erkenntnis zu vereinigen, als sich von vornherein zu trennen im Meinungsstreit darüber, ob die Fassung, die Jellinek gewählt hat: die Hauptübel von Deutschland seien heute Militarismus, Kapitalismus und Materialismus, zutrifft oder nicht.

Aber in dieser Fassung spricht sich bereits das aus, was dieses Buch nicht zum Gemeingut, sondern wieder nur zum Ausdruck der Überzeugungen einer Seite machen kann: es legt sich auf ganz bestimmte, von vornherein gefaßte, von außen an die Erkenntnis herangetragene Meinungen fest.

In einem großzügigen, von bewunderungswürdig vielseitiger Belesenheit zeugenden Aufbau wird versucht, ein Bild der Welt zu entwerfen, ausgehend von den großen und kleinen Bausteinen, wie die Gestirne und die Elektronen genannt werden, über das „Reich des lebendigen Leibes", bis zu den seelischen Erscheinungen und zum Reich des Geistes, wie die Kulturbetätigung der Menschheit genannt wird. Dieser ist der größte Teil der Darstellungen gewidmet, in einer Zergliederung einiger Hauptfragen über die Rassen, Sprachen, das Rechtsleben, Wirtschaftsleben, Familienleben, den Gottesbegriff und den Begriff einer überindividuellen Gottheit, was alles von dem Standpunkt einer Hypothese angeschaut wird, für die der Ausdruck des „Überbewußten" geprägt wird.

Mit der Annahme oder Ablehnung dieser Hypothese steht und fällt die ganze Bedeutung der Jellinekschen Arbeit, darum sei mir erlaubt, mich nur auf diese eine Erörterung zu beschränken.

Das Überbewußte wird als eine mystische Tatsache eingeführt, als ein unbeweisbares, schlechthin Gegebenes, das nur durch intuitive Kräfte von dazu besonders Begnadeten, eben den großen Mystikern der Menschheit, erkannt werden könne, dessen Überprüfung unmöglich und der Wissenschaft entrückt ist.

Damit wird diese Lösung des Weltgeheimnisses zur Parteisache und ist der wissenschaftlichen Erörterung entrückt. Die Gründe hierfür sind seit Kants Kritik der reinen Vernunft zur Grundlage der Wissenschaftslehre selbst geworden, die aufgehoben würde, wollte man beweislosen Behauptungen einen Wert als Träger und Stützen eines Gedankenbaues einräumen.

Genau das gleiche gilt für einen zweiten, mit dem gleichen heiligen Ernst subjektiven Überzeugtseins vorgetragenen Versuch, zu einer Lebensregelung auf Grund der Naturwissenschaften zu kommen, der L. Kohl zum Verfasser hat (Das Ziel des Lebens im Lichte der obersten physikalischen und biologischen Naturgesetze. München 1921, Georg Müller).

Dieser Name hat allen Anspruch, besondere Aufmerksamkeit für sich zu fordern, ist es doch bekannt, daß sein Träger während des Krieges durch namhafte Erfindungen im Felde hervorgetreten ist. Wie sollte man da nicht aufhorchen, um so mehr, als darin von einer „mathematischen Beweisführung und demzufolge von der Unwiderleglichkeit der gefundenen grundlegenden Sätze" gesprochen wird.

Auf die einfachste Form gebracht, ist die Lehre Kohls die folgende: Es gibt in der „Welt" dreierlei Energien: die physikalische Energie, deren zahlloser Verwandlungen sich die Technik bedient; dann die Energie der lebendigen Natur, die kurz als Formenergie bezeichnet wird, „da ihre am meisten in die Augen springende Arbeitsleistung die der Darstellung und Erhaltung einer bestimmten, fast konstanten Form ist"; und die moralische Energie, welchen Begriff der Verfasser (S. 104) nicht „im schwankenden Begriff der Umgangssprache", sondern „im eindeutig festgelegten der Physik" gebraucht.

Alles übrige in dem Buch ist „Mechanik" und Rechnung mit diesen Begriffen, und tatsächlich unanfechtbar, — wenn es erlaubt ist, an den Grundlagen dieser Rechnungen festzuhalten.

Aber ich habe mich bemüht, die innere Konstruktion des Werkchens durchsichtig zu machen, um zu zeigen, wo das Willkürliche liegt. Woher nimmt der Verfasser die Berechtigung,

die moralischen Triebkräfte des Menschen den physikalischen Energien, also dem Licht, der Wärme, der Elektrizität ohne weiteren Beweis gleichzusetzen? Diesen Beweis, auf den alles ankommt, ist er noch schuldig geblieben; an sich ist der Beweis, wenn auch von anderen Grundlagen aus, nicht absolut unmöglich und einem so feinen und gedankenreichen Kopf wie L. Kohl muß es leichter als anderen gelingen, diesen Weg zu finden.

Und so kann sein überaus interessantes Werk nur als Abschlagszahlung hingenommen werden. Unter der vorläufig vorweggenommenen Voraussetzung, daß seine Grundlage feststehe, kann man wirklich zu der Notwendigkeit kommen, daß nur die Vermehrung der moralischen Energie das Ziel des Lebens und der Sinn der menschlichen Welt sei. Aber die Sicherung der Grundlage ist noch erst zu erarbeiten.

Ein dritter Versuch, den Ringenden, die das Wissen der Zeit um Rat fragen, die Not der Seele zu lindern, stammt von dem bekannten national gerichteten Pädagogen H. G. Holle (Allgemeine Biologie als Grundlage für Weltanschauung, Lebensführung und Politik. München, 1921, Georg Müller). Nach dem Mystiker, dem abstrakten Theoretiker, ist er der Realist. Praktisches, unmittelbares Wirken schwebt ihm vor — und diese Ungeduld schlägt Brücken, die nicht jeder begehen kann.

Es ist gar kein Zweifel: es wäre herrlich, wenn unser Volk, oder, da ein einzelner in einer ihm entgegenwirkenden Umwelt nicht sein Gesetz befolgen kann, wenn die Menschheit diesen Gedanken von der Beseelung und daher Wesenseinheit alles Seins, von den Gesetzen der Organisation, von innerer und völkischer Reinheit, von idealer, aufs Ganze gerichteter Erziehung und Anpassung nachleben würde. Es ist aber ebensowenig ein Zweifel darüber, daß solches die Menschheit so lange nicht kann, bevor nicht jedem einzelnen die Notwendigkeit, so leben und denken und daher handeln zu müssen, von selbst aufgegangen ist. Und an die Notwendigkeit, diese überzeugende Kraft zu entfalten, denkt Holle nicht. Wenn er sagt, das uralte, unserem Volk vererbte Naturgefühl sei die naturgemäße Mutter einer Naturphilosophie, die den berechtigten Anspruch erheben darf, die Führung des Lebens, sowohl für den einzelnen wie für das Volksganze wiederzugewinnen, dann ist damit Annahme oder Ablehnung seines ganzen Werkes auf einen Satz gestellt, der wohl für die gilt, die einen Rest jenes uralten Naturgefühls noch in der Brust haben, aber gar keine Überzeugungskraft für jene besitzt, die eines solchen Gefühles bar sind. Und will man auf Wirklichkeit wirken, muß man mit Wirklichkeiten rechnen. Die ebenso wahre wie betrübliche Tatsache ist, daß das deutsche Volk nicht mehr dieselbe Zusammensetzung hat, wie seine Vorfahren, daß jenes Volk, das sich Holle als Leser vorstellt, gar nicht mehr da ist! An diesem Punkt rollt sich eine ganz wichtige Frage auf, die weit über den Rahmen einer bloßen Würdigung von Schriften hinausleuchtet und für fast alle Bücher der Zeit, für ganze politische Parteien, Philosophien, ja beinahe für alles gilt, was an aufbauenden Kräften derzeit bei uns tätig ist.

Das ist die Struktur des Volksganzen, in dem und auf das man wirkt. Ein Stück notwendiger Statistik, das man kennen muß und von dem aus der Entscheid fällt, ob auch der beste und idealste Gedanke wirkungslos verhallt oder sich in wirkende Kraft, eben jene moralische Energie umwandelt, deren absolutes Wirken Kohl voraussetzt.

Und diese Struktur ist, man mag sie untersuchen, von welcher Seite man will, im vorliegenden Fall keine solche mehr, daß man im Volksganzen noch „Naturgefühl" voraussetzen kann. Nur eine enge Auslese und zwar gerade jene, der heute im Zeitalter der unbedingten Mehrheitsbeschlüsse weniger denn je die Führung zukommt, ist ihrer Herkunft, seelischen Unversehrtheit und Bildung nach überhaupt im Stande, solchen idealen Erwägungen die Führung ihres Handelns zu überlassen.

Daher müssen alle diese, auch die aus reinstem Herzen kommenden und der besten Einsicht entspringenden Mahnungen und Winke, wie man wieder den Weg zur Gesundung finden kann, sich entweder damit bescheiden, daß sie nur auf einen ganz engen Kreis beschränkt bleiben

und, da die Lebensdauer eines Buches früher erlischt, als sich dieser Kreis erweitert, nach einiger Zeit zum Büchereifossil und historischen Dokument werden. Oder sie müssen zu dem, was sie bringen, noch eine andere Arbeit leisten. Nämlich eine Beweisführung, welche Hunderttausenden und Millionen einleuchtet. Eine solche kann im Zeitalter des flachesten und ödesten Materialismus freilich nur eine materielle sein.

Die Arbeitermassen wurden von der „Brauchbarkeit" (allgemein verwechselt Denkunfähigkeit das momentan „Profitable" mit dem Richtigen) der Marxschen Lehren in dem Augenblick überzeugt, als ihre Führer ihnen sagten, durch Organisation und Streiks könnte für weniger Arbeit mehr Lohn erworben werden. Die Menschen werden wieder aufhorchen, wenn die Verkünder neuer Wahrheiten — und das gilt nun für die ganze Dreiheit, der diese Betrachtungen gewidmet sind — ihnen sagen: Man könne es probieren, daß sie recht haben. Wenn man diese oder jene ihrer Lehren befolge, werde dieser oder jener, nicht nur subjektiv einbildbare, sondern objektiv feststellbare Nutzen eintreten. Das ist die Sprache, die die Welt heute versteht. Und alle, die sie sprechen, haben Erfolg, wenn ihre Worte auf Wahrheit beruhen. So war der Siegeslauf der Naturwissenschaften und der auf ihnen erbauten Technik überhaupt beschaffen. Und das sollten alle jene verstehen, die mit blutendem Herzen den Verfall sehen und ihre Kraft hingeben, das Gute, das sie erkannt haben, den Menschen zugänglich zu machen.

In dem Übersehen dieses Punktes aber ist die wahre Ursache, warum so viel der besten Leistungen brach liegen bleiben wie Samenkörner in einer Erde, die man nicht fruchtbar macht.

R. H. Francé



Das Fehlurteil gegen den dritten Band

Drei Gerichte, zwei Stuttgarter und ein Berliner, haben vorerst die buchhändlerische Verbreitung des versandbereit vorliegenden III. Bandes von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" verboten. Wird sich in den weiteren Instanzen dieses Fehlurteil gegen den dritten Band wiederholen? Die ganze Welt lächelt: Oh diese Deutschen! Der Deutsche, soweit er ruhigen Bluts ist, zuckt die Achseln: man kennt sie ja, unsere Juristen! In Wirklichkeit kommt freilich bei diesem Gerichtsurteil der Rechtsverstand ebenso zu kurz wie der gesunde Menschenverstand. Erschrecke der Leser nicht, wenn wir dies ihm nachweisen wollen; die Sache läßt sich leicht allgemein verständlich und entscheidbar machen.

Der Einspruch der Rechtsvertreter des Kaisers gegen die nunmehrige Veröffentlichung des III. Bandes stützt sich auf das Urheberrecht. Bismarck hat nämlich in diesen letzten Teil seiner Erinnerungen an ihn gerichtete Briefe des Kaisers sowie von dessen Vater aufgenommen, und Briefe sind unter Umständen Schriftwerke, die den Schutz des Urheberrechtes genießen. Für seine eigenen Briefe kommt zutreffendenfalls der Kaiser als Verfasser, für die Briefe seines Vaters als Erbe des Verfassers in Betracht. Die sechs Briefe Wilhelms II. — wir haben von ihnen Kenntnis nur aus den Prozeßberichten sowie aus den ausländischen Veröffentlichungen — fallen, abgesehen vom letzten, der einen Glückwunsch zum Jahreswechsel 1888/89 enthält, in die Prinzen- und Kronprinzentage des Kaisers in den Jahren 1887 und 1888; die zwei Briefe Friedrichs III. aus den Jahren 1881 und 1886 gehören gleichfalls der Kronprinzenzeit dieses Kaisers an. Der Inhalt sämtlicher Briefe ist politischer, staatsgeschäftlicher Art. Der erste Brief des Kronprinzen Friedrich Wilhelm (nachmaligen Kaisers Friedrich) vom 17. August 1881 wendet sich gegen die damals in der Presse erörterte Erhebung Badens zum Königreich, der zweite vom 28. September 1886 gegen die von Bismarck vorgeschlagene Einleitung des Prinzen Wilhelm als künftigen Thronfolgers in die auswärtige Politik. Von den

Briefen des Prinzen bzw. Kronprinzen Wilhelm (nachm. Kaisers Wilhelm II.) beschäftigen sich drei mit den politischen Bedenken des Reichskanzlers gegen die von Hofprediger Stöcker betriebene Art der Inneren Mission und gegen die Beteiligung des Prinzen Wilhelm an dieser Stöckerschen Agitations-Bewegung; ein Brief ist das Begleitschreiben zu einem dem Reichskanzler unterbreiteten Erlaß, den Prinz Wilhelm für den Fall seiner Thronbesteigung an die deutschen Bundesfürsten zu richten beabsichtigte; ein fünfter Brief knüpft an Bedenken an, die Bismarck aus Anlaß von Randbemerkungen des (nunmehrigen) Kronprinzen zu einem politischen Bericht aus Wien geäußert hatte, und vertritt gewisse militärische Ansichten gegenüber den politischen Gesichtspunkten Bismarcks. Dieser Inhalt der Briefe ist von vornherein zu beachten; man sieht, es handelt sich in keiner Weise um literarische, schriftstellerische Schöpfungen, wie sie das Urheberrecht allein im Auge hat.

In die beiden ersten Bände der „Gedanken und Erinnerungen" hat Bismarck gleichfalls Briefe von Kaiser Wilhelm I., Kaiser Friedrich III., König Ludwig II. von Bayern aufgenommen. Keinem Menschen ist es damals eingefallen, hiegegen eine Einwendung aus dem Urheberrecht zu erheben. Der lederne Jurist wird einwenden: Wo kein Kläger ist, ist kein Richter. Der lebendige Jurist zieht aus diesem Vorgang einen anderen Schluß. Er fragt sich: Handelt es sich bei dem jetzigen Einspruch überhaupt um den urheberrechtlichen Schutz-Zweck oder soll das Urheber-Recht in diesem Fall nur als Mittel zu einem ihm fremden Zweck, nur als Vorwand zur Verhinderung einer politisch unbequemen Veröffentlichung benutzt werden? Die Antwort kann nach Lage der Sache nicht zweifelhaft sein, und der lebendige Jurist würde in diesem Falle aussprechen: Dazu ist das Urheberrecht nicht da, das ist ein Mißbrauch des Urheberrechts. Daß keines der drei Gerichte sich mit dieser Vorfrage auch nur beschäftigt hat, deutet schon den Grundfehler ihrer Entscheidung an.

Diese Entscheidung gründet sich weiterhin auf das an sich ganz richtige, aber viel mißbrauchte Reichsgerichtsurteil vom 7. November 1908. Darnach sind Briefe als Schriftwerke im Sinn des Urheberrechts nur dann zu erachten, wenn sie sich als eine individuelle Geistesschöpfung darstellen, wenn sie dem Erfordernis der literarischen Bedeutsamkeit genügen, die entweder auf einem originellen Gedankeninhalt oder auf einer besonderen künstlerischen Formgebung beruhen könne. Das Urteil des Landgerichts Stuttgart setzt an die Stelle der „individuellen Geistesschöpfung" die „individuelle geistige Tätigkeit" und begnügt sich damit, daß in den fraglichen Briefen „die Individualität ihrer Verfasser in einer Inhalt und Form bestimmenden, charakteristischen Form zum Ausdruck kommt", daß diese Briefe „nach Inhalt und Form ein durchaus individuelles Gepräge tragen". Man erkennt auf den ersten Blick die grundstürzende Abweichung vom Reichsgerichtsurteil. Das geistig Schöpferische, die literarische Bedeutsamkeit entfällt für das Stuttgarter Gericht völlig, entscheidend ist nur noch das Individuelle. Aber dann müßte jeder gewöhnliche, alltägliche Brief unter das Urheberrecht fallen. Wenn die Frau Stadtglocke an die Frau Lästerzunge einen Brief schreibt, so entwickelt sie damit zweifellos eine „geistige Tätigkeit"; dieser Brief wird auch ein „durchaus individuelles Gepräge" tragen, und in seinem Inhalt sowohl wie in seiner Form wird die „Individualität" der Verfasserin „charakteristisch", sehr charakteristisch zum Ausdruck kommen. Niemand aber wird den Brief der Frau Stadtglocke wegen seines individuellen, charakteristischen Gepräges für eine Geistesschöpfung erklären und ihm literarische Bedeutsamkeit zusprechen. Verfaßt dagegen ein Schriftsteller, ein Satiriker „Briefe einer Stadtglocke", dann sind dies literarische Schöpfungen, selbst dann, wenn sie sich an „individuellem Gepräge" und „charakteristischem Ausdruck" mit dem wirklichen Brief einer wirklichen Stadtglocke nicht messen können. Ganz das gleiche gilt von den Kaiser-Briefen im III. Band. Selbstverständlich sind sie das Erzeugnis einer geistigen Tätigkeit, selbstredend kommt in ihnen die Individualität ihres Verfassers in Inhalt und Form zum Ausdruck, natürlicherweise tragen sie ganz

individuelles Gepräge, aber dies alles macht sie nicht zur Geistes-Schöpfung, verleiht ihnen keine literarische Bedeutsamkeit. Vielmehr sind diese Briefe gar nichts anderes als Zweckbriefe, geschrieben zu einem ganz bestimmten Zweck politischer Klärung, Rechtfertigung, Einflußnahme. Sie sind nicht in sich ruhende geistige Schöpfungen, sondern Äußerungen zu einem praktischen Zweck. Als solche können sie niemals unter das Urheberrecht fallen.

Das Landgericht Berlin faßt den Rechtsgrund noch unklarer und noch verzwickter. Danach werden Briefe dann zum urheberrechtlich geschützten Werke, wenn sie enthalten „die ersichtliche zweckbewußte oder auch nur zweckentsprechende Ausprägung eines durch Überlegung erkannten Inhalts, und zwar insbesondere dann, wenn sie erkennen lassen, daß sich der Verfasser bemühte, kein Wort mehr oder weniger oder anders zu sagen, als es geschehen ist, obwohl ihm zahlreiche andere Ausdrucksmöglichkeiten zu Gebote standen", und dies alles findet das Berliner Gericht an den fraglichen Briefen. Bei dieser Begriffsumschreibung müßte man beinahe hinter jedes Wort ein Ausrufungszeichen machen, sie ist ein wahrer Rattenkönig von unzutreffenden Merkmalen. Was zunächst den mit „insbesondere" eingeleiteten Satz anlangt, so würde dadurch die Angemessenheit und Knappheit des Ausdrucks zum entscheidenden Grund für die urheberrechtliche Eigenschaft eines Briefes gemacht. Dies ist aber eine quaestio facti, eine Tatbestandsfrage, die das Gericht gar nicht entscheiden kann. Wie sollte der Richter darüber befinden können, ob der Kaiser in den fraglichen Briefen „kein Wort mehr oder weniger" gebraucht hat als notwendig war, und daß er keines „anders" gesagt hat als es geradeso gut hätte geschehen können? Wie will das Gericht nachprüfen, ob dem Briefschreiber „andere Ausdrucksmöglichkeiten" zu Gebote standen oder ob er mit Überlegung gerade diesen und nicht einen anderen ihm „zu Gebote stehenden" Ausdruck gebraucht hat? Doch der ganze Gesichtspunkt ist für die urheberrechtliche Frage völlig belanglos und unbrauchbar. Es gibt viele flüchtige, nachlässige, geschwätzige, weitschweifige Schriftsteller, niemand aber wird ihren Briefen den urheberrechtlichen Schutz wegen dieser ihrer Eigenschaft absprechen. Nebenbei gesagt ist es durchaus unzutreffend, daß den Kaiserbriefen im III. Band jene Eigenschaft zukäme, die das Berliner Gericht ihnen andichtet; es sind darin der Worte gerade genug zu viel und bei nicht wenigen Ausdrücken wäre zu wünschen gewesen, daß der Kaiser von „anderen Ausdrucksmöglichkeiten" Gebrauch gemacht hätte. Von dem allgemeineren Merkmal, das von dem Berliner Gericht aufgestellt wird, gilt dasselbe, was schon oben zu dem Stuttgarter Urteil bemerkt ist. Eine „zweckbewußte oder wenigstens zweckentsprechende Ausprägung eines durch Überlegung erkannten Inhalts" kommt jedem Brief eines beliebigen Briefschreibers zu, und wenn das Berliner Gericht meint, einige dieser Kaiserbriefe insbesondere seien „entfernt von den Briefen des alltäglichen Lebens", so unterliegt das Gericht dabei einer Täuschung. Über das „Alltägliche" sind diese Briefe lediglich erhoben durch die Stellung des Verfassers und durch die (politische, staatsgeschäftliche) Wichtigkeit ihres Inhalts. Beides sind aber keine Merkmale literarischer Bedeutsamkeit. Sonst müßte man jeden politischen Brief eines Thronfolgers schon als solchen unter den Schutz des Urheberrechts stellen. Ebenso schief ist der weitere Ausspruch des Berliner Gerichts, diese Kaiserbriefe seien „persönliche politische Bekenntnisschriften". Selbstverständlich kommen in den Briefen die persönlichen politischen Auffassungen des Kaisers zum Ausdruck, und bekennt sich der Verfasser darin zu seinen politischen Auffassungen — zu diesem Behuf schreibt er ja gerade die Briefe. Aber „Bekenntnisschriften" sind es nicht; nicht das Bekenntnis ist ihr Ursprung und Anlaß, sondern der praktische Zweck, zu dessen Darlegung und Erreichung es unumgänglich ist, daß der Verfasser seine Meinungen „bekennt". Übrigens ist der ganze Ausdruck „Bekenntnisschrift" angesichts des vorliegenden Tatbestands fremdartig und widersinnig. Wenn das Berliner Gericht meint, der sachliche Inhalt der Briefe „könnte fast wörtlich als politische Arbeit eines beliebigen Verfassers veröffentlicht werden", so drückt es sich da ungeschickt aus. Falls es „jeder beliebige" Verfasser sein könnte, so würde den Briefen ja das Individuelle fehlen. Das

Gericht will sagen, der sachliche Inhalt der Briefe könnte als selbständige politische Arbeit herausgehoben und veröffentlicht werden, müsse also denselben Schutz genießen wie eine politisch-wissenschaftliche Arbeit. Auch hierin greift das Gericht fehl. Von einer „Arbeit" hat der Inhalt der Briefe ganz und gar nichts an sich; vielmehr ist gerade dies ihr Mangel und wegen dieses Mangels tritt ihnen ja Bismarck entgegen und dieses ihres Mangels wegen führt er sie als Beispiele an, daß sie gar nichts Gründliches, Durchdachtes, Überlegtes, Erarbeitetes haben, nichts von allem dem, was eine „Arbeit" ausmacht. Eine „Arbeit", die man in der Tat in ein staatsrechtliches Werk übernehmen könnte, ist die lange Belehrung, die Bismarck dem Prinzen über die Grundlagen der Reichsverfassung und das Verhältnis des Kaisers zu den Bundesfürsten angedeihen läßt; der Inhalt der fraglichen Kaiserbriefe aber ist damit auch nicht entfernt zu vergleichen.

Das Berliner Gericht wählt ein Beispiel. Es sagt, man könne diesen Kaiserbriefen mit noch weniger Recht die Eigenschaft eines Schriftwerks absprechen, als dem Briefe Beethovens an den Wiener Magistrat, welcher Brief die pädagogischen Theorien Beethovens entwickle, im wesentlichen aber geschäftlichen Inhalt habe; trotzdem habe die preußische Sachverständigenkammer diesen Beethoven-Brief unbedenklich als Schriftwerk im Sinn des Urheberrechts anerkannt. Gewiß; aber wie konnte die Sachverständigenkammer zu diesem Anerkenntnis gelangen? Weil Beethoven, der Tonschöpfer, eine literarische Persönlichkeit ist, und weil bei literarischen Persönlichkeiten, zumal bei so hochgeschätzten und vielbewunderten wie Beethoven, jede Spur ihrer geistigen Tätigkeit mit der Zeit literarisches Interesse gewinnt. Kaiser Wilhelm II. aber ist keine literarische, er ist eine politische Persönlichkeit; auch bei ihm mag vielleicht alles, was von seiner Hand stammt, Interesse gewinnen, aber nur politisches, geschichtliches oder seelenkundliches, nicht aber literarisches Interesse. Politische, geschichtliche, menschliche Bedeutsamkeit fällt aber nicht unter den Schutz des Urheberrechts, sondern nur literarische Bedeutsamkeit. Zur Verdeutlichung der ganzen Sache bieten sich andere Vergleiche dar. Angenommen, es wäre nach der Revolution im Königlichen Schlosse zu Berlin der „Sang an Aegir" als unveröffentlichte Niederschrift des Kaisers aufgefunden oder es wären unter den gleichen Umständen Reisebriefe des Kaisers von seinen Nordlandfahrten angetroffen worden und es hätte diese Sachen ein Verlag an sich gebracht, um sie zu veröffentlichen, so hätte hiegegen mit Grund und Fug der Schutz des Urheberrechtes angerufen werden können. Denn gleichviel welches der Wert oder Unwert dieser Niederschriften gewesen wäre, es wären literarische Schöpfungen, Erzeugnisse von literarischer Bedeutsamkeit gewesen, Schriftwerke, deren literarische Verwertung nach den allgemeinen Verhältnissen des schriftstellerischen Schaffens hätte in Betracht kommen können. Die im III. Band enthaltenen Kaiserbriefe dagegen wären zwar möglicherweise gleichfalls um Geld verwertbar gewesen, aber nur weil man sie politisch hätte ausschlachten, geschichtsschreiberisch benutzen oder journalistische Sensation mit ihnen hätte erregen können oder weil ein Sammler sie für ein bemerkenswertes „menschliches Dokument" erachtet hätte. Um ihres literarischen Gehalts und Wertes willen aber hätten sie niemals einen Markt gefunden; ihre Bedeutung liegt ausschließlich auf politischem, geschichtlichem und allenfalls noch auf menschlich-seelischem Gebiet.

Amtliche Schriftstücke sind vom Schutz des Urheberrechts ausgenommen, und die Gerichte hatten zu erwägen, ob die Kaiserbriefe im III. Band nicht etwa amtlichen Schriftstücken gleich zu erachten seien. Sie verneinen das, und das Berliner Gericht erklärt ausdrücklich, die Briefe seien vom Kaiser bzw. damaligen Prinzen Wilhelm als Privatperson geschrieben und nicht zu amtlichem Gebrauch. Auch das greift fehl. Wenn ein Prinz, der jede Stunde auf den Kaiserthron berufen werden kann, mit dem verantwortlichen Staatsmann des Reichs sich über Dinge ausspricht, die innen- wie außenpolitisch von größter Tragweite sind oder werden können, so ist dies keine Privatunterhaltung. Und wenn der Kronprinz des Deutschen Reichs (nachmal. Kaiser Friedrich) den Reichskanzler und preußischen

Ministerpräsidenten auffordert, einer Erhebung Badens zum Königreich entgegenzutreten, oder wenn er es nach dem Wesen seines Sohnes für untunlich erklärt, denselben in die auswärtige Politik einzuführen, so ist das kein privater Meinungsaustausch. Vielmehr liegen in solchem Fall Handlungen und Äußerungen vor, die sich amtlichen Handlungen und amtlichen Schriftstücken aufs nächste nähern. „Amtlich" im eigentlichen Sinn sind sie nur insofern nicht, als der Briefschreiber noch keine solche amtliche Stellung einnimmt, daß ihm eine unmittelbare amtliche Einwirkung möglich wäre. Aber der Sache nach sind diese Briefe durchaus von amtlicher Bedeutung; man darf ruhig sagen, es sind amtliche Schriftstücke in privater Form. Auch unter diesem Gesichtspunkt fallen sie nicht unter das Urheberrecht.

Nach alledem noch der Haupt- und Grundfehler jener gerichtlichen Entscheidungen. Sie setzen ganz außer Augen, daß das Urheberrecht ein Erwerbs-Schutz-Gesetz ist ganz genau so wie das Gebrauchsmuster und das Patent. Nur solche Schriftstücke, denen literarischer Erwerbswert zukommt, gleichviel ob derselbe beabsichtigt ist und nutzbar gemacht wird oder nicht, können unter das Urheberrecht fallen. Nicht aber kann das Urheberrecht gebraucht werden als Notbehelf zur Abwehr anderen rechtswidrigen Mißbrauchs mit fremden Schriftlichkeiten, geschweige denn zur Hintertreibung eines sachlich völlig gerechtfertigten Gebrauchs selbstempfangener, nicht mit dem Verlangen der Wahrung des Geheimnisses übersandter Briefe. Dieser Fall liegt aber hier, wie schon Eingangs erwähnt, vor. Nicht um dem Kaiser oder seinen Erben ein literarisches Eigentums- und Vermögensrecht und den Nutzen der etwaigen Verwertbarkeit dieses Rechts zu wahren, ist der Einspruch gegen den III. Band erfolgt, sondern aus Gesichtspunkten, die außerhalb aller literarischen Beziehungen und Verhältnisse liegen. Hier dem Urheberrecht stattzugeben ist eine Verkennung des Wesensgrundes dieses Gesetzes.

Es ist wenig erfreulich, daß in einer so klar und einfach liegenden Sache Urteile möglich gewesen sind, die in jedem Punkt der Rechts-Überlegung und dem Rechts-Verstand zuwiderlaufen. Aber auch unter einem allgemeinen Gesichtspunkt sind diese Urteile zu bedauern. Gewiß kann niemand wünschen, daß die Gerichte politischen Wandlungen Einfluß auf ihre Rechtsprechung gestatten. Aber wie unter einer Glasglocke abgesperrt von allen Zeitvorgängen kann sich der Richter doch auch nicht halten. Es hat etwas Lächerliches, wenn selbst jetzt, da der Kaiser des Thrones und Reiches verlustig ist, das mit ihm sich beschäftigende Werk Bismarcks nicht erscheinen kann um einer Formalität willen. Und die Lächerlichkeit steigert sich ins Närrische, wenn es außer der Macht der Gerichte liegt, das Erscheinen dieses Werks im Ausland und seine Verbreitung innerhalb Deutschlands im Weg der Rückübersetzung zu verhindern Und in diesen vor der ganzen Welt beschämenden Zustand sind wir geraten: der Schweizer, der Italiener, der Niederländer, der Engländer kann uns kennen lehren, was für uns und in unserer Sprache geschrieben, was auch an sich in keiner Weise anfechtbar oder strafbar ist, trotzdem aber um der unzureichenden Verstandesschärfe richterlicher Personen willen uns vorenthalten bleibt. Habent sua fata libelli. Aber wer hätte gedacht, daß das Vermächtnis Bismarcks an die deutsche Nation in seinem wesentlichen Schlußteil selbst dann noch begraben bleiben müßte, da die in ihm ausgesprochene düstere Voraussage nur allzu schauerlich sich bewahrheitet hat?

Prof. H. Haug





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

„Was euch nicht angehört ...“

Politisch denkenden und sorgenden Freunden des Deutschtums sind ernstliche Bedenken darüber aufgestiegen, daß die „Einheitsfront“ der Deutschgesinnten gegenüber den drohenden Feinden deutscher Art erschüttert werden könnte, wenn innerhalb der deutschen Christlich-Religiösen eine Spaltung entstünde infolge der Bestrebungen, das Alte Testament von seiner dogmatischen Stellung als christliche Glaubensgrundlage zu verdrängen. Dies ließe sich noch hören, wenn es sich dabei nur um Politik oder politische Diplomatie des Tages handelte; hier aber geht es um Wesentliches, um das deutsche Christentum selbst, und damit um den eigentlichen Kern deutscher Art und Kultur. Dafür gilt das Wort der Engel im Faust: „Was euch nicht angehört, müsset ihr meiden; was euch das Innere stört, dürft ihr nicht leiden!“ Man muß sich von vornherein darüber klar sein, daß es eine wahre Einheit ohne strenge Scheidung nicht gibt. Ohne eine Ausscheidung dessen, „was uns nicht angehört, was uns das Innere stört“, kann eine in der äußern Form etwa erreichte Einheit ihre innere Einheitlichkeit nicht wahren, ist sie nur eine Schein-Einheit, die von innen her, durch diese innere Uneinheitlichkeit, allmählich aufgelöst wird. Einheit muß auf Gemeinsamkeit beruhen, und Gemeinsamkeit beruht auf Scheidung. „Wer nicht mit mir ist, ist wider mich!“ spricht Christus.

Es tut nicht gut, einen Kampf gegen das Undeutsche zu führen mit undeutschen Truppen im eigenen Heere. Die Tschechen haben den Österreichern üble Streiche gespielt, und der Bolschewismus in den Reihen der Deutschen hat unsern Niederbruch beschleunigt. Es ist aber noch lange nicht so arg, wenn man die Torheit begeht, mit Undeutschen vermischt undeutsche Mächte lahmlegen zu wollen, als wenn man im innern Wesen des Deutschtums selbst, das in der Geschichte seine Kämpfe zu führen, seinen Geist zu bekunden hat, undeutschen, ja widerdeutschen Wesenheiten eine maßgebende Macht überläßt. Dabei muß freilich vorausgesetzt werden, daß die Überzeugung feststeht: Kern und Wesen einer Kultur sei die Religion, und daß für uns Deutsche als Kulturvolk keine andere als die christliche Religion in Frage kommen kann. Dann ergibt es sich von selbst, daß wir nie etwas für unsere Art und Kultur zu erreichen hoffen dürfen, wenn nicht der reine Geist dieser unserer Religion in allen Äußerungen, Handlungen, Kämpfen und endlich auch Siegen die beseelende, bestimmende, eigentlich führende Macht ist. Alle noch so glücklichen Teilerfolge von heut oder morgen hätten keine wesentliche Bedeutung, wenn sie errungen würden aus einem unreinen, ungefesteten, unehrlichen Geiste, der es aus etwelcher „Opportunität“ vermeidet, vor allem das zu sein, dem er Reich und Sonne in der Welt gewinnen will.

Oder will man sagen: bis zur Erreichung der Reinigung und Festigung unserer deutschen Religion sei es noch ein weiter Weg; darüber seien die Forderungen des Tages nicht

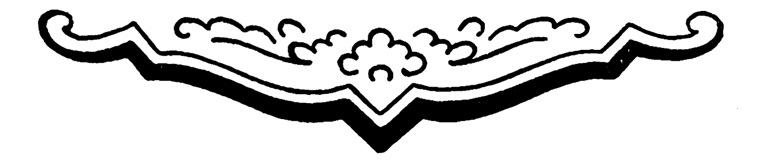
zu versäumen? Gewiß nicht! Aber noch weniger darf es unterlassen werden, je weiter der Weg ist, um so eher mit dem Beschreiten sehr ernstlich zu beginnen. Das ist und bleibt das Hauptgeschäft, die eigentliche Aufgabe: dies zu sich selber Kommen des Deutschtums in einem seiner Art religiös entsprechenden Christentum.

Das ist ja eben das Große an unserem Volkstum, daß es, um eine ihm rein entsprechende Religion sein eigen nennen zu dürfen, das Christentum selber reinigen muß, daß also, damit dies Deutschtum zu sich selber kommen kann, Christus selbst — für unsere religiöse Vorstellung — zu sich selber kommen muß. Wie weit der Weg sein möge, bis diese Erkenntnis ein völkisches Kulturgut werde: es ist wahrlich nicht so schwer, als Erlebnis menschlicher Seele, das reine Bild des Heilands sich vor Augen zu stellen und ins Herz zu fassen. Wer einmal vor ihm gestanden, wie Faust vor der Natur stehen wollte: „ein Mann, allein“, ohne alle Vorurteile, Lehrmeinungen, An- und Einbildungen, der wird keinen Augenblick mehr an ein Altes Testament denken, dessen er noch bedürfte, um an diese einzige heilige und lebendige Persönlichkeit zu glauben. Diese Stellung hat die deutsche Seele von je gesucht, und in diesem Suchen nach dem reinen Christus hat ihre tiefe Religiosität bestanden. —

Es wird überall nicht nutzlos sein, über die Bedeutung der Scheidung für die Einheit wie der Religion für die Kultur sich zu verständigen; aber in diesem Falle der Ausscheidung des Alten Testamentes aus den deutsch-christlichen Glaubensgrundlagen sollte es genügen, nur genau zu wissen, was überhaupt damit gemeint ist. Nämlich keineswegs eine gänzliche Verwerfung — das wäre ebenso vermessen wie töricht! Nur was darin als eine uns grundfremde Gottesvorstellung, die des rächenden und rechnenden Gottes, und eine dementsprechende „Moral“ sich kundgibt, nur das ist und war von je eine gleich große Gefahr für den deutschen Geist wie für den christlichen Glauben; und nun und nimmer sollte das als unsere eigene Glaubensgrundlage gelten. Darüber hinaus aber enthält das Alte Testament doch die reiche Fülle psalmistischer und prophetischer Aussprüche, den religiös-dichterischen Gefühlsausdruck überzeitlichen und übervölkischen Gottesglaubens, woraus so unendlich viele fromme Seelen sich Wohltat, Trost, Erhebung, Verbindung mit dem Göttlichen gewinnen konnten. Dies bleibt, nach Ausscheidung alles „uns nicht Angehörigen“, als eine gewaltige „Einheit“ menschlicher Religiosität, die man sich sehr wohl zu einem unvergleichlichen Andachtsbuche zusammengestellt denken dürfte; wie ich das schon in meinem Aufsatze: „Alttestamentliche Heilandsworte“ (Tägl. Rundschau v. 27./28. 12. 1920) kürzlich ausgesprochen habe.

Im übrigen besitzen wir deutschen Christen doch noch ein ganz anderes „Altes Testament“, das wir uns nicht nehmen lassen wollen: das ist das Geisteswerk unserer großen Mystiker. Mit dem lebendigen Christus der Evangelien als persönlicher Erscheinung der reinen Gottesidee verbunden ist dies unseres Glaubens wahre Grundlage, ganz uns eigen, deutsches Christentum, als Kern und Seele der für unser Volkstum erhofften Religion der Zukunft.

Bayreuth, 12. 1. 21. Hans von Wolzogen



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Vier Lebensbilder

Man hat in den letzten Jahren in unserem deutschen Geistesleben immer wieder den Namen des Bengalendichters Rabindranath Tagore in rühmlicher Weise nennen hören, besonders seitdem er im Jahre 1913 durch den literarischen Nobelpreis ausgezeichnet worden. Nun unternimmt es Emil Engelhardt, diese ungewöhnliche Erscheinung insgesamt den Deutschen nahe zu bringen: den Dichter und Denker ebenso wie den Menschen („Rabindranath Tagore als Mensch, Dichter und Philosoph", Berlin 1921, Furche-Verlag, geb. 60 M). Es ist für Europäer nicht leicht, sich auf indische Geistigkeit sachgemäß einzustellen; und man tut recht wohl daran, dem gar so leicht umgefärbten Neubuddhismus oder der neuen Theosophie mit Vorsicht zu begegnen. Es kommen da mitunter Gebilde heraus, die letzten Endes weder indisch noch europäisch sind, besonders weil uns nordischeren Menschen die tropische Abgestimmtheit der Nerven und des Blutes fehlt, die für jene Geistesverfassung eine Art Vorbedingung ist. Engelhardt hat nicht unrecht, wenn er aus eigener Erfahrung vermutet, daß nur solche einigermaßen an die großen Inder herankommen, die einige Zeit in den Tropen gelebt haben. Zuletzt hat ja Graf Keyserling den Versuch gemacht, die großen Kulturen und Religionen Asiens mit europäischem Denken und Empfinden zu erfassen. Es mögen dabei artige und auch geisthaltige Reiseplaudereien und persönliche Eindrücke Wertvolles bieten; jedoch der Beigeschmack des Merkwürdigen und Fremdartigen, auch des Persönlichen wird sich nie völlig überwinden lassen. Es besteht darin sogar der eigenartige Reiz dieser Art von geistiger Einstellung; angeregt und belebt kehrt der denkende und fühlende Weltfahrer aus solchen Fernen in die Kultur und Geistesluft der Heimat und an seine eigentlich deutschen Pflichten zurück.

Dies vorausgesetzt, können wir auch einer Beschäftigung mit dem bedeutenden bengalischen Dichter (Tagore, verengländert, wird übrigens Tagur ausgesprochen) Förderung abgewinnen. Der deutsche Verfasser des vorliegenden Lebensbildes hat sein Werk zugleich mit reichen Übersetzungsproben durchwirkt, die er kräftig einzudeutschen bemüht war, wobei er sogar oft den Reim benutzte. Ich wage nicht zu urteilen, da ich die Vorlage nicht kenne, wie weit ihm dies gelungen ist. Es gehört schon ein ganz ungewöhnliches sprachliches Einfühlungstalent dazu, so eigenartige Dichtung nachzuschaffen und deutschbürgerlichen Unterton zu vermeiden. Auf alle Fälle sind wir aber dem Verfasser für diese Belebung des Buches dankbar. Auch sonst liest sich das Werk sehr leicht und angenehm, ob er nun vom Leben des feingebildeten Inders, von seiner reichhaltigen Dichtung oder von seiner tiefgründigen Weltanschauung spricht. Einmal faßt er seine tiefe Verehrung des Dichters in ein paar Sätze zusammen, die das Wirken dieses abgeklärten Geistes sehr schön kennzeichnen: „Die wahren Dichter haben alle durch ihre Tiefen- und Innenschau die Kraft zur Heilung der Menschheit gefunden. So ist auch Tagore Dichter, Kulturkritiker und Führer zur Höhe in einem, ein Seher und ein Heiler. Dieser schöpferische Mensch ist ein Priester einer reineren Menschlichkeit, der das Leben kennt und versteht. Und der auch die Menschen versteht mit all ihrem Leid, ihrer Schwäche und Schuld. Das Um-

fassende seines Dichtens und Denkens, das Ausschöpfen aller letzten und feinsten Möglichkeiten in Wort und Ton, das Einfassen der innersten Regungen und schattenhaften Empfindungen des Menschenherzens in Vers und Prosa stellt ihn unter die ganz Großen." Und so möchte Engelhardts Buch auch für unsere aufgewühlte Zeit ein Wegweiser sein, nicht nur zu Rabindranath Tagore an und für sich, sondern auch zu den hoheitsvollen Ewigkeitswerten schlechthin, die von dieser Persönlichkeit ausstrahlen.

Die äußere Erscheinung des indischen Ariers wird in folgender Weise gezeichnet: „Diese gepflegte Gestalt mit dem wallenden angegrauten Lockenhaar und dem langen schönen Bart, die hohe, fast verklärte Stirn und die stolze edle Nase, dieses samtene adelige Auge — das alles ist nicht Abbild eines Yogi, der wie ein Halbwilder unter die Tiere und ins Dickicht gegangen ist. Hier ist ein Vertreter höchstentwickelter beseeltester Männlichkeit und Menschlichkeit. Die schlicht vornehme, ganz außergewöhnlich geschmackvolle und stilsichere Einrichtung von Tagores Schule in Schantiniketan verrät einen so fein gepflegten Geschmack und einen lebendigen Sinn für Schönheit in der Alltagsübung, daß wir uns nur wünschen können, alle unsere Schulen und Wohnungen möchten so geschmackvoll eingerichtet sein wie jene. Und Tagores Kleidung, dem Landesüblichen angepaßt, ist von einer vornehmen und geschmacksicheren Schlichtheit. Man merkt dem allen an, daß hier ein Mensch seine Welt aus seiner Seele gestaltet hat. Nicht im mindesten aufdringlich, sondern ganz selbstverständlich und wohltuend unmittelbar empfindet man, daß hier eine Persönlichkeit, ein ausgeglichener Mensch von quellender Innenkraft seine Umgebung geprägt hat."

Wir begreifen sehr wohl, daß alles, was an Edelsinn jetzt wieder aus dem zusammengebrochenen und verwilderten deutschen Volk emportrachtet, sich nach Bundesgenossen und ermunternden Vorbildern umsieht. In solchem Zusammenhang ehren wir auch diese Bemühung um einen edlen arischen Geistesverwandten. Doch wollen wir darüber nicht vergessen, daß wir doch schließlich das Tiefste aus unserer so überaus reichen deutschen und germanischen Natur und Kultur hervorholen können, wenn wir nur mit dem rechten Blick und den rechten Mitteln in unsere seelischen Tiefen eintauchen. —

Weit gewaltiger war auf unser deutsches Seelenleben schon seit Jahren die Einwirkung der neueren Russen und darunter ganz besonders eines Dostojewski. Es ist zu bezweifeln, ob diese Einflüsse auf unser männliches germanisches Denken auf die Dauer segensreich und stählend sind. Jedenfalls ist es an der Zeit, diesem Hauch aus Osten gegenüber sich mit Selbstbesinnung zu wappnen. Wir bewundern die bohrende Psychologie dieser großen Russen; aber ihrer ziellosen seelischen Zergliederung gegenüber richtet sich etwas in unserem deutschen Wesen endlich doch abwehrend auf. Der Russe ist sehr leidensfähig; er weiß das Weh der Menschheit und insbesondere die Schwermut der russischen Seele mit wundersamer Weichheit nachzufühlen und ergreifend zu gestalten. Nicht in demselben Maße aber hat er den männlichen Willen, dieses Leid umzuschmieden in sieghafte Zustände. So hat auch Dostojewski mit seinen notleidenden Brüdern im Zuchthaus gelebt, hat mit ihnen gegessen, geschlafen, gearbeitet, wie er selbst in seiner aufrichtigen und einfachen Art im Tagebuch eines Schriftstellers (1880) hervorhebt. Jedoch über dem tiefgründigen Psychologen oder Seelenzergliederer übersehen wir leicht das Religiöse in diesem Dichter. Dieses Religiöse hinwiederum hat durchaus russische Färbung, verbindet sich auch mühelos mit dem Nationalrussentum oder dem gläubigen Panslawismus dieses großen Gestalters.

Über dies alles hat uns des Dichters Tochter vor kurzem ein Buch vorgelegt, durch das wir recht eigentlich einen lebendigen Begriff von Dostojewski erhalten. (Dostojewski. Geschildert von seiner Tochter Aimée Dostojewski. München, 1920. Reinhardt.) Die Verfasserin holt ziemlich weit aus, indem sie mit der Abstammung ihrer Familie aus Litauen beginnt, wobei sie Wert legt auf das normannische Blut. Immer wieder kehrt sie gern auf diese Abstammung zurück und erklärt manche Charakterzüge ihres Vaters aus dessen rassenhafter Blutmischung.

Man ist erstaunt, wenn man z. B. liest: „Der Charakter meines Vaters ist ein echt normannischer Charakter; sehr rechtschaffen, sehr gerade, offen und kühn. Dostojewski sieht der Gefahr ins Gesicht, weicht vor ihr nicht zurück, verfolgt unermüdlich sein Ziel, indem er alle Hindernisse beseitigt, die er auf seinem Wege findet. Seine normannischen Vorfahren haben ihm eine ungeheure moralische Kraft vererbt, wie man sie selten bei den Russen findet, diesem jungen und folglich sehr schwachen Volke." Wir sehen dann im Lauf des Buches, wie sich der „Litauer" oder „Normanne" immer mehr ins Russische hineinentwickelt, wobei zugleich, wenigstens in der Darstellung seiner Tochter, die rechtgläubige Religiosität mitwächst. Gegen Schluß nennt sie dieses von ihrem Vater so geliebte russische Volk „hochgenial und zukunftsreich", mit Ausfällen gegen die jetzige Revolution. Das russische Volk, sagt sie, „fühlt sich in seinem Stolze aufs tiefste verletzt bei dem Gedanken, von einer Handvoll Träumer und Ehrgeiziger regiert und deren Launen unterworfen zu sein; es kämpfte gegen die Kadetten und fährt fort, gegen die Bolschewiki zu kämpfen; es verteidigt sein Ideal, seinen großen christlichen Schatz, den es für die Zukunft bewahrt, den es später der Welt mitteilen wird, wenn die alte, aristokratische und feudale Gesellschaft endgültig zusammenbricht."

Das Vorwort des Buches ist aus der Schweiz datiert, wo die Verfasserin als Verbannte lebt; ihr ganzes Vermögen ist in den Händen der Bolschewisten geblieben, und sie ist gezwungen, selber ihren Lebensunterhalt zu verdienen. So können wir Westeuropäer natürlich nicht feststellen, wie weit aus dieser Darstellung und bei solchen Äußerungen persönliches Empfinden den Tatbestand färbt. Das Buch muß demnach mit einigem Vorbehalt gelesen werden. So z. B. in den Bemerkungen über Turgenjew und seine Gegensätzlichkeit zu Dostojewski; auch in ihren Bemerkungen über den vermeintlichen „Snobismus der baltischen Barone" (Seite 259), der in Rußland angeblich „das größte Unheil" angerichtet habe. Aus sachkundigen deutschen Kreisen könnte darauf erwidert werden, daß der baltische Adel allerdings stolz war auf seine Unabhängigkeit, oft glänzende Angebote des Kaiserhauses abgelehnt und sich nie vor Titeln und Kapitalisten gebeugt hat. Anders allerdings waren die sogenannten „Petersburger Deutschen", die von den echten Balten ob mancher Gesinnungslosigkeit im Grunde verachtet wurden, denn sie waren oft royalistischer als der Zar selbst und hatten vom Deutschen nur den Namen behalten, dem sie etwa ein „off" anhängten. Doch waren sie keineswegs alle feudalen Ursprungs, viele sogar germanisierte Letten und Esthen und standen dem baltischen deutschen Adel und dem deutschen Dichten und Denken meist feindlich gegenüber. Wie weit auch diese Kreise, die immerhin noch ein Element der Ordnung und des Fleißes im zerfallenden Chaos des Russentums darstellen mochten und daher dennoch als unentbehrlich empfunden wurden, ein Gegenstand des Neides und der Verleumdung der Slawophilen waren, kann natürlich höchstens vermutet, nicht festgestellt werden. Und so ließe sich von fachmännischer Seite her manche Einzelheit des überaus fesselnden, schlicht und wahrhaftig geschriebenen, doch persönlich gefärbten Werkes beanstanden.

Das Reinmenschliche in Dostojewskis Wesen bleibt in alledem das eigentlich Anziehende. Ergreifend ist es, die leuchtende Totenfeier zu lesen. „Es war der wahrhaft christliche Tod, wie ihn die orthodoxe Kirche allen ihren Gläubigen wünscht, ein Tod ohne Schmerz und ohne Scham", wie ihn die Verfasserin hervorhebt. Ein ungeheures Trauergeleite brachte die Leiche in das Alexander-Newskikloster, wo Studenten in lebhaftester persönlicher Anteilnahme die ganze Nacht die Trauerwache hielten. Auch in diesem Schlußkapitel betont die Verfasserin noch einmal die religiöse Aufgabe des Russentums. „Die russische Revolution bedeutet das Erwachen ganz Asiens. Wir werden Schätze des Glaubens dort entdecken, beredte Apostel auffinden, die gegen den Atheismus Europas zu kämpfen wissen und es von seiner tödlichen Krankheit heilen werden." —

Damit wird also dem russischen Geiste eine Aufgabe zugewiesen, die mit nicht weniger Recht vom deutschen Idealisten für sein eigenes Volk in Anspruch genommen werden kann.

Immer wieder seit Fichte haben ernste und edle Führer der Deutschen mehr nationale Würde und ein stärker ausgeprägtes Gefühl für unsere besondere seelische Sendung verlangt. Zu diesen Kulturkritikern und unermüdlichen Anregern gehört auch Paul de Lagarde. Es ist erstaunlich, daß dieser hervorragende Charakterkopf jetzt erst von Ludwig Schemann eine gründliche Würdigung erfahren hat. Unter dem Titel „Paul de Lagarde. Ein Lebens- und Erinnerungsbild" hat dieser bekannte Vorkämpfer Gobineaus nun auch diesem vielgenannten und wenig gekannten Deutschen ein sehr beachtenswertes Buch gewidmet (Leipzig, 1919, Erich Matthes).

Schemann hat eine bewunderungswerte Einfühlungskraft. Er gibt sich der Persönlichkeit, die er zu gestalten unternimmt, nicht nur mit Gefühl und Verstand, sondern zugleich mit ganzer Erlebniskraft hin: er lebt mit seinem Helden. In der Vorrede betont er selbst, daß ein Anhauch des Helden seines Buches auf ihn übergegangen sei. „Wie nur je im wirklichen Leben, habe ich diesen als gegenwärtig empfunden; ich sah, ich hörte ihn im Geiste, wie vor 30 und 40 Jahren, und mein größter Wunsch war es, meinen Lesern von der Wärme, die aus seinem Blick, seiner Stimme auf mich einströmte, mitgeben zu können." Wir dürfen wohl sagen, daß dies dem Verfasser durchaus gelungen ist. In sechs Abteilungen betrachtet er Lagardes Leben, den Gelehrten, den religiösen Denker und Neuerer, den Politiker und Pädagogen, und schließt mit einem zusammenfassenden Kapitel über die Gesamtgestalt und den deutschen Mann das gewichtige Buch ab. Schemann steht der alldeutschen Denkweise nahe und macht aus seiner scharfen Stellung gar kein Hehl. Auch ist er geschult genug, kritische Beleuchtungen zaglos und frei in sein Werk einzufügen, um den oft recht herben Göttinger Gelehrten und Kämpfer zu kennzeichnen. Obschon nach einer Bestimmung Lagardes die auf der Göttinger Bibliothek lagernden Briefbestände erst zwei Jahre vor seinem hundertjährigen Geburtstage dort an Ort und Stelle dem Benutzer überlassen werden dürfen (also um 1927), hat Schemann doch recht daran getan, nicht bis dahin zu warten, sondern durch seinen Hinweis auf diesen Kulturdenker gerade jetzt die zerrissene Gegenwart zu befruchten. Und die Freunde und Kenner Lagardes, obenan seine ehrwürdige, inzwischen verstorbene Witwe, haben denn auch dem Verfasser ihren vollen Segen mit auf den Weg gegeben.

Den bedeutenden Gelehrten Lagarde und auch seine Gesamtpersönlichkeit kennt das große deutsche Volk nur wenig. Verbreitet sind seine „Deutsche Schriften", von denen der Verlag Eugen Diederichs eine hübsche Auswahl veröffentlicht hat. Man ist auf das höchste erstaunt, beim Durchblättern dieses Buches immer wieder auf Sätze zu stoßen, die geradezu für die unmittelbarste Gegenwart geprägt scheinen. Es ist in diesem Mann etwas vom „ewigen Deutschen", das immer wieder in den Zeiten der Not hervorbricht, wo völkisches und religiöses Empfinden zusammenzuwirken pflegen. Lagarde ist an sich nicht leicht zugänglich, weil sich manches zeitlich Begrenztes und gleichsam Schrullenhaftes in seine großzügigen Gedanken und Bekenntnisse einmischt. Auch Schemann sagt: „Nicht durch ein weit geöffnetes Eingangstor, sondern durch eine Hecke von Gedörn und Gestrüpp gelangen wir in diesen reichen Fruchtgarten; und ehe wir sein Haus betreten, haben wir uns über mancherlei Schutt — friedliches oder feindliches Herumschlagen mit abgetanen Zeitgrößen, auch wohl gelegentlich allerpersönlichste Idiosynkrasien, — den Weg zu bahnen. Was aber drinnen ertönt, ist am allerletzten eitel Harmonie, ganz abgesehen von dem herb Eigenartigen des Stiles, der nicht selten an die alten Tonarten und Schlüssel erinnert."

Es ist diesem gediegenen und gefühlsstarken Werke Schemanns, dessen Bayreuther Kulturideale öfters hindurchschimmern, weiteste Verbreitung zu wünschen, obschon man voraussieht, daß bei der eigenen Kämpferstellung des Verfassers das Buch in manchen Kreisen gründlich totgeschwiegen werden dürfte. Andererseits ist diese persönliche Färbung, besonders im Anhang, für den unbefangenen Leser ein Reiz für sich.

Jedenfalls glauben wir auch heute mit Lagarde und halten es in einer Hauptsache genau

wie er, der einmal schreibt: „Ich werde nicht müde werden, zu predigen, daß wir entweder vor einer neuen Zeit oder vor dem Untergang stehen. Vorläufig glaube ich noch, daß Deutschland das Herz der Menschheit ist. Darum glaube ich auch vorläufig noch an die Pflicht, Deutschland über die Lage der Dinge zu orientieren."

Von hier aus ist nun zu dem freilich ganz anders gestimmten, doch nicht minder idealistischen Philosophen und Kulturdenker Rudolf Eucken kein großer Schritt. Auch er gehört zu jenen Deutschen, die seit Jahrzehnten, in einer nicht herben, vielmehr freudigen und ermunternden Tonart, die Deutschen an ihre Seele, an ihre geistige Aufgabe erinnert haben. Doch erst seit dem Jahre 1908, als man ihm den literarischen Nobelpreis zuerkannte, ist dieser lebensvolle Philosoph und Ethiker eigentlich in weiteren Kreisen bekannt geworden. Wir sind dem Verfasser der „Lebensanschauungen der großen Denker", die wohl sein bekanntestes Buch sein dürften, herzlich dankbar, daß er uns nun in einem nicht sehr umfangreichen Buche seine „Lebenserinnerungen" geschenkt hat (Leipzig 1921, Koehler). Wir sehen den Ostfriesen aus seiner Vaterstadt Aurich hineinwachsen in die Gymnasial- und Universitätsjahre; wir sehen ihn nach kurzer Wirksamkeit in Berlin, Husum und Frankfurt zu Basel gleichzeitig mit einem Friedrich Nietzsche die Dozentenlaufbahn glücklich aufnehmen und dann schon im Jahre 1874 zu Jena die Stätte seiner Wirksamkeit finden, der er treu geblieben ist bis zur letzten Zeit. Dies ist das persönlichste seiner Werke, gleichsam eine Einführung in sein Werden und Wachsen, in sein Ringen um eine der großen idealistischen Überlieferung zwar getreue, aber doch eigenartig geprägte Weltanschauung. Die Darstellung ist einfach und offen und gibt dem Leser neben dem Persönlichen zugleich einen Überblick über die kulturgeschichtliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte. „Ich kann nicht von großen Taten berichten," schreibt der hochbetagte Philosoph, der soeben seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag feierte; „ich war auch nicht an bedeutenden politischen Wendungen beteiligt; aber ich konnte den inneren Lauf des Lebens verfolgen und darüber hinaus für notwendige Forderungen wirken." Und darin umgrenzt sich in der Tat Euckens schöne Doppelwirkung: neben dem Aufbau einer eigenen Philosophie, die etwa auf Fichte zurückgeht, strahlte der Ethiker gleichzeitig seine sittlichen Forderungen aus und wirkte im Kampfe gegen die Veräußerlichung des Lebens auf seine Schüler und auf weite Laienkreise sehr belebend. So zieht sich durch dieses Erdenwallen eine Linie von überaus edler Einfachheit. Und das Werk klingt in Tönen der Dankbarkeit aus: „Daß ich aber dazu die nötige Kraft und Frische besitze, das verdanke ich an erster Stelle der glücklichen Gestaltung meiner persönlichen Geschicke. Ich muß es als eine große Gunst betrachten, daß ich zunächst durch das Verhältnis zu meiner Mutter eine seelische Vertiefung erhielt, der auch die Weihe des Schmerzes nicht fehlte, und daß ich dann durch meine eigene Familie und im eigenen Hause ein schönes, reiches, geistig bewegtes Leben führen durfte." Wir wünschen dem Verfasser von Herzen, daß sein vornehm durchgeführtes Leben harmonisch zu Ende klingen, und daß die deutsche Welt sich in seinem Geiste weiter bilden möge.

Es wird nun letzten Endes darauf ankommen, ob sich Neudeutschland fernerhin von der Fremde her zu stark beeinflussen oder gar verwirren lassen wird oder ob endlich jene Bewegung schöpferkräftig einsetzt, die wir alle ersehnen: eine große, kräftig durchgeführte Besinnung auf unser eigenstes deutsches Wesen und Vermögen. L.



Knut Hamsun

Heute erst, da des jüngsten Nobelpreisträgers Ehrung einlädt, Umschau zu halten über die Werke des nach Ibsen größten norwegischen Dichters, ist es möglich, Knut Hamsun als Menschen und Schaffenden gerecht gegenüberzutreten. Denn jede Betrachtung seiner Romane, Dramen, Novellen blieb notwendigerweise Stückwerk, weil die Schöpfungen, herauswachsend aus dem unfertigen Leben des Dichters, immer nur einen Teil, einen Abschnitt seines Seins und Wesens offenbarte. Jetzt, da sich sein Kampf um die Weltanschauung zum ruhevollen Besitz der Welteinsicht und Weltweisheit entwickelt hat und die Läuterung der Gefühlsstürme in das rhythmische Schwingen eines ewigkeitsverbundenen, alleinheitlichen Gefühlsmeeres vollendet ist, fällt es wie Schuppen von den Augen des Betrachters diesem Leben und Werke gegenüber: all dies Werden und Kämpfen erscheint als eine stete Entwicklung so einfach, klar, selbstverständlich, wie die große Natur ringsum.

Eine Urkraft stürmte einst in das Leben hinaus, gegen Leben und Alltag an. Die grenzenlose Gewalt und zügellose Wildheit der Leidenschaften, die fessellosen Triebe der Sinnlichkeit und die Gier, Leben und Weib einzusaugen, zu umfassen in amoralischer Fülle und Freiheit, die fiebrische Unruhe empfindlichster Nerven und die immer wache Tätigkeit einer brunstgeschwellten Phantasie konnten den Träger dieser Kräfte nur im Gegensatz zur banalen Wirklichkeit, zum Durchschnittsmenschen bringen. Dieser Gegensatz verbündete sich mit dem beweglichsten Geiste, dem schärfsten Witze und der maßlosesten Verzweiflung. Das Sein war ihm nur Wirrsal und Chaos, war in ihm so sehr außer Rand und Band, daß ihm vor ihm selbst grauste. Einzige Rettung blieb die Narrenkappe und Narrenschelle, blieb dem Alltagsmenschen ins Gesicht zu schlagen in Hohn und wahnsinnsverzerrtem Schmerz. Das Satanische aus den elementaren Tiefen der menschlichen Natur mit grausamer Wollust zur Herrschaft zu bringen in Bosheit, Tücke und Wüten gegen Liebe und Geliebte, dünkte Aufgabe für die schaffenden Kräfte. Hamsun gab sich in seinen ersten Werken ganz hin den Grimassenstimmungen, in denen sich sein Ich und die Umwelt verzerrt darbietet auf Grund seines seelischen Zustandes, einer Verwirrung in seiner Natur, der chaotischen Stürme von Blut und Leidenschaft. Der Mund war, nach Hebbel, im Solde dämonischer Gewalten. Vollständig ließ sich diese Seele freilich nicht unterdrücken von der Groteske, der Tragikomödie des Kampfes um das tägliche Brot und um Anerkennung. Sie klagte zwischen den toll hetzenden Fieberdelirien eines qualvoll gepeinigten und sich selbst peinigenden Menschen aus in lyrischen Rhythmen, sie gab sich hin an zarteste, leuchtende, klingende Träume und verflog sich ins Land der weiten Schau. Freilich nur, um stets wieder aufzuwachen im schauerlichen Alltagsgrau. Um diesen Widerspruch zwischen Innen- und Außenwelt nur immer wieder als eine stetig neue Verwundung, Lästerung, Erkrankung, Selbsttötung zu empfinden und sich an die Lebensenergie, den Selbsterhaltungstrieb zu klammern, weil sonst die Verzweiflung und das Chaos der Triebe zur Selbstvernichtung trieb.

Das war der junge Knut Hamsun, der Hamsun der „Mysterien", deren psychologischer Impressionismus sein Innerstes enthüllt als einen blutenden, wundenzerfetzten Kadaver, den einzig noch das Künstlerische vor dem Untergang im Nichtmehrbewußtwerden rettet. Dieser Hamsun schritt an den Grenzen des Wahnsinns hin. Weil ihm aber die Natur das Vermögen der Selbstbeobachtung und der Gestaltung gegeben, ward er zum Bändiger aller Triebe, die zur entfesselten Auflösung hinstrebten, und ward die Vivisektion der eigenen Seele letzten Endes zu errettendem Bekenntnis.

Die Krisen wandten sich nun gegen die Umwelt. Das Ich ward abgetan und blieb den zuströmenden Entwicklungen, den Befehlen der eigenen Blutquelle überlassen. Der Kampf mit der Außenwelt mußte durchgefochten werden: in maßloser Polemik, in rachgieriger

Satire an Heimat, Vaterland, Menschen und Mitteln, an Christiania, „dieser seltsamen Stadt, die niemand verläßt, ehe sie ihn gezeichnet hat". Sein Hohn galt Norwegen und dessen braven Bürgern. Todfeind ist er in den Romanen „Neue Erde", „Redakteur Lynge", in den Dramen „An des Reiches Pforten" und „Abendröte" allen Menschen, die nicht ehrlich und ohne Scheu den Kampf aufnehmen mit dem Welträtsel. Todfeind allen Heuchlern und Cliquenmenschen, allen Alltagsnaturen, Berufsengherzigen und Naturbeschränkten, allen Philistern in Männer- und Frauentracht. Ohne dabei belehren zu wollen. Er hat es nur zu sehr erlebt und erkannt, daß dieser Menschenmasse nicht zu helfen ist. Also bleibt jeder Versuch, als ethischer Prediger zu wirken, lächerlich, und es bleibt nur die von seinem gewaltigen Talent unterstützte, hinreißende Offenbarung eines allgemeinen Ekels übrig mit der Fackel der Skepsis oder mit den Nadelstichen einer hellhörigen Ironie, aus einem vulkanischen Temperament heraus und mit dem Willen, nicht vom Streben nach der Eroberung des Alls zu lassen.

Denn allgemach steigt er aus den düsteren Tiefen des „Hungers" empor zur Befreiung der Materie. Durch die Flucht aus der Stadtwelt in die Natur. Wie immer, wenn rettungslose Seelennot das Innere des schöpferischen Menschen auseinandertreibt. Und von diesem Augenblick an beginnt Hamsun zu wachsen, wird ganz Ich und ganz einsam. Die Läuterung beginnt, und fernab versinken bisherige Bilder. Ablassend von Satire und Gesellschaftskritik, vom Brodeln der Widersprüche, verzichtend auf alle Selbstanalyse und Selbstquälerei gibt er sich nun nur hin seinen reinen Gefühlsmächten, der Musik seines Blutes und seiner Sehnsucht süßesten Träumen. Er wirft sich ganz dem großen „Pan" in die Arme, nur noch erlebender, liebender Mensch.

Und schafft sein schönstes Buch „Pan", durch das er sich die Grundlage für sein Verhältnis zur Welt erobert. In offenbarer Selbstbiographie findet der Jäger am Waldesrand, ein norwegischer Franziskus von Assisi, die Einheit mit dem All, mit der Natur und wenigstens einen Bezirk im menschlichen Sein und Ich, der ihm ganz zugehört. Denn kaum setzt die Verbindung mit den Menschen neu ein, steht auch die Passion wieder auf und zerrüttet den ruhigen Gang seines Schicksals mit der furchtbaren Last einer Doppelliebe: zu der Dame von Welt und dem Kinde der Natur. In diesen Gestalten wird die blutende Zerrissenheit des Dichters lebensvolle Form: zwischen der Welt der Kultur und der Einsamkeit der Natur zerrt ihn sein Leben hin und her. Es bleibt seine ewige Enttäuschung, die nur die Weisheit des Alters überwinden kann, daß er sich weder in der einen noch in der anderen zu vollenden vermag: weil in ihm ein Blut regiert, das über die einengenden Gesetze der Kultur in entscheidenden Augenblicken stets hinwegstürmt, wovon die wundersüße Geschichte einer Liebe „Viktoria" dauerndes Zeugnis ablegt, oder das die Einsamkeit der Natur auf die Dauer nicht erträgt. Der scharfe Blick sieht überall die Grenzen: am furchtbarsten in der Welt der Wirklichkeit, die ihm bis zur gemeinsten Trivialität und trivialsten Gemeinheit nahekommt, in der „Königin von Saba". Solange er absolut im Banne seines Blutes ist, kann er sich nicht loslösen von den Martern der Sinnlichkeit, den Nervenwidersprüchen. Es bleibt einzig die Flucht in noch größere Einsamkeiten, in noch kulturfernere Natur, als die Heimat bieten kann.

Er beginnt, durch die Welt zu schweifen, jagt Illusionen nach, schäumend vor Phantasie und berstend vor Sehnsucht. Ein Bruder Gorkis, wandert er hungernd, elend, im Dienste niedriger Arbeit durch die Länder: Amerika, Texas. Als Fischer lungert und quält er sich auf einem alten Russenschiff, Kabeljau fangend, in Neufundland herum und löst sich auf in die grenzenlose Monotonie des Meeres. Die endlose graue Öde des Wassers ruft nach Ergänzung in der Buntheit des Orients, in den Märchen von Tausend und einer Nacht. Er klettert im kaukasischen Nomadenbergland, zwischen den Eisgipfeln des Kasbecks umher und nimmt in ziellosem Umherschweifen das All in sich auf: da endlich wird er bar aller Bitterkeit. Ab sinkt von ihm die Widerspruchsqual moderner Kultur und Zivilisation, die Passionsnot der Weibes-

liebe; er wird innerlich frei und groß. In den Wanderjahren reckt sich der Dichter Hamsun hinaus über seine Zeit und Mitmenschen.

Als er heimkehrt, kann er sich still und zurückgezogen auf einen Hof setzen und Landmann werden, eine Familie gründen, Wurzel fassen, in Frau und Kindern aufgehen, kann er das Weltleid, das ihn verfolgte, überwinden und zu optimistischer Weltauffassung als jubelnder Lebenskünstler durchdringen, der das Dasein dionysisch oder apollinisch, dithyrambisch oder sachlich, in voller Weltverbundenheit anschaut und gestaltet. Nun nähert er sich antiken Dichtern: er baut eine Welt auf das „sinnlich faßlich Schöne" — nach einem Worte Goethes — und nicht auf das sittlich Schöne. Aus ihm spricht der griechische Gott: alles ist gewachsen, geworden, geschaffen, Ausfluß einer großen Natur, nichts ist erdacht, gekünstelt, gemacht: in den Romanen „Die Stadt Segelfoß" und „Kinder ihrer Zeit" mit der Weisheit des Alternden.

Hamsun ist nun zum Typus des Dichters an sich geworden. Er kennt kein Urteil, keine Vernunftsbegrenzung, keine Verstandesbefehle. Er kennt nur die Natur, das All und den Menschen und weiß einzig, daß er sich der inneren Gewalt seines Erlebens hingeben muß, die ihn zwingt, die Natur, das All, die Menschen immer wieder zu offenbaren. Er ist so sehr dem All vergottet, daß er außerhalb des Daseins steht und das Leben wie ein ungeheures Spiel des Augenblicks, das Gott regiert, ansieht. Er ist immer im Banne des Ewigkeitsgefühls der Unendlichkeit, durch und durch universal. Darum braucht er nun nicht mehr zu kämpfen. Denn seine Universalität läßt ihn auch in dem, was ihn in früheren Jahren und Werken außer sich brachte, heute das Welträtsel, das Wunder des Seins fühlen: allüberall ist Leben, ist Gott. Und allüberall vermag er sein Ich, sein subjektives Sein zu spiegeln, zu genießen, zu vertiefen, vermag er zu erleben, daß er lebt. Im moralischen Jenseits von Gut und Böse, so auch allen sonstigen Lebenserscheinungen gegenüber nun „allwissend". Letzten Endes bleibt in allen Daseinsformen das einzig Wertgebende, wirklich Seiende nur das Menschliche, der Mensch. Was sind Berufe, Charaktere, Nationen? Nichts, wenn nicht Menschen! Das Menschliche ist das Ewiggöttliche, das „unzählige Freuden" spendet. Menschlich ist aber nur, worin die Seele lebt: wo er sie spürt, ist sein Dichtertum wach. Darum widmet er sein Leben nun besonders halbdumpfen, unklaren, dunklen Gefühlsnaturen. Die glasklaren Tatsachennaturen, die „wissen", was sie tun, sind ihm nur Mechanismen. Natur, Leben waltet nur dort, wo noch Geheimnisse sind. Hier wird er zum Dichter des Unsagbaren, Unaussprechbaren, und hier rührt er an die Grenzen des menschlichen Wortes, an den Segen des Menschseins, den „Segen der Erde".

Für die Offenbarung dieser Innenwelt steht Hamsun ein außerordentliches Gestaltungsvermögen und eine seltene Sprachgröße zur Verfügung. Von Haus aus Impressionist, entwickelte er sich nach allen Richtungen hin: zum subjektivsten Ichton und zur sachlichsten Objektivität, zur höchsten Einfachheit und zur raffiniertesten Koketterie, zu derbster Natur und graziösester Kultur. Es ist, als ob für ihn, der zuerst so überhitzt und in hetzender Aufregung dichtete, keine Grenzen des Handwerks vorhanden wären: die Gesamtheit seiner Werke offenbart jede Art des modernen Dichters vom plaudernden Feuilletonisten bis zum stilstrengen Epiker, vom eleganten Salonschilderer bis zum phantasiereichen Reisenden, überall aber Dichter, ganz und gar Dichter. Voll Witz und Geist, Humor und Ironie, Ernst und Schwermut, Klage und Verschlagenheit, Offenheit und Sarkasmus, Tölpelei und Genußsucht. In einem ihm eingeborenen Rhythmus. Bald in heißem Atem, bald in knappster Prägnanz durch die die Tiefen des Lebens aufbrechen, bald hastig, überquellend, drängend, unruhig, bald gefeilt, schwebend, wellenatmend, visionär, dithyrambisch, voll Anschauung, Plastik, innerer Glut und bebender Lebendigkeit, unentrinnbar in ihrer Gewalt: die Welt Knut Hamsuns.

Sie ist durch und durch modern. Die sichtliche Verworrenheit heutigen Empfindungslebens, die suchende Religiosität heutigen Menschentums, das Grübeln mit dem Gefühl, wie

heute üblich, erheben auf sentimentalem Grunde sein Werk zu einer Symphonie der Zeit. Hamsuns Romane sind aus dem Leben für das Leben geboren, nicht nur Literatur, nicht nur Kunst, sondern so sehr sich der Ästhetiker zu den neuesten Schöpfungen Hamsuns bejahend stellen kann, doch mehr als nur ästhetische Sinne zu ahnen vermögen: Weltoffenbarung.

Dr. Hans Martin Elster

Karl Friedrich Schinkel

Zum hundertsten Jahrestag des Berliner Königlichen Schauspielhauses

Ueber die weitgreifende und tiefgehende deutsche Bürgerkultur des sechzehnten Jahrhunderts, deren äußeres Kleid die wuchtigen Renaissancebauten sind, waren die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges gekommen, und die Kultur war vernichtet. Erst ein halbes Jahrhundert n ch dem Ende des Krieges finden sich neue kulturelle Ansätze.

Friedrich I., der erste preußische König, will repräsentieren. Das Kleid ist ihm nicht Leben, aber er will das Leben im Kleide zeigen. Da erstehen die mächtigen Barockbauten, die Schlüter in Berlin hinstellt, das Schloß, mit seiner breiten Fassade und seinem weiten, hohen Tore und seinen langen Fluchten; ihm schrägüber das Zeughaus. Ein Glanzstück der barocken Bauart. Dann folgt der große König Friedrich II., dieser seltene Mensch, dieser Halbgott, dieser Mann der Schlachten, der jahrelang draußen lebt in Hütte und Haus und unter dem Zeltdach und dessen Geist doch ewig bei den Sternen ist. Dessen Geist in den wildesten und schwersten Zeiten des Krieges so unendlich viel an Kultur in so unendlicher Feinheit zusammengetragen, in sich sammelt und verarbeitet, daß er ein Genius künstlerischen Schaffens wird. Unter das Zeltdach folgen ihm die Gedanken von Sanssouci, und er errichtet diesen wunderbaren Park und diesen Bau, in dem er sich alle Kulturen des Westens, die ihm feindlich waren, unterwarf, in sich vereinigt, in sich neu macht. Alles spielt und jauchzt in eigenem Erkennen und eigenem Wollen. So und nicht anders muß das Rokoko Friedrichs des Großen verstanden werden. Dann will der Große repräsentieren, er will der Welt sagen, die ihn nach dem Siebenjährigen Kriege wirtschaftlich für verloren hält: „Ich bin da, und ich werde es schaffen." Und da setzt er den mächtigen Bau des neuen Palais in den Park von Sanssouci hinein. Nach ihm Friedrich Wilhelm II., der König, der nichts mehr weiß von Feldherrngröße und dem Zeltdach da draußen. Der geheimnisvoll Reichtümer zu erspüren hofft und Geldmacher und Pfuscher und sonst was besoldet. Er baut sich freilich noch das feine Marmor-Palais, aber es ist nachgeboren, Erbteil, das nicht mehr selbst erworben, nicht mehr wahrhaftiges Kleid.

Dann ist es zu Ende. Die Napoleonische Zeit und der völlige Zusammenbruch kommt. Eine Zeit der Armut und Kleinheit, der Sorge und des Sichbesinnens, der Ansammlung frischer neuer Kräfte auf die Befreiungskriege hin: eine wunderbare Zeit, denn nach aller Not jetzt wahrhafte innere Erneuerung. Stein, Hardenberg, York, seid gegrüßt! Der Preußenkönig aber, Friedrich Wilhelm III., und die feinsinnige Königin Luise, die Mutter des Landes, suchen das schlichte Kleid ihrer Zeit und ihres Wesens, und sie erbauen sich das Schloß „Still im Lande", das schlichte Landhaus in Paretz. Wie es heute daliegt in seiner Schlichtheit, ein hohes Erdgeschoß und ein Giebelstock und ein breites, tief auf die Terrasse niedergehendes Dach. Die ganze Front über und über eingehüllt von dem grünenden Schmuck des Efeus, der zu einem mächtigen Baum geworden. Drinnen aber spielen Schlichtheit und Anmut miteinander. Dort hängen die Fähnchen, mit denen die Prinzenkinder ihrer Jugendkompagnie, den Kameraden, voranzogen. Dort wohnt die Erinnerung an die Kornblume, die die Dorfkinder der Königin zum Geschenk brachten. Dort wohnt aber auch die Erinnerung an die Tat Friedrich Wilhelms III., der als erster sein Land freigab und freie Bauern schuf.

Gilly Vater und Sohn, die Erbauer von Paretz, waren die Lehrer Schinkels. Er, ein Pastorensohn aus Neu-Ruppin (geb. 1781), hat ganz früh den Vater verloren, und auch in jungen Jahren dann die Mutter, besuchte in Berlin das Gymnasium und war ein mäßiger Schüler. Siebzehnjährig verläßt Schinkel die Schule und wird, durch Gilly bewogen, Architekt. Das Schicksal gab ihm das große Geschenk, zu den besten Lehrmeistern zu kommen, und der ungeheure Schmerz seines jungen Lebens, der frühe Tod des jungen Gilly, ward für ihn wiederum ein besonderes Geschenk des Himmels; denn nun brachten es die äußeren Verhältnisse mit, daß er, obwohl kaum zwanzigjährig, die gesamten Gillyschen Arbeiten übernahm. Der so früh reifen Persönlichkeit, der sein außerordentliches Können, sein festes und feines künstlerisches Wollen, ohne Stolz, dennoch frei und frank zur Schau trug, fand Verständnis in den weitesten Kreisen, vor allen Dingen bei dem König selbst. Und so ward er, trotz seiner jungen Jahre, der königliche, der Berliner, der deutsche Baumeister für eine neue Zeit.

Das war das erste Besondere dieser Zeit, daß sie ganz arm war; und aus ganz geringen Mitteln heraus mußte die Architektur das Kleid dieses Lebens und Seins zeichnen. Es konnten nicht mehr Schlösser gebaut werden wie das Berliner, nicht mehr Bauten errichtet werden wie das Zeughaus; dazu fehlten die Mittel. Aber auch der Geist des Barocks war hin, und der Geist des Rokoko war gewesen. Was einst Friedrich dem Großen Geist und Wahrheit war, das war nun mit all dem Kleinkram, in all dem Goldzierat verstaubt, überdeckt, plundrig, abgetan, zopfig. Aus dem Reichtum heraus hatte jene Zeit geschaffen, aus der Armut heraus schuf Schinkel; und was mehr ist: aus der Erkenntnis, daß eine zerbrochene Zeit zurück müsse zu den allerersten einfachen und reinsten Quellen: zur Schlichtheit, zur Wahrhaftigkeit.

Schlichtheit, nicht die barocke Form in ihrer Überfülle, nicht das feingliedrige Zierwerk des Rokoko, sondern zurück zur ganz einfachen und klaren Linie und Fläche! Das ist die Leistung Schinkels, des Genies. Er geht zurück auf die klassische griechische Form, er lebt und webt in ihr; aber er ist sicherlich kein einseitiger Hellenist gewesen, er hat griechischen Klassizismus zum deutschen gemacht, und dann hat er den freien und offenen Blick behalten für alle anderen Baustile; ja, seine ganz besondere Liebe war die Gotik.

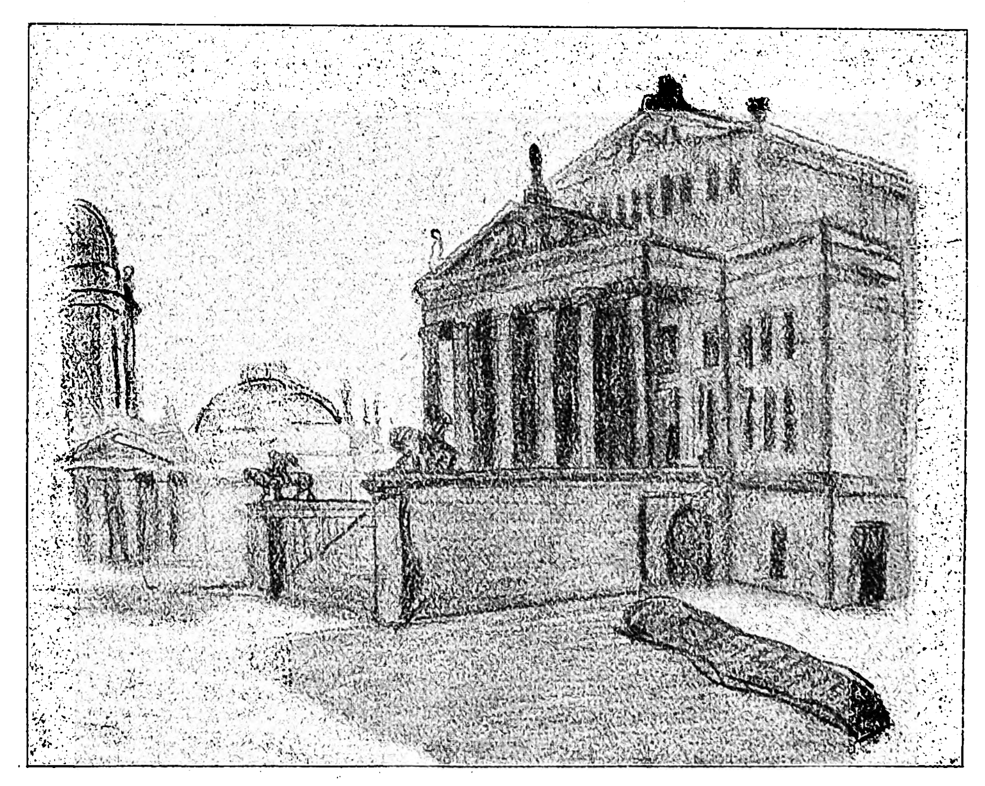
Die Gotik kam vor siebenhundert Jahren über die Welt als die große Offenbarung, daß alles Niedrige und Lichtgedämpfte des romanischen Stiles abgelöst sei, daß das Licht fluten dürfe durch die hohen Hallen und die schlanken hohen Fenster, daß die mächtigen Hallengewölbe getragen werden könnten von den einzelnen, schlanken, himmelstrebenden Säulen. Das war ein Aufjauchzen in Licht. Es war Schinkel nicht vergönnt, den großen gotischen Dom zu errichten, den seine nimmermüde Hand wieder und wieder in sorgsamst ausgearbeiteten Entwürfen niederlegte. Ganz besonders wollte er für Berlin und das ganze Vaterland vor den Toren Berlins den großen Erinnerungsdom für die Kämpfer der Freiheitskriege schaffen. Der Plan kam nicht zur Ausführung. Doch blieb ihm immer der Gedanke der höchste, daß gerade da, wo es sich um das Letzte und Tiefste handele, um die Verherrlichung des Todes, um die Darstellung des Todes in seiner Sieghaftigkeit, die gotische Form die einzige sei, die diesem Gedanken gerecht würde. Mit dem Hades, dem Schattenreich der Griechen, konnte er nichts anfangen, sein Geist wuchs darüber hinaus zu der wahren Freiheit des Gottesmenschen, des Erlösten. Das war ihm Gotik.

Fast allen Berliner Bauten liegt der griechische Klassizismus, frei übertragen in deutsches Empfinden, zugrunde. Und wie er deutsch empfand und auch so ganz anders als die von ihm so hoch geschätzten italienischen Meister, das zeigen seine überaus feinen Bauten in Potsdam und sonst draußen, dort, wo ihm Gelegenheit ward, das Bauwerk mit der Natur zu verbinden und Garten und Haus in eine Form zu bringen. Schloß und Park Charlottenhof, was ist das für eine Einheit! Schloß Glienicke mit seinen laubigen Terrassen, seinen Pavillons und Gartenhäusern!

Eines der ersten großen Bauwerke Schinkels ist das Schauspielhaus. Das Königliche Schauspielhaus stand schon immer auf dem Gendarmenmarkt zwischen den beiden mächtigen Kuppelkirchen. Aber zweimal brannte es nieder; und im Jahre 1817 bekam Schinkel die Aufgabe des Neubaues. Es ist errichtet worden im Jahre 1820 und eingeweiht im Mai 1821. Die ungemeine Schwierigkeit, die sich für den Baumeister mit diesem Bau bot, war die: der König verlangte aus Pietät und aus Sparsamkeitsrücksichten, daß die Überreste des niedergebrannten Hauses benutzt würden und daß doch zugleich viele neue Forderungen einen völlig neuen Grundriß verlangten. Schinkel hatte seinerseits einen ganz anderen Gedanken: er wollte ein Amphitheater bauen, wie es ihm als die beste Verkörperung eines solchen Kunsttempels erschien. Er mußte seine Pläne fallen lassen und nun seine so bestimmt begrenzte Arbeit neu errichten. Und was hat er trotz all dem geschaffen! Ein einzigartiges und ganz eigenes Werk, ein Werk, noch heute auch dem modernen Theaterbaumeister immer mustergültig.

Was aber ist nun das wahrhaft Große an diesem Schinkel-Gebäude? Das erste wesentliche Stück nannten wir die Rückkehr zur Einfachheit in Linie und Fläche, und dazu kommt nun das zweite, die volle Zweckdienlichkeit. Kein einzelnes Stück ist für sich da und will selbst etwas sein, sondern alles einzelne gibt sich dem Ganzen und seinem Zwecke hin, und in diesem Dienst am Ganzen wird es wahrhaft schön.

Einfachheit und Zweckdienlichkeit und deutscher Geist der Neugeburt: von diesen Gesichtspunkten sehen wir auf das Gebäude. Da sind die Wagerechten der breit ansteigenden Treppe und als Abschluß des ersten Stockwerkes nichts als die ganz gerade, weit fassende



Schinkels Kgl. Schauspielhaus Gertrud Eichhorn

Linie, und sie wiederholt sich im Giebelwerk zum zweitenmal. Und zwischen den Horizontalen stehen die Vertikalen, die starken, mächtigen jonischen Säulen, und in den beiden Giebeln, die einander überragen, findet sich nun in klaren, scharfen Winkeln Horizontal und Vertikal zusammen. Zu dieser klaren Linienführung kommt das zweite Schönheitselement, die Verteilung der Flächen. Nichts an Schmuck, nichts als unzählige Fenster, als Löcher, und doch liegt das Ergreifende, Große und Schöne in nichts anderem als in der wunderbaren, harmonischen Verteilung dessen, was zwischen den Dingen liegt, der Fläche.

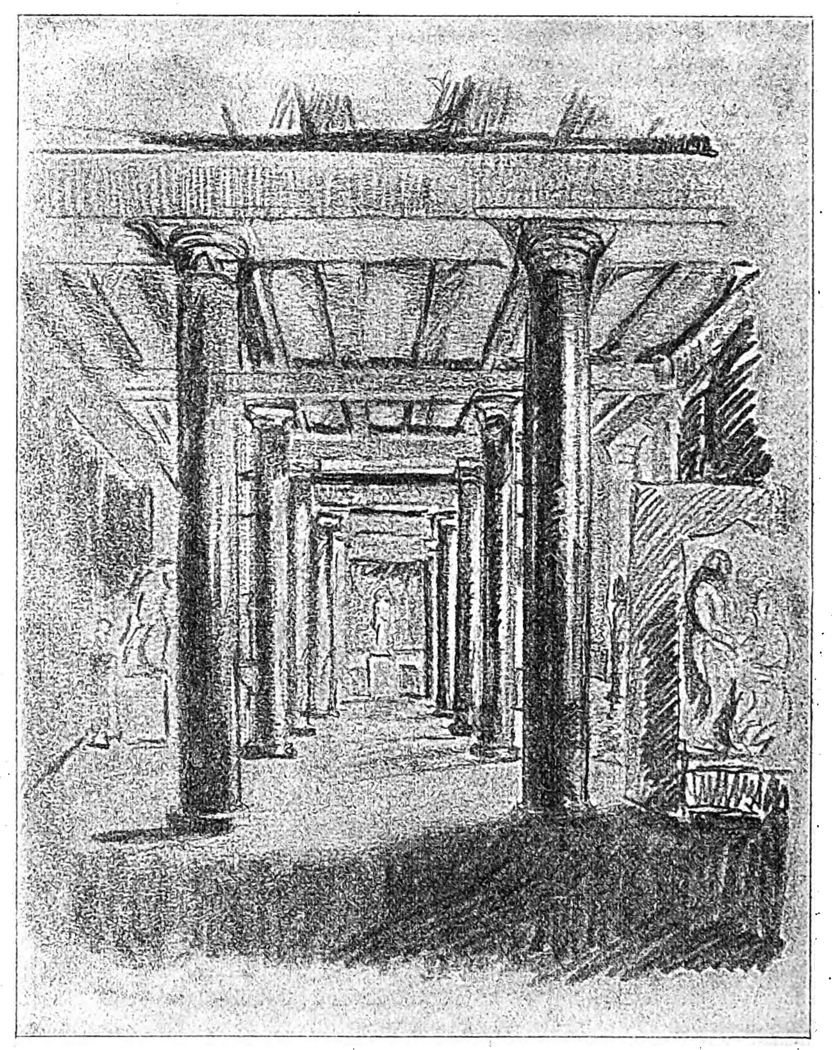
Erst nachdem in all dieser Einfachheit und Zweckdienlichkeit die Form gegossen, ruft Schinkel, der Meister aller Künste, nun alle zusammen und gibt jedem einzelnen den Platz, in Schönheit zu wirken. Da werden die prachtvollen Friese in den Giebeln lebendig, da stehen die Figuren auf der Treppenestrade sicher und fest an ihrem Platz und all die einzelnen Figuren auf dem ersten Stockwerk, die Urnen und Schalen bis hin zu dem Pantherwagen und dem Pegasus, der auf dem Fries die mächtigen Flügel schwingt.

Was sind wir Berliner reich in diesem einen Gebäude, und wissen es kaum!

Treten wir ein in das Schauspielhaus. Es ist ungemein schmerzlich, daß der Theatersaal uns keine reine Freude mehr geben kann. Wir haben die Zeichnung des alten Saales und sehen die Reinheit und Schönheit seiner Formen, die aus Armut kam. Als die reiche Zeit gekommen war, stieß man sich an der Schlichtheit, modernisierte, vertünchte, verzierte: das ist das heutige Bild. Aber dennoch haben wir im Innern den ganzen Schinkel. Wir haben ihn, wenn wir den Konzertsaal und seine Nebenräume betreten. Da ist er echt, unangetastet. Und was ist das für eine Pracht! Die Feinheit der Maße, die den Raum so wohlig macht, in Treppenaufgängen und Umgängen, in Galerien. Die Freudigkeit der Farben, die Verbindung des Kunsthandwerks in dem fein gearbeiteten goldenen Gitterwerk der Empore, in den Statuen und Büsten an den Wänden, in den Sitzen, in den Nebenräumen, die so harmonisch gegliedert und in ihrer Farbigkeit so bezwingend wirken, das alles klingt zusammen in vollen Akkorden, ist Eins, ganz Eins.

Das führt nun dazu, Schinkel als den allseitigen Künstler kennen zu lernen, als das wahrhafte Kunstgenie. Er könnte ebensogut Maler sein. Von ihm stammen viele feine Landschafts- und Genrebilder: ich denke an das entzückende „Geschwisterpaar mit dem Vogel". Und dann wieder die handwerkliche Kunst, die er doch gleich ganz künstlerisch, ganz seelisch erfaßt. Die Dekorationsmalerei — zu wieviel Aufführungen hat nicht Schinkel selbst das ganze Dekorationswerk geliefert! Das Schinkel-Museum in Berlin birgt eine Fülle dieser Schätze. Ganz besonders aber verstand er es, das kleine Kunstwerk, die Handwerkskunst in seine Dienste zu stellen, neu zu beleben, ihr neue Wege zu weisen, denn neue Wege mußten gefunden werden, weil man hinausgerissen war aus dem alten Material und dem alten Schaffen. Schinkel gestaltete den Eisenguß, diese primitivste künstlerische Arbeit zu einem wirklichen Kunstwerk, er half dem Möbelhandwerk auf und zeichnete selbst die Möbel bis ins kleinste. Er wandte sich der Töpferei und Fayencebildung zu. Die Porzellanindustrie arbeitete in seinen Mustern, er lehrte die einfach künstlerisch schönen Gewebe zu schaffen. Es war Schinkels Geist, Schinkels Zeit schlechthin. Alles gediegene Schönheit, einfache und doch persönliche Formenschönheit, ob es der Laternenpfahl auf einsamem Platze, der Ehrenstuhl im Schlosse oder die Tasse im Bürgerschrein war. Man sehe sich nur einmal ein einzelnes Werk näher an, folge ihm wirklich bis ins kleinste, in seinem zeichnerischen geistigen Aufbau und in seiner kunstgewerblichen gediegenen Ausführung. Das Schönste, was ich von dieser kunstgewerblichen Art kenne, ist das eherne Tor, das in das Alte Museum hineinführt.

Das alte Museum im Lustgarten, diesen herrlichen Bau, der dem Schauspielhaus zeitlich folgte, schätze ich in seiner klassischen Ruhe und seiner klassischen Schönheit noch höher ein als das Schauspielhaus. Dort ist dies eiserne Tor. In den feinen, so wunderbar abgewogenen Figuren, in dem Gerank des Efeulaubes, in der Liniengliederung, die doch fest

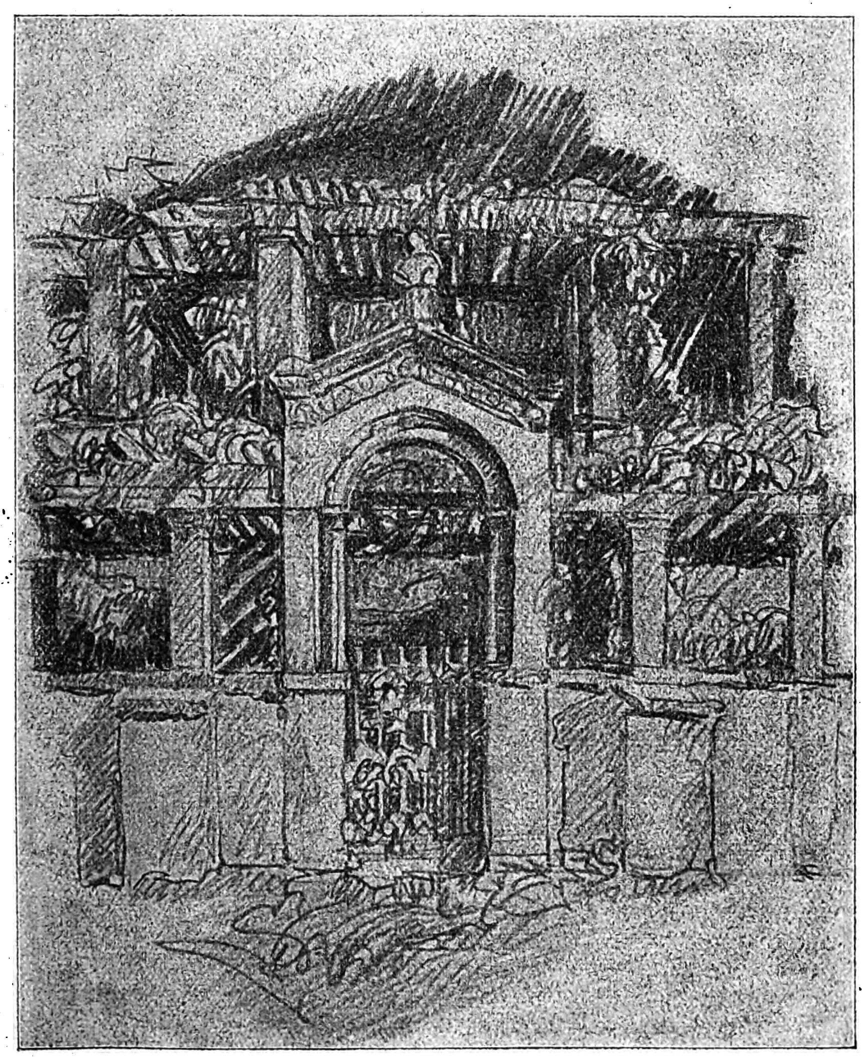


Schinkels Skulpturensaal im Alten Museum in Berlin Gertrud Eichhorn

die Vielheit des einzelnen umschließt, hält und bannt — ein Werk allererster Größe! Und doch will dieses Werk nun wieder an sich nichts sein, es fällt nicht heraus, sondern es sitzt so bewußt an seiner Stelle, es hat ganz bescheiden — nichts weiter zu sein als das Tor, der Eingang zu einem Tempel der Kunst. Durch dieses Tor geht es in die große Rotunde, die Kuppelhalle, dort wo im Säulenumgang die Götter und Heldengestalten thronen, wo das Geländerwerk in seiner feinen durchbrochenen Arbeit die Galerie umschließt und zurückgelehnt an den Wänden wieder Statuen stehen, Götter, Halbgötter, Helden. Die großen Menschen gestalteten ahnungsvoll ihre Götter, und die Götter segneten die Helden, die zu ihnen emporwuchsen. Das ist der Gedanke dieses Bauwerkes.

Einfachheit, Klarheit — Zweckdienlichkeit — Zusammenklang aller Künste und aller Kräfte: man sehe dieses Schinkel-Schaffen im Alten Museum als die Offenbarung von alle-

dem und blicke dann auf den Dom, der dem alten Schinkel-Dom folgte! Der alte Schinkeldom konnte nicht mehr genug repräsentieren, als die Zeit reich geworden war. Die Wilhelminische Zeit schuf den neuen Dom, diesen Protzendom, diesen Bau sinnloser Uneinheitlichkeiten, diesen Bau mit seinen unzähligen Kuppeln, Galerien und Erkern, mit seinen hundert Figuren bis hin zu dem Christus, der als der reiche Mann erscheint. Von diesem Dome aus denke man an Schinkels Kirchen, an die ganz kleinen, bescheidenen, unbedeutenden, die kaum einer in Berlin kennt, dort in Moabit, im Norden, am Rosenthaler Tor. Und diese anspruchslosen und doch so vielsagenden Bauten vergleiche man mit den Kirchen, die uns die letzten Dezennien in Berlin schenkten, bis hin zu dem bunten Baukastengebilde der Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche im Tiergarten!



Eingangstor zum Schloß Glienicke, erbaut von Schinkel — Gertrud Eichhorn

Noch ein Beispiel. Dem schönen Schloßportal gegenüber steht das Begas-Denkmal des alten Kaisers Wilhelm. Ist dieses Denkmal sein Kleid? Hat es auch nur eine leise Ahnung seines Wesens, seiner Schlichtheit, seiner Größe, die doch in seiner Schlichtheit lag? Der alte Heldenkaiser stand an seinem Eckfenster in seinem schlichten Palais — er wohnte nicht im Schloß — und sah die aufziehende Wache, grüßte seine Soldaten und grüßte sein Volk, das ihm zujubelnd vor den Fenstern stand. Das war der alte Heldenkaiser, das war ihm Pflicht, die er für sich erkannte auch in diesem kleinen Dienst Tag um Tag. Da stand er im einfachen Militärmantel, und mit dieser Gestalt vergleiche man das Bild des Denkmals am Schlosse! In hundertgestaltigen Trophäen, buntscheckig zusammengewürfelt, protzend auf Macht, Stolz, Reichtum, wächst das Denkmal empor. Einzelkram, unzählig viel, schön Gearbeitetes, aber geistlos beieinander, Kleinkram, der sich nie zu einem Bilde der schlichten Größe des alten Kaisers zusammenschließt! Was helfen da die Arkaden und Säulengänge, was hilft da die Friedensgöttin, die des Kaisers Pferd geleitet — es ist alles Allegorie und Phantasie und Aufputz, doch ohne wirkliches Leben. Heute erst verstehen wir den tiefen Fehler eines solchen Werkes, aber wir empfinden schmerzlich, wie wir in dem Überreichtum kapitalistischer Zeit unfrei und unschön und unwahrhaftig wurden.

Aber heute verstehen wir auch, aus der Armut heraus, welch eine Größe in solch einem Denkmal wie dem von Schinkel steckt, das er Scharnhorst errichtete. Es steht im Norden Berlins auf dem Invaliden-Friedhof. Auf dem schlichten zweiteiligen Sockel erhebt sich sarkophagartig der Oberbau. Wie umwebt ist der Sarkophag von einem reich figürlichen Fries, dann folgt der schlichte Sarkophagdeckel in ganz feinen graden Linien und auf ihm der eherne, sterbende Löwe. Das ist Scharnhorsts Geist und Scharnhorsts Werk.

Groß ist die Zahl der Schinkelbauten und der Schinkel-Kunstschöpfungen in Berlin und Umgegend und auch in anderen Orten. Ich will in dieser Erinnerung nur ganz kurz noch auf einige Bauten hinweisen. Die Schloßbrücke, die von dem Lustgarten am Schloß zu den Linden führt, mit ihren Statuen. Man achte auf das durchbrochene Geländer, — eine ganz hervorragende Eisenarbeit — und auf die harmonische Verteilung der Statuen. Die alte Wache unter den Linden — das erste Schinkelwerk in Berlin — was kann solch ein alter Wachkasten doch zugleich schön sein! Und doch ist er nichts als eine kleine Festung, ein typischer Militärbau; und dahinter so ganz anders, so ganz wie ein feines seidenes Gewebe, die Singakademie, mit ihrem Giebelfries und dem Schinkelwahrzeichen am First, dieses muschelartige Zierstück, das wir so oft wiederfinden an seinen Bauten. Wir erwähnen noch kurz die beiden Palais des Prinzen Karl und des Prinzen Friedrich Karl auf der Wilhelmstraße, bzw. am Wilhelmsplatz, die Baugewerkschule, den einzigen ganz großen Bau, der in Ziegelsteinen errichtet ist. Die Fassade und Inneneinrichtung ist auch heute noch ein Muster für alle technischen Erbauer. Und wie reich ist hier der Künstler in der freien Erfindung des besonderen Schmuckwerkes, in den feinen kleinen Plastiken in Majolika, die die Türe umrahmen und die Abschlußlinie des ersten Stockwerkes bilden. Dann die Torhäuser am Potsdamer-Platz, die heute in allem Gewirr jenes Ortes und dieser Zeit es schwer machen, sich auf Schinkels edeleinfache Gedanken, Pläne und Hoffnungen und auf sein Werk zurückzufinden. Von auswärtigen Bauten seien kurz genannt das Stadttheater in Hamburg, die Wache in Dresden, der Leuchtturm in Arcona, Kirche und Rathaus in Zittau.

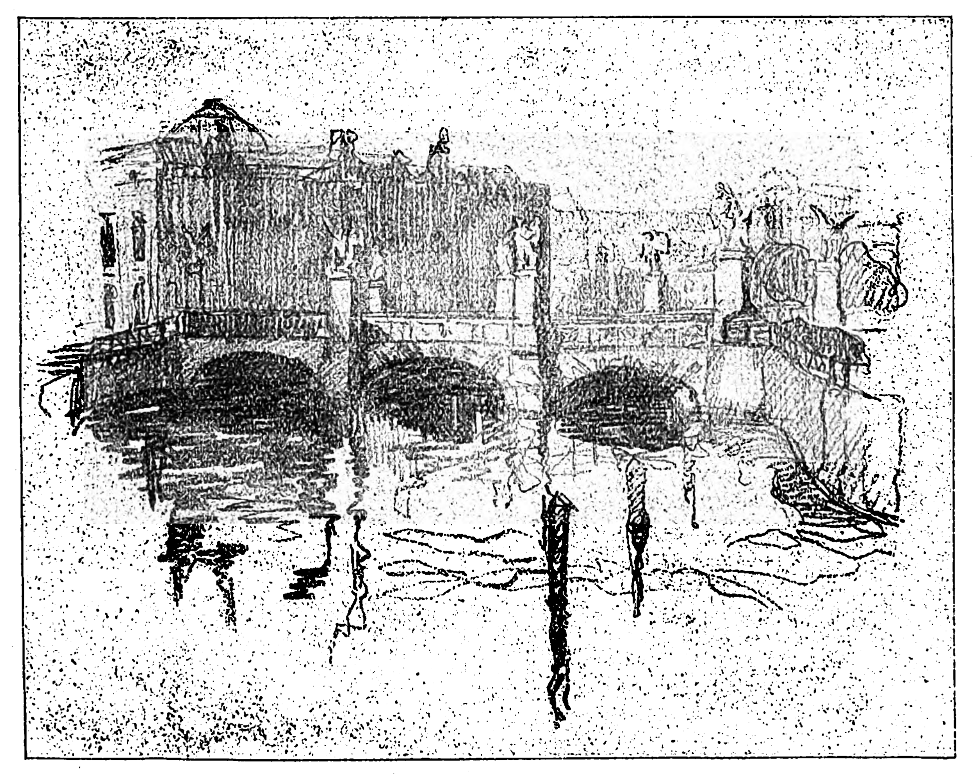
Beteiligt war Schinkel ferner an der Restauration des Kölner Domes und der Marienburg. Beiden Arbeiten gab er sich mit ganz besonderer Innerlichkeit und feinstem Verständnis für die historische große Aufgabe hin. In ausführlichen Gutachten hat er sich über diese Arbeiten ausgelassen, und gerade in unseren Tagen der Not um die Marienburg dringt uns das so stark ans Herz, was er damals über diesen königlichen Bau der deutschen Ordensritterschaft schreibt. „Der Eindruck der Wirklichkeit hat nun bei mir den früher nur durch Zeichnungen erhaltenen um vieles übertroffen, und als ich, um mein Urteil bei mir fester zu begründen,

diejenigen Werke des Mittelalters in die Erinnerung zurückrief, die in diese Gattung fallen, so mußte ich bekennen, daß bei keinem wie beim Schlosse Marienburg Einfachheit, Schönheit, Originalität und Konsequenz durchaus harmonisch verbunden sind."

Wie aber die Größe seiner Werke in dieser Einheit und Konsequenz liegt und in ihr die Schönheit ausstrahlt, so ist er der Meister selbst, in diesen Linien erbaut. Das Werk und sein Schöpfer wird ganz eins im innersten Wesen. Die großen Forderungen, die er an sein Werk stellt, stellt er mehr noch an den Schöpfer des Werkes, an sich. Die persönliche Klarheit und Freiheit des Geistes ist es, die aus ihm spricht und ihn nun auch zu dem führenden Geist macht, ihm den starken Einfluß auf seine Zeit schafft: auf seine Zeit und auf die unsrige, die ihr Abbild ist, nur daß unser Zusammenbruch und unsere Not viel größer ist als die seiner Zeit, unser Ringen viel schwerer, in diesen Tagen oft hoffnungslos. Aber die Arbeit soll dennoch Stück um Stück getan werden, in bewußter und stiller Rückkehr zu jenen Quellen.

Auf dem Nordfriedhof steht Schinkels Fichtegrabmal, eines seiner ganz köstlichen Werke. Wie bei dem Scharnhorst-Denkmal charakterisiert der Aufbau den Helden. Da steigt schlank empor ein eiserner Obelisk, hart, metallen und doch wie persönlicher Klang; und in diesem anstrebenden Klingen ist der ganze Fichtegeist schöpferisch wiedergegeben. Auf der Vorderseite das kleine Medaillon mit dem Kopfe des großen Philosophen; um den Obelisk herum das rankende Grünwerk, dann das eiserne Gitter — das ist alles.

Nahe dem Fichtegrab steht das Schinkelgrab. Auch sein Stein ist von dem Meister selbst. Das ist so einzigartig wie sein Schaffen. Es war für jemand anders bestimmt, aber als dann der



Schinkels Schloßbrücke in Berlin — Gertrud Eichhorn

Meister starb, glaubte man ihn und sein Gedächtnis nicht besser ehren zu können, als in seinem eigenen Werk. Die schlichte grade Stele gibt den Schinkelkopf und oben das Schinkelwahrzeichen, die Muschelform, von der ich sprach. Ich schließe mit dem Wort auf Schinkels Grabe: „Was vom Himmel stammt, was uns zum Himmel erhebt, ist für den Tod zu groß, ist für die Erde zu rein."

Hermann Bousset

Luther als Tonsetzer

Des Tages und des Mannes von Worms haben nicht nur die Protestanten als Gesamtheit, sondern insbesondere auch die Tonkünstler und alle Freunde der evangelischen Kirchenmusik in freudiger Dankbarkeit zu gedenken. Hat doch eine alte volkstümliche Überlieferung das herrliche Lied von Gott als der festen Burg, dieses klingende Kampfpanier des Protestantismus, aus der Heldenstimmung dessen entstehen lassen, der soeben auf dem Reichstag vor Kaiser und Fürsten mit glühenden Augen und geballter Faust gerufen hatte: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen." Dieser Zusammenhang ist dann von der historischen Kritik wieder vielfältig auseinandergerissen worden, hauptsächlich mit der Begründung, Melodie und Text seien nicht vor 1529 gedruckt worden, und es sei höchst unwahrscheinlich, daß Luther dieses Lied der Lieder habe volle acht Jahre unbenutzt im Schreibtischkasten liegen lassen. Dagegen hat Friedrich Spitta (früher in Straßburg, jetzt in Göttingen) den Nachweis zu führen versucht, daß das Lutherlied trotzdem mi- innerster Notwendigkeit aus dem Jahr 1521 stammen müsse, und mögen die Theologen diese Gründe auch anzweifeln — jeder künstlerisch Schaffende wird sich bei der Lektüre von Spittas einschlägigen Schriften gewiß schon rein gefühlsmäßig auf seine Seite stellen. Die anderen herangezogenen Anlässe von 1525 bis 29 waren nicht der Art, diesen machtvollen Gesang hervorlocken zu können, und daß das wenigstens im Entwurf vorhandene Lied vielleicht jahrelang auf die letzte Feilung und die schließlich daraufhin gewagte Drucklegung hat warten müssen, begegnet nicht nur bei Hunderten genialer Kunstwerke aller Zeiten, sondern ist auch gerade für Luther anderwärts belegbar. Mag dem in Einzelheiten sein wie ihm wolle, worauf genauer einzugehen hier nicht der Ort ist — so lange die gelehrten Hymnologen nicht den bündigen Beweis geführt haben, daß das Lied nicht 1521 geschrieben sein kann, wird die allgemeine Volksstimmung weiter berechtigt sein, es als den Heldenpsalm von Worms zu singen.

Wenn Luther als Dichter dieses und vieler anderer Kirchenlieder nie angezweifelt worden ist, so ist die Frage nach der Autorschaft der Singweisen stark umstritten und schwierig genug zu lösen.

Ich war früher (z. B. im Novemberheft 1917 der Süddeutschen Monatshefte) leider aus mangelnder Kenntnis der weitverbreiteten Auffassung gefolgt, Luther als schöpferischen Tonsetzer gering einzuschätzen, habe aber diese Meinung inzwischen völlig geändert und 1920 im Archiv für Musikwissenschaft den ausführlichen Nachweis zu erbringen versucht, daß wir in Luther auch den Erfinder der weitaus meisten Melodien seiner Lieder und damit einen der wichtigsten deutschen Komponisten überhaupt zu sehen haben. Daß diese Singweisen untereinander großenteils das gemeinsame Merkmal eines geschlossenen, sehr charakteristischen Persönlichkeitsstils zeigen, war schon längst aufgefallen. Da man also einen bedeutenden Melodiker als ihren Urheber annehmen mußte, war man bei der Suche nach einem solchen auf Johann Walther, den trefflichen Torgauer Hof- und Stadtkantor sowie nachmals ersten Dresdener Hofkapellmeister verfallen. Nun wissen wir zwar, daß Walther dem Reformator 1523 bei der Einrichtung der „Deutschen Messe" musikalische Sekretärdienste geleistet und gelegentlich der Herausgabe des frühesten evangelischen Chorgesangbuches an den Singweisen noch hie und da geglättet und geputzt hat. Aber gerade Walther selbst, der es am

besten wissen mußte, hat ausdrücklich bezeugt, daß der Reformator „unter anderen" eine der wertvollsten und umfangreichsten Luthermelodien, das deutsche Sanktus „Jesaia dem Propheten das geschah", erfunden habe. Daran schließen sich eine ganze Reihe weiterer, gut beglaubigter Zeugnisse anderer Zeitgenossen aus Luthers nächster Umgebung, die des Reformators Komponistentum preisen und sogar erzählen, daß man im Lutherhause in Melanchthons Gegenwart Didos Abschiedsworte (also aus der Aeneis des Vergil) in einer mehrstimmigen Vertonung Doctoris Martini gesungen habe. In einer gedruckten Wittenberger Schulkomödie hat sich sodann ein Tonsatz „Non moriar sed vivam" ausdrücklich als von Luther herrührend erhalten (neu herausgegeben bei Breitkopf & Härtel und für den praktischen Gebrauch der Kirchen- und Schulchöre eingerichtet vom Dresdener Kreuzkantor Prof. O. Richter 1917), übrigens zu einem Text, der auch sonst in Luthers Beziehungen zur Musik eine bedeutende Rolle gespielt hat, da er seine Bekanntschaft mit dem größten deutschen Tonsetzer seiner Zeit, Ludwig Senfl, 1530 von Koburg aus vermitteln sollte.

Weiter habe ich kürzlich im Archiv für Musikwissenschaft ein fliegendes Blatt (Wittenberg 1546) veröffentlichen dürfen, auf dem die vierstimmige Harmonisierung der altkirchlichen Psalmodie gelegentlich des 64. Psalms dem Reformator durch großgedruckte Unterschrift „Doctor Mart. Luther" zuerkannt wird; es stammt aus dem Zerbster Archiv.

Weiter erschien bei der Erörterung dieser Frage das damals übliche Verhältnis zwischen Melodieerfinder, Textdichter und kontrapunktischem Bearbeiter als beinahe entscheidend, und ich habe ausführlich nachzuweisen unternommen, daß damals die Personalunion der beiden ersteren eine allgemein anerkannte Selbstverständlichkeit war, die bei Volksliedern nur höchst selten und dann ausdrücklich verlassen wurde. Und um geistliche Volksliedtechnik handelt es sich hier, nicht um die literatenhafte Produktionsweise odendrechselnder Humanisten. Diesen beiden selbstschöpferischen Funktionen des Wort- und Tonerfinders, die schon bei der Gestaltung der Strophenform ineinanderflossen, stand damals die mehr reproduktive Kunst des Polyphonisten, der die längst vorhandene Singweise zum Motettentenor reckte und streckte, um ihn dann mit motivischen Begleitstimmen zu umranken, als durchaus andersartige Denkform gegenüber, und auf diesem Felde allein hat sich Johann Walther während der in Betracht kommenden Jahrzehnte einen Namen gemacht. Das heute noch Lebendige, Unsterbliche an der Luthermusik sind nicht die Kirchenliedmotetten Waltherscher Prägung (er war übrigens durchaus nicht der Einzige auf diesem Gebiet, wie etwa ein Blick auf G. Rhaws reichhaltiges Chorbuch von 1544 lehrt, das kürzlich in den Denkmälern deutscher Tonkunst neu gedruckt worden ist), sondern es sind die Melodien, wie sie sich heute wieder zu ihrer schlichtrhythmischen, monodischen Urgestalt zurückentwickelt haben. So hat sie Luther selbst m. E. zunächst zur Laute bänkelsängermäßig improvisiert, und der als Musiktheoretiker wie als antilutherischer Theologe gleich bedeutende Joh. Dobneck v. Wendelstein (Cochlaeus) hat bedeutsam genug die eigentümliche Szene auf uns gebracht, wie Luther 1521 eine große Wirtshausgesellschaft durch seine Lauten-Stegreifkunst zur Begeisterung hingerissen habe. Aus solcher Umgebung stammt sichtlich sein leidenschaftliches Liedpamphlet von den Brüsseler Märtyrern, das als frühestes von allen Lutherliedern gedruckt worden ist (1523), von hier neben all der herrlichen Erlebnislyrik persönlichster Prägung auch das Wormser Lied „Ein' feste Burg ist unser Gott".

Höchst merkwürdige Schicksale hat diese Melodie durchgemacht. Erstmals stand sie in einer (heute verschollenen) Ausgabe des Wittenberger Klugschen Gesangbuchs von 1529. Schon im Jahr danach sang man sie im fernen Riga, also muß sie sich mit Windeseile verbreitet haben. Lange wurde als früheste Niederschrift der sogenannte Radesche Lutherkodex angesehen, die Altstimme einer handschriftlichen Motettensammlung, deren Schenkungsvermerk von Joh. Walther an Martin Luther 1530 sich aber als gefälscht herausgestellt hat. Trotzdem mag der Band zu den „Partes" gehört haben, aus denen Luther gern mit Freunden und Hausgenossen musiziert hat. In der fast überall gleichlautenden Frühfassung als Motettentenor

zeigt die Weise bereits allerlei kontrapunktisch-rhythmische Abwandlungen und Verkünstelungen, doch habe ich ihre Urgestalt im Bachjahrbuch 1917 wiederherzustellen versucht. Eigentümlich sind darin jene Synkopen, die durch verfrühten Einsatz besonders leidenschaftlich betonter Hauptsilben (pathetische Vorwegnahmen) entstanden sind. Als dieser Motettentenor aus dem Tongespinst des taktierten Kantoreichors in den Sopran wanderte, um auch von der ganzen Kirchengemeinde mitgesungen werden zu können, mußten derart verzwickte Rhythmen sich naturgemäß etwas abschleifen. So treffen wir die rhythmisch teilweise vereinfachte (isometrierte) Weise in den Cantionalen des beginnenden 17. Jahrhunderts an; der berühmte Leipziger Thomaskantor Seth Calvisius hat ihr 1597 zuerst die heute übliche melodische Glättung im Stollen zuteil werden lassen, und der geniale Nürnberger Hans Leo Haßler ihr zehn Jahre später eine Harmonisierung geschenkt, die mindestens ein Jahrhundert lang mit Recht als klassisch gegolten hat. Metrisch vollkommen ausgeglichen wurde sie erst in den Jahren des Westfälischen Friedensschlusses, als an Stelle des harmonisch begleitenden Chores allgemein die akzentlose Orgel als einziges Akkordfundament des Massenchorals trat. Wir Heutigen verstehen ihren akkordischen Verlauf ungefähr so, wie sie von Sebastian Bach mehrfach interpretiert worden ist, dem sie ja auch zum Grundgerüst einer seiner gewaltigsten Choralkantaten gedient hat. Dr. Friedrich Zelle hat sich einmal vor 30 Jahren der höchst lehrreichen Aufgabe unterzogen, alle irgendwie bedeutsamen Bearbeitungen der Melodie aus älterer Zeit zusammenzutragen, und man sieht dort mit Erstaunen, welch weitgehende Wirkungen von Luther schon als dem Tonsetzer dieser einzigen Weise ausgegangen sind. Möge der herrliche Kampfgesang, den bezeichnenderweise Jakob Meyerbeer voreinst so höchst unfromm und sinnwidrig für den Pariser Opernrummel seiner „Hugenotten" mißbraucht hat, künftig wieder in einem glücklicheren Deutschland gewaltig ertönen. Es heißt dort: „Und wenn die Welt voll Teufel wär'" — nun, sie ist wahrlich voller Teufel... Trotzdem soll und darf es heißen: „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib, das Reich muß uns doch bleiben!"

Dr. Hans Joachim Moser

Zu unserer Musikbeilage

Zunächst heißt es Kriegsschulden tilgen, wenn wir nach langer Zeit der Druckschwierigkeiten endlich vier Vertonungen Dehmelscher Gedichte bringen — zugleich als musikalischen Nachruf an den verstorbenen Dichter. Dehmel hat sich stets für die Vertonungen seiner Gedichte interessiert; mit musikalischem Ohr begabt, war er sehr wählerisch und mit Zustimmung sparsam — um so mehr darf es bemerkt werden, daß er die vorliegenden Kompositionen des heute etwa vierzigjährigen Franken Dr. Armin Knab persönlich gutgeheißen hat. Der Komponist, der zu Rothenburg ob der Tauber als Amtsrichter lebt, hat in den letzten Jahren durch seine Lieder (nach dem Wunderhorn, nach Mombert, nach George) immer mehr die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Als Schüler des Würzburgers Meyer-Olbersleben wurzelt er nicht so sehr auf der von Wolf ausgehenden Schule derer, die in raffiniert gestaltete Klavierstücke den Text hineindeklamieren, sondern er greift auf Schubert mit dem Grundsatz zurück, daß die Gesangsmelodie unbedingt als primäres Element anzusehen sei, während das Klavier nur den Stimmungskommentar zu liefern habe. So bleibt Knab bei allem Anteil am harmonischen „Komfort der Neuzeit" stets plastisch und leicht verständlich. Zumal in den litauischen Liedern bekunden die feinen Taktwechsel einen heute nicht alltäglichen Sinn für rhythmische Biegsamkeit und ursprüngliche Melodik.

Freunde der Kunst des Komponisten versenden übrigens soeben einen Aufruf zur Subskription auf sein Hauptwerk „Zwölf Gesänge aus des Knaben Wunderhorn" (20 ℳ). Näheres erfährt man durch Oskar Lang in München, Wagnerstraße 2.



Türmers Tagebuch

Das Laster der Ehrlichkeit
Deutschland nicht schuld? · Protestversammlung!
Vergebliche Hoffnung auf Segen
Leipzig — London — Oberschlesien

Obwohl wir in London unser Gegenangebot um ein Beträchtliches erweiterten, sind die im Falle der Nichtanerkennung der Pariser Beschlüsse angedrohten sogenannten Sanktionen gegen uns in Kraft gesetzt worden.

In dieser Feststellung drückt sich knapp umrissen der Mißerfolg aus, den der deutsche Außenminister vom Londoner Konferenztisch heimgebracht hat. Die Entschlossenheitsstimmung, für die sich Dr Simons durch seine süddeutsche Werbereise einen Resonanzboden zu sichern bemüht war, hat sich den Londoner Einflüssen gegenüber nicht als stichfest erwiesen. Die weltpolitische Lage wäre, wie an dieser Stelle dargetan, für geschickt gefaßte deutsche Gegenvorschläge zum mindesten nicht ungünstig gewesen. Dadurch daß man diesen Gegenvorschlägen aus kleinlichen Angstgründen eine Form gab, die lediglich durch innerpolitische Rücksichten bestimmt war, wurde die Eröffnungspartie so gründlich verpfuscht, daß es den taktisch weit überlegenen Gegnern verhältnismäßig ein leichtes war, den deutschen Partner in wenigen Zügen mattzusetzen. Es ist schlechthin unverständlich, wie Dr Simons, der doch von Lloyd George mit dem lobenden Zeugnis eines intelligenten Menschen bedacht worden ist, sich zu dem faulen Trick herbeilassen konnte, an Stelle des Gesamtwertes der 42jährigen Annuitäten von 226 Milliarden Mark mit der maskierten Ziffer von „nur" 50 Milliarden Mark Gegenwartswert herumzujonglieren. Die deutsche Öffentlichkeit ist derart allenfalls einen halben Tag lang über die wahre Höhe unseres Angebots im unklaren gehalten und regelrecht geblufft worden, außerhalb Deutschlands aber hat sich gleichzeitig eine völlig irrige Vorstellung festgesetzt, indem nun alle Welt rein zahlenmäßig 226 mit 50 in einen für uns äußerst schädlichen Vergleich setzte. Eine weit schlimmere Nachwirkung aber haben wir für die Folgezeit von jenem unglückseligen Provisorium zu erwarten, mit dem der Außenminister, von gerissenen Einbläsern verleitet, im letzten Augenblick die verfahrene Situation zu retten hoffte. Das einmal ausgesprochene Wort, so gern er's jetzt wohl möchte, läßt sich nicht tilgen. Mit diesem übereilten,

nach dem Urteil der Sachverständigen unerfüllbaren Zugeständnis hat der Feindbund für zukünftige Verhandlungen im voraus eine erheblich verbesserte Unterlage gewonnen. Legen wir noch etwas zu, so sind wir von der Anerkennung der Pariser Beschlüsse nicht mehr allzuweit entfernt.

Es ist überhaupt schwer einzusehen, wie wir je auch nur zum kleinsten diplomatischen Teilerfolg gelangen könnten, wenn wir unsere Politik nun in der Tat nach der neutestamentlichen Weisung einzurichten gedenken, laut welcher Böses nicht mit Bösem vergolten werden darf. In einem Spiel, bei dem erfahrungsgemäß nach Strich und Faden gemogelt wird, zieht der Ehrliche immer den kürzern. Den machiavellistischen Kampfmethoden der Ententestaatsmänner gegenüber hat jedenfalls die Objektivität, die Sachlichkeit, die Rechtsideologie, deren sich ein redlicher Deutscher vom Schlage des Dr. Simons befleißigt, herzlich wenig Aussicht, sich durchzusetzen. Als Lloyd George ein höchst düsteres Bild von der Lage der Sieger erstehen ließ, hat er auf des deutschen Außenministers empfindsames Gemüt einen so nachhaltigen Eindruck erzielt, daß Dr. Simons die tausendmal viel schlimmeren Nöte des eigenen besiegten, unterlegenen, geschlagenen Landes vorübergehend ganz vergessen zu haben scheint. Anders wenigstens läßt sich kaum erklären, warum er nicht die Schlagfertigkeit aufbrachte, die Gegenfrage zu stellen, wie denn dem bankrotten Gläubiger gar erst der bankrotte Schuldner wieder auf die Beine helfen solle.

Der Ausgang der Londoner Beratung ist wenig rühmlich für uns. Trotzdem geht es wie ein Aufatmen durch die Bevölkerung. Der seelische Druck, den die ständige Androhung der Strafmaßnahmen hervorrief, ist endlich gewichen. Die Gefahr, die ständig im Dunkeln lauert, übt oft durch ihre lähmende Wirkung einen relativ größeren Schaden aus, als der ist, den die vollendete Tatsache selber schafft. Die Volksgenossen, auf denen die Faust des Unterdrückers lastet, dürfen gewiß sein, daß wir übrigen, die wir noch von ihr verschont sind, des Opfers volle Schwere zu ermessen wissen. Mit der Besetzung der rechtsrheinischen Industriestädte und der Errichtung der Zollschranke hat der Feindbund seinen eigentlichen Haupttrumpf aus der Hand gegeben. Ob der Gewinn sich lohnte oder ob, wie der englische Arbeiterführer Clynes vorausgesagt hat, in spätestens sechs Monaten sich die ganze Spekulation als ein Fehlschlag herausstellen wird, bleibt abzuwarten.

* * *

Ein deutsch-nationales Blatt, die „Süddeutsche Zeitung“, ist gerecht genug, dem deutschen Außenminister einen Posten auf das Pluskonto zu verbuchen: „Endlich einmal ist die deutsche Schuld am Kriege, wenigstens die alleinige Schuld, ausdrücklich zurückgewiesen worden im Angesicht der feindlichen Staatsmänner, im Angesicht der ganzen Welt. Es ist freilich nur in ganz ‚korrekter‘ Weise geschehen, nur unter Berufung auf das künftige Urteil der Geschichtsschreibung, nur unter Vorbehalt eines späteren Wiederaufnahmeverfahrens gegenüber dem ‚rechtskräftig‘ gewordenen Urteil von Versailles. Aber unser Volk ist bescheiden geworden in den Ansprüchen an seine Staatsmänner; man schlägt es schon hoch an, daß überhaupt einmal ein deutscher Vertreter auf einer Entente-Konferenz die Lügen-Grundlage des Versailler Vertrags in Frage gestellt hat.“

Nun gibt es aber in den Augen eines richtiggehenden deutschen Linksradikalisten kein unerhörteres Vergehen als das, an der ausschließlichen Schuld Deutschlands am Weltkriege zu zweifeln. Protestversammlung! In Berlins rauchigen Vergnügungslokalen, in denen abends der tiefste Nackenausschnitt und das schlankste Damenbein prämiiert wird, ballen sich die Arbeitermassen, durch schreiende Plakate der U.S.P.D. herbeigelockt. Es ist lehrreich, eine der typischen Aufhetzungsreden festzuhalten, in denen das Proletariat zu weltpolitischen Betrachtungen angeregt wird. Folgen wir daher einer telegrammhaft kurzen Berichterstattung der „Deutschen Tageszeitung". Emil Barth hat das Wort: „Krieg, Blut, Millionen verwesender Menschenkadaver und noch kein Ende, Elend, Hunger, Arbeitslosigkeit die Folgen. — Und wer ist schuld daran? — Der Untersuchungsausschuß im Reichstag hat erklärt, wir nicht, wenigstens nicht alleine. — Genossen, verehrte Anwesende, laßt euch nicht täuschen, das ist nicht wahr. Wir allein sind die Schuldigen, die unselige preußische Militärkamarilla, das verfluchte Hohenzollerntum und auch du selbst, Proletarier. Wer von euch hat nicht gejubelt, als es losging in den Augusttagen 1914, wer hat nicht den schwarz-weiß-roten Jammerlappen herausgehängt, wer hat nicht die Mordgesänge angestimmt ‚Heil dir im Siegerkranz! Die Wacht am Rhein!' Wer hat nicht gejauchzt, wenn die Siegesnachrichten kamen, wenn ein Unterseeboot ein Verbrechen begangen, wer von euch hat nicht mitgewirkt an dem Riesenzerstörungswerk, wer hat den Bestien in Menschengestalt den Gehorsam verweigert, als es im Spätsommer 1918 galt, den Zerstörungen in Nordfrankreich die Krone aufzusetzen? — Und nun jammern wir in erbärmlichster Weise über Unrecht und Vergewaltigung, nun wollen wir nicht zahlen, nun wollen wir wieder Freunde sein. Das ist eine neue Herausforderung der Entente, und diese hat, so lange wir nicht unsere Schuld bekennen und den festen Willen zur Wiedergutmachung zeigen, nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, uns so zu behandeln. — Wie herauskommen aus dem Elend? ‚Krieg', schreien die Deutschnationalen, mit ihrem Ehrgefühl im dreckigen Preußenmaul, ‚Anschluß an Moskau' die Genossen von links, die gemeinen, verantwortungslosen, vor Dummheit vergehenden Kommunisten, diese Totengräber des deutschen Proletariats. Nein, nichts von dem, nur ein Mittel gibt es, neue Verhandlungen mit der Entente, und zwar spätestens in 14 Tagen, sonst haben wir eine Hungersnot, gegen die der Steckrübenwinter 1916/17 ein Waisenknabe war, eine Arbeitslosigkeit, wie wir sie noch nicht erlebt haben. Wie aber zu neuen Verhandlungen kommen? — Nichts leichter als das, durch neue annehmbare Vorschläge. Die 216 Milliarden in 42 Jahren sind gleich 25 Milliarden Goldmark sofortige Barzahlung. Können wir diese zahlen? Jawohl, sogar das Doppelte und noch mehr. Wie? Mit dem Geld und Gut, mit dem die Henkersknechte des deutschen Volkes, die Hyänen des deutschen Wirtschaftslebens, von Stinnes angefangen bis hinab zu Dernburg, das deutsche Volk seit Jahr und Tag bestohlen, das sie nach dem Auslande verschoben haben. Riesengeschäfte sind mit dem Auslande gemacht, in Deutschland selbst ganze Felder, Fabriken, Häuserblocks, Straßenzüge an das Ausland verschachert worden, wo ist aber das Geld — auf den ausländischen Banken. Nicht ein Pfennig ist dafür nach Deutschland

hereingekommen, geschweige denn Rohstoffe und Lebensmittel. Aussperrung der Arbeiter, Erhöhung der Arbeitszeit, Herabdrückung der Erwerbslosenunterstützung. Deshalb Vorschlag an die Entente: Für Bezahlung der 25 Milliarden deutscher Wiedergutmachungsschuld stellen wir die auf den neutralen Banken ruhenden Privatguthaben zur Verfügung. Beschlagnahmt sie durch den Völkerbund, und wer sich von Neutralen dieser Beschlagnahme widersetzt, über den verhänge man die Wirtschaftsblockade. Da könnte der Völkerbund zeigen, ob er wirklich der Völkerversöhnung dienen wolle. Gleichzeitig damit ein besonderes Denunziantengesetz des Reichstages, dessen Wirkung großartig sein würde. Wer so verschobene Gelder zur Anzeige bringt, erhält die Hälfte davon ausbezahlt, wer aber innerhalb 14 Tagen nicht freiwillig sein verschobenes Gut anmeldet, dem wird außerdem noch sein gesamter Besitz in Deutschland beschlagnahmt. Wenn der Reichstag sich dazu nicht bereit findet, weg mit ihm!" Dies sei der einzige Ausweg, der Handel würde einen ungeahnten Aufschwung nehmen, die Valuta steigen, Hunger, Elend und Teuerung wären zu Ende, der wahre Friede wiederhergestellt. Die rettende Tat zu vollbringen, sei Aufgabe des deutschen Proletariats, aber eines einigen, nicht in sich zerrissenen Proletariats. „Erkennt das Proletariat nicht seine Aufgabe, verharrt es weiter in Uneinigkeit und Zerrissenheit, dann ist es nichts anderes wert, als daß es im Dreck verreckt..."

Frenetischer Beifall. Fäuste ballen sich im Tabaksqualm. Die Schädel glühen. Ein rotes Tuch entrollt sich flammend. Und nun — auf in den Lustgarten zur Demonstration! Natürlich; denn was liegt näher, als zu krakehlen, zu demonstrieren, sich gegenseitig die Köpfe einzuschlagen, während der Feind immer tiefer ins Land eindringt. Heil Deutschland dir!

* * *

Der Eisenbart-Kur, man nehme den Schiebern das Geld ab und zahle die deutschen Verpflichtungen auf einem Brett, würde auch der anständige Bürgersmann mit freudigem Herzen zustimmen, wenn nur zuvor das Preisrätsel gelöst wäre, auf welche finanztechnische Art dem Schiebertum beizukommen ist. Denn leider hat sich bislang eben dieses Schiebertum hundertmal gerissener erwiesen als der plumpe, tapsige, schwerfällige Bureaukratentank, den man nach endlosen Ausschußtüfteleien gegen ihn in Bewegung gesetzt hat. Soeben erst legt Parvus in der sozialistischen Wochenschrift „Die Glocke" in aller Deutlichkeit dar, daß unser ruhmvolles Steuersystem Marke Erzberger dicht vor dem Zusammenbruch steht, und daß darum die Erwartungen der Entente, soweit sie sich auf einen weiteren Ausbau des deutschen Steuerwesens, im besonderen auf die Vermehrung der Verbrauchssteuern richten, völlig aussichtslos sein müssen. Parvus beginnt mit einer Kritik des großen Steuerwettrennens, das in Deutschland ausgebrochen ist, und das jeder finanzwissenschaftlichen Voraussetzung spottet. „Das wirtschaftliche Leben des Landes ist von einem komplizierten Netz von Steuern umsponnen, das die wirtschaftliche Entwicklung schlimmer hemmt, als die mittelalterlichen Zollschranken. Vor allem aber sind die Steuersätze so außerordentlich gesteigert worden, daß der Steuermechanismus versagt... Der Zweck der direkten Steuern ist, das Einkommen zu treffen, ohne das wirtschaftliche Leben

zu stören. Man will den **Ertrag** der Industrie bzw. des gesamten Gewerbefleißes treffen, nicht aber diese selbst. Die Sache ist aber infolge der übermäßig hohen Steuersätze **umgekehrt** geworden. Der Industrielle wie der Kaufmann und der Landwirt berechnen jetzt im voraus die Steuern, die sie zu zahlen haben werden, und schlagen derartig die Preise auf, daß ein entsprechend höherer Gewinnertrag herauskommt."

Der Kritiker verweist auf die **Verteuerung der gesamten Erzeugung**, zu der auch das direkte Steuersystem zwangsläufig hinführe, und erklärt: „Man würde die Wirkung dieser Verteuerung durch die überspannten Steuersätze leicht wahrnehmen können, wenn nicht noch andere Faktoren der Teuerung da wären, die diese Wirkung verschleiern, die aber zum Teil selbst durch sie hervorgerufen worden sind, und wenn nicht vor allem durch den Valutasturz eine allgemeine Geldentwertung stattgefunden hätte." Weiterhin kommt Parvus auf die besondere Tragikomödie unseres Steuersystems zu sprechen, nämlich darauf, daß der Staat, um einem großen Teil der Bevölkerung die durch die Steuerpolitik übermäßig verteuerten Lebensmittel bezugsfähig zu machen, **Zuschüsse** zahlen muß. Nach der Denkschrift, die unsere Delegation in London vorgelegt hat, betrugen diese Zuschüsse für das Jahr 1920 rund 10,8 Milliarden Mark. Da der Ertrag des zehnprozentigen Lohnabzuges nur auf 6½ Milliarden Mark geschätzt wird, so stellt Parvus fest, **daß der Staat mit der einen Hand nimmt, was er mit der anderen gibt**, und daß er außerdem noch vier Milliarden dazuschlagen muß. Inmitten dieser Transaktion, die zu nichts führt, steckt aber der Steuerbeamte, der bezahlt werden muß, dazwischen stecken Ärger, Streitigkeiten und bureaukratischer Krempel, mit dem man alle Geschäfte belastet. So kommt Parvus zu der beinahe grotesken, aber leider nur zu berechtigten Frage: „**Wer bezahlt also die Steuern, die der Staat erhebt? Der Staat selbst!**" Und um nunmehr wiederum die Londoner Hoffnungen auf ihr gebührendes Maß zurückzuführen, zieht Parvus den Schluß, daß jede weitere Steuererhöhung nur weitere Teuerung und weitere Geldentwertung mit sich bringen müßte. „Das ist es," so sagt er, „worauf man in London hätte verweisen müssen. Statt dessen verwickelte man sich in Widersprüche, indem man einerseits die Unerträglichkeit der bereits bestehenden Steuerlast nachwies und andererseits die Schaffung von neuen Steuern versprach. Was wir treiben, ist keine vernünftige Steuerpolitik, es ist **fiskalische Schaumschlägerei**. Es ist dasselbe verderbliche Verfahren, wie bei der schrankenlosen Banknotenemission. Nur daß wir beim Gebrauch der Notenpresse auf Grund der früheren sehr trüben eigenen und fremden Erfahrungen uns wenigstens bewußt sind, daß das zu einer Teuerung und Geldentwertung führt, während wir beim schrankenlosen Gebrauch der Steuerpresse noch nicht über die Folgen klar geworden sind. Es sind aber genau dieselben: Teuerung und Geldentwertung. Beides wirkt auch zusammen: Wir erheben hohe Steuern, die uns in Banknoten bezahlt werden, die wir drucken."

Man wird diesen Darlegungen eines sehr weit links gerichteten Sozialisten, der, mag man sonst über ihn denken wie man will, in wirtschaftlichen Fragen einen bemerkenswerten Scharfblick bewiesen hat, in vollem Umfange beipflichten

müssen. Die außenpolitische Nutzanwendung, die sich unsere führenden Männer leider noch lange nicht eindringlich genug klargemacht haben, läßt sich erschöpfend in zwei Sätze zusammenfassen: Wir können unsere Kriegsschulden nicht mit Steuern zahlen. Wir können sie nur durch wirtschaftliche Leistungen abtragen."

* * *

Weshalb stößt man so häufig auf mißtrauische Gesichter, wenn man dem Ausländer gegenüber vom deutschen Elend spricht? Deswegen, weil gerade in den Lebensbezirken, in denen sich der Ausländer bei uns zu bewegen pflegt, ein Talmiglanz entfaltet wird, der in gar keinem Verhältnis steht zu unserer sonstigen wirtschaftlichen Lage. Wir gleichen gewissermaßen einem verlotterten Frauenzimmer, das unter dem letzten Seidenflitterkleid die Lumpen verbirgt. Von denen aber, die aus dem Ausland zu uns kommen, sehen die meisten doch nur die äußere Fassade und nicht das, was hinter ihr ist. So entsteht auch bei den Mitgliedern der verschiedenen Ententekommissionen, soweit sie überhaupt sehen wollen, die Suggestion, daß es Deutschland weit besser geht, als es den Anschein habe, daß es in schnellem Aufstieg begriffen sei und daß es „alles zahlen" könne, wofern nur der gute Wille in ihm vorhanden sei. Und sind wir nicht selbst zu einem guten Teil schuld daran, daß solche verhängnisvollen Eindrücke auch beim neutralen Beobachter aufkommen, regen sich nicht in uns schon wieder jene unseligen Emporkömmlingsmanieren, die uns in zwei Jahrzehnten aller Welt verhaßt gemacht haben? Gerade in die Londoner Woche hinein fiel die Messeschau von Leipzig. „Es sind", berichtet die „Köln. Volksztg." in einem Stimmungsbilde, „achtzig Franzosen nach Leipzig gekommen. Man war stolz und sprach davon wie von einem Erfolg: ‚Deutsche Leistungsfähigkeit hat ihren Haß bezwungen. Sie brauchen nicht zu kaufen, sie sollen nur sehen, sollen den Eindruck mitnehmen, daß in Deutschland wieder gearbeitet wird. Dann wird auch ...' — Nein, dann kam London; kamen Meldungen aus Düsseldorf, Duisburg, vom Rhein: ein General, zweitausend Mann, ein Dutzend Flieger, entwaffnete Sicherheitspolizei, Zollgrenze ... Man las, las noch einmal, man sah einander an, begegnete nur gleich ratlosen Blicken. Und man fragte überall in die Menschenmenge hinein, die von Ausländern wimmelte: ‚Was sagt ihr nun dazu? Ist denn keiner unter euch, dessen Nation sich auflehnt gegen dieses grausame Schauspiel? Ihr seid in Leipzig und habt Augen im Kopf und — ihr schweigt.' Sie schweigen; denn in Musterkoffern ist kein Platz mehr für Politik. Sie schweigen, zucken die Achseln und kaufen weiter. Das ist seltsam, fast überraschend: in den Geschäftsbüchern der Leipziger Aussteller bleibt London, bleibt der 8. März ohne Notiz." Und nun die Schlußfolgerung: Leipzig ist ein Wahrzeichen dafür, daß wir die Lähmung, die von London kam, überwinden werden. Und man hofft: „daß die achtzig aus Frankreich und die Tausende aus den anderen Ländern Menschen seien, nicht — Advokaten, und daß sie aus Leipzig den Eindruck mitnehmen: Ein Volk, das so viel noch zu leisten vermag, ist unentbehrlich für die Welt, ist nicht zu vernichten — auch nicht durch ‚Sanktionen' ..."

Grün ist die Hoffnung — trotz Düsseldorf, Duisburg und Versailles. Über ein kleines muß ja der Feind einsehen, was für Kerle wir Deutsche doch eigentlich

sind, muß er mit Tränen der Rührung den alten Konkurrenten in uns wiedererkennen, den er vom Markt zu verdrängen sich die heillosesten Anstrengungen auferlegt hat — — —

Nein, die gedankliche Verbindung zwischen Leipzig und London kann nur dann für uns von Wert sein, wenn wir jegliche Gefühlsschwärmerei von vornherein ausschalten. Dann allerdings! Im Handelsteil der „Voss. Ztg.“ finden sich Ausführungen eines nüchternen Beurteilers, die nicht nur den Börsianer angehen: „Wer die großartige Schaustellung deutscher Industrieerzeugnisse auf der Leipziger Messe gesehen hat, wird von den Arbeitskräften in der deutschen Wirtschaft auf allen Gebieten einen sehr starken Eindruck empfangen haben. Aber eine Frage darf bei der Freude über diesen Eindruck nicht unterdrückt werden: Werden die Arbeitsenergien, deren Zeugnisse hier in Erscheinung treten, überall so geleitet und so angewendet, wie es der Notwendigkeit der deutschen Wirtschaft unter dem Druck von London entspricht? Die Beobachter der Leipziger Messe rühmen vielfach stolz die ungeahnte Vielgestaltigkeit der deutschen Erzeugung, die sich in den ausgestellten Waren dartut. Es soll nicht geleugnet werden, daß diese Vielgestaltigkeit ebenso imponierend wie verwirrend auf den Beschauer wirkt. Entspricht die Vielartigkeit, mit der wir zahlreiche Artikel des täglichen Bedarfs produzieren, entspricht die Buntheit der mehr oder minder überflüssigen Luxusartikel, die nicht nur der Ausfuhr, sondern auch dem Inlandsbedarf dient, der Ökonomie der Kräfte und Stoffe, die der deutschen Wirtschaft nach dem Kriege höchstes Gebot sein sollte? Der nüchterne Beobachter wird zur Verneinung neigen müssen. Damit die wirtschaftlichen Kräfte, die trotz aller Nöte der Zeit doch vorhanden sind, aber so fruchtbar wie es notwendig ist, für den Wiederaufbau eines zusammengebrochenen Landes angewendet werden, bedürfen sie einer neuen geistigen Leitung. Es wird in wirtschaftlicher Beziehung in der Produktion gerade auf dem Gebiete der Fertigindustrie nach der Zusammenfassung der Kräfte gewisser Vereinheitlichungen, der Ausschaltung von Überflüssigem bedürfen. Daß für die Rationalisierung der Arbeit das Feld noch sehr weit ist, zeigt die Messeschau mit großer Eindringlichkeit. Diese Ideen wirtschaftlicher Neugestaltung müssen immer wieder in den Vordergrund gerückt werden, um so mehr, als die Mehrzahl der praktischen Geschäftsleute ihnen heute noch sehr skeptisch, wenn nicht feindlich gegenüberstehen. Ein Einwand, der auch von denen, die die Notwendigkeit dieser wirtschaftlichen Formen grundsätzlich anerkennen, immer wieder auftaucht, soll hier nur ganz kurz gestreift werden. Man sagt: Gewiß wäre eine solche Rationalisierung des wirtschaftlichen Aufbaues erwünscht, aber zunächst würde sie mit der Zusammenlegung von Betriebsarbeitskräften einsetzen, die Arbeitslosigkeit vermehren und dadurch schwere soziale Gefahren heraufbeschwören. Um der Beschäftigung willen müsse man vorläufig alles beim alten lassen. Demgegenüber muß davor gewarnt werden, daß man sich bemüht, Beschäftigung an Stelle produktiver Arbeit zu setzen. Die Beschäftigung darf nicht Selbstzweck werden. Um für den Augenblick die Beschäftigung von Menschen zu erleichtern, darf man nicht den Weg zu einer Erhöhung der Produktivität der Arbeit verbauen. Wenn in der Übergangszeit Kräfte freigesetzt werden durch den Prozeß der Rationali-

sierung, so wird die damit verbundene soziale Last von der Allgemeinheit leichter getragen werden können, als es heute der Fall ist. Auf die Dauer wird die Möglichkeit, alle Arbeitskräfte des Landes produktiv zu verwerten, erhöht werden durch die Rationalisierung der gewerblichen Arbeit."

* * *

Alle noch so sinngemäßen Anstrengungen zur wirtschaftlichen Gesundung aber sind schließlich doch zur Erfolglosigkeit verdammt, wenn dem Reiche die ihm unentbehrlichen Kraftquellen gewaltsam abgeschnitten werden. Es ist auf der Londoner Tagung deutscherseits mit höchstem Nachdruck darauf hingewiesen, daß die Voraussetzung der deutschen Zahlungsfähigkeit das Verbleiben Oberschlesiens bei Deutschland bedinge. Die Heimattreue der Oberschlesier hat sich inzwischen durch das Abstimmungsergebnis auf das eindringlichste bewährt. Wenn trotzdem in der Südostecke dieses seit Jahrhunderten deutschen Landes eine Reihe wichtiger Industriebezirke polnische Stimmenmehrheit aufweist, so ist dabei der unter französischer Duldung und Förderung verübte schamlose und wüste Terror der Polen von ausschlaggebendem Einfluß gewesen. Die derart gefälschten Ergebnisse werden nichtsdestoweniger von der Obersten Kommission zum Anlaß genommen, um eine Regelung der endgültigen Grenze zu Polens Vorteil durchzusetzen. Dieser Versuch muß rechtzeitig und mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen werden. Das ganze Abstimmungsgebiet, das geschichtlich immer zusammengehangen hat, bildet ein untrennbares Ganzes. „Eine Teilung des Industriegebietes, sofern es lebensfähig sein soll, ist" — führt die „Kreuzzeitung" aus — „eine glatte Unmöglichkeit, nicht allein schon wegen der geschichtlichen, sondern besonders wegen der wirtschaftlichen und technischen Zusammengehörigkeitsfaktoren. Der Felderbesitz der großen Bergbaugesellschaften erstreckt sich fast überall auf mehrere Kreise; die einzelnen Teile des Industriegebietes sind von der gemeinsamen Versorgung mit elektrischen Anlagen, mit Nutz- und Trinkwasser abhängig, und schließlich ergeben sich hinsichtlich der Transportmöglichkeiten, der Eisenbahnen, Wasser- und Landstraßen die gleichen Bedingungen, die gegen eine Teilung des Abstimmungsgebietes sprechen."

Das, sollte man meinen, ist jedem einsichtigen Menschen klar. Aber nach den hinterhältigen Bestimmungen des Friedensvertrages von Versailles liegt das letzte Wort beim Obersten Rat in Paris. Ihm hat die Interalliierte Kommission einen Vorschlag zu unterbreiten über die in Oberschlesien unter Berücksichtigung der Willenskundgebung der Einwohner sowie der geographischen und wirtschaftlichen Lage der Ortschaften als Grenze Deutschlands anzunehmende Linie.

Der Kampf um Oberschlesien ist also keineswegs beendet. Er geht weiter. Darüber aber sollten sich bei aller Affenliebe zu Polen die Ententestaatsmänner klar sein, daß Deutschland die in London vorgeschlagenen Leistungen auf keinen Fall mehr als erfüllbar in Aussicht stellen kann, wofern seinem berechtigten Verlangen, Oberschlesien ungeteilt zu behalten, nicht entsprochen wird.



Auf der Warte

Spengler in Logos-Beleuchtung

In einem Sonderheft der angesehenen Zeitschrift „Logos" (Tübingen, Siebeck, 1921, Heft 2) wird Spenglers „Untergang des Abendlandes" von Fachleuten einer Beleuchtung unterzogen. Der Erfolg dieses Buches, so wird im Geleitwort ausgeführt, „hat bewiesen, wie leicht ein kühner Unternehmergeist sich dessen bemächtigt, was nur der geweihten Hand des Genies aufgehoben bleiben sollte". Es ist Pflicht der Kritik, „die ohnehin gepeinigte Psyche des Volkes vor einer Theorie zu bewahren, die geeignet ist, die Kraft zu lähmen, mit der dieses ernste und großartig zuversichtliche Deutschland sich zusammenzuschließen strebt in der Idee seiner selbst und seiner Kultur." Die deutsche Wissenschaft darf es nicht dulden, „daß dem Volke, und sei es in noch so bestechender Form und mit noch so glänzender Beredsamkeit, eine Hypothese aufgedrängt wird, deren Fundamente einer gewissenhaften Prüfung nirgend standhalten." Spengler erweist sich als ein Schriftsteller, „der sich allen tiefsten Problemen des Denkens nicht gewachsen und nicht wahrhaft mit ihnen vertraut zeigt". Sein Buch wird geradezu ein „Blendwerk" genannt. „Fast sieht es so aus, als künde sich in dem ‚Untergang des Abendlandes' der Untergang eines Zeitalters an, das sich von den absoluten und ewigen Werten zu weit entfernte und deshalb dazu kommen mußte, an sich selbst zu verzweifeln."

Dann beginnt der Baseler Philosoph Karl Joël. Er kommt zu dem Urteil, daß sich der Verfasser dieses „kaleidoskopischen Buches" von einer „befremdenden Desorientiertheit und in völliger Selbsttäuschung befangen" zeigt. Spengler will die Seele und faßt nur das Tote; er will faustisch sprechen, aber von seinen zwei Seelen siegt Mephisto. „Meinte Goethe wirklich wie Spengler, das Vergängliche sei nur ein Gleichnis wieder des Vergänglichen? Wollte er einen absoluten Symbolismus lehren, d. h. einen absoluten Relativismus, der sich im unendlichen Kreislauf selber verschlingt? Nein, alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis — aber des Ewigen, einer Sonne der Wahrheit, die niemals untergeht."

Nach dieser Abhandlung beleuchtet Prof. Eduard Schwartz (München) das Verhältnis der Hellenen zur Geschichte; und seine kritische Betrachtung reicht in der Tat aus, „um nachzuweisen, daß die These, der antike Mensch habe kein Organ für die Vergangenheit gehabt, eine grundlose Behauptung ist, auf der nicht einmal eine symbolische Morphologie, geschweige denn eine historische Erkenntnis der hellenischen Seele aufgebaut werden kann".

Der Heidelberger Gelehrte Wilhelm Spiegelberg kommt mit einer ägyptologischen Kritik zu Worte und faßt sein Gesamturteil dahin zusammen, „daß Spengler, soweit die ägyptische Kultur in Frage steht, seiner Aufgabe nicht gewachsen war, weil er diese Kultur nicht genügend kennt".

Zu ähnlicher Ablehnung kommt aus demselben Heidelberg Ludwig Curtius in seiner Betrachtung „Morphologie der antiken Kunst". Er nennt Spenglers Versuch, den er als zivilisationsmäßig „ungläubig, skeptisch, tief unglücklich" bezeichnet, „gänzlich gescheitert". „Er riß uns selber mit, aber kaum erkannten wir die Fahrt seines Gefährts, stiegen wir ab und flohen zurück. Eine Welt trennt uns von seinem Geist."

Es muß dem Leser überlassen bleiben, die anderen gründlichen Abhandlungen des stattlichen Heftes selber nachzulesen. Ergeb-

nis? Spenglers Talent, die entferntesten Gestalten und Begebenheiten über Jahrtausende hinüber behende durcheinanderzumischen, bleibt auch nach diesem gänzlich ablehnenden Heft von Fachmännern ein unbestritten reizvolles Spiel — aber doch eben ein Spiel, das Gedankenspiel eines geistvollen Relativisten.

*

Keyserling gegen Steiner

In einem Heft, das unter dem Titel „Der Weg zur Vollendung" Mitteilungen der Gesellschaft für freie Philosophie (Schule der Weisheit) aus Darmstadt bringt (Verlag Otto Reichl), wendet sich Graf Hermann Keyserling gegen Steiners auch im „Türmer" mitgeteilte Gegenwehr. Seinerseits schreibt er nun: „Daß er mich schlankweg einen Lügner schimpft, von gelinderen moralischen Vorwürfen zu schweigen, und dies in einem so unqualifizierbaren Ton, daß die Stuttgarter Hauptzeitung sich veranlaßt sah, dagegen „als eine Herabwürdigung des Rednerpults, eine Beleidigung der Zuhörerschaft, ja eine Vergiftung der öffentlichen Moral" Verwahrung einzulegen, beweist, daß nur zuviel vom Demagogen in diesem Manne steckt; seine Kampfesweise ist häßlich und schlechthin illoyal... Steiner deshalb gerichtlich zu belangen, was ich wohl könnte, lehne ich ab, denn seit dieser Erfahrung kommt er für mich nur mehr als Untersuchungsobjekt in Frage. Ich berühre den Fall überhaupt nicht, um mich zu verteidigen oder anzugreifen, denn wie immer Steiner zu mir stehe, ich empfinde keine Feindschaft gegen ihn; wie ich 1919 einem seiner Verehrer erlaubte, ein freundliches Urteil über seine Dreigliederungsideen, das ein Privatbrief von mir enthielt, in die Zeitung zu setzen, so habe ich auch keinen Einspruch dagegen erhoben, daß die Darmstädter Anthroposophen ungefähr gleichzeitig mit Steiners Angriffen gegen mich meine wohlwollende Stellung zur Anthroposophie in der Presse als Reklame ausnutzten, und lasse mich seither durch die gegen mich in Szene gesetzte Kampagne (in Heidelberg wurden, einige Tage nach meinem dortigen Vortrag, große Mengen der ominösen Dreigliederungs-Nummer unter den Studenten verteilt) nicht abhalten, für die Sache einzutreten, soweit sie vertretbar ist. Ich berühre den Fall nur deshalb, um an seinem Beispiel recht deutlich zu machen, wie reinlich man zwischen „Sein" und „Können" unterscheiden muß. Von Steiners Sein kann ich unmöglich einen günstigen Eindruck haben; noblesse oblige; wer auf höhere Einsicht Anspruch erhebt, sollte verantwortungsbewußter sein. Aber als Könner finde ich ihn nach wie vor sehr beachtenswert und rate jedem kritikfähigen Geist von psychistischer Beanlagung, die seltene Gelegenheit des Daseins eines solchen Spezialisten auszunutzen, um von und an ihm zu lernen. Ich kenne nicht bloß die wichtigsten Schriften, sondern auch seine Zyklen, und habe aus ihnen den Eindruck gewonnen, daß Steiner nicht allein außerordentlich begabt ist, sondern tatsächlich über ungewöhnliche Erkenntnisquellen verfügt. Für den ‚Sinn' fehlt ihm jedes feinere Organ, deshalb muß er alle Weisheit abstrakt und leer finden, die sich nicht auf Phänomene bezieht; aber was er über solche vorbringt, verdient ernste Nachprüfung, so absurd manches zunächst klingt und so wenig vertrauenerweckend sein Stil als Offenbarer seines Wesens wirkt, weshalb ich es lebhaft bedaure, daß sein mir völlig unerwartet gekommenes Vorgehen gegen mich mir die Möglichkeit raubt, mit ihm selber persönliche Fühlung zu nehmen..."

Das Heft zu durchblättern, ist fördernd: Keyserlings Urteile über Neu-Erscheinungen enthüllen sein eigenes Wesen immer deutlicher in seiner merkwürdig schillernden Vielseitigkeit. Am Schluß liest man Berichte über die Tage der Weisheit in Darmstadt, die in Abende von „höchster Geselligkeitskultur" auszuklingen pflegen: sie sind „auf den Ton der höchsten internationalen Salonkultur abgestimmt" und auf den „höchsten anwesenden Weltmannstypus"...

Rudolf Steiner ist übrigens am 27. Februar 60 Jahre alt geworden. Pfarrer Rittelmeyer hat ihm eine Festschrift gewidmet. (München, Verlag Kaiser.) Wir hoffen darauf zurückzukommen.

Vom Heilandkreuz

Zu unsrer Bemerkung im letzten Türmerheft schreibt uns der Herausgeber des „Volkserziehers“:

Lieber Türmer! Seit meinen Kinderjahren ringe ich mit dieser Möglichkeit, die Einheit der zwei verschiedenen Stufen des „Kreuzes“ in mir herzustellen. Ich habe mich im Berserkerzorn mit allerlei Volk da draußen und daheim, da oben und da unten in Wort und Schrift herumgeschlagen und habe manchen Schmiß und Denkzettel neben Siegeslorbeer und ehrenhafter Genugtuung davongetragen; aber ich habe auch schon frühe weinend über meine Leidenschaft und „Tumbheit“ vor Gott auf den Knien gelegen... Und zwischen diesen beiden Polen und „Kreuzen“ bewegt sich noch bis auf den heutigen Tag des Silberjahres mein Leben. Ich möchte alle feisten „Friedens“-, Kriegs- und Revolutionsschieber aufknüpfen und ihr Hab und Gut an die betrogenen Armen verteilen; und weiß andererseits, daß nur völlige „Abrüstung“ bis auf den letzten Haßgedanken Menschheit und Welt „erlösen“ kann. Ich lese mit wahrer Wonne Tolstoj, Dostojewski und Gorki; Shakespeare, Byron und Shelley; Pascal, Michelet und Rolland; Dante, Leonardo da Vinci und Mazzini; Emerson, Walt Whitman und Thoreau — d. h. ich liebe die Seele dieser Völker um uns herum — und „hasse“ doch diese Trotzki, Lenin und Sinowjew, diese Lloyd George, Northcliffe und Grey; diese Clemenceau, Millerand und Briand; diese Sonnino, Luzzati und „Nathan“; diese Wilson, Gerard und Morgan: wie ist so etwas nur zu vereinigen? Gewiß, sie haben es leichter, die mit Friedrich Wilhelm Förster, A. H. Fried und Theodor Wolff dem starken Deutschtum „stolz“ entsagen und sich der „Welt“ der Feinde friedebettelnd an den Hals werfen; oder die mit „Deutscher Zeitung“, „Alldeutschen Blättern“ und Hunkel-Tanzmann-Schriften auf Christentum und Menschenverbrüderung höhnen und „pfeifen“; aber ich gehöre weder zu jenen „Linken“ des Pazifismus, noch zu diesen „Rechten“ des Militarismus. Mir ist diese „bequeme“ Parteistraße allzu — bequem. Mir liegt mehr die Art des „sanften“ Nazareners, der das „Otterngezücht“ zürnend von sich wies (Matth. 3, 7 und Matth. 12, 34), gelegentlich mit „Geißeln aus Stricken“ zwischen die tempelschänderische Händlerbande schlug (Joh. 2, 15) und der am Marterholze bat: „Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun“ (Luk. 23, 24). Schon vor zehn Jahren habe ich mit Peter Rosegger, der „auch so Einer“ war, über diese allerschwerste Germanen- und Christenfrage ernste Briefe gewechselt — der entscheidende ist im „Lichtsucherbuch“ S. 79, Sp. 2 zum Abdruck gekommen. Aber die letzte Antwort auf die Frage des Heilandkreuzes kann mir wohl nur Einer geben: der mein Herz mit allen seinen Schwächen und Stürmen, seinen Gluten und Tränen bis in die kleinste Falte kennt — GOTT Selber. Ihm habe ich im Heilandkreuz mich selber und damit mein Werk zum Opfer gebracht. Ich hoffe, Er wird es gelten lassen... Wilhelm Schwaner

*

Unheimliche Zahlen!

Nach den neuesten Feststellungen gibt es jetzt in Deutschland 6 Millionen Geschlechtskranke. Man könnte geneigt sein, diese wahrhaft erschreckende Zahl anzuzweifeln, wenn sie nicht von dem Vermerk begleitet wäre, daß es sich um das Ergebnis einer amtlichen Erhebung handele.

Daß nach Kriegen von längerer Dauer die Zahl der Geschlechtskranken eine starke Aufwärtsbewegung zeigt, ist eine dem Statistiker wohlbekannte Tatsache. Immerhin ist die Vorstellung, daß nahezu jeder zehnte Mensch in Deutschland geschlechtskrank sei, auch dann im höchsten Grade niederschmetternd, wenn, wie ja wohl anzunehmen ist, in anderen Ländern ähnliche Verhältnisse herrschen sollten. Rein mechanische Abwehrmaßnahmen, auch wenn sie tief in das staatsbürgerliche Einzelleben eingreifen, werden niemals zu einer Besserung führen, solange auf der andern Seite um politischer Doktrinen willen die sittlichen Grundlagen der Fa-

milie hartnäckig untergraben werden. In der Stadt Hannover wurden allein der Beratungsstelle 241 geschlechtskranke Kinder im Alter bis zu 14 Jahren zugeführt. In anderen Großstädten ergibt sich ein gleiches Bild der Verwilderung. Was aber geschieht von Staats wegen zur sittlichen Hebung der Jugend?

*

Der Fall eines Jugendführers

Wir haben im „Türmer" die Jugendbewegung um Muck-Lamberty erwähnt und ihn gegen eine schwere Verleumdung in Schutz genommen. Ereignisse der letzten Zeit zwingen uns nun, diesen Jugendführer unzweideutig abzulehnen. Es liegt eine ganze Reihe von geschlechtlichen Verfehlungen gegenüber der ihm vertrauenden Weiblichkeit vor. Und wie im Fall Georg Kaiser entwickelt man auch hier Verschleierungsdünste, insofern man für diesen Enthaltsamkeits-Apostel, der in der Kirche Marienlieder singen ließ und selber gröblich unenthaltsam war, Ausnahmerechte beansprucht. Aber der Kern der Sache ist das getäuschte Vertrauen. Hier wurde Inbrunst mit Brunst verwechselt und der unbeherrschte Trieb mit religiösen Phrasen verbrämt.

Eine Jugendbewegung ist ins Herz getroffen: in der Beziehung der Geschlechter. Es wird lange dauern, bis sich das Vertrauen wiederherstellt. Und es läßt sich nicht denken, daß sich edle Weiblichkeit fortan noch solchen abenteuerlichen Lebensformen anvertrauen wird

Wird die „Neue Schar" mutig und klar genug sein, zu erfassen, worauf es ankommt? Man muß es der Bewegung selber überlassen.

Unberührt davon bleibt die bereits von andren Wandergruppen neubelebte Freude am altdeutschen Reigentanz, am Volkslied, überhaupt an Licht und Luft und Rhythmus. Dieser Lebensverklärung wünschen wir gutes Gedeihen.

Und noch eins. Hatte die Bewegung diese Seite ihrer Lebensbetätigung vom „Wandervogel" übernommen, so liegt die andre — gleichfalls nicht schöpferisch-selbständige — Betätigungsform auf dem Gebiete der Siedelungsversuche, die ja jetzt häufig sind. Zu beiden an sich so schönen Bestrebungen, zu jenem Frohsinn wie zu dieser Arbeitsgemeinschaft, gehört unbedingte Lauterkeit und Charakterfestigkeit des Führers. Und der hat versagt.

*

Sozialistische Jugend

Ein Aufsatz im sozialdemokratischen „Vorwärts" über ein Buch, das aus dem weimarischen Reichsjugendtage der Arbeiterjugendvereine hervorgegangen ist, beginnt also:

„Aus all den Reden unserer Parteigenossen, aus unzähligen Zeitungsartikeln, aus den Verhandlungen des Parteitages in Kassel und den Diskussionen der Parteivereine spricht eine tiefe Sehnsucht: Wir wollen nicht nur theoretisieren über sozialistische Ziele, sondern auch sozialistisch leben, nicht nur eine schöne Zukunft erkämpfen, sondern auch die Gegenwart heller gestalten. Unser Gemeinschaftsleben soll neue, freundliche Formen bekommen, soll ein Stück Sozialismus sein. Das Streben geht dahin, nicht nur politische und wirtschaftliche Dinge zu ändern, sondern auch den Menschen in all seinem geistigen und seelischen Wollen und Bedürfnissen. Das heißt: bei der Form des Zusammenlebens, bei der Geselligkeit des Arbeiters anfangen"...

Das sind Erkenntnisse und Wünsche, zu denen wir das Blatt beglückwünschen. Dies heißt aber zugleich etwas sehr Wichtiges erkennen: daß nämlich eine Partei allein mit ihren Dogmen — sei's rechts oder links — nicht ausreicht, um Kultur zu schaffen. Denn die Plattform eines edleren Menschentums, das sich in neuen freundlichen Formen auslebt, ist allen gemein. Nur heißt die hier sich gestaltende Wärme nicht mehr Sozialismus, sondern schlicht deutsch und ohne Fremdwort Brüderlichkeit.

Sehr fein und richtig fährt der sozialdemokratische Verfasser fort, seine Unzufriedenheit mit dem bisher unschöpferischen Sozialismus auszusprechen:

„Die Befriedigung wurde — und wird noch — darin gesucht, die Wirtschaftseinrichtung ein wenig ‚feiner' als der Nachbar zu haben, was durchaus nicht bedeutet, daß sie geschmackvoller ist; in der Kleidung sich sehen lassen zu können. Dabei wird dem Gebot der Mode gehorsam gefolgt. Die Geselligkeit der Arbeiterschaft, ihre Pflege des Schönen, Gesang, Dichtkunst usw., hat noch zu keiner besonderen, veredelten Form geführt. Der Gesellschaftsball, auf dem keine seelischen Beziehungen geknüpft werden, ebensowenig. Der künstlerische Vortrag, für den man in dem dunklen Drange nach Schönheit und Licht willig sein Scherflein opferte, wurde nur zu häufig die kühle Verstandesarbeit eines Künstlers, zu dem man in keine innere Verbindung kam, den jeder für sich anhörte, von dem sich jeder still zurückzog, ohne mit dem Nachbar links und rechts einen Händedruck, einen Blick gewechselt zu haben. Und jeder trug wohl im Herzen das Sehnen nach tiefinnerster Gemeinschaft." ..

Wir drücken dem Verfasser die Hand. Er ist auf dem rechten Wege, zu erkennen und festzustellen, was grade auch dem Sozialismus bisher fehlt: die Seele.

*

Nicht vergreisen, deutsche Jugend!

Unsere Zukunft ist nicht das Vereinsmeiertum. Es schmerzt, zu sehen, wie unsere Jungen Jugendringe gründen, die in Landesjugendringe geschlossen werden, die wieder den Reichsjugendring bilden. Die Weltjugendliga zerfällt in Landesgruppen, die sich in Ortsgruppen gliedern. Die Ortsgruppen der politischen Jugendbünde gehören dem Landesverband an, der ein Teil des Reichsverbandes ist. Wohin man blickt, Nachäfferei des Alters ohne eigene Kraft! Vorsitzende und stellvertretende Vorsitzende, Schriftführer und Kassenwarte werden gewählt. Die Mitglieder zahlen an die Gruppen, die Gruppen an die Verbände Geldbeiträge. Der Reichsjugendring hat ein Hauptarbeitsamt, das in seiner hauptamtlichen Tätigkeit ... Und so weiter!

Sankt Bureaukratius reitet um!

Legt Deutschlands Jugend damit wirklich den Grund zu neuem Kulturschaffen? Die Verbände besitzen Geschäftsstellen und drucken Briefformulare und Umschläge — aber wo ist denn hier das wahre, warme, neue Leben? Kann es ein sichereres Zeichen für die Mechanisierung unserer Kultur geben, als solche „Jugendbewegung"? Wann wird unsere Jugend in freien Freundschaftsbünden die Fesseln zerbrechen, schöpferisch werden und sich erheben zur seelischen und geistigen Wiedergeburt? Heinz Burkhardt

*

Wie wehrt man sich gegen Bühnenschmutz?

Der anständige Teil der Deutschen ist jetzt in peinlichem Zwiespalt. Man mutet unsrem ohnedies erschütterten, verwilderten, sittlichen Gefühl auch auf der Bühne eine noch nie dagewesene Schamlosigkeit in geschlechtlichen Dingen zu. Auch der Wiener Schnitzler hat in dieser Hinsicht seinen Namen befleckt: er hat eine Reihe von Einaktern, die alle auf den körperlichen Geschlechtsakt hinauslaufen, die keineswegs nach der Bühne rufen, die er selber einst zurückgehalten und die ein Staatsanwalt als Unzucht bezeichnet hatte — in der frecheren Luft der Gegenwart auf die Bühne gestellt. Nun wehrt sich das Publikum gegen diesen Schmutz wie gegen die „Pfarrhauskomödie", wie gegen Wedekinds Tanz um die Dirne. Man ist dieses hündischen Gebarens satt. In München, Wien, Berlin und an andren Orten greift man zur Gewalt, da andres nicht mehr hilft.

Der Berliner Bericht eines Augenzeugen besagt über eine solche Schlacht: „Direktor Sladek ergriff nach dem ersten Zwischenfall das Wort und erklärte, daß es sich um eine Kundgebung nationaler Soldaten, die schon unter Kapp (?!) gekämpft hatten, handele. Es sei aber Vorsorge getroffen und 200 Polizisten seien anwesend. Das ganze Haus sei umstellt und niemand komme

heraus. Alle Leute, die nun in den Auftritten, die sich jetzt abspielten, gegen den ‚Reigen' erklärten, wurden verhaftet. Dann ergriff der Direktor Sladek noch einmal das Wort und sagte: „Wer von den bezahlten Lausejungens (!) noch im Saal ist, der verlasse den Saal." Es meldete sich ein Herr, der gegen den Ausdruck protestierte und herausgelassen werden wollte. Der Direktor erklärte: „Nein, Sie werden verhaftet und kommen nach dem Alexanderplatz." Die Vorstellung ging dann weiter. Es war aber ziemlich unruhig, denn fortwährend verließen Zuschauer unter Protest den Saal. Ich sah vor dem Theater eine Dame, die mit einem Polizeioffizier sprach und m. E. ganz richtig sagte: Die öffentliche Aufführung des ‚Reigens' sei eine Schweinerei und die Polizei sollte sich nicht dazu hergeben, derartigen Schmutz zu beschützen. Vor dem Theater hatten sich etwa 100 bis 150 Personen angesammelt. Schutzpolizei und Theaterangestellte stellten jeden Zivilisten fest, der sich gegen das Stück aussprach."

So wurden an dieser Kunststätte (!) 34 Personen, darunter fünf Frauen festgenommen und mußten über Nacht im Polizeigefängnis bleiben, bis sie am andren Morgen vernommen wurden!

Die Reigen-Unzucht aber geht weiter. Sogar für die „Kinderhilfe" wird das Stück gespielt!

Einen eigenartigen Beigeschmack bekommt die ekelhafte Sache dadurch, daß die Aufführung durch Rechtsbruch erfolgt ist, während nun die sittliche Entrüstung geknebelt wird! „Wir stehen vor der sonderbaren Tatsache," schreibt ein Berliner Kritiker, „daß die Buchausgabe des ‚Reigens' durch rechtskräftiges Urteil als unzüchtig bezeichnet und bei den Buchhändlern beschlagnahmt worden ist, während sie gleichwohl in einem in jeder Beziehung öffentlichen Haus allabendlich gespielt wird! Im Publikum begreift man diesen Zustand einfach nicht, hält die Aufführung für unrechtmäßig, glaubt an eine Verhöhnung der Gesetze und greift zur Selbsthilfe, weil niemand anders helfen will. Der juristische Formelkram liegt nun aber so, daß die Buchausgabe auf Grund eines Paragraphen verboten ist, während für die öffentliche Aufführung ein anderer in Frage kommt, der zur Voraussetzung hat, daß an der Aufführung Ärgernis genommen worden ist. Der Staatsanwalt kann also nicht einschreiten, wenn sich nicht Leute bei ihm melden, die an der Schmutzerei Ärgernis genommen haben und ihn zum Einschreiten auffordern. Wer also nicht will, daß selbst Männer und Frauen, die sich nichts haben zuschulden kommen lassen als völlig erlaubte, entrüstete Zwischenrufe, von Kriminalbeamten ins Polizeigefängnis geschleppt werden und dort die Nacht verbringen müssen; wer nicht will, daß Menschen sich polizeilich müssen feststellen lassen, lediglich weil sie sich vor dem Theater gegen ein hündisches Stück ausgesprochen haben, der gebe sofort auf seinem Polizeibureau die schriftliche Erklärung ab, daß er an der Aufführung Ärgernis genommen habe und das Einschreiten des Staatsanwalts verlange. Kann man die Erklärung dort nicht entgegennehmen, lasse er sich die Adresse des zuständigen Staatsanwalts nennen und setze sich unmittelbar mit ihm in Verbindung."

Also so steht's jetzt in Deutschland! Die tollsten Aufruhr-Tumulte genügen noch nicht, der Staatsanwaltschaft zu beweisen, daß hier Ärgernis gegeben wird! Was für „Premierenschlachten" hat man einst in Berlin erlebt, als wir noch nicht — Freistaat waren! Jetzt greifen Schutzmannsfäuste ein, um Unzucht zu schützen.

Das Publikum wird eine Form finden müssen, sich gegen diesen Schimmelpilz der Schamlosigkeit zu wehren.

*

Wo bleibt die nationale Bühne Berlins?

Weshalb tut sich der anständige Teil der Berliner nicht zusammen und sichert sich eine in ihrem Spielplan durchaus national und religiös gestimmte Bühne vornehmen Stils?

Es ist in Berlin schon seit langen Jahren einer rührigen Gruppe gelungen, eine immer

wachsende Menge Berliner in den Freien Volksbühnen zu sammeln und Vorstellungen zu ermöglichen, die dem Geiste dieser großen Theatergemeinde entsprechen. Es mag wohl sein, daß es wesentlich Geist vom Geiste der Linksparteien ist, was hier zum künstlerischen Ausdruck kommt. Das Verdienstvolle dieser Leistung bleibt davon unberührt. Tatsache ist jedenfalls: es gibt in Berlin zahlreiche Gruppen und Einzelmenschen, deren Zusammenschluß sofort die Bildung einer Theatergemeinde ermöglichen würde und, wie jener Vorgang beweist, bereits ermöglicht hat. Das gleiche gilt übrigens von jeder anderen großen Stadt.

Weshalb nun begnügen sich die nationalgesinnten Berliner damit, durch ihre führende Presse bloß schelten zu lassen? Weshalb genügt ihnen die Feststellung, daß völkisch oder religiös gestimmte Dichter auf den üblichen Bühnen nicht zu Worte kommen und zu unfruchtbarem Schweigen verdammt sind? Weshalb gehen sie nicht ihrerseits zum Angriff über und bilden eine nationale Bühnengemeinde?

Muß man etwa darauf antworten, daß in den deutschgestimmten Berlinern gegenüber dem internationalen Volksteil zu wenig kulturbildende Kraft stecke? Oder gelingt es ihnen nicht, eine wirkungsstarke Einheit herzustellen? Oder fehlt es an tatkräftigen Führern?

Es ist doch eine Schande, daß es den wahrhaft deutschen Bürgern Berlins nicht gelingt, auch nur eine einzige Bühne im ganzen großen Berlin zu gewinnen oder zu besetzen, die dem nationalen Gedanken dient!

*

Der Reigen-Unfug

Nun wurde glücklich auch Leipzig von der Reigenseuche heimgesucht. Direktor Vieweg vom Schauspielhaus wußte das unter seiner Leitung neu eröffnete „Kleine Theater" in der Elsterstraße nicht würdiger einzuweihen (!) als mit Schnitzlers erotischen Skizzen! Allabendlich füllt sich der Theatersaal mit Zuhörern aus allen Bevölkerungsschichten — ja, diese scheuen sich nicht vor dem Zwange, beim Eintritt ins Theater eine Erklärung abgeben zu müssen, daß sie wüßten, was ihnen bevorsteht und sie daher keinerlei Einwendungen erheben würden (und Karten nicht von Personen unter 18 Jahren benutzen lassen). Diese traurigen Vorsichtsmaßregeln — vorgeschrieben und ausgeführt in den Tagen, da unerbittliche Feinde an den Grundfesten unseres Reichsbaues rütteln und deutsches Wesen zu zerstören trachten, da hohnvoll einem zermürbten und ohnmächtigen Volk der Fehdehandschuh unerhörter Erpressungen zugeworfen wird — zeigen mit unverhüllter Deutlichkeit, wie der Charakter des Stückes in Wahrheit und — wie unser Volk beschaffen ist! Gegen diese Entdeutschung und Entweihung unserer Bühne hat einer der namhaftesten Vertreter der Leipziger Universität unter dem Beifall Tausender in der Pleißestadt ein mutiges Manneswort gesprochen — ein tapferes Zeichen edler Würde im gleißnerischen Trug dieser verlotterten Zeit. Geheimrat Volkelt schickte den „Leipziger Neuesten Nachrichten" ein Eingesandt, das in der Nummer vom 23. Januar ds. Js. veröffentlicht wurde — das aber gegenüber der Seuche genau ebensowenig Eindruck macht wie die derbsten Lärmszenen.

Aber die Deutschen werden sich dies alles merken. Alle diejenigen, die in dieser trüben Gegenwart noch wagen, deutschen Edelsinn, echte Würde und gemütstiefe Innerlichkeit sich zu wahren, werden sich innerlich zu einer Gegenstimmung sammeln, wie bereits am Abend des 10. Februar in Leipzig eine Protestversammlung stattgefunden hat.

Zensur und Staatsanwalt schweigen — — deutsches Volk, wo bleibt die sittliche Wucht, die oft so befreiend aus deinen Besten herausbrach?! Wer schafft dir des Reiches wahre Seele, befreit von diesem Schmutz und dieser Niedrigkeit einer erbärmlichen Zeit?! Mit des neudeutschen Dichters ernster Mahnung schließen wir dieses schmerzliche Kennzeichen deutscher Würdelosigkeit:

„Bist du denn ganz erloschen, du deutscher Edelsinn?
Ihr Herzen der starken Stille, seid ihr denn ganz dahin?
Heraus, du Sonne von innen, zerflamme den üblen Dunst!
Heraus vor allem wieder, du heil'ge deutsche Kunst!"

Dr Paul Bülow

*

Dieb und Literat

Ein Theatraliker, im Geschwindstil des Filmschauspiels mehr aus dem Nervengeflecht arbeitend als aus der Seele, veruntreut anvertrautes Gut; er betrügt die ihm vertrauenden Freunde um Hunderttausende und wird als Dieb vor Gericht gezogen. Sofort erhebt sich in der ihm befreundeten Presse ein einstimmiger Aufruhr! Man rechtfertigt, versteht alles, verzeiht alles, bedauert den psychischen Zustand und telegraphiert an die Staatsanwaltschaft, — kurz, man versucht den Fall zu einem psychologischen Problem umzubiegen und läßt es dabei an Dreistigkeit nicht fehlen. Vor Gericht wird kühl festgestellt, daß der unbedenkliche und selbstbewußte Schriftsteller sehr beträchtliche Veruntreuungen begangen hat, obwohl er von seinem Verleger in den letzten zwei Jahren an die zweihundertausend Mark bezogen. Den Richtern gegenüber sucht der Beklagte in wahrhaft größenwahnsinnigen Worten sein Verhalten zu rechtfertigen und seine Ausnahme-Bedeutung zu betonen, vielleicht vom Verteidiger zu solchem Phrasenschwulst ermuntert, damit der Fall pathologische Farbe erhalte.

Es lohnt nicht der Mühe, auch nur mit einem Wort auf dieses Geschwätz einzugehen. Das Gericht hat den Schuldigen auf ein Jahr und seine mitschuldige Frau auf vier Monate ins Gefängnis geschickt. Dort mag Georg Kaiser darüber nachdenken, daß es in jeder Lebensgemeinschaft eiserne Gesetze gibt, die man nicht zu brechen versuchen darf, ohne selber zu zerbrechen. Dem deutschen Volk aber muß man aus diesem Anlaß aufs neue einschärfen, sich in seinen Grundinstinkten durch Verschleierungskünste und große Worte nicht irre machen zu lassen. Damit sei dieser Fall abgetan. Das an sich so naheliegende reinmenschliche Mitleid noch besonders auszusprechen, hat hier gar keinen Zweck, so lange die Grundbegriffe derart verbogen werden.

*

Wie sieht's im Elsaß aus?

Man schreibt uns:

„Nachdem ich die Beobachtungen über ‚Elsaß-Lothringen' im 3. Heft des ‚Türmers' gelesen hatte, reizte es mich ungewöhnlich, an Ort und Stelle die Richtigkeit der Beobachtungen des Herrn ‚Alsaticus' ein wenig zu prüfen. Ich hatte über Weihnachten und Neujahr dazu Gelegenheit. Nach jenen ‚Beobachtungen' zu schließen [die bedeutend weiter zurückliegen! D. T.] wäre die Lage im Elsaß etwas ruhiger geworden. Ich habe davon nichts gemerkt. Eher ist das Gegenteil der Fall. Bauern, Arbeiter, Beamte, Geistliche, alle erkennen heute, daß sie anderen Blutes sind als ihre ‚Befreier'. Nicht nur einzelne Stände oder politische Parteien sind oppositionell gestimmt, sondern (man kann es mit bestem Gewissen behaupten) die große Mehrzahl der Elsässer, namentlich in evangelischen Orten. Und in katholischen Gegenden sorgt die klerikale Presse dafür, daß der Widerstand gegen alles, was französisch ist, zusehends zunimmt. Man braucht nur klerikale Blätter zu lesen, um sofort zu sehen, was für ein frischer (Ost-) Wind weht. Abbé Hägy-Colmar schreibt im ‚Elsässischen Kurier': ‚— — Für Lehrpersonen (aus Frankreich!), welche eine religiös-sittliche Erziehung den Kindern nicht zu geben vermögen, muß es heißen: Hinaus aus unseren Schulen! Für ein Schulsystem — — —: Hinaus aus unserem Lande, und zwar schleunigst!' Die Sprachenfrage und die Frage des religiösen Unterrichts hat die Geistlichen aller Konfessionen zusammengeführt, die geschlossen gegen das französische System kämpfen. Einig geht mit ihnen in dieser Frage die sozialistische Presse.

Ganz eindeutig ist die Stellung der Bauern und Winzer. Die ganze letztjährige Weinernte liegt noch in den Kellern. Billige französische Weine überschwemmen das Land. Die Ausfuhr nach Deutschland ist unmöglich (Valuta!). Der Advokat Labergerie hat kürzlich das elsässische Rebland besucht und berichtet in der Nummer vom 6. Januar der ‚Revue de Viticulture' über die Eindrücke, die er über die Lage im Elsaß gesammelt hat. Ich greife einige Sätze heraus: ‚Auch im Elsaß beginnt man den Wechsel des Systems zu verspüren. Das Geld kommt nicht mehr zeitig genug an, die Arbeiter können sogar nicht mehr bezahlt werden.' — ‚Nehmen wir uns in acht, daß dieses System in den wiedergewonnenen Provinzen nicht zu demselben Resultate führt und bei der Bevölkerung Klagen zeitigt, die von den dort noch vorhandenen deutschen Agenten ausgebeutet würden!' — ‚Während unserer Durchreise durch das Elsaß haben wir schon bei unseren dortigen Freunden ein Vorurteil feststellen können, welches die lebhafte Tätigkeit der deutschen Agenten beweist.' Wenn Herr Lab. zu diesem Urteil kommt, dann muß es wohl wahr sein. — Ein Bürgermeister eines Rebortes fragte mich: ‚Kommst du allein aus Deutschland?' — ‚Wen hätte ich denn mitbringen sollen?' — ‚40000 Preußen! Dann wäre alles wieder gut!' — Dutzende solcher Äußerungen durfte ich in 14 Tagen hören, besonders auf der Bahn. — Das Theater ist ein anderes Schmerzenskind. Der sozialistische ‚Republikaner' (Mülhausen) schreibt: ‚In derselben Kunsthalle, wo jetzt Variétézoten Triumphe feiern, soll früher das Publikum Beethoven, Mozart, Wagner, Schiller, Goethe belauscht haben. Soll unser Musentempel ein Pariser Tingeltangel werden? Läuterungsgeist tut not! Kampf diesem frivolen, antielsässischen Pariser Bourgeoisgeist mit der bewährten Waffe altelsässischen Geistes!' — Am 16. Jan. d. J. ist in Colmar ein neuer Lehrerverein gegründet worden mit dem Ziel: ‚Sicherung der erworbenen Rechte, Bekämpfung der Sonderrechte der Lehrer aus Innerfrankreich'. Die feindliche Presse nennt den neuen Verein ‚Amicale B', lies: ‚A. boche'. — Die Frage der Rekrutierung verursacht am meisten böses Blut. In Belfort haben sich einige meiner Bekannten geweigert, Dienst zu tun. Folge: 6 Monate Gefängnis. In der Silvesternacht sangen junge Burschen in der Straße Markirchs ein Lied mit dem Kehrreim: ‚So leb' denn wohl, du deutsches Vaterland!' —

Ich könnte noch viele Beispiele aufzählen. Doch wollte ich Ihnen nur zeigen, daß augenblicklich von einer Beruhigung **nicht** die Rede sein kann; im Gegenteil: immer **schärfere Opposition**..."

*

„Eine beachtenswerte Unterrichtsmethode"

Diese Worte stehen unter zwei Bildern in einer Unterhaltungsbeilage des „**Vorwärts**". Schulkinder stehen vor einer Fahne aufgestellt, die eins der Kinder hält; links hebt eine Lehrerin einem wahrscheinlich widerspenstigen Kinde die Hand hoch und lehrt es die republikanische Fahne „**grüßen**", rechts ziehen grüßende Jungens an der Fahne vorüber. Die Erklärung sagt dazu: „Die **Bildungsbestrebungen** unserer **Partei** gehen, wie wir das an anderer Stelle ausführlicher darlegen, **erfolgreich** ihren Gang. Auch in Deutschösterreich sucht man nach Kräften **so zeitig wie möglich** auf die **republikanische Anschauung der Jugend** — schon der Schuljugend — **einzuwirken**. Lehrer und Lehrerin unterweisen die Kinder, in welcher Weise sie der **Staatsfahne** Gruß und Ehrerbietung **entgegenzubringen haben**: eine **höchst beachtenswerte Unterrichtsmethode**, die auch in anderen Ländern Nachahmung finden sollte."

Dies wachsende **Staatsgefühl** freut uns herzlich. Man beachte, wie die Worte „Partei", „republikanisch", „Staatsfahne" sich hier reizend ineinanderschlingen, um diese „höchst beachtenswerte Unterrichtsmethode" schmackhaft zu machen! Was hättet ihr denn aber wohl **früher** gesagt, wenn man die Kinder der Kaiserzeit zu solchen Grüßen methodisch gezwungen hätte?!

*

Putsch von rechts?

Es wäre doch wohl ungefähr das Dümmste, was die Rechtsparteien tun könnten, wenn sie durch einen Putsch die Entwicklung beschleunigen wollten. Hoffentlich läßt sich selbst der hitzigste Rechtsnationale nicht zu solcher verbrecherischen Dummheit hinreißen. Es geht eben wieder eine Warnung durch die Blätter. Unseren Feinden draußen und den Radikalisten im Innern könnte gar kein größerer Gefallen geschehen.

Es gibt nur eins, was uns wahrhaft fördern kann: das Erstarken eines edlen Volksbewußtseins. Diese Erstarkung aber kann durch Putsche nur zerrüttet werden, grade durch Putsche von rechts. Denn bei der Rechten, bei den bürgerlichen Parteien insgesamt, setzt man stärkeres Nationalbewußtsein von vornherein voraus. Der Kommunismus lauert ja nur auf solche Anlässe, auf solche Vorwände. Tut ihm den Gefallen nicht!

Etwas andres ist es mit der stillen Sammlung und Fühlungnahme, wie es einstmals in den Tagen der „Tugendbünde" war. Jetzt ist für leiderprobte Deutsche die gemeinsame Sorge der beste Kitt. Nicht zu viel Wesens machen von äußeren „Organisationen"! Die in uns wirkenden geistigen Urkräfte beleben! Sich stärken an großen Ahnen! Auch nicht zu viel Zeit verlieren mit Hader gegen die unaufhaltsame Zersetzung! Von Zeit zu Zeit eine klare, unzweideutige, wuchtige Äußerung reiner Gesinnung und ein wirksamer Aufruf deutschen Gewissens — immer mit dem Ziel, die deutsche Sendung in ganzer Kraft und Reinheit herauszuarbeiten!

So werden wir von innen heraus, langsam und sicher, Herren unseres Schicksals.

*

Die rote Welle

Die Sprengung der Siegessäule gegenüber dem Reichstag sollte eigentlich das weithin hallende Signal zum Losbruch dieses abermaligen Bolschewistenaufstandes geben, der ganz und gar russischer Abklatsch ist. Es mutet fast symbolisch an, daß lediglich das Versagen einer verdorbenen Zündschnur, nicht wie uns amtliche Darstellung weiszumachen versucht hat, das Eingreifen der Ordnungsbehörde den fürchterlichen Anschlag vereitelt hat.

Wenn (wie es im Augenblick, da diese Zeilen in Druck gehen), den Anschein hat, die Aufruhrbewegung in Mitteldeutschland zum Stillstand kommt, so wird dies weit mehr bewirkt durch die innerliche Unzulänglichkeit des ganzen Putschunternehmens als etwa durch die Abwehrmaßnahmen der Regierung. Wie geradezu jämmerlich erscheint angesichts der Riesengefahr für den Bestand des Reiches die Haltung eines Hörsing, der aus Schlotterangst vor den kommunistischen Machthabern das wüste Verschwörertum durch Amnestieversprechungen zu bekehren versuchte, statt die beispiellos verhöhnte Staatsautorität, deren letzter Kredit vor dem Auslande auf dem Spiel steht, mit Maschinengewehren zu verteidigen. Selbst bei dem größten Teil der Arbeiterschaft hätte diesmal ein energisches Eingreifen der Regierung Verständnis und, wenn nicht offene, so doch geheime Zustimmung gefunden. Denn für den Arbeiter zwischen 18 und 50 Jahren, der gewaltsam in die Rote Garde gesteckt wird, ist dieser brüderliche Militarismus doch im Grunde keineswegs erfreulicher als der, um dessentwillen er die Revolution von 1918 gemacht hat.

Einer politischen Organisation gegenüber, die das zunftmäßige Verbrechertum als Stoßtrupp benutzt, ist irgendwelche Schonung so unangebracht wie nur möglich. Oder steht der gegenwärtigen Regierung, die doch vorwiegend bürgerlich ist, das Wohl und Wehe der kommunistischen Partei höher als das des übrigen Deutschlands?

Bei der Verhaftung der Siegessäulen-Attentäter drang ein Kommissar mit zwei Mann in das Bolschewistennest. Auf seinen Donnerruf „Hände hoch, oder wir schießen!" hoben die fünfzehn schwarzmaskierten, bis an die Zähne bewaffneten Pikrinhelden die Hände in die Höhe.
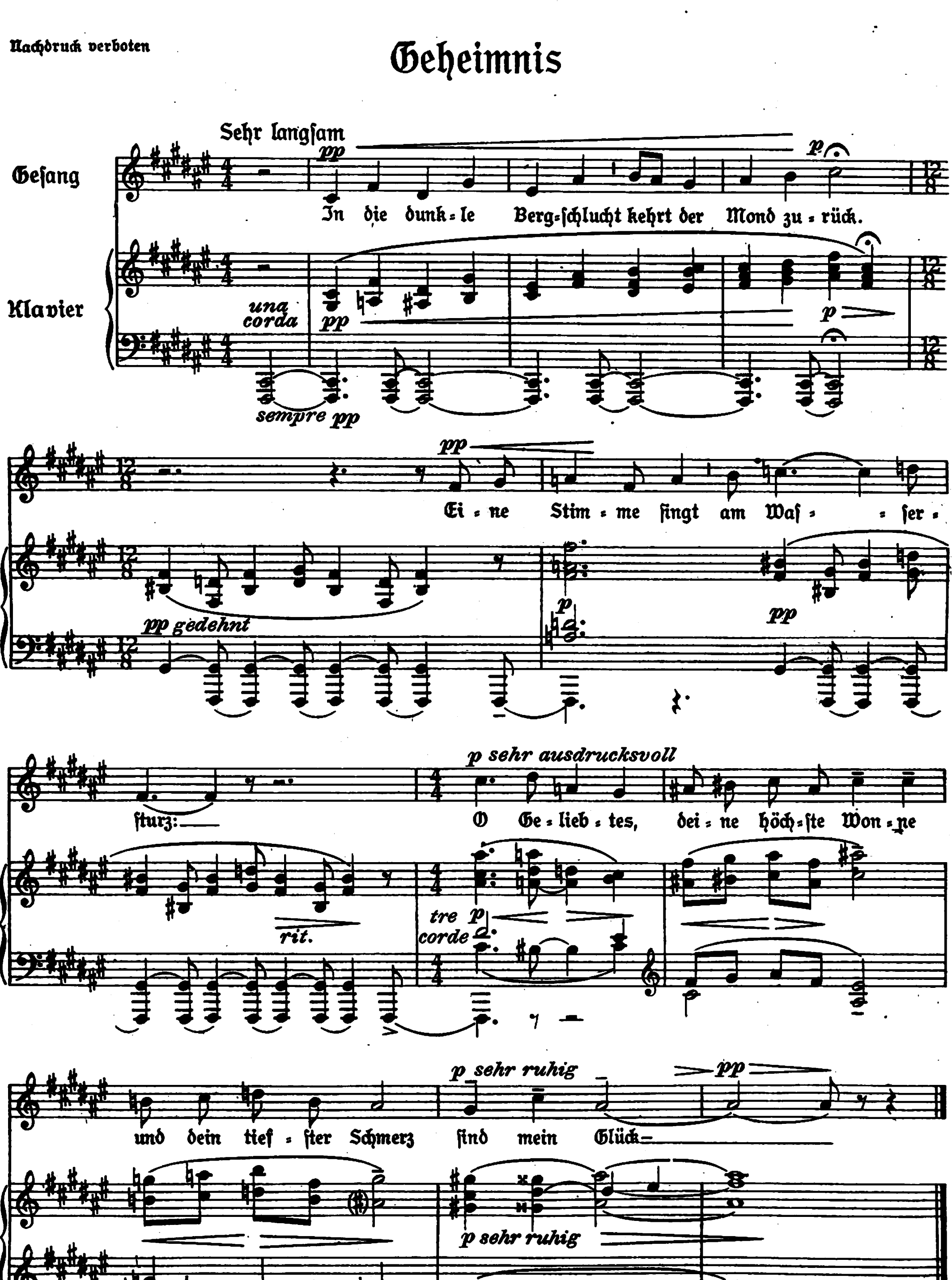
Die Moral dieser Überrumpelungsgeschichte ist lehrreich. Besonders für die Reichsregierung ...
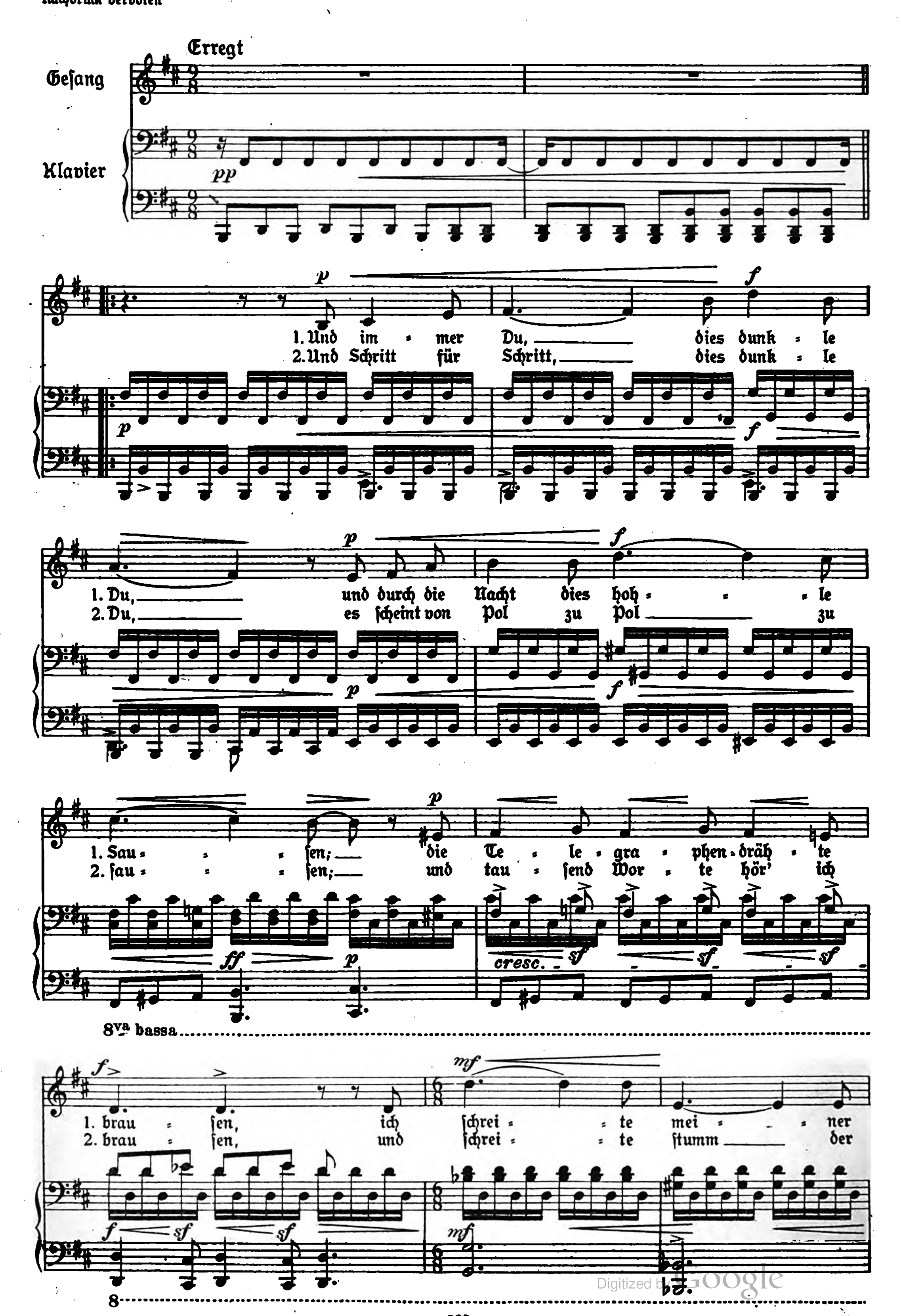
Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard. Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer. Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Straße. 69. Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart

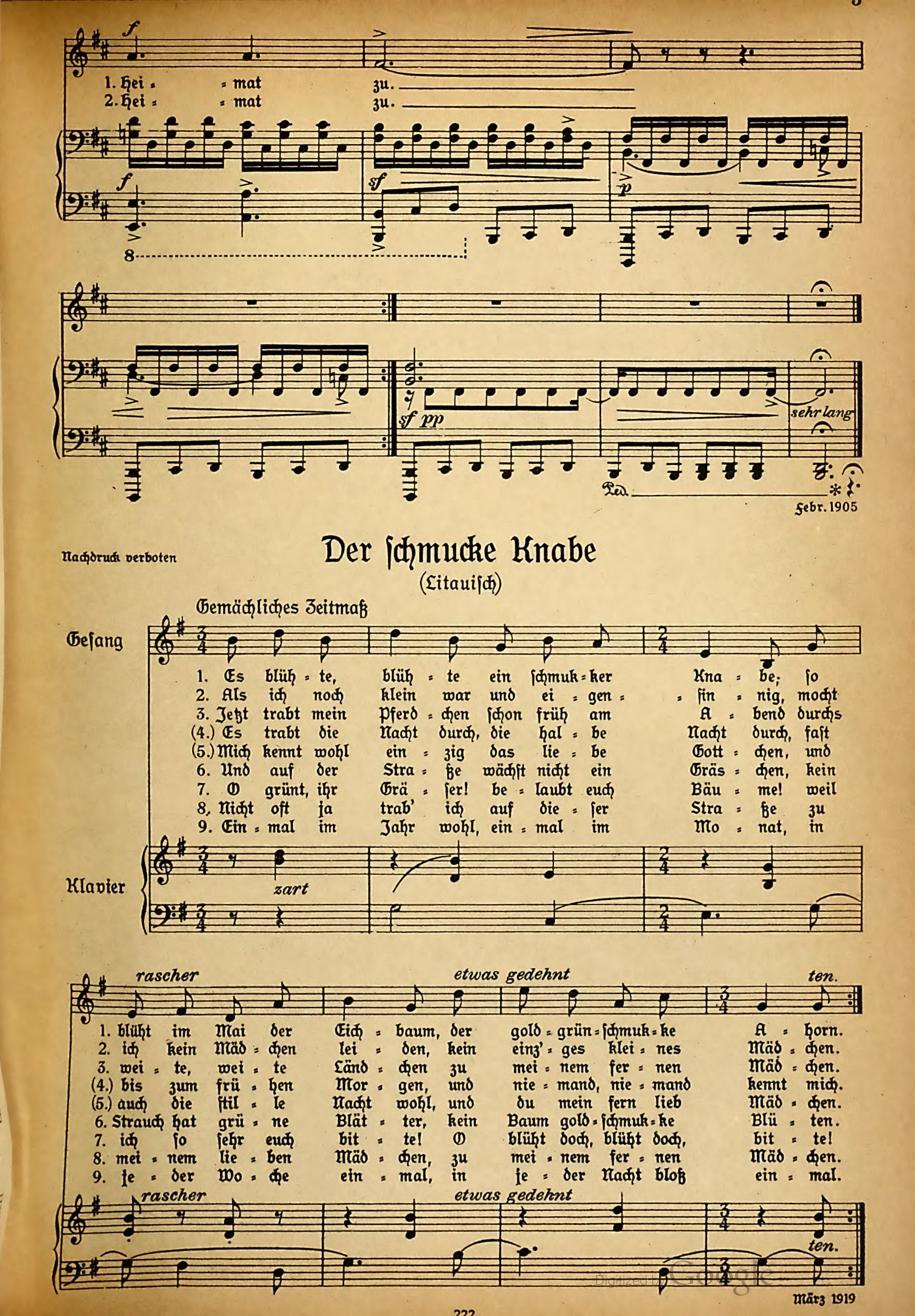
Vier Gedichte von Richard Dehmel

Vertont von Armin Knab

Geheimnis




Durch die Nacht
Nachdruck verboten
Erregt
Gesang
Klavier
1. Und im - mer Du, dies dunk - le
2. Und Schritt für Schritt, dies dunk - le
1. Du, und durch die Nacht dies hoh - - le
2. Du, es scheint von Pol zu Pol zu
1. Sau - - sen; die Te - le - gra - phen - dräh - te
2. sau - - sen; und tau - send Wor - te hör' ich
1. brau - sen, ich schrei - te mei - - ner
2. brau - sen, und schrei - te stumm der
8va bassa
cresc.
Digitized by Google



1. Hei - - mat zu.
2. Hei - - mat zu.
f
sf
p
8
sf pp
sehr lang
Ped.
Febr. 1905
Nachdruck verboten
Der schmucke Knabe
(Litauisch)
Gemächliches Zeitmaß
Gesang
1. Es blüh - te, blüh - te ein schmuk - ker Kna - be; so
2. Als ich noch klein war und ei - gen - - sin - nig, mocht
3. Jetzt trabt mein Pferd - chen schon früh am A - bend durchs
(4.) Es trabt die Nacht durch, die hal - be Nacht durch, fast
(5.) Mich kennt wohl ein - zig das lie - be Gott - chen, und
6. Und auf der Stra - ße wächst nicht ein Gräs - chen, kein
7. O grünt, ihr Grä - ser! be - laubt euch Bäu - me! weil
8. Nicht oft ja trab' ich auf die - ser Stra - ße zu
9. Ein - mal im Jahr wohl, ein - mal im Mo - nat, in
Klavier
zart
rascher
etwas gedehnt
ten.
1. blüht im Mai der Eich - baum, der gold - grün - schmuk - ke A - horn.
2. ich kein Mäd - chen lei - den, kein einz' - ges klei - nes Mäd - chen.
3. wei - te, wei - te Länd - chen zu mei - nem fer - nen Mäd - chen.
(4.) bis zum frü - hen Mor - gen, und nie - mand, nie - mand kennt mich.
(5.) auch die stil - le Nacht wohl, und du mein fern lieb Mäd - chen.
6. Strauch hat grü - ne Blät - ter, kein Baum gold - schmuk - ke Blü - ten.
7. ich so sehr euch bit - te! O blüht doch, blüht doch, bit - te!
8. mei - nem lie - ben Mäd - chen, zu mei - nem fer - nen Mäd - chen.
9. je - der Wo - che ein - mal, in je - der Nacht bloß ein - mal.
März 1919

Der Abschied

(Litauisch)

Ziemlich lebhaft, rhythmisch präzis

Gesang

1. Kräh - ten kaum die er - sten mun - tern Häh - ne, stand der wil - de
2. Stand das sanf - te Mäd - chen schon im Gar - ten, gab ihm lei - se
3. Stürz - te auch die gan - ze Welt zu - sam - men, wa - tet auch in
4. Steht das Mäd - chen an der Ab - schieds - brük - ke, blickt ent - lang die
5. War - um sollt ich denn nicht wie - der - keh - ren? Hun - dert - tau - send
6. Wird mein Mäd - chen mir das Blut ab - wa - schen, wird's mit ih - ren
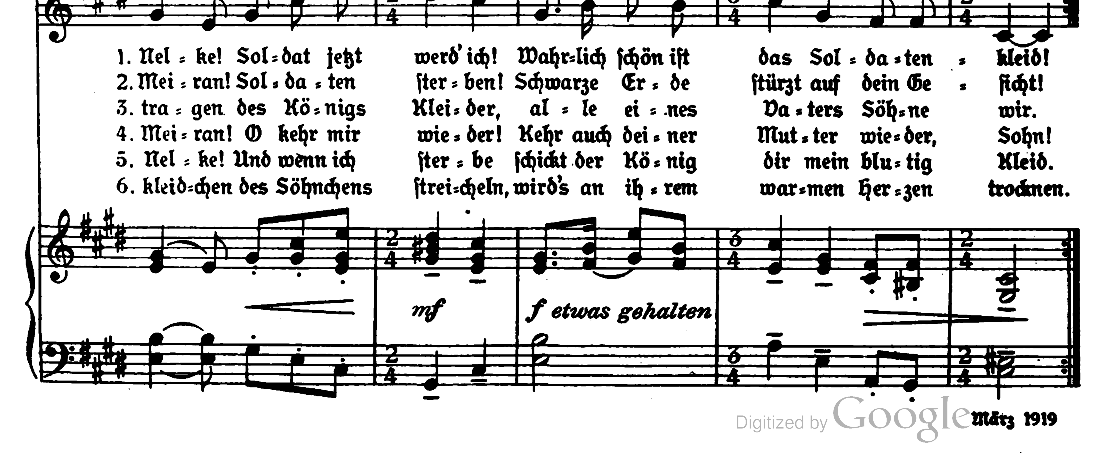
Klavier

p sehr leicht

etwas langsamer, ausdrucksvoll

1. Kna - be schon am Hof - tor. Steh auf, mein Mäd - chen, du zar - te
2. wei - nend das Ge - lei - te. O bleib, mein Kna - be, du fri - scher
3. Blut jed - we - der Kö - nig, Sol - da - ten la - chen, Sol - da - ten
4. lan - ge grau - e Stra - ße. Leb wohl, mein Kna - be, du fri - scher
5. keh - ren heim als Sie - ger! Leb wohl, mein Mäd - chen, du zar - te
6. hei - ßen Trä - nen wa - schen. Wird Mut - ter kom - men, das Eh - ren -

express.





Maiabend | Karl Breuer

Beilage zum Türmer



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

23. Jahrg. Mai 1921 Heft 8

Wofür starben sie?

Von Arthur Hoffmann-Erfurt

Dreißig, die vor dem Kriege in enger Gemeinschaft zusammengehört hatten, feierten nun — zehn Jahre nach der Trennung — ein erstes Treffen. Wir Lebenden — noch neunzehn, und mit uns unsere Toten! Um Worte Fichtes sammelte sich der Kreis, und der Geist des deutschen Idealismus erfüllte eine Stunde der Besinnung. Was dort im Innern lebendig wurde, sei hier denen bezeugt, die mit auf dem Wege sind nach dem „neuen Deutschland“ ...

* * *

Es war im Winter 1807/08, da rang in Berlin ein Kreis seelisch aufgeschlossener, geistig tiefer Menschen darum, die Zeichen der Zeit — einer Zeit des äußeren Zusammenbruches wie heute — zu erfassen. Dort gab Fichte der Frage nach dem Sinn der Opfer des Krieges die Antwort: „Für eine Ordnung der Dinge, die lange nach ihrem Tode über ihren Gräbern blühen soll, verspritzten sie mit Freudigkeit ihr Blut.“ Sie gingen auf in der „verzehrenden Flamme der höheren Vaterlandsliebe, die die Nation als Hülle des Ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freuden sich opfert“.

Dazu ein zweites Bild: Wir sehen Fichte einer ganz anderen Aufgabe hingegeben. In Jena hat er im Sommer 1794 eine Schar junger Menschen um sich versammelt. Er empfindet tief mit ihnen, wie ernste Lebensfragen in denen drängen, die über die Angelegenheiten eines bloßen Brotstudiums hinaus tiefere

Belange kennen und größere Aufgaben meistern wollen. Solchen Lebendigen — und „wir Lebenden“ wollen uns zu ihnen rechnen — gibt er am Schlusse einer Vorlesung die Worte mit: Das ist „der an uns ergangene Ruf, daß wir es sind, die für die Vervollkommnung anderer zu arbeiten haben. Lassen Sie uns froh sein über den Anblick des weiten Feldes, das wir zu bearbeiten haben! Lassen Sie uns froh sein, daß wir Kraft in uns fühlen, und daß unsere Aufgabe unendlich ist!“

In diesen beiden Worten eines der größten geistigen Führer unseres Volkes ist alles beschlossen, was unsere heutige Besinnung an letzten und tiefsten Gedanken finden könnte. Es wird nur meine Aufgabe sein, diesen reichen und tiefen Sinn ein wenig zu entfalten, so daß Tröstung und Stärkung uns daraus zufließe.

Wofür starben sie? Auf diese Frage, die in Stunden ratloser Verzweiflung wie in Augenblicken stillerer Trauer bei so vielen Tausenden angeklopft hat, die noch heute längst nicht schweigt und noch lange — bald stärker, bald schwächer — aus dem Tageslärm und den Tageskämpfen herausklingen wird, auf diese Frage die schlichte Antwort: „Für eine Ordnung der Dinge.“

Es ist nichts von Grund auf Neues, das der Denker uns mit diesen Worten aufschließt. Es liegt ja vielmehr auch das in ihnen, was der religiöse Mensch nach Stürmen der Verzweiflung als seinen Ankergrund findet, und wobei er nach Leid und Schmerzen ausruht und sich geborgen weiß: das gläubige Vertrauen darauf, daß ein göttlicher Wille das für unsere Augen oft Sinnlose am Ende doch zum Sinnvollen, zum Guten wendet.

Wir wollen es heute dabei bewenden lassen, an diese Lösung unserer Frage, die dem religiösen Menschen gegeben wird, wenn sein Ringen ernst ist, nur kurz zu erinnern. Es hat sich ja unsern Gedanken ein Führer beigesellt, der — so tief auch er von einem Gotteserlebnis durchdrungen war (Fichte hat uns eine „Anweisung zum seligen Leben“ geschrieben) — beim religiösen Erleben nicht halt machte, sondern auch mit einem vertieften „Wissen“ darum rang, letzte Lebensfragen zu erfassen. Was seine Weltweisheit erschlossen hat, davon möge uns etwas aufgehen. Versuchen wir es so zu erfassen, welcher Sinn darin liegt, daß unsere Toten für uns sterben mußten, und daß wir nun für sie leben sollen.

„Für eine Ordnung der Dinge.“ — Es ist wirklich eine letzte und tiefste Lebensfrage, die sich in diesen Worten ankündigt. Das erfassen wir ja alle leicht, daß das verworrene Geschehen um uns auf eine Gestaltung hindrängt. Aber welche Ordnung ist es denn nun, für die die schwersten Opfer eben doch nicht zu groß sind?

Schauen wir in unsere Zeit hinein, dann sehen wir Tausende sich geschäftig regen, um eine gewisse „Ordnung der Dinge“ mit gestalten zu helfen. Wir stehen alle mitten darin in diesem Getriebe und haben alle mit teil an diesem Geiste, so daß eine klare Auseinandersetzung mit ihm zuerst nottun wird. Es fehlt nicht an solchen, die verkündet haben — und auch nach ärgsten Enttäuschungen noch daran festhalten —: daß das große Ringen gegangen sei um die Interessen des wirtschaftlichen Lebens. Es soll gewiß nicht verkannt werden, daß es für ein Volk eine ungemein wichtige Aufgabe ist, wie es sein Wirtschaftsleben gestaltet. Die Unterhaltung unseres äußeren Lebens — die Sorge also um Nahrung, Wohnung

und Kleidung, die Förderung der Gütererzeugung und die Regelung des Verbrauches — das sind Dinge, die mit ihren Auswirkungen weit in die feinsten Verzweigungen des kulturellen Lebens hineinreichen und deren Vernachlässigung sich daher bitter rächt. —

Aber denken wir nun daran, wie unser Zeitalter mit solchen Aufgaben sich abgefunden hat. Gewiß, es war ein Aufstieg, der uns stolz machen durfte, als aus dem Volke der Dichter und Denker, das das Ausland sich gern als Träumer und Schwärmer dachte, eine im Wirtschaftsleben führende Weltmacht wurde. Als in jeden Winkel unserer Heimat hinein die neuen Errungenschaften der betriebsamen „modernen" Menschen drangen. Als in jede versteckte Hütte neuzeitliche „Aufklärung" hineinleuchtete. Als jeder Kopf anfing, wirtschaftliche und soziale Probleme aufzufangen, klug mitzurechnen, gerissen mitzumarkten. Aber wissen wir denn heute noch immer nicht, was mit solcher „Ordnung der Dinge" letzten Endes über uns kam? Sehen denn heute so viele immer noch nicht, wie gute und richtige Gedanken uns zum ärgsten Unheile wurden, als in einer schwachen Stunde — einer Stunde, die etwa von den Gründerjahren an nach Jahrzehnten zu rechnen ist — unser Volk sie hemmungslos seine Seele überwuchern ließ? Fühlen wir noch nicht alle, daß es nun, nachdem der wirtschaftliche Geist in solcher Entartung wie eine verheerende Seuche unter uns haust, ein Frevel ist, die „Ordnung der Dinge", für die die Unseren starben, die wirtschaftliche zu nennen? Wir müssen einmal uns ganz klar werden über die furchtbare seelische Not, die über uns gekommen ist, weil unser Volk seine wahre Sendung vergaß. Den jungen Menschen, die Fichte in Jena durch seine Vorlesungen über ihre eigentliche Bestimmung zu einem neuen Leben aufrütteln wollte, prägte er ein Bild ein, das auch auf uns wirken muß mit der erschütternden Wucht, die solcher sicheren Erkenntnis des wahren Wesens einer innerlich verarmten Zeit innewohnt: Fichte zeigte seinen Hörern die „Menschen ohne Ahnung ihrer hohen Würde und des Gottesfunkens in ihnen, zur Erde niedergebeugt, wie die Tiere, und an den Staub gefesselt; sah ihre Freuden und ihre Leiden und ihr ganzes Schicksal, abhängig von der Befriedigung ihrer niedern Sinnlichkeit, deren Bedürfnis doch durch jede Befriedigung zu einem schmerzhaftern Grade stieg; sah, wie sie in Befriedigung dieser niedern Sinnlichkeit nicht Recht noch Unrecht, nicht Heiliges noch Unheiliges achteten; wie sie stets bereit waren, dem ersten Einfalle die gesamte Menschheit aufzuopfern; sah, wie sie endlich allen Sinn für Recht und Unrecht verloren, und die Weisheit in die Geschicklichkeit, seinen Vorteil zu erreichen, und die Pflicht in die Befriedigung ihrer Lüste setzten; sah zuletzt, wie sie in dieser Erniedrigung ihre Erhabenheit, und in dieser Schande ihre Ehre suchten; wie sie verachtend auf die herabsahen, die nicht so weise und nicht so tugendhaft waren, als sie. Sah — ein Anblick, den man nun endlich in Deutschland auch haben kann — sah diejenigen, welche die Lehrer und Erzieher der Nation sein sollten, herabgesunken zu den gefälligen Sklaven ihres Verderbens, diejenigen, die für das Zeitalter den Ton der Weisheit und des Ernstes angeben sollten, sorgfältig horchen auf den Ton, den die herrschendste Torheit und das herrschendste Laster angab." — „Sah Talent und Kunst und Wissen vereinigt zu dem elenden Zwecke, durch alle

Genüsse abgenutzten Nerven noch einen feinern Genuß zu erzwingen." Das ist eine Abrechnung, die aus der Zeit vor hundert Jahren zu uns herüberklingt, als wäre sie für diesen Tag geschrieben. Nicht der Geist maßvoller wirtschaftlicher Besonnenheit, den auch jeder einzelne von uns betätigen und sich wahren muß, wohl aber der Ungeist händlerischer Verkommenheit, der keine anderen wertvollen Belange kennt als solche, um die sich nach Heller und Pfennig markten und feilschen läßt, dieses Unwesen, zu dem ein Volk von ganz anderer innerer Prägung entartete, empfängt hier sein vernichtendes Urteil.

Was fordern unsere Toten von uns? Wir stünden mit leeren Händen vor ihnen, könnten wir noch so tief in klug errechnetem Besitze wühlen. Wir wären arm auch nach äußeren Siegen und müßten verzweifeln, wenn aus den Augen der toten Brüder und Freunde, der Weggenossen, die uns vorausgingen, immer und immer wieder die Frage zu uns spräche: „Und ihr?", könnten wir zur Antwort nichts anderes in uns lebendig werden lassen, als die flinken Gedanken vom besten Profit, die sich am Ende doch immer unfruchtbar im Kreise drehen, als das öde Geklapper klug berechnender Schlüsse — wäre in uns nichts anderes zu finden als das Begriffsnetz mit den weiten Maschen, das eine geistig so überlegene Zeit sich von geschäftigen Händen hat spinnen lassen, damit die Bedenken und Einwände anständiger und sauberer Menschen, die hin und wieder doch nicht ganz zu übertönen sind, nur ja nicht einmal irgendwo einhaken könnten und an all den zum Fang ausgelegten Fäden unangenehm zerrten. Denn fiele das Gespinst eines Tages zusammen, dann stünde der Mensch unserer Tage so nackt und erbärmlich da, daß auch die hartgesottensten unter den „Wissenden" von heute bei dieser Vorstellung schon ein Grausen packt — und wie müssen **wir** erst solch ein hellsehendes Schauen empfinden, wenn wir eben dessen voll bewußt sind, daß die Forderung unserer Toten über unserm Leben steht.

Wie ordnen wir aber die Dinge nun anders, wie gestalten wir ein solches Leben neu? Entsinnen wir uns an dieser Stelle des „Vermächtnisses", das ein anderer Großer im Geiste uns hinterlassen hat:

„Sofort nun wende dich nach innen!
Das Zentrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen,
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag."

Es ist also „nicht draußen, da sucht es der Tor; es ist in dir, du bringst es ewig hervor". Der Ordnung der Dinge, die sich ihre Grundsätze von der nach außen gerichteten Begehrlichkeit vorschreiben läßt, tritt eine Lebensgestaltung von einem inneren Zentrum aus gegenüber. Haben wir diesen Punkt nur recht erfaßt, dann sind wir zu der entscheidenden Stelle unserer heutigen Besinnung aufgestiegen. Aber nehmen wir es doch ja recht ernst mit diesem Erfaßthaben. Es ist nichts gewonnen, wenn wir uns der Stimmung unserer Feierstunde einmal hingeben und schönen Worten mit freundlicher Zustimmung lauschen. Was nun noch auszuführen ist, um den Gehalt unseres Fichteschen Textes auszuschöpfen,

das will weniger verstanden und begriffen als vielmehr gelebt werden. „Handeln! Handeln! Das ist es, wozu wir da sind.“ Es dreht sich auch in dieser Stunde nicht um ein besinnliches Schauen, sondern um ein tatkräftiges Aufbauen.

Jeder wird mit solcher Neuordnung bei sich selber anfangen müssen. Wir sind als Kinder unserer Zeit vielfältig in die Schlingen verstrickt, aus denen das Leben gelöst werden muß. Keinem bleibt es erspart, daß er sich immer wieder einmal dabei ertappt, wie ein nüchtern erwogener, auf sein liebes Ich nur zu genau eingestellter Zweck ihm der Maßstab aller Dinge ist. Bis in die kleinsten Verrichtungen und bis auf den Verkehr von Bruder zu Bruder hat diese geistige Verrottung, diese Verkümmerung jeder Regung selbstloser Hingabe übergegriffen. In solchem Umfange konnte, als wir bei der Scheidung des Wesenlosen vom Wesenhaften versagten, eine Geistesart unserer Herr werden, die im Grunde uns fremd und vielmehr in den Systemen des englisch-amerikanischen Pragmatismus heimisch ist, und die von sinnloser Verblendung eingetauscht wurde für edles deutsches Geistesgut. —

In vielen anderen, die immerhin für ihre Lebensordnung größere Zusammenhänge suchen, spukt der Irrtum nach, daß der Sinn und Wert auch des Menschentums sich restlos begreifen lasse, wenn wir von dem Zauberworte „Entwicklung“ einen recht ergiebigen Gebrauch machen. Entwicklung aus dem Leblosen zu den Anfängen des Lebens hin, von der Pflanze zum Tier, vom Tier zum Menschen, vom Menschen zum Übermenschen. Der Mensch, vorwärts getrieben von einer großen rätselhaften Woge, die ihn emporhebt — aber ausgelöscht alles, was auf innerlich erschauten Tafeln als Gesetz seines Lebens über ihm stand. Kann das die neue Ordnung sein? Wir müssen die Frage verneinen. Und wenn auch diese Zeitkrankheit des deutschen Denkens sich besser einprägen und dann leichter meiden läßt, wenn wir ihr ein Kennwort geben, so sei es genannt: Es ist der Biologismus — in einer Sonderform: der Monismus —, der an seinem Teile geholfen hat, dem deutschen Geiste Quellen lebendigen Wassers zu verschütten.

Endlich ein weiterer Abweg. Ich nehme hier das Kennwort voraus: Es ist schließlich noch die Geisteshaltung des Psychologismus, der wir mit weiten Schichten unseres Volkes verfallen sind. Wir hatten gelernt, in seelische Zusammenhänge tief hineinzuschauen, hatten uns daran gewöhnt, jedes Erlebnis zu zerfasern und zu zergliedern, kamen schließlich dahin, mit psychologischen Methoden es dem Geiste vormessen zu wollen, wie hoch er sich erheben oder vielmehr nicht erheben könne, weil ja alles durch „Gesetze“ des Naturgeschehens geregelt sei. So schlich sich das Mißtrauen und Unverständnis des Psychologismus gegenüber der schöpferischen Tat der großen führenden Persönlichkeiten ein. Das Wort „Führertum“ wurde im Wortschatze einer Zeit überhaupt gestrichen, deren Lebensformen dann daran zusammenbrachen, daß in ihnen alles so hohl geworden war.

Ich habe geflissentlich hier ein paar Schlagworte eingestreut, habe mich dabei verweilt, die Lehre einiger Modeströmungen im Geistesleben unserer Zeit kurz darzulegen, um zu zeigen, wie es dem Suchenden heute gar nicht so leicht ist, sich zu der wahren Ordnung, die künftig erblühen soll, hindurchzufinden. Es sind uns von allen Seiten her schon längst geschäftig und rührig Hilfsmittel dafür an-

geboten worden, wie wir mit dem Leben weiterkommen könnten. Hier heißt es sorgfältig prüfen, damit nicht ein falscher Lockruf uns täusche. Entsprechend dem Ernste unserer Gegenwart, in der wir an einen neuen Anfang gestellt sind, ist unsere Verantwortung gewachsen für die Wahl des richtigen Weges, für die nach dauernden Hochzielen gerichtete Lebensführung. Und — das wird uns in diesem Zusammenhange nun besonders deutlich — es ist im Grunde doch das Bekenntnis dazu, wie wir uns für das neue Werden doppelt und dreifach mitverantwortlich fühlen, was sich in dem Leitgedanken unserer Zusammenkunft, „Unsere Toten und wir", aussprechen sollte.

Nehmen wir in unser Bewußtsein zu dem starken Gefühle der Verantwortlichkeit noch einen zweiten Leitgedanken auf: den der Hingabe, so sind wir schon nahe zum Kern der neuen Ordnung vorgedrungen, deren Wesen ein letzter Teil unserer Besinnung uns nun erkennen lassen soll. Es ist freilich schwer, sich über diese Belange verständlich zu machen. Die Schwierigkeiten wechselseitiger Verständigung liegen hier darin, daß es dem nur noch an realistische Erwägungen gewöhnten, einseitig ding- und seinsgläubigen Menschen unserer Zeit vorkommt, als werde in einer fremden Sprache gesprochen, wenn ihm die schlichten Grundgedanken des deutschen Idealismus, die Grundzüge einer Sollensgesetzlichkeit, die letzten Sinn- und Wertzusammenhänge aufgezeigt werden sollen.

Und doch: „Es ist daher kein Ausweg: Wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung." Das „Ihr" in diesem Satze meint diejenigen, die sich der deutschen Sendung bewußt sind, eine Kultur der Innerlichkeit zu schaffen und einen solchen Lebensstil all den tausendfachen äußeren Hemmungen gegenüber tatkräftig durchzusetzen. Sie sind oft sehr unpraktisch, diese Menschen im Geiste. Bringen sie es doch etwa fertig, mitten im schönsten Geschäfte ein lautes Halt zu rufen, weil ein inneres Gesetz es ihnen verbietet, aus ihrem Handeln einen — wüsten Schacher werden zu lassen. Dann spielt das gewaltig überlegene Lächeln um die Lippen der anderen. Wenn es hoch kommt, wenn sie es überhaupt für eines aufgeklärten Kopfes würdig halten, dann beginnen sie beredt zu beweisen, wie es verfehlt sei, das Leben nach höheren Leitgedanken zu richten, „weil es sich nicht ausführen lasse, und weil denselben in der wirklichen Welt, so wie sie nun einmal ist, nichts entspreche; ja — so führt Fichte diese Erwägung weiter fort — es ist zu befürchten, daß der größte Teil der übrigens rechtlichen, ordentlichen und nüchternen Leute so urteilen werde, denn obgleich in allen Zeitaltern die Anzahl derjenigen, welche fähig waren, sich zu Ideen zu erheben, die kleinere war, so ist doch ... diese Anzahl nie kleiner gewesen, als eben jetzo". Was soll nun werden, wenn der Geist dieser vielen, die Fichte mit so scharfem Spotte die Rechtlichen, Ordentlichen und Nüchternen nennt, das allgemeine Leben zu bestimmen sich anmaßt? Wir haben von dem Rechte, das den Wucher und das Schiebertum deckt, von der Ordnung, die heilloseste Verwirrung organisiert, und von der Nüchternheit, die furchtbarste Kälte ist, doch übergenug als Gift in unserm Volkskörper sitzen, das endlich herausheilen muß. Fichte fährt an der zuletzt angeführten Stelle fort: „Wenn es unmöglich ist, in diesen den einmal ausgelöschten Funken des höheren Genius wieder

anzufachen, muß man sie ruhig in jenen Kreisen bleiben, und insofern sie in denselben nützlich und unentbehrlich sind, ihnen ihren Wert in und für denselben ungeschmälert lassen. Aber wenn sie darum nun selbst verlangen, alles zu sich herabzuziehen, wozu sie sich nicht erheben können, wenn sie z. B. fordern, daß alles Gedruckte sich als ein Kochbuch, oder als ein Rechenbuch, oder als ein Dienstreglement solle gebrauchen lassen, und alles verschreien, was sich so nicht brauchen läßt, so haben sie selbst um ein Großes unrecht.“ Dieses Unrechtes, das von den kalten Verstandesmenschen ausgeht und unsere Arbeit an uns selber und an den uns anvertrauten Menschen hemmen will, müssen wir uns mit allen Kräften erwehren.

Es gehören zu solcher Wehrhaftigkeit natürlich. Mut und Selbstvertrauen. Ja, was als haltlose Schwarmgeisterni so oft mißverstanden und verspottet worden ist, der deutsche Idealismus, das hat sich letzten Endes zu bewähren als die rücksichtslose Forderung, der unbeugsame Wille, die entschlossene Tat, aus dem endlosen Strome der Vielzuvielen endlich herauszutreten, die dem äußeren Erfolge als dem Trugbilde eines Lebenszieles nachjagen und von dem Scheinwesen des „Fortschrittes“ sich getragen und getrieben fühlen. Es sind oft belächelte und vom modernen Menschen „natürlich“ längst „überwundene Dinge“, die eine idealistische Lebensordnung so — dem bequemen Herkommen entgegen — wieder in den Mittelpunkt stellt: Das selbständige, unbestechliche Gewissen, das dem edlen Menschen die „Sonne seines Sittentages“ ist; gläubiges Aufschauen zu dem Ewigen, das im geschichtlichen Leben sich seine Gestaltungen schafft; maßvolles Sichbescheiden den weiten Zusammenhängen gegenüber, in die der einzelne sich eingeordnet weiß; Vertrauen auf das Führertum, zu dem begnadete Menschen berufen sind; Ehrfurcht vor kulturschöpferischer Tat, wo immer sie aus dem Alltäglichen leuchtend hervorbricht; Hingabe an das, was als der letzte Sinn des Lebens und der höchste Gehalt alles Geschehens über uns steht und als das Absolute im Wandel der Zeiten unverrückbar beharrt. All diese einzelnen Einsichten, die deutsches Forschen aus tiefen Schächten zutage förderte und eine nur zu oft vergessene und schamlos verleugnete Überlieferung uns als Erbe anvertraute, fügen sich zu dem inneren Kerne zusammen, zu dem „Zentrum da drinnen, daran kein Edler zweifeln mag“. Haben die Kämpfer draußen uns, die wir es ernst nehmen mit unserer Nachfolge und mit dem Verständnis ihres Opfers, eine solche Gewißheit neu erstritten, dann eben war, was als ein gewaltiges Geschehen über Europa hinwegging, für uns eben doch kein Unterliegen, sondern ein Sieg· und dann wird die Untergangsstimmung, in die viele sich jetzt verlieren, einer Morgenröte weichen, die strahlender als je zuvor über dem Abendlande aufgeht.

Das ist die Botschaft, die wir aus unserm Thema heraushören können, wenn jeder von uns ist oder wird, was er werden soll. Dazu muß freilich jeder sein Damaskus erleben; die große innere Entscheidung für das neue Leben setzt ein, wenn jeder dessen inne wird, daß auch an ihn eine Berufung zu Höherem erging. Es klingt vermessen, muß aber doch einmal ausgesprochen werden: der Niedergang oder Aufstieg unseres Volkes hängt auch davon mit ab, wie wir heute auseinandergehen. Bleibt es dabei, daß unsere Feier wieder nur klingende Worte ertönen ließ, denen keine Taten folgen, dann komme das Schicksal

über uns, das auch wir so selbst als unser verdientes Los bestätigten. Dann sei es aber auch das letzte Mal gewesen, daß wir von „unsern Toten“ sprachen. Denn was in dunkeln Stunden verzweifelten Seelen oft schon zu drohen schien, das wird dann erst wahr: sie sind dann erst tot für uns, und selbst unser Leben wird, wofern wir es weiter so nennen wollen, ein leeres Schauspiel, dessen wir uns schämen sollten. Fangen wir aber in dem Augenblicke, in dem ein höherer Gedanke in uns Wurzel schlug oder ein Willensantrieb in uns zündete, so daß das Feuer der Läuterung und der Begeisterung für unsere Sendung auf unser ganzes Wesen übergreift — beginnen wir in dieser Stunde damit, an uns selber eine neue Lebensordnung durchzuführen, dann stehen die Verklärten uns als Weggenossen wieder zur Seite und lassen ihre Hand nicht mehr aus der unseren. Allerorten bricht dann aus dem, was jetzt so wüst darniederliegt, Neues, Lebensvolles, Jugendliches und Starkes durch. Sei es in der Art, wie einer zum andern wieder in reinerem Vertrauen, mit ehrlicherer Achtung und mit Liebe redet; sei es in der schlichten Selbstverständlichkeit, mit der wir uns in eine einfachere Lebenshaltung fügen, indem wir alle Nöte durch Bescheidung unserer Ansprüche überwinden; sei es in der Freudigkeit, mit der Blumen in ein Fenster gestellt oder Form und Farbe eines Kleides feiner abwägend und unbeirrt durch modische Launen gewählt werden. Im Streite politischer Überzeugungen spricht sich weniger Haß und mehr Verstehen aus. Eine Hochzeit wird mit tieferer Anteilnahme als „hohe Zeit“ gefeiert; einem Kinde wird froher entgegengegangen. Im Gebete kreisen die Gedanken näher und freier und gesammelter um das Hohe über uns. — Wo soll man anfangen und wo aufhören! Die neue Ordnung, die neue Lebenshaltung wird unerschöpflich sein in der Fülle dessen, was vom „Zentrum da drinnen“ aus gestaltet werden will und neu werden kann. Freuen wir uns dessen und danken wir es dem Schicksal und mit ihm seinen Wegbereitern, daß wir zur Eroberung solchen Neulandes bestellt worden sind, daß die Berufung zu solchem Neuaufbau an uns lauter erging als an frühere Geschlechter. Uns ist ein neuer Anfang gegeben. Verstehen wir die Zeichen der Zeit!

Blühend steigt ein Rauch ins Blau

Von Walther Lentz

Blühend steigt ein Rauch ins Blau
tief aus Tales Morgengründen.
Alles will ins Lichte münden,
alles strebt zu weiter Schau!

Wie sich's laut im Walde regt,
Jubel tönt aus vollen Kehlen,
höher wird und höher schwelen
Fahne, die ein Wind bewegt

leuchtend um der Berge Wand —
und verfließt im Weitersteigen
keusch ins uferlose Schweigen.
Aufgeschlagen liegt das Land.



Ein lübischer Junker

Novelle von Eilhard Erich Pauls

Die „Susanne von Holstein“ war eine schmucke Schnigge gewesen, als sie im Gefolg der stolzen Koggen, der schnellen Briggs und breiten Kutter ausgesegelt war, um gegen König Christiern zu kriegen. Damals läuteten die Glocken von Sankt Marien ihren Segen freigebig den üppig geschwellten Segeln nach, damals winkten die schönen Mädchen vom Ufer her mit bunten Tüchern, und die Ränder der Trave waren beidseits vom bunten Herbst strahlend vergoldet. Das Fähnlein war zu früh an die Stange gebunden, selbst die schmucke Schnigge, so leichtfüßig sie auf den blauen Ostseewellen getanzt hatte, war gerupft worden und kehrte trübsinnig heim mit zusammengerollten Segeltüchern und ließ die Flagge am Mast wie ein zerzaustes Jungfernkränzlein hängen. Dezemberregen war da, kalt und unfreundlich, und eine frühe Nacht, hinter der sich die arme „Susanne von Holstein“ schamvoll verbergen konnte, und Junker Alf Schwerin schaute über die Bordwand ins graue Wasser hinein, das so unlustig war wie er, übers schwer hängende, verdorrte Schilf hinweg, das so müde war wie er, zu den Treidlern hin, die seine gute Schnigge am Taue heimzu zogen, langsam, und Junker Alf Schwerin hatte keine Hast, nach Lübeck mit der Prügel in seiner Jacke heimzukommen, die König Christiern von Dänemark den Hansestädten bereitet hatte. Aber da kam ein Reiterlein den Treidelsteg geritten, den schmalen Steg zwischen den stinkend moorigen Tilgenwiesen und der trägen Trave, nur die Treidler, gebückt in ihren schweren Tauen hängend, die matten Augen vor sich auf die Füße geheftet, achteten seiner nicht. Junker Alf sah, daß es ein Knabe war, der auf besinnlichem Eselein fürbaß ritt und trotz Abend, Regen und Dezemberkälte fröhlich und schier übermütig hinaussang. Das konnte freilich ein irdisch Knäblein sein, das seine Beine in zerrissenen Hosen von Esels Rücken herabbaumeln ließ und nicht fror, weil es aus zu kurzen Jackenärmeln die Hände tief in die Hosentaschen vergrub. Das Eselein trabte allein vergnüglich seinen Weg. Es konnte freilich auch in eines so etwa zwölfjährigen Menschenkindes jungen Augen ein helles Leuchten sein, das wußte alles Junker Alf, welcher aufgesprungen war und sich weit über Reeling legte. Aber das wußte Junker Alf auch, obwohl er schweren Herzens war, daß keines niederen Sterblichen Augen durch abendnächtlichen Dezemberregen wie zwei Sterne oder leuchtende Feuer herüberstrahlten. Nun hörte der Junker auch, was das Reiterlein vom Esel her ohne eigentliche Melodie, nur so in einem unendlichen Jauchzen vor sich hin sang, und wenn es Worte waren und nicht bloß Seligkeit, so blieb es in des Junkers Ohren haften:

„Weil ich nichts hab', hab' ich alles. Weil ich arm bin, bin ich reich. Denn ich schenke, schenke, schenke, — schenke euch mein Himmelreich.“

Junker Alf Schwerin, dem die Schnigge gehörte, rief die Treidler an, die standen sofort und reckten sich auf, langsam und mit tiefem Stöhnen und ließen die „Susanne von Holstein“ gleiten, aber der Junker wunderte sich nicht, daß keiner von ihnen den Jesusknaben hatte reiten sehen. Es war ihm, dem reichen

Adelsmanne einer sehr reichen Hansestadt, schon lange klar geworden, daß da ein falscher Satz zum wenigsten in der Bibel stand, und der war geschrieben, wenn er nicht wo anders auch noch zu lesen war, bei der Geschichte vom armen Mann mit Namen Lazarus, und lautete: Es begab sich aber, daß der Arme starb und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schoß. Denn der Junker meinte, es müsse der Mensch eine Seele haben, der zur Seligkeit kommen wollte. Und der Junker meinte, daß Armut die Seele töte auf Erden.

Nur, daß er das aus seinen Gedanken heraus hinspintisierte. Gedanken aber waren wie die Segeltücher seiner Schnigge, die zusammengerollt an die Rahen gebunden schräg gegen den Mast hingen. Das war jedoch ein ander Ding, wenn die Segel gehißt wurden und das Tuch knatterte, schlagend im Winde, und dann warf sich der Wind in die geblähten Segel und füllte sie zum Bersten. Dann machte die Schnigge einen Satz, und es gab keinen schnelleren Vogel weit über die Ostsee als die „Susanne von Holstein“. Das war dann Leben, und Leben war mehr als Denken. Es sollte nichts erdacht werden in der Welt, meinte der Junker, es sollte nur erlebt werden.

Und so hatte das Eselreiterlein, das in dem Dunkel dahinten entschwunden war, in einem hingegossenen Jubel gesungen:

„Weil ich nichts hab', hab' ich alles. Weil ich arm bin, bin ich reich. Denn ich schenke, schenke, schenke, — schenke euch mein Himmelreich.“

Junker Alf blickte auf, als die Treidelknechte wieder anziehen wollten. Aber er fürchtete sich vor der Heimatstadt. Lübeck lag hinter dem Walde, und noch eine Nacht wollte er zwischen sich und die Heimkehr schieben. So ließ er halten und die Schnigge am Ufer vertäuen.

Am anderen Morgen hatte der Junker Schwerin für sich und zwei seiner Freunde, die mit ihm an Bord der „Susanne von Holstein“ gewesen waren, von seinem Israelsdorfer Hofe her Pferde kommen lassen, und im ersten Frühdämmer ritten sie selbdritt durch den Wald, auf dessen weichem Boden die Hufe ihrer Pferde lautlos blieben, und in dessen Nebelfeuchte ihre Leiber gestaltlos verschwammen. Denn es wäre dem Junker nicht lieb gewesen, mit der Schnigge im Hafen zu landen, überall und sofort als Besiegter, Geschlagener, Geprügelter erkannt. Er schämte sich und wollte sich schier im nassen Walde verkriechen.

„Ich wäre nicht heimgekehrt,“ begann der Junker —

„Wenn die Demut nicht zu Hause wär'“, lachte sein Begleiter.

„Ich bin nicht stolz auf Geld und Gut. Ich bin nicht stolz auf Ruhm und Ehr' —.“ Der dritte der Reitenden sang, fast ebenso ohne eigentliche Melodie wie das Knäblein auf seinem Esel, als die Schnigge am dunklen Ufer entlang geglitten, in einem Spotte hin. „Wenn die Demut nicht wär', wenn die Demut nicht wär'!“

Junker Alf antwortete still hin ohne Empfindlichkeit.

„Die Demut ist mein Mädchen, und es gibt kein zweites wie dieses auf der Welt.“

Es war ihm gar nicht recht, daß die andern beiden lärmend zustimmten. Ihm schien der Wald von ihrem Schreien in seiner morgenfrühen Unberührtheit geschändet zu sein, und es schien ihm ihr Jubel nicht zu seiner Demut zu passen.

Aber die Freunde machten von sich aus den Vorschlag, daß sie am selben Abend noch zu ihm in die große Burgstraße, wo die Demut ihm in seinem weiten Hause die Wirtschaft leitete, zum Essen kommen wollten.

„Wer wird uns sonst in der Heimatstadt begrüßen?" sagten sie. „Weil wir geschlagen sind und ein Stück lübische Ehr' haben im Winde zerflattern lassen. Sie werden uns alle böse Gesichter schneiden, die Ratmannen und Bürgermeister und die Fräulein vom Zirkel. Aber die Demut schlägt die schönen Augen zu Boden und knixt uns einen holden Willkommen."

Es war ihm nicht recht so, dem Junker Alf, der an sein Mädchen dachte, aber er tröstete sich damit, daß ihm bis zum Abend ein langer Tag allein mit seiner Liebe geblieben sei. Und Junker Alf war leicht zur Dankbarkeit gestimmt.

Auf dem Heiligengeistkamp trennten sie sich, und Junker Alf hatte noch einen kleinen Weg, den er allein in seinen Gedanken reiten konnte. In trübem Wetter, auf nasser Straße, unter schwerem Himmel ritt er dahin, er stahl sich heim, schaute scheu auf, wenn ein Mensch ihm entgegenschritt und versteckte sich in seinen Mantel. Es war nicht bloß deshalb, daß er zu den Besiegten gehörte. Er war freilich dann auch zum Diebe an dem Ruhm seiner Vaterstadt geworden, er hatte ihre Ehre geschmälert. Und es wäre das nur eine Gerechtigkeit gewesen, wenn er all sein Hab und Gut nun wegwerfen müßte, damit er selbst arm sei, der andere arm gemacht habe. Vielleicht doch, daß sein Geld und Reichtum der Heimatstadt einen Schaden wieder ausflicken könnte, den ihre Ehre durch ihn gelitten. Er blickte traurig vor sich nieder. Aber er war nicht deshalb traurig, daß er sich vielleicht vor der Armut fürchtete. Die Armut hatte ihm sein Mädchen geschenkt. Denn Demut kam nicht aus dem Kreise der Zirkeldamen, sondern war eines Landstörzers Tochter gewesen. Aber sie würde wieder in die Armut hinein müssen, und er fühlte es wohl, Demut war ein kleines, feines Mädchen geworden in seinen schützenden Händen, die Demut war ganz gewiß nicht heimisch, wo heiße Armut war. Es war nicht deshalb, daß er sich doch seines Reichtums schämte. Der Jubel der Knabenstimme klang noch in seinen Ohren:

„Weil ich nichts hab', hab' ich alles. Weil ich arm bin, bin ich reich. Denn ich schenke, schenke, schenke — schenke euch mein Himmelreich."

Was war ihm denn all sein Reichtum, daß er den Jubel des Knaben hätte teilen dürfen? Er wußte schon, daß ihm aus all ihrem Nichtssein und Nichtshaben heraus die Demut mehr geschenkt hatte als er, wenn er sie mit weichen Tuchen kleidete und um ihren feinen Hals goldene Kettlein hing. Er schämte sich auf einmal seines Reichtums — eigentlich nur, weil er überhaupt tief im Gefühl der Scham steckte und weil er meinte, daß es ihm mit Recht zugeteilt war, ein allgemeines Gefühl besonders tief in seiner reizbaren Seele zu empfinden. Und er schämte sich seines Reichtums, weil doch weder ihm noch den Hansekaufleuten das rote Gold geholfen hatte, glücklich zu sein.

Und er hatte doch Demut und hatte sie lieb. Vielleicht, daß das arme Mädchen glücklich war, weil sie ihn lieb hatte.

So ritt Junker Alf durch das Burgtor in die Heimatstadt ein und sah den Giebel seines Hauses und sprang vom Pferde.

Eine kurze Zeit stand er allein in der weiten Diele. Beischlag und Küche waren leer, graue Fliesen auf dem Boden, weiß gekalkte Wände. Er sah sich um und fühlte ein Unbehagen sich ankriechen. Eine breite Treppe wand sich in die Höhe. Fast hoffnungslos blickte der Junker hinauf. Warum hing schön Demut noch nicht an seinem Halse? Und schluchzte und jauchzte, daß nur er wiedergekommen war, und schmeichelte und tröstete, daß aller Kummer verflöge? Und war doch von Anfang an ein warmer Sonnenschein gewesen, stille Wärme, aber die zu Herzen drang. Er blickte durch das weite Gartenfenster hinaus, beinah in Angst, denn draußen begann rasch eintretende Dezemberkälte die grünen, blinden Scheiben mit Eisblumen zu überziehen. Es war immer Klarheit um schön Demut gewesen von da an, wo sie den ersten bescheidenen Schritt in diese Diele gesetzt hatte. Ein halb Dutzend Jahre waren es her, und aus einem weichen Jüngling war ein Mann geworden, der in Schande geworfen aus verlorenem Kriege heimkam und mit sich und dem Seinen nichts anfangen konnte. Und aus einem zehnjährigen Mägdlein, das wie ein verängstet Vöglein an seine Brust geflattert war, erblühte eine Jungfrau und nahm von seinem Herzen Besitz.

Er war einst über die Heide geritten und kehrte müde auf müdem Gaule zur Stadt zurück. Der Hund ließ die Zunge hängen und trottete hinter dem Pferdeschwanz. Die Herbstsonne wollte in Glut verscheiden, da stand das Mägdlein vor ihm, barbeinig und in dürftigem Röckchen mit langen, dünnen Gliedmaßen, und die eckigen Schultern zuckten durch das zerrissene Kleid, aber das goldene Haar leuchtete durch den Staub der Wanderstraßen, umstrahlt vom Heiligenscheine der Abendsonne. Und die hellblauen Augen waren mit Tränen gefüllt.

„Kommt zum Vater, Herr!“ hatte sie gebeten.

Also hatte Junker Alf sein Pferd an einen Baum gebunden, und abseits der Straße lag im Heidekraut ein sterbender Mann, ein Bettler, Schmutz im weißen Barthaar. Junker Alf kniete nieder, als der Bettler Mühe machte, sich zu erheben, und hörte das sterbensmüde Flüstern.

„Das Mädchen! Meine Tochter!“

Und die Hände griffen in seinen Arm, hielten sich gekrallt.

Junker Alf hatte hinübergeschaut, einen Blick nach dem Mädchen, und einen Blick in die Angst ihrer Augen, die ein erstes Mal den Tod im Menschenleben erkannten und sich weiteten, einen Blick, der schier erschrocken war und warm, weich wurde, um den schmalen Körper, dann hatte er des Sterbenden Hand aus der Verkrampfung glatt geschmeichelt.

„Ich sorge für das Kind!“

Und der Sterbende ließ sich ins Heidekraut zurückfallen und flüsterte seufzend den Namen des Mägdleins:

„Demut!“

Das kniete nieder und küßte des alten Mannes matte Augen.

In dem Sterbenden war aber mit dieser letzten Tröstung der Widerstand gegen das Sterben versunken, der Widerstand gegen alles, was menschlicher Wille gefangen halten konnte. Eines nur war noch in ihm, kein Erleben mehr und kein Einzelmenschentum, es war der Rest, der schale Rest, der Ertrag eines Menschenschicksals. Das hatte er noch zu sagen, und Junker Alf hörte und verstand:

„Du hast mich betrogen, Gott, und darum fluche ich dir!“

Der Junker machte eine Bewegung, als wollte er den Mund des Sterbenden schließen.

„Du bist verächtlich geworden mit deiner Welt, und darum verachte ich dich.“

Ein haßerfüllter Blick löste sich noch einmal aus den brechenden Augen des alten Mannes, das war der letzte, welcher den Junker traf und sich an ihn heftete.

„Aber du bist zum Teufel geworden in den Reichen, und darum hasse ich euch!“

Der alte Mann streckte sich, und Junker Alf schloß ihm die toten, haßerfüllten Augen. Das Mägdlein hatte gehört und in ihrer Seele aufgenommen, was sie nicht verstanden hatte. Sie folgte willig dem Junker, weinte, aber ließ die Tränen trocknen, denn eine sachte Hand führte sie. Eine sachte Hand und weckte die Sonne, die still in ihr wärmte.

So hatte es begonnen. Junker Alf schreckte zusammen und warf die Erinnerung einer kurzen Minute von sich. Er schritt zur Treppe hin, da kam die Demut herab und barg sich an seiner Brust.

Es waren auf einmal alle auf der Diele und starrten nach der Treppe, die im Hause waren, Stallknecht und Magd und Köchin und Gärtner, und flüsterten miteinander und duckten sich voll Scheu, wenn des Herren Blick sie traf, und wiesen einander nach den beiden, die auf der Treppe sich umschlungen hielten. Und Demut weinte.

Da zog der Junker sein Mädchen in ein Zimmer hinein und schloß die Tür fest hinter sich, und das arme Mädchen warf sich erneut an ihn und verbarg den Kopf auf seiner Schulter. Es war seiner Schulter eine schwere, schwere Last. Und Demut weinte.

Da wußte der Junker, daß er sein Mädchen im Wiederfinden verloren hatte.

Einst war es anders gewesen. Einmal hatte er Abschied genommen von einem kleinen Mädchen, das seit drei, vier Jahren in seinem Hause aufwuchs, das er sah, wenn es seinen Weg kreuzte, und vergaß, wenn es aus seinen Augen war. Er hatte nur einem kleinen, fremden Mädchen die Hand zum Abschiede reichen wollen. Ein feuchter Blick, scheu von unten aufgeschlagen, fragend, suchend, hatte sein Herz getroffen. Da hatte er sie in seine Arme genommen, und sie hatte weltenfern gelächelt, als er sie ein erstes Mal küßte. Da waren sie in Jubel ineinander geflossen und hatten ihre erste scheue Liebe gekostet, ehe der Junker das Pferd bestieg. Im Abschied gewonnen, im Wiedersehen verloren. Junker Alf war nicht zornig, nur müde und traurig und schüttelte den Kopf, wenn er um sich Reichtum und Behaglichkeit erblickte.

Er wollte die Tränen trocknen, die noch immer flossen.

„Es kommen Gäste heute abend, Demut“, sagte er und ergriff ihre Hände. „Richte zum Essen.“

Ganz verzagt antwortete das Mädchen: „Es kommt auch einer, mich zu sich zu nehmen.“

Des Junkers Hände zuckten doch im Schmerze, und sein Gesicht verzerrte sich zum Zorne. Aber das Mädchen, ohne den Blick aus ihrer Demut zu erheben, bleich im Antlitz und zitternd, strich den Zorn und das Beleidigtsein aus seinem Gesichte.

„Nicht so, Alf“, flüsterte es. „Ein Prophet ist aufgestanden.“ Aber die Demut floh vor ihm aus dem Zimmer.

Junker Alf erfuhr es von seinen Leuten, ehe der Abend kam. Er brauchte nicht danach zu fragen, sie waren voll davon, und die ganze Stadt war voll davon, daß die Niederlage der Hanseflotte eindruckslos an ihnen vorübergegangen war. Ein Prophet war aufgestanden; von der Rampe vor der Jakobikirche aus predigte er zum Volke. Seit Tagen schon und war in dieses Haus gedrungen. Junker Alf hörte und zuckte verächtlich die Mundwinkel. Er glaubte an alle Wunder, aber darum glaubte er an keine Propheten.

Am Abend kamen die Freunde. Und Demuts Augen, die den Tag über in Betrübnis gewesen waren, taten sich zu rundem Entsetzen auf. Von draußen brachten sie die scharfe Kälte mit, die jählings über das Land gefallen war, drinnen trieben sie es zu heißem Übermut.

„Sie haben gar keine Zeit für die Prügel, die König Christiern uns ausgeteilt hat“, schalt der eine. „Sie haben den Propheten und laufen ihm nach.“

„Drei Koggen sind untergegangen,“ antwortete Junker Alf, „und dreimal einhundertundzwanzig Mann sind in der Ostsee ertrunken.“

Schön Demut seufzte tief, aber der Junker lachte sie aus.

„Ein Nichts ist das gewesen“, schalt der Freund. „Denn sie toben darüber hin und folgen dem Propheten.“

„Es waren alles Lübecker Bürgersöhne“, antwortete Junker Alf. „Bring' Wein, Demut, wir wollen sie feiern!“

„Denn wir leben“, antwortete der Freund. „Sie aber ertranken.“

Demut ließ den Wein bringen, aber sie trank nicht, saß abseits und lauschte nach draußen, von wo sie den Propheten erwartete. Gelächter, Lärm und Lieder rauschten an ihr vorüber, denn nur ein Sang war in ihr, der trieb sie aus diesem Hause, und das war ein Lied, das von weither fordernd klang. Ein alter Mann lag im Heidekraut, sterbend, und das Mägdlein kniete vor seinen Flüsterworten.

„Und weil die Welt versinkt, versinkt — trinkt, Brüder, trinkt!“ sangen die Freunde.

Einmal stand Demut wohl auf, dem Liede folgend, das in ihrer Seele sechs Jahre lang geschlafen hatte und wach geworden war, und trat zu des Junkers Stuhl heran.

„Ich höre die Worte des alten Vaters“, flüsterte sie.

Junker Alf sah kurz zu ihr auf. Dann riß er sie zu sich auf seine Knie. Die anderen brüllten im beifallenden Jubel, schön Demut wagte erschrocken kaum sich zu wehren. Mit lodernden Augen, trunken, aber nicht vom Weine, zehrte der Junker an ihrer Gestalt. Und flüsterte heiser die Antwort des alten Mannes.

„Du hast mich betrogen, und darum fluche ich dir!“

Schön Demut schüttelte schmerzlich den stillen Kopf.

„Du bist verächtlich geworden, und darum verachte ich dich.“

Schön Demut antwortete ganz leise, und wenn Junker Alf es nicht wußte, konnte er ihr Flüstern nicht verstehen.

„Ich habe dich lieb gehabt.“

Da lachte Junker Alf. Er preßte nur einen letzten Kuß auf die Lippen des Mädchens.

„Aber du bist zum Teufel geworden in den Reichen, und darum hasse ich dich!“

Und sprang auf, schön Demut flüchtete vor ihm. Und er hob sein Glas, trank und zerschmetterte es an der Wand.

„Nichts rührt uns die Not der Kleinen,“ schrie er, „denn sie tanzen über ihrer Schande. Wir leben und leben im Besitze. Darum trinkt, Freunde, trinkt! Ach, es ekelt mich, ich habe Überdruß an diesem Leben.“

Die Freunde tranken und zersplitterten wie er ihre Gläser an den Wänden. Da führte schön Demut den Propheten in den Saal. Der stand und schaute mit grimmig flackernden Blicken gegen die übermütige Freude an. Schüchtern verschwand Demut an seiner Seite. Junker Alf ging ihm lächelnd entgegen.

„Also du hast mir mein Mädchen gestohlen?“ Er hielt ihm ein Weinglas hin und spottete, als jener es ihm aus der Hand schlug.

„Das Mädchen,“ antwortete er hart, „habe ich gerettet.“

Aber Junker Alf lachte laut.

„So predige uns, Prophet!“ forderte er verächtlich.

„Komm zu den Armen“, antwortete der andere. „Dem Volke predige ich, nicht den Reichen.“ Und ging und zog das Mädchen mit sich fort. Es folgte ihm gesenkten Hauptes, und es war dem Junker ein letzter Schmerz, daß sie sich nicht ein armes Mal nach ihm umschaute. Aber er lächelte herb. Er wandte sich den Freunden zu.

„Wir wollen wissen, was den Hanseleuten wichtiger geworden ist als die Schande ihrer Waffen“, sagte er. „Wissen will ich, was mir mein Hab und Gut verleidet hat“, fügte er leiser hinzu und forderte die Freunde auf, ihm zu folgen.

Auf dem Koberg vor der Jakobikirche fanden sie den Haufen Volkes. Im frischgefallenen Schnee stand er, und nur von diesem Schnee aus ward der abenddunkle Platz erleuchtet. Die Sterne flimmerten hernieder, und in der Kälte ihrer Lumpen drängte sich die Masse des armen Volkes. Sie achteten nicht auf die paar Vornehmen, die in Pelze gehüllt sich unter sie mischten. Sie flüsterten bang miteinander. Ein paar Weiblein knieten nieder und beteten, die alten Männlein vom Heiligengeistspittel zitterten und waren wie verängstete Kinder. Ein junger Bursch stieß einen heiseren Schrei aus. Aber ihre Augen waren auf die Rampe gerichtet, wo sich der Rotdornenkranz in der Last jungen Schnees um den Turm der Jakobikirche legte. Ihre Augen brannten und gierten nur nach einer Ecke der Rampe. Und wilde Schreie rangen sich aus ihrer Brust, als der Prophet dort erschien.

Es schnitt dem Junker noch einmal durch das Herz, daß schön Demut in ihrer süßen Anmut neben dem Manne stand, vor allem Volke stand und sich preisgab. Denn es war Gier in den Blicken der erregten Männer, es wuchs Haß aus den Augen der wilden Frauen. Sie waren außer Band und Fesseln gekommen, die Besitzlosen Lübecks, die Armen und Gehetzten. Die ohne Seele waren, dachte der Junker.

Der Prophet hob die Hand, da legte sich das Schweigen der Sterne auf die Mäuler der Menge. Ach, Junker Alf sehnte sich zur Sterneneinsamkeit hinauf.

„Wehe Sodom und wehe Gomorrha!“ begann der Prophet. „Denn der heilige Gott ist der Welt Sünden überdrüssig geworden. Und wehe Babylon, der großen Hure am Meer! Ich habe die laute Stimme aus dem Tempel gehört, die zu den sieben Engeln sprach: Gehet hin und gießet aus die Schalen des Zornes auf die Erde. Und der Engel Gottes wird die Schale ausgießen in dein Meer, und es wird Blut als eines Toten, und alle lebendige Seele stirbt in dem Meere. Heute oder morgen!“

Sie stöhnten in Angst und duckten sich vor dem Brausen der Prophetenstimme. Der streckte seine Hände gegen die Sterne und warf den Fluch Gottes über die Menge.

„Denn sie haben Gott nicht die Ehre gegeben, darum sollen sie in Schande kommen“, schrie der Prophet. „Sie haben zum goldenen Kalbe gebetet, darum werden sie in den Mist getreten. Und wenn Gott ihre Koggen vernichtet hat und ihre Flotte zerschlagen, so begann der Tag des Gerichtes. Heute oder morgen!“ schrie der Prophet.

Und als ein Winseln der Bangnis ihm antwortete, jauchzte er über die Menge weg: „Sie ist gefallen, sie ist gefallen, Babylon, die große Stadt!“

Junker Alf riß seine Freunde heftig zusammen. Und die drei schlugen eine gelle Lache an, die peitschte über den Platz.

Daß schön Demut ihr Antlitz mit den Händen bedeckte, sah nur Junker Alf. Aber der Prophet fuhr im Jähzorn empor, und wütende Fäuste, wilde Schreie zuckten gegen den Junker. Und der Prophet geißelte die Wut.

„Der Herr ist grimmig ihrer Unzucht“, schrie er und überschrie sich, daß sie ihn hören mußten. „Darum hat er beschlossen, die Erde zu vernichten. Heute oder morgen! Warum seid ihr bange und fürchtet euch vor dem Tode? Ihr seid nicht schuld —“ Und sein Hohn riß die letzte Bändigung von ihrer Wut. „Ihr gehet in Gott ein, wann die rote Flut euch brennt. Wenn ihr sterben müßt, sterbt ihr ihretwegen. Ihr seid ja auch ihretwegen gestorben, wenn es gegen König Christiern ging.“ Und sein schneidendes Lachen hallte in ihrem Gellen, ihrem Schreien, ihrem Wüten wieder.

Sie drangen auf Junker Alf ein. Denn Junker Alf stand allein, und als er sich umsah, wußte er, daß seine Freunde entwichen waren. Er lächelte kaum. Er sah ihnen ruhig entgegen und genoß die Verächtlichkeit ihres Wahnsinns. Geifer auf ihren Lippen, Haß in ihren Augen, Messer in ihren Fäusten. Junker Alf wartete noch. Er hörte ein leises Weinen in allem Lärm. Ehe der erste Schlag ihn traf, sprang er zur Rampe empor und stand neben dem erschrockenen Propheten und neben Demut. Demut suchte den Propheten zu schützen vor ihm. Das sah er und das fraß an seinem Herzen. Dann schrie er gegen das Volk an.

„Dort steht mein Haus!“ schrie er und wies gegen die Burgstraße. „Ihr kennt mich. Geht hin, denn ich schenke euch meine Habe.“

Und er lachte.

Sie stutzten, sie gierten, sie brüllten, und sie liefen übereinander weg, daß sie die Ersten wären beim Rauben.

Junker Alf wendete sich zum Propheten.

„Ich hab' noch einen Pelz auf dem Leibe, den schenke ich Euch", sagte er. „Da Ihr doch nicht mit den andern um die Wette laufen könnt." Sein Verachten konnte nicht herzlicher werden, da jener den Rock nahm.

Schön Demut weinte nicht mehr. Aber sie ging nicht mit dem Propheten, als der von dannen schied.

Junker Alf war allein auf der Rampe. Ringsum zertretener Schnee, oben die Einsamkeit der Sterne, aber im Herzen eine Leere, die wehe tat. Ein wenig lauschte er in die Ferne, wo der Lärm der plündernden Rotte verklang. Dann schritt er hinweg, müde, überdrüssig.

Irgendwo fand er einen Wagen auf der Straße stehen. Als er unter ihn kroch, grunzte ihm ein Schwein entgegen.

„Weg da, hier liegt ein lübischer Junker", sprach er und legte sich zum Schlafen.

Die Sterne tanzten in jäh fallender Kälte, und eisiger Winter strich durch die Straßen.

Aber auf seinem Eselein ritt der zwölfjährige Knabe durch die Straßen und ließ die nackten Beine herunterbaumeln, und das selige Leuchten seiner hellen Augen strahlte durch Nacht und Winterkälte. Und dieses selige Leuchten traf den schlafenden Junker und weckte ihn und füllte seine Leere mit dem Lichte dieser hellen Jesusaugen. Nun hörte der Junker auch, was das Reiterlein vom Esel her ohne eigentliche Melodie, nur so in einem unendlichen Jauchzen vor sich hin sang, und wenn es Worte waren und nicht bloß Seligkeit, so blieb es in des Junkers Ohren haften:

„Weil ich nichts hab', hab' ich alles. Weil ich arm bin, bin ich reich. Denn ich schenke, schenke, schenke — schenke dir mein Himmelreich."

Und Junker Alf schloß seine Augen und schlief selig ein.

Am anderen Morgen fanden sie seinen erfrorenen Leib.



Sonntagnachmittag · Von Kurt Arnold Findeisen

Und manchmal klingt durch Wände ein Klavier,
Gedämpft am Sonntagnachmittag.
Du bist allein im Haus. Und nur der Pendelschlag
Der Uhr ist noch bei dir.

Dann spielt der fremde Spieler deine Qual,
Und alles Gestern drängt sich wieder näher
An dein mit Müh' zur Ruh' gebrachtes Herz.
Du lächelst kahl. —
Und deine Wünsche springen auf wie Späher — —



Die Ahnentafel

Von Ludwig Finckh

Die Ahnentafel ist die mathematische Feststellung der Unsterblichkeit. — Als ich diesen Satz geschrieben hatte, schlug mir das Gewissen. Man hat mir meine Ahnenzahlen nachgerechnet, und mehrere richtige Mathematiker bewiesen mir — mit algebraischen Gleichungen und Wurzeln —, daß sie falsch seien; jeder kam zu einem anderen Ergebnis. — Mir selbst fiel die Rechnung nicht schwer. Ich bin in der Mathematik einmal beinahe durchgefallen; ich konnte mich also nicht auf meine eigenen ungenügenden Kenntnisse verlassen, sondern habe einfach, wie früher auch, abgeschrieben. Die Zahlen stehen in dem „Taschenbuch für Familiengeschichtsforschung“ von Friedrich Wecken. Übrigens hat mir ein freundlicher Mathematiker auch ausgerechnet, bei welcher Ahnenzahl wir auf das eine Elternpaar im Paradies zurückkommen. Ich will auch gar nicht recht behalten. Wir können zuletzt immer noch Einstein anrufen. Der wirft uns dann alle miteinander um.

Nein, mit Mathematik habe ich nichts zu schaffen. —

Aber Schicksal steckt in einer Ahnentafel, ewiges Leben der Zelle, Untergang und Erneuerung. Alle diese Tausende von Menschen haben einmal geboren werden müssen, und das war vielleicht gar nicht immer so einfach. Sie alle mußten irgend etwas lernen und sich einen Hausstand gründen; sie mußten sich einmal verheiraten, und auch das konnte Schwierigkeiten haben. Glück, Kummer, Leid und Not gingen an keinem vorüber. Und alle mußten sie einmal gestorben sein, sie konnten die Summe ihres Lebens ziehen, und nach vollbrachtem Tagwerk hinüberschlummern. Viele Tränen sind um alle geweint worden. Jedes war ein Vater oder eine Mutter.

Wenn man dies bedenkt, wird man vorurteilslos; Ahnenforschung macht frei. Man wird so klein dabei vor dem Sensenklang der Zeit, und doch wieder froh und kraftbewußt, und willens, selbst wieder einen guten Weg zu gehen. Es gibt nichts zu protzen dabei. Denn dicht neben dem Ruhmvollen, das dem Ehrsüchtigen den Kamm schwellen lassen kann, steht das Arme und Traurige, das in Gottes Namen in jedes Menschen Leben vorhanden ist. Das macht wieder fein demütig. Auf und ab, Berg und Tal, Wellenbewegung — das ist die Ahnentafel. Und wer sie richtig versteht, der freut sich an ihrem Wechsel und ihrer Weisheit. Spiegel des Menschenlebens!

Nein, es sind keine toten Zahlen, die so nüchtern mit mathematischen Gleichungen abzutun sind. Überall steht etwas zwischen den Zeilen, Arbeit von Händen, Flammen von Hirnen, Zucken von Herzen. Nicht um mich zu brüsten oder um mich zu schämen, sondern um an einem Einzelfall die Vergänglichkeit des Irdischen und das Überspringen des Funkens zu erweisen, blättre ich in dem lebendigen Buch. Ein greiser Forscher, Dr. Gottfried Maier, hat es mir gebunden. Es umfaßt 2200 Ahnen.

Mein ältester Ahne väterlicherseits trägt die Zahl 1 128 508. Er hieß Hartmann Haupt, 1352 selig, und seine Tochter Haile Haupt. Sie heiratete den Fritz Gaisberg, Stammvater der Herren von Gaisberg; und da steht auch gleich noch ein anderes edles Geschlecht, Jakob Walter Kuhorn von Fürstenfeld, Bürgermeister zu Stuttgart 1498, — stiftet mit seiner Frau den Ölberg zu St. Leonhard in Stuttgart.

Alt Sebastian Finckh, † 1644, wurde von einem Knaben morgens 8 Uhr an seiner Einfahrt mit der Armbrust durchschossen.

Johannes Brenz von Weilderstadt, der Reformator Württembergs, gibt seine Tochter Agathe dem Kanzler Mathias Hafenreffer von Tübingen zum Weibe.

Der Vogt Konrad Fauth von Cannstatt wurde 1517 enthauptet.

Der Bürgermeister Johann Hegel wandert aus Kärnten nach Großbottwar ein und wird der Stammvater des Philosophen Hegel und des Dichters Karl Philipp Conz.

Johann Valentin Andreä, Doktor der Theologie und Abt von Bebenhausen, sinnt auf die Albberge hinüber. Konrad Hartmann von Efferenn, Adelsritter zu Köln, klirrt mit seinem Schwert. Elisabeth Edle von Plieningen, Major von Brecht, die Besserer von Ulm, die Kapff von Schorndorf zahlen ihren Sold. Die Seele wandert. —

Meine Ahnen mütterlicherseits stehen nahe an meinem Herzen. Sie haben sich aus engen Verhältnissen heraufgeschafft zu starken Menschen. Viele waren Handwerker. Und da man nichts von ihnen kannte als ihre Armut, so grub ich nach. Und grub ihre Wurzeln aus: 52 Bürgermeister, Schulzen und Magister, darunter die berühmten Bürgermeister Joß Wyß von Reutlingen, Philipp Laubenberger, der Meisterjäger Michael List von Pfullingen, der Stammvater Friedrich Lists, Johann Felder, Burgvogt auf Einsiedeln 1480. Daneben auch viele „kleine Leute“, Weber und Totengräber; eine, Katharina Dorn, 1578, wird bei ihrem Tod „Badreiberin“ genannt. Einer, Johann Jakob Reiff, Stabschultheiß in Oberhausen, erhält beim 50jährigen Ehejubiläum 1770 einen Eimer Wein von der Gemeinde. Einer, Urban Fasnacht, genannt Krummhals, wird 1675 wegen Hexerei verbrannt; dasselbe Schicksal hatte vor ihm schon eine Ahnfrau, Maria Schmid, erlitten. Eine Unglückliche hat sich 1768 in der Echaz in Pfullingen ertränkt, nachdem sie drei Tage umhergeirrt.

Ein Vorfahre, Daniel Votteler, Hutmacher, hatte 3 Söhne. Der eine ging 17jährig nach Paris zur französischen Revolution und starb dort im Spital, im „Gasthaus zum Herrgott“; man würde ihn heute Edelspartakist geheißen haben. Und, was bezeichnend ist: er war Nachtwandler. Der andere Sohn wurde Pfarrer zu Neuweiler; der dritte ist mein Urgroßvater. —

Dann wieder taucht die Glockengießerfamilie Kurtz auf, welcher der Dichter Hermann Kurtz entstammte, die adligen Familien von Wernwag und von Mansperg, die alten Namen Bantlin, Eisenlohr, Gayler, Knapp, Laiblin, Fizion, aber auch die Kindsvatter, Käsbohrer, Windbeer, Sterneißen, Mutschelbeck, Schreisäckh, Kiefuß und Kübelwein.

Und da, halt: Anna Maria Jud von Metzingen. —

Man hat mich gefragt, ob ich bei meinen Forschungen irgendwann auf einen Juden gestoßen sei, und ich mußte antworten: auf keinen einzigen. Und da stand eine leibhaftige Jud vor mir, geboren 1601. Aber wie war das: ihr Großvater stand schon im Kirchenbuch, Hans Jud, Krämer in Metzingen, die Familie war schon lange dort ansässig — Maria, Johannes, Adelheid, Auberlin —, und sie hieß schon 1454 so. Es muß also ein Übername gewesen sein, für einen, der kaufmännisches Talent entwickelt hatte; es gibt ja so viele Kaiser, König, Pfaff und Papst, von denen nie einer die Würde seines Namens bekleidet hatte. —

Auch der Bürgermeister Johannn Georg Göppinger, der 1713 die Schwefelquelle, den Heilbrunnen von Reutlingen entdeckte, war mein Vorfahr; er entstammt einer alten Reutlinger Rotgerberfamilie. —

Und am Ende der langen Ahnentafel stehst Du, Mensch von heute, allen schuldig und verpflichtet für einen kleinen Baustein, einen Eindruck des Leibes, einen Hauch in der Seele. Was bist du, was willst du aus deinem Leben machen? Eines Tages wirst auch du zur Ruhe gegangen sein und nur in deinen Kindern fortleben, als Keim, als Funke, als Ahnherr. Wirst du ein Bereicherer gewesen sein, ein Halt und eine Pforte — oder eine mathematische Zahl?



Elisabeth

Von Hans Gäfgen

In ein Gedicht von überird'scher Schöne
Schloß er Elisabeth, sein Weib.
Die Verse schmiegten sich, wie dunkle Mantelfalten,
Um ihrer Seele silbermildes Sein,
Und ihre leise, leicht verhängte Stimme
War in den Worten, die sein Stift geschrieben.
Der Duft des Abends, der aus Wiesen kam,
Die alle Blüten dieser Erde trugen,
Das Leuchten jener ersten, stillverklärten Nacht,
All diese seltsam großen Heiligkeiten,
Sie waren eingeschlossen in das Lied.
Doch als er kam, von ihrem Blick zu sprechen,
Vom märchenhaften Auge der Elisabeth,
Da stockte seine Hand, und ihr entfiel der Stift.
Er saß und sann, und viele Worte kamen,
Doch keines schien ihm wert, zu bergen,
Was er empfand, wenn ihre Blicke ineinander sanken.
Er wurde Mann.
Er wurde Greis.
Und das Gedicht ward nie vollendet.



Sonnenaufgang

Skizze von W. A. Krannhals

Ganz still ist's ringsum. Die Blumen schlafen und die Bäume atmen in tiefer Ruhe. Dunkel umhüllt die Nacht mit weichem, warmem Schleier Wiesen und Wälder und die Wohnungen der Menschen.

Komm, setz' dich zu mir unter diesen Strauch! Sieh, wie regungslos die goldnen Dolden herabhängen, wie matt sie leuchten im Dunkel unserer Nacht! — Goldregen. — Ganz weit und leise klingt ein feiner Ton, dann ist's wieder ganz still. — Die Erde schläft. — — —

Sieh dort! Das Häuschen! Ein feiner Strahl dringt gelblich durch die Fensterläden in unser Dunkel. — Nun ist er wieder fort — Ruhe, tiefe Stille. — —

Von Osten her naht ein kühler Hauch; er legt sich auf Brust und Arme, umfächelt dein Gesicht, rührt an den goldnen Blüten, an den Gräsern, und streicht mit linder Hand über die weichen Kuppeln der Bäume. — Dann wieder einer. Stärker, kräftiger, wie ein Weckruf: „Wachet auf, es nahet gen den Tag!" Sieh, wie die Blüten die Köpfchen heben, verschlafen blinzelnd, hier eins, dort eins. — Es ist so kühl! — War das nicht ein Vögelchen? Nein, es ist wieder ganz still. — Ganz hoch oben am Himmel kommt eine helle Flut gezogen, langsam erfüllt sie den Raum, und wie ein feiner Silberregen sinkt es zur Erde nieder. Es wird licht. Sieh, wie die Gräser sich dehnen und heben. Zitternd streckt das Espenlaub seine Ärmchen in die kühle Morgenluft. Ganz fern ruft schüchtern ein Vöglein; ein anderes antwortet, da wieder eins und wieder, immer lauter und schneller — hier — dort. Aus dem Häuschen wirbelt Rauch auf. Ein Hund schlägt an! —

Und immer lauter wird es. Die Vögel jubeln und zwitschern, baden sich in den kleinen Rinnsalen, plustern sich ihr Federkleid zurecht. Die Bäume neigen sich und biegen sich und raunen sich zu, was sie geträumt. Das helle Licht überströmt Wiesen und Wälder, und immer lauter klingt es und tönt es, und es ist ganz hell — aber matt und hart. Die Hähne erheben ihre Stimme, man hört Menschen, die Pferde klirren mit ihren Ketten. Der Tag ist da!

In tönenden Akkorden klingt es und summt es, schwirrt und jubelt, raschelt und singt und jauchzt es: Der Tag ist da! Hoch aus den Lüften kommt ein feiner, klingender Ton. Nichts ist zu sehen, und doch hörst du ihn! Lerchen! — — Und dann ist es auf einmal still, wie tot. Nur einen Augenblick lang, als schöpfe die Natur Atem. Und die Wärme steigt, und das Licht, und es tönt wieder und jauchzt, und ein Duften zieht durch die Lüfte.

Auf einmal schweigt das ganze klirrende Konzert. Wiederum ein Atemholen der Natur. Anders als vorher, banger, süßer! Du selbst hältst den Atem an, als käme nun etwas Großes, Gewaltiges!

Ein Windstoß beugt die Gräser — — Da!

Ein goldiger Blitz zuckt durch das klare, silbrige Licht des Himmels. — Wieder einer — wieder einer — leuchtender — sieghafter —

Deine Hand bebt leise in der meinen — — —

Und dann plötzlich bricht eine goldige, rötliche Welle in die erwachte Natur. — Die Sonne, die Sonne! Und ein Leuchten legt sich auf Feld und Wald, auf Busch und Strauch, blitzt in den Bächen und funkelt in den Fenstern der Menschen, und stürmisch bricht es wieder los in schwellenden, jubelnden Tönen, es jauchzt und klingt aus fern und nah, aus Höhen und Tiefen; hoch aus den Lüften jubelt es in der trunkenen Freude des neuen Tages: Sonne, Sonne, goldene, warme Sonne!

Luthers Einzug auf die Wartburg

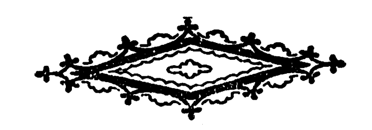
(4. Mai 1521)

Von Friedrich Lienhard

Der Schmied von Ruhla geisterte im Forst
Und hämmerte sein „Landgraf, werde hart!"
Die Schmiedewucht, vor der das Eisen borst,
Klang in Jung-Siegfrieds donnerstarker Art.
Der Wald war von dem Geisterklange voll.
Da war es, wo am Hang ein Hufschlag scholl,
Wo Rosse schnoben rasselnd berghinan — —
Bei Eisenrittern saß ein Kuttenmann.

Die Nacht sank. Schwer und dröhnend schlug ein Tor.
Von Fackelflammen quoll's da droben vor
Und schien unheimlich, ein gefang'ner Brand,
Vom Wartburghof hinaus ins deutsche Land.
Dann hoben sie den Mönch herab vom Roß,
Langsam verzog sich Reitersmann und Troß,
Der Burghauptmann schritt mit dem Gast empor:
„Hier Euer Stübchen! Doktor, tretet ein!"
Und Martin Luther war mit Gott allein.

Nun saß, was einst durch manches Herz gebraust
An ritterlicher Wucht, in Luthers Faust:
Sie ballte sich, doch nicht zu Sport und Spiel,
Sie ballte sich um einen Federkiel
Und geistgewaltig um das Tintenfaß,
Das festen Wurfes auf dem Teufel saß.
Sie schuf und schuf, es wuchs das Pergament — —
Dann stand getürmt das deutsche Neue Testament!



Rundschau

Luther auf der Wartburg

Luther in der Einsiedelklause auf der bergenden Landgrafenburg ist den Deutschen bildhafter, volkstümlicher geblieben als der Streiter der Ablaß-Thesen im damals doch noch recht zu den Randstaaten gehörenden Wittenberg. Sicherlich spielt die Romantik hinein. Doch wie so manches Mal zeigt auch die Volkserinnerung naiv ein historisch sehr feines Gefühl. Die zehn Monate auf der Wartburg sind der biographische Punkt, da der noch halblateinische Professor sich in den Reformator der Nation verwandelt, in den machtvollen Volksmann, der die deutsche Erneuerung am richtigen Ende anpackt.

Der Wormser Reichstag mußte es Luther lehren, bei dem christlichen Adel deutscher Nation, ihren regierenden und oberen Ständen, die objektive Bildung und Denkgründlichkeit einigermaßen herunterzutaxieren. Nicht, ob der Gebannte seine Schriften gegen den Vorwurf der Ketzerei rechtfertige, nicht dies hatte interessiert, sondern der in Luther verkörperte Vorstoß gegen hierarchische und römische Autorität. Die Besuchenden vom Adel und entsandten Vertrauenspersonen, von denen in Luthers Wormser Herberge es nicht leer ward, besagten auch alle nichts anderes, als was auf der Reise hierher über Weimar und Frankfurt das zuströmende Volk gezeigt hatte, wenn es das Rollwägelchen aus Wittenberg an dem stattlich mittrabenden Reichsherold erkannte: die spannungsvolle Allgemeinerwartung durch den neuernden mutvollen Ketzer. Christlichen Standes Besserung! Auch in rechtlicher und weltlicher Beziehung! Kritiken und Deutungen, die über so vielerlei Ratlosigkeit und Hilflosigkeit aufleuchten. Die Erregung, die Macht, die für Luther vorhanden ist, hat er mit Augen gesehn — und die er gut tut, in die Hand zu nehmen. Denn sie ist Ungeduld am Rande des öffentlichen Aufruhrs. Nur ein Teil davon, kaum der heftigste, ist der Unwille über die kirchliche Habsucht, Entsittlichung und Üppigkeit.

Es ist wohl kulturgeschichtlich überaus vielsagend, wenn der päpstliche Nuntius beim Reichstag, Aleander, die geglückte Reichsächtung des tapferen Ablaßbekämpfers durch ein gutgekanntes ovidisches Zitat nach Rom schreibt: „Singt Triumph, und nochmals Triumph, wir haben sie im Garn, die heißersehnte Beute!" — aus des Ovidius' Lehrbuch der schlüpfrigen Liebeskünste. Aber doch nur mit minderer Belesenheit ist das durchschnittliche Deutschland reichlich ebenso entartet, von materieller Gier verflacht und mittelbar entsittlicht. Während die Deutschen zur staufischen Mittelalterzeit die edelste Standesverpflichtung und eine hochgesinnte schöne Dichtung aus sich entwickelt hatten, verdankten sie ihr seitheriges Herunterkommen dem platten Materialismus, der nun einmal so einseitig nicht in die deutsche Veranlagung hineinpaßt und der daher immer bei uns zur zerfressenden Krankheit wird. Schmählicher, als andere Nationen so haltlos entarten, waren die Deutschen ihres Besten verlustig geworden und hatten sich ringsum verachtet und verhaßt gemacht, nicht allein nur in den von der Hanse, wie man heute sagt, „wirtschaftlich erschlossenen" Ländern. Luthers Schrift (1524), worin er „Kaufhandel und Wucher" auseinanderhält, gibt nur gemilderte Vorstellung von dem maßgebenden Ausbeutungsgeist, von der „gewissenlosen" und „lieblosen" Erdrückung der nichthändlerischen Stände, wobei es Luther noch an mancherlei Kenntnis fehlte, u. a. wie politisch gefügig das

Kaisertum den monopolistisch die täglichsten Bedürfnisse bewuchernden patrizischen Trustgesellschaften geworden war, welche auch die Wahl Karls V. finanziert und gemacht hatten. Das damalige Gesamtbild führt uns hier zu weit. Man entnimmt es sich annähernd aus den letzten Entwicklungen neuerlich bei uns, da die Verschiedenheiten gering sind; sie sind eher Parallelen, z. B. den tüchtigen, gebildet regen Kräften, die heute vorzugsweise in der Technik sind, welchem um 1500 das noch selbstachtungsvolle Handwerk entsprach, wohin auch die Künste noch gehörten. Auch damals gab es die gutsinnig redliche deutsche Mehrheit. Aber diese war in sich selbst lahm, bedeutungslos, vertretungslos, seit die reichsfürstliche Anbahnung politisch-sozialer Besserungen (i. J. 1500) baldigst von der geschädigten Plutokratie wieder mittels des kaiserlichen Hebels unterdrückt worden war. Bis auf einzelne Inseln der Bildung, die auch im süddeutschen Patriziat nicht fehlten, war in dem Ganzen dieser deutschen Oberfläche die Geistes- und Herzensbildung gleichermaßen erloschen, wie Dichtung und edlere Literatur. Das Gemeingültige sind Geldmachen und üppiges Geldzeigen, sind genüßliche Lebensideen, leer bis zur Verblödung der Moden und Vergnügung, bis zur Verzotung des Witzes und der Mysterienbühne. Und über dem rohen Getriebe waltet der Haß und Entrechtungskampf aller Stände wider alle, worin sich die vollste materialistische Auflösung der politischen und nationalen Gemeinschaftsethik darstellt. Keine „Sammlung der Geister", weil dafür Bildung, Entschlußkraft, Einigkeit zu weitgehend zerstört waren. Spintisierende Quacksalber aus den unteren Ständen genug, predigende Sackpfeifer und Bauernhirten; bürgerliche Vereinsmeierei in Fülle, Mystiker und Theosophen, und wenn die Konventikel fromm gebliebener Laien sich verzichtvoll zurückziehn, so will die Ideenbrüderei, in der Art der bekannten Zwickauer, um so zuversichtlicher helfen. Aber nun in diesen Jahren des Wormser Reichstags ziehn sich die größeren Bewegungen der Unzufriedenheit auch schon zusammen, verschiedene zur gleichen Zeit, nur bezeichnend unter sich zerspalten, unverbunden losschlagend: die Ritter des Sickingenschen Aufruhrs, der große Aufstand der Bauern, des ländlichen Bundschuhstandes, nicht mit den übelsten sozial- und reichspolitischen Reformgedanken, ferner die bilderstürmerischen, wiedertäuferischen, kommunistischen Bewegungen, diese mit dem typisch sich entwickelnden Macht- und Blutrausch und der sultanischen Lüsternheit der Führer.

Zwischen dem allen ist es von gar nicht abzuschätzender segensvoller Wichtigkeit, daß die eine Persönlichkeit, die dem Chaos gewachsen war, während der Frist der noch unfertigen Gärungen jene Wartburgzeit gehabt hat. Erstaunlich bleibt uns doch immer dieser Durchbruch der überlegenen, allseitigen Vollnatur. Zu Worms der zwar innerlich Sichere, vor großen Herren doch noch Befangene, auch Ungeschickte; weltlich das Mündel der kursächsischen Amtsherren, an deren Instruktionsfäden er sorgsam so bugsiert wird, daß er mit dem hellen Nichtwiderruf, der sein Teil ist, durch die sachlich zwecklose Veranstaltung hindurchkommt. Noch ist er das mutige „Mönchlein", welches Teilnahme, Achtung, doch nicht gerade starken Eindruck abgewinnt. Zwei Tage haben Luther gesagt, was er ist, was die anderen sind, bis zu Kaiser und Kurfürsten hinauf, so auch jener anständig mit ihm verhandelnde Trierer, der, wenn Luther einlenkt, mit kräftigen Pfründen und gutem Schutz ihn gegen die enttäuschte Öffentlichkeit versichern will. Die Sicherheiten sind nunmehr in Luther allein: Entscheidung, selbstgewisse Haltung, herrenartiges Befehlen. Den Reichsherold, der ihn von Wittenberg holte, sieht er auf der Rückfahrt nun auch mit anderen Augen an, fertigt ihn als Briefboten an den Kaiser ab und läßt ihn rechtzeitig umkehren. Er selbst ist fortab Instanz und Macht; die geistlichen und weltlichen Instanzen sind nicht mehr ihm zu Häupten. Begreiflich ist, wie dieses Herrschaftsgefühl in seiner Neuheit etwas Hochbetontes annimmt, zumal er auf der Wartburg niemanden um sich hat, mitberatend und an ihm feilend. Aus Wartburgschriften, welche die Wittenberger Freunde lieber nicht zum Druck geben, sieht die Ekstase dieses Kraftgefühls heraus, auch aus Aufkündungen des heimischen landesherrlichen Schutzes, welcher doch wahrscheinlich Luther bis in dieses Asyl bewahrt hatte. „Ich halt, ich wollt Ew. Kurfürstlichen Gnaden mehr schützen, denn Sie mich schützen könnte." Solche Sachen müsse Gott allein schaffen.

Aber auch das war geschichtlich unerläßlich, daß er so an Kurfürst Friedrich schreiben mußte. Von da ab war er der Obere, beginnt er Reformator über den fürstlichen Landesherren zu sein. Über Kämpfern gleich ihm dürfen keine höchsten Kriegsherren geschont und zuständig bleiben.

Die Bedeutung der wichtigsten Wartburgtat — neben dem übrigen Fleiß —, daß er den Laien das Neue Testament in die Hand gab, kann hier nur gestreift werden. Es war nicht die erste Übersetzung, welche entstand. Aber es war diejenige Entschließung und war die Verdeutschung, die aus dem Auftreten eines Wittenberger Theologen die Reformation im deutschen Volke, und mit diesem zusammen, gemacht haben. Auf das Lesen des Volkes hin hat er dort in der Wartburgklause die Heilige Schrift zu übertragen begonnen. Nicht auf die exakte Wiedergabe der hellenistischen oder hebräischen Münzen, Maße und Gewichte.

Und hat in ihr gezeigt, wo die deutsche Sprache zu finden sei. Im kraftvollen Reichtum des mündlichen Gebrauches, im tragenden Rhythmus der Sätze, in dem feinhörigen Gefühl der mündlichen Formensprache. Nicht bei den „Kanzleien- und Puppenschreibern".

Wer 1520 in dem Kranachschen Kupferstich sich Luthers Bild betrachtete, der hätte gewißlich am wenigsten gedacht, dieser lateinische verstudierte Prediger in der Mönchskutte, mit den eckigen Backenknochen im hohlen Gesicht und mit den auf ihren Gedankenkreis eingestellten Augen, der werde ein Jahr später als ein unrasierter Junker Jörg durch die Wartburgwälder streifen! Es war ihm nötig. Das jahrelange Übermaß an Gedanken- und Schreibtischerregung machte körperliche Folgen geltend. Es kam zur rechten Stunde; auf der Bergburg konnte es gelinde überwunden werden. In diesen Exilmonaten kam Luther zur neuen Festigung seiner von einfachen Eltern mitgegebenen Gesundheit. Wenn Hans von Berlepschs, des Burgamtmanns, Küche dem hohlen Mönch die Wangen rundete, so hat auch dies Jahr den inneren Luther gerundet. Das Frohmännliche, die wundervolle Verbindung der zornigen Kraft mit Freundlichkeit, Ruhe und scherzendem Humor beginnt sich heranzubilden, nebst jener vortrefflichen Nervenpolitik, welche für all solche, die ihn nur aufhalten — weniger Gegner, als halbzufriedene Mitgänger, Benörgeler seiner Schriften, seiner Bibel, seines Deutsch usw. — das Stereotypwort „die Esel" festsetzt, sie kurzfertig grob in diesen Sack zusammentut und drinläßt. Aus den Sinnen des Junker Jörg kommt in seine Schriften eine neu erfrischte Bildlichkeit, der Vögel klingender Schall, die rauschenden Zweige, die schwälenden Kohlenmeiler in den Wäldern.

Dann entschließt er sich zum Abschied. Die Reichsacht, auch die Rücksicht, daß niemand Luthern atzen, hausen und ihm Vorschub leisten darf, bei Güterverlust, wischt er, wie man mit der Hand durch die Luft streicht, von sich weg. In Wittenberg ist aus dem Dilettantismus der Zwickauer und Karlstadts Prophetentum der ideenmäßige Unfug geworden und bald die randalierende, kirchenschänderische Roheit. Drum ist Zeit, daß er wieder sichtbar werde. In Hosen und Wams des reisenden Ritters, mit flotter roter Kappe, die Hand mit Vorliebe auf den Schwertknauf stützend, hinter sich den Reitknecht, so kommt das Mönchlein nach Wittenberg zurück.

Zu Worms war die befreundete Sorge gewesen, daß der Überzeugungsmann nur nicht gar so unpolitisch sich und das begonnene Werk verderbe. Zu Wittenberg, als er unter die aufgerührte Bürgerschaft tritt, ist er mit ruhiger Hoheit derjenige, von dem nun das Weitere hier erfolgen wird. So stiftet er wieder Ordnung und Vernunft, geistlich und weltlich; und über die frohaufatmenden mitteldeutschen Fürsten weiter pflanzt sich bis ans Reichsregiment die rücksichtsvolle Erkenntnis fort, daß von dem amtlichen Reichsächter erheblich wohl auch das Weitere im Reich abhangen wird. In jenen Wartburgmonaten, da er das Neue Testament übersetzte, scheiden sich zeitlich die zwei deutschen Lebenswelten: die in ihrem „nur-wirtschaftlichen" Materialismus sittlich und sozial bankerott gewordene, und die durch Luther wieder zu Ernstlichkeit, Ehrbarkeit, Geistigkeit und zu neuem öffentlichen Gemeinschaftssinn hinangeführte, auch von uns so tiefersehnte Welt der edlen deutschen Ordnung.

Prof. Dr. Ed. Heyck



Strategische Rückblicke

Ein ausgezeichnetes Buch „Kritik des Weltkrieges" (Leipzig 1920, Verlag von K. F. Koehler, Preis 20 M), dessen ungenannter Verfasser ein württembergischer Generalstäbler sein soll, hat in Fachkreisen berechtigtes Aufsehen erregt, wenn man auch mit den Urteilen des Verfassers nicht durchweg einverstanden sein kann. In schwungvoller Sprache geschrieben, gibt es auf 243 Seiten einen knappen und guten Überblick über die militärischen Operationen der schweren 4 Kriegsjahre und ermöglicht es auch dem Laien, sich ein Urteil über die kriegerischen Vorgänge zu bilden.

In weiten Volkskreisen war bisher die Meinung verbreitet, daß während des Weltkrieges nur die politische Leitung versagt habe, daß aber die Heerführung ihrer Aufgabe in vollem Umfange gewachsen gewesen sei. Dem ist leider nicht so. Ausgezeichnet und über jedes Lob erhaben waren nur die Leistungen unserer braven Truppen. Auch die Armeeführung hat teilweise Vortreffliches geleistet. Es sei hier nur an Tannenberg erinnert. Die Oberste Heerführung dagegen hat vielfach versagt, nicht nur in den ersten Kriegswochen, die zur Marneschlacht geführt haben, sondern auch noch später unter Falkenhayn. Bei Übernahme des Oberbefehls durch Hindenburg war unsere militärische Lage bereits derart schwierig geworden, daß auch ein Hindenburg nicht mehr viel daraus machen konnte. Bei der letzten entscheidenden Offensive im Frühjahr und Sommer 1918 hat aber auch er nicht das Höchste zu erreichen vermocht. Sie bietet der Fachkritik viele und berechtigte Angriffspunkte.

Es sind nunmehr bereits 3 Jahre verflossen, seit wir mit banger Hoffnung dem Ergebnis dieser letzten entscheidenden Offensive, die Rettung oder Untergang bringen mußte, entgegengesehen haben. Wir haben seitdem einen gewissen Abstand zu den Ereignissen des Weltkrieges gewonnen und können hieraus die Berechtigung schöpfen, uns, wenn auch noch kein abschließendes Urteil, so doch kritische Gedanken über die Geschehnisse zu machen. Eine wahre Hochflut militärischer Literatur ist seitdem erschienen. Sie entspringt teils diesem Bedürfnis, teils dient sie der Rechtfertigung eigener Handlungsweise. Hindenburg, Falkenhayn und Ludendorff haben gesprochen, eine Anzahl von Armeeführern oder deren Generalstabschefs oder sonstige an hervorragendster Stelle tätig gewesene Offiziere haben sich geäußert. Es ist für den Laien nicht leicht, sich in dieser Hochflut zurechtzufinden und die Spreu vom Weizen zu scheiden. Denn auch viel Wertloses ist vorschnell auf den Markt geworfen worden. Vieles hat auch nur für den Fachmann Interesse und ermüdet den nicht fachmännisch vorgebildeten Leser, der sich nicht in militärische Einzelheiten verlieren, sondern ein in möglichst knappen Strichen gezeichnetes Bild in sich aufnehmen will. (Sehr empfehlenswert ist übrigens hiezu: Jungmann und Schwarz. Der Weltkrieg in sprechenden Bildern, Selbstverlag. Karlsruhe, Lessingstraße 23.) Es sei nun in nachstehendem der Versuch gemacht, auf jene Erscheinungen der neuesten Kriegsliteratur aufmerksam zu machen, die diesem Zwecke dienen können und die teilweise noch nicht gebührende Beachtung gefunden haben.

Hier seien vor allem genannt „Graf Schlieffen und der Weltkrieg" von Oberstleutnant Förster (Berlin 1921, Verlag Mittler & Sohn, I. Teil 10 M, II. Teil 13 M). Der erste Teil behandelt in geradezu meisterhafter Weise den Schlieffenschen Operationsplan und die deutsche Westoffensive 1914 bis zur Marneschlacht, der zweite Teil unterzieht die Ostoffensive 1915 in Galizien und Rußland einer eingehenden Würdigung und kommt hiebei zu einem allerdings ziemlich vernichtenden Urteil über den General v. Falkenhayn. Ein dritter Teil wird sich mit der Hindenburgschen Heerführung beschäftigen. Man wird ihm mit Spannung entgegensehen dürfen. Besonderes Interesse hat in den weitesten Kreisen begreiflicherweise die Marneschlacht erregt. Wird sie doch nicht so ganz mit Unrecht als der Wendepunkt unseres Kriegsglücks betrachtet. Das Beste hierüber ist von Oberstleutnant Müller-Löbnitz, einem Württemberger, „Der Wendepunkt des Weltkrieges" (Berlin 1920, Mittler & Sohn, 10 M). Eine

nicht minder treffliche Darstellung bringt General v. Kuhl, der Generalstabschef Klucks, in seinem „Der Marnefeldzug 1914“ (Berlin 1921, Mittler & Sohn, 35 M). Die glänzende Führung der 1. Armee durch Generaloberst von Kluck findet hiebei besonders eingehende Würdigung. Eine außerordentlich klare, knappe und übersichtliche Schilderung der Marneschlacht findet sich endlich in dem I. Teil des Buches von General v. François „Marneschlacht und Tannenberg“ (Berlin, Verlag August Scherl, 50 M), während der 2. Teil — Tannenberg — sich mehr in Einzelheiten verliert, die vorwiegend den Fachmann fesseln werden. Über die Einleitung des rumänischen Feldzuges hat Oberstleutnant Wetzell eine kleine, sehr interessante Studie „Von Falkenhayn zu Hindenburg-Ludendorff“ geschrieben (Berlin 1920, Mittler & Sohn, 4 M), bei der Falkenhayn gleichfalls schlecht wegkommt. Zu erwähnen und sehr zu empfehlen sind endlich noch „Der deutsche Generalstab in Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges“ von General v. Kuhl (Berlin 1920, Mittler & Sohn, 15 M) sowie das ganz ausgezeichnete Werk des österreichischen Generals Alfred Krauß „Die Ursachen unserer Niederlage“ (München, Lehmanns Verlag, 16 M), ein treffliches Buch, das insbesondere die Zusammenhänge von Politik und Kriegführung in geradezu musterhafter Weise beleuchtet und im übrigen auch interessante Einblicke in österreichische Verhältnisse gewährt. Wer sich für letztere interessiert, Näheres über die Persönlichkeiten der österreichischen Generalstabschefs Conrad und Arz und ihr Verhältnis zur deutschen Obersten Heeresleitung, das leider, besonders unter Falkenhayn, nicht ungetrübt war, erfahren will, dem sei das Buch des Generals v. Cramon „Unser österreich-ungarischer Bundesgenosse im Weltkrieg (Berlin, Mittler & Sohn, 16 M) warm empfohlen. Von den Stimmen unserer Feinde wird das Buch des Generals Buat „Ludendorff“ (Koehler & Volkmar, Leipzig, 18 M) zweifellos berechtigtem Interesse begegnen. Die Person des Generals erfährt dort eine zwar nicht gerade wohlwollende, aber immerhin in manchem nicht so ganz unzutreffende Beurteilung, die sich bemüht objektiv zu bleiben, soweit dies bei einem Gegner möglich ist, und der man Sachkenntnis und gutes Urteil nicht absprechen kann. Die Verhimmelung Fochs und seiner Strategie dagegen ist übertrieben und abzulehnen.

Wenn ich in nachstehendem nun versuche, in knappen Umrissen jene Hauptmomente kurz hervorzuheben, die nach meiner Meinung in erster Linie unsere schließliche militärische Niederlage herbeigeführt haben, so bin ich mir wohl bewußt, daß eine erschöpfende Behandlung im Rahmen dieses kurzen Aufsatzes unmöglich ist. Hierüber könnte man dicke Bücher schreiben. Ich muß mich daher darauf beschränken, diese Hauptmomente nur kurz anzudeuten.

Es liegt in der Natur des Stoffes, daß hiebei die trefflichen, teilweise glänzenden Leistungen unserer Heerführer, die ja allbekannt sind, außer Betracht bleiben, und nur jene Momente hervorgehoben werden, denen eine Mitschuld an unserem schließlichen militärischen Zusammenbruch beigemessen werden kann. Sie lassen sich in fünf knappe Worte kleiden: Marneschlacht, Ostoffensive 1915, Saloniki, Verdun und Westoffensive 1918. Hiezu kommt noch das Versagen der Österreicher. Die anderen, zweifellos ausschlaggebenderen Gründe unseres Zusammenbruchs sind bekannt. Sie brauchen daher nicht weiter erörtert zu werden. Hier soll nur von militärischen Dingen, soweit sie sich auf die Leitung der Operationen beziehen, die Rede sein.

Zuerst die Marneschlacht. Sie war letzten Endes das Ergebnis eines falschen Aufmarsches. „Fehler im ersten Aufmarsch lassen sich im Verlauf eines Feldzuges nur selten wieder gutmachen“, sagte schon der alte Moltke. Der Schlieffensche Aufmarsch und Operationsplan war ausgezeichnet. Er war im höchsten Grad genial, klar, einfach und folgerichtig. Er bezweckte mit dem Durchmarsch durch Belgien und Verlegung des Schwerpunktes auf den rechten Flügel die Überraschung des Feindes, die uns denn auch in vollstem Maße gelungen ist, im weiteren Verlauf die Einkreisung und Vernichtung des feindlichen Heeres. Er hätte folgerichtig durchgeführt nach menschlichem Ermessen zu einem schnellen, durchschlagenden

und kriegsentscheidenden Sieg im Westen führen müssen und auch tatsächlich geführt. Hierüber ist sich die gesamte militärische Fachkritik so ziemlich einig. Den wenigen anderslautenden Stimmen, insbesondere den Verfechtern einer Ostoffensive, die sich hiebei auf den alten Feldmarschall Moltke berufen, fehlt jede Beweiskraft. Es würde zu weit führen, dies hier näher zu begründen Man lese bei Förster oder Kuhl nach. Noch auf seinem Totenbette soll der alte Schlieffen, zu dem alle, die ihn kannten, das unumstößliche Vertrauen hatten, daß er uns unfehlbar zum Sieg geführt haben würde, gerufen haben: „Macht mir nur den rechten Flügel stark!" Gerade das Gegenteil hiervon ist 1914 geschehen. Schon im Frieden ist sein genialer Aufmarschplan von seinem Nachfolger, dem Generaloberst v. Moltke, stark verwässert worden, indem der linke Flügel (6. und 7. Armee) in Elsaß-Lothringen auf Kosten des rechten übermäßig stark gemacht wurde. Dies war der Urgrund allen Übels, das in der Folge daraus entsprang. Anscheinend konnte man sich nicht dazu entschließen, Elsaß-Lothringen und eventl. Süddeutschland vorübergehend einem feindlichen Einfall preiszugeben. Nach Ansicht Schlieffens war der beste Schutz Süddeutschlands ein voller Sieg über die Franzosen und Engländer. (Denn auch mit diesen als Gegner hatte Schlieffen bereits gerechnet.) Und darin hatte Schlieffen sicher recht. Betört durch strategisch belanglose Anfangserfolge der 6. und 7. Armee und durch eine allzu optimistische, unrichtige Beurteilung der Lage beim Oberkommando der 6. Armee unterließ jedoch die Oberste Heeresleitung die spätestens Ende August unbedingt gebotene Verschiebung starker Kräfte von dort zu Kluck an den rechten Flügel. Nicht genug, daß dies unterblieb, wurden auch noch 2 Armeekorps, ausgerechnet vom rechten statt vom linken Flügel, gerade in den kritischen Tagen Ende August nach dem Osten verschoben, wo sie weder verlangt noch notwendig waren. Denn Tannenberg wurde vor ihrem Eintreffen und ohne sie geschlagen. So kam es, daß Kluck vor Paris angelangt, viel zu schwach war, um die ihm durch den Schlieffenschen Plan zugedachte Rolle einer Umfassung und Zertrümmerung des französisch-englischen linken Flügels durchzuführen. Er kam vielmehr, durch Maunoury aus Paris in der Flanke angegriffen, selbst in eine schwierige Lage, die er jedoch durch ein ausgezeichnetes Manöver zu meistern und in einen vollen Sieg über Maunoury umzuwandeln im Begriffe war, als ihn wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel der durch Oberstleutnant Hentsch, Abteilungschef im Generalstab des Feldheeres, überbrachte Befehl zum Rückzug traf.

Wie kam das? Was war geschehen? Kluck war genötigt gewesen, zur Abwehr des Angriffs aus Paris Kräfte, die bisher im Anschluß an die Nebenarmee Bülow südlich der Marne gefochten hatten, herauszuziehen, und sie an seinen rechten Flügel nach Norden, in die Gegend westlich des Ourcq, zu werfen. Hierdurch war zwischen ihm und Bülow eine klaffende Lücke von etwa 30 km Breite entstanden, die nur von Kavallerie und schwachen Detachements notdürftig geschützt war. In diese Lücke begannen die Engländer, wenn auch nur sehr zögernd und vorsichtig, allmählich einzudringen. Die Führung der Engländer in den ersten Kriegswochen und im Marnefeldzug war nebenbei bemerkt überaus kläglich. Kluck hatte recht, wenn er vor ihnen keinen allzugroßen Respekt hatte. Anders Bülow. Er hielt den rechten Flügel seiner Armee und, in unrichtiger Einschätzung der Lage bei Kluck, auch dessen Armee für derart gefährdet, daß er die Gesamtlage beider Armeen für unhaltbar ansah und sich infolgedessen trotz günstiger Fortschritte des eigenen linken Flügels, der einen vollen Sieg über die Armee Foch errungen hatte und sich eben anschickte, die französische Front zu durchbrechen, zum Rückzug entschloß. Rückzugsentschluß und Rückzugsbefehl in der Marneschlacht gingen von General v. Bülow aus. Das steht unbestreitbar fest. Bülow, der im Frieden hohes Ansehen genoß und auf dessen Urteil die O.H.L. viel gab, befand sich allerdings in schwieriger Lage und scheint die Nerven verloren zu haben. Über seiner Armeeführung schwebte von Anfang an kein günstiger Stern. Vielfach wird der Oberstleutnant im Generalstab Hentsch, der den Rückzugsbefehl an Kluck überbrachte, als Urheber des Marneunglückes bezeichnet. Dies ist unrichtig Hentsch handelte im Rahmen seines Auftrages. Allerdings hätte er auf Grund

seiner Weisungen Bülow den Rückzug ausreden sollen. Anscheinend war er aber durch die überragende Persönlichkeit Bülows beeinflußt. Nachdem Bülow zurückging, konnten die anderen Armeen auch nicht mehr vorne bleiben. So nahm das Verhängnis seinen Lauf und damit war der Marnefeldzug endgültig verloren.

Es besteht heute kein Zweifel mehr, daß der Rückzug in der Marneschlacht unnötig war, daß diese vielmehr zu einem vollen Sieg über die Franzosen ausgestaltet werden konnte, zwar zu keinem Sieg in durchschlagendem, feldzugsentscheidendem Schlieffenschem Sinne, — dazu war man vom Plan des Altmeisters von Anbeginn an zu sehr abgewichen — aber immerhin zu einem recht respektablen „ordinären" Sieg, der unsere Lage wesentlich verbessert und uns vielleicht einem baldigen Frieden näher gebracht hätte. Ein einwandfreier Zeuge, der französische General Bajolle, äußert sich hiezu wie folgt: „Aber was wäre geschehen, wenn Kluck den Vormarsch gerade auf Paris fortgesetzt hätte, wie ihm aufgetragen war? War Paris in der Lage sich zu verteidigen? Sicherlich nein! Es wäre eine politische und militärische Katastrophe geworden, die einen entscheidenden Einfluß auf den Ausgang des Krieges gehabt hätte."

Ein vollgerüttelt Maß von Schuld, daß es nicht so kam, trifft die Oberste Heeresleitung. Sie war unzulänglich von Anbeginn bis zum Ende des Marnefeldzuges und zwar in einem Maße, das man nicht für möglich gehalten hätte. Nicht nur, daß sie aus noch nicht ganz aufgeklärten Gründen in Koblenz und Luxemburg viel zu weit hinten blieb und infolgedessen gerade in den kritischen Tagen jede Übersicht und Leitung verlor, sondern auch ihre spärlichen Anordnungen stellen eine Reihe schwerster Fehl- und Mißgriffe dar und waren zudem durch die Ereignisse meist überholt. In den kritischen Tagen der Marneschlacht ließ sie die Zügel völlig schleifen und war „inéxistante" (nicht vorhanden), wie ein französischer Kritiker boshaft, aber treffend bemerkt, obwohl eine Reihe schwerwiegendster Anordnungen zu treffen gewesen wäre. Dem General v. Moltke, dessen edler und vornehmer Charakter über jeden Zweifel erhaben dasteht, darf man hieraus keinen Vorwurf machen. Er war vor eine Aufgabe gestellt worden, die seine Kräfte weit überstieg, und war zudem krank. Daß aber in seinem engeren Stabe sich kein einziger fähiger Kopf befand, war ein geradezu tragisches Verhängnis. Denn an fähigen Köpfen hat es im deutschen Generalstab keineswegs gefehlt. Dies haben die späteren Ereignisse bewiesen. Ein schwächlicher Rechtfertigungsversuch des damaligen Chefs der Operationsabteilung strotzt von Unrichtigkeiten und kann als mißlungen angesehen werden.

Nach dem Zusammenbruch Moltkes übernahm Falkenhayn mit fester Hand die Zügel der Obersten Heeresleitung. Er hat sich hierzu nicht gedrängt. wie vielfach angenommen wird, sondern ist vom Kaiser bestimmt worden. Das Erbe, das er zu übernehmen hatte, war auch nicht gerade verlockend. Seine Wahl hat sich in der Folge als nicht gerade glücklich erwiesen. Der Gedanke liegt nahe, wie ganz anders alles hätte kommen können, wenn Hindenburg damals schon mit der Oberleitung betraut worden wäre. Nach Erstarrung der Westfront im Stellungskrieg galt es nun, die Entscheidung im Osten zu suchen und unverzüglich vorzubereiten. Falkenhayn hat sich nicht rasch genug hierauf umgestellt. Viel junges Blut ist bei Ypern und auf französischem Boden noch unnütz geopfert worden. Daß dort vorerst keine Feldzugsentscheidung mehr zu erhoffen war, ist zu spät erkannt worden. Als man sich dann endlich, viel zu spät, zur Ostoffensive 1915 entschloß, wollte Falkenhayn die Russen nur „lähmen", während Hindenburg sie zu vernichten und im Osten reinen Tisch zu machen bestrebt war. Ein höchst unerquicklicher Streit Hindenburg-Falkenhayn war die Folge, bei dem Falkenhayn mit Hilfe des Kaisers schließlich gesiegt hat. Die Folge davon war, daß auch im Osten die Front schließlich im Stellungskrieg erstarrt ist und daß man auch über die Russen nicht jenen durchschlagenden Erfolg erzielt hat, der sie zum Frieden geneigt hätte machen können. Ein solcher Erfolg lag im Bereiche des Möglichen, wenn man Hindenburg gefolgt wäre. (Näheres hierüber siehe Förster II. Teil!) Statt dessen waren die Russen nur zeitweise allerdings „gelähmt", kamen aber 1916 bei Luzk sehr zur Unzeit wieder und brachten fast alles ins Wanken.

Auch mit Conrad wußte sich Falkenhayn nicht zu stellen, was nicht zum Vorteil der gemeinsamen Sache ausgeschlagen ist.

Falkenhayn war mit dem Ergebnis der russischen Frühjahrsoffensive 1915 zufrieden. Die von ihm beabsichtigte „Lähmung“ des russischen Gegners war erreicht. Seine endgültige Niederwerfung und Zertrümmerung hatte er im Gegensatz zu Hindenburg für unmöglich erachtet und nicht angestrebt. Nun ging es gegen Serbien, ein Lieblingsplan Falkenhayns, mit dem er sich schon lange getragen hatte. Falkenhayn gebührt das Verdienst, das Bündnis mit Bulgarien zustande gebracht zu haben. Der serbische Feldzug verlief zwar erfolgreich. Das letzte und höchste Ziel Schlieffenscher Strategie, die Vernichtung des Gegners, wurde aber auch hier nicht erreicht. Der Gegner entkam, wenn auch schwer geschädigt, um später neu gekräftigt bei Saloniki wieder aufzutauchen. Es hat vielfach befremdet, daß die verbündeten Armeen nach der Eroberung Serbiens an der griechischen Grenze haltgemacht haben, anstatt reinen Tisch zu machen und Saraill ins Meer zu werfen, was damals wohl möglich gewesen wäre. Man hat dahinter politische, höfische und verwandtschaftliche Rücksichten vermutet, um König Konstantin keine Ungelegenheiten zu bereiten. Diese Gründe mögen immerhin mitgesprochen haben, allein ausschlaggebend waren sie nicht. Es haben auch gewichtige militärische Gründe mitgesprochen, denen eine gewisse Berechtigung nicht abgesprochen werden kann. Falkenhayn macht geltend, daß die bulgarische Armee außerhalb des Balkankriegsschauplatzes nicht zu verwenden gewesen wäre. Hierin mag er recht haben. Durch ihre Anwesenheit wurden aber bei Saloniki immerhin 2—300000 Mann Ententetruppen gebunden, die dann auf dem Westkriegsschauplatz fehlten. So brachte die bulgarische Armee wenigstens einen indirekten Nutzen für die Gesamtoperation, während sie andernfalls nutzlos gewesen wäre. Diese Gründe sind stichhaltig und nicht von der Hand zu weisen. Andererseits blieb die Pestbeule Salonik aber doch andauernd eine große Gefahr. Es hat sich 1918 nach dem schmählichen Verrat der Bulgaren schwer gerächt, daß bei Saloniki seinerzeit nicht schon 1915 reiner Tisch gemacht worden ist, wie Conrad gewollt hatte. Mit dem Zusammensturz der bulgarischen Front vor Saloniki ist unsere militärische Lage erst völlig hoffnungslos und unhaltbar geworden. Es war also doch ein Fehler, 1915 vor Saloniki haltzumachen. Nicht allgemein bekannt ist übrigens, daß sowohl Graf Gopcevic in seinem interessanten Buch „Österreichs Untergang usw.“ (Verlag Karl Siegismund, Berlin, 15 ℳ), das allerdings viel Klatsch enthält, als auch Prinz Windischgrätz in seinem nicht minder fesselnden „Vom roten zum schwarzen Prinzen“ (Ullstein, Berlin, 20 ℳ) den Zaren Ferdinand von Bulgarien ganz offen eines schmählichen Doppelspiels und infamen Verrats der Mittelmächte bezichtigen.

Dann kam 1916 Verdun! Die Wahl dieses Operationszieles wird zwar von Hindenburg in seiner milden Art gebilligt. Man kann aber doch wohl auch anderer Meinung sein; die Mehrzahl der Kritik steht heute auf letzterem Standpunkt und verurteilt diese Operation aufs schärfste. „Die Hölle von Verdun“ war eine nutzlose Menschenschlächterei. Vor Verdun ist der gute Rest unserer unvergleichlichen Armee, der uns von 1914 noch geblieben war, unnütz geopfert worden. Seitdem war das Instrument des Feldherrn schartig geworden. Falkenhayn sucht in seinem Buch Verdun zu rechtfertigen, vermag hierbei aber nicht zu überzeugen Bernhardi macht in seinem ausgezeichneten Werk „Eine Weltreise 1911/12“ (Hirzel, Leipzig, 63 ℳ), das eine Fülle tiefer Gedanken und treffender Beobachtungen enthält, in seinen etwas temperamentvollen Tagebuchnotizen eine leise Andeutung, als ob Liebedienerei gegen den Kronprinzen bei Verdun im Spiele gewesen sei. Dies wäre überaus schlimm und ist selbstredend unbewiesen. Recht geben muß man wohl Bernhardi, wenn er am Schluß ergrimmt ausruft: „Falkenhayn und Bethmann sind unser Unglück.“ Auch General Buat bezeichnet die Operation gegen Verdun als „ungeheuren Mißgriff“. Die „Ausblutungstheorie“ Falkenhayns führte nur zu unserem eigenen Verbluten. Der Angriff auf Verdun mußte spätestens Ende März eingestellt werden, nachdem sich herausgestellt hatte, daß es nicht im ersten Anlauf

wie Lüttich oder Antwerpen genommen werden konnte. Die Fortsetzung des Angriffes über diesen Zeitpunkt hinaus war ein Hohn auf alle Regeln der Kriegskunst und hat uns nie wieder gutzumachenden Schaden gebracht. Über Verdun und den nicht rechtzeitig vorausgesehenen Eintritt Rumäniens in den Weltkrieg ist Falkenhayn dann auch zu Fall gekommen. Als Armeeführer hat er dann Besseres geleistet, denn als Oberfeldherr.

Nun kamen Hindenburg-Ludendorff und mit ihnen ein neuer Geist. Freilich aus den überall erstarrten Fronten ließen sich keine Operationen im Geiste Schlieffens formen. Man hatte Mühe genug, das Bestehende zu halten. Vielverheißend begann die Offensive in Italien 1917. Doch auch hier wurde dank der Unfähigkeit des Führers der österreichischen Isonzoarmee, des Feldmarschall Boroevic, das strategische Endziel, die Vernichtung des italienischen Heeres, nicht erreicht. Näheres hierüber bei Krauß, der selbst hervorragenden Anteil am Gelingen dieser Operation hat. Wenig bekannt ist die Tatsache, daß damals bei richtigem Verhalten Boroevics der König von Italien mitgefangen worden wäre. Die vom ungenannten Verfasser der „Kritik des Weltkrieges" an die richtige Durchführung der Offensive geknüpften Folgerungen, die schon von einem Vormarsch der Deutschen über die See-Alpen nach Südfrankreich träumen, sind doch wohl etwas zu weitgehend und phantastisch. Immerhin wäre von einem durchschlagenden Erfolg in Italien auch eine günstige Rückwirkung auf die Gesamtlage zu erwarten gewesen, insbesondere wenn die Offensive nach dem Vorschlag des bayerischen Generals v. Krafft, des damaligen verdienten Generalstabschefs Otto v. Belows, mit dem Hauptnachdruck von Tirol aus eingeleitet und durchgeführt worden wäre. Doch hiezu erklärten sich die österreichischen Bundesbrüder damals außerstande, um später 1918 dieses Manöver mit einem völligen Fiasko dank verfehlter Durchführung zu wiederholen.

Wir nähern uns dem letzten Akt jenes weltpolitischen Dramas, der großen Westoffensive 1918, deren Vorbereitung und Durchführung in den Händen Hindenburg-Ludendorffs lag. Zum ersten Male seit den Augusttagen 1914 war es wieder gelungen, eine zahlenmäßige Überlegenheit an der Westfront zu versammeln. Der letzte entscheidende Schlag mußte gelingen, wenn er richtig geführt wurde. Leider ist er nicht richtig geführt worden. Anstatt die Kräfte zu einem großen einheitlichen Schlag und in einer Richtung vorzuführen, die strategische Auswirkung bot, verzettelte man die Kräfte und trieb Zermürbungsstrategie, wo nur ein großer einheitlicher Schlag in operativ wirksamster Richtung d. i. in Richtung Lens und St. Pol gegen Calais und die Somme-Mündung zum Ziele führen konnte. Dem herben Urteil, das sowohl der ungenannte „Kritiker des Weltkrieges" als auch General Buat über die Art und Weise fällen, wie damals die Operationen auf deutscher Seite geführt worden sind, muß man leider zustimmen. Buat bemängelt vor allem das Fehlen jedes höheren strategischen Gedankens. Der Geist Schlieffens schwebte nicht über den Angriffen. Sie wurden durch ihre Häufigkeit nicht besser und endeten schließlich bei Reims mit einem schrillen Mißerfolg. Die von Ludendorff in seinen Erinnerungen vorgebrachte Begründung seiner Anordnungen klingt nicht gerade überzeugend. Mit einem abschließenden Urteil wird man aber vorerst noch zurückhalten müssen, bis alle Umstände, die einer richtigen Durchführung angeblich im Wege standen, restlos geklärt sind. Soviel dürfte aber heute schon feststehen, daß das Ziel des 1. Angriffes im März 1918 falsch gewählt war und schwerlich zu dem angestrebten durchschlagenden Enderfolg hätte führen können. Auch ist es befremdlich, daß nicht auf der ganzen Westfront gleichzeitig angegriffen wurde, um den Gegner am Verschieben seiner Reserve zu verhindern, wie dies Foch später uns gegenüber richtig gemacht hat. Statt dessen ließ man ihm schön Zeit, seine Reserven stets an die bedrohten Punkte zu schieben, und schaltete zwischen den einzelnen Hauptangriffen unzeitgemäße Operationspausen ein. Nach dem Mißlingen des 2. Angriffes auf Calais war zu erwägen, ob es nicht zweckmäßiger gewesen wäre, jede Hoffnung auf Erzwingung einer günstigen Entscheidung aufzugeben, die Angriffe abzubrechen, um wenigstens das Kriegsinstrument noch möglichst intakt zu erhalten. Auf eine siegreiche Beendigung des Krieges war

kaum mehr zu hoffen. Die Überlegenheit des Gegners wuchs mit jedem Tage. So kam denn, was kommen mußte: der Zusammenbruch! Seit 18. Juli 1918 mußte jedem sachverständigen Militär klar sein, daß der Endsieg nicht mehr zu erzwingen war.

Franz Freiherr von Berchem



Die Deutschamerikaner und wir

Alma Hedin, die Schwester des berühmten Weltfahrers, die jüngst ihr Amerikabuch herausgebracht hat, kommt zu der gleichen Erfahrung mit den Schwedisch-Amerikanern, wie wir Deutsche mit den Amerikanern deutschen Stammes. „Mit den Schweden in Amerika hat es eine merkwürdige Bewandtnis. Sie lieben Schweden, aber sie sind vor allem anderen amerikanische Bürger. Vielleicht verletzt es uns Schweden, und man ist verwundert über gewisse politische Gesichtspunkte. Aber man muß diese Schweden nach den Verhältnissen beurteilen, unter denen sie leben.“

Schon wenn man kurze Zeit in den Vereinigten Staaten gelebt hat, geht es einem auf, eine wie verwickelte, schwierige Frage das Verhältnis von Reichsdeutschen und Deutschamerikanern ist. Bleibt man längere Jahre drüben, so wird diese Frage immer tiefer und brennender. Die ganze Tragik des Zusammengehörens und doch Getrenntseins geht einem auf. Man leidet sich durch alle Zustände von dem ersten Schmerz an durch rastlose Versuche zum Ausgleich, zum Wiederzusammenfügen, durch den ohnmächtigen Zorn des Verzichts durch bis zur Dreinergebung und endlich zum Anfang einer bejahenden Annahme der Tatsache hin.

Und dann kommt man heim und findet, daß man im Vaterland kaum eine Ahnung von diesem Weltproblem hat!

Wenn in unserm ersten Winter in Neuyork (1911—12) eine Deutschamerikanerin auf Englisch sagen konnte: „O, alle deutschen Frauen sind dumm“, so empörten wir uns und wunderten uns ebensosehr, wenn man uns fragte, warum wir denn nach Amerika gekommen wären, wenn wir doch unsre „Papiere nicht herausnehmen“ wollten, d. h. uns um die amerikanische Bürgerschaft bewerben. In allen den Jahren unsres Aufenthalts drüben haben wir ganz selten Deutschamerikaner getroffen, die verstanden, daß wir gekommen waren, um Land und Leute zu studieren und zwar gründlich, durch Mitarbeit und Mitleben. Meistens lächelte man zu solcher Erklärung und glaubte uns nicht.

Diese scheinbar kleinen Zeichen sind nun doch von allergrößter Bedeutung und Tragweite. Deshalb sind auch weder Empörung noch Staunen angebracht, ja, man kann so weit gehen, zu sagen, daß wir Deutschen letztlich diesen Krieg verloren haben, weil wir uns beides nicht abgewöhnt hatten, vielmehr weil wir über beides nicht hinausgekommen waren.

Die Frau, die da alle deutschen Frauen für „stupid“, dumm, hielt, war aus der zweiten oder noch wahrscheinlicher schon dritten Generation, das heißt, ihre Großeltern waren aus Deutschland eingewandert, ihre Eltern radebrechten noch einiges Deutsch, sie selbst wußten noch, was Ja und Nein heißt und die Worte Sauerkraut und Frankfurter waren ihr geläufiger als Amerikanern anderer Abstammung. Deutsche Frauen kannte sie nur von Neueingewanderten, die meistens aus einfachen Verhältnissen kamen oder als vom Leben Übelbehandelte, jedenfalls nicht als sichere, elegante, weltgewandte und vor allen Dingen englisch sprechende Damen. Deshalb der falsche Begriff, der aus vielen falschen Urteilen und Darstellungen in der englischen Presse, sowie der meistzugänglichen Literatur ergänzt wurde. Gewandte, sich gut anziehende deutsche Frauen hält man für Ausnahmen. Tatsächlich ist uns Deutschen ja auch das, was der Amerikaner „smart“ nennt und was er von allen menschlichen Vorzügen am höchsten einschätzt, nicht oder eben nur ausnahmsweise gegeben. Der „smartness“, einer

Mischung von Klugheit, Schlauheit, Schnelligkeit und Energie haben wir eine Reihe von Eigenschaften entgegenzusetzen, die wir mit Recht höher bewerten, die der Amerikaner aber nach seiner Veranlagung und seinen Verhältnissen nicht so gebrauchen und deshalb auch nicht so verstehen und anerkennen kann.

„Um Himmelswillen," sagte unser irisch-amerikanischer Briefträger um 1915 herum, „wenn bloß die Deutschen hier nicht herüberkommen! Dann müßten wir alle gründlich und ordentlich werden. Das gibt ein Unglück!"

Und viele Volkskreise hatten vor diesem „Unglück" eine sehr wirkliche und anhaltende Angst. Mit „smartness" läßt es sich so gut leben. Dabei reißt man sich nicht ab, das paßt zu dem ganzen Riesenland mit seinen in ungeheure materielle Weiten gehenden Aufgaben. Man sieht das auch vollständig ein, wenn man nicht rettungslos in eigenen Ideen verbohrt ist, sondern andern Gegenden und Leuten Gerechtigkeit widerfahren lassen will. Die Amerikaner sind anders, müssen und sollen anders sein und in ihrer Eigenart erkannt und geachtet werden.

Ja, die Amerikaner — die Angelsachsen drüben — — Aber die Deutschamerikaner? Die doch nicht. Die gehören doch nicht dazu. Die müssen doch uns Deutsche verstehen, sich nach allen deutschen Werten recken, sich das volle deutsche Wesen ersehnen!

So glauben wir Reichsdeutschen. Und daß es nicht so ist, daß es so etwas gibt wie dieses deutschsprechende oder schon nicht mehr deutschsprechende Amerikanertum, das ist unsäglich schwer für uns zu begreifen, und dann als Tatsache zu verarbeiten. Immer wieder rennt man sich zuerst den Kopf ein, täuscht sich, wiegt sich von neuem in Illusionen. Man schüttet einem langjährigen Bekannten über irgend etwas Deutsches oder Amerikanisches sein Herz aus und glaubt sich nach wie vor auf gemeinsamem Boden; da wird plötzlich sein Gesicht lang und länger, ein seltsames Kältegefühl überschleicht einen — — Aha! Der Amerikaner! Noch zweifelnd trotz mancher gleichen Erfahrungen schaut man das bekannte Antlitz an. Es ist amerikanisch. Das Deutsche ist momentan wie ausgewischt, selbst die angelsächsischen herabgezogenen Mundwinkel erscheinen. Man hat den einen Punkt berührt, bei dem alles Gleichfühlen und Miteinandergehen aufhört. Amerikaner drüben, Deutscher hüben.

Gespräch im Herbst 1914.

„Unerhört! Diese Lügerei, diese Engländer — —"

„Ja, und die Franzosen usw." —

„Es ist einfach nicht zu glauben usw."

„Und diese Unverschämtheit hierzulande!"

Das andere Gesicht wird lang. „Unverschämt? Da gehen Sie denn doch zu weit —"

„Wieso? Warum machen die deutschen Elemente hier nun nicht den Mund auf — —"

Das amerikanische Gesicht ist da.

„Sie meinen, wir Deutschamerikaner sollten — —? Was können wir jetzt tun? Wir müssen uns nur ruhig verhalten —"

— — Gespräch 1919 im Mittelwesten.

Frau N. N. und ich über Kriegsursachen, Waffenstillstands- und Friedensbedingungen, allgemeines deutsches Leben und Wesen. Ich schon sehr vorsichtig. So verstehen wir uns eine Weile sehr gut. Aber dann kommt es.

„Die deutsche Erziehung! Ja, da gehen eben unsre Wege auseinander. Hier in Amerika erziehen wir unsre Kinder zu selbständigen Menschen. Jedenfalls ist es unrecht, wenn man — wie B.s — die Kinder hier noch durchaus deutsch erzieht."

„Aber wie können reichsdeutsche Eltern ihre Kinder anders als deutsch erziehen?"

„Reichsdeutsche? Haben B.s es denn versäumt, zu rechter Zeit ihr erstes Papier herauszunehmen? (Während des Krieges ging das nicht mehr.)

„Soviel ich weiß, ist es nie ihre Absicht gewesen, Amerikaner zu werden."

Frau N. N. richtet sich auf. Das amerikanische Gesicht ist längst da.

„Sie sollten jedenfalls die Absicht haben. Wenn man lange Jahre in diesem Land lebt und seine Vorteile genießt, soll man auch Bürger werden."

Die alte Geschichte! Zum wievielten Male setze ich — der Sache wegen — jetzt mit sehr viel mehr Ruhe als vor 7, 8 Jahren — auseinander, warum ich es nicht für nötig, ja unter Umständen für unehrenhaft halte, selbst bei langjährigem Aufenthalt in einem Land dessen Bürger zu werden.

„Wir genießen doch nicht nur die Vorteile des Landes, sondern geben ihm auch unsre Arbeit, unser Wissen und verbrauchen unser Geld hier. Wie viele amerikanische Zahnärzte z. B. leben in Deutschland und denken nicht daran, Deutsche zu werden, noch denkt Deutschland daran, sie dazu zu bewegen."

„Wir sind ja auch hier nicht Deutschland. Wir haben hier ganz andere Verhältnisse — — usw."

Und das ist richtig. Amerika mit seiner Einwanderung aus aller Herren Länder mußte das Problem der Bürgerschaft anders auffassen und anfassen als wir. Ob es nun richtig geht oder falsch —: jedenfalls gibt es keine deutschen Maßstäbe für drüben. Ebensowenig freilich ist der Amerikaner berechtigt, wie wir es in unendlichen Abwandlungen hörten, zu sagen: „Wenn man es in Deutschland machte wie wir usw." Der Fehler liegt also auf beiden Seiten. Aber in der klaren Erkenntnis der Fehler nähert man sich schon der Behandlung und möglichen Lösung der eigentlichen Frage: was fangen wir nun mit den Deutschamerikanern an und sie mit uns?

Was wir voneinander erwartet und verlangt haben, stimmt nicht, hat auch nie gestimmt, obgleich es vor dem Kriege für viele oberflächliche Beobachter danach aussah. Wir im Vaterland dachten, drüben versprengte, nach deutschem Geistesleben hungernde Volksgenossen mit deutscher Kultur beglücken zu müssen. Die aus deutschem Stamm in der „neuen Welt" glaubten, ihren zurückgebliebenen Brüdern Demokratie, Freiheit, Großzügigkeit vermitteln zu sollen. Beide erwarteten voneinander Verständnis für diese ihre Ideen und Bestrebungen und verlangten Treue und Dankbarkeit. Und das wäre schließlich auch das Natürlichste in der Welt und könnte einen idealen Austausch und Ausgleich geben.

Wir müssen es beiderseits aufgeben, einander anzuprahlen oder abzukanzeln und zwischendurch in aufflammender Brüderlichkeit zu umarmen. Solange wir Deutschen nicht nüchtern und würdig sein können in Urteil und Behandlung anderer Völker, schwanken wir mit unsrer Geschichte ruhig weiter wie bisher — himmelhochjauchzend, zu Tode betrübt. Solange wir die Deutschamerikaner nicht in aller Klarheit aus ihrer Besonderheit heraus betrachten lernen, kommen wir zu keinem richtigen Standpunkt ihnen gegenüber. Mögen wir dann vernünftige Kritik üben, uns auch energisch gegen falsche Auffassungen oder Zumutungen ihrerseits wehren, wie sie das Recht ebenso gegen uns haben. Wir müssen uns aber zunächst einmal in klarer Weise trennen, um danach auf neuer Grundlage so viel Gemeinsames zu pflegen wie möglich.

Die Deutschamerikaner sind verschieden genug von den Englisch-Amerikanern oder allen den übrigen Bindestrichlern. Sie werden uns stets näher bleiben. Aber sie stehen außen. Wenn wir damit scharf und klar gerechnet hätten, wäre es uns und ihnen besser gegangen.

Vielleicht klingt das alles ein wenig hart für die treuen Helfer drüben, die Tausende von Deutschamerikanern, die jetzt jahrelang unermüdlich für das alte Vaterland gewirkt und alle die schweren an sie gestellten Aufgaben so tapfer erfüllt haben. Die Einsichtigen aber wissen selber, wie es steht und wie es gemeint ist. Klarheit über Tatsachen ist im Grunde das Liebevollste, was es gibt. An der Entwicklung der Deutschamerikaner im allgemeinen läßt sich nichts mehr ändern. Wir Deutschen werden gut daran tun, unsre Kraft gesammelt und geschlossen zu halten und uns aus eigenem Volk und Boden erneuernden Ersatz zu schaffen.

Toni Harten-Hoencke





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

National oder Übernational?

Nach einer Predigt von Pfarrer X. hatte ich eine Aussprache mit ihm, da er gehört hatte, daß ich anderer Meinung sei über seine darin ausgesprochene Ansicht.

Er sagte etwa: Wir Deutsche sollten uns nicht auflehnen gegen das uns von den Feinden auferlegte Joch; erstens hätte es keinen Sinn, da wir ja machtlos seien (das ist natürlich richtig) und dann sei es einfach der uns von Gott auferlegte Opfergang, den wir schweigend und duldend antreten müßten; Gott selbst habe uns ja kurz vor dem Sieg das Schwert aus der Hand gerissen! (Gegen dies letztere könnte man freilich einwenden: Nein, wir waren nicht „getreu bis an den Tod", ließen die Waffen fallen, als es ans „Letzte" ging, drum konnten wir auch die Siegeskrone nicht erreichen.) Wir sollten auch nie wieder nach äußerer Macht streben, sondern nur noch nach Verinnerlichung, da darin unsere Sendung bestünde.

Kann das nun richtig sein? Darf man von einem ganzen Volk als bewußte Tat verlangen, wozu immer nur die einzelnen reif und fähig sind? Und wird eine solche Unterwerfung eines ganzen Volkes, ein solches doch erzwungenes Opfer und infolgedessen eine innere Unwahrheit nicht viel eher Schlappheit, Feigheit und Ehrlosigkeit im Gefolge haben, wie es sich auch schon bei uns zeigte — statt Verinnerlichung?

Clausewitz sagt: Eine feige Unterwerfung eines Volkes, das nicht bis ans Letzte ging, wirkt wie Gift zersetzend in dessen Adern durch viele Generationen. — Und hat nicht Paul Ernst recht, der kürzlich im „Gewissen" sagte: Nur die Reifen werden besser durch Unglück und Niederlagen, die Gemeinen (Kleinen) aber schlechter —? Kann und darf ein ganzes Volk sich nur Verinnerlichung als Ziel setzen? Muß es nicht, um kräftig und lebensvoll zu bleiben, auch nach außen hin gedeihen und wachsen wollen? Wird es nicht zugrunde gehen, wenn es kein Ziel des äußern Hochkommens hat, und heißt es nicht lähmend auf das Volk wirken, wenn man es abhält, alle seine Kräfte anzustrengen, um wieder hochzukommen?

Wird ein guter Familienvater, auch wenn er noch so sehr davon durchdrungen ist, daß die Seelen seiner Kinder das Wichtigste sind, nicht ihnen trotzdem auch ein irdisches Haus bauen? Dürfen und müssen wir diesen gesunden Gedanken des Wachsen- und Blühenwollens, auch nach außen, nicht auch auf das Volk anwenden, statt immer gleich von „Weltmachtgedanken" verwerfend zu sprechen?

Pfarrer X. sagt mir noch, er habe sich — allerdings in sehr schweren Kämpfen — zum übernationalen Denken durchgerungen. Sollte uns da nicht Fichte ein besseres Vorbild sein, der sich in den Zeiten von Deutschlands tiefster Erniedrigung vom Kosmopoliten zum nationalen Denker gewandelt und diese Wandlung nicht als eine Rückwärts-, sondern als eine Aufwärtsentwicklung ansah?

Johannes Müller sagte einmal das gute Wort: Nach dem einzelnen kommt erst sein Volk und dann erst die Menschheit, sonst überspringt er eine Stufe. Und dies Wort half schon vielen einen richtigen Standpunkt gewinnen.

J. M.

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Eine neue Art Literaturgeschichte

Unsere Literaturgeschichten sind Geschmacks-Urteile ihrer Herausgeber. Sie geben also, mit Ausnahme der kurzen Angaben über Leben und Buchtitel, keine objektiven, sondern subjektive Werte. Je nach dem Urteilsvermögen ihrer Herausgeber ist demnach ihr Wert höchst verschieden, und wir haben törichte und kluge, verärgerte und begeisterte, kurz- und langlebige. Aber auch die letztgenannten haben nur ein kurzes Leben und müssen nicht nur der Nachträge wegen, die den inzwischen aufgetauchten Sternen gelten, sondern vor allem auch wegen des dauernden Geschmackswandels ihrer Herausgeber und — der Leserschaft bei jeder neuen Ausgabe umgearbeitet werden. Es wird keinem verständigen Menschen einfallen, ihren oft außerordentlich hohen Wert herabsetzen oder ihren Nutzen, ja ihre Notwendigkeit bestreiten zu wollen. Der Gebildete macht bei ihrer Benutzung schon von selber die Abstriche, die ihm nötig scheinen, um ein seiner Überzeugung nach objektives Urteil zu erhalten.

Aber sie haben einen tiefgehenden Mangel, der zunächst am Beispiel der auffallenden Neu-Erscheinung aufgezeigt werden soll. Nehmen wir an, ein Dichter „entdeckt" irgendeine neue Art des Vers-Aufbaus, er schreibt etwa die Worte seiner Gedichte mit lauter Großbuchstaben und setzt den Reim statt ans Ende des Verses an den Anfang. Niemand, der die zeitgenössische, auf das Verblüffen ausgehende Neigung aller Kunstbetätigungen verfolgt, wird leugnen, daß so etwas jeden Tag auftauchen kann. Wenn dieser ausgedachte Fall eintritt, und der Dichter nur folgerichtig zehn Jahre lang bei seiner Narrheit bleibt, so kann es gar nicht ausbleiben, daß er zunächst wenige und dann mehr Nachfolger findet. Und auch das ist in Deutschland selbstverständlich, daß er Gelehrte findet, die in fremdwortseligen und von dunkelen Worten starrenden Aufsätzen diese neue Dichtung als die große Erfüllung preisen. Immer wieder wird die, von der Angst rückständig zu scheinen gejagte Leserschaft in die neue Lehre „eingeführt", und je verkrampfter die schwulstigen Sätze der Propheten, je unsinniger die Wortbreie des Dichters sind, um so esoterischer leuchten die feierlichen Gesichter der Kenner. Nirgends dringt die Mode ins Volk, keinem Leidenden trocknet sie die Träne, keinem Fröhlichen entbindet sie die Seligkeit seiner Seele, kein wandernder Student singt das Zeug, es ist lediglich für einen kleinen Kreis da, und zwar für einen Kreis von Feinschmeckern, die nach Ablauf der zehn Jahre ebenso gierig eine neue Mode aufnehmen. Man wird zugeben müssen, daß wir ähnliche Erscheinungen gehabt haben und noch haben.

Keine Literaturgeschichte, auch die ernst zu nehmende nicht, kommt um die Auffallende Neu-Erscheinung herum. Und da diese sich nicht in den Rahmen der geruhigen und gesunden Entwicklung einfügt, so muß ein besonderes neues Kapitel ihretwegen eingebaut werden. Nun wird den Gründen nachgeforscht, die zu dieser Seltsamheit möglicherweise die Erklärung geben könnten, man gräbt in der Geschichte des Schrifttums nach und entdeckt natürlich jedesmal „Vorläufer", um vollständig zu sein, müssen die Propheten des neuen Lichtes genannt

und ihre orphischen Deutungen angezogen werden, müssen die Schüler aufgeführt, vielleicht auch die (selten fehlende!) Zeitschrift besprochen werden.

Und so hat sich die Auffallende Neu-Erscheinung schließlich einen breiten Platz in allen Literaturgeschichten erzwungen, lediglich auf Grund eines psychologischen Gesetzes, das all diesem zugrunde liegt. Scheinbar gleichberechtigt — wenn der Schreiber die Mode auch noch so lebhaft ablehnt —, steht die eitele Narrheit weniger Dutzend Alcibiades-Naturen neben der stillen großen Kunst der Zeitgenossen verzeichnet. Wer aufmerksam Literaturgeschichten der letzten 20 Jahre liest, wird um Belege kaum in Verlegenheit kommen.

Dies Beispiel der auffallenden Neu-Erscheinung zeigt also, wie das Wert-Urteil des Schrifttum-Darstellers beinahe gegen seinen Willen umgebogen werden kann ins objektiv Unwahre. Denn es soll sich ja in unserem Beispiel nicht um eine Entwicklung der lebendigen Dichtung, sondern um eine Verblüffungs-Mode einzelner Verstiegener handeln, an der nicht nur das Volk, sondern auch alle großen Schaffenden der Zeit in freundlicher Nichtachtung vorübergegangen sind. Und die nach weiteren zehn Jahren ohne irgendwelche Spuren hinterlassen zu haben vergessen ist. Die unechte Art, die sich nicht fortpflanzen konnte und nur eine krankhafte Zufallsbildung war, ist von den Literaturgeschichten jahrelang verkannt und als neu gefundene neben die lebendigen echten Arten gestellt worden.

Das Volk in seiner Mehrzahl ist ganz gewiß nicht fähig, gute und schlechte Kunst zu unterscheiden, ja, es ist vielleicht nicht einmal fähig, gute Kunst wirklich restlos zu genießen. Immerhin hat es aber doch einen gewissen Instinkt für das Gesundwüchsige und lehnt widernatürlich Entwickeltes ab. Mindestens aber ist sein Urteil in höchstem Maße wertvoll für die Geschichte seiner eigenen inneren Entwicklung! Ich glaube deshalb, daß neben den eingangs erwähnten Literaturgeschichten, die uns den Geschmack ihrer Herausgeber bieten, auch eine neue Art dringend nötig wäre, die uns den Geschmack des Volkes, der breiten Masse der mehr oder minder Gebildeten zeigt.

Ist es nicht ein Unding, daß unsere Literaturgeschichten, die den wenigen Tausend Käufern und Lesern irgendeiner sich literarisch gebärdenden Mode gewichtige Kapitel widmen, die am meisten gelesenen Schriftsteller unserer Tage überhaupt nicht einmal mit Namen nennen! Wer es nicht glaubt, der suche einmal Courths-Mahler oder Wothe oder Eschstruth oder May im Namensverzeichnis irgendeines dieser Werke!

Diese Schriftsteller wären nicht literarisch wertvoll genug?

Wie würden Sie über eine Botanik denken, die das Gänseblümchen als zu gemein und die Erle als forstlich zu wertlos nicht behandelte? Würden wir uns nicht mit Recht einen Gelehrten verbitten, der uns eine Auslese von Pflanzen nach seinem Geschmack als Botanik darböte! Nicht viel anders aber ist dies hier. Das Schrifttum ist eine Gesamtheit, in der feine und vielfältige Übergänge vom Wertvollen zum Wertlosen, vom Kleinen zum Großen vorhanden sind, und man kann aus dieser organischen Masse, in der jede Zelle die andere trägt, jede von jeder getragen wird, nur gewaltsam Teile herauslösen und als „wichtig" besprechen. Im Gewordenen sollte es für die Wissenschaft keine Wert-Urteile geben, „was ist, ist vernünftig", lehrte Hegel, und das Schlechte hat seinen „zureichenden Grund" nicht weniger als das Gute. In dieser Gesamtheit ist, entwicklungsgeschichtlich gesprochen, jeder Teil gleichberechtigt dem anderen.

Eine wissenschaftliche Darstellung dieser Gesamtheit kann gleichzeitig eine Geschmacksauslese geben, irgendwie notwendig ist das jedoch keineswegs. Und wenn sich die Arbeit zur Aufgabe stellt, neben den Arten die Menge des Vorkommens, neben der Würdigung durch den Verfasser die Aufnahme im Volk, neben den Inhalten auch die Auflagenzahlen zu nennen, so wäre das, wie ich glaube, ein wissenschaftlicher Gedanke von gewissem Wert.

Diesem Gedanken möchte ich hier Schritt machen. Zunächst wollen wir höchst literarischen Leute doch recht vorsichtig in dem Glauben an die Unfehlbarkeit unserer Wert-Urteile sein. In

einer pikanten kleinen Zeitschrift höchster geistiger Prägung finde ich einige der eben genannten Namen fast in jeder Nummer mit allerböseſter Verachtung gebrandmarkt. Und neulich stand dort der Satz: „Sie fragen, ob ich von den Genannten einmal etwas gelesen hätte —, Gott soll mich davor bewahren!" Aber sie als Pest des Schrifttums hinstellen — ja, davor bewahrte den Herausgeber der Gott der Ehrlichkeit nicht!

Nun, ich habe einige Bände dieser „Pest" gelesen und kann versichern, daß sie recht mäßig waren, aber doch eigentlich mehr unbedeutend als böse, schlecht, geschmacksverderbend. Mit allem Gewicht meines Urteils aber und im Bewußtsein, damit heute etwas Ungeheuerliches auszusprechen, will ich dies sagen: Sie waren an dichterischem Wert durchaus nicht geringer als ein Dutzend der allergepriesensten Modegötter des literarischen Marktes! Sie sind nur unliterarisch, sie wirken ein wenig unbeholfen, sie sind etwas Mode von vorgestern. Sie machen die Verkrampfungen und gequälten Wortstellungen nicht mit, die heute unbedingt dazu gehören. Sie haben die alte Dichterfreude am Fabulieren, am Interessanten beibehalten, und sie lieben es, einen Knoten nicht nur zu schürzen, sondern auch freundlich zu lösen. Das hat gewiß nichts mit ihrem Wert zu tun, ebenso gewiß darf ihnen aber daraus doch auch kein Unwert zugesprochen werden.

Aber dies ist kein wesentlicher Teil meiner Darlegungen, und ich erwähne es nur, um die Allzuliterarischen irrezumachen im Glauben an ihren Geschmack. Wer die Geschichte der literarischen Würdigung etwa Shakespeares im Laufe der Jahrhunderte kennt, wird ohnehin zur Bescheidung neigen. Wenn aber selbst ein so überragendes Genie von ganzen Geschlechtern übersehen werden konnte, wie schwierig mag es dann sein, diese unbeträchtlichen Leutchen mit ihrer unglaublich fruchtbaren Tätigkeit zu beurteilen!

Eine Geschichte des Schrifttums, wie ich sie hier fordere, hätte als Maßstab die Volksgeltung zu nehmen, es wäre also eigentlich eine Geschichte der Auflagenzahlen. Hat man nie daran gedacht, etwa die Volksgeltung Shakespeares graphisch darzustellen durch eine Linie, die durch ein System ansteigt und abfällt, dessen Stufen je ein Tausend Neuauflage bedeutet? Mich will bedünken, daß das wertvoller wäre als manche gelehrte Untersuchung über die Druckfehler-Unterschiede der einzelnen Folio-Ausgaben. Vielleicht wäre es auch möglich, die Zahl der Aufführungen in gewissen Zeitabschnitten festzustellen und auf dem gleichen Blatte die Zahlen der Aufführungen etwa Goethes und Schillers, ebenfalls in Linien neben den Shakespeareschen herlaufen zu lassen. Und wie wertvoll müßte etwa ein Blatt sein, das ähnlich die Auflagenzahlen der gelesensten Romane von 1800—1832, die der Gedichtbände von 1880—1920 aufzeichnete! Ich glaube, daß manche dieser Seiten geradezu Offenbarungen bringen könnten über die Entwicklung des Schrifttums — und der Volksbildung.

Selbstverständlich nicht über den literarischen Wert. Ich wiederhole das, um nicht etwa den Gedanken aufkommen zu lassen, als ob dieser neue Ausbau der Literaturgeschichte die bisherigen überflüssig machen oder irgendwie ersetzen könnte. Bei manchen Dichtern wird geradezu die Geschichte ihrer Auflagen eine Darstellung des Ungeschmacks ihrer zeitgenössischen Leserschaft sein, wie denn überhaupt diese ganze Wissenschaft durchaus ein doppeltes Gesicht zeigt, ein literarhistorisches und ein volkspsychologisches.

Nun würde aber die Untersuchung nicht bei der gewiß oft mühsam festzustellenden Auflagenzahl und ihrer bildlichen Darstellung haltmachen dürfen. Wichtiger noch ist es, die Ursachen aufzudecken, weshalb das Volk in seiner Gesamtheit heute einen Dichter aufnimmt, den es vor einigen Jahrzehnten ablehnte, heute einen ablehnt, der der Liebling ihrer Eltern war. Mannigfache Einflüsse können da mitspielen, und mit der Wendung vom „Wandel des Geschmackes" ist es nicht getan. Vielleicht hat ein anderer Dichter als Vermittler die Brücke zu dieser schwierigen Kunst geschlagen, vielleicht ein Kritiker sich dauernd und laut für ihn eingesetzt. Für diesen hat eine Zeitschrift, eine Gesellschaft geworben, jenem hat ein verlorener

Krieg oder der Umsturz den Boden der Wirkungsmöglichkeit entzogen, einem dritten wurde es zum Verhängnis, daß der Fürst ihn bevorzugte, ein vierter ist gar durch eine Oper über ihn auf der Leiter der Volksgeltung wieder hinaufgestiegen. Oft wird auch der Titel eines Buches stark mitbestimmend sein oder die Schlüpfrigkeit des Inhalts oder die Langweiligkeit der Fabel.

Dieser Literaturgeschichte wird es nicht unterlaufen, daß sie etwa das weitaus verbreitetste Volksbuch überhaupt nicht kennt, wie das mit dem „Münchhausen" tatsächlich in einer ganzen Reihe der bisherigen der Fall ist. Sie wird Bescheid um den Geschmack des Volkes wissen wie ein Leihbibliothekar. Sie wird den ungeheueren Anteil der Jugendlichen am Schrifttum, der sich etwa in der Verbreitung der Grimmschen Märchen ausspricht, aufdecken und nicht wie die bisherigen die Kinderbücher als unliterarisch beiseite schieben. Sie wird aufräumen mit den Modegötzen, die mit Lärm ihre spärlichen Auflagen vertreiben. Sie wird aufzeigen, wie ungeheuer lebendig noch heute die (ach, so totgeschlagenen!) Geibel und Scheffel und Schiller sind, während von den hochgelobten Dichtern der Moderne nicht ein Lied auf Kneipen und Wanderfahrten gesungen wird, nicht ein Zitat im Volke lebendig ist. Sie wird die Überlegenheit der natürlichen, der heiteren und der erhebenden Kunst (Baumbach, Wilh. Busch, Schiller) über die gekünstelte, unbefriedigende für die Seele des Volkes in überwältigenden Darstellungen zur Anschauung bringen. Und sie wird überhaupt erst eine Scheidung zwischen der lebendigen, d. h. der von den Gebildeten und Halbgebildeten des Volkes in ihrer Mehrzahl aufgenommenen, und der toten Kunst, d. h. der von literarischen Kakteenzüchtern gepflegten, möglich machen. Wie vieles wird uns durch eine solche Darstellung unbeträchtlich werden, was heute auch der Ablehnende nur mit würdiger Vorsicht ablehnen darf, wie manches wird wertvoll werden müssen durch seine Wirkung.

Denn das möchte ich zum Schluß aussprechen: Dichter, die eine so tiefe und breite Wirkung ausübten, wie etwa Karl May oder Julius Wolff, kann man doch nicht mit den billigen Spottworten „Indianerschmöker" oder „Butzenscheibenromantiker!" abtun. Derartige Urteile mag die literarische Wissenschaft den politisch-literarischen Parteien und Cliquen überlassen, die ein Interesse am Totschlag der genannten haben. Mich dünkt eine starke Wirkung immer die Folge einer starken Ursache, und eine solche in der Kunst dieser Männer oder in der Zeitstimmung der damaligen Leserschaft aufzudecken, kann nur bereichernde Erkenntnisse bringen. Vielleicht ist das Volk gar nicht so dumm, wie die nichtgekauften Dichter glauben!

Der übelste Geschmacksverderber der Leserschaft zu Goethes Zeiten war Kotzebue, er war gewiß literarisch ebenso minderwertig, ja vielleicht noch tieferstehend, als unsere Vielschreiber. Daß Goethe ihn aufs lebhafte bekämpfte, versteht sich von selber. Und doch lehnt er das Schelten einiger literarischen Jünglinge auf diesen Mann kühl ab: „Nur nicht gleich das Kind mit dem Bade ausgeschüttet!" Und zu Eckermann sagt er über Kotzebue die höchst merkwürdigen Worte, die ich der Literaturgeschichte der Volksgeltung als Leitwort vorsetzen möchte: Was zwanzig Jahre sich erhält und die Neigung des Volkes hat, das muß schon etwas sein! —

Ich habe ein tiefes Mißtrauen gegen die berühmte Nachwelt, die den von seiner Zeit völlig verkannten Dichter plötzlich ausgräbt und in leidenschaftlicher Liebe liest. Mir ist kein Beispiel aus der Geschichte des Schrifttums bekannt, daß ein Dichter, der seiner Zeit gar nichts zu geben hatte, nach 100 Jahren allgemein gelesen worden wäre. Dazu veralten schon die Sprache und die äußeren Formen der Dichtung viel zu schnell. — Ich habe im Gegenteil dies gefunden: Jeder Dichter, den die Nachwelt als ewig pries, hatte auch schon bei Lebzeiten einen starken Widerhall in seinem Volke. Wie sollte es auch anders sein, wenn Kunst etwas Lebendiges und auch der Künstler ein im tiefsten seinem Volke eng verbundener lebendiger Mensch, ja, nur die Steigerung aller Eigenschaften seiner Zeit und seines Volkes ist! Wer seiner Zeit nichts gibt, wird auch der Nachwelt nichts zu sagen haben, und wer das Ohr seines

Volkes bei Lebzeiten nicht hat, wird, wenn man ihn einmal wieder entdeckt, immer nur eine Kuriosität sein. Jene vielgepriesene Nachwelt wird ebenso ungerecht sein wie die Gegenwart, und wird ihre Nöte und Freuden, ihre Kunst und ihre Dichtung so haufenweis haben, daß sie wohl zum Ausgraben Leute haben wird — denn es gibt immer Totenausgräber von Beruf — aber ganz gewiß keine überflüssige Zeit und Lust und Fähigkeit zum Lebendigmachen!

So stellt sich mir also der berüchtigte „Publikums-Erfolg", den alle Erfolglosen so laut bespötteln und so leidenschaftlich insgeheim ersehnen, doch ein wenig wertvoller dar, als er gemeinhin auch von der literarischen Wissenschaft gewertet wird. Wohl hat das Volk eine Menge Lieblinge, die vor dem Urteil der Gebildeten und der Nachwelt keinen Bestand haben — das Volk ist unersättlich in seinem Lesehunger, und da es seinen guten Magen kennt, kann es sich gelegentlich auch geringwertige Nahrung in Mengen zumuten. Aber es lehnt unerbittlich das Widernatürliche, das Gesuchte, das Verstiegene, das Unorganische ab.

Und es liebt neben den Unwürdigen in aller Naivität gleichzeitig auch jedesmal die großen Dichter seiner Zeit!

Von diesem Gesichtspunkte aus würde eine literaturgeschichtliche Darstellung, wie ich sie oben vorschlug, doch auch eine wertvolle Ergänzung der bisherigen in dem Sinne sein, daß sich Urteile dauernden Wertes aus ihr ergeben müssen.

Börries, Freiherr von Münchhausen



Allerlei Kunstgaben

I.

Da legt uns ein annoch unbekannter Schwabe Namens Paul Jauch allerliebste „Zwölf Zeichnungen zu Ludwig Finckhs Jakobsleiter" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) für den billigen Preis von nur 10 Mark zu Beurteilung vor. Man vergißt das Beurteilen vor diesen duftigen, versonnenen Blättern aus der schwäbischen Landschaft. Finckh leitet sein kurzes Vorwort mit den Sätzen ein: „daß man mit dem schwarzen Bleistift Luft und Farbe wiedergeben kann, ist keine neue Entdeckung; daß man aber mit einem Bleistift malt, das ist Paul Jauchs Eigentum". Wir wollen dieses „malt" nicht zu eng fassen; man könnte vielleicht besser sagen: daß man mit dem Bleistift beseelt und durchsonnt, daß man Ferndust um die Berge ebenso einfängt wie die stille Seele einiger Lilien oder einer Fensterecke, das versteht dieser feine Künstler, der nur mit einer Reihe von Bleistiften aller Härtegrade arbeitet. Ein Landsmann Mörikes strahlt hier seine goldklare Seele aus, weltfern, verträumt, wie diese zarte Stimmung über der Sommerlandschaft, deren Wipfel und Blumen er so leicht und licht mit dem durchgeistigten Gelände vermählt.

Um die kräftigen, ja leidenschaftlichen Zeichnungen „Leiden Christi" von Peter Würth (München, Patmosverlag, 13 M) zu würdigen, müßte man sich über die Auffassung der Gestalt Christi verständigen, worüber eben die inneren Vorstellungen auseinandergehen. Wir übersehen nicht das gleichsam Dramatische dieser kraftvoll angepackten Gestalten und Vorgänge, wenn uns auch diese Menschen um den Heiland her oft gar zu vertiert, zu verbrecherhaft abstoßen. Die Ausdruckskraft des Künstlers hat sich an einem Dürer und Grünewald geübt; und diese einfach-kräftige Schwarzweißkunst hilft der glutvollen Innerlichkeit nach. Doch das Grauen und die Verrenkung des dramatisch bewegten Pathos überwiegt zu sehr die sieghaft leuchtende Ruhe, die vom Gesicht des Heilands ausgehen und die Gegenkraft bilden müßte.

Aber wer kann das heute? Der Furche-Verlag (Berlin 1921) schenkt uns ein sehr hübsches Werk über Wilhelm Steinhausen mit 36 ein- und mehrfarbigen Bildtafeln nach teilweise bisher unveröffentlichten Gemälden (Halbleinenband 60 M). Dieser greise, mit Hans Thoma

befreundete und geistverwandte Maler hat sich öfters der Christusgestalt gewidmet. Man findet in dieser vorliegenden Kunstgabe eine Reihe von Motiven aus der heiligen Geschichte. Es ist seltsam auch hierbei, wie sich das eigene Ich in der Gestaltung der Heilandszüge widerspiegelt — nicht nur bei Albrecht Dürer. Jeder sucht hier unwillkürlich auf den Grund seiner Seele zu tauchen und sein Bestes veredelt und durchgeistigt wiederzugeben oder zum überpersönlichen Typus zu erheben. Steinhausens Selbstbildnis hat einen feinen Leidenszug; diesen Zug findet man auch in Miene und Haltung seines Heilands. Niemand wird die Innigkeit und Seelenhaftigkeit dieser künstlerischen Selbstbekenntnisse bestreiten; doch möchte man Steinhausens einsamer Herzensfrömmigkeit etwas von der Kraft und Gesundheit unsres zugleich gemeinschaftsfrohen großen Johann Sebastian Bach hinzuwünschen. Mit unbeeinträchtigter Freude läßt man immer wieder des edlen Künstlers Familienbildnisse, diese läßlich-ruhigen, in sich geschlossenen Köpfe und Gesichter, auf sich wirken; und selbst im farbigen Nachdruck kommen hier allerlei Landschaften zu eindrucksvoller Wirkung. Zu alledem hat Dr. Oskar Beyer eine ebenso ausführliche wie liebevolle Einführung gegeben, wobei es zu begrüßen ist, daß er grade dem Künstler und seinen Ausdrucksmitteln besondre Aufmerksamkeit zugewendet hat. Es ist eine gute, dreiteilige Auswahl (Bildnisse, biblische Stoffe, Naturbilder); und die technische Wiedergabe dieser tiefernsten Kunst ist äußerst lobenswert.

Ganz in das niederdeutsche Gelände, an die friesisch-dithmarische Wasserkante, versetzt uns Gustav Frenssen mit seinem Werk über Jakob Alberts (Berlin, Grotescher Verlag 1920, Halbleinenband 50 M). Das ist niederdeutsche Kunst, die sich über Düsseldorf, München und Paris erdkräftig zu sich selber heimgefunden hat. Der Künstler, an der Mündung der Eider geboren, besonders von der großen, stattlichen Mutter mit prachtvollem Erbteil ausgestattet, erfährt hier von dem bekannten Erzähler eine fein charakterisierende Darstellung, die schon durch sich selber fesselt. Eingeführt hat sich der Eiderstedter Maler einst durch sein Gemälde „Beichte auf Hallig Oland“, das bei der ersten Sezession jener sogenannten Vereinigung der Elf (worunter Max Liebermann, Ludwig von Hofmann, Leistikow, Klinger, Skarbina) vertreten war. Man empfand sie natürlich zunächst als trocken; doch zwei Jahre später schon sagte derselbe Kritiker, es wäre merkwürdig, das Bild bekäme etwas Stilles, Vornehmes, Altes, wie eine edle Patina. Dies könnte von dem ganzen Schaffen dieses Nordseekünstlers gelten, von den satten stillen Farben seiner Innenbilder oder Moorlandschaften wie von den Bildnissen dieser herben Gesichter mit den schmalen, geschlossenen Lippen, dieser Halligbewohner, denen man die Schweigsamkeit und Schwerblütigkeit von weitem schon ansieht. Was für ein kräftiges, im Kampfe gegen die Natur zäh beharrendes Volkstum! Man mag einerseits an Leibl, andrerseits an die Holländer denken, doch Alberts ist ein Eigener, „ein Mann von guter, nordischer Art, ehrlich, frisch, klug und demütig vor dem, was wir nicht wissen können“.

Derselbe Verlag veröffentlicht fast gleichzeitig die Gabe eines meisterhaften Kunstschriftstellers: Henry Thode, der im vorigen Jahre zu früh verstorben ist, hat „Paul Thiem und seine Kunst“, als Beitrag zur Deutung des Problems deutscher Phantastik und deutschen Naturalismus, ausführlich gewürdigt (Berlin, Grote 1921, geb. 60 M). Haben wir es bei Alberts wesentlich mit niederdeutschen Stoffen und Gestalten zu tun, so begegnen sich in diesem andren neudeutschen Vollkünstler mehrere Strömungen, die zugleich verschiedene Seiten seines Wesens beleuchten. Kaum glaubte man in einer märchenhaften Phantasie sein Wesen als mit Böcklin verwandt feststellen zu können, so springt er uns mit dämonischen, humoristischen und burlesken Gebilden dazwischen; und kaum haben wir uns mit dieser übermütigen malerischen Sprache befreundet, so taucht unser Blick in Landschaften unter, die weiter nichts sein wollen als hingegebene Freude an Form, Farbe, Stimmung eines beseelten Stücks Natur. Es steckt in diesem Maler zugleich ein Musiker und ein Dichter. Sein Sinn für das Unheimliche, für das Heroische, für das Komische hat sich an der Realität geschult, überspringt aber diese zugleich in übertreibendem Spiel der Einbildungskraft und erzielt nicht nur in der Linienführung,

sondern auch im Kolorit eigentümliche Wirkungen. Wir legen auf Thodes Prägung „impressionistisch-phantastisch“ nicht viel Wert; künstlerische Individualitäten pflegen solche Benennungen zu sprengen. Hier ist eine starke Persönlichkeit, die sich übrigens auch in Dichtungen und ästhetischen Betrachtungen geäußert hat; das vorliegende Buch teilt, zwischen zahlreichen Bildern, auch Aphorismen und sonstige Gedanken reichlich mit. Bei Thodes meisterhafter Art, sich in die Seele eines schaffenden Menschen zu versenken und den Stoff klar zu gliedern, bedarf es über dieses letzte Werk des hervorragenden Kunstbetrachters keines besondren Lobes.

Was aber Phantastik der Gestaltung betrifft, so kommt doch keiner dieser Modernen dem Niederländer Peter Brueghel nahe, dem Kurt Pfister im Inselverlag eine Ausgabe widmet (mit 78 Vollbildern, in Halbleinen 24 ℳ). Dieser ältere der bekannten Maler aus dem 16. Jahrhundert — im Dorfe Brueghel bei Breda geboren — hat einen so verschwenderischen Übermut im Erfinden und Gestalten, daß man aus dem Staunen über solche verwegene Ausdruckskraft gar nicht herauskommt. Dabei diese saftige Bauerngesundheit und spaßhafte Bauernderbheit! Er läßt mit überlegenem Humor seine Menschen tanzen und stampfen, essen und zechen und freien, vollblütig wie sie und gleichwohl über ihnen stehend, als ob er sich über dieses ganze animalische Behagen mit philosophischem Ingrimm lustig machte. Es ist nicht nur Freude am Gesichtsausdruck, den er mit markiger Charakterisierungskraft herausarbeitet, es ist zugleich Freude am Gewimmel und an dessen Bändigung und Gliederung. Er war nach außen „ein stiller und vernünftiger Mann, der nicht viel Worte machte“, wie sich Carel van Manders ausdrückt, doch in seiner Phantasie muß es spukhaft genug ausgesehen haben. Pfisters gedankenvolle Einleitung, zu sehr die seelische Zwiespältigkeit betonend, endet in Moll; sie hätte daneben des Künstlers Ausdrucksfreudigkeit stärker hervorheben können.

Wir werden im nächsten Heft noch auf einige andre schöne Gaben hinweisen.



Für und wider die Passionsspiele

Gefördert durch den „Bühnenvolksbund“ — eine „sittlich und entschieden religiös gerichtete Vereinigung“ wesentlich wohl katholischer Teilnehmer —, tritt zurzeit die „Große deutsche Volkspassion“ in die breitere Öffentlichkeit. Dies „Unternehmen der Herren Faßnacht“ hat den Zweck, das alte Oberammergauer Passionsspiel in allen größeren Städten, späterhin auch in den kleineren zur Aufführung zu bringen. Die Vorbereitungen dazu führen jeweils die Ortsausschüsse des genannten Bundes aus. Eben werden hier in Mannheim Vorbereitungen in allergrößtem, an Reinhardt gemahnendem Stile getroffen, um „in besonders großem und würdigem Rahmen eine Reihe Aufführungen des Passionsspieles zu veranstalten“. Seit längerer Zeit schon dazu berufen, aktuelle Ereignisse künstlerischer Art breiteren Volksschichten — wobei gar nicht etwa nur an untere Schichten des Volkes gedacht ist — durch Presseartikel, Vorträge oder Flugschriften in ihrer Bedeutung nahe zu bringen und zur rechten Einstellung und Erlebnismöglichkeit Hilfe zu leisten: sahen wir uns veranlaßt, auch anläßlich der Aufführung der Passionsspiele eine Einführung in deren Wesen zu geben. Da die Spiele vielerorts noch stattfinden werden, so dürfte jene auch für weitere Kreise von Interesse sein. Eine kritische Betrachtung wird sich daran anreihen.

Wie hier — bei starkem Andrang — so wird auch anderenorts die „Große Deutsche Volkspassion“ als „Novität“ angesehen werden. Und in der Tat handelt es sich dabei auch um etwas, was in dieser Art und Weise noch nie so dargeboten wurde.

Doch nur scheinbar ist dies ein Neues. In Wirklichkeit ist es ja nur Wiederbelebung von etwas sehr Altem. Neu daran ist lediglich der Rahmen, innerhalb dessen ein altes Bild neu erscheint. Ob dieser dazu paßt, d. h. wie das Neue — die Darbietungsform mit Aus-

nutzung aller Errungenschaften moderner Bühnen und Saalkunst — mit dem Inhalt in Einklang gebracht wird, der im alten Rahmen früherer Jahrhunderte so einzigartig zur Geltung kam, muß die Aufführung erweisen. Wir wollen uns jedenfalls einmal Wesen und Wirkung der Passionsspiele vergegenwärtigen, um zur rechten Einstellung ihnen gegenüber zu gelangen. Dies geschieht am besten durch einen tieferen Blick in die Geschichte ihrer Entstehung und Entwicklung. Was wir an klarlegenden Arbeiten darüber haben, sind meistens größere Werke, die den wenigsten der Leser zugänglich sind, noch auch ihres schwierigen Stoffes wie der gelehrten Sprache wegen ihnen willkommene Lektüre böten. Es sei nur erinnert an Autoren wie Milchsack, Lange, Hartmann, an Wundts Ausführungen allgemeinerer Art im 2. Band seiner Völkerpsychologie oder an solche unsres unvergeßlichen Albrecht Dieterich, des genialen Heidelberger Erforschers der Entstehung von Tragödie, Mysterienspiel u. a. So dürfte eine allgemeinverständliche, geschichtliche Betrachtung nicht unwillkommen sein.

Einen gewissen Weltruf haben sich die Oberammergauer Passionsspiele erworben. Sie sind neben den Brixlegger und Erler Passionsspielen, die jedoch nie zu größerer Bedeutung gelangten, die einzigen, die sich aus alten Zeiten in das 19. und 20. Jahrhundert herübergerettet haben. Ehemals war das anders. Da gab es kaum einen Ort — bis in den entlegensten Waldwinkel hinein —, wo nicht in der Passionszeit solche Spiele aufgeführt worden wären. Es handelt sich also dabei nicht nur um eine hier oder dort auftretende Erscheinung (wie man etwa vermuten könnte, wenn man hört und liest vom Alsfelder, Heidelberger Spiel oder von Oberammergauer, Augsburger, Weilheimer oder Freiburger Texten), sondern um einen damals fast überall anzutreffenden „Brauch", der mehr ist, als nur das, was man Brauch, Sitte, Mode, Zeiterscheinung zu nennen pflegt.

Wann entstanden nun diese Passionsspiele und wie? Das älteste uns erhaltene Stück stammt aus dem 14. Jahrhundert. Es ist die sogenannte Frankfurter Dirigierrolle mit Spielanweisungen und Stichworten der in ihrer Reihenfolge aufgeführten Personen, samt der vollständig erhaltenen Fassung des Passionsspieles, allerdings aus späterer Zeit als der Regietext. Gerade dieser zeigt uns aber, daß es sich dabei um eine schon zur Blüte gekommene Erscheinung handelt. Wo ist ihr Anfang zu suchen? Es erhebt sich für uns die gleiche Frage wie angesichts des antiken Dramas. Während aber für die letztere trotz Nietzsche und Dieterich die Antwort immer noch aussteht, ist diese für die unsre als gegeben zu betrachten. Es ist erwiesen, daß sich das Passionsspiel aus dem Kultus des Mittelalters, aus der katholischen Meßliturgie heraus entwickelt hat, und zwar aus jener des ersten Ostertags, die hierfür die nötigen dramatischen Keime enthielt. Seit dem zehnten Jahrhundert läßt sich allgemein der „Brauch" feststellen, bei der Matutin (Frühgottesdienst) des Ostersonntags ein besonderes Stück einzuschalten, das den Gang der drei Marien zum Grabe und deren Ostererlebnis dabei zum Inhalt hatte. Es war zunächst nur für den Vortrag durch Liturg bzw. Rezitator (Evangelist) und Chor bzw. zwei Halbchöre in Form von Frage und Antwort bestimmt. Bald schritt man jedoch, ganz und gar darin der Volkseigentümlichkeit, alles zum äußeren Ausdruck, zur Darstellung zu bringen (Expressionismus der Gotik) natürlich Folge leistend, dazu, diesen Einschub als Szene zu behandeln. Man dramatisierte ihn. Damit hatte man zugleich auch den ersehnten „frommen Ersatz" für die von den Priestern der Kirche ausgetilgten heidnisch-germanischen Frühlingsspiele. Das biblisch-christliche Drama, wie es im Passionsspiel in seiner ausgeprägtesten Form vorliegt, nimmt seinen Anfang also im 10. Jahrhundert mit der szenischen Darstellung des Ganges der drei Frauen zum Grabe Jesu, das in der Kirche hergerichtet war. Dabei wurde von Anbeginn Musik verwendet — zunächst Gesang, der dem Choralschatz der Kirche entnommen war. Dann wurde auch Instrumentalmusik herangezogen, zur Unterstreichung des Charakteristischen, wie es die Handlung verlangte: Flöten, Posaunen, Orgel u. a. Damit war zugleich, wie später bei Bachs Kantaten, der Anfang zum Hinaustreten des Stückes aus der Kirche in die „Welt" gegeben und seine Erhebung zu einem, vom „eigentlichen" Kultus

losgelösten, selbständigen Gebilde. Die liturgische Szene ward Drama, das ursprünglich kirchlich fixierte Kultusgebilde ein Kunstgebilde, freilich eines mit ganz besonderem Gepräge. Im Kerne kultisch, war es doch jenseits von Kirche wie Welt, rein religiös, rein menschlich-göttlich und damit kosmisch, wie es das Wesen der großen Kunst überhaupt ist. Dies gilt für Frankreich, Italien, England, Holland, Spanien genau so wie für die deutschen Lande.

Der Passionstext der vier Evangelien bot Möglichkeiten der Dramatisierung genug; und so entstand nach und nach — bezeichnenderweise der immer größer werdenden, bis zur Prunkhaftigkeit sich steigernden Inszenierung nach von Frankreich ausgehend — das Passionsdrama, das die gesamte Leidensgeschichte Jesu darstellt. Als wollte die Kirche jener Zeit das zu selbständiger Ausbildung zum Kunstwerk hinstrebende Kultusdrama mit aller Gewalt in den Mauern der kirchlichen Regie halten, so mutet es uns an, wenn wir hören, daß in diesen alten Spielen die „Kirchensprache", d. h. das Lateinische herrschte, und daß der „Prozeß der Umsetzung in die Volkssprache überaus zögernd vor sich ging". Langsam erreichte das feiernde Volk, daß an das lateinische Spiel eine gereimte Übersetzung in „seiner" Sprache angefügt wurde. Diese wurde schließlich zum Mittelpunkt der Aufführung, der fremd empfundene lateinische Teil fiel weg. Das Passionsspiel war damit „verweltlicht". Es wird fortab unter freiem Himmel aufgeführt — wie einstens das antike Drama. Damit war weiterer Ausgestaltung — z. B. der Einführung größerer Massen, grotesker Gestalten, analog den antiken Possenreißern oder allegorisierender „Moralfiguren" — die Möglichkeit gegeben, aber auch dem Einschleichen zerstörender, entweihender Elemente. Mehrfach mußte denn auch gegen das „rohe Spiel", das oft mehr Posse denn Passionsdrama war, vorgegangen werden. Es war das in den Zeiten, davon weltliche wie kanonische Urkunden klagen, daß Volk und Klerus einem unglaublichen Zynismus verfallen waren.

Die Entwicklung, die eingesetzt hatte, war nicht mehr aufzuhalten. Die Gefahr der Verweltlichung lag in der Heimszene selbst. H. J. Moser macht besonders aufmerksam auf die „Weltlichkeit der Maria Magdalena, die in Wiener liturg.-lat. Osterspielen des 13. Jahrhunderts (!) schon die reinen Operettenschlager singt, und auf die Späße des Salbenkrämers, der den Frauen die Spezereien verkauft". So bildete sich das Drama jenseits der Kirche heraus. Es verweltlichte sich rasch, griff nichtbiblische Stoffe auf. Das Theater forderte sein Recht und zog nun seinerseits der Kirche gegenüber seine Grenzen. Wo sollte nun da das Passionsspiel seine Stätte haben? Für die „Bühne" war es zu ausgesprochen religiös, kultisch; für die Kirche war es schon zu sehr Drama, inszeniertes, gemimtes, „verweltlichtes" Stück geworden. So war es auf Schaffung eigener Aufführungsstätten angewiesen. Sie schaffen zu können, hing ab von allerlei Gesichtspunkten, zumal von dem äußeren wie inneren Interesse der Umwelt. Dieses sich dauernd zu erhalten, war schließlich — von kleineren unbedeutenden Erscheinungen abgesehen — nur den Oberammergauer Passionsspielen beschieden. Im Besitz eines eigenen, Jahrhunderte alten Spieltextes hat diese Gemeinde seit alters her in ihren Gemeindegliedern von Geschlecht zu Geschlecht die Pflege dieses Spiels als edle Überlieferung gepflegt. Und die aus Stolz und Begeisterung kommende Trefflichkeit der Darstellung wie die herrliche Natur, die dem Ganzen zugute kommt, hat auch immer von auswärts, vom In- und Ausland, Menschen zu den Passionsspielen zuströmen lassen, die finanziell das Unternehmen immer wieder sicherstellten.

Jetzt wird also, vom Volksbühnenbund veranstaltet, ringsum im Reich das Oberammergauer Passionsspiel zur Aufführung gebracht. Einem ernsten Betrachter können Bedenken dabei kommen. Es entsteht doch zunächst nicht, seinem eigentlichen Ursprung und Wesen nach, aus eigenem Kultusleben heraus, sondern wird jeweils von auswärts als ein „Unternehmen" der „Herren Faßnacht" dargeboten. Indessen kommt einem aber ja zum Bewußtsein, daß heutzutage alles umgekehrt ist; daß vor allem aber zu solchen Spielen schließlich doch nur die kommen, die von sich aus das Bedürfnis dazu haben. Mit anderen Worten: daß solch

ein wahrhaft riesiges Unternehmen möglich ist, beweist, daß es unbedingt auf sichere Teilnahme rechnen kann. Gesicherte Teilnahme ist aber stets Ausdruck für vorhandenes Bedürfnis nach dem Dargebotenen. Somit kommt diesem Passionsspiel in gewissem Sinne ein vorhandenes örtliches kultisches Leben entgegen. Es fragt sich nur, ob es ihm entspricht und genügt? —

Weder der Kirche zugehörend noch dem Theater, gehören solche Spiele zu den Dingen, die dem Menschen das Höchste und Innerste — in allgemein kultischer Form — veranschaulichen, und die er hin und wieder braucht, um des Zusammenhangs mit jenem, den das rohe Leben oftmals zu zerreißen droht, erneut gewiß zu werden. Es wird da dem Frommen, der niemals den Theaterraum betritt, in gleichem Maße wie dem Freigerichteten, der nicht zur Kirche geht, ein Dienst erwiesen. Versöhnung der Gegensätze oder doch wenigstens besseres Verstehen mag der Segen solcher Tat sein, vorausgesetzt, daß die Aufführung unsre durch Betrachtung von Geschichte und Wesen der Passion bedingte Forderungen erfüllt.

* * *

Dies war jedoch nicht der Fall. Unsre Vermutung, daß das alte Bild nicht in den neuen Rahmen passe, bestätigte sich. Es stellte sich das Gebotene nur allzusehr dar als ein „Unternehmen", das „sechshundert Mitwirkende" auf die Riesenbühne bringt, wie es auf den Plakaten hieß. In nichts, aber auch in nichts unterschied sich die Aufmachung, einschließlich Reklame, im allgemeinen wie die Darbietung im besonderen von der unserer Kinos oder Zirkusse. Vieles — z. B. die Gethsemane- und Osterszene, die modern filmartig aufgeputzte Maria Magdalena und die ganz abscheulich geschminkte Mutter Maria wirkten tatsächlich als Kitsch — war angesichts des Stoffes noch schlimmer als das, was man so nennt, war auf gröbste Massenwirkung berechnet, die jedoch selbst den Massenmenschen zuletzt anwidern muß. Das sprach sich denn auch in vorzeitigem Verlassen des Saales durch viele wie in der Ablehnung durch die — künstlerisch gut beratene — Hauptpresse aus. Es wurde darin hingewiesen auf die „Außerachtlassung des Wichtigsten: des mystischen Moments" und daß „diese Spiele in der krassen Naturalistik der Aufführung auf den Erwachsenen als Kitsch, auf das Kind — und es waren Hunderte von Kindern da — wie ein schlechter Film oder Schundliteratur wirken". Das ist ein starker Vorwurf — aber er trifft zu. Er bestätigt unsre Wahrnehmung.

Wir bedauern, daß der Deutsche Bühnenvolksbund sich in einer Theaterstadt wie Mannheim nicht besser einzuführen gewußt hat.

Ängstlich wurde auch die Musik dessen gemieden, der einzig und allein dazu berufen gewesen wäre, bei einer solchen großen Passionsaufführung zu Worte zu kommen: Joh. Seb. Bachs Passionsmusik. Statt dessen eine kaum erträgliche, überlange Pausen füllende und Szenen melodramatisch (!) begleitende sacharinsüße Orgelmusik und einige Chöre welschen Gepräges; alles ohne Saft und Kraft, auf Effekte angelegt, nicht einmal technisch einwandfrei. Inmitten solchen Treibens dann der Christus, von Faßnacht dargestellt, anfänglich zu weich, dann aber stark und ergreifend, durch und durch echt erscheinend, ohne Pose (nur leider geschminkt), sichtlich ganz innerlich. Unmittelbar dachten wir an Haas-Berkow und seine immer noch nicht genug bekannte und anerkannte Schauspielerkunst.

Nur in solchem Geiste können wir uns die Aufführung eines Passionsspiels vorstellen, die unsren Forderungen, zu denen uns Geschichte und Wesen des Passionsspieles berechtigen, genügt, sofern dies überhaupt möglich ist. Nötig ist ja solch eine Passionsaufführung überhaupt nicht: das wirklich religiöse Gemüt, das seinen Gott im Geist und in der Wahrheit anbetet, braucht sie nicht; der „noch nicht religiöse" Mensch fühlt sich viel mehr abgestoßen als „zur Bekehrung geneigter", wie die hinter der großen Deutschen Volkspassion stehenden Kleriker meinen; der künstlerisch gerichtete Mensch hat in Bachs Passionen alles, was er braucht, und erlebt erschüttert in diesen Tonbildern all die Begebnisse, die, bühnenmäßig dargestellt, ihn enttäuschen. Aufführungen von Passionsspielen oder ähnlichen Spielen, wenigstens in der Art des besprochenen Unternehmens, haben wir als Sehende abzulehnen. Dr. Karl Anton

Deutsches Menschentum in Briefen

Es ist in diesen Jahren des äußeren Zusammenbruchs oft und laut genug gesagt worden, daß nur die innere Erneuerung die äußere herbeiführen könne. Das Wort „Verinnerlichung" steht in Gefahr, ein Schlag- und Tagwort zu werden, das mit dem Tag sich abnützt und vergeht. Verinnerlichung ist Tat, nicht Rede. Die „bewegte Innerlichkeit", die ein Kierkegaard forderte, ist jene rastlose Arbeit des einzelnen an sich, für die das längste Menschenleben zu kurz ist. Das Wesen solcher Arbeit, ihre unerbittliche Schwere und nie zu erschöpfende Schönheit, veranschaulicht sich am eindringlichsten im Vorbild. Drei Selbstzeugnisse von ganz verschiedener Art, von Menschen vergangener, ganz verschiedener Generationen liegen vor mir: während sie scheinbar der Zufall aneinanderreiht, wird ihre tiefe Gemeinsamkeit — die Arbeit am inneren Menschen — offenbar werden.

Das bildnerische Lebenswerk von Hans von Marées, in der Schätzung der Gegenwart noch immer im Wachsen begriffen, gehört der Kunstwissenschaft an. Der beste Kenner des Meisters, Julius Meier-Gräfe, hat seinem umfassenden dreibändigen, nicht jedem zugänglichen Marées-Werk schon 1912 eine gedrängte, zur Einführung ausgezeichnete Darstellung folgen lassen (3. Auflage, 1920, bei R. Piper, München). Dieser Studie tritt jetzt (im gleichen Verlag) ein Briefband zur Seite, der auf 250 Seiten eine Auswahl von hohem Wert bietet. Die große Mehrzahl der Briefe ist an Konrad Fiedler gerichtet, der seit 1868 das äußere Dasein des Künstlers sicherte; wenige Briefe im Eingang der Sammlung gelten dem Baron Schack, mit dem es eben 1868 zum Bruch kam; andere vorzugsweise dem Bildhauer Adolf Hildebrand und dem Bruder Georg. Mit geringen Ausnahmen datieren die Zeilen aus Italien, aus Rom, das die zweite Heimat des 1837 in Elberfeld geborenen, aus einem alten, in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden weitverbreiteten Ritter- und Kaufherrengeschlecht stammenden Künstlers wurde. Ex fide vivo — aus Treue leb' ich: selten ist der Wappenspruch eines Geschlechts in einem späten Sproß so zur sinnfälligen Verkörperung geworden, wie in Hans von Marées. Fast jede Seite dieser, sprachlich oft ungelenken, aber inhaltlich starken und ergreifenden Bekenntnisse ist ein Zeugnis solcher Treue. Von Natur kränklich, der Anlage nach reizbar und schwierig bei großer Zartheit des Empfindens, bis an sein Lebensende ohne jeden wirtschaftlichen Erfolg seines Strebens, ersteht dieser „Rembrandt, der durch die südliche Welt hindurch ging", aus seinen Briefen als ein unermüdlich Ringender, der an keinem Tag dem Menschen und dem Werk genug tut. Werk und Person, Künstler und Mensch sind ihm eins. „Adel der Gesinnung" ist ihm „für Kunsttreibende und Kunstfördernde die conditio sine qua non". „Die Gesinnung ist es, die das Tun des Menschen lenkt, und in dieser kann man sich vervollkommnen"; immer von neuem wiederholt er es sich und anderen, „daß der Künstler auf seine menschlichen Eigenschaften die größte Aufmerksamkeit verwenden soll"; daß er ein Mensch ist, macht es ihm so schwer, ein Künstler zu sein, und doch ist das eine ohne das andre nicht möglich: „So kann er sich auch unmöglich der Aufgabe entziehen, ein ganzer, womöglich durchläuterter Mensch zu werden". Stets hält er sich gegenwärtig: „jede Regung zum Wahren und Guten soll man sorgfältiger hüten, als irgend eine andere Sache", denn er glaubt „unerschütterlich an die Lebenskraft alles dessen, worin nur ein Körnchen des Echten und Guten enthalten ist". Damit war ihm auch der Leitsatz für sein gesamtes Schaffen gegeben. Sehen lernen ist alles — diese für einen bildenden Künstler wichtigste, für einen Deutschen besonders schwer in die Tat umzusetzende Erkenntnis war sein Lieblingsspruch. Sein heißes Bemühen, dem er in immer neuen Schöpfungen Erfüllung zu geben strebte, bleibt es, „Vorstellung und Darstellung in eins zusammenfließen" zu lassen. Aber er weiß: „Künstlerstand" ist „der wahre Stand der Unzufriedenheit mit sich"; so unablässig er ersehnt, „das Beste und Feinste", was er empfindet, „auszudrücken", „das Empfundene und Erkannte rein von Seele und Hand abzulösen" — es



gibt kein Genug, kein restloses Zufriedensein, und mitten in einem „Arbeitssturm“ wie nie nimmt der Tod dem noch nicht Fünfzigjährigen den Pinsel aus der Hand. Über Mensch und Werk steht das wundervolle Wort, das er wenige Jahre vor dem Ende bescheiden-stolz niederschrieb: „Ein gewisser Zusammenhang mit dem Besten und eine wenigstens große Gesinnung wird dem Verständigen aus diesen Sachen entgegenleuchten“. Der Maler und Zeichner, zumal der werdende, wird aus Marées Briefen Unschätzbares für seine Kunst lernen können; nicht minder werden es alle jene, die wissen, was es bedeutet, mit Recht von sich sagen zu dürfen: klar und ehrlich sein, sich selbst offen zeigen — dieses Bestreben war „der ganze Vorgang meines Lebens“...

In einem Briefe Marées vom Januar 1883 findet sich die Stelle: „Vor einer dauernd ruhig innerlichen Beschäftigung schrecken die meisten Menschen heutzutage zurück und sehen nicht ein, daß sie dadurch das kurze Dasein noch mehr verkürzen.“ Eigentümlich bedeutsam wird diese Bemerkung im Hinblick auf eine zweite Veröffentlichung, deren im gleichen Zusammenhang gedacht sein möge: die zweite Auflage von „Friedrich Schleiermachers Briefwechsel mit seiner Braut“ (Verlag Friedrich Andreas Perthes, A.-G., Gotha). Mit Bewunderung sieht man aus diesen Blättern einen Reichtum, eine Tiefe, eine Zartheit seelischen Besitzes sich entgegentreten, der wahrhaftig kraft innerlicher Beschäftigung menschliches Dasein nicht nur nicht verkürzte, sondern recht eigentlich verlängert und vervielfacht zu haben scheint. Ein bald vierzigjähriger, in mannigfachen Herzensschicksalen gereifter Mann verlobte sich Schleiermacher im Sommer 1808 mit der um 20 Jahre jüngeren Henriette von Willich, der Witwe seines nach kurzer Ehe verstorbenen Freundes. In Landsberg hatte der jugendliche Student für die Tochter des Pastors Schumann geschwärmt; während der Schlobittener Hauslehrerzeit hatte die anmutige, siebzehnjährige Gräfin Friederike Dohna sein Herz gefangen genommen; in Berlin, wo er als Geistlicher an der Charité seine Wirksamkeit beginnt, verbindet er sich in leidenschaftlicher Freundschaft mit der geistreichen „Anempfinderin“ Henriette Herz; in Eleonore Grunow endlich, der unglücklichen Gattin eines Berliner Predigers, glaubt er die Gefährtin fürs Leben gefunden zu haben. Der Kampf um diese in Gewissenspein schwankende Frau, Verzicht und tiefste Niedergeschlagenheit werfen ihre Schatten über die ersten Briefe zwischen ihm und Henriette von Willich, die, glücklich an der Seite ihres Mannes, zu dem doppelt so alten, schon berühmten Verfasser der „Reden über die Religion“ und der „Monologe“ wie eine Tochter aufschaut. Äußerlich unter dem Einfluß eines schweren Schicksalsschlages, innerlich unmerklich, in feinster Abwandlung ändert sich das Bild. Henriette sieht ihrer Entbindung entgegen; aus bewegtem Zeitgefühl heraus schreibt ihr Schleiermacher: „Wenn ... Bitten etwas über dich vermöchten, so möchte ich dich bitten, gib uns jetzt einen Knaben: die künftige Zeit wird Männer brauchen, Männer, die eben in dieser Periode der Zerstörung das Licht erblickt haben, und Söhne, wie ich sie von dir und Ehrenfried erwarte, mutig, froh, besonnen, das Heilige tief ins Herz begraben, werden ein köstliches Gut sein“; im nächsten Brief meldet die jäh und hart getroffene junge Frau den Tod ihres Mannes. „Du mußt mein Vater sein in dem größten Sinne,“ ruft sie in ihrem fassungslosen Schmerz, „du kannst es ganz — ich gebe dir meine ganze innere Liebe aus Herzensdrange — ich lehne mich ganz auf dich.“ Und er, der mitfühlende Tröster, der hinreißende Verkünder der „ewigen und heiligen Ordnung Gottes“, der treue Berater in der Erziehung der kleinen Willichschen Kinder wird mehr als Henriettens Vater: die Freundschaft wird zur Liebe, die dem auf langer Irrfahrt suchenden Mann Erfüllung, der niedergebeugten jungen Frau ein neues Leben voll ungeahnten Glückes bringt. Es hieße die Zartheit der immer inniger werdenden Herzensgemeinschaft, die einen Toten als unverlierbaren Dritten in sich aufnimmt, entweihen, wollte man die Worte, in denen sie sich entfaltet, in Bruchstücken wiederholen oder ihr Wesen andeutend zu umschreiben suchen. Man muß das selber lesen. Diese Henriette, „die kleine Pastorin“, die in schlichter Demut neben den „großen Schriftsteller“, den „berühmten Professor“

tritt — in ihrer, wie er selber sie kennzeichnet, „herrlichen Verbindung von Lieblichkeit und tiefem Gefühl mit leichtem Frohsinn, Stärke und Herzhaftigkeit", und dieser männliche Mann, in dem feurige Kraft und unschuldige Innigkeit sich paaren — — wir verdanken ihnen ein Denkmal der Liebe, in dem zwei Menschen in ihren feinsten seelischen Regungen sich offenbaren und immer reiferem Menschentum sich entgegenbilden. „Schleiermacher ist ein Mensch, in dem der Mensch gebildet ist, und darum gehört er für mich in eine höhere Klasse" — dies Urteil Friedrich Schlegels findet im vorliegenden Briefwerk seine volltönende Bestätigung; ebenbürtig steht daneben das verehrungswürdige Streben der geliebten Frau: „wahrhaft lebendig zu sein in allen Teilen (ihres) Wesens". Vergegenwärtigt man sich mit den beiden Menschen, die im Mittelpunkt stehen, den Kreis gleichgestimmter Freunde, mit dem sie in steter Wechselbeziehung des inneren Gebens und Nehmens stehen; vergegenwärtigt man sich die Zeit — der unsrigen, ach, so ähnlich —: „in welcher nichts, durchaus nichts sicher ist als der gegenwärtige Augenblick" — so ermißt man mit dem Ideal der Verinnerlichung unseren Abstand davon...

Der Blick des Malers Hans von Marées war inbrünstig nach außen gerichtet, um sehen zu lernen und das Gesehene zu gestalten; ganz nach innen gesenkt, in die Tiefe des Gemüts der Schleiermachers und Henriettens, um das eigene Ich durch die Liebe immer reicher und belebter zu machen. Des Innen und Außen gleich mächtig, beide Welten in seiner Persönlichkeit und in seinem Werk zur Einheit meisternd, begegnet uns in diesem Zusammenhang ein letzter und zugleich größter: Goethe. „Goethes Schweizerreisen" betitelt sich ein Buch, in dem Hans Wahl, der verdiente Direktor des Goethe-Nationalmuseums in Weimar, sammelte, was Goethe aus der Schweiz schrieb, was er dort in sein Tagebuch aufnahm, dichtete und zeichnete (Verlag Friedrich Andreas Perthes, A.-G., Gotha). Ein glücklicher Gedanke läßt uns hier nacheinander den fast sechsundzwanzigjährigen, den dreißigjährigen und den achtundvierzigjährigen Goethe durch die Schweiz begleiten und gibt uns damit eine Entwicklungsgeschichte im Querschnitt, von der Schwelle bis zur Höhe des Mannesalters. Lili, Charlotte, Christiane sind die drei Erlebnisse der Liebe, die in die drei Reisen hineinklingen. Jünglingshaft, von der Gewalt der Natureindrücke überwältigt kämpft der Goethe von 1775 darum, das Geschaute und Empfundene in Wort und Zeichnung zu fassen. Vier Jahre später — und der Dreißigjährige zieht selbst mit staunenswerter Klarheit die Summe von damals und jetzt: „... wenn wir einen solchen Gegenstand zum erstenmal erblicken, so weitet sich die ungewöhnte Seele erst aus und es macht dies ein schmerzlich Vergnügen, eine Überfülle, die die Seele bewegt und uns wollüstige Tränen ablockt; durch diese Operation wird die Seele in sich größer, ohne es zu wissen, und ist jener ersten Empfindung nicht mehr fähig; der Mensch glaubt verloren zu haben, er hat aber gewonnen; was er an Wollust verliert, gewinnt er an innerem Wachstum..." Gefühl und Ausdruck, der naturselige Mensch und der gestaltheischende Künstler haben ihr wunderbares Gleichgewicht gefunden. — Der Goethe endlich von 1797, der in Italien war, seine Farbenlehre entdeckt, mit Schiller sich begegnet hat, ordnet mit überlegener Ruhe die Eindrücke von Land und Volk in sein unermeßliches Weltbild. Was dieses weltweite Auge schaut, vom Kleinsten zum Größten, vom Leblosen zum Belebtesten; wie der geistmächtige Wille das Geschaute in der Persönlichkeit und im Kunstwerk bändigt und verklärt — dies nie fertige und doch in sich immer vollendete Wachsen steht, nicht mehr nur Vorbild, sondern ehrfurchtgebietendes Symbol außer allem Maß und über aller Zeit. Wie schrieb doch Goethe vom Regenbogen, der über den stürzenden Wassern des Rheinfalls sich hob? „Er stand mit seinem ruhigen Fuß in dem ungeheuren Gischt und Schaum, der, indem er ihn gewaltsam zu zerstören droht, ihn jeden Augenblick neu hervorbringen muß."

Heinrich Lilienfein



Der Geschichtschreiber der Stadt Rom

Kurz vor dem Kriege veröffentlichte Johannes Hönig die literarhistorische Studie „Ferdinand Gregorovius als Dichter" (Stuttgart 1914), und, auf der Grundlage dieser Arbeit hat er jetzt den Bau der Biographie des ostpreußischen Romfahrers errichtet. (Ferdinand Gregorovius, „Der Geschichtschreiber der Stadt Rom". Mit Briefen an Cotta, Franz Rühl und andere. Von Johannes Hönig. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 1921.) Hönig betont, daß er Gregorovius vom Standpunkt des Literarhistorikers betrachte, wenn er auch die Absicht habe, ein Bild der Gesamtpersönlichkeit zur hundertsten Wiederkehr des Geburtstages dieses seltenen und imponierenden Mannes zu geben. Er hat sicher eine fleißige und notwendige Arbeit geleistet und besonders das Dunkel, in das Gregorovius seine Jugend absichtlich hüllte, aufgehellt. Es ist auch kaum etwas dagegen zu sagen, daß er Gregorovius vorzugsweise als Dichter sieht, dem Weltgeschichte den epischen Stoff lieferte; ebenso könnte ein Historiker vorzugsweise den Fachgenossen sehen, der mit besonderer dichterischer Einfühlungskraft gestaltete. Aber mir scheint, als bliebe immer ein Rest, ein wesentlicher und ausschlaggebender Rest, ungelöst und als bedürfe es wiederum eines Dichters, um den tragischen Helden Gregorovius zu erfassen und wiederzugeben. Über jede fachliche Einordnung wird der Geschichtschreiber der Stadt Rom immer hinausragen, immer hinaussehen mit einem fremden, geweiteten, tragischen Blick, sehnsuchtsvoll und erschütternd. Man sieht meist bei einem bedeutenden Menschen nicht die bestimmende Wirkung der geistigen Welt, der er entstammt, den Einfluß der Zeitideen, die er in seiner Jugend entscheidend aufnahm. Natürlich wird ein tüchtiger Biograph, indem er fleißig sein Material zusammenträgt, auch auf den Grund stoßen, in dem sein bedeutender Mann wurzelte, das tut auch Hönig, fr ilich als Wissenschaftler, der nur das Nachweisbare sieht. Aber er kann mit seinem Material nichts anfangen, die geistige Schau, die intuitiv erkennt, fehlt ihm, wie die schöpferische Kraft, die aus Stoff ein Lebendiges macht. Das ist kein Vorwurf, sondern nur eine feststellende Bemerkung, die, wie die Dinge heute liegen, der Wissenschaftler sich sogar als Lob anrechnet.

Ferdinand Gregorovius erwachte in der von Fortschrittsideen erfüllten Luft der vierziger Jahre zum Bewußtsein. Er war zum Theologen bestimmt, brachte es auch zum Kandidaten und stand sogar zweimal predigend auf der Kanzel. Innerlich aber war er seinem Amt schon gänzlich entfremdet. Nicht war es der expressionistisch-revolutionäre Trotz, der ihn beseelte, das Vorrecht eines jugendlichen Genies, das, geschwellt von unsagbaren Zukunftswerten erst zerschlägt, ehe es die Bindung an das Überkommene findet und zum organischen und freien Schaffen anhebt, sondern es war eine Infizierung mit Zeitideen, eine Durchsetzung des Gefühls mit satirischem Intellektualismus. Politisch Demokrat, religiös liberal oder gänzlich Freigeist, als Schriftsteller satirisch und kritisch, äußerlich einfacher Privatlehrer ohne Aussicht auf Amt: so lebt er inmitten seiner Königsberger Freunde und kaum vor ihnen sich irgendwie auszeichnend. Adel, Offizierstand, Geistlichkeit, Staat — gegen alles steht er in Opposition, unfruchtbar und belanglos. In dieser von giftiger Luft erfüllten Wüste vegetiert er, irgendwie aufrecht erhalten von einem dumpfen Gefühl, daß ihn irgendein Weg ins freie oasenreiche Land führen müsse, wo die großen beseelenden Dinge des Lebens offenbar werden. Nun gerät er (durch einen Zufall von außen gesehen) nach Italien — es war die Flucht von Mekka nach Medina, die jeder große Mensch in seinem Leben ausführen muß — und nun kommt er in die heroische Natur Korsikas und seiner Bewohner, jetzt sofort schlägt sein Herz in den großen Kurven der Berge und geschichtlichen Ereignisse — in dem Werk „Korsika" ist dieser Herzschlag. Eine größere Offenbarung wird ihm bald darauf: Rom. Auf diesem „tragischen Theater", wie er Rom einmal nennt, sieht er Weltgeschichte sich auswirken, der einzelne wird

klein, die Ideen stehen auf und handeln. Der Plan zu einer Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter steht deutlich im blendenden Licht des zeugenden Blitzes: fast zwei Jahrzehnte schafft er an jenem Werk, das ebensosehr Rom wie ihn selber zum Mittelpunkt hat.

Die weltgeschichtlichen Schauer, die ihn umwehten, die ungeheuren Hintergründe, die sich ihm auftaten, fanden aber keinen freien und jungfräulichen Geist, sondern das Feld, auf dem die Ernte reifen sollte, war unheilbar durchsetzt mit den unschöpferisch vernünftigen Fortschrittsideen; er konnte, seiner durch die Zeit bestimmten Natur nach, in der Weltgeschichte wie in der Geschichte Roms nicht das Auswirken einer göttlichen Idee sehen, eines Schöpferwillens, sondern wollte durchaus nur das Gesetz der Kausalität erkennen, einen vernünftigen Kreislauf von Ursache und Wirkung Geduldig und stoisch ging er diesem vorgestellten Kreislauf Schritt für Schritt nach und doch zuweilen innehaltend und verzückt auf die dunklen und geheimnisvollen Ströme lauschend, die unter seinen Füßen melodisch erklangen. Ein tragischer Zwiespalt zerriß sein Wesen, der Ausdruck dieses persönlichen Zwiespaltes ist die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter: Weltgeschichte als Selbstbekenntnis.

Keiner der Freunde hat ihn je lachen sehen. Gregorovius konnte nicht lachen. Die Menschheit, unter dem Joche der Notwendigkeit keuchend, er selber sich als Menschheit unter dem Joche fühlend — wie konnte er anders als ein tragischer Held leben? Die Heiterkeit, die nur den Menschen beseelt, der als Kind Gottes am Herzen des Vaters liegen durfte und das rhythmische Spiel dieses Herzens, das man Weltgeschichte nennt, erlauschte — diese Heiterkeit mußte Gregorovius fremd sein. Ihm ziemte der heroische Ernst, die stoische Pflichterfüllung; er konnte nur gehoben und getragen sprechen, als Mensch, Dichter und Philosoph. Die Briefe an Cotta, an den Jugendfreund Rühl und andere, Briefe, die in Hönigs Band mehr wie dreihundert Seiten umfassen, sind alle von jener tragischen Gehobenheit erfüllt, trotzdem sie kaum tiefere Dinge, sondern lediglich Fragen des praktischen Lebens erörtern. Gregorovius hatte das statuarisch-strenge Selbstbewußtsein des tragischen Helden; es prägt den kleinsten Dingen, die es durchdringt, ihren besonderen Stil. Selbst wo er lyrisch empfindet, ist dieses Empfinden auf tragischem Grund erblüht, ist leuchtende Wehmut, wie etwa bei Leopardi. Dadurch aber hat alles, was er singt, einen hallenden, geheimnisvollen Unterton, Hinterton, es schwingt wie Abendläuten noch lange nach, und namenlose Gefühle hüllen den Leser wunderbar ein.

Dieser, fast jeden Satz seines Lebenswerkes, wie der übrigen Bücher, begleitende hallende Klang, macht die Lektüre der Geschichte der Stadt Rom zu einem zauberhaften Genuß. Die Historie ist gleichsam nur der Resonanzboden; man hat nie den Eindruck, Geschichte zu lesen, sondern eine Dichtung. Die Geschichte Roms im Mittelalter mag so oder so sich abgespielt haben: der Dichter ist immer wahr; in Gregorovius' dichterischem Ingenium konnte sich die Geschichte nur so spiegeln — als eine zwischen der Eroberung Roms durch Alarichs Horden und dem Sacco di Roma eingespannte weltgeschichtliche Tragödie, eine der vielen, die die Menschheit auf ihrem Leidenswege durchmachen muß, seufzend unter dem Joch des Kausalitätsgesetzes.

Franz Herwig



Türmers Tagebuch

Am Grabe · Auch Masse
Schinderhannes und Ordnungsbestie
Amerika, der rettende Engel
Die letzte Waffe

Kaiserin Auguste Viktoria, die fern der Heimat die Augen schloß, ist keine „politische Frau" gewesen — wenn die „Rote Fahne" und der Franzose Pertinax es übereinstimmend versichern, muß es wohl wahr sein. „Sie war eine Nebenperson", bemerkt ein englisches Blatt mehr im wohlmeinenden als herabsetzenden Sinne. Wirklich? Ereignisse und Gestalten erfahren im Licht späterer Forschung oft eine überraschende Umdeutung. Zur steilen Höh', auf der Fürsten stehn, dringt des Untertanen Blick nur selten empor, und im Dunstkreis des Höfischen erscheinen die darin wandelnden Persönlichkeiten unscharf und verschwommen. Gewiß, es sind an sich durchaus charakteristische Züge, aus denen sich das Porträt der Kaiserin zusammensetzt, wie es im Volke lebt und wie der Fernerstehende es zu überprüfen bisweilen Gelegenheit hatte. Wir wissen, daß die Kaiserin eine treue Gattin, eine sorgende Mutter, eine durchaus häuslich veranlagte Natur und frommer Werke Stifterin gewesen ist. Aber was verrät das alles von dem inneren Wesen der Frau? Sie starb, und Haß, Parteigezänk und niedriger Klatsch kamen auch über ihrer Leiche nicht zum Schweigen. Im Hohlspiegel unterliegt jedes Ding der Verzerrung, und es bedarf nur einer kleinen Verrückung der moralischen Perspektive, um aus der Tugend ein Laster zu machen. Ein radikales Arbeiterblatt suchte die Tote, die ihrer Zeit als Musterfrau im bestbürgerlichen Sinne galt, dem menschlichen Mitgefühl seiner proletarischen Leser durch die Kennzeichnung „bigott und beschränkt" zu entrücken, und eine demokratische Zeitung gar wußte ihr Andenken heimtückisch zu verunglimpfen dadurch, daß es aus einem Pariser Boulevardblättchen einen Abschnitt der Memoiren der Prinzessin Luise von Koburg übernahm, in denen es u. a. heißt: „Als sie Kaiserin geworden war, sah sie in ihrem Gatten in übertriebenem Maße den summus episcopus. Anstatt daß man Unsinn über Rom, die christliche Zivilisation und das Altertum schwatzte, hätte sie ihren Gatten aufklären und ihn von seinen unsinnigen Vorstellungen befreien müssen, die mit Anrufen von Wotan und des Gottes Thor vermengt waren. Es war nicht leicht,

Gnade vor den Augen der Kaiserin zu finden. Ihre Anforderungen an die Vollendung der deutschen Tugenden waren so groß, daß sie eine Art von wohlwollender Polizeibeamtin aus mir machte. Pessimistisch und sitteneifrig, ganz eingenommen von ihren häuslichen Pflichten und ihren Forschungen auf dem lutherisch-religiösen Gebiete, denen sie mit Eifer und mit Feindseligkeit gegen andere Religionen diente, glaubte sie Deutschland erziehen zu können."

Das dem französischen Geschmack entsprechende Geschwätz der eitlen, leichtsinnigen und maßlos eingebildeten Koburgerin, die freilich keine gelehrige Schülerin für die Erziehung zur Tugendhaftigkeit gewesen sein dürfte, vermag die von Gewährsleuten unvergleichlich vertrauenswürdigeren Grades wiederholt angedeutete Tatsache nicht zu verdunkeln, daß der seelische Einfluß der Kaiserin auf ihren Gemahl sich mit den fortschreitenden Jahren ersichtlich verstärkte. Im Großen Hauptquartier war man sich klar darüber, welchen Halt der Kaiser an ihr hatte, und man fürchtete Anfang 1918, als die Kaiserin infolge eines Schlaganfalles wegzusterben drohte, einen Nervenzusammenbruch des Monarchen. Ihren wachsenden Einfluß politisch auszunutzen, lag ihr völlig fern. Rein frauenhaft veranlagt und ohne jeden Ehrgeiz, eine Rolle zu spielen, war sie lediglich darauf aus, wo es nur anging, Härten zu mildern, Schroffheiten auszugleichen, versöhnend zu wirken. An sich unbedeutende Züge lassen die Vermutung berechtigt erscheinen, daß sie mit ihrem gesunden und ungetrübten Instinkt mitunter Fehler sah, die der Umgebung verborgen blieben und die sie nicht verhindern konnte, da sie des Talentes zu intrigieren ermangelte. Sie war keine Kaiserin Friedrich, die auf jedem Gebiete mitraten, mittaten und bahnbrechen wollte. Auguste Viktorias sympathisches Unvermögen, einer abweichenden Auffassung anders als auf frauliche Art Geltung zu verschaffen, äußerte sich fein und rührend bei Bismarcks Entlassung, als sie dem Fürsten nach der ungnädigen Verabschiedung durch den Kaiser einen Strauß Rosen überreichte. Eine mit intimeren Vorgängen offenbar vertraute Persönlichkeit bestätigt in der „Südd. Ztg.", daß sie die politische Lage bisweilen mit praktischem Blick überschaute. „Wohl als erste hat sie in den hinter uns liegenden Jahren die Gefahr erschaut, in der das Reich und das Hohenzollernhaus schwebten, hat mit schwerer Sorge schon im Herbst 1914 die Dinge im Hauptquartier beurteilt und in ihrer Art — aber ganz anders, als 1870 die Bismarck verhaßten fürstlichen Damen — eingegriffen. Intuitiv erkannte sie Bismarcks Größe, durchschaute sie die Jämmerlichkeit der Bethmann und Müller und der übrigen ‚Lenker' unserer damaligen Geschicke. Im April 1915 ließ sie in Charleville Tirpitz zu sich kommen, der — er kannte ja die Kaiserin — ihr ganz ungeschminkt die Lage schilderte und es beklagte, daß der Kaiser hier umgeben und eingeschlossen sei in einer weichen Masse. Da wehrte sie nicht etwa ab, da spielte sie nicht etwa die beleidigte Majestät, sondern sagte: ‚Ja, leider ist es so!' und versprach, alles, was sie könne, für Heranziehung Hindenburgs und für größere Energie der Kriegführung zu tun. Sie hat ihr Versprechen gehalten, sie hat die berühmte Zusammenkunft des Kaisers mit Hindenburg in Posen zustande gebracht, hat die beiden dann auch, wie sie da im Gespräch beieinander standen, photographiert und dafür gesorgt, daß das Bild Millionen von Deutschen vor

Augen kam; denn diese einfache Frau wußte besser als mancher Minister, was Propaganda sei und wonach das bang schlagende Herz des Volkes frage."

* * *

Über der toten Kaiserin hat sich die Gruft geschlossen, und in dem kleinen Tempel, den der alte Fritz als Pantheon für seine antiken Statuen in einem versteckten Winkel von Sanssouci errichten ließ, schlummern nun auf immer die Überreste eines Menschenlebens, das in Glanz begann und in Gram und Trübsal endete. „Widerliche Lobhudeleien" hat das führende Kommunistenblatt zusammenfassend all die Kundgebungen der Trauer und des Schmerzes genannt, die der weitaus größte Teil des bürgerlichen Deutschland zum Ausdruck brachte. Wie anders als mit einem ohnmächtigen Schimpfwort hätte auch das Leiborgan des Herrn Hölz seiner Wut über die unverkennbar tiefe, nicht nur zahlen-, sondern mehr noch gefühlsmäßige Teilnahme des Volkes an dem Hinscheiden der ehemaligen Landesmutter Luft machen sollen, an deren Persönlichkeit auch der ärgste Hasser des dynastischen Gedankens in den mehr als dreißig Jahren, während deren sie der öffentlichen Kritik standhalten mußte, keinen Fleck und keinen Makel hat aufweisen können. Seit der Revolution haben wir so häufig den Aufmarsch der Arbeiterbataillone erlebt, so ausschließlich beherrschten sie allein das politische Straßenbild, daß damit der Begriff „Masse" erschöpft zu sein schien. Was aber am Begräbnistage der letzten Königin von Preußen nach Potsdam pilgerte, war keineswegs nur die offizielle Welt des versunkenen Kaiserreichs, sondern — auch Masse, und zwar ein endloser Zug von Graumelierten, die doch irgendwie auf einen politischen Generalnenner zu bringen sein müssen. Sie insgesamt dem deutschnationalen Parteibestande zuzuschreiben, wäre bequem, aber höchst oberflächlich. Mancher demokratische, mehrheitssozialistische, vielleicht gar kommunistische Häuptling würde am Ende bei näherem Zusehen sein blaues Wunder erlebt haben. Und lediglich Neugier hat sicherlich auch nicht diese Massen in Bewegung gesetzt, die doch ihrerseits auch nur wiederum symbolisch ein gewaltiges unsichtbares Deutschland verkörperten. Der Tod der Kaiserin war in diesem Betracht nur der äußerliche Anlaß, ein Gefühl zum Durchbruch zu bringen, das seit den Novembertagen bis jetzt in immer steigendem Maße sich bemerkbar gemacht hat. Nicht als ob in der stummen Demonstration einer Anteilnahme, die selbst die Seelen der unteren Schichten vorübergehend mitschwingen ließ, nun etwa der Wille zur Monarchie sich greifbar deutlich bekundet hätte. Dies anzunehmen wäre ein Trugschluß und eine verhängnisvolle Täuschung, vor der nicht genug und eindringlich gewarnt werden kann. So schnell verharscht im Volksempfinden nicht der Zwiespalt zwischen Schein und Sein, unter dem wir im Kaiserreich Wilhelms II. gelitten haben. Aber wie sich im Gedächtnis der Hinterbliebenen die Vorzüge eines Verstorbenen länger und frischer erhalten als dessen Nachteile und Fehler, so ist bei noch so scharf kritischer Einstellung mit dem Rückblick auf das vorrevolutionäre Deutschland doch gleichzeitig die Erinnerung an unendlich viel Wertvolles verknüpft, das wir als etwas Selbstverständliches hinnahmen, dessen Verlust wir heute aufs bitterlichste verspüren und demgegenüber die „Er-

rungenschaften der Revolution“ auch vom Standpunkt des Arbeiters aus betrachtet vorläufig nur einen recht mäßigen Ersatz bedeuten. Der dumpfe, mehr oder minder bewußte, unbezwingliche Drang, der die Bevölkerung an den Bahndamm trieb, auf dem der Totenzug der Kaiserin dahinrollte, der innere Impuls, der unterschiedslose Scharen von Deutschen nach Potsdam zog, ist im Kern als das erste hoffnungszarte Anzeichen eines wiedererwachenden Bewußtseins dessen zu deuten, was wir verloren haben. Nicht der Talmiprunk des alten Kaiserreichs ist es, nach dem die Sehnsucht der Stillen im Lande geht. Damit, daß wir Bettler geworden sind, daß wir den Sturz aus strahlender Höhe in schauerliche Tiefe taten, könnten wir uns abfinden. Daß wir aber ethisch so auf den Hund gekommen sind, daß sich in dem Charakterbild unseres Volkes alle diejenigen Züge fast spurlos verflüchtigt haben, die bei allen Emporkömmlingsmanieren uns doch jahrzehntelang die Achtung der Welt in hohem Maße sicherten, das ist, was den quälenden Zweifel aufkommen läßt, ob wir des nationalen Aufschwungs überhaupt noch fähig sind. Wenn auch fernerhin Treue und Redlichkeit, Pflichtgefühl, Ordnungssinn und Unbestechlichkeit ein leerer Wahn bleiben im neuen Deutschland, wenn von der obersten Spitze der Staatspyramide her nicht bald der Anfang gemacht wird, nach unten hin die ethische Hebung durch das praktische Beispiel zu propagieren, dann wird der Verfall unaufhaltsam sein. Tausende und aber Tausende quer durch alle Parteien empfinden dies mit größter Eindringlichkeit, ohne daß die Machthaber der Republik eine Ahnung davon zu haben scheinen. Die Huldigung, die das unsichtbare Deutschland der toten Kaiserin darbrachte, war im Grunde ein Bekenntnis zum Friderizianischen im Hohenzollerntum.

* * *

Eine Woche bevor die deutsche Kaiserin ihre letzte Fahrt antrat, bewegte sich durch den Norden Berlins ein anderer Trauerzug: der Kommunistenführer Sylt wurde im Zeichen des Sowjetsterns zu Grabe getragen. Er gehörte zu den Männern der „Aktion“, von denen erwiesenermaßen einige hundert genügen, um Deutschland von heute zu morgen regelrecht auf den Kopf zu stellen. Die theoretisch einwandfreie Feststellung, daß der Putsch in Mitteldeutschland im Gegensatz zur vorjährigen Aufstandsbewegung im Ruhrgebiet nicht als politische Handlung, sondern als ein „räuberisches Privatunternehmen“ zu betrachten und daher rein kriminalistisch zu bewerten sei, läßt die weit wichtigere praktische Frage unbeantwortet, was denn nun eigentlich für die Zukunft geschehen soll, um eine Wiederholung derartiger Vorkommnisse zu verhindern. Daß die Sondergerichte abschreckend wirken werden, erwartet kein Mensch. Die meisten Mordbrenner sind entkommen, und eine Gelegenheit, die Verurteilten zu begnadigen, wird sich schon finden. Ungeniert verkündet die „Rote Fahne“: „Formiert euch neu zum Kampf. Steht gerüstet. Bald heißt es wieder: Sturmriemen unters Kinn!“

Paul Levi, noch vor kurzem Vorsitzender der kommunistischen Partei, ist mit Schimpf und Schande davongejagt worden, weil er sich Moskau gegenüber nicht bis zur Hundedemut unterwürfig gezeigt hat. Aus Levis Anklage- und

Verteidigungsschrift geht unzweideutig hervor, daß es der Abgesandte des russischen Exekutivkomitees gewesen ist, der den Anstoß zu dem Putsch gegeben hat. Radeks Plan, der „über den Kopf des hirnlosen Deutschland hinweg die Weltrevolution nach den Ententestaaten tragen" möchte, findet seine stärkste Stütze in der lauen Haltung der Regierung, die es stillschweigend duldet, daß ein Netz von Hetzzentralen das Land durchwuchert, daß Sprengstoffe aufgehäuft werden, daß ganze Heereshaufen sich auf ein Signal der Berliner Zentrale hin zusammenrotten und so das Vorgefecht der Weltrevolution auf deutschem Boden eröffnet wird.

Statt dieser allezeit latenten Gefahr offen ins Auge zu sehen und die entsprechenden Abwehrmaßnahmen zu treffen, betrachtet die Regierung die ganze Angelegenheit als erledigt, sobald es unter sorgfältigster Schonung der Aufrührer gelungen ist, einen der periodisch immer wieder aufflackernden Teilbrände zu löschen. Eine Regierung, die ernst genommen sein will, muß in jedem Putsch, von welcher Seite er auch komme, das schwerste Verbrechen gegen den Staat erblicken. „Die Motive zu einer Umsturzbewegung", legt R. v. Bentivegni überzeugend im „Tag" dar, „können unmöglich vom Staat berücksichtigt werden, wenn er nicht von Aufruhr zu Aufruhr taumeln will. Die Beweggründe zu derartigen Handlungen beruhen auf Werturteilen, über die unter politisch verschieden Denkenden eine Einigung schlechterdings nicht möglich ist. Für den Staat genügt es, daß man ihn vernichten will, um seinen Gegner niederzuschlagen, wobei es praktisch belanglos ist, welche Gründe den letzteren zu der Tat veranlassen. Die Tatsache, daß ein Staatsgebilde aus einer Revolution hervorgegangen ist, erklärt zwar etwa folgende Revolutionsversuche, kann sie aber in den Augen der Staatsgewalt nicht entschuldigen. Der Staat kämpft hier um sein Dasein und ist nicht unparteiischer Richter; logischerweise sind diesem Daseinskampf alle anderen Aufgaben unterzuordnen. Soweit muß Übereinstimmung herrschen zwischen allen politischen Parteien, die nicht den gewaltsamen Umsturz des Staates fordern, und selbst die letzteren nehmen nur insofern eine Sonderstellung ein, als sie diese Grundsätze zwar nicht für den bestehenden, sondern erst für den von ihnen erstrebten Zukunftsstaat anerkennen."

Die überzeugten Demokraten und alle diejenigen, die ihre Verfassungstreue so gerne betonen, sollten daher eigentlich im Kampf gegen den Umsturz die schärfsten Kämpen abgeben. „Hier aber tritt deutlich das große Rätsel in der modernen deutschen Demokratie zutage; ein Rätsel, das nicht seine Lösung im Wesen der Demokratie an sich, sondern in der Psychologie ihrer Anhänger findet, die von der pazifistischen Gedankenblässe angekränkelt sind. So ist die schwächliche Unentschlossenheit im Kampf gegen den Kommunismus zu erklären, die diesem den Mut gibt, auch in aussichtslosen Fällen die Aufruhrfackel zu entzünden. Mitläufer, grüne Burschen, Gesindel findet sich leicht zusammen, wo die Autorität des Staates fehlt. Es scheint eben nicht allzuviel riskiert, mit diesem Staat Schindluder zu treiben."

Was nützt es, wenn selbst in Kreisen, die der Regierung nahe stehen, die Erkenntnis dämmert, daß mit der bisher geübten Taktik der Duldsamkeit der

bolschewistischen Hydra nicht beizukommen ist! Die sozialdemokratische Nebenregierung verlangt, daß der Proletarier geschont werde, auch wenn er ein Plünderer und Mordbrenner ist. „Wir sind die letzten," so seufzt das Zentrumsorgan, die „Köln. Volksztg." aus tiefster Not und händeringend, „die politische Meinungen mit Maschinengewehren austreiben möchten, aber gegen den Fanatismus des Verbrechens hilft nur der Fanatismus der Ordnung; da die Kommunisten es nicht anders wollen, mag denn die Parole lauten: Hie Schinderhannes! Hie Ordnungsbestie! Sie berührt nicht nur bei uns, sondern auch in allen andern Kulturstaaten den Kern des Problems, ob und wieweit der Sozialismus zu praktischer Politik tauglich ist. Immer wieder ist an dieser Stelle darauf hingewiesen worden, daß der Zwang unserer Notlage Sozialisten und Bürgerliche mit der Nase darauf stößt, gemeinsam die Ordnung zu schaffen und gemeinsam die Ruinen wieder aufzubauen. Diesem Zwange versagen sich die Sozialdemokraten auch heute noch; sie fühlen sich dem kommunistischen Räuberhauptmann geistesverwandt, dem bürgerlichen Ordnungsfanatiker wesensfremd; sie möchten sozialistische Familienpolitik treiben, finden aber nicht die Autorität, sich gegenüber den jüngern Geschwistern durchzusetzen, und hemmen so jeden gesunden Fortschritt."

Das sind Ausführungen, die den Nagel auf den Kopf treffen. Sie sind sicherlich auch zahllosen Anhängern des Zentrums aus dem Herzen gesprochen. Aber glaubt die „Köln. Volksztg." im Ernst, daß ihre Partei jemals gewillt sei, den „starken Mann" gegenüber dem Kommunismus herauszukehren, wenn sie sich durch die Übernahme dieser Rolle die Aussicht auf eine gelegentliche nutzbringende Koalition mit der Sozialdemokratie verscherzen würde?

* * *

Die Reichsregierung hat die innere Gefahr mit halben Maßnahmen bis zum nächsten Emporflackern dämpfen können. Vor dem Unheil aber, das sich finsterdrohend von außen her gegen das Reich heranwälzte, ist sie — einfach ins Mauseloch gekrochen. Das Bittgesuch an Harding bedeutet wohl die ungeheuerlichste Belastungsprobe, die jemals das Nationalempfinden eines Volkes zu tragen gehabt hat. Daraus, daß trotz der trüben Erfahrungen mit Wilson in unserer verzweifelten Lage noch einmal Amerikas Vermittlung zu erlangen versucht wurde, soll schließlich den Urhebern dieses Schrittes kein Vorwurf gemacht werden. Der Ertrinkende greift schließlich selbst nach einem Strohhalm. Aber die Form, der die Regierung Simons-Fehrenbach ihrem Hilferuf gab, war schmählich und kaum wohl jemals ist der erstaunten Welt ein Schauspiel von so vollkommener nationaler Selbstaufgabe geboten worden. Wenn die Leiter der deutschen Angelegenheiten, wie es doch offenbar der Fall gewesen ist, einfach nicht mehr wußten, was sie tun sollten, wenn sie gänzlich ratlos den kommenden Entscheidungen entgegensahen, dann war es ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit abzutreten. Niemals unterm „persönlichen Regiment" ist so ins Blitzblaue hinein Politik getrieben worden. Das selbstherrliche Vorgehen der Simons und Fehrenbach über die Köpfe des Volkes und des Par-

lamentes hinweg stellt alle jene spontanen Kundgebungen Wilhelms II., die seinerzeit das Toben der Demokraten und die Mißbilligung aller Vaterlandsfreunde hervorriefen, weit in den Schatten. Und nun komme noch einer daher und behaupte, daß wir in der Republik und unter der Demokratie vor politischen Überraschungen besser geschützt seien als früher!

Über Amerikas Herzmuskel wacht das Hirn. Von dieser einfachen Erwägung hätte Deutschlands Vermittelungsersuchen an den amerikanischen Präsidenten zum mindesten ausgehen müssen. Amerika als Kontinental-Kommissionär — das ist die Formel, die sich als günstigenfalls für uns erreichbar aus dem Wust der heillos durcheinandergeratenen weltwirtschaftlichen Interessen herauswirren ließe. Das will besagen: „Aus ureigenstem Interesse stellen sich die Vereinigten Staaten zwischen die europäischen Gegenkontrahenten, um über die wirtschaftliche Brücke hinweg eine Entspannung der politischen Lage zu ermöglichen."

Das wäre nicht Phantasie, sondern, wie Treutler im roten „Tag" des näheren auseinandersetzt, „greifbares Gebild realer Tatsachen insoweit, als Amerika mit dieser Aufgabe die Chancen in die Hand bekäme, einerseits die Gewähr für die pünktliche Bezahlung der von den Westmächten eingegangenen Schulden zu erhöhen dadurch, daß es die mitteleuropäischen Staaten in den Stand setzte, die Forderungen der Alliierten zu erfüllen, andererseits seinem eigenen Handel in der gesamten alten Welt frischen Auftrieb zu geben. Und da nun einmal in der Weltgestaltung von heute die Wirtschaft den Gang der Politik in ihren letzten Ausstrahlungen bestimmt, wäre Amerika so auch befähigt, diese maßgebend zu beeinflussen, ohne sich direkt einzumischen. Hardings Hauptgrundsatz in seiner Botschaft, sich nicht in die Angelegenheiten der Alten Welt verwickeln zu lassen, bliebe mithin bestehen, und Amerikas Europahandel wäre nicht nur gesichert, sondern könnte sich zu höchster Blüte entfalten. Damit erreichte der republikanische Präsident — bis zu einem gewissen Grade wenigstens —, was Wilsons Phantastereien nie gelingen konnte, ‚Weltrichter' zu sein."

* * *

Wenn aber nun alles versagt, wenn keinerlei Hemmung irgendwelcher Art diejenigen zurückzuhalten vermag, die in der endgültigen Vernichtung Deutschlands das Ziel erblicken? Dann, so antworten die „Grenzboten", ist die einzige Waffe, die einem Volk in unserer Lage noch verbleibt, die passive Resistenz. Völker, denen eine solche Lage weniger neu ist, haben sie längst mit Erfolg angewandt, so neuerdings erst die Inder. „Man möge kommen und uns verwalten. Es wird eine bittere und schädliche Aufgabe für den Feind sein ... Die Industrie und der Zentralverband des deutschen Großhandels, auch eine Reihe örtlicher Wirtschaftsfaktoren sind der Regierung mit gutem Beispiel vorangegangen, indem sie zum Boykott aller nicht unbedingt notwendigen feinderzeugten Waren aufriefen. Die Gesellschaft hat hier den Staat zu erziehen. Versagt die Gesellschaft nicht, so ist ein großer, vielleicht der entscheidende Schritt aufwärts von der tiefsten Lage deutscher Geschichte getan. Bleibt Deutschland diesmal fest, so wird sich die ‚Reparationsbill' als ein Schlag ins Wasser er-

weisen. Allerdings müssen wir bereit sein, zu leiden. Aber der Feind, der uns jetzt nicht mehr goldene Berge verspricht, sondern Leiden so oder so, macht uns den Entschluß leicht, wenigstens so zu leiden, daß er mitleide... Der Rheinzoll, d. h. im wesentlichen eine der deutschen Wirtschaft auferlegte Kohlensteuer, wird unser Wirtschaftsleben ebenso schwer belasten, wie die Ausfuhrpfändung ihm Lebensadern verstopft. Wir sind weit entfernt, das Ertragen dieser Unannehmlichkeiten als leichtes Werk hinzustellen. Bluten aber müssen wir so oder so. Dieser Weg aber hat den Vorteil, daß für den Feind dabei sich kein wirkliches Plus ergibt. Er ernährt vielleicht einige Schergen mehr auf deutschem Boden. Aber er erhält nichts, was ihm die eigenen Vollzugskosten des Wirtschaftskrieges, der stets zweischneidig ist, ersetzte, geschweige denn darüber hinaus einen Überschuß abwürfe. Er wird vermehrter Gläubiger in Papiermark, die sich ganz entsprechend entwertet, und zerrüttet dafür mit dem europäischen sein eigenes Leben."

Daß sich die englische Geschäftswelt bei den eigenartigen Wirkungen der Sanktionen keineswegs sonderlich wohl fühlt, tritt immer deutlicher zutage. Die „Daily Mail" warf vor kurzem die Frage auf, wer der Übermensch sein werde, der das Ruhrgebiet mit seinen zwei Städten mit über einer halben Million Einwohner und mit seinen sechs Städten von über hunderttausend Einwohnern, mit seinen hunderten Kohlenbergwerken und seinen vielen tausenden Fabriken verwalten werde. Diese Aufgabe würde eine ungeheure sein, um so mehr, als die deutschen Direktoren, Ingenieure und Arbeiter ihre Mithilfe dabei verweigern würden. Das Blatt versicherte, daß kein Engländer die Verwaltung dieses Gebietes zu übernehmen Lust haben werde...

* * *

Es sind fünfzig Jahre her, daß wie heute Simons für das unterlegene Deutschland, Thiers im Namen der besiegten Franzosen Milderungen verlangte. „Niemals", rief er, „werde ich in diese Forderungen einwilligen, niemals. Sie wollen unser Land in seinen Finanzen und in seinen Grenzen ruinieren. „Dann nehmen Sie es ganz, verwalten Sie es, ziehen Sie die Steuern ein. Wir werden uns zurückziehen und Sie werden das Land regieren, soweit dies die Welt zugibt."

Belfort wurde auf diese Art für Frankreich gerettet. Zweifellos war die politische Lage für die Franzosen 1871 in Anbetracht der englischen Rückendeckung nicht so ungünstig, wie sie umgekehrt für uns Deutsche heute ist.

Aber die mannhafte Sprache des französischen Unterhändlers ist es, die uns mit Neid erfüllt. Uns Sieger von damals, die wir heute bekleckert die Hintertreppe heraufschleichen, wenn man uns die Vordertür vor der Nase zuschlägt.



Auf der Warte

Vom Lebenswerk Rud. Steiners

Es ist unter obigem Titel zum 60. Geburtstag des vielumfehdeten Anthroposophen (27. Februar) ein gehaltschweres Sammelwerk erschienen (München, Verlag Chr. Kaiser, 354 S., geh. 28 M). An diesem von dem bekannten Berliner Pfarrer Lic. Dr Friedrich Rittelmeyer herausgegebenen Huldigungsbuche kann fortan weder Feind noch Freund vorübergehen. Es sind nicht nur Mitglieder des engeren Kreises, die hier das Wort ergreifen. Der Nürnberger Hauptprediger D. Dr Christian Geyer ist z. B. kein Anthroposoph, weiß aber doch äußerst bedeutsam über „Steiner und die Religion" zu sprechen. „Wer die Geschichte Swedenborgs kennt, weiß, wie verhängnisvoll schnell seine theologischen und philosophischen Zeitgenossen mit ihm fertig geworden sind. Ein gleiches droht jetzt gegenüber Steiner. Auch hier beginnt das Reden über und gegen ihn, bevor man ihm aufmerksam zugehört hat. An dieser Versündigung gegen die Vorsehung möchte der Verfasser dieser Zeilen nicht Anteil nehmen. Darum hat er, obwohl er nicht zur anthroposophischen Gesellschaft gehört und aus eigenster Erfahrung all die Hemmungen kennt, die einem modernen Theologen den Zugang erschweren, in Wort und Schrift (D. Dr Geyer, Theosophie und Religion, Theosophie und Theologie, Nürnberg, Fehrle & Sippel, 2. Aufl. 1919) auf die Bedeutung Steiners für Religion und Theologie hingewiesen, und benützt mit Freuden die Gelegenheit dieses Buches, um es wieder zu tun." Und Pfarrer Rittelmeyer bittet: „Nicht um eine Steinermode heraufzuführen, haben wir geschrieben, sondern um die Besten, Freisten, Ernstesten auf allen Gebieten zur Prüfung herauszufordern." So schreibt er selbst denn über „Steiners Persönlichkeit und Werk", auch über seine Stellung zum Deutschtum; der norwegische Dozent Dr Richard Eriksen über „Steiner und die Philosophie", Prof. Dr Hans Wohlbold über „Steiner und die Naturwissenschaft"; Dr Erich Schwebsch, Berlin, betrachtet Steiners Verhältnis zu Goethe, Prof. Dr Hermann Beckh zum Morgenland, der Schweizer Dr Roman Boos zur Politik; während Lehrer Michael Bauer Steiners Beziehungen zur Pädagogik, Ernst Uehli seinen Einfluß auf die Kunst darlegt und der Breslauer Stadtbibliothekar Dr Richard Dedo mit einem Überblick über das literarische Werk des Gefeierten das Ganze abschließt.

Für diese Männer war — wie auch für den Dichter Christian Morgenstern — die Begegnung mit Steiner ein Erlebnis. Etwa wie es an einem Beispiel Ernst Uehli veranschaulicht, dem der Besuch im Atelier zu Dornach „ein künstlerisches Ereignis von Lebensbedeutung" geworden. „Ungefähr 30 Menschen, den verschiedensten Nationalitäten angehörend, hatten sich im Atelierraum versammelt. Steiner im schlichten weißen Bildhauerkittel sprach einiges über die (dort der Vollendung entgegengehenden) Gruppen. Außer den einzelnen Teilen befanden sich noch eine Anzahl Modelle und Vorarbeiten im Atelier, Zeugnisse eines jahrelangen Ringens nach endgültiger Gestaltung. Alle diese Arbeiten einem Leben abgerungen, das neben der ungeheuren Arbeitslast, die der Bau mit sich bringt, eine unerhörte Fülle von wissenschaftlicher, schriftstellerischer, sozialer und Vortragstätigkeit in sich schließt. Was er als Künstler sprach, war bis in jedes Wort hinein markant und geistdurchformt, aber von einer Einfachheit, hinter der alles Persönliche zurück-

trat. Mitten im Anblick dieser Werke erhielten seine Worte eine tief ergreifende Resonanz ... Das Werk gab einen unauslöschlich haftenden Hintergrund" ...

So kommt jeder dieser Mitarbeiter dazu, von einem besondren Ende her Steiner als eine „epochale" oder „phänomenale" Erscheinung zu verehren, wobei natürlich andre Zeitgenossen oder Meister der Vergangenheit leicht ein wenig neben dem Helden des Festtags verblassen.

Die „Dreigliederung des sozialen Organismus" hat viel Staub, viel häßliche Fehde aufgewirbelt. Vielleicht bahnt dieses Buch eine mehr sachliche Besprechung an.

*

Siegfried Wagner

wird auf unsren Bühnen gröblich vernachlässigt, während der „Reigen" seine Unzucht tanzt. Das Publikum hat also gar keine Möglichkeit, sich über diesen Tonkünstler ein festes Urteil zu bilden. Immerhin dringt auch durch die Berliner Kritik — anläßlich eines von ihm dirigierten Konzertes — etwas wie eine Ahnung durch, was hier hätte werden können, wenn man diese Begabung nicht von ihrem Wirkungsfeld abschlösse. In der gewiß unbefangenen „Welt am Montag" liest man, in berlinerhaftem Tone freilich, bereits folgendes:

„Als einst einer meiner Studiengenossen den Tristan-Schöpfer, von der gewährten Ehre beglückt, in seiner Vaterstadt herumführte, geschah es, daß der Meister seinen jungen Anbeter unterbrach: ‚Ach was, ich bin ja nur der Wotan. Der Siegfried kommt erst noch nach.' Sollte diese bescheidene, so unwagnerisch erscheinende Regung nicht stärkst bei der Geburt des späteren Bayreuther Thronerben aufgetaucht sein? Die Vornamenswahl und das „Siegfried-Idyll" sprächen dafür. Trifft dies zu, so war solche holdnaive Hoffnung natürlich eine Utopie. Denn daß der Hochbau einer Geistesgröße just von ihrem Sohn übertrumpfend mit einem Turm gekrönt werden könnte, verneint alle Erfahrung. Freilich ist umgekehrt die Annahme der alles behufs hirnlicher Handlichkeit in eine Nußschale quetschenden Klotzköpfe, daß Geniesöhne insgesamt Nullen seien, gleich irrig. Ein wie gegenteiliges Beispiel bietet allein die Familie Bach! Doch unter diesem Vorurteil hat so mancher lebenslang zu leiden gehabt. Auch Siegfried Wagner. Dieser unterbreitete in der Philharmonie mit dem Saalorchester und dem Tenoristen Walter Kirchhoff, der Sachlage nach als Dirigent (was er von Natur nicht ist), allzu kleinmütig sein Programm mit Vater Richard und Großvater Liszt (die ihn selbst nur schädigten) aufzuputzen trachtend, Bruchstücke aus eigenen Bühnenwerken: Wittichs Sonnengesang aus ‚Banadietrich' und Vorspiele zu dem Märchenspiel ‚An allem ist Hütchen schuld', zu ‚Sonnenflammen', ‚Friedensengel' und zum ‚Schmied von Marienburg'. Wer mit aufmerksamen, durch Unverständigkeit unverdrehten, gutwillig eingestellten Kennerohren da hineinlauschte, wird mir beistimmen: Ein durchaus berufener, trefflich geschulter, lobwürdigem Ziel zustrebender Komponist! Volkstümliche Thematik, logisches Sinnen und Spinnen, durchsichtig-feines Orchesterfiligran! Vor allem angenehm modefeindliche Melodienblüte! Allerdings auch Fehler. Zwei. Ererbte. Längenliebe, librettistischer Sprachschwulst. Erwürbe er einen Freund, der ihm das Rotstifteln und das Versfeilen beibrächte, sonst auch seinem in dem einsamen, engen, Wahnfriedlichen (friedlichen!) Treibhause gehinderten Naturwuchs noch nachträglich aufhülfe, so schüfe er uns vielleicht die lang ersehnten Volksopern im Stil, in der Linie, im Wert etwa wie seines Meisters Humperdinck ‚Hänsel und Gretel' ..."

*

Nach sibirischer Gefangenschaft

Wenn man Sandros packende, von Anfang bis zu Ende fesselnde „Fluchtnächte in Frankreich" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) liest, möchte man ein neudeutsches Heldenbuch wünschen, das die Leistungen dieser im Dulden wie im Trotzen gleich zähen und wagemutigen jungen Deutschen sammelnd festhält. Ähnliche Gedanken wecken die Betrachtungen eines sibirischen

Gefangenen — des Lehrers Martin Müller — der im vorigen Jahre zurückgekehrt ist und im „Volkserzieher" ein paar sehr ernste Töne anschlägt. Wie anders fanden manche dieser leidgereiften Helden ihr Vaterland, als sie sich's auf ihren Leidensstationen erträumt hatten!

„... Ich darf eigentlich nicht sprechen von der Knute der Kosaken, von den Arreststunden im Leichenhaus zwischen Toten, von dem absichtlichen Zugrunderichten-Wollen unsres Blutes, von dem großen Sterben, das durch uns ging... Aber wir haben uns nicht unterkriegen lassen! Achtung haben wir unseren russischen Vorgesetzten doch abgezwungen. Wenn wir nachts draußen auf den Trümmern unserer Arbeit in den sternefunkelnden Himmel die Beethovensche ‚Heilige Nacht' sangen, dann schlichen sie beschämt wie die Hunde von dannen. Und wenn ich sie am anderen Tage traf, so konnten sie meinen Blick nicht ertragen und wurden beim Sprechen verlegen. Unter sich haben sie uns seit jener Zeit die stolzen steinernen Germanen genannt. Und wenn wir bebürdet zur Arbeit zogen, so blickten sie scheu hinter den Fenstern hervor."

Dieser Heimgekehrte — nach fünfjähriger Gefangenschaft! — überhört auch im Russentum nicht den Schrei nach Liebe und gedenkt mit tiefem Dank einer edlen Wohltäterin wie der Schwedin Elsa Brandström.

„Ich dachte des einfachen Russen, den ich mir von der Straße Moskaus nahm und mir Führer sein ließ in dem himmelstrebenden Prachtbau der Erlöserkirche: wie er vor dem Gemälde der Abendmahlspende aus der Seele von Millionen sprach. mit der Hand auf die Zwölfe weisend: „Siehe, das sind die unblutigen Kommunisten.' Und ich verstehe dieses Verlangen nach Liebe, das im russischen Volke ringt und Wahrheit werden will, aber nicht durfte und nicht darf, da allzuviel Volksfremdlinge und Eindringlinge am Werke...

Und was mich die ersten deutschen Worte und Blicke fühlen ließen, das weiß ich jetzt: Ich hatte die deutsche Lichtburg nur geträumt...

Der Schrei der Liebe geht auch hier wie drüben ungehört vorüber. Der große Nazarener steht noch immer vor der Tür; und wo er durch die Straßen schreitet, weichen sie gar scheu ihm aus und meiden seinen Weg...

Und wenn man auch das Bildnis der Schwedin Elsa Brandström in Silber graben läßt — es ist ja doch nur Götzendienst. Es tat mir vor vierzehn Tagen so weh, als ich ihr Bild da drüben an der Wand im Kasten neben einer amerikanischen Straßensignalstation hängen sah. Der Heldin selbst wohl auch; denn ihr Gesicht ist gar so trübe. Hat gar nichts mehr an sich von dem Glanz, der auf ihm lag, da sie durch die Typhusreihen schritt...

Ich sehe sie noch, wie sie am Stamme saß bei uns dahinten in der Baracke, in der es nie hell wurde. Ich sehe noch den Lagerältesten der deutschen Offiziere, wie er sie abhalten wollte, zu uns hereinzukommen und selber draußen blieb, da sie doch ging.

Und wenn ich weiß, daß in Stolp jener Frau, die sich ebenso geopfert wie die Elsa Brandström, die in Sibirien die Kranken gepflegt wie ihr eigenes Kind, das sie bei sich hatte, die sich in unseren Reihen die Pocken, den Typhus geholt, und doch nicht müde ward, die nach ihrer Heimkehr drei Monate in Deutschland umhergereist, um Wege schnellerer Hilfe zu öffnen, die bereit ist, noch einmal hinüberzugehen, wenn es gilt: wenn jener Frau, nachdem sie endlich eine Bleibe gefunden, am ersten Tage verboten wird, in die Küche der Hauswirtin zu kommen, daß sie genötigt ist, in die Kneipe zu gehen, um ihren Durst zu löschen: und wenn das noch dazu die Vorsteherin des Stolper Wohltätigkeitsvereins ist...

Dann klingt uns wahrlich viel nach Hohn. Dann werden's auch manche verstehen können, wenn in unsern Herzen eine ferne Sehnsucht nach Sibirien klingt. Mag's auch wie halber Wahnsinn scheinen. Das ist die Tragik aller Heimkehrer, die die Gefangenschaft bis zum letzten Tropfen haben auskosten müssen."

Nicht doch! Das ist nur vorübergehende Trübung. Deutschland ist jetzt euer Arbeitsfeld!

Dieser Heimkehrer bekennt einmal, daß er, trotz alledem, „an des Eismeers Küste ein Reich Gottes gesehen" — weil sie alle, diese

Schicksalsgenossen, in Liebe und Treue fest zusammenhielten. Wird er einmal in Deutschland dieses Reich Gottes erleben?

*

Sven Hedins Ermunterung

Bei F. A. Brockhaus, Leipzig, erscheint ein Buch von Alma Hedin, „Arbeitsfreude" (Was wir von Amerika lernen können). Dem Buch seiner Schwester schickt Sven Hedin ein Vorwort voraus, worin er „mit unerschütterlicher Überzeugung zwei Prophezeiungen auszusprechen" wagt:

„Zum ersten: Wenn die Politik der Entente noch längere Zeit von demselben unversöhnlichen Haß bestimmt wird wie jetzt, so treiben wir in Europa einer Katastrophe entgegen, mit der verglichen der Weltkrieg ein Kinderspiel gewesen ist.

Zum andern: Unter allen Umständen wird Deutschland einmal sich wieder erheben, sich erholen und seine alte Größe und Macht wiedergewinnen.

Das deutsche Volk besitzt alle Voraussetzungen, um in der Welt eine führende Rolle zu spielen. Seine Arbeitsfreude, seine Gründlichkeit, seine Ehrlichkeit, sein Handel und seine Industrie, seine Wissenschaft und Kunst stehen so hoch oder höher wie die aller andern Völker. In Organisation und Disziplin aber waren die Deutschen so weit gelangt, daß sie vier Jahre lang der ganzen Welt standhalten konnten, und daß sie erst zu besiegen waren, als die Übermacht sich nach deutschem Muster organisiert hatte und die Deutschen durch ihren Selbstmord dem Feinde zuvorkamen. Der ganze Weltkrieg drehte sich um Deutschland.

Ein zerschmettertes und vernichtetes Deutschland würde in der Mitte Europas einen leeren Raum zurücklassen, der wie eine Krebskrankheit den ganzen Erdteil in Fäulnis versetzen und die christliche Kultur dem Untergang entgegenführen würde. Ein Volk, das eine so unerhörte Prüfung wie den Weltkrieg überlebt hat, das gleichzeitig mit Fronten nach allen Richtungen gekämpft hat, und das am Ende noch von seinem eigenen verbluteten Bundesgenossen im Stich gelassen wurde — ein solches Volk ist berufen, zu einem viel höheren Grad von Entwicklung emporzusteigen, als es vor den Tagen der Prüfung besaß" ...

Den Deutschen ruft Sven Hedin zu: „Hört auf mit der schändlichen und feigen Verleumdung der Armee und der militärischen Führer, die euch von Sieg zu Sieg führten! ... Ich möchte jedem Deutschen zurufen: Schweige, arbeite und ersetze durch felsenfestes Zusammenhalten den Parteihader!"

*

Norwegische Studenten und das Verwelschungsfest der Straßburger Universität

In dem sonst so feierlich ruhigen alten Festsaal der Universität Kristiania fand im Oktober 1919 eine sehr erregte Akademikerversammlung statt, wo die Geister des kalten Nordens mit südländischer Leidenschaft aufeinander platzten. Die französische Studentenschaft hatte ihre Kommilitonen in Norwegen zum Verwelschungsfest der Straßburger Universität eingeladen.

Trotzdem Norwegens öffentliche Meinung von Northcliffe und Alliance Française mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit bearbeitet worden waren, hatte der norwegische Studentenausschuß doch so viel Beurteilungsvermögen, daß er sagte: „Aus Neutralitätsgründen ist es uns unmöglich, dorthin zu gehen." Eine Minderheit, allerdings eine sehr einflußreiche, war aber anderer Meinung. Ihr geistiger Führer war der Polarforscher Prof. Dr Frithjof Nansen. Er hielt auf jener Versammlung auch die Hauptrede. Er führte darin aus, daß es nicht ein Siegesfest sei, zu dem die norwegische Studentenschaft nach Straßburg eingeladen sei, sondern es sei ein Fest, auf welchem Elsaß-Lothringens Wiedervereinigung mit Frankreich gefeiert werden soll, ein Fest, wodurch der Sieg des Rechtes über den preußischen Militarismus zum Ausdruck gebracht werden soll! (Der berühmte Polarforscher war damals wohl noch nicht zur Erkenntnis gelangt, daß es z. B. auch in Frankreich so etwas wie Militarismus

gibt?) Weiter führte er aus: Die Gefahr, welche der deutsche Militarismus für die Freiheit der Nationen war, ist nun abgeschlagen; die französische Jugend zog in den Kampf gegen ihn und siegte — deshalb hegt die große Mehrzahl des norwegischen Volkes so starke Gefühle für Frankreich. Wir sind eingeladen und wollen dabei sein, mitzufeiern den Sieg der französischen Lebensauffassung über den deutschen Militarismus.

Nach Professor Nansen sprach Nils Collet Vogt, der berühmte lyrische Dichter; er meinte, in Straßburg würde ein Auferstehungsfest (!) gefeiert werden und Frankreichs Siegestag sei auch Norwegens Siegestag, deshalb müßten sie absolut nach Straßburg!

Hierauf bestieg ein junger Historiker — Worm-Müller — das Podium; aber er kam nicht weit, denn es gab einen gewaltigen Skandal: die „Neutralisten", die bis daher aus Respekt vor den zwei Großen — Nansen und Collet-Vogt — ruhig waren, schlugen nun einen gewaltigen Krach. Nachdem die germanischen Parteigänger Frankreichs sich der „Neutralisten" etwas geräuschvoll entledigt hatten, konnte Worm-Müller seine Rede zu Ende bringen, man war dann hübsch unter sich. Auf Vorschlag von Prof. Chr. Collins wurde zunächst folgender Gruß an die französische Studentenschaft geschickt: „An Frankreichs, in Straßburg zur Feier der Befreiung versammelte Studenten senden wir älteren und jüngeren Akademiker unseren warmen Glückwunsch und die Versicherung unserer tiefen Sympathie. Wir teilen Eure Freude, da wir die elsaß-lothringischen Brüder wieder vereint mit Frankreich sehen, wir hissen unsere dreifarbige Flagge, deren Farben uns an Frankreich erinnern, zu Ehren von Frankreichs Jugend, dankerfüllt für deren Heldenmütigkeit im Kampf für Freiheit und Recht." Man sieht, die gallische Advokaten-Dialektik ging nicht so spurlos an unseren nordgermanischen Brüdern vorüber.

Zuletzt wurde einem Ausschuß noch das Recht übertragen, eine Abordnung für das Straßburger Verwelschungsfest zu ernennen. Dann ging man auseinander, fühlte sich ganz als Gallier, denn beim Scheiden sangen diese „Germanen" (!) stehend die Marseillaise und brachten ein neunfaches „Vive la France!" aus!

Nun, die Abordnung der Minderheit, an deren Spitze der Historiker Worm-Müller und ein Herr Meyer-Myklestad standen, reiste nach Straßburg.

Von elsässischer Seite war der Historiker Worm-Müller vorher auf die altdeutschen elsässischen Klassiker, Erwin und Goethe, nebst Sesenheim aufmerksam gemacht worden, mit der Bemerkung, daß diese Reise der Nordgermanen zu dem Verwelschungsfest der Straßburger Universität auf die germanisch fühlenden elsaß-lothringischen Kommilitonen, und es seien deren nicht wenige, einen bitteren Eindruck machen müßte. Stolz überreichten die Norweger eine seidene Flagge dem Straßburger welschen Studentenausschuß und entschuldigten sich, daß es beileibe nicht Boche-Freundlichkeit der Mehrheit gewesen sei, die keine Abordnung senden wollte.

Meyer-Myklestad schrieb dann einen Panegyrikus über diese Tage des Freudenrausches in Straßburg, drei lange Artikel, in „Aftenposten", einem vielgelesenen norwegischen Blatt französischer Richtung (Nr. 55 und 60, 1920). Es wurde von altelsässischer Seite (Realdirektor Dr Beyer) versucht, „Aftenposten" zu veranlassen, einen Kommentar zu eben jener Meyer-Myklestadischen Prosa über „Strasbourg" zu bringen, der sich in völlig sachlicher Weise mit dem befaßte, was die Norweger in Straßburg nicht gesehen und nicht gehört hatten. „Aftenposten" konnte dies aber nicht gut tun, denn einer seiner Hauptschriftleiter war gerade zum Ehrenlegionsritter ernannt worden — und schwieg also die Arbeit tot. Des Rechtes der germanisch fühlenden Elsaß-Lothringer — sowohl Alt-Elsaß-Lothringer als auch neue — scheint sich leider auch niemand in unserem Deutschland so recht annehmen zu wollen. Als „Aftenposten" nichts weiter von sich hören ließ, wurde der Versuch gemacht, besagten Kommentar dem norwegischen Studentenausschuß vielleicht durch Vermittlung der deutschen Studentenschaft zu unterbreiten.

Die Meinung, daß der „Allgemeine deutsche Studentenausschuß in Göttingen"

diese Aufgabe mit Freuden tun würde, war aber irrig: die Göttinger meinten nämlich, dies könnte — ausgerechnet das Berliner Auswärtige Amt tun. Nun wurde dieser Kommentar direkt an den norwegischen Studentenausschuß in Kristiania geschickt. Es ist nicht bekannt geworden, was aus diesem Schriftstück geworden ist. Verlesen wurde es aber wahrscheinlich nie in einer Studentenausschußversammlung — ebensowenig gedruckt.

Die erwähnten Hauptereignisse spielten sich im Oktober und November 1919 ab. Der Dezember kam, und da geschah ein Wunder: aus dem leidenschaftlichen Parteigänger Frankreichs und Freund der Verwelschung der Straßburger Universität Frithjof Nansen wurde im Dezember, als es gegen das liebe Weihnachtsfest ging, ein Deutschenfreund.

Der rührige Brockhaus-Verlag übermittelte damals unserem Volk Nansens „Freiluft-Leben“ — und extra für den lieben deutschen Leser hatte der gute norwegische Onkel eine Trostpredigt als Vorwort geschrieben! Ist das nicht rührend?

Nehmen wir vergleichsweise einmal an, die Russen hätten seinerzeit die Russifizierung der Universität Helsingfors festlich begangen, und eine Minderheit deutscher Studenten hätte sich dort vertreten lassen und der verrußten Universität eine deutsche Flagge überreicht: — was hätten wohl Nansen und all seine norwegischen Verwelschten dazu gesagt? G. H.

*

Einhämmern!

Das war's, was der feindliche Zeitungsstab so großartig verstanden hat: die ganze erreichbare Welt in den Bannkreis ihrer Vorstellungen zu zwingen, derb und unbedenklich! Und das ist's, was der mehr vernünftelnde als wollende Deutsche nicht versteht.

Ach, die verderbliche Temperamentlosigkeit des Durchschnittsdeutschen! Der nicht einmütig-großpolitisch zu denken vermag! In Berliner Zeitungen wurde mehrmals darauf hingewiesen, so von W. v. Massow, wie rasch der durchschnittliche deutsche Leser wichtige, politisch äußerst verwendbare Tatsachen zu vergessen pflegt. „Überall schon reckt die Wahrheit, die wir schon versunken glaubten, aus der Flut ihre Hand empor, und wir ergreifen sie nicht! Gewiß, es steht ‚in der Zeitung‘ und wird allgemein gelesen. Wenige Tage später ist es von den meisten vergessen. Das Ausland horcht einen Augenblick auf und wartet, was der Nächstbeteiligte, Deutschland, dazu sagt, und da es nicht viel ist, was es darüber zu hören bekommt, so endet die Sache mit Achselzucken. Bald werden wir wohl so weit sein, daß es schon mit Achselzucken anfängt. Was hätten unsere Gegner aus dem Suchomlinow-Prozeß gemacht, wenn sie die Sache so zu ihren Gunsten hätten verwenden können, wie das Ergebnis in Wahrheit für uns sprach! Noch nicht ein Vierteljahr ist es her, seit der ehemalige Hafenkollektor von Neuyork, Dudley Field Malone, mit wichtigen Enthüllungen über die von ihm amtlich geprüfte Ladung des Dampfers ‚Lusitania‘ hervortrat und in öffentlichen Reden die damaligen amtlichen Lügen der Wilson-Regierung brandmarkte. Auch das wurde in allen deutschen Blättern gewissenhaft vermerkt, auch zum Teil ausführlicher erläutert. Wer weiß heute noch etwas von diesem wichtigen Zeugnis über die Irreführung des amerikanischen Volkes in einem Falle, der für den späteren Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg gegen uns grundlegend geworden ist? Neuerliche bedeutungsvolle Urteile über die Schuldfrage aus dem Lager der ehemaligen Neutralen und auch Amerikas finden in Deutschland nur geringen Widerhall. Als der Engländer Morel seine Landsleute über die Schändung der weißen Rasse durch die schwarzen Franzosen im Rheinlande aufklären wollte, mußte er bittere Klage erheben, daß er durch die öffentliche Meinung in Deutschland nicht unterstützt werde. Als mir im August 1920 amtlich beglaubigtes Material über die Untaten der Schwarzen im Rheinlande an deutschen Frauen und Mädchen zur Verfügung gestellt worden war, lehnte eine angesehene Zeitschrift eine Veröffentlichung darüber mit der Begründung ab, daß sie das Thema schon einmal im Mai (!) behandelt

habe...“ Und noch ein Beispiel zu dieser kleinen Blütenlese! Vor einiger Zeit hat Herr Paléologue, der ehemalige französische Botschafter in Petersburg, seine Erinnerungen aus der Zeit des Kriegsausbruches veröffentlicht. Sie sind an sich nicht viel wert. Nach dem Urteil eigener Landsleute ist er mehr „Romancier“ als Historiker, und sein deutscher Kollege aus jenen Tagen, Graf Pourtalès, hat ihm nachgewiesen, daß er mehr als kräftig geflunkert hat. Aber es ist doch gerade recht bezeichnend, daß dieser Mann, dem es auf eine Handvoll freie Erfindungen nicht ankommt, um seine Erlebnisse und Verdienste in bengalischer Beleuchtung spielen zu lassen, offenbar im Eifer des Geschäfts vergessen hat, einen Schleier über eine Tatsache zu breiten, die die französische Regierung ihrem Volke bisher ängstlich zu verschweigen und zu verhüllen beflissen war: es ist die Tatsache, daß die russische Mobilmachung der deutschen vorausging und dies der französischen Regierung bekannt war. Wo bleibt die Ausbeutung dieses Geständnisses in der deutschen Presse?“...

In einer ähnlichen Betrachtung schreibt Dr Herbert Stegemann: „Wir Deutschen haben noch immer nicht das Wesen der Propaganda recht begriffen. Wir stecken noch in den Kinderschuhen eines weltfremden Idealismus, der da glaubt, das Gute und Echte werde sich schon von selbst durchsetzen“ — ja, oder wir gehen so plump ins Zeug, daß man schon von weitem die Absicht merkt Man muß bei Paul Rühlmann („Kulturpropaganda, grundsätzliche Darlegungen und Auslandsbetrachtungen“, Charlottenburg, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte) nachlesen, „in wie vorbildlicher Weise die einzelnen europäischen Großstaaten diese kulturpropagandistischen Aufgaben gelöst haben. Allen voran Frankreich, dem die alte Tradition von der Überlegenheit der französischen Kultur, des lateinischen Genius dabei zustatten kam, und das in zähem Selbstbewußtsein und in unerschütterlichem nationalen Willen seine geistigen Fangarme über ganz Europa, über Amerika, über die gesamte zugängliche Welt ausstreckte. Unter dem Schlagwort des ‚Genie Latin‘ ward Südamerika, ward Spanien, Belgien mit einem Netz von wissenschaftlichen, künstlerischen und sonstigen geistigen Beziehungen aller Art übersponnen, und die reifen Früchte dieser mit Geldopfern, Klugheit, Umsicht und Takt durchgeführten Propaganda fielen Frankreich im Weltkriege als reife Früchte in den Schoß...“

Aber nun sehe man sich einmal das Wesen der französischen Schule an: wie da nationales Empfinden von früh an eine selbstverständliche Grundlage des ganzen Unterrichts bildet, besonders in Geschichte und Volkskunde!

*

Sind die Menschen durch den Krieg schlechter geworden?

Eine Frage, die heute manchen bewegt! Hat Spengler recht? Sind wir im Untergang?

Vergleichen wir äußerlich die Handlungen oder Sinnesart der Menschen vor dem Kriege und heute, so müssen wir allerdings urteilen: ja, durch den Krieg ist die Menschheit von der erreichten Kulturhöhe heruntergestürzt; das deutsche Volk scheint wie einst durch den Dreißigjährigen Krieg in verworrene Verhältnisse zurückgesunken. Lug und Trug beherrschen die Welt, wild wirbelt der Tanz um das goldene Kalb, Genuß ohne Maß ist das Scheinglück, nach dem jeder einzelne mit allen Kräften strebt; jedem ist das niedere Ich die Gottheit, der er alles opfert. Die Kräfte, die sich selbst befreiten, werden zu einem tobenden Meer, das gegen die Deiche brandet. Die Deiche bröckeln, stürzen — und hemmungslos ergießen sich die Fluten über das Land.

Das ist die Sachlage.

Aber wie das Meer das gleiche ist, ob es friedlich glatt in leichten Wellen ans Ufer schlägt oder ob es aufgepeitscht als Sturmflut die Deiche zerreißt und sich ins Land ergießt — so ist der Mensch der gleiche, ob er im Schutze friedlicher Ordnung sein Feld bestellt oder ob er entfesselt die Schranken niederreißt, in die ihn das Gemeinschaftleben zwang. Übermachtige Naturkräfte sind

es, dort wie hier, die beide zum Überwallen bringen. Mit gleicher Bewunderung und mit gleicher Betrübnis sehen wir die Verheerungen, die beide anrichten.

Das Meer bleibt immer das gleiche. Aber der Wind verwandelt sein Äußeres bis zur Unkenntlichkeit. Der Mensch bleibt immer der gleiche: aber der Geist, von dem er sich treiben läßt, macht ihn zum Schöpfer oder zum Vernichter.

Nach Freiheit strebt der Mensch als nach dem höchsten Gut; doch die Lebensgemeinschaft mit andern fordert für jedes Nehmen ein Geben, zwingt also zur Beschränkung. Leicht fügte sich der Mensch dieser Notwendigkeit im Frieden, als Freiheit und Beschränkung sich in ausgeglichenem Ebenmaß die Wage hielten. Doch als der Krieg zur Wahrung der Freiheit die größte Beschränkung erforderte, verwandelte sich das ruhige Miteinander beider Kräfte in ein aufgeregtes Widereinander. Und schließlich, nach der langen Kriegsspannung, brach die Ichsucht ungehemmt heraus.

Und doch: die Menschen sind durch den Krieg nicht schlechter geworden. Nur die notwendigen Fesseln sind nacheinander gefallen, so daß die Ichsucht zur ungehemmten Herrschaft kam. Was können wir tun, um unser Volk emporzureißen aus den Tiefen?

Der Wind ist es, der das Meer bewegt: der Geist ist es, der den Menschen treibt. Laßt uns die ganze Kraft sammeln auf den rechten Geist! Was ist der rechte Geist? Es ist der Geist freiwilligen, selbstlosen Dienstes, der dort aufbaut, wo der Geist selbstsüchtiger Zügellosigkeit niedergerissen hat. Der Geist sei rein, ihr Jungen, der im neuen Vaterlande herrschen soll! Dieser sittliche Stolz muß der Jugend in Fleisch und Blut übergehen! Es gilt, den reinen Geist zu stärken und zusammenzufassen zu schöpferischer Kraft. Es gilt den Geist der Selbstlosigkeit, den Geist des Idealismus, den heiligen Geist der Wahrheit zu ermutigen. Er wirkt schon in den verschiedensten Formen, Gruppen, Gemeinschaften — aber sie alle sollen sich eins fühlen als die zum Aufbau Berufenen! Jetzt ist not, über die Verschiedenheiten hinwegzusehen, sich zusammenzuschließen zum Geisteskampf gegen den einen Feind. Jetzt muß reine Liebe gegen Selbstsucht, Geist gegen Stoff, Aufbau gegen Zerstörung wachgerufen werden. Laßt uns nie vergessen, daß wir Kampfgenossen sind; und zwischen Kampfgenossen gibt es nur Wetteifer in Liebe.

Diese Liebe, die Tod und Leben zusammenkettet: sollte die nicht gleichstrebende Bewegungen zueinanderziehen? Es muß so sein! Ich sage nicht: es ist Pflicht des Christen dafür zu sorgen, daß es so sei; denn was heißt Pflicht gegenüber der alle Gebote verdunkelnden Liebe! Aber räume jeder Christ in sich die Hindernisse aus dem Wege, die der kräftigen Ausstrahlung dieser Liebe entgegenstehen! Dann wird der Edelmensch alle Mitstrebenden mit seinem heiligen Feuer anstecken. Mehr Feuer! Der Protestant darf den Katholiken nicht mehr als Gegner betrachten, nicht mehr der Katholik den Protestanten mit Ungläubigen auf eine Stufe stellen. Ich weiß, es gibt in beiden Lagern viele, die in diesem großen heiligen Kampfe ein Miteinander statt des Gegeneinanders wollen. Diese sollen sich die Hände reichen. Sollte der heimliche Bund aller Christen und Idealisten nicht stärker sein als die Untergangs-Stimmung?! Werner Leopold

*

Nachdenkliches aus der vierten Klasse

Es ist während des Sommers. Im selben Abteil „vierter“ Wagenklasse sind ein paar Geschäftsreisende, die also offenbar noch keine Schiebergewinne erzielten (diese Gattung kommt gelegentlich noch vor), ferner ein paar Frauen und Mädchen von einfachem Äußeren, ein paar Gemüsebauern, die mit ihren Körben in die nächste Großstadt wollen, einige Arbeiter und dann noch drei oder vier Gestalten von nicht ganz vertrauenerweckendem Aussehen.

Bei einem bekannten Badeort steigen ein alter Herr in försterähnlicher Kleidung und zwei Damen ein. Eine von ihnen wird von der anderen als Frau von So und So an-

geredet. Darob überraschte Gesichter der Umsitzenden! Man mustert die Neuankömmlinge; allerlei Empfindungen spiegeln sich auf den Gesichtern. Dem alten Herrn wird sofort Platz gemacht, die Damen finden schließlich auch noch Sitze. Der Greis ist kränklich; er fängt in der redseligen Art alter Leute alsbald eine Unterhaltung an; die eine Dame ist still und ersichtlich bedrückt; die andere dagegen, Frau von So und So, lebhaft und energisch. Sie sitzt aufrecht da, ohne sich anzulehnen, aber sie tut keineswegs fremd; bald leitet sie die ganze Unterhaltung, als ob sie niemals anderswo als in der vierten Klasse heimisch gewesen wäre. Die Lebensmittelpreise geben einen Anknüpfungspunkt für das gemeinsame Interesse. Manche Mienen, die zuerst diese Angehörige „der anderen Klasse" beargwöhnt hatten, hellen sich auf; eine Atmosphäre des Verstehens ist geschaffen.

Und während die Unterhaltung, geführt von dieser Dame, die früher nicht in diese Klasse, will sagen Wagenklasse, gehörte, offensichtlich zu allseitiger Zufriedenheit weiter geht, steigen im Stampfen des Zuges Gedanken über Gegenwart und Zukunft auf...

Ist nicht die vierte Klasse ein Symbol für unser jetziges Deutschland? Oder könnte sie es nicht sein? Deutschland fährt jetzt vierter Klasse unter den Nationen. Vom Ausland her bemüht man sich, uns zu denjenigen Völkern zu stellen, die zum vierten Stande gehören, d. h. die von der Hand in den Mund leben müssen. Aber erstaunlicherweise ist bei uns diese Sachlage keineswegs erkannt; man redet sich krampfhaft ein, es wäre wohl nur halb so schlimm, wenn man auch wohl jammert darüber, daß dieses und jenes an gewohnten Äußerlichkeiten fehlt. Vor allem aber haben leider weiteste Kreise des deutschen Volkes nicht genug innere Haltung und Würde, ein schweres Geschick willig auf sich zu nehmen und dadurch zu überwinden — so wie Frau von So und So hier im Wagenabteil.

Aber die Zeit der Valutagewinne wird einmal aufhören; viele Leute, die jetzt als „neue Reiche" aufgebläht „zweiter" fahren, werden wieder bescheidener werden. Und die „vierte" wird dann der Ausdruck der allgemeinen wirtschaftlichen Lage sein. Dann wird es als unumgänglich erkannt werden, Gemeinschaft in der Notlage zu lernen.

Eins ist ja freilich klar: allein durch die Tatsache des Vierter-Klasse-Fahrens wird die nötige neue Gesinnung nicht entstehen. Aber diese ist doch schon da, wenn auch einstweilen nur in kleinen Kreisen, von denen die lärmende Öffentlichkeit nichts merkt. Wenn äußere Umstände die Berührung mit weitesten Kreisen fördern, dann kann und wird diese vorhandene Gesinnung sich ausbreiten. Gereifte und geläuterte Naturen, wie Frau von So und So, können und werden dann die Führer sein; schon bei dieser Unterhaltung hier im Wagenabteil war das ja zu beobachten. Denn die Mehrzahl der Menschen braucht Führer.

Wer inneren Gehalt hat, braucht das Zusammenkommen mit Menschen, die, nach Fichtes Ausdruck, nur von Furcht und Hoffnung getrieben werden, nicht zu scheuen. Denn auch in der „vierten" und gerade in ihr bieten sich reiche Möglichkeiten, für den Neuaufbau zu wirken. Nämlich für den seelischen Neuaufbau der einzelnen Menschen, der die grundlegende Voraussetzung für alles andere ist, was die Zukunft zu schaffen fordert. Dr W. Richter

*

Lebenszeichen

Als ich vor nahezu dreißig Jahren A. Damaschke in Berlin kennen lernte, galt derselbe noch als eine Art Kuriosität und war neben Vegetariern und Naturmenschen nur mehr wie ein wunderlicher Sektenheiliger angesehen. Und doch hat er schon damals verkündet, was er heute noch tut, heute, wo Tausende es ihm begeistert nachtun: das Evangelium vom deutschen Bodenrecht. Aber auch andere Pfadfinder kommen nach der Herrschaft intellektueller und materieller Überstiegenheit, die uns moderne Söhne Babylons entarten ließ, nur erst spät, vielleicht zu spät zu Wort. Einer der kühnsten ist zweifellos S. Gesell, welcher der gesamten Unnatur unseres Geldwesens zuleibe geht,

das er auf einen gesunden, volksorganischen Boden zu stellen versucht. Freiland und Freigeld! Dieser Schlachtruf wird im neuerstehenden Deutschland nicht mehr verstummen, wie man sich auch zu ihm stellen mag. Überall entstehen und mehren sich Vereinigungen, deren Losung die innere Volkseinheit ist und die sich um den Namen wahrhaft deutschfühlender Männer großen Andenkens scharen, denen der völkische Geist viel schuldig geblieben ist. Im Mittelpunkt all dieser Strömungen stehen Namen wie J. G. Fichte, P. de Lagarde und K. Chr. Planck. An Fichte, den Vertreter eines gefestigten Nationalbegriffs, lehnt sich W. Stapels vornehm gehaltene Zeitschrift „Deutsches Volkstum“ an. Auch die „Jungdeutschen Stimmen“ gründen auf Fichtes völkischer Bedeutung im Sinne seiner späteren aus der schlechtweg universellen Formel herausgetretenen Volksgestalt. K. Ch. Planck hat außer in Sohn und Tochter in F. Schöll einen beredten Anwalt gefunden. Der letztere hat in einer trefflichen Schrift: „Karl Christian Planck und die deutsche Aufgabe“ ein klares Wesensbild des gerade auch für die Gegenwart bedeutsamen schwäbischen Denkers gegeben. Freilich überhebt uns all das Gute und Wahre an den Gedankengängen Plancks nicht der Aufgabe, uns für eine ungewisse Zukunft das anzueignen, was von Raum und Zeit noch lange nicht überholt sein dürfte und was uns von jeher am meisten fehlte: den Instinkt für nationale Selbsterhaltung.

Wenn wir uns aber von Grund aus vorbereiten wollen auf eine abermalige Erstarkung des deutschen Namens in der Welt, dürfen wir an nichts vorübergehen, was unsere reichsinnere Einheit herbeizuführen vermag. In dieser Hinsicht enthält die Schöllsche Schrift, welche freilich die jetzt vielempfohlene Steinersche „Dreigliederung des sozialen Organismus“ ablehnt, eine Reihe sachlicher Vorschläge, die an fast alle in dieser Richtung marschierenden Reformbestrebungen anklingen. In diesem Zusammenhange darf denn auch der „Deutsche Arbeitsbund“ nicht unerwähnt bleiben, welcher sich die Forderung aller Siedlungsgenossenschaften nach dem Vorbild der Kolonie Völpke, über welcher der Name des Hauptmanns a. D. Detlev Schmude steht, zur Aufgabe gemacht hat. Auch in der „Arbeitspartei“ wird die berufsstaatliche Forderung einer biologisch begründeten, rein deutschen Reichs- und Rechtsordnung erhoben und damit die Überwindung unseres innerhäuslichen Parteielends angestrebt. Mit ähnlichen Arbeitszielen meldet sich auch die Genossenschaft „Bergfried“ an, unter dem Motto: „Liebe zur Tat“. Ihre Siedlungspraxis will angewandtes Denken sein, weshalb sie auch ihrerseits die Landfrage als entscheidenden Versuchsboden an den Anfang aller volksverjüngenden Reformmöglichkeiten setzt. So kann die Abkehr von der zersetzenden Großstadtatmosphäre als ein gemeinsames Merkmal aller im Vordergrund stehenden Erneuerungstriebe bezeichnet werden. Mündet doch selbst G. Stammlers vornehme und nicht leicht zugängliche Anschauungspädagogik in seinem „Haus Bühlerberg“ in den Siedlungsgedanken aus. Mit Stammlers geisthaltigem Spruchwerk „Worte an eine Schar“ begegnet sich — freilich näher auf Raum und Zeit eingestellt — M. H. Böhms „Ruf der Jungen“, ein Ruf, der in weitesten Kreisen unseres Volkes gehört zu werden verdient. Auch die von hohem sittlichen Ernst getragene Schrift Th. Bertrams „Der Frontsoldat, ein deutsches Kultur- und Lebensideal“ fügt sich dem vaterländischen Chor beherzigenswerter Mahn- und Richtworte glücklich ein. Daß Bertram, gegenüber jenen Bauleuten der Revolution, welche so manchen Eckstein verwerfen zu dürfen glaubten, im „Feldgrauen“ ein für Gegenwart und Zukunft bedeutsames Symbol erblickt, ist erfreulich, und es hätte dabei keineswegs der Parole bedurft: „Los von Altweimar!“

Im Hinblick auf unsere leider in manchem Belang unerquicklich gewordene Volksseele wie auch auf unsere im Vordergrund stehende materielle Not wird jetzt von nicht wenigen das, was J. Popper-Lynkeus in seiner Schrift: „Die allgemeine Nährpflicht als Lösung der sozialen Frage“ zum unfehlbaren Heilmittel macht, ernstlich in Erwägung gezogen. Popper-Lynkeus' soziale Auskunft,

welche sich zunächst vom Pegelstand wissenschaftlichen, technischen und moralischen Fortschritts nicht weiter abhängig macht, nimmt in seiner „Nährarmee" eine geradezu militärische Gestalt an und zeigt, daß man auch auf dieser Seite nicht ohne den vielgeschmähten Geist von Potsdam, ohne den kategorischen Befehl durchkommen zu können glaubt. Ganz auf die seelische Umwälzung gestimmt, mit der jeder Einzelne bei sich anzufangen hat, ist der „Volkskraftbund". Seine philanthropische Weitmaschigkeit ist schön gemeint; und soweit nicht unerläßliche völkische Notwehr in und außer dem Reichshause in Betracht kommt, wird man seiner Friedenspredigt gerne beipflichten. Auch der „Deutsche Volkshausbund", der sich gegen den zur Zeit lebhaft aufblühenden Organisationsfanatismus wendet, stellt uns vor allem vor den umfassenden Glauben an Menschen und Menschenliebe. Vergessen wir aber auch hier nicht, daß wir nur insofern dem Menschentum dienen können, als wir in der Lage sind, unser Volkstum, auch wenn es nottut, in rückhaltloser Gegenwehr zu behaupten!

Heinrich Schäff-Hallwangen

*

Der Wert des Auslanddeutschen

Durch den Friedensvertrag hat Deutschland seinen kaufmännischen Kredit eingebüßt. Schon durch den Verleumdungsfeldzug ist uns während des Krieges unser moralischer Kredit genommen worden: dann durch die Aufbürdung des „Schuldbekenntnisses", gegen das wir nicht durch Gegenbeweis ankämpften; endlich durch Schiebertum, Wuchertum, Raub und Diebstahl, die in unerhörter Weise bei uns ihr Spiel treiben.

Leider haben sich auch in das Auslandsgeschäft zweifelhafte Sitten eingeschlichen: der einst so geachtete deutsche Kaufmann hat auch da an Kredit verloren Damit droht uns der letzte Halt zu weichen, wenn wir nicht Gegenkräfte spielen lassen. Wir müssen die Welt wieder an uns glauben machen!

Haben wir nun Personen, die Mittler des deutschen guten Leumunds sein können? Haben wir Personen, die befähigt sind, uns den hochwertvollen Kredit des Ansehens zurückzugewinnen? Wir besitzen sie und zwar in unseren Auslandsdeutschen. Die Auslandsdeutschen sind zum größten Teile gewillt, erneut in das Ausland zurückzukehren. Sie kennen nicht nur die Märkte dieser Länder, sie kennen auch die Sitten dieser Völker und wissen am ehesten, wie der Weg des Vertrauens zu uns wieder gangbar zu machen ist. Sie können gewissermaßen eine lebende Beweisführung für die guten Sitten Deutschlands sein.

Wie jedoch die Auslandsdeutschen so zu den Trägern des guten Rufes Deutschlands werden können, ebenso können sie naturgemäß zu einer schweren Gefahr für den moralischen Kredit Deutschlands werden, wenn ihnen nicht die gute kaufmännische Sitte geläufig ist. War vor dem Kriege der Auslandsdeutsche in seinem Tun und Unterlassen schon ein entscheidender Faktor für unsere Handelsanknüpfungen, soweit das Vertrauen in Frage kam, so ist heute seine Verantwortung außerordentlich.

Nun sind aber leider die Auslandsdeutschen in ihrer Heimat teilweise in einer Weise behandelt worden, die aller nationalen Weisheit und völkischen Bruderliebe widerspricht. Das sagt, nebenbei bemerkt, ein Nichtauslandsdeutscher. Es war oft nicht möglich, den Auslandsdeutschen Wohnungen zu verschaffen; es war auch nicht möglich, ihnen die ihren Kenntnissen zukommenden und die ihnen erwünschten Beschäftigungen zugänglich zu machen. Nicht anders steht es mit der Entschädigungsfrage. Hier hat man den Auslandsdeutschen teilweise mit einer Härte behandelt, die in ihm die Stimmung erwecken konnte, daß er als — Ausländer und nicht als Deutscher bewertet werde. Noch schlimmer steht es mit der Steuerfrage. Die Besteuerung des Auslandsdeutschen ist leider so zugeschnitten, daß man es keiner der in Frage kommenden Persönlichkeiten verübeln kann, wenn sie mit schmerzlich wenig Vaterlandsgefühl und außerordentlich viel Verbitterung den Staub der Heimat von den Füßen schüttelt. Auf diese Weise gewinnt

man sich wirklich keine willigen und freudigen Streiter für den Kampf um den deutschen, moralischen Kaufmannskredit, der uns so bitter nötig ist. An dem Vermögen der Auslandsdeutschen will der Staat kleine Ersparnisse machen — und dafür vernichtet er Millionenwerte; und was noch schlimmer ist: Werte, die so kostbar sind, daß sie nicht mit Geld zu verwerten sind. Denn Auslandserfahrungen, das auf persönliche Bekanntschaft beruhende Vertrauen der Fremdstaatler zu einem Deutschen, das sind Dinge, die nur durch Jahre erlangt werden; das sind Werte, die noch gerettete Bruchteile aus der händlerischen Großmachtstellung Deutschlands sind.

Wir brauchen neue Vertreter deutscher, noch immer vorhandener Wohlhabenheit im Auslande. Wir brauchen die Stimmen der materiell bis zu gewissen Grenzen gesicherten Deutschen im Auslande, die dem Fremdstaatler durch ihr Tun und Handeln beweisen: das ist Deutschland!

Sollen wir verbitterte und mittellose Auslandsdeutsche hinaussenden? Das wäre dann ein zweiter verlorener Handelskrieg.

G. Buetz

*

Kommissionen bei der Arbeit

Ein Bild macht die Runde durch die illustrierten Blätter: „Inbetriebsetzung“ irgendeiner Anlage durch eine Regierungskommission.

Man sieht einen Schacht. Darin einen Arbeiter. Einen. Am Rande des Schachtes stehen an die zwölf Herren mit den bekannten Aktenmappen unterm Arm — die Kommission. Die Kommission steht und — guckt dem einen Arbeiter zu.

Früher, als wir noch ein wohlhabendes Volk waren, arbeiteten zwölf und einer führte die Aufsicht — —

*

Bismarck — Englands Eideshelfer

Die „Times“ veröffentlicht Stücke aus Bismarcks 3. Band in offenbar vollkommen tendenziöser Entstellung und mit Zusätzen, die als solche vom Urtext nicht zu unterscheiden, dagegen ganz auf die englische Geschichtseinstellung zugeschnitten sind.

So wird das geistige Erbe des größten deutschen Staatsmannes mißbraucht, um die englische Politik vor der Welt zu rechtfertigen! Dieser haarsträubende Fälschertrick ist nur möglich gemacht worden durch das Verbot deutscher Gerichte, das die Veröffentlichung des Werkes im Wortlaut untersagte.

*

Produktive Wirtschaft

Die Einrichtung des Wohlfahrtsministeriums mit seinen zahllosen „Kommissariaten“, Wohnungs- und Mieteinigungsämtern hat bisher an zwei, nach amtlicher Berechnung „nur“ anderthalb Milliarden verschlungen!

Ein Leser richtet an die „Voss. Ztg.“ eine Zuschrift mit der schüchternen Anfrage, ob es nicht am Ende besser gewesen wäre, wenn man diese unerhörte Summe — zum Bau von Wohnungen verwendet hätte.

Statt Wohnungen beschert man uns Ämter, die ihrerseits wieder Unterkünfte haben müssen. Statt durch Belebung der Bautätigkeit neue Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen und dadurch die Erwerbslosenziffer herabzumindern, stampft man immer neue Beamtenscharen aus dem Boden.

*

Erwerbslosenzüchtung

In der Gesamtheit der Erwerbslosen nichts als den „Bürgerschreck“ zu sehen, ist ungerecht. Man sollte sich auch hier vor Verallgemeinerungen hüten. Das Los der Volksgenossen, die von ehrlichem Arbeitswillen beseelt sind und keine Beschäftigung finden können, ist denkbar bitter, denn wenn die Unterstützung, die der Staat gewährt, auch relativ hoch erscheint, so genügt sie doch kaum, um bei den heutigen Preisen auch nur das nackte Leben zu fristen. Wie sehr der Hunger die seelische Widerstandskraft zermürbt, haben wir alle mehr oder weniger in den Blockadejahren erfahren.

Die Schuld daran, daß viele ernstlich Arbeitswillige trotz aller Bemühungen keine Beschäftigung erlangen können, trifft in zahllosen Fällen die sogenannten Arbeitsämter, deren Praxis nur zu oft an die der Kriegsgesellschaften gemahnt. Fälle, in denen einem Arbeitgeber binnen vierzehn Tagen acht bis zehn „Arbeitswillige" zugewiesen werden, die gar nicht daran denken, die Arbeit aufzunehmen, sie im Gegenteil sofort unter den nichtigsten Vorwänden wieder niederlegen, etwa weil kein „Kino" am Orte ist (!), und die dann ohne weiteres wieder in den Genuß der Arbeitslosenunterstützung treten, sind alltäglich und in Masse quellenmäßig nachzuweisen. Die „Deutsche Tagesztg." macht sich erbötig, mit einer Fülle von Beweisen aufzuwarten und ein Arbeitsamt zu nennen, wo seit Wochen ein Dutzend von Angestellten aus einem Bestande von etwa tausend Erwerbslosenunterstützungsempfängern nicht in der Lage ist, einen einzigen Handlanger zu dauernder Arbeit anzuhalten. „An vielen Orten macht es so den Anschein, als würden Erwerbslose mit vollem Vorbedacht gezüchtet, um eine verläßliche Armee von Desperados unter denen aufzuziehen, die gern arbeiten möchten. In derselben Richtung liegt es, daß ruhige Arbeiter aus den Betrieben gedrängt und durch aufsässige Elemente ersetzt werden, wie es z. B. in der Berliner Metallarbeiterschaft planmäßig geschehen ist und geschieht. Den Gipfel dieser unerträglichen Unmöglichkeiten bildet schließlich die Forderung der örtlichen Betriebsräte, auswärtige Arbeitswillige nicht eher zu beschäftigen, als bis der letzte Arbeitslose des eigenen Ortes eingestellt ist. Damit wird tatsächlich erreicht, daß der arbeitswillige Familienvater aus dem Nachbarorte feiern muß, ohne daß die Arbeitslosenunterstützungsempfänger des eigenen Ortes sich bequemen, zur Arbeit zu gehen, so daß diese einfach liegen bleibt."

Durch derartige Zustände wird künstlich für einen Reservebestand gesorgt, dem die kommunistischen Parteien je nach Bedarf das Kanonenfutter für ihre Putsche entnehmen können.

*

Einer von der Technischen Nothilfe

ein Oberprimaner des Schiller-Gymnasiums zu Charlottenburg, Karl Albrecht, hat in einem Gedicht die Empfindung dieser jungen Leute, die helfend in den Tagen des verbrecherischen Streiks einspringen, zum Ausdruck gebracht („Die Räder"):

Nächtliche Heimkehr

O, angstvoll, diese Lust des nächtlichen Nachhausegehens!
Wir sind so müde vom vielen Herumhantieren,
vom Schlackenziehen, Kokslöschen, Maschinenschmieren.
Wir wachen nur, daß etwas Fürchterliches geschehe, unversehens!

Uns hat die Arbeit zu Brüdern gemacht.
Als wir antraten, sagten wir zueinander: Sie!
Wir trugen weiße Kragen und bewegten uns in fein gezirkelten Gesten.
Dann aber zischten Leuchtraketen, und Schüsse peitschten
und Schreie schlugen durch die Nacht.
Wir mußten schaffen und zitterten vor Lust
und schwitzten wie sonst nie!
Da packte Ekel uns vor langerträumten, blumengeschmückten Festen.

Unsere Arme bewegten sich hart, und unsere Augen brannten.
Wir zogen die Jacken aus und standen tiefatmend mit offenen Brüsten,
wir schufen! während die Stadt nun schlief und die Menschen
sich schaukelten an des Traummeeres Küsten.
Und nach Stunden war uns, als ob wir schon jahrelang uns kannten

Als wir nach dem Schichtwechsel dann auseinandergingen,
taten wir nicht wie andere, die beim Abschied sich noch viel Liebes sagen.
Unsere Arbeit hatte in uns die immer heuchelnden Worte zerschlagen!
Und wir hörten nur immer das Werk, das Werk in uns singen.

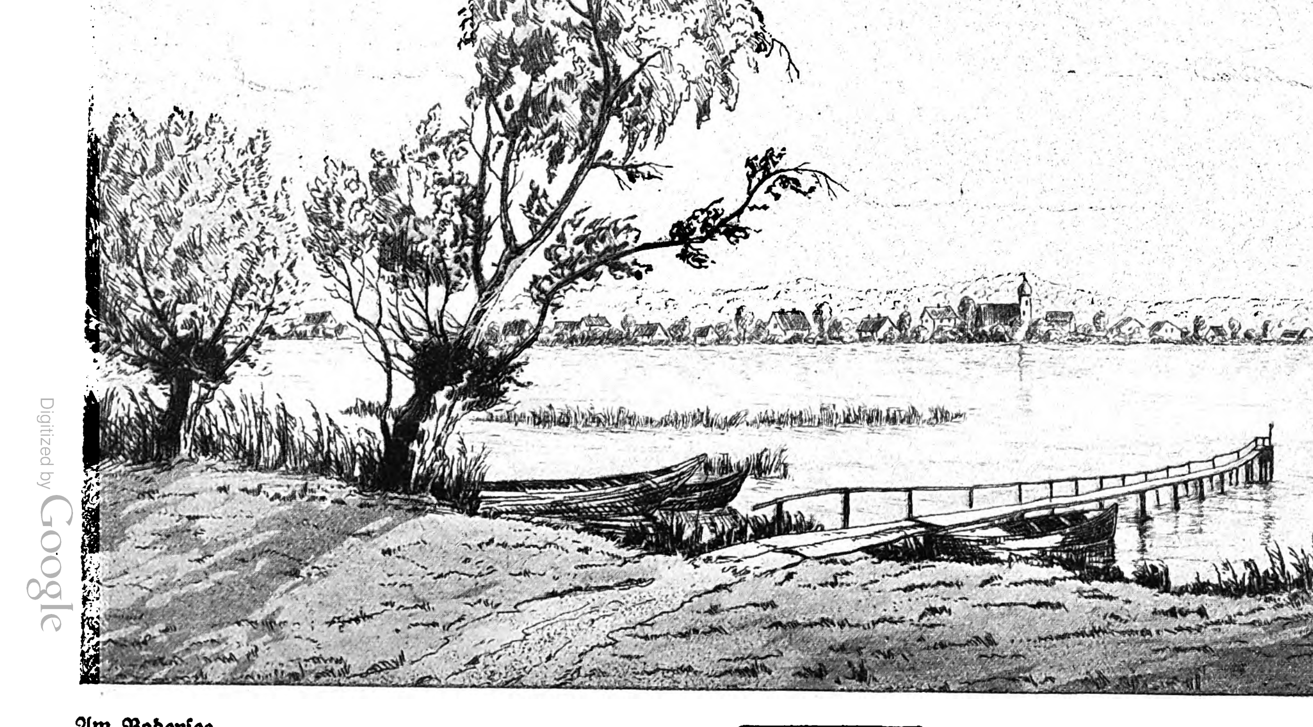
*

Im bolschewistischen Rußland

Man vergißt es zu leicht wieder in Deutschland, wie furchtbar das gepeinigte Rußland dahinstirbt unter seiner terroristischen Räterepublik. Im Wochenblatt „Licht und Leben" finden wir einen Brief, der aus der Gegend von Odessa im August 1920 geschrieben ist und Anfang 1921 hier ankam. Da heißt es:

„... Wir im Lande der sogenannten Freiheit sind gebunden mit Ketten, mehr als Sklaven. Unser Leben ist eine täglich aufreibende Angst. Ihr habt keine Vorstellung, wie es hier in der lügnerischen Freiheit zugeht! Alle Tage müssen wir auf das Verteilen gefaßt sein. ‚Kommuna' (Besitzgemeinschaft)! Das Land gehört der Regierung. Die Bevölkerung muß es bearbeiten. Die Regierung gibt den Bedarf an Nahrungsmitteln, Kleidern usw. Aber wie wird das sein! Die Frau ist für frei erklärt. Es gibt keine Ehe mehr. Die neugeborenen Kinder werden der Mutter nach einem Monat abgenommen und in Kleinkinderanstalten erzogen, wo wahrscheinlich auch die Wöchnerinnen aufgenommen werden sollen. Es soll also kein Familienleben mehr geben. Die Kinder sollen alle nach ihrem, dem bolschewistischen, Programm erzogen werden. Es wird in allen Schulen eingeführt. Die Waisenkinder in Odessa dürfen nicht mehr in die Kirche gehen, auch beten dürfen sie nicht. In unsrer Nähe ist es auch verboten worden im Waisenhaus. Die Sprüche im Betsaal sollen von den Wänden entfernt werden. Ein Kindergarten ist aber eingeführt. Drei jüdische Lehrerinnen unterrichten die Kinder von 3—7 Jahren, damit sie von den Eltern entwöhnt werden. Viele behaupten, man wolle sie alle entführen! Welche Angst! Ach ich kann euch nicht alles schreiben. Ein Grauen ohne Ende befällt einen beim bloßen Gedanken an dieses Elend. Der alte, liebe Gott ist verworfen. Verehrt werden ihre Obersten Lenin und Trotzki. Das sind die jetzigen Weltregenten, die hier statt des alten Gottes verehrt werden. Auch andere verehren sie noch, die schon tot sind: Rosa Luxemburg, Liebknecht und Bebel. Ihr werdet sie ja kennen. Wir gehen einer Glaubensverfolgung entgegen, die schon begonnen hat, wovon es heißt, daß die Menschen gesichtet werden wie der Weizen. Ich kann euch ja nicht alles schreiben. Es sind nur Bruchstücke, die ich so herausgreife. Fast jeden Tag wird Weizen, Gerste, Hafer, Welschkorn usw. geliefert, ohne Ende, ohne Geld. Meines Wissens hat die Gemeinde 3 Schachteln Wagenschmiere, eine Kanne Schmieröl, einen halben Sack grobes Salz und etwas Tabak bekommen. So wird es fortgehen, und das ist nur der Anfang. Arbeit und kein Essen! Eine ewige Abhängigkeit! 2 Pfund Butter muß man in der Woche von der Kuh abgeben, das macht bei 6 Kühen 12 Pfund wöchentlich. Dabei ist die Weide trocken und nur wenig Milch. Von der Henne muß man 2 Eier wöchentlich abgeben. Mich trifft es 40 in der Woche. Wie lange noch, dann legen die Hühner nicht mehr, was dann? Aber das ist alles noch das Wenigste. Nun sollen auch die Kleider beschlagnahmt werden. Da könnt ihr euch denken, wo man die paar guten Fetzen aufbewahrt, die noch vorhanden sind: versteckt oder vergraben sind sie. Manche Leute sahen nach, da waren sie zermürbt. So geht es, dort zernagen sie wahrscheinlich die Mäuse, und da will man sie uns nehmen. Ein Leben, daß Gott erbarm'! Auch die Betten, ja sogar die Möbel will man uns nehmen, und die kann man nicht verstecken. In Odessa hat man alle reichen Leute geplündert und ihre Sachen nach Großrußland fortgeschafft. Viele Eisenbahnwagen voll Frauen und Mütter, höherer und mittlerer Stände, wurden an die Front geschickt. Dort haben sie Chinesen und viel anderes Volk, die brauchen Frauen. Bald brachte man viele wieder zurück, die meisten unheilbar geschändet. Die Spitäler sind voll, und Medizin ist keine da. Nun leben wir auch in diesen Sorgen. Es heißt, die städtischen Frauen sind alle zuschanden, man muß vom Lande nehmen... Ich trage Schürzen von Zuckersäcken, unsere Kinder haben Kleider gleichfalls von Zuckersäcken..."

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard. Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer. **Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Straße 69.** Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart



Am Bodensee — Beilage zum Türmer — Robert Haag



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

23. Jahrg. Juni 1921 Heft 9

Jugend und Geschlechtsnot

Von Friedrich Lienhard

Man zwingt uns, noch einmal auf den vielzuviel besprochenen Fall eines Thüringer Jugendführers zurückzukommen. Ich nehme die Anregung hiemit auf; vielleicht ergeben sich fruchtbare Gesichtspunkte.

War es nötig, daß Eugen Diederichs, der Jenenser Verleger, in seiner Zeitschrift „Die Tat“ (Mai) den folgenden Satz schrieb? „Darum möchte ich öffentlich und hoffentlich weithin vernehmbar ein persönliches Zeugnis gegen all die gemeinen Verdächtigungen ablegen, die bewußt gegen Muck und seine Schar ausgestreut sind, und all denen, die sich sittlich entrüsteten, und nicht zum letzten Friedrich Lienhard sagen, worum es sich eigentlich handelt.“

War dieser Ton wirklich nötig? Die Worte „gemeine Verdächtigung“ und „bewußt“ nebst „sittlich entrüsteten“ sind in solcher Verflechtung mit meinem Namen in einen Satz zusammengekoppelt, daß die Verfilzung kaum zu lösen ist. Nicht schön, Herr Nachbar! Außerdem trübt es die Sachlage.

Wie ist diese Sachlage? Wir waren im „Türmer“ für jene Bewegung eingetreten, zurückhaltend freilich in bezug auf die weitere Entwicklungs-Möglichkeit, und hatten sie gegen die nichtsnutzige Verleumdung, sie könnte mit dem Mord im Hause Scheer zusammenhängen, kräftig in Schutz genommen. Admiral Scheer wohnt nur ein paar Schritte von meinem Hause entfernt, ich konnte ihn persönlich sprechen. Doch eine sehr gewichtige Mitteilung aus vertrauenswürdigem Munde

ließ mich dann aufhorchen; der Fall des Erfurter Mädchens kam hinzu; das Ärgernis ward allgemein. Dennoch schwieg ich, bis ich in der „Täglichen Rundschau" öffentlich zum Sprechen aufgefordert wurde, worauf ich meine unzweideutige Ablehnung dieses Jugendführers aussprach („Tägl. Rundschau", 28. Febr. 1921). Ähnlich äußerten wir uns im „Türmer". Und dazwischen wurden Gerüchte nachgeprüft oder Tatsachen gesammelt, um möglichst Klarheit herzustellen.

Es hieß in jenem knappen Aufsatz: „Wird nun die Neue Schar fähig sein, zu erfassen, worauf es ankommt? Wird sie Kraft und Mut genug haben, in aller Bestimmtheit zwischen ihre unbezweifelbaren Ideale und den bisherigen Führer einen Trennungsstrich zu ziehen und die Unverletzbarkeit des Sittengesetzes um so stärker zu betonen? Oder wird sie nach moderner Methode verschleiernd entschuldigen und alles verstehend alles verzeihen? Das muß man der Bewegung selber überlassen. So könnte trotz allem das Lebendige, das in dieser schwer erschütterten Gruppe und in ihren einzelnen Mitgliedern steckt, doch noch Zukunft haben. Obwohl man sich schwerlich denken kann, daß nach diesen hanebüchenen Vorkommnissen irgendwie edle Weiblichkeit oder gar Mütterlichkeit sich fortan noch diesen abenteuerlichen Formen des Zusammenlebens anvertrauen könnte. Grade hierin, in der gegenseitigen Beziehung der Geschlechter, ist die Sache ins Herz getroffen. Das Vertrauen ist dahin." Und die Versuche abweisend, in öffentlichen und brieflichen Äußerungen die verlorene Sache zu retten (ohne daß man die Tatsachen nachprüfte), schloß ich: „Wir gehen auf diese Versuche, den naturhaften, in Wahrheit unbeherrschten Führer zu rechtfertigen, nicht mehr ein. Was zu sagen war, ist gesagt. Wir müssen es ablehnen, über Grundgesetze menschlicher Sittlichkeit, vor allem über Wahrhaftigkeit und über Ritterlichkeit, an irgendwelcher Erörterung teilzunehmen. Eine Jugendbewegung ist zusammengebrochen. Vielleicht wird es den Besinnlichen unter den jungen Leuten heilsam sein."

Und nun will uns Eugen Diederichs sagen, „worum es sich eigentlich handelt". Als ob wir andren, die wir seit dreißig Jahren durch das stillere Buch wirken, bisher geschlafen oder gefaselt hätten, spricht er: „Drum ist es an der Zeit, zu euch, deutsche Jugend, zu reden." Haben wir andren wirklich kein Herz und keinen Blick für die Not? Haben wir nicht mit der gleichen Not gekämpft — nur stiller, als es jetzt Brauch ist? In zahlreichen Stellen meiner Werke (man wird sie nächstens in einem Buch gesammelt finden), etwa im „Thüringer Tagebuch" (Abendgespräch mit einer Mutter) oder im „Oberlin" (Viktors Aussprache mit dem Steintalpfarrer) usw. habe ich in meiner Art meine Auffassung von wahrer, veredelnder, aus dem Trieb in den Geist emporführenden Liebe zu prägen gesucht. Bekanntlich redet aber der moderne Mensch am Mitmenschen vorbei, der ihn dann hinwiederum zu belehren trachtet über Dinge, die wir längst selber gedacht und gesagt und — vermutlich nicht schlechter gesagt haben.

Worum also handelt es sich? Diederichs sagt es uns: „Als ich in der Stunde jener inneren Auseinandersetzung zu der Neuen Schar sagte, kein geistiger Mensch, mag er in bürgerlicher Ehe oder in frei gewählten Beziehungen leben, lebt sich sexuell aus, war ein allgemeines Staunen. Ich sah tief in das Denken all jener

hinein, die da glauben, wenn sie die Triebhaftigkeit ihrer Gefühle in natürlicher Gestaltung lebten, seien sie auf dem Wege zur Harmonie mit Gott und den Gesetzen des geistigen Lebens ... Aber alles geistige Leben will Hemmung des Triebes durch Erkenntnis ... Es ist die tragische Schuld Mucks, daß er letzten Endes zu dem Geist, der vom Unendlichen herkommt, noch kein Verhältnis hat und in der Triebhaftigkeit seiner polygamen Veranlagung stehenbleibt."

Nun, wir haben dies unsrerseits im obengenannten Aufsatz folgendermaßen zusammengefaßt: „daß ein mehr triebhafter als geistesstarker Fanatiker und Ekstatiker hier wieder einmal Inbrunst mit Brunst verwechselt hat..."

Emil Engelhardt, der jetzt auf Schloß Elgersburg eine durchgeistigte Sommerfrische auftut, hat soeben in einem lesenswerten Büchlein „Erlöserin Liebe" in dieselbe Richtung gewiesen. Auch er will über das Steckenbleiben im Geschlechts-Geschwätz empor in die Hauptsorge jedes Menschen, der aus dem Dumpfen ins Helle trachtet: in die Sorge um Veredelung der Seele.

Es ist einfach nicht wahr, daß „die Frau" wesentlich „das Kind" will. Dieser naturalistische Gesichtspunkt ist eine unrichtige Verallgemeinerung. Die Frau freut sich selbstverständlich am Kind, doch ebenso sehr wie der Mann am Werk. In tausenderlei Formen strahlt sich der Liebesdrang und die Mütterlichkeit der Frau in das Werk aus: am Krankenbett, in Fürsorge, in Schule, Kunst, Gartenbau, Haushalt und dergleichen mehr, wobei wir der Frau weitherzig Spielraum lassen, wie ich schon in dem Kapitel „Die vergessene Königin" (Thüringer Tagebuch) vor Jahren ausgeführt habe. Liebe will sie freilich, ja; doch Liebe, die Zauberin, nimmt viele Formen und Farben an; und ihre reifste Form ist die Güte, ihre zarteste Form ist die ritterliche Verehrung. Und so verteilt sich das Geschlechthafte gleichsam in alle Poren, quillt in das Seelische empor, vor allem in das Herzliche, und verwandelt sich in Geist.

Wahre Liebe! Ach, wie wundervoll und selten ist ausgereifte, wahre Liebe! „Nichts ist heiliger und größer" — ich lasse nun meinen Oberlin sprechen (S. 153) — „auf Erden und im Himmel als die wahre Liebe. Das haben Sie vielleicht oft gehört; aber wenige erleben dies hehre Geheimnis. Mein großer Swedenborg hat recht: nichts ist seltener. Es fehlt hienieden gewiß nicht an edlen Freundschaften, an guten bürgerlichen Ehen, an zärtlichen oder noch mehr an sinnlichen Regungen und Leidenschaften. Aber die wahre eheliche Liebe ist von Urbeginn her im Himmel beschlossen und stellt alles andre in Schatten. Wer nicht von ihr berührt und geweiht worden — verstehen Sie mich wohl: ich meine den seelischen Vorgang, nicht die bürgerliche Ehe an und für sich — der behält in allem scheinbaren Glück ein Suchen in sich sein Leben lang. Bedenken Sie, was das liebende Weib dem ebenbürtig liebenden Gatten gibt: auf Tod und Leben den ganzen Körper und die ganze Seele! Welch ein Bund! Und da sie aus der rechten Liebe sind, so lieben beide mit vereinten Kräften Gott und ihre Mitmenschen, denen Gutes zu tun ihre größte Wonne ist. Und so berühren sich Himmel und Erde in einem wahrhaft bis in die tiefste Seele liebenden Ehepaar; und es zittert ein Strahl von ihrer Liebe durch das ganze Universum hindurch bis mitten in das Herz Gottes, der solcher Liebe Ursprung ist."

Zerstört mir dieses kosmisch gegründete Geheimnis nicht, diese Heiligkeit wahrer Ehe, wahrer Liebe, ihr Jungen! Und wenn ihr von der Heiligkeit der Mutterschaft sprecht, so setzt unmittelbar daneben die Heiligkeit der Vaterschaft!

Im Ring des Hauslehrers, in dem eben genannten Roman „Oberlin“, steht sein Losungswort: „Durch Reinheit stark“; und die Losung des ideal gestimmten Kreises um den Dichter Pfeffel heißt: „Vereint, um besser zu werden“. Man könnte hinzusetzen: „und um besser zu machen“. Arbeit genug, edelste Arbeit! Wenn du, mein junger Freund, einem Mädchen in die Augen schaust, das mit dir in tiefstem Verständnis an sich arbeitet und für andere das Erworbene ausstrahlt, das durchglüht ist wie du von Sehnsucht nach dem Gral oder nach dem erblühenden Rosenkreuz: so seid ihr ja eins, weil ihr im Göttlichen eins seid, in der Wanderrichtung nach dem Reich der Meister der Weisheit und der Liebe. Ein Schein von den ewigen Zinnen ist im Glanz eurer Augen: und wenn ihr einander anschaut, erblickt ihr nicht in euch das Tier, sondern einen Abglanz der seligen Stadt, in die — wie Beatrice mit Dante — Hand in Hand zu wandern die tiefste Seligkeit und aller wahren Liebe letzte Erfüllung bedeutet.

* * *

Ich las dieser Tage ein kühnes und kluges Buch einer dichterisch gestimmten Seele: „Hermann Löns und die Swaantje“. Das weibliche Wesen, das dieses Buch wagte, hat viel von der eigenen Seele preisgegeben, indem sie zugleich Einsicht schuf in des Dichters Wesen. Aber der Grundgedanke ist in ihr mächtig geblieben, und das ist das Erhebende an dem Büchlein: entsage, versag' ihm den Leib, um ihm die Seele zu schenken — und seine eigene, durch Begehren zerrüttete Seele zu retten, zu kräftigen, daß sie schöpferstark werde!

Das ist herrlich gedacht, Swaantje! Schöpfer soll der Mann am Weibe werden. Es beweist, daß diese ebenso weibliche wie dichterische Natur aus seelischem Feinempfinden seherisch das Rechte geahnt hat. Aus solchen Wunden blühen Rosen auf.

Alle Achtung vor zeugender Vaterschaft! Aber es ist nur eine der Formen des Schöpfertums. Vaterschaft ist nicht immer Väterlichkeit, so wenig wie tierhafte Mutterschaft bereits Mütterlichkeit bedeutet. Und ein Weib kann durch und durch mütterlich sein, ohne leibhafte Mutterschaft durchgemacht zu haben.

Das nun abgelaufene Zeitalter, hinter dem der Weltkrieg donnernd die Eisentore zugeschlagen, wußte wenig von wahrer Liebe und seelischer Schöpferkraft. Sein Trachten war auf Macht und Besitz gerichtet. Namen wie Wedekind oder Strindberg, auch Sudermann, Schnitzler, Dehmel — doch wozu Namen! — spiegeln im Schrifttum den „Kampf um das Weib“ wider. Was heißt das? Es heißt nichts andres, als was überhaupt durch jenes Zeitalter ging und jetzt noch nachgrollt: Besitzgier auf dem Gebiete der Erotik — wie Besitzgier durch das wirtschaftliche Leben und durch die Politik der Völker ging. Die damit verbundene Trauer, Reue, Qual, und vor allem der Ekel und die „Weiberverachtung“, heben den Grundzug sinnlicher Begierde nicht auf.

Will sich die Jugenbewegung eine große Aufgabe stellen, so überwinde sie diesen Materialismus auch in der Erotik! So schreibe sie über den Tor-

bogen zur neuen Zeit: Ehrfurcht vor der Seele des Weibes! So helfe das kameradschaftliche Weib dem ritterlich verehrenden Mann in der Entfaltung der schöpferischen Gemüts- und Geisteskräfte! So überschätze man nicht die Zeugung, die wir wahrlich achten, schätze jedoch um so mehr das Schöpfertum!

Die Entfaltung solcher Edelkräfte setzt Kampf voraus. Kämpft ihn zusammen! Genüßlinge — auch wenn der Genuß in der Gier nach dem Kinde besteht, wo Schicksale das Kind versagen! — sterben den Strohtod und kommen nicht nach Walhall. Es muß das edelste Ziel jedes rechten Menschen sein, ob Mann oder Weib, das Leben heldisch zu führen, sei's als Mutter oder Hausfrau, sei's als Helferin und Heilerin oder in andren Formen der liebenden Betätigung. Das Leben ist voll von Opfern, Wunden, Beschämungen, Niederlagen — aber dem treu Beharrenden wird es doch zuletzt ein Siegesfeld.

Das rufen wir allen Jungen zu, die in geschlechtlicher Not sind. Die Schicksale wie die Naturelle sind auf dem Geschlechtsgebiet verschieden: doch das Ziel ist Sieg des Geistes und Vorherrschaft des Herzens.

Es hat den kinderreichen Bach nicht gehindert, Deutschlands größter Musiker zu sein; doch das andre große B der Tonkunst, Beethoven, hatte weder Weib noch Kind. Parzivals nächst dem Gral über alles von ihm geliebtes Weib Kondwiramur schenkte dem Gatten Zwillinge; Isolde, die Lustverlorene, hatte zwei Männer und keine Kinder. Es mag in mancher leidvollen Geschlechtsgemeinschaft Schicksal sein, auszuhalten; in andrer falscher und verlogener Ehe aber befreit und erlöst der gordische Knotenhieb des großen Alexander. Sehe jeder, wo er bleibe — wenn nur Geist und Gemüt doch zuletzt den Sieg behalten, so daß die Seele, die Kernzelle, das höhere Ich in alledem wächst und reift, nicht verkümmert.

Die Linde blüht · Von W. A. Krannhals

Die Linde blüht.
Ihr sonnenschwerer Duft
Läßt tausend goldne Bienen trunken singen
In aller lichtdurchflossenen Sommerluft,
Daß heimlich fast die Bäume selber klingen
Ein Lied der Freude und der Sonnenlust.
Nun trink auch du vom herben Trank des Lebens
Und sei gewiß: Lebt nur in deiner Brust
Der Sonnenglaube, hoffst du nie vergebens!
Die Linde blüht,
Die harten Schatten weichen,
Bald wirst auch du mir selig deine Hände reichen.



Der weiße Wolf

Von Wolf Durian

Der Verfasser, der das Trapperleben aus eigener Anschauung kennt, hatte im Preisausschreiben des Türmers einen Preis gewonnen, jedoch jene gekrönte Novelle auf eigenen Wunsch zurückgezogen und durch die folgende ersetzt. D. T.

Im Herbst war das Fräulein Constantia Mac Pherson nach Fort Nelson gekommen. Und als Josua Clark mit seinem Freund die Treppe zum Trinksalon heraufstieg und mit dem Nagelstiefel die Tür aufstieß, traf er sie dabei, wie sie mit aufgeschürzten Röcken stand und den Holztisch scheuerte. Er blieb stehen und starrte sie an, denn er war auf diese Begegnung durchaus nicht gefaßt.

Weil er nun in seinem Erstaunen also die Tür versperrte, blieb Soames, seinem Freund, nichts übrig, als auf der Treppe stehen zu bleiben. Dies tat er in Gelassenheit und spuckte nur einmal mißbilligend aus, denn er war ein sehr ruhiger Mensch und hieß unter den Trappern in Columbia allgemein Sam, der Türke, eben weil er so ruhig war. In diesem Land stellte man sich unter einem Türken einen sehr ruhigen Menschen vor.

Aber Sam, der Türke, beliebte, bei Gelegenheit einen guten Spaß zu machen. Und jetzt, als er auf der Treppe warten mußte und nichts sah, als vor sich die dicke Wolfspelzjacke seines Freundes und neben sich die Bretterwand des Stiegenhauses, fiel ihm ein besonders gelungener Spaß ein. Er zog den Coltrevolver aus der Tasche, spannte den Hahn und tat einen Schuß über Josuas Schulter weg gegen die Schenkstube.

Dieser Schuß hatte eine Wirkung, die Sam, dem Türken, ziemlich merkwürdig erschien.

Die Kugel war dicht am Ohr des Fräuleins vorbeigepfiffen und hatte die Fensterscheibe zertrümmert. Da hatte das Fräulein laut aufgeschrien, denn sie war eine zarte Natur und solche Art Gruß nicht gewohnt. Endlich — und dies schien Sam, dem Türken, so merkwürdig — hatte Josua sich auf den Schuß hin blitzschnell umgewandt, mit einem Gesicht, in dem der Zorn durch jede Muskel zuckte, und den Arm mit der geballten Faust erhoben, als wollte er zuschlagen. Nach dem Freund schlagen ...

Erst als Sam in der Tür stand, begriff er. Und er sagte, indem er den Revolver langsam in die Tasche steckte:

„Hm, Jo, das Frauenzimmer hat wohl Eindruck auf dich gemacht."

Dabei ließ er die Blicke erst zu dem Fräulein, dann nach dem Freund hin schweifen, der verlegen am Ärmel seiner Pelzjacke zupfte. Spuckte aus und setzte sich auf die Bank vor dem Kamin, in dem behaglich das Feuer prasselte. Zog eine Stummelpeife aus der Tasche, stopfte sie mit Tabak, und widmete sich einer eingehenden Betrachtung der Person des Fräuleins Constantia Mac Pherson. Und nachdem er sie von oben bis unten und von den Schuhen wieder bis oben besehen hatte, wandte er sich ab, nahm die Pfeife aus dem Mund und spuckte ins Feuer.

Connie war dick, und zwar unangenehm dick. Es lag in ihrer Dicke etwas Schwammiges. Ihr Gesicht war farblos, aufgedunsen, ohne greifbaren Ausdruck. Der Mund war breit und dumm, die Lippen wulstig wie bei einer Negerin aus dem Süden. Ihr Haar war fettig und roch nach Küche; es sah aus, als ob sie sich den toten Pelz eines Tiers mit Leim auf den Kopf geklebt hätte. Dazu die schlechten Kleider, die sie trug, die dicken roten Arme und Hände, die aufgeschlagenen Röcke, die plumpen Beine, die darunter sichtbar waren ...

So sah Fräulein Constantia Mac Pherson aus. Und doch war etwas an ihr, was vielleicht darin ausgedrückt war, daß man sie „Fräulein" nannte. Als ob sie von einem Dunstkreis umgeben wäre, der die Sinne der schwerblütigen Männer erregte wie elektrischer Strom.

Sie wußten von Frauen so gut wie nichts, waren gar nicht eingestellt auf sie, von denen man sagt, daß sie den Sinn des Daseins bedeuten. Jo und Sam lebten ohne Sinn, ähnlich den Tieren, die nur leben und nicht fragen und doch in manchen Dingen an Größe uns übertreffen.

So war die Art dieser Männer, daß sie, was sie taten, langsam taten und von Grund auf, daß sie ganz davon erfüllt wurden und nicht vergessen konnten, sondern immer tiefer sich einbohrten, bis sie ans Ende gelangten. Sie saßen stumm und ließen den geheimnisvollen Strom auf ihre Sinne wirken, wie er von dieser Frau ausstrahlte. Langsam begannen sie sich zu erwärmen; von innen heraus.

Das Fräulein hatte sich indes von ihrem Schreck erholt und fühlte sich bewogen, eine Unterhaltung anzuknüpfen.

„Nein, Sie sind aber einer!" sagte sie. „Einen so erschrecken!"

In Sams, des Türken, Gesicht verzog sich keine Miene.

Reglose Stille.

Connie betrachtete ihre roten wulstigen Hände und ließ sie wieder ans Kleid fallen. Dabei wurde sie gewahr, daß ihr Rock noch aufgeschürzt war, und bückte sich und löste die Nadeln. Nachdem auch dies geschehen war und noch immer keine Veränderung der Lage eintrat — die Männer saßen da und schwiegen beharrlich — fiel ihr nichts mehr ein, womit sie sich beschäftigen könnte. Verlegen lehnte sie am Tisch, trat von einem Fuß auf den andern und verbarg schließlich die Hände auf dem Rücken. Dabei schielte sie heimlich nach den Männern hin. Sie war die Männer so anders gewohnt von der Stadt her, aus der sie kam. Sie rang mit sich, was sie diesen da sagen könnte; aber ihr fiel nichts ein. Da wurde ihr unheimlich. Sie zögerte noch und blickte prüfend auf Josua Clark, der in seinem Pelz am untern Ende des Tisches saß und sie unverwandt anstarrte. Und er erschien ihr wie ein hungriger Wolf, der nur auf den Augenblick wartet, um sich auf die Beute zu stürzen. Plötzlich bückte sie sich, faßte klirrend den Wassereimer, in dem die Waschbürste schwamm, und lief aus der Tür.

* * *

Gesprochen wurde erst am nächsten Morgen über sie. In Nebelschwaden schwamm die Sonne wie ein großer roter Pilz, und der Nelsonfluß floß dampfend am Fort vorbei durch die Schlucht. Das Kanu lag am Steg bereit und schaukelte auf dem Wasser. Da öffnete sich die Tür des Hauses, und Jo und Sam, die Trapper,

traten heraus und hinter ihnen der Landlord des Forts, ein vierschrötiger Norweger, der in einer roten Wolljacke steckte und die Büchsen mit Pemmikan auf dem Arm trug, den die Hudsonbai-Kompagnie den Trappern zur Wegzehrung gab. Langsam schritten die drei Männer zum Steg, wo das Kanu lag. Jo stieg dann als erster ins Boot und verstaute die Pemmikanbüchsen, die der Landlord ihm zureichte. Darauf unterhielten sie sich noch ein wenig.

„Mit Zobel soll's heuer nichts sein," sagte der Landlord, „'s ist Luchsjahr."

„Wollen zusehen", brummte Sam, der Türke.

„Haltet euch an die Füchse. Ich sag' es jedem. Für die reinen Silber zahlen sie jetzt zweihundert bis dreihundert Dollar. Im letzten Frühjahr hat einer zwei Stück vom Creek gebracht. Beim See oben hat er sie geschnappt, oder war's am Schwarzen Fluß? Ich weiß nimmer."

„Werden Kreuzfüchs gewesen sein", lachte Sam.

Und er stieg nun auch ins Boot.

„Habt ihr alles?" frug der Landlord.

„Warum sollten wir's nicht haben?" sagte Sam. Und dann, indem er langsam die Kette abwand, die das Kanu am Steg hielt, sagte er noch:

„Habt da 'ne Neue eingestellt, Knoddy, hm?"

„Ne Neue?"

„Das — Fräulein", erklärte Jo.

„Ach so, das Fräulein", lachte der Landlord. „Ja, die kommt von der Stadt."

„So so, von der Stadt", brummte Sam und spuckte ins Wasser.

Da trieb die Strömung das Kanu davon, und Josua Clark setzte die Ruder ein.

* * *

Im Blockhaus am Schlangenfluß lohte ein mächtiges Feuer im Kamin und strahlte Wärme und Behaglichkeit aus. Der Teekessel hing in den Flammen, pfiff und sang und stieß Wolken von Wasserdampf aus. Sam, der Türke, saß vor dem Feuer auf einem Holzklotz. Über den Knien hielt er ein frisches Biberfell und schabte mit stumpfem Messer die Haut- und Fleischreste von dem weißen Leder. Er rauchte seine kleine Pfeife dazu und summte das Lied vom Feuerwehrmann vor sich hin. Das tat er, weil er guter Dinge war. Draußen trieb der Schnee, und der Novembersturm heulte und rüttelte an der Tür der Hütte und trieb hohe Schneewehen an der Bretterwand auf. Überall lag der Schnee knietief, und zu ihren Gängen legten die Trapper die Schneereifen an. Der Fang war gut. Viele Bisam, elf Nerze, siebzehn Biber betrug die Herbstausbeute am Fluß. Jetzt war es vorbei mit den Fallen unter Wasser. Gestern waren die Männer draußen gewesen am Fluß und hatten die Eisen geborgen; die beim Biberdamm und auch alle Otter- und Bisameisen, die sie da und dort am Grund des Flusses und in den Uferhöhlen liegen hatten. Denn schon lag wie eine feine Haut die erste Eisdecke über dem langsam fließenden Wasser. Über Nacht konnte es einfrieren. Dafür lagen jetzt die Fuchseisen aus zum Winterfang. Und auch zwei schwere Bärenhaken waren seit gestern gespannt; einer am Grißlybaum, an dem seit drei Tagen ein frisches Wetzzeichen war. Den andern hatten die Männer über dem Fluß drüben an der Kahlen Halde gelegt und um einen starken Baumstumpf verankert. Dort

waren sie gestern auf einen Grißly gestoßen, der aber wie toll den steilen Hang hinaufgaloppierte, als er die Männer eräugte, und im Waldesdickicht verschwand, noch ehe Jo, der die Büchse mit hatte, seinen Schuß anbrachte. Es war ein Fremdbär, denn die vom Revier lagen jetzt in den Winterhöhlen verstaut und schnarchten.

Jetzt erst sah es heimlich aus in der Hütte und begannen die Trapper sich behaglich zu fühlen im Nest. Es war noch in jedem Winter so gewesen: wenn sie ankamen, nachdem sie zwei Tage lang vom Nelsonfluß her durch den Wald gestampft, war es öde und kalt in der Hütte am Schlangenfluß. Fingerdick lag der Staub auf Fangeisen und Gerätschaften, und es sah fremd und aufgeräumt aus in der Bude. Dabei pfiff der Wind durch die Fugen ins Haus, und die Tür hatte sich vielleicht in den Angeln gesenkt, oder der Kamin war eingefallen. Die Arbeit begann. Alle Schäden wurden geflickt. Dann ging's in den Wald, und war viele Tage zu tun, bis nur das Brennholz zur Stelle war für die lange Winterszeit. Dazwischen hinein zogen die Männer wohl aus und nahmen die Büchsen mit und schossen den ersten Hirsch ab im Jahr. Denn nach einer Woche Pemmikan — gemahlenem Rindfleisch in Fett — hatten sie ehrlichen Hunger nach frischem Wildbret. War Holz und Fleisch in der Hütte, lagen die Eisen für den Herbstfang im Fluß, dann fing das Leben erst an. Aber es war noch keine rechte Häuslichkeit in diesem Leben im Herbst. Die beiden Männer wechselten ab mit dem täglichen Rundgang bei den Fangplätzen. Und in dieser Zeit nahm, wer guten Tag hatte, seine Büchse vom Nagel und streifte die Wildwechsel ab im Revier. Vereinzelte Grißly liefen noch, und es gab genug Cariboos, Elche und Wapitis. Erst wenn in den Nächten der Wolf heulte und der Schnee reichlich fiel, wenn die Eisen aus dem Fluß gezogen wurden und die Fuchsfallen ausgelegt waren, begann das trauliche Leben in der Bude. Jetzt erst sah es nach etwas aus darin — Jo sagte: „Die Bude hat Leben bekommen."

Sam, der Türke, war mit dem Biberfell fertig geworden und warf es in die Ecke. Er griff nach dem Haken und schürte das Feuer an, daß die Funken im Kamin hochwirbelten. Dann warf er einen frischen Holzklotz darein, reckte die Arme und ließ die Finger knacken. So versank er ins Brüten, stemmte breit die Ellbogen auf die Knie und stützte das Kinn in die Hände. Stundenlang konnte er dasitzen, ins Feuer starren und seinen Gedanken nachhängen. Früher hatte er schon so getan, aber in diesem Jahr war es ihm Gewohnheit geworden. Gierig erfaßten die Flammen die frische Nahrung und loderten auf, daß das Wasser im Kessel ratterte und zischte. Feuerschein erleuchtete den Raum und vertrieb die zuckenden Schatten. Die Bude lebte.

Bündel von Pelzen hingen überall an den Wänden. Bisamhäute, die beim Abstreifen umgestülpt auf Reifen von Weidenholz gespannt worden waren und nun aussahen wie aufgeblasene Mondfische. Hirschstangen und ausladende Schaufeln von Elchen ragten sparrig zur Decke auf. Skibretter, Eishacken, Stöcke lehnten umher, an Holzpflöcken aufgereiht hingen Fangeisen in allen Größen, dabei Pelzjacken, indianische Leggins für die Zeit der grimmigen Kälte und eine Menge Riemenzeug. Von einer riesenhaften Wapitistange pendelte Sams Büchse herab und der Patronengurt, den er nie trug, weil er die Patronen immer in der Tasche

hatte. Grißlyfelle und Hirschdecken lagen am Boden umher und über der Bank an der Wand. Und was da alles umhergestreut war: Tierschädel, Riemenzeug, Kugelzangen, Tragschlaufen, Tabaksbeutel, eine breite Doppelaxt, Eisenfeilen, Fallenschlüssel und Spannhebel, Kleidungsstücke, Waschbecken, Wasserstiefel, sogar eine Ziehharmonika, die Jo einmal herausgebracht hatte. In der Ecke beim Kamin lag ein Haufen Bären- und Wolfsdecken übereinander; hier schliefen die Männer. Bei der Tür, in einem flachen Korb aus Weidengeflecht, schlief Puck, ein dunkelbrauner kleiner Pelz, der sich von all den Pelzen, die anderswo umherlagen und hingen, kaum unterschied, nur daß er sich atmend leise hob und senkte. Ein kleiner zahmer Zobel, der den Trappern Hauskatze und Spielzeug war. Über seiner Schlafstelle hingen Bündel von Angelleinen; Rute und Fangnetz standen dabei. Daneben Weidengerten und eine unvollendete Flechtarbeit, die hilflos die Ruten von sich spreizte. Es war kein Ende der Dinge, die im Lauf von sechs Wochen in dem einen Raum sich aufgestapelt hatten, in dem zwei Männer einen kanadischen Winter lang nebeneinander hausen sollten. Und doch war da nur ein Ding, das Zierat sein sollte: der kahle Schädel eines Grißly mit dem schimmernden Räubergebiß, der auf dem steinernen Sims des Kamines stand und den Kram des Alltaglebens umher beherrschte in seinem fahlen Weiß mit dem stummen Blick aus den schwarzen Augenhöhlen. So stand der Schädel da oben, bleich, totenstarr, unheimlich — ein gewaltiges Zeichen. Über all dem lag ein dicker Nebel von Rauch und Tabaksqualm und Wasserdampf und durchsetzte sich mit dem Gemenge der Gerüche: Moschus der Bisamfelle, Pelzgeruch verschiedener Art, Faulgeruch der verwesenden Fleischreste, die von den frischen Bälgen geschabt und niemals aufgekehrt wurden. Düfte von gedörrten Fischen und geschmorten Wildbraten, Tabakgeruch und Geruch von Stiefelfett, Schneeschuhwachs, Teer und schmelzendem Tannenharz, das in goldgelben Tränen aus den Holzscheiten perlte, Geruch von nassen Kleidern, die da zum Trocknen hingen, von den Bärenfellen, unter denen die Männer schliefen, von dem kleinen Zobel, der wie jeder Marder roch, endlich Geruch der Männer selbst, die sich weder häufig noch gründlich wuschen. Geheizt wurde stets, gelüftet nie. Die Bude lebte.

Und Sam, der Türke, saß da vor dem Feuer in sich versunken und träumte. In verschwimmenden Umrissen stieg die Gestalt einer Frau vor ihm auf, und sein Herz begann zu pochen. Es zog ihn dahin, dumpf, mit unwiderstehlicher Macht. Es war, als sei ihm die Haut zu eng geworden. Nimmer satt konnte er werden von dem weltfernen Leben hier außen. Es füllte ihn nimmer aus. Er war gar nicht bei der Sache wie früher; seine Gedanken verloren sich oft. Dasitzen und träumen ... und wenn er so dasaß, erwachte eine unbestimmte Freude in ihm: daß er wußte, wohin gehen, um satt zu werden. Und daß er eines Tages heimlich sich dahin aufmachen würde. Er zitterte vor Erregung, wenn er daran dachte. Ihn verließ der kühl abwägende nüchterne Verstand, wenn er die süße Begier des einen geheimen Gedankens schlürfte. Er vergaß den Freund, die gemeinsame Arbeit, daß Winter war und Eiseskälte wurde, daß der Fluß gefror, daß die Schneestürme lauerten und die Wölfe heulten in der Nacht. Nie dachte er daran, wie er dahin kommen sollte. Eines Tages würde er eben dort sein; er und das Fräulein

würden dort sein. Und er würde sagen: „Verzeihen Sie, Fräulein, daß ich Sie damals erschreckt habe mit dem dummen Revolver." Und: „Gerne will ich Ihnen den Revolver schenken. Aber nur, wenn es Ihnen Spaß macht, Fräulein." Oder er würde sagen: „Fräulein, wie schöne Haare Sie haben!"

Vieles fiel ihm nun ein, was er ihr sagen wollte, wenn er erst dort sein würde. Und dann dachte er darüber nach, wie er sich bei ihr in gutes Licht setzen könnte. Rasieren wollte er sich und die Haare aus dem Gesicht kämmen; dann sah er beinahe so gut aus wie der Manager der Kompagnie, der im Frühjahr immer nach Fort Nelson kam. Die Biberjacke würde er anziehen und den Patronengurt umschnallen und die Büchse lose über der Schulter tragen; das machte einen flotten Eindruck. Und in die Pelzmütze wollte er einen Flügel vom Blauhäher stecken. So fiel ihm manches ein.

Dann starrte er trübe vor sich hin in die Glut und empfand dies Dasein in der Hütte wie schwere Last. Tag um Tag schob er die Last vor sich her und tat seinen Teil der Arbeit. Die Zeit floß dahin. Immer mehr verdroß ihn die Arbeit und die Tatsache, wie ein Tag um den andern verging, ohne daß er schlüssig wurde, wann und wie das getan werden sollte, was er tun mußte. Es wuchs gegen ihn an wie Gewitterwolken. — So saß er beim Feuer und dachte im Kreise und fiel von einer Stimmung in die andre.

Draußen war es Abend geworden. Das kleine Fenster der Hütte stand blaß im Dunkel. Sam, der Türke, bückte sich und warf ein Holzscheit auf die Glut. Als die Flammen aufzuckten, knirschten Schritte durch den Schnee heran. Mit einem Fußtritt wurde die Tür aufgesprengt, und Josua Clark trat ein, verschneit und durchfroren, die Büchse über der Schulter und in der Hand ein silbergraues Bündel. Eine Wolke frischkalter Winterluft trug er mit sich herein. Und er lachte vergnügt und hielt das Bündel hoch:

„Hallo, Sam! Der erste Fuchs!"

„Well", knurrte Sam, der Türke, und schob die Pfeife in den andern Mundwinkel. Das war alles.

Der kleine Zobel im Korb erwachte, entrollte sich, blinzelte und schnupperte mit der kleinen feuchten Schnauze umher. Darauf streckte er sich lang und gähnte, steckte den spitzen Kopf wieder unter den Leib, rollte sich ein und schlief.

* * *

Der fremde Grißly ließ die Männer nicht ruhen. Nun hatte er in der vergangenen Nacht einen Stein in das Eisen auf der Kahlen Halde gewälzt. Und als es zugeschnappt war, hatte er den Köder gefressen — eine saftige Hirschkeule.

„Der kennt sich aus", sagte Sam, der Türke.

Sie waren zusammen ausgezogen, um nach dem Bären zu sehen.

„Besser als du bei den Frauenzimmern", meinte Jo.

„Kennst du dich bei denen so gut aus?" frug Sam kalt.

„Besser als du schon."

„Hab' nichts davon bemerkt."

„Hast ja dein Schießeisen losgebrannt wie 'n besoffener Cowboy am Zahltag."

„Und wie sie dich gesehen hat, ist sie davongelaufen."



Es geschah zum erstenmal, daß sie unter sich von dem Fräulein sprachen. Nun erkannte jeder, daß der andre noch „daran“ dachte, und das war es, was jeder im geheimen wissen wollte. Oder lieber nicht wissen wollte. Es trat eine leichte Verstimmung zwischen ihnen ein.

„Wollen ihn hetzen“, sagte Jo. Er meinte den Grizly.

„All right,“ brummte Sam, „ins Eisen tritt der nicht.“

Also gingen sie daran, „ihn zu hetzen“.

Sam, der Türke, stieg den Berg hinauf bis zum Wald und stellte sich dort an. Jo wollte das Unterholz an der Kahlen Halde durchstöbern und den Bären, wenn er da irgendwo steckte, nach dem Wald zu treiben. Es wurde aber nichts daraus, weil der Bär nicht da war. Dafür begann es zu schneien; bald fiel der Schnee so dicht, daß man kaum drei Schritte weit sehen konnte. Jo erstickte fast vor Schnee. Schnee fiel vom Himmel, Schnee stäubte von den Büschen auf ihn, durch die er sich zwängte, und seine Füße steckten im Schnee. Eine Weile tappte er aufs Geratewohl umher. Aber das Gestrüpp zwang ihn oft zu Umwegen. Bald kannte er sich nicht mehr aus und glaubte, die Richtung verloren zu haben. Er blieb stehen und rief laut: „Hallo!“

Doch der Zufall hatte ihn richtig geführt. Als er rief, stand er keine zehn Schritte weit von Sam, des Türken, Platz entfernt. Sam hörte ihn rufen, gab aber keine Antwort.

Seit er da oben am Waldrand stand, ließ der Gedanke nicht von ihm ab, daß Jo sich um das Fräulein bekümmerte. Und wie er nun so damit groß getan hatte, als ob er — Sam — der Geprellte wäre, und er selbst der Hahn im Korbe. „Sich besser auskennen“ — „besoffener Cowboy“ — da steckte etwas dahinter. Sollte der verd... — Sam wies den Verdacht weit von sich. Seine Eitelkeit wollte um keinen Preis daran glauben: er, Sam, der Türke, sollte so im Handumdrehen abgetan und übertölpelt werden können? Er stellte sich vor, daß er tiefern Eindruck auf das Fräulein gemacht haben müsse als Jo, dieser aufgeblasene Laffe und Grünschnabel. Ja, das war ja alles dummes Zeug, was er sich da einbildete. In der Dummheit hatte Jo so dahergeredet. Aber wie er so stand und der Schnee auf ihn fiel, krochen wieder die schlimmen Gedanken an ihn heran: wenn nun doch zwischen Jo und ihr ein Einverständnis ... Hol's der Teufel!

Nun war es vorbei mit dem schönen Traum. Verdacht und Erbitterung lähmten die Gedanken. Ja, nun würde er nicht mehr an das Fräulein denken können ohne das verfluchte Gefühl, daß sie mit Jo im Einverständnis sei. Wenn ihm Jo Hab und Gut gestohlen hätte, Sam würde es leichter verschmerzt haben als dies, daß er ihm seinen Traum gestohlen hatte. Und nun er sich schon mit dem Verdacht beschäftigte, malte er sich ihn in krassen Farben aus und verbohrte sich darein. Der Widerstand erhöhte die Begierde. Jetzt wurde das Fräulein zum Engel und Jo zu einem Teufel an Bosheit und Verschlagenheit. Ein Dieb war er, ein Schuft, der ihm in heimlicher Tücke das Teuerste auf Erden geraubt hatte. Und Sams, des Türken, bemächtigte sich plötzlich maßlose Erbitterung. Das war in dem Augenblick, als Jo aus dem Dickicht rief.

„Schrei dich heiser, du ...“, knirschte Sam vor sich hin.

Aber als Jo nun in der Not seine Büchse abschoß, rief er ihm doch. Jo trat auf ihn zu und fragte:

„Warum hast du denn nicht gleich Antwort gegeben?“

„Hab' keine Lust gehabt“, sagte Sam, der Türke, kurz, warf die Büchse über die Schulter und schritt durch das Schneetreiben davon.

Jo stand verblüfft. Aber da ging ihm ein Licht auf. Und er pfiff durch die Zähne und sagte laut vor sich hin: „Also darum.“ Obwohl dies keinen Zweck hatte, denn niemand hörte ihn. Nun ging plötzlich eine Wandlung in ihm vor: mit einmal erschien ihm das Fräulein von Fort Nelson überaus begehrenswert.

Jo war von leichterer Art als Sam. Das kam vor allem daher, weil er ein Dutzend Jahre jünger war als Sam, der Türke. Das Fräulein hatte tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und er hatte dies nicht vergessen. Aber so schwerfällig war er nun doch nicht, um aus sich selber eine Folgerung aus diesem Eindruck zu ziehen. Jo war jung und ließ sich beeinflussen. Wäre Sam, der Türke, nur ein wenig Diplomat gewesen — aber er hatte so wenig Anlage dazu wie ein Grißlybär —, hätte er es über sich gebracht, bei dem kurzen Wortwechsel eine kleine spöttische Bemerkung über das Fräulein hinzuwerfen, so wäre für Jo der Fall erledigt gewesen. Nun war das Gegenteil eingetreten. Jo erkannte, wie wichtig das Fräulein Sam, dem Türken, war, und er sagte sich deshalb, daß sein Gefühl ihn damals richtig geleitet hatte, daß das Fräulein in Wahrheit begehrenswert war — und da begehrte er sie plötzlich mit Feuer und Flamme. Nichts hätte ihn jetzt davon abbringen können. An Starrköpfigkeit war er dem Freunde ebenbürtig. Nicht aus Neid auf Sam begeisterte er sich — solches lag seiner schlichten Seele fern —, er fühlte sich nur bekräftigt in dem, was in ihm schlief. Und nun wurde Jo mit einmal froh zumut. Ihn störte es nicht, in Sam den Nebenbuhler zu wissen. Für ihn waren keine Gewitterwolken vor dem Himmel geballt. Zeit und Raum behinderten ihn nicht, zu schwärmen. Er war noch jung...

In diesem Augenblick löste sich ein Schatten aus dem Dickicht und glitt im Schneetreiben wenige Schritte von Jo entfernt vorüber.

Es war der Grißly.

Jo sah ihn, und sein Herz zitterte. Er hob die Büchse an die Wange. Der Bär wurde aufmerksam, stand still... Da krachte der Schuß. Ein kurzes wütendes Aufbrüllen. Der Grißly nahm an. Jo riß aus, so schnell er konnte, und lief durch den Wald. Und der angeschossene Bär brüllend und heulend hinter ihm drein. Jo verlor die Besinnung nicht. Sich stellen und wieder schießen konnte er nicht, denn der Bär saß ihm dicht auf. Also wählte er im Laufen einen geeigneten Baum, erfaßte den nächsten Ast und schwang sich hinauf. Es war höchste Zeit. Der Bär lief gleich an, richtete sich auf und führte mit der Brante den Schlag nach Jo. Und schlug ihm so die Büchse weg, die Jo recht gerne mit auf den Baum genommen hätte. Er hatte sie über den Arm gehängt; von da hing sie ihm während des Kletterns herunter, und so hatte der Bär sie erwischt. Nun, Jo dachte, es ist besser, er schlägt mir die Büchse weg als das Bein, und stieg empor bis zu einer Stelle, wo der Stamm sich teilte, und in der Gabel machte er es sich bequem.

Und dann sah er sich in aller Ruhe den Bären von oben an. Der Bär saß

auf seinem Hinterteil und blickte seinerseits zu Jo hinauf. Er schien nicht begreifen zu können, wie der Mann so schnell da hinauf gelangt war. Darauf erhob er sich, lehnte sich gegen den Baum und versuchte, ob er den Mann nicht mit der Brante erreichen könnte. Dies war verfehlt, und der Bär sah es auch ein. Zudem schmerzte ihn beim Strecken des Körpers die Schußwunde im rechten Hinterschenkel empfindlich. Mit lautem Jaulen fuhr er hastig zurück und begann die Wunde zu lecken. Nachdem er sich damit eine Weile beschäftigt, setzte er sich hin und überlegte, und da fiel ihm wieder der Mann auf dem Baum ein. Er erhob sich nun und umschritt den Baum brummend und hinkend, um zu untersuchen, ob er dem Mann vielleicht von der andern Seite beikommen könnte. Jo sah, daß er es mit einem Altbären zu tun hatte. Eben war er dabei, sich die Pfeife zu stopfen, als der Grißly sich auf der andern Seite des Stammes aufrichtete und in grimmiger Sehnsucht zu ihm aufblickte.

„Hallo, Jack", sagte Jo und hielt das Zündholz über die Pfeife. „Mmmmm", machte der Bär und setzte sich am Stamm nieder. Jo wartete ab und rauchte. Das Schneegestöber ließ indessen nach.

Er will mich belagern, dachte Jo. Der Grißly hatte sich am Stamm niedergetan und schien in Gedanken versunken. Doch hob er von Zeit zu Zeit den dicken Kopf und sah zu dem Mann empor, nur um sich zu vergewissern, ob er nicht inzwischen fortgeflogen sei. Denn er hatte schon mehrmals in seinem Leben mit den zweibeinigen Tieren zu tun gehabt und wußte, daß man ihnen jede Schlechtigkeit zutrauen mußte. Jo gab die Hoffnung auf, daß der Bär ihn vergessen würde. Eine Stunde verrann, und der Bär war noch immer da.

Da geschah eine Wendung der Lage. Jo fiel nämlich ein, daß er seine Pistole in der Tasche hatte. Er zog sie heraus und betrachtete sie liebevoll. Es war eine automatische Pistole mit acht Patronen im Magazin. Aber wie nun schießen, da der Bär dicht beim Baumstamm lag? Jo nahm die Pfeife aus dem Mund, steckte sie in die Tasche und spannte die Pistole. Rrratsch! ... das Einschnappen des Verschlusses machte den Bären aufmerksam, und er sah am Stamm empor, als wollte er sagen: was für eine Teufelei hast du jetzt wieder vor?

„Hallo, Jack!" sagte Jo freundlich. Der Bär brummte und rührte sich nicht. Da hatte Jo einen Einfall. Er nahm die Mütze vom Kopf und warf sie vom Baum herab und zwar so, daß sie einige Schritte weit seitab zu Boden fiel. Sogleich erhob sich der Bär und lief darauf zu. Dreimal knallte die Pistole; der letzte Schuß traf. Der Bär brüllte auf und fuhr mit dem Kopf nach der neuen Wunde herum. Jo gab die übrigen fünf Schüsse ab, von denen vermutlich mehrere trafen. Nun wurde der Grißly erst wild...

Als Sam, der Türke, in seinem Groll von der Kahlen Halde abstieg, hörte er Jos Büchsenschuß und stand still. Er dachte an den Bären, und daß es ein ausgewachsener und starker Bär sein müßte, sonst hätte er nicht das Eisen mit dem Stein entspannt. Junge Bären kennen solche Listen nicht. Und da kamen Sam, dem Türken, Gewissensbisse. Das Gefühl der Kameradschaft siegte über den Groll. Er durfte den Freund da oben nicht hängen lassen, trotz allem nicht... So kehrte er um und stieg den Berg empor. Aber er fand Jo nicht und lief lange

Zeit im Schneegestöber umher. Er durchquerte die Büsche und suchte. Schnee fiel auf ihn. Oft brach er bis an die Knie ein. Aber er achtete es nicht. Das Gewissen schlug ihm.

„Ich muß ihn finden", sagte er sich. Und er arbeitete sich eine Stunde lang durch Schnee und Buschwerk. Vergeblich. Schon ermattete er unter der übergroßen Anstrengung. Er mußte im Schnee die Richtung verloren haben. Dieser verdammte Schnee, der jede Spur verwehte! Er überlegte, ob er einen Schuß abgeben sollte zum Zeichen. Da vernahm er Pistolenschüsse; erst drei, dann fünf. Er fuhr auf und stürzte durch dick und dünn vorwärts dahin, woher der Schall der Schüsse kam...

Der Grißly sah ihn kommen und nahm ihn wütend an. Sam, der Türke, kniete sich hin, setzte gelassen die Büchse ein und schoß den Bären auf fünf Schritte durchs Herz. Jäh stand der Bär. Klappte das Maul auf, neigte den dicken Kopf zur Seite und fiel schwer in den Schnee. Er war tot.

Sam, der Türke, schob eine neue Patrone in den Lauf der Büchse und ging zu dem Bären. Jo war vom Baum gestiegen. Man fällt sich in diesem Land nicht gerührt um den Hals. Was sie nun fühlten, äußerte sich bei den Männern in einer leichten Verlegenheit, als sie sich da bei dem toten Bären begegneten.

„'n guter Bär", sagte Jo schließlich.

„Zu viele Löcher in der Decke", knurrte Sam, der Türke.

Dann streiften sie ihm das Fall über die Ohren.

(Schluß folgt)



Schicksal

Von Reinhold Eichacker

Ich weiß, daß einst die dunkle Stunde naht,
Wo du die Hand erhebst, um uns zu trennen.
Wo matt zu Boden flattern wird mein Rat,
Und deine Wünsche mich nicht wiederkennen.

Ich weiß, daß dich ein Rausch mir rauben wird,
Um dich auf trügerische Höh'n zu führen,
Daß deine Seele einst frostzitternd irrt
Vor längst vergeßnen, längst verschloßnen Türen.

Ich weiß, es naht! — — Nun seh' ich Tag für Tag
Den Glanz in deinen Augen mir erblassen,
Nun harre ich auf jener Stunde Schlag,
Wo ich dich machtlos muß ins Dunkel lassen!



Gibt es eine deutsche Volksseele?

Von Dr. A. Schröder

Man redet heute gern von Vereinfachung und Verinnerlichung. Man möchte sich dabei auf das Tiefste und Innerste echten deutschen Volkstums besinnen. Man will, daß ein gewisses großes Etwas sein hohes, ureigenstes Lebenslied singe: die deutsche Volksseele. Aber gibt es denn das überhaupt? Ist es nicht möglich, wahrscheinlich, fast ganz sicher, daß nur ein poetisch-romantisches Gedankenspiel hinter dieser Volksseele steht?

Seele! Wir sagen: Ich glaube, hoffe, liebe aus tiefster Seele! Wir sprechen von einem Erfülltsein der Seele, sei es, daß eine jubelnde Freude oder ein trüber, drückender Schmerz den Inhalt bringt. In den Zeiten der Empfindsamkeit gehörte es zur geistigen Bildung, das Seelchen unter sanften Tränen gar oft zu streicheln, und heute, unter der verwirrenden Last einer politisch düsteren Gegenwart, lockt es wohl auch so manches Mal, sich still besinnlich und weich entsagend auf das seelische Selbst zurückzuziehen. Freilich, wir wissen es längst, unsere Seele ist keine einheitliche Substanz, die in bestimmter Vollprägung in irgendeinem Teile unseres Körpers zu suchen wäre. Wir haben zwar nur ein Ich, so sehr sich auch Körperliches und Geistiges im Laufe der Jahre wandeln mag, aber dieses Ich bezeugt sich in verschiedentlichen seelischen Funktionen, in einer Fülle von Ausstrahlungen, Reizsamkeiten, Gefühlen und Strebungen. Wir können dieses Mit-, Neben- und auch Widereinander kurz als Seele benennen, aber es ist und bleibt ein Wort mit schwebenden und schwankenden Werten, ein schillerndes, flackerndes, vieldeutiges Wort.

Auch bei der deutschen Volksseele wird niemand im Ernste behaupten können, daß sie ein ganz greifbar bestimmtes einheitliches und eindeutiges Gebilde sei. Wenn man einen ihrer Lobredner fragen würde, was und wo und wie sie denn eigentlich ist, so würde er wohl nicht gleich eine knappe und treffende Formel zur Verfügung haben. Und dennoch, es gibt manche deutsche Eigenart oder manchen deutschen Lebensstil, wir können von einem deutschen Volkstum reden, wir haben gewisse deutsche kulturseelische Rhythmen und Schwingungen. Sie sind zu beobachten und festzustellen, mag es sich um das Deutschland Karls des Großen handeln, oder sei es im Reformationszeitalter gewesen, möge die Trübsalwelle des Dreißigjährigen Krieges darüber geflutet sein oder habe die Ära Bismarcks den zeitgeschichtlichen Hauptton abgegeben. Deutsche Grundstimmung spricht auch jetzt, wo wir ein armes, niedergebrochenes Deutschland sind. Wir haben nun einmal das Gefühl, es gibt ein innerstes, geistig-seelisches Deutschland, ein unverwüstliches Gesinnungsdeutschland als ein wirkliches deutsches Edelgut.

Will man dieses innere Besitztum genauer beschreiben, so kann wohl von dem bekannten Satze Richard Wagners ausgegangen werden, deutsch sein heiße eine Sache um ihrer selbst willen tun. Natürlich zeigt uns der Alltag eine beängstigende Fülle von brutalen, oft rein egoistischen Nützlichkeitsabsichten, von

mehr oder weniger versteckten Neben- und Hintergedanken; aber man darf doch nicht sagen, daß eine bloße konsequente Nützlichkeitsphilosophie ein deutsches Ideal sei. Es wird doch von den Besten und Edelsten aller Stände und Berufe als nicht deutschgemäß und darum als nicht richtig empfunden, daß sich jene allzu praktische Tagesklugheit als höchste Lebensweisheit spreizt. Höher stellt man beispielsweise den Geist von 1813 und 1914, den Geist der selbstlosen, opferfreudigen Hingabe an einen großen Gedanken, in diesem Falle also an die gemeinsame Vaterlandsidee. Oder es ist die Idee der reinen tiefen Wissenschaft. Es ist alte, gute deutsche Gepflogenheit, daß der Gelehrte ein halbes und fast ganzes Leben daransetzt, um sein Sonderproblem zu wälzen und einigermaßen zu lösen, auch wenn es dem nächsten Tagesbedürfnis so fern liegt, daß manche über solch heißes Bemühen lächeln, das so herzlich wenig einbringt. Der Idealismus deutscher Wissenschaft ist eine zarte, aber zähe deutsche Gewissenssache. Ganz ähnlich liegt es beim deutschen Künstlertum. Es wird als Sünde wider den heiligen Geist der Kunst empfunden, wenn jemand um des materiellen Gewinnes willen seine künstlerischen Überzeugungen wandelt oder gar preisgibt. Friedrich Hebbel hat sich lieber beinahe zu Tode gehungert, als daß er auch nur eine Zeile ohne die volle Zustimmung seines inneren künstlerischen Menschen hätte schreiben mögen. Er ist keine vereinzelte Erscheinung.

Man hat gemeint, den deutschen Idealismus zu Tode spotten zu können. Er hat ja auch seine wunderlichsten Überstiegenheiten und Weltfremdheiten gehabt. Aber das Zerrbild ist nicht das wahre, gute, schöne Urbild. Gesunder, lebenswarmer Idealismus ist Kraft und Freude. So sieht und erlebt es bewußtes deutsches Menschentum. Darum ist Schiller immer noch der Liebling der Nation, und Fichte hat es ungezählten Menschen aus der Seele gesprochen, aus einer lebensstarken deutschen Seele, wenn er sagt: „Die Kraft des Gemütes ist es, welche Siege erkämpft." Dieser Idealismus ist glühender Wille zum Recht, nicht zum formalen, buchstäbelnden Juristenrecht, sondern zu einem innersten seelischen Recht, ein Wille zum sieghaft Guten, der sich auch dann nicht unterkriegen läßt, wenn er, nach seinen sichtbaren Mißerfolgen bemessen, zunächst tatsächlich zu unterliegen scheint. Es ist kein Zufall, wenn im deutschen Märchen die Tugend schließlich doch ihren Lohn und das Laster seine Strafe findet. Rührende Züge zartsinniger Rücksichtnahme durchweben das alte deutsche Recht. Wo eine arme Wöchnerin ist, da dürfen die Zinshühner nicht geholt werden, und der „arme Sünder" oder „arme Mensch", dem ein hochnotpeinliches Verfahren droht, kann durch einen Fürsprech allerhand Erleichterung, wohl gar einen vollen Freispruch bekommen. Dem wegmüden Wanderer steht es frei, aus einem Obstgarten zur augenblicklichen Hungerstillung einige Früchte abzubrechen, und der arme Teufel, der nichts zu heizen hat, soll sich ruhig am lichten Tage das unbedingt nötige Quantum holen aus dem Gemeindewalde. Der echt deutsche Gedanke solcher volkstümlichen Rechtssitte gipfelt in einem wie selbstverständlichen Auf Treu und Glauben. Man darf hier auch an den berühmten mythologischen Seidenfaden denken, der fester hält und abgrenzt, als Steinmauer und Eisengitter. Auch das großzügige, „fröhliche Ungefähr" des Abmessens, z. B. durch Hammerwurf nach rückwärts, mag einem in

den Sinn kommen. Die Zeiten und die Verhältnisse haben sich geändert, aber noch immer lebt das Ideal deutscher Rechtsgesinnung, mit dem Zuge zum eigentlichen Rechtsgeiste, der im besonderen Falle auch das in gewichtigen Anschlag bringt, was man mildernde Umstände nennt.

Oft hing das Rechtliche gerade bei den Deutschen mit dem Religiösen zusammen. Mit Ehrfurcht beugte man sich den seltsamsten Gottesurteilen. Altgermanische Gedankenkreise und christliche Glaubensmotive gingen harmlos neben- und durcheinander. Die Germania des Tacitus erzählt von germanisch-religiösem Feingefühl, und der große Geschichtschreiber Heinrich von Treitschke betonte, die Deutschen hätten in religiösem Betrachte wohl niemals auf der Bank der Spötter gesessen. Niemals aber konnte sich deutsches Empfinden auf die Dauer an nur eine Deutung des Religiösen binden. Mittelalterliche Mystik gehört ebenso zur deutschen Frömmigkeit wie der aufklärerische Rationalismus des 18. und 19. Jahrhunderts; deutsch ist der lutherische Protestantismus, deutsch aber auch die ganz undogmatische Religiosität unserer modernen Monisten und Pantheisten. Selbstverständlich ändert das nichts an einem gewissen übernationalen Charakter des Religiösen; aber der Deutsche schaut es mit seinen Augen, vernimmt und verarbeitet es mit seiner Seele. Und da nun deutsche Frömmigkeit ein sehr vielstimmiges Instrument war und ist, so klingt als wesentlicher Grundton eine religiöse Duldsamkeit. Mag sein, daß ein Richtungsfanatismus gelegentlich unliebsam von sich reden macht; es werden zuletzt doch immer wieder diejenigen Stimmen gehört und geschätzt, die der Auffassung sind, es sei ein Greuel und Ärgernis, wenn man ehrfurchtslos in das seelische Heiligtum eines anderen hineinrenne.

Der Deutsche liebt es, von Zeit zu Zeit einen bewußten, selbstsicheren Blick in das eigene Volkstum zu tun, und natürlich erklärt sich da manches aus den längstvergangenen Tagen. Die gute alte Zeit malt hübsche Stimmungsbilder, und sehnsüchtig blickt man auf die stillen Gassen und alten Nester zurück, in denen noch keine Automobile sausten und wo alles so friedlich, behaglich, gemächlich war. Nach dieser Seite hin hat ja Wilhelm Raabe viel Liebes und Gutes gedichtet. Überhaupt wendet sich der Deutsche gern von der allzu gegenwärtigen Gegenwart ab, besonders in politisch trüben Zeiten, und baut sich seine freie, sinnige Idealwelt, zieht sich ganz aufs innere Wünschen und Sehnen zurück und errichtet Luftschlösser für die Zukunft, wenn ihn eben nicht gerade die Poesie des Vergangenen ganz gefangennimmt. Eine liebenswürdige Tagträumerei kann entstehen, die vielleicht gar der nächsten Tagespflichten vergißt, und die von den Nichtdeutschen in ihren letzten Gründen und Schwingungen einfach nicht verstanden wird. Dafür eignet aber dem Deutschen ein eifriger, freundlicher Wille, das Nichtdeutsche zu verstehen, d. h. es nach Kräften zu idealisieren und daraufhin möglichst hoch einzustellen. Deutscher Stolz und weltbürgerliche Fremdtümelei sind oft einen Bund eingegangen, zumeist einen recht unguten. Aber deutsches Heimgefühl siegte so manches bessere Mal. Heimatklänge haben etwas Erregendes, Gewissenschärfendes. Scheffel prägte das Wort „heimwehbewältigt“, und die Leser des „Ekkehart“ nicken verständnisinnig. „In der Heimat ist es schön!“ Das kann für den richtigen Deutschen gar nicht anders sein. Wäre es die eintönigste oder die bunteste Land-

schaft, man legt Gedanken und Gefühle hinein, um sie dann verklärt wieder zurückzunehmen. An manchen Punkten des deutschen Vaterlandes haften besondere Gemütswerte: der Rhein, die Wartburg — überall, wo geschichtliche Erinnerungen mitreden und wo Frau Sage ihren hold geheimnisvollen Zaubermantel schlägt, da pulsiert auch wie von selbst der Herzschlag deutschen Wesens.

Der Zug zum romantisch Sinnierenden wird ergänzt durch ein, man möchte sagen, kraftvoll technisches Wollen und Können. Das Volk der Dichter und Denker hat für Handel und Wandel, Industrie, Handwerk und Landwirtschaft anerkannt Großes geleistet. Deutscher Erfindungsgeist hat die Welt in Staunen gesetzt, deutsche Organisationstüchtigkeit ist auch von den Feinden gewürdigt worden. Etwas von deutscher Seele war auch in dem vielgeschmähten Militarismus, und sie lebt nach wie vor im deutschen Beamtentum, trotz vereinzelter Korruptionserscheinungen, denen durch den Geist des Ganzen sofort die verdiente Mißbilligung wird. Praktisches Raten und Taten kennzeichnet den modernen deutschen Schul- und Erziehungsbetrieb, und unbeschadet jenes wissenschaftlichen Idealismus ist man redlich und reichlich bemüht, eine gesunde Verbindung von Wissenschaft und Leben zu pflegen und immer weiter auszugestalten. Der Rhythmus der täglichen Arbeit in Fabriken, Werkstätten, Kontors, Bureaus, auch wenn es kleine, unscheinbare sogenannte Fronarbeit wäre, ist für deutsches Seelenleben vom Hauche des Pflichtgedankens umweht und trägt darum ein gewisses Glücksmotiv in sich.

Ein deutsches kulturseelisches Etwas wird man also schon feststellen können, wenn es auch, wie bereits angedeutet wurde, nicht immer in idealer Reinkultur auftritt. Der Rechtsgedanke hat zur Kehrseite eine öde Rechthaberei. Das Persönlichkeitsstreben läuft nicht selten in der Richtung einer starren Eigenbrödelei. Die deutsche Gemeinsamkeitskraft verzettelt sich so schnell in den Sonderbestrebungen der Parteien, Gruppen, Verbände, Vereine. Um eines schönen Prinzips willen werden leicht die Alltagswirklichkeiten und Alltagsmöglichkeiten vergessen. Dem forschen, geraden Zugreifen fallen theoretische Zweifel und Bedenklichkeiten in den Arm. Sentimentalitäten machen sich breit, wo nur ganz realistische Nüchternheit entscheiden sollte. Und so könnte man noch manches Aber anfügen. Goethe tat es einmal in sehr zugespitzter Form, indem er sagen zu müssen glaubte, das deutsche Volk sei „so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen". Selbstverständlich ist's ein ungerechtes Urteil, begreiflich nur, wenn man die damalige politische Jammerlage berücksichtigt — und heute würde Goethe vielleicht erst recht auf solchen Ausspruch gestimmt sein; immerhin liegt das Korn Wahrheit darin, daß dem deutschen Volksganzen nicht zu jeder Zeit die gleiche Wucht und Würde eignet, d. h. daß seine Gesamtseelenkultur auch einmal dem eigentlichen Ideale herzlich wenig nahekommt. Doch das Ideal selbst ist unverwüstlich! Und so mag man ruhig weiter von deutscher Kraft und Treue reden, von deutscher Rechtlichkeit und Gründlichkeit, von all dem Innersten des deutschen Volkstums, das die Dichter besungen und die Gelehrten sozusagen noch besonders bewiesen haben. Es sind viele Töne und Farben, aber zuletzt ist's doch *eine* große Melodie und *ein* großes Bild, sofern man sich nur eben auf ein deutsches Hören und Sehen versteht. Kulturbetrachter wie Riehl, Freytag, Scheffel, Raabe, Wagner lauschten

den lauten und leisen Klängen des immer und allzeit Deutschen, und viele andere haben es auch getan, wenn sie es auch nicht so bewußt deuten und darstellen konnten.

Also man braucht keinem Deutschfanatismus das überlaute Wort zu reden und man darf doch erfüllt sein von der schlichten, hohen Wirklichkeit einer deutschen Volksseele. Sie ist keine bloße Phantasie, auch wenn manche phantastisch von ihr geschwärmt haben. Sie ist quellfrisches Innenleben, das auch dann gelebt wird, wenn etliche nichts davon zu spüren scheinen. Sie läßt sich nicht in eine kurze Formel pressen, denn sie ist eine wahre Fülle von Leben.



Freundschaft

Von Börries, Freiherrn von Münchhausen

Geruhig Leben, lieber Freund, mit dir!
Wie wachsen sacht und freundlich uns die Stunden,
Gleich früchteschweren Ranken am Spalier
Ganz klarer Freundschaft gütig aufgebunden!

Teilnahme da, wo du ein Herz begehrst,
Mitarbeit dort, wo dir ein Kopf mag nützen,
Achtung, wenn schweigend du ein Tor verwehrst,
Zuspruch, wo dich ein Wort vermag zu stützen.

In allem Wesentlichen brudergleich,
So daß kein Wörtlein nötig mehr uns beiden,
Und jeder doch an Eigenem so reich,
Daß die Gespräche immer neu sich kleiden.

Mir ist, als ob ich jede Stunde bräch'
Wie eine reife Frucht von tiefen Zweigen, —
Wie schmeckt mit dir behaglich das Gespräch,
Wie schmeckt behaglich auch mit dir das Schweigen

So gehn wir durch die Tage, und die sind
Um uns wie Ranken Weines an der Laube,
Und jede wiegt die Traubenbrust im Wind
Und drängt zur Lippe jedem eine Traube.



Dunkle Welten

Von Fr. Schaal

Friedsam leuchten die Sterne herein in unsere Erdennacht. Jeder der zahllosen Lichtpunkte hat seine besondere Klarheit. Woher dies Wunder des ewigen Glanzes, des Leuchtens aus Fernen, die kein Maß erreicht? Wenn das Dämmerungsdunkel sich über die Erde breitet und die Rosenglut am Abendhimmel erblaßt, dann flammen sie nacheinander auf, die lieblichen Sterne, wie Lichtlein, die eine unsichtbare Hand entfacht. Überwältigend ist der Eindruck, den unser Gemüt empfängt, wenn wir in der feierlichen Stille der Nacht zum strahlenden Sternengewölbe emporblicken.

Sternenlicht — wie überaus zart flimmert es am Nachtdom! Ein Außerirdisches offenbart sich uns in der silbernen Pracht. Sind dort nicht die leuchtenden Pfade, die nach dem Lande der Ewigkeit, nach der seligen Allheimat führen? — Ein alter ehrwürdiger Glaube sieht dort die Stätten, da die Verklärten wandeln und da in einem Meer von Licht die Gottheit wohnt. Hier unten Kampf des Lebens, Blutvergießen, Kriegsgeschrei, Unrast, Sorge, Krankheit, Furcht und Tod — dort oben stille Klarheit, ewiger Friede, heiliger Schimmer, Abglanz des Unendlichen.

Woher das wunderbare Leuchten? — Die Nacht senkt sich hernieder, wenn die Sonne am Abendhimmel unter den Gesichtskreis tritt. Diese allein ist es, die uns das Licht des Tages spendet. Würde sie erlöschen, dann würde ewige Nacht den Erdball decken und alles würde in Kälte und Eis erstarren. Ein ungeheurer Glutball ist die Sonne, und so gewaltig ist die Fülle ihres Lichtes, daß es uns auf der 20 Millionen Meilen entfernten Erde die Augen blendet. Und glühende Körper, von leuchtenden Gasmassen umhüllt, sind alle die viel tausend, ja die vielen Millionen Sterne, die in der außerordentlichen Entfernung uns nur als Lichtpunkte erscheinen. Ein Heer flammender Welten, die kein Sterblicher zählt, hat also der Schöpfer in das endlose All hinausgestreut, und er hat jeglicher dieser Welten den lichten Pfad durchs Sternenreich gewiesen.

Dunkle Körper, Planeten genannt, umkreisen die Sonne in ewigem Wechsel und weichen nicht aus ihren Bahnen. Auch unsere Erde ist eine dieser dunklen Welten. Von sich aus könnte sie weder Licht noch Wärme auf ihrer Oberfläche erzeugen. Sie ist da einzig auf die Sonne hingewiesen, und diese ist eigentlich die Spenderin des irdischen Lebens. Unter all den zahllosen Welteninseln kennen wir nur eine, und zwar eine dunkle, die lebende Wesen beherbergt, gerade unsere Erde. Unter ihren Bewohnern ist einer, der die Welt in sein Bewußtsein faßt und der denkend zum Himmel emporblickt — der Mensch.

Manche Gelehrten behaupten, die Erde sei überhaupt der einzige unter allen Weltkörpern, auf dem Leben vorhanden sei; auf allen übrigen fehle es an den notwendigen Bedingungen, an Luft, Wasser, einem gewissen Maß der Wärme usw. Aber, möchten wir fragen: Wer kennt alle Bedingungen und alle möglichen Formen des Lebens? Gibt es nicht schon hier auf Erden niedere Lebewesen, die ohne den

Sauerstoff der Luft leben können? Kann nicht der Gedanke auch in einem Organ wohnen, das anders beschaffen ist als der halbkugelige Markklumpen unseres Gehirns? Die Bedingungen, unter denen wir leben, sind wohl auf keinem anderen Körper des Sonnensystems vorhanden. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß nicht unter wesentlich anderen Bedingungen Geschöpfe von völlig anderer Beschaffenheit existieren könnten, und es ist die Möglichkeit vorhanden, daß jeder Planet die Stätte eines besonders gearteten Lebens ist.

Daß die Sonne selbst lebende Wesen beherbergt, kann allerdings nicht angenommen werden, denn in einer Glut, die das Eisen zu Dampf verflüchtigt, kann sich kein organisches Gebilde gestalten. Ist sie auch nicht der Sitz des Lebens, so spendet sie doch in verschwenderischer Fülle die lebenschaffenden Kräfte Licht und Wärme, denen außer uns Erdenbewohnern vielleicht unzählige, unseren Blicken verborgene Geschöpfe auf anderen dunklen Welten ihr Dasein verdanken. Acht große Planeten mit einem Gefolge von insgesamt 27 Monden und mehr als 800 kleine Planetoiden wandeln um die Sonne, und alle erwärmt und beleuchtet sie.

Eine solch stattliche Zahl von dunklen Begleitern hat die eine Sonne. Sollten ihre Millionen Schwestern einsam ihre Straßen ziehen? Wir werden wohl nie imstande sein, ihr Planetengefolge wahrzunehmen, da schon der nächste Fixstern, α Centauri, vier Lichtjahre von uns entfernt ist (250000 mal so weit als die Sonne). Wohl sehen wir mit Hilfe des Fernrohrs eine Menge Doppelsterne, ja drei- und vierfache Sterne, sogar im Sternbild des Orion eine Gruppe von sechs zusammengehörigen Himmelskörpern, aber das sind selbstleuchtende Sonnen, die um den gemeinsamen Schwerpunkt kreisen. Planetarische Körper, die ihr Licht von dem Gestirn empfangen, dessen Begleiter sie sind, konnten bis jetzt noch nicht beobachtet werden. Und doch hat man Beweise dafür, daß einzelne Fixsterne solche dunkle Begleiter besitzen.

Der Stern Algol im Sternbild des Perseus macht innerhalb dreier Tage (69 Stunden) einen ganz merkwürdigen Lichtwechsel durch. 59 Stunden hindurch leuchtet er als Stern 2. Größe ohne an Licht zu- oder abzunehmen. Dann aber sinkt seine Helligkeit binnen 5 Stunden auf die 3½. Größenklasse, um dann in demselben Zeitraum sich zur ursprünglichen Lichtstärke zu steigern. Nachdem also der Stern 59 Stunden in Ruhe verharrt ist, wechselt er sein Licht innerhalb der 10 weiteren Stunden. Diese ganz eigentümliche Erscheinung rührt nach der Ansicht unserer Sternkundigen daher, daß der Stern von einem für uns unsichtbaren Begleiter umkreist wird, der beim Beginn des Lichtwechsels vor den Algol tritt und jene 10 Stunden zum Vorübergang gebraucht, wobei er einen Teil der Oberfläche des leuchtenden Hauptsterns verdeckt. Es findet somit alle 3 Tage eine teilweise Algolverfinsterung statt, deren Zeuge wir auf der über 50 Lichtjahre entfernten Erde sind. Nahe ein Dutzend weitere Sterne zeigen einen ähnlichen Lichtwechsel wie Algol. Andere Fixsterne, wie γ in der Leier, wechseln sogar mehrere Male in der Lichtstärke. Daraus kann geschlossen werden, daß sie von zwei oder mehr dunklen Körpern begleitet sind.

Es müssen ganz gewaltige Massen sein, die imstande sind, den Hauptkörper so zu verdunkeln, daß wir den Vorgang in der ungeheueren Entfernung wahrzu-

nehmen vermögen. Wenn sämtliche Planeten gleichzeitig vor die Sonne treten würden, was allerdings ganz ausgeschlossen ist, so würde auf dem nächsten Fixstern kaum etwas von einer Verdunklung bemerkt. Verdeckt ja der gewaltige Jupiter nur etwa ein Hundertstel der Sonnenoberfläche! So können wir es auch niemals wahrnehmen, wenn kleinere dunkle Körper vor die Fixsterne treten, und wir erfahren nichts davon, wenn sie von ganzen Scharen von Planeten umkreist werden.

Unter den Millionen dunkler Welten, die durch das weite Universum hingestreut sind, mag manche sein, die in vielen Stücken unserer Erde gleicht und Licht und Wärme in demselben Maße wie sie empfängt. Warum sollten dort nicht Wesen von menschenähnlicher Beschaffenheit leben können? Und wenn unter dem Planetengefolge jedes Fixsterns nur eine Heimstätte geistbegabter Geschöpfe wäre, so wären dies schon Millionen bewohnter Welten, und auf allen würden unsere Brüder wandeln. Vermessen wäre es von dem Menschen, wenn er behaupten wollte, er auf seiner kleinen Erde sei das einzige vernünftige Wesen im endlosen All. In dem großen himmlischen Vaterhause sind viele Wohnungen, und die Erde ist nur eine derselben. Nicht die Glutbälle, die ein Lichtmeer umwogt, sondern die dunklen Welten, in deren Nacht die Gestirne hereinblicken, die von außen her Licht und Wärme empfangen, sind die Wohnstätten des Lebens, das sich aus dem Dunkel zum Licht durchringt.



Schälwald

Von F. Reuting

Mich zog Musik hinan die steile Halde
Wie holder Zwang, der mir im Traum geschah ...
Was ich dort oben, jäh erwachend, sah,
Das Letzte war's vom jungen Eichenwalde.

Wahllos geworfen, bleichend lagen da
Viel hundert junge Stämme, die das kalte
Metall gefällt, bevor noch mancher alte
Baumriese fiel, dem Tod vertraut und nah.

Doch eh', entmarkt, entseelt die Hülle sprang,
Da löste unter harter Hände Streichen
Sich los der feine, erdenfremde Klang.

Die Halde tönte, und wie über Leichen
Die Weise ihre warmen Wellen schwang,
Fühlt' ich, mitschwingend, allen Kummer weichen.



Sehnsucht

Von Helene Westphal

Um eines Menschen Sehnsucht wissen, heißt seines Wesens Tiefen kennen. Da ist einer, der läßt sie frei und hell schreiten durch einen leuchtenden Tag. Und da ist einer, in dem liegt sie dumpf und unerlöst, und er leidet an ihr wie unter einem Fluch.

Ich kannte ein Mädchen aus dem Volk, nicht jung mehr und nicht schön. Breit und stark die Gestalt, voll ungeweckter Mutterkräfte, und im Antlitz erdschwere Unerlöstheit. Ihre Augen waren wie verhangen. Das Lächeln hatte Mühe, durch sie hindurchzukommen, und kam dann und war verirrt und fremd. Und der Gedanke stieg nur langsam in ihnen auf. Sie war eine von den Dienenden, deren Kräfte man braucht in den Häusern. Die Stunden und Tage von ihrem Leben, viele Stunden und viele Tage, verkaufen um fremdes Geld. Nichts will man von ihnen als ihr willig Tun. Nicht webt sich ihres Wesens Wärme und ihrer Hände frische Freude in das Leben des Hauses, darin sie dienen. Nur jenseits der innersten Türen schaffen sie. Kein Platz für sie ist an der Stätte, da des Hauses Seele in Königskleidern geht. So Stunden hier und Stunden da. So ausgefüllte, unerfüllte Stunden gaben ihren Tag.

Manchmal stand ich bei ihr und wollte von ihrem Leben wissen, und horchte hinter ihren Worten in sie hinein und suchte ihre Sehnsucht. Aber ich stand vor ihren Augen wie vor einer Wand. — Wofür schaffte sie? Nur um die Stillung ihres Hungers? Nur um den Schlaf der Nacht? Nur um des Lebens bloßeste Nacktheit? Ob sie nicht Feierabendstunden hatte, darin die Sonne rot in sie hineinschien? Kaum! Ihr Zuhause war nur ein Winkel in der Stube derböslaunigen Wirtsfrau, und war nur ein Bett und war kein Zuhause. War kaum ein Winkel noch zum Verkriechen; denn die heimliche Scheelsucht der Schlafgenossen in dumpfiger Stube machte auch vor Träumen nicht halt. Ein Tier, das sich die Wunden leckt, hat dazu sein heimlich Plätzchen. Sie nicht. — Aber hatte sie Wunden? Und brauchte sie mehr als nur den fleißig erschafften Schlaf? Hatte sie Sehnsucht?

Einmal glaubte ich es zu wissen. Da kam sie, und es schlug ein Scheinen aus ihr, das war wie Freude. Sie hatte ein Heim. Eine Kammer mit Bett und Stuhl und Tisch, und eine Küche mit einem Herd. Erschafft, erdient mit der Kraft ihrer Arme und hundert hingegebenen Stunden! — Und ich füllte in Gedanken die Wände mit rotem Abendschein. Ein Heim, darin ihre Sehnsucht sich erlösen konnte — oder auch nur ein Winkel zum Verkriechen. Ich wußte es nicht. — Aber das Bett in der Wirtin Stube war billig gewesen. Und nun war es Winter. Um die Kammer warm zu haben für Sonntag und Abendstunden, reichte nicht ihr Verdienst. Da spannte sie ihre Kraft und reckte den Tag noch mehr und zerlegte ihn noch mehr in Stunden für fremden Dienst. Aber es war nicht genug. Und sie kam spät heim und müde, und trug ihr Bett in die Küche. Da war die Wand warm von der Nachbarin Herd. — So schaffte sie und schlief an ihrer Sehnsucht vorbei, und trieb die Tage an sich selbst vorüber, und wußte es nicht.

Aber manchmal kam etwas wie ein leises Strömen in ihr Wesen, so als gingen heimliche Quellen. Dann klang ihre Stimme anders als sonst: „Am Sonntag muß ich nach Hause!“ Und ich lauschte den Quellen nach und fühlte, daß dieses Muß aus Tiefen kam. Nach solchen Sonntagen tat sie sich wohl ein wenig auf, und aus ihren spärlich tropfenden Worten baute ich mir das Bild. Der Vater war Nachtwächter in einem Dorf, drei Wegstunden fort. Ein Invalide mit hölzernem Bein, aber mit stählernem Willen. Der straffte ihn, daß er schaffte, als wäre er gesund. Drei Stunden Schlaf — dann holte er dem Bauern sein Mehl aus der Mühle und fuhr sein Gemüse zu Markt. Ich sah den lahmen Mann durch die Mondnacht gehen, wie ein Schatten die Häuser entlang. Ein Hund schlug an und bellte sich in Wut, und wurde müde an der immer wiederkehrenden Gestalt. Wohl konnte der Lahme ihren Schlaf nicht hüten, und doch waren die Dörfler voll Ruhe, wenn sein heiseres Horn vor ihren Fenstern klang. Wenn die Sterne gingen, ging auch er.

Von der Mutter sprach sie nicht viel. Nur daß sie wusch bei Fremden, und sich die alten Finger noch zerrieb. Manchmal lag ein Paket in der Küche. „Das ist für die Mutter“, sagte sie kurz, und ich wußte, es steckte ein Wochenlohn darin. — Aber einmal kam sie und war wie zerstört. Die Mutter war krank. Da nahm die Angst alle Dumpfheit von ihrem Gesicht, und ich sah zum erstenmal durch ihre Augen tief in sie hinein. Tief — und stand doch wie sie selber fremd vor der innersten Tür.

Die Mutter wurde gesund, und alles war wieder, wie es gewesen. Nur daß der Frühling kam. Es war ein Weiches in der Luft, etwas, das locken wollte und lösen. Draußen, wo sie wohnte, waren die Gärten voll Frühlingsblumen. Und die Fenster taten sich kaum mehr zu. Die Nächte kamen spät. Wie ein Band lag der Wald um die Vorstadt. Die Tannen waren voll Kerzen. Weiße Birken standen in Schleiern und die Buchen im hellen Festkleid. Sah sie es? Und rief sie der Abend hinaus und der Sonntag? Aber der Wald hatte keine Stimme für sie, weil sie ihre eigene Stimme nicht kannte, und sie wußten nichts voneinander. Sie saß am Fenster, bis die Sterne kamen und der Mond rund überm Wald stand. Und horchte, wie ein Kind im Nachbarhause schrie und die Waldleute heimkamen vom Stadtgang. Und stand auf und war müde und ohne Gedanken.

Einmal brachte sie mir ein Bild. Aus Drang nicht. Sie dachte, es würde mich freuen. Es stand auf ihrem Tisch, weil sie glaubte, es müßte da stehen. In ihrem Leben stand es nicht. War nur eine verwischte Spur, die sie nachzog in hündischem Gehorsam. Und in der Schublade lag ein Päckchen umbundener Briefe. Die nahm sie heraus, wenn der Sonntag vor ihrem Fenster stand, und las sie und band sie wieder zusammen. Und die Hände waren nicht wärmer und die Augen nicht naß. Briefe, die an ihr vorübergeschrieben. Doch stumpfe Gewohnheit löste allsonntags das Band. Ich staunte, was sie mir sagte, und wie sie es tat. Als spräche sie von Alltag und Alltagstun. Der Mann war gefallen im Kriege, und sie hatte noch seinen Ring. Das Bild und den Ring und die Briefe — nicht mehr. Ich sah seine harten Züge und den kantigen Kopf, und fühlte den harten, kantigen Willen. Er hatte sie nicht erlösen können, und sie las sich an seinen Briefen

nicht frei. — Was soll ein Mensch mit dem andern, wenn seine Sehnsucht an ihm nicht schreiten lernt! —

Aber von dem Tage an wartete ich auf ihre Stunde, und die Stunde kam.

Das war, als die Gefangenen heimkehrten aus den Ländern der Feinde. Da war einer, der war ein Nachbarssohn gewesen in ihrem Dorf und war Tischler. Den hatten sie zum Krüppel geschossen im Krieg. Aber mit dem heilen Arm richtete er sich die Werkstatt, und mit dem heilen Arm holte er des Nachtwächters Kind in sein Leben, und sie wurde sein Weib. — Seltsam war das, als sie es mir sagte. Es kam wie ein Staunen aus ihr, so, als lauschte sie auf sich selbst. Da stand ein Mensch vor seines Lebens Stunde.

Ich sah sie dann lange nicht. Aber einmal, an einem Herbsttag voll letzter Sommerwärme, kam ich vom Wald her der Stadt zu. Ich ging an den Häuschen vorbei mit den schrägen, freundlichen Dächern. Und die Herbstblumen standen bunt an den Zäunen. Ein Hobel klang durch den späten Tag. Da schaffte noch einer und pfiff, als dächte er fröhlicher Dinge. Und war doch schon Feierabendzeit. Ich stand am Zaun und sah ein Stück von einer Wiege werden, und wußte um die starke, reife Freude, die um dies Kind sein würde. — Da stand am Haus ein Kirschbaum und trug noch heimlich einen Blütenzweig. Seltsam schaute der in den werdenden Herbst und war wie ein Gebet. Ich wies darauf und ging, und wandte mich, als ich den Hobel schweigen hörte. Da stand der Feiernde am Baum und hatte die Pfeife im Mund. Und der Mann und alles um ihn war voll Abendglück. — Vom Haus her rief es ihn. Weich war die Stimme und warm, und der Mann und die Stimme wußten tief voneinander. Die Frau stand auf den Stufen, und ich sah in ein Gesicht, das ich zu kennen glaubte und doch niemals gekannt. Da war ein Mensch, der von sich selber wußte und wach geworden war zu freudiger Erlöstheit. Die Augen waren offne Türen. Ich sah hinein in ihres Wesens Tiefen, daraus die Stimme gestiegen und all die strömende Stille um sie her. Und ich wußte, daß sie in Reife stand.

Da wandte ich mich und rief nicht hinein in ihr Leben, und ging und fühlte um mich die starke Ruhe des Abends. Und ich kam heim und war voll Feierfreude, und wußte um eines mehr von aller Dinge endlicher Erfüllung.

Dem Führer! · Von Julius Kühn

Balle deinen Willen
zu unwiderstehlicher Wucht:
Schleudre ihn in die haltlosen Bündel
der schwächlich Gescharten
und pflanze dein Wesen wie eine Standarte
auf die brüchige Zinne der Zeit!



Rundschau

Das Herz Deutschlands

Eine Charakteristik der Thüringer

Es ist kein Zufall, daß die revolutionären Führer in der letzten Zeit hauptsächlich das Gebiet zwischen Harz und Thüringerwald, das wir allgemein Thüringen nennen, wählten, um Unruhen und Anarchismus hervorzurufen und von hier aus ganz Deutschland in den Strudel des Umsturzes hineinzuziehen. Sie wissen nicht bloß, daß Thüringen wegen seiner blühenden Industrie und stark belegten Bergwerke ein wirtschaftlich bedeutsames Land ist, sondern sie rechnen vor allem mit den Bewohnern, mit ihrem Charakter. Und in der Tat erklärt der Stammescharakter zu einem guten Teil, warum Mitteldeutschland zum Tummelplatz der bolschewistischen Elemente genommen wird.

Die Bildung des Thüringer Stammes und seine Geschichte ist eigenartig verworren; aus der Zusammensetzung der Bevölkerung Thüringens ist ihr Wesen, ihr Charakter zu verstehen. Wie ich in meiner Schrift „Die Thüringer Bevölkerung" (Langensalza, Wendt & Klauwell, 1920) näher erörtert habe, bildete sich der Stamm der Thüringer ungefähr um 300 nach Christi Geburt aus Cheruskern, die im westlichen Thüringen seit Christi Geburt siedelten, und Angeln und Warnen, die aus Norddeutschland gekommen waren. Mit ihnen vermischten sich in den folgenden Jahrhunderten Schwaben (Sueben), Franken, Friesen, Flamen und vor allem auch Slawen. Desselben Schlages sind die Bewohner des Landes östlich der Saale, das ursprünglich nicht zu Thüringen gehörte, jetzt aber politisch mit dem Thüringer Staate und der Provinz Sachsen verbunden ist, da dieses Gebiet am Anfang des zweiten Jahrtausends von dem Stamm der Thüringer kolonisiert und durch diese Besiedelung zum thüringischen „Osterlande" geworden ist.

Es ist natürlich, daß diese Mischung der verschiedenen Stämme, die zu Thüringern geworden sind, im Herzen Deutschlands einen Ausgleich der Eigenarten der verschiedenen Volksstämme in körperlicher und geistiger Hinsicht herbeigeführt hat. Durchschnittlich sind die Thüringer Menschen von mittlerem Höhenmaß. Sie werden zwar im allgemeinen den nordwestlichen Germanen zugerechnet, die den germanischen Langgesichtstypus überwiegend zeigen, aber gerade unter ihnen findet sich doch sehr häufig auch das breite Gesicht, das Kennzeichen der Slawen. Denken wir bloß an den großen Thüringer Martin Luther, dessen Gestalt diesen breitgesichtigen deutsch-slawischen Typus widerspiegelt! Vielleicht ist aus der Art der Bildung des Thüringer Stammes, der Mischung der verschiedenen Stammesgruppen, auch die Sehnsucht nach Zusammenfassung aller deutschen Stämme, nach deutscher Einheit und Stärke zu erklären, die in den Thüringern von jeher sehr wach war. Es ist wohl kein Zufall, daß gerade auf thüringischem Boden, im Kyffhäuser, der „gute Kaiser Friedrich" (ursprünglich Kaiser Friedrich II., nicht Friedrich I. Barbarossa) ruhte, der hier neu erstehen und Deutschland zu neuer Einheit und Größe führen sollte. Von Thüringen aus ist diese Kaisersage weiter über deutsche Lande getragen und verbreitet und gemeindeutscher Gedanke geworden. Rudolf Zacharias Beckers „Nationalzeitung der Deutschen", die in Gotha herausgegeben wurde,

verfolgte mit Geschick und leidlichem Glück um 1800 herum dieselbe Tendenz, die Gegensätze zwischen Nord und Süd zu überbrücken, das deutsche Volk zu einen.

Nun ist dabei nicht zu übersehen, daß die wesentliche Vorarbeit des politischen Zusammenschlusses gerade von Thüringern geleistet worden ist, nicht äußerlich, sondern innerlich, seelisch. Den Thüringern als Bewohnern der deutschen Mitte war ein vermittelnder Trieb eigen. Wenn heute Evangelische und Katholische sich in religiösen Fragen zusammenfinden, dann geschieht es wohl am ehesten in der Mystik eines Meister Eckehart, der in Thüringen geboren ist und länger hier gewirkt hat. Vielleicht ist aber als bestes, tiefstes seelisches Einigungsmittel für uns Deutsche, die wir uns zum guten Teil nach unserem Gefühl entscheiden, die Musik anzusprechen. Die deutsche Musik ist doch erst mit Johann Sebastian Bach geboren worden, der ein Kind der thüringischen Stadt Eisenach war und dessen Vorväter sechs Menschenalter hindurch als tüchtige Organisten und Kantoren in Thüringen gewirkt hatten. Und wieviel Musiker zweiter und dritter Größe, von den Tagen der Reformation bis in die Gegenwart hinein, sind nicht im Herzen Deutschlands dem ganzen deutschen Volk geschenkt worden!

Sicherlich haben die Thüringer von allen Deutschen am meisten weiblichen Charakter. Sie sind außerordentlich lenkbar, beeinflußbar. Auf ihr Gemüt, ihre Stimmung ist von größtem Einfluß die Natur des Landes gewesen, die Mittelgebirge im Norden und Süden, die bewaldeten Hügel und die grünen fruchtbaren Täler und Auen. Nicht minder jedoch ist die Eigenart der Thüringer auf die Besiedelung des Landes durch die verschiedenen Stammesteile zurückzuführen. Ihr Stammescharakter bildet ein Gemisch von nord- und süddeutschem Wesen, er wirkt auf Nord und Süd ausgleichend und vermittelnd. „Mitteldeutsche" sind die Thüringer auch in diesem Sinne, nicht bloß äußerlich der geographischen Lage nach. Süddeutsche Heiterkeit und Gutmütigkeit, auf dem Lande mit etwas Derbheit im Ausdruck gemischt, nordische Regsamkeit und Arbeitsfreudigkeit, allerdings ohne alle preußische Schneidigkeit und Steifheit, slawische Lebenslust und Freude am Schmausen und Zechen, am Tanzen und Musizieren finden hier eine fruchtbare Stätte. Es wird in deutschen Gauen, abgesehen von den oberdeutschen Gebirgsgegenden, kaum so viel und so gut gesungen wie in Thüringen. Das scheint vor 700 Jahren auch Walter von der Vogelweide zum Überdruß erfahren zu haben, sonst würde er kaum warnend seine Stimme erhoben haben: „Wer das Unglück hat, an den Ohren zu leiden, dem rate ich, Thüringen fern zu bleiben, sonst wird er närrisch (taub)." Und wie Walter, so klagt Wolfram von Eschenbach über das laute, lärmende Treiben an dem Hofe des Thüringer Landgrafen Hermann. In der Thüringer Heimatliteratur (Anton Sommer, August Ludwig, Otto Kürsten u. a.) bildet ein Hauptthema das „Fressen und Saufen"; wie man sonst vor dem Weihnachtsfeste einen „heiligen Abend" feiert, so begeht man in manchen Gegenden Thüringens — und das ist bezeichnend! — vor dem Schweineschlachten den Vorabend als „Schweinsabend".

Bewahrt aber haben sich die Thüringer von jeher ihre geistige Regsamkeit, ihre begeisterte Teilnahme für alle Fragen des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens. Von Thüringen aus ist ja auf politischem Gebiete die freiheitliche burschenschaftliche Bewegung ausgegangen, hier hat später die liberale, demokratische und vor allem sozialistische Politik in allen Schattierungen, auch der radikalsten Art, den besten Nährboden gefunden. Hier ist im Mittelalter die Reformation besonders freudig begrüßt worden und teilweise über Luthers Ziel hinausgeschossen in Thomas Münzers und Karlstadts kirchlich-sozialen Versuchen; noch heutzutage gilt die theologische Fakultät der Thüringer Universität zu Jena als eine der liberalsten. Im Bauernkriege rotteten sich viele Tausende von Thüringer Bauern zusammen, um sich wirtschaftliche Freiheit zu erkämpfen, um die alten Lasten, die sie zu Knechten machten, abzuschütteln. In Jena verwirklichten zuerst Ernst Abbes Schöpfungen, die Zeißwerke, sozialen Geist in der Wirtschaft. Auf die Erziehungsweise des ganzen deutschen Volkes übten zahlreiche Thüringer einen außerordentlich großen Einfluß aus: nach dem Dreißigjährigen Kriege der gothaische Herzog Ernst der Fromme, später Salzmann, der Gründer der Erziehungsanstalt Schnepfen-

thal, und Friedrich Fröbel, der Begründer der Kindergärten und der Erziehungsanstalt Keilhau bei Rudolstadt. An den Weimarer Musenhof Karl Augusts, der den literarischen und künstlerischen Größen seiner Zeit aus ganz Deutschland eine gastliche Stätte gewährte, braucht kaum erinnert zu werden. Überall und allezeit nehmen wir in Thüringen ein freies Leben und Streben wahr.

Indessen, das allzu starke Stammesgemisch hat mit der Natur des Landes zusammen auf das Gemüt mehr eingewirkt als auf den Willen. Das Gemütsleben ist außerordentlich entwickelt, nicht tief, sondern oft recht flach, so daß man mehr von Gemütsduselei reden muß. Ausgelassene Heiterkeit wechselt sehr rasch mit Ausbrüchen von Zorn und Wut; ebenso findet sich häufig Dickköpfigkeit, die aber nichts mit niedersächsischer Zähigkeit zu tun hat. Was wir schlechthin Charakter nennen, haben die Thüringer im allgemeinen nicht. Biederen Nord- und Süddeutschen fällt immer wieder auf, wie gerade die radikalsten Arbeiter in den Fabriken vor den Meistern und sonstigen Leitern kriechen, jedenfalls wenig Selbstbewußtsein an den Tag legen. In allen Fragen des Lebens, politischen, gesellschaftlichen, religiösen, beobachten die Thüringer wenig Festigkeit, lassen sich vielmehr, der eigenen Stimmung und ebenso der fremden Stimmungsmache äußerst unterworfen, hierhin und dann wieder dorthin treiben, da ihre Beurteilung im großen und ganzen dem Gefühl entspringt. Klare Überlegung, Besonnenheit geht ihnen gänzlich ab. Die März-Unruhen im vorigen und in diesem Jahre sind von hier aus zu verstehen: die sonst gutmütigen, gemütsduseligen Thüringer sind hauptsächlich von Nichtthüringern, die infolge des Weltkrieges in die Waffenindustrieorte und Bergwerke Thüringens geströmt waren, angestachelt und von diesen mitfortgerissen worden, ebenso wie in diesem Jahre von den geriebensten deutschen und russischen Hetzern; nur dem Gefühle, nicht dem kühlen Verstande folgend, haben sie sich teilweise zu Grausamkeiten hinreißen lassen, für die letzten Endes doch nur wenige verantwortlich gemacht werden können.

Und wie gerade nach dem Kriege trotz aller Schwierigkeiten, ein eigenes Heim zu gründen, hier in Thüringen „ins Blaue hinein" von allzu jungen Menschen geheiratet wird, dafür erbringt die Statistik den betrüblichen Beweis. In dieser Charakterlosigkeit und Verantwortungslosigkeit, zum mindesten Unzuverlässigkeit, liegt die bedenklichste Schwäche der Thüringer. Naturgemäß ist damit auch eine gewisse Formlosigkeit verbunden. Norddeutsche, die klipp und klar ihre Meinung sagen und auch von den Thüringern ein kurzes Sichentschließen erwarten, gelten als „ungemütlich". Knappe Formen in der Ausdrucksweise, Korrektheit im gesellschaftlichen und öffentlichen Verkehr sind unbekannt, ja teilweise verhaßt. Z. B. kann man beim Reisen in Thüringen immer wieder beobachten, wie wenig die Vorschriften der Eisenbahnverwaltung beachtet werden, sei es, daß es sich um Einhalten der Wagenklassen oder um die Rauchbestimmungen handelt. Das vertrauliche Du bietet man allzu leicht an. Die Vereinsmeierei ist bei dem regen, vielseitigen, wenn auch nicht immer tiefen Interesse arg ins Kraut geschossen.

Vielleicht hat auch Luther, der seiner Herkunft nach doch sicher ein Thüringer war — ob mehr ein thüringisch-fränkischer oder thüringisch-slawischer Mischling, ist nicht ohne weiteres zu entscheiden —, eine starke Abneigung gegen diese geringe Festigkeit und die Unzuverlässigkeit seiner Landsleute empfunden. Er hat einmal geäußert: „Ich bin kein Thüring, gehöre zun Sachsen", und ein andermal: „Ich bin ein harter Sachse." Und von den Bewohnern des ihm wohlbekannten Erfurt, der Hauptstadt Thüringens, sagt er, sie lebten nur dem Genuß und ließen es an Tatkraft und Weisheit fehlen.

Die gefühlsmäßige Einstellung der Thüringer hat aber auch ihre Vorzüge. Ihre gemütvolle Art hat sich liebevoll mit all ihren Beschäftigungen verwoben: mit Liebe und Freude pflegen sie, besonders auf dem Lande und in den Kleinstädten, ihre Blumen vor dem Fenster oder im Vorgarten. Trotz geringer Bezahlung arbeiten die Thüringer „Wäldler" mit Lust und Liebe an Puppen und Spielsachen für die Kinder; in Fröhlichkeit und Ausgelassenheit

singen sie ihre innigen, oft gefühlsschwülstigen Lieder, besonders wenn am Abend die Burschen und Mädchen durch das Dorf ziehen. Sie haben Sinn für Romantik.

Freilich die Tiefe des Geistes und Gemütes, die sich in der Einsamkeit und Abgeschlossenheit nicht nur des einzelnen Menschen, sondern des ganzen Stammes ausbildet, geht den Thüringern zum guten Teil ab. Johann Sebastian Bach aus Eisenach und Richard Wagner, dessen Mutter eine thüringische Müllerstochter war, mögen den Thüringer Typus noch am meisten und in ihren Höhepunkten vertreten, jedoch der Meister Eckehart, der in Hochheim bei Gotha geborene mittelalterliche Mystiker, Martin Luther, Goethe, dessen Vorfahren in Berka bei Sondershausen, in Sangerhausen und Artern wohnten, mit ihrer tiefen, eindringlichen Art bilden doch mehr eine Ausnahme und bestätigen somit die Regel. Es ist geradezu ein Unfug, Männer wie Meister Eckehart, den Sproß einer ritterbürtigen Familie, über deren Herkunft wir gar nichts wissen, und Goethe, dessen nichtthüringische Mutter auf den Sohn den bestimmenden Einfluß ausgeübt hat, als echte Thüringer anzusprechen.

Bei seiner Lage ist der Thüringer Stamm nach außen nie abgeschlossen gewesen, wie z. B. zu seinem Glück der friesische, er wird auch nie diese Ruhe finden, er wird stets ein Tummel- und Vermischungsplatz aller deutschen Stämme sein; denn Thüringen war und ist das Durchgangsland, das Bindeglied nicht nur zwischen Nord- und Süddeutschland, sondern auch zwischen dem nördlichen und südlichen und neuerdings auch dem östlichen Mitteleuropa. Die Flüchtlinge und Vertriebenen von Deutschlands Ost- und Westgrenze suchen nach der Besetzung deutscher Gebiete durch Franzosen und Polacken ihre Zuflucht hauptsächlich im Herzen Deutschlands; die Folge wird sein, daß das Thüringer Völkchen noch untermischter und bunter wird als bisher.

Dr. Martin Wähler-Erfurt

Die wirtschaftliche Notlage unserer Studentenschaft

Vor kurzem habe ich im „Türmer" dem Thema „Student in Not" in einem Alarmruf Ausdruck verliehen. Die Notlage unseres jungakademischen Nachwuchses verschlimmert sich von Tag zu Tag. Erschüttert sehen die berufenen Stellen diesem nicht wieder gutzumachenden wirtschaftlichen und geistigen Verfall im hoffnungsvollsten Teil unserer Jugend entgegen. Leider ist die breite Öffentlichkeit über die bitterernste Wirklichkeit der trostlosen Lage unserer Studierenden nicht genügend unterrichtet. So mag es kommen, daß nicht nur Semester für Semester trotz der schweren wirtschaftlichen Verhältnisse und der verzweifelten Zukunftsmöglichkeiten in den akademischen Berufen die Zahl der Studierenden zu bislang nie erreichter Höhe anschwillt, sondern daß auch vor allem die Öffentlichkeit noch nicht für ein wirklich durchgreifendes und Hilfe leistendes Liebeswerk an diesem Teil unserer Jugend gewonnen wurde.

Sehr sachlich über alle einschlägigen Fragen zur Notlage unserer Studentenschaft unterrichtet die kleine Schrift von Dr. Walter Schöne: Die wirtschaftliche Lage der Studierenden an der Universität Leipzig. Bearbeitet nach einer Erhebung des Allgemeinen Studentenausschusses im Zwischensemester 1920, Leipzig 1920 (Verlag von Alfred Lorentz). Aus ihrem Inhalt soll das Wichtigste und für die Allgemeinheit Wissenswerte mitgeteilt werden. Wir wollen zunächst ein möglichst objektives Bild jener betrübenden Notlage zu gewinnen suchen, um dann Wege zur Hilfeleistung zu zeigen.

Unter welchen Entbehrungen, seelischen Kämpfen und Enttäuschungen lebt heute die Mehrzahl der deutschen Studentenschaft! Diese Gruppe von 60 bis 70 000 jungen Menschen

bildet gegenwärtig einen Kreis für sich inmitten unseres nationalen Lebens. Das von ihnen in heißer Schlacht bewiesene soldatische Heldentum hat sich auf dem Boden der Heimat in ein stillstark duldendes, seelisch-wirtschaftliches Heldentum gewandelt. Es ist daher tief zu beklagen und aufs schärfste zu verurteilen, wenn ein neues „Singspiel", betitelt: „Es zog ein Bursch hinaus", in unechter Romantik und weichlicher Rührseligkeit deutsches Studententum vollkommen entstellt breiten Massen allabendlich vor Augen führt. Dieses Studententum gibt es in Deutschland nicht mehr. Es hat sich im Gegenteil nach dem Kriege ein ganz neuer, ich möchte wohl sagen: tragischer Typus entwickelt, dem die Mehrzahl unserer Jungakademiker jetzt angehört: es ist derjenige, der zwar in der Berufsvorbereitung begriffen, aber nebenberuflich tätig ist und oft auch wegen seiner wirtschaftlichen Bedrängnis das Studium, des Nebenerwerbs wegen, auf eine längere Reihe von Jahren ausdehnen muß. Also Studium und nebenberufliche Tätigkeit gehen hier zusammen — eine verzehrende, unbefriedigende Halbheit hier wie dort, die schwere seelische und körperliche Schädigung nach sich ziehen muß. Über diesen gegenwärtigen Durchschnittstyp auf unsern Universitäten (besonders in Großstädten) sind gewiß einige Angaben aus Schönes Schrift willkommen. Wenn diese Ergebnisse zunächst auch nur lokale Bedeutung haben, so werden sie doch in ihren wesentlichsten Punkten für die gesamtdeutschen Verhältnisse in unserer Studentenschaft zutreffen, wie aus folgenden beiden Beispielen zu ersehen ist.

Nach einer Mitteilung im Innungsamte der Stadt Halle hat ein Hallescher Bauunternehmer im vorigen Jahre vierzig Studenten als Handlanger (!!) beschäftigt. Bei allen Handwerksmeistern in Halle laufen fortwährend Gesuche um Beschäftigung von Studenten ein. — Zu einer Art Selbsthilfe ist die Universität München geschritten. Sie plant die Gründung einer eigenen Druckerei für wissenschaftliche Arbeiten, Dissertationen usw., um das Erscheinen der vielen ungedruckten wissenschaftlichen Abhandlungen zu ermöglichen. Es soll zu diesem Zwecke die Druckerei des früheren Ministeriums pachtweise mit den Beamten und Werkführern übernommen werden. Das technische Personal werden Studenten sein, die sich neben dem Studium täglich vier Stunden in der Druckerei beschäftigen, um sich ein Existenzminimum zu sichern.

Sehr lehrreich ist die Dauer des Kriegsdienstes bei unserer studierenden Jugend. Sie betrug nach Schönes Angaben bei 6,44% der Studierenden bis zu 12 Monaten, über 12 bis 14 Monate bei 14,06%, über 24 bis 36 Monate bei 17,76%, über 36 bis 48 Monate bei 21,10% und über 48 Monate bei 34,80% der Studierenden. Bei den übrigen rund 6% fehlten entweder die Angaben hierüber, oder es kam Kriegsdienst überhaupt nicht in Frage. Das werden hauptsächlich solche Studenten gewesen sein, die durch Absperrung oder Internierung, Dienst im Grenzschutz oder in einem Freiwilligenverband mehrere Semester verloren haben. Wir sehen also: mehr als die Hälfte jener zum Zwischensemester zugelassenen Studierenden hat durch den Krieg mehr als drei Jahre verloren. Dies wird auch, allgemeiner Schätzung zufolge, für die gesamtakademische Kriegsteilnehmerschaft die Durchschnittszahl sein. Was allein liegt alles in dieser Tatsache!

Auf eines soll hier nachdrücklichst hingewiesen werden. Beim Gesamtüberblick über die wirtschaftliche Lage der Studenten ergibt sich, daß die Ausländer durchweg günstig gestellt sind. Diese Tatsache hat in der Öffentlichkeit so gut wie keine Beachtung gefunden, und doch bedeutet das Ausländerstudium bei uns wenigstens in dieser Hinsicht ein schreiendes Unrecht. Durch den traurigen Stand unserer Valuta ist es ausländischen, in ihrem Lande wirtschaftlich nicht gerade gut gestellten Studenten trotzdem ermöglicht, auf unsern Hochschulen recht beschaulich und sorglos ihren Studien obzuliegen. Das ist doch trotz der Bezahlung des Kolleggelds in Goldwährung eine durch nichts gerechtfertigte Bevorzugung unserer heimischen Jugend gegenüber. Angesichts unserer außenpolitischen Lage müßten die deutschen Universitäten den Ausländern die Kosten des Studiums bei uns ausnahmslos zu recht be-

trächtlicher Höhe in Form einer „Kulturabgabe ausländischer Studenten" steigern. Hier sollte endlich einmal mit der verhängnisvollen deutschen Nachsicht und Gutmütigkeit Schluß gemacht werden.

Es ist weiterhin bemerkenswert, daß der größere Teil unserer Studentenschaft noch immer aus minderbemittelten Familien stammt; die Mitglieder des neuen Reichtums werden sich wohl hüten, sich durch ernste, entsagungsvolle Arbeit zu einem ehrenvollen wissenschaftlichen Ziel durchzukämpfen. Unter den Leuten dieser Art findet sich meist der schieberähnliche Typ des Nur-Vergnügungs- und Bummelstudenten, mit all der abstoßenden Aufmachung aus der Dekadenz des gegenwärtigen Zeitalters.

Erschütternd sind die Erhebungen über das Gesamteinkommen, d. h. in fast allen Fällen über den verfügbaren Betrag des Monatswechsels. Etwa 30% der Leipziger Studentenschaft müssen mit weniger als 200 Mark monatlich ihren Lebensunterhalt bestreiten. 32% verfügen über Zuschüsse von 200 bis 300 ℳ, und 16% über 300 bis 500 ℳ. Nur etwa 4% verfügen über ein höheres monatliches Einkommen. Wie sollte das auch anders sein, da es sich bei unsern Studenten in der Mehrzahl um Söhne von Beamten und Lehrern sowie Rentnern und Pensionären handelt, die bekanntlich durch den Krieg am meisten gelitten haben. Was aber beweisen diese leidkündenden Zahlen? Daß etwa 90% der Studierenden in der Lebenshaltung weit hinter dem ungelernten Arbeiter im Alter von 19 bis 21 Jahren zurückstehen. Was dem Arbeiter an Steuern und Beiträgen vom Arbeitseinkommen abgeht, wird kaum das wesentlich übersteigen, was der Student an Kolleggeldern und wissenschaftlichen Hilfsmitteln braucht. Bei der Mehrheit der Studierenden beträgt das monatliche Einkommen etwa die Hälfte oder ein Drittel des Einkommens eines jüngeren ungelernten Arbeiters. Die Mehrheit der Studierenden hatte vor dem Kriege etwa einen Monatswechsel von 100 bis 150 ℳ, der als knapp ausreichend bezeichnet werden konnte. Im Zwischensemester betrug das häufigste monatliche Einkommen gerade das Doppelte (über 200 bis 300 ℳ), während die Kosten der Lebenshaltung etwa auf das Zehn- bis Elffache gegenüber der Zeit vor dem Kriege gestiegen sind (Schöne). Die wirtschaftliche Lage der Mehrheit unserer Studierenden ist nur noch mit derjenigen der Arbeitslosen zu vergleichen, wobei letztere wenigstens die ihnen sichere staatliche Unterstützung erhalten. So sind Studentennot und Arbeitslosennot zwei ernste innerpolitische Probleme unserer Zeit.

Seiner verzweifelten Notlage kann der Student am wirksamsten nur durch Nebenerwerb steuern, und in welcher Art dies geschieht, habe ich in dem Artikel „Auf der Warte" an besonders bezeichnenden Beispielen verdeutlicht. Stockt einem nicht das Herz, wenn diese jungen Menschen in der Vollkraft ihrer Jahre sich als Kaffeehausgeiger, Filmstatist, Büchereiaushelfer, Abendkassierer einer Theatergesellschaft, Kinoportier, Kellner, Zeitungsverkäufer, Meßfremdenführer oder Handarbeiter im Handwerk und in der Industrie verdingen müssen? Um dabei nur auf neuen Widerstand zu stoßen: denn meistens tritt die organisierte Arbeiterschaft dazwischen und vereitelt auch diese Absicht um kärglichen Erwerb — bei der gegenwärtigen Lage des Arbeitsmarktes nicht einmal ohne begreifliche Gründe. Beschämend, das sei hier nochmals ausdrücklich hervorgehoben, ist die Entlohnung dieses Nebenerwerbs, der, wie Schönes Erhebungen zeigen, in den meisten Fällen eine schamlose Ausbeutung der Notlage dieser Studierenden ist. „Privatstunden kommen in allen Preislagen vor; am häufigsten wurden hiefür 2 bis 3 ℳ gezahlt. Der Zeitaufwand betrug hiefür einschließlich Vorbereitung und Weg bis zu 75 und mehr Stunden im Monat. Für kaufmännische Tätigkeit wurden zweimal je 1 bis 2 ℳ und 2 bis 3 ℳ, einmal 4 bis 5 ℳ bezahlt; der Zeitaufwand betrug in vier Fällen über 50 Stunden. Für die Tätigkeit in Universitätsinstituten wurde in einem Falle 1 ℳ, im anderen 3 bis 4 ℳ bezahlt; der Zeitaufwand betrug in einem Falle über 50 bis 75 Stunden, im anderen über 75 Stunden, der monatliche Ertrag hiefür belief

sich in einem Falle auf 50 bis 95 M, im anderen auf 75 bis 100 M. Diese Beispiele zeigen deutlich, wie dringend nötig eine Organisation des Nebenerwerbs für Studierende ist."

Und daneben noch nun die Bewältigung der eigentlichen fachwissenschaftlichen Aufgaben; es gilt für den Studenten eben die Aufbietung aller Kräfte im schweren Konkurrenzkampf der Zeit. So herrscht — und das ist ein Trostblick in dunkler Zeit — auf unsern Hochschulen ein Geist ernster, hingebungsvoller Arbeit, der sich allen Zeitnöten zum Trotz fest behaupten will.

So kämpft und darbt die Mehrzahl unserer Studenten sich durch die Bitternisse des Studiums, in Dürftigkeit und Knappheit geht man hier den dornenvollen Weg zum künftigen Beruf. Wer dann glücklich in zäher Arbeit ans Ziel gelangte, geht in der meist entschädigungslosen praktischen Vorbereitungs- oder Wartezeit in einer Reihe von akademischen Berufen neuen Kämpfen und Mühen entgegen. Hiebei darf auch eine betrübliche politische Folgeerscheinung nicht vergessen werden, auf die Prof. Dr Robert Gaupp in seinem sehr beachtenswerten Hefte „Student und Alkohol" (Berlin-Dahlem 1921) mit Recht hinweist: die wirtschaftliche Notlage schafft jene unglückliche Stimmung der Verärgerung unserer akademischen Jugend, die hoffnungweckende junge Geister mit den Ideen radikaler Zeitströmungen erfüllt und sie damit gänzlich aus der Bahn ernster und sachlich-wissenschaftlicher Arbeit drängt.

Was soll und muß geschehen angesichts der erschütternden und schier hoffnungslosen Notlage unserer Studentenschaft? Zur Beantwortung dieser ernsten Frage ist zunächst einmal eine grundsätzliche Entscheidung notwendig. Es kann nicht allen geholfen werden; das ist nach Lage der Dinge ausgeschlossen. Welchen aber soll nun geholfen werden? Wie ich glaube, kann darüber die Meinung aller übereinstimmend lauten: nämlich denjenigen, die ihr Leben und ihre Gesundheit im Kriege eingesetzt haben. Nicht um den „Dank des Vaterlandes", nicht um ein Geschenk handelt es sich dabei, sondern um die selbstverständliche Pflicht, die Nachteile nach Möglichkeit auszugleichen, die den Kriegsteilnehmern durch ihre Pflichterfüllung unverschuldeterweise erwachsen sind. Ich muß es mir versagen, die Leiden und Nöte dieser jungen Menschen zu schildern, die nach den furchtbaren Eindrücken und nervenzerrüttenden Erlebnissen des Krieges nun ihr schuldlos aufgehaltenes und verteuertes Studium mühsam beenden müssen. Eine unsagbare Tragik liegt über dem Dasein dieser jetzt still duldenden Helden. Ihnen muß die helfende Hand der Öffentlichkeit und maßgebender Behörden zuerst entgegengestreckt werden. Hier hat bisher so gut wie alles versagt, vor allem auch in den an sie gestellten wissenschaftlichen Leistungen bei den Prüfungen. Was für unsere Schule gilt, sollte hier noch weit mehr beachtet werden: wir können von der Jugend einer schwer ringenden Gegenwart nicht dasselbe verlangen wie in glücklichern Tagen unseres Volkes. Echter Wille und treue Arbeit wird etwaige Mängel und Lücken auch späterhin tapfer und recht nachzuholen wissen. Dies Vertrauen können wir auf die Kämpfer der Weltkriegsschlachten wahrlich setzen!

Vom übrigen Teil der Studentenschaft kommt für das von mir gedachte Hilfswerk nur die bescheidene Zahl von hervorragend Begabten und Fleißigen in Frage, deren wissenschaftliche Befähigung und Würdigkeit außer allem Zweifel steht. Darin aber vor allem gebe ich Schöne recht, wenn er sagt: „Wenn von der Besserung der wirtschaftlichen Lage der Studierenden geredet wird, so ist es sehr wohl am Platze, zu überlegen, ob manchem nicht besser geholfen wird, wenn er statt unzureichender Stipendien die Erkenntnis mitnimmt, daß es unter Umständen kein Unglück für ihn oder seine Familie ist, wenn er auf diesen Leidensweg mit dem zweifelhaften Ausblick auf Erfolg verzichtet und sich damit begnügt, der nächsten Generation diesen Weg gangbar zu machen." Und diese wichtige Entscheidung müssen künftig Elternhaus und Schule im rechten Augenblick nach reiflicher Überlegung und Erwägung aller maßgebenden Umstände zu fällen imstande sein. Wirkliche Männer, kraftvoll waltende und schaffende Persönlichkeiten braucht Deutschland jetzt überall; möge also die Jugend ihre

Blicke nicht zu einseitig und blind vertrauend nur auf die akademischen Berufe lenken. Beachtlich erscheint mir auch der Vorschlag, sich für einige Zeit zunächst ins praktische Leben zu begeben und dann erst, wenn noch immer der feste Wille zum Studium vorhanden ist, zur Universität zu gehen.

Also statt der Vermehrung des geistigen Proletariats lieber eine wenn auch noch so bescheidene Existenz im außerakademischen Leben, die nach anfänglichem Widerstreben manchem schließlich doch Zufriedenheit und Segen schenkt. Das ist der erste erfolgversprechende Weg zur Verminderung der studentischen Notlage.

Der zweite Weg aber wird Sache weitester Kreise unserer Öffentlichkeit sein. Ich möchte ihn anregen unter dem Namen einer „Altakademiker-Spende für die notleidenden Studierenden der deutschen Universitäten". Da es in Deutschland etwa 2½ Millionen Akademiker gibt, würde bei Zeichnung eines Mindestbeitrages von einer Mark (der in den meisten Fällen wohl überschritten würde) eine namhafte Summe für dieses Hilfswerk zur Verfügung stehen. Die Organisation dieser Akademikerspende (die auch in eine Dauerorganisation mit festem Jahresbeitrag der Beteiligten umgewandelt werden könnte) müßte von den Universitätsbehörden ausgehen und selbständig von der Gesamtheit der Studentenschaft praktisch verwirklicht werden. Jeder Student opfert täglich eine oder mehrere Stunden für die Eintragung der Altakademiker auf die amtlich beglaubigten Zeichnungslisten; die Eltern und Verwandten unterstützen die Sammlung in den jeweiligen heimatlichen Bezirken. Die akademischen Berufsvereinigungen werden diesem Hilfswerk jede Unterstützung gern zusagen und diese Sammelarbeit erleichtern. Sehr wichtig ist es, daß sich an diesem Hilfswerk auch Handel, Industrie und Technik beteiligen, schon um ihrer selbst willen, denn sie würde die Verödung und Vernichtung unserer höheren Kultur am empfindlichsten treffen. Solche Hilfeleistung im Augenblick der höchsten Not ist nicht allein von rettendem Gegenwartswert, sondern zukunftwerbendes Kapital. Der deutsche Student wird es sein, der mit ganzer Kraft zu seinem Teil den wirtschaftlichen, technischen und geistigen Getrieben unseres nationalen Daseins wieder Lebensmöglichkeiten verschaffen soll. Volkswirtschaft und Studentenschaft schließen so den engsten und hoffnungsvollsten Bund. Fehlt das eine Glied, so geht auch dem andern der Lebensatem aus. In diesem Zusammenhang möchte ich eines anregen: eine Bücherspende des deutschen Verlags- und Sortimentsbuchhandels an die Studentenschaft. Sie wäre ein wichtiges Bollwerk gegen die erschreckend zunehmende Proletarisierung der Kultur in allen Schichten. Wie viele Studenten darben nicht nur an leiblicher Nahrung, sondern auch an Büchern! In den Bibliotheken und Instituten sind die begehrtesten Bücher jetzt stets verliehen; und die wirtschaftliche Lage erlaubt es dem Studierenden nicht, sich aus gekauften Büchern über die Großtaten deutschen Geistes zu unterrichten. Wieviel geistiges Edelgut geht da unsern Jungakademikern verloren!

Drum auf! Ans Werk! Alte Herren und Burschen heraus! Hände und Herzen auf — es geht um Deutschlands heiligste Güter! Auf unserer gebildeten Jugend ruht unsere Hoffnung, dem politisch zertrümmerten, geistig und sittlich entwürdigten Deutschland wieder rettende Kräfte zuzuführen. Ja, wir brauchen ein entschlossenes und im Dunkel der kommenden Tage willenskräftiges Geschlecht, das gegen die Feindschaft einer ganzen Welt den germanischen Geist wird verteidigen müssen. Wenn's gelingt, so wollen wir Miterlebende dieser großen vaterländischen Not stolz sein auf alle Opfer zum Segen deutscher Geisteskultur.

Dr. Paul Bülow



Kirche und Weltversöhnung

Zu Anfang des Jahres 1919 stand in einem kleinen katholischen Schweizer Blatt eine bedeutsame Mitteilung. Die Berner protestantische Landeskirche hatte beim Genfer Kirchenregiment angefragt, ob man sich einer Aktion des Verbandes der amerikanischen evangelischen Kirchen zugunsten einer Weltversöhnung anschließen wolle — und hatte eine scharfe Abweisung erhalten. Merkwürdigerweise war diese Mitteilung in den großen Schweizer Blättern nicht zu finden.

Schreiber dieses wollte sich darüber Klarheit verschaffen. Denn er hielt es nicht für möglich, daß die Kirche Calvins, die immer noch in Genf, einem soidisant Schweizer Kanton, ihren Hauptsitz hat, so wenig von christlichem Geiste erfüllt sein sollte. Ich drückte daher der Genfer Kirchenregierung, falls sie sich Bern gegenüber so schroff und ablehnend verhalten haben sollte, mein größtes Bedauern und Erstaunen aus, unter Hinweis auf die Leiden des deutschen Volkes, auf die Zurückbehaltung der Gefangenen, auf die Fortsetzung der englischen Hungerkur und dergleichen mehr.

Auf einem amtlichen Briefbogen, mit Genfer Staatswappen, lief nun folgende Antwort ein, die in Übersetzung also lautet:

Protest. Nationalkirche von Genf

Genf, 15. April 1919.

In einem an das Konsistorium der Genfer Nationalkirche gerichteten Brief beklagen Sie, daß es in seiner Antwort an die Synodal-Kommission der Berner reformierten Kirche die deutschen Kirchen angeklagt habe, im Laufe des Krieges Verzicht darauf geleistet zu haben, das Gewissen ihrer Nation zu sein.

Die Leitung unserer Kirche wird Ihnen keineswegs amtlich antworten. Aber erlauben Sie dem stellvertretenden Schriftführer derselben — ehemaligem Pfarrer, altem Mitglied und Vizepräsident des Konsistoriums, ehemaligem Moderator der Pfarrergesellschaft, ehemaligem Vorsitzenden des Ausschusses zur 4. Calvinjahrhundertfeier in Genf, einer Festlichkeit, der viele Deutsche beiwohnten — erlauben Sie ihm, Ihnen zu antworten.

Er wird dies in aller Offenheit tun und ohne etwas von den Gefühlen zu verhehlen, die sich in den Herzen von vier Fünftel der Christenheit äußern.

Als Deutschland, durch die Anstrengung zweier Generationen bis an die Zähne bewaffnet, sich sicher glaubte, zu siegen und die Welt zu erobern, und einen ungerechten Krieg erklärte, hätten die protestantischen Christen, zum mindesten einige unter ihnen, protestieren sollen. Es wurde nichts daraus, und die Mobilmachung geschah unter allgemeiner Begeisterung, ohne widerstrebende Stimmen. Die Kirchen nahmen an diesem verbrecherischen Akt teil durch den Mund ihrer Vertreter und mit großzügigen wiederholten Kundgebungen.

Als die deutsche Armee, indem sie unterschriebene Versprechen mit Füßen trat, wie einen gewöhnlichen Fetzen Papier den Vertrag zerriß, der die Neutralität Belgiens garantierte, zum Ärgernis aller, und dieses edle und unglückliche Land verheerte, bewahrten die deutschen Kirchen schandvolles Schweigen und schienen selbst dieser schandhaften Übeltat Beifall zu zollen.

Welches war aber die Haltung der deutschen Kirchen, als dieselbe Armee sich anschickte, die barbarischen Befehle ihrer Generäle, die dadurch nur zu berühmt geworden sind, auszuführen: als sie auf ihrem Wege ohne Rücksicht auf die Zivilbevölkerung alles niederwarf, brannte und sengte, die Zivilen zu Hunderten niederknallte, ohne eine Spur von Vorwand hierzu zu haben, einzig um die Völker zu terrorisieren und um leichter zum Ziel zu gelangen?!

Da noch hatten die deutschen Kirchen die Feigheit, zu schweigen oder, trotz erdrückendster Beweise, die Unverschämtheit, zu leugnen. Wer unter diesen sogenannten Christen hatte den Mut, seine Stimme zu erheben, als der scheußliche Gebrauch der Verschleppung anfing, als

man die Väter ihren Frauen und Kindern entriß, die Söhne ihren Müttern ohne Rücksicht auf Menschlichkeit — als das schauderhafte System der Torpedierungen anhub und mit unerhörter Grausamkeit fortgesetzt wurde, mit Versenkung sowohl von einfachen Kauffahrteischiffen, Verkehrsschiffen, angefüllt mit Reisenden beiderlei Geschlechtes, und Hospitalschiffen als auch Kriegsschiffen — als die Verwendung von Giftgasen Tausenden von jungen Leuten unerhörte Leiden und einen schrecklichen Tod brachte! Einmütig hätten alle, zum mindesten aber die Besseren unter ihnen, ihren Ruf erheben müssen mit: Das ist schlecht, das ist grausam, das schändet das deutsche Volk, das bespritzt mit einer Schande das Christentum, dem anzugehören wir uns rühmen. Das muß aufhören! Aber wo war in Deutschland dieser Gewissensruf?

Die Christen dieses Landes haben also darauf verzichtet, das Licht, das Salz, die Stimme Christi zu sein.

Wie in der Erzählung der Versuchung hat ihnen Satan zugerufen: „Ich gebe dir alle Reiche der Welt und ihren Ruhm, wenn du mich anbetest" — und im Gegensatz zu dem, was der Herr tat —: da ihnen nach den Reichen der Erde gelüstete, konnten sie nicht der betrüglichen Versuchung widerstehen und haben sich dem Versucher zugeneigt; sie haben, soviel es an ihnen lag, das Werk des Teufels vollendet, sie haben jenen Beifall gezollt, die es verrichteten, unter dem Fluch der Christenheit, zum Erstaunen der Nachwelt, zur Entrüstung der Engel und Seligen im Himmel, zum Schmerze Christi, der sie von ihm sich entfernen sah, und zur Freude aller Mächte der Sünde, die im Weltall in Tätigkeit sind

Haben wir da nicht das Recht gehabt, zu sagen, daß die deutschen Kirchen Verzicht geleistet haben, das Gewissen ihres Volkes zu sein? Daß sie einen großen Teil der Verantwortlichkeit haben am Massenmord mehrerer Millionen junger Leute, die seit August 1914 gefallen sind, und daß sie, ehe sie wieder in die Gemeinschaft der Christenheit aufgenommen werden können, aus der sie sich freiwillig entfernt haben, ihr Unrecht einsehen, den Weg der Demut gehen und helfen müssen im Maße des Möglichen, das Schlimme wieder gutzumachen, das unter ihrer Mittäterschaft geschah?

Was sind die Leiden der Deutschen, von denen Sie in Ihrem Brief sprechen, verglichen mit jenen, die sie anderen Völkern beibrachten? Deutschland leidet an Knappheit der Lebensmittel und an Teuerung! Wir leiden auch daran, und die Völker, die es mit Füßen getreten hat, leiden darunter noch mehr wie es. Seine interessierten Klagelieder rühren uns keineswegs; und übrigens haben wir aufgehört, zu glauben, was es sagt. Die Berichte, die an uns von über dem Rhein kommen, stimmen nicht ganz mit den Schreien seiner Herzensangst. In Deutschland gibt es heute Leute, die sich nicht scheuen davor, gegenüber ihren eigenen Volksgenossen zu den barbarischen Methoden ihre Zuflucht zu nehmen, die man sie gelehrt hatte gegen den äußeren Feind anzuwenden, und sich auch den Praktiken des Bolschewismus hinzugeben, im übrigen ein etwas gemilderter, übertragener und auf alle Weise unterstützter Bolschewismus, den Deutschland erfunden hat — und dessen schmerzvolle Erfahrung es jetzt macht. Für Deutschland macht sich das Sprichwort geltend: Du hast den Stein in die Luft geworfen, und er fällt dir jetzt auf die Stirne zurück.

Im ganzen — wir beklagen Ihr Volk, das jetzt die Strafe für seine Verfehlungen trägt, um nicht zu sagen für seine Verbrechen, aber wir erwarten, ehe wir ihm wieder unsere Achtung und Freundschaft zuwenden, einiges von ihm, wozu es, wenigstens für den Augenblick, wenig geneigt erscheint, einzuwilligen.

Empfangen Sie, mein Herr, meine ergebenen Grüße.

Alexandre Guillot, Pfarrer.

Meine Antwort fiel kurz aus. Denn ich mußte nach des ehrwürdigen Herrn Pastors eigenen Worten annehmen, daß er meinen Worten, als eines Deutschen, wenig oder keine Glaubwürdigkeit beimessen würde. Dies sagte ich ihm denn auch und drückte mein Erstaunen aus, daß ein Geistlicher einer neutralen Republik solchen Standpunkt einnehmen konnte.

Bei einem Franzosen könnte man ja diesen einseitigen Erguß begreiflich finden. Ich verwies auf den Schweizer Ernst Sauerbeck: „Die Schuldfrage vom Standpunkt eines Schweizers", und auf das Werk Bernhard Shaws: „Peace Conference Hints". Ich machte ferner darauf aufmerksam, daß ihm als Pfarrer Matth. 7, 1 nicht unbekannt sein dürfte, und bezüglich des Hungermordes an uns lenkte ich die Aufmerksamkeit des Genfer Herrn auf den Bericht der skandinavischen Ärztekommission unter Führung von Prof. Johannson, Stockholm, Prof. Bergmarck, Upsala und Prof. Brandt, Kristiania, worin zu lesen ist: „Am wenigsten zu beklagen sind die Toten, mehr zu beklagen sind diejenigen, welche durch die ‚englische' Krankheit siech für ihr Leben wurden".

Zum Schluß bemerkte ich noch, daß die Forderung nach Reue und Demütigung eines Volkes, das sich tapfer gegen ein Übermaß von Feinden wehrte, eine vollständige Neuheit in der Geschichte sei. Die Erfüllung solcher Forderung hieße unsere Toten verleugnen und entehren.

Es sei noch bemerkt, daß die Berner Kirchenbehörde, der ich den ganzen Handel mitteilte, mich vollständig ignorierte. G. H.

Nachwort des Türmers. Dieser Brief eines Geistlichen aus der französischen Schweiz, den unser Mitarbeiter hier der Öffentlichkeit übergibt, ist in seiner leidenschaftlichen, ganz und gar widerchristlichen Feindseligkeit ein Musterbeispiel, wie es in den verhetzten Seelen des gegnerischen Auslandes und der von ihm beeinflußten Völker aussieht. Von den Giftgasen, Verschleppungen, Kriegsverbrechen und was sonst auf seiten der Feinde Deutschlands gegen uns geschah — kein Wort! Für diesen Vertreter des Christentums sind nur wir Deutsche die Teufel — die andren aber, einschließlich der Schwarzen, die Rächer und Retter alles Edlen in der Welt. Da ist kein menschlicher Zugang möglich, keine Erörterung; das ist Erkrankung der Sehorgane und des Urteilsvermögens, wobei sich das Geschehen im Reiche der Welt heillos durcheinandermischt mit den Dingen des Gottesreiches. L.

Die Persönlichkeit Jesu

In der Auffassung des Christentums sind einige seiner heftigsten Widersacher mit einem großen Teile seiner Anhänger, gewisse Meinungen betreffend, einig. Beide sehen darin die Religion der Niedrigkeit, der sich niedrig haltenden Demut. Der Unterschied liegt nur darin, daß die einen dies gut heißen, die anderen es ablehnen. In der Feststellung des Tatbestandes weicht Nietzsche durchaus nicht von einer landläufigen Art Pastoren ab. So haben Gegner und Bekenner beide zur heute meistverbreiteten Auffassung des Christentums beigetragen.

Wir vermochten nie, uns ihr zu unterwerfen. Allein: so lehrten Diener am Wort mit Lobe, lehrten Weltweise mit Tadel; es war schwer, andere von dem zu überzeugen, was einem vorschwebte und sich nach unmittelbaren Eindrücken gebildet hatte; nach den Wirkungen der evangelischen Worte im Kindersinne. Allerdings wissen wir auch: es gibt noch andere, die uns gleich empfinden und es ausgesprochen haben. Nirgends jedoch — und darum mit solchem Aufatmen — haben wir in jüngster Zeit die uns richtig dünkende Auffassung so klar bis ins Letzte gestaltet gefunden wie im Abschnitt „Die Persönlichkeit Jesu" des Werkes „Der Geist der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft — Eine Untersuchung über seine Grundlagen und Voraussetzungen" von Bruno A. Fuchs (München und Berlin, Verlag Oldenburg, 1914).

Dies Buch ist eine der vielen wichtigen Untersuchungen, die von Max Webers Aufsatz: „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus" angeregt wurden (im Archiv für

Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. XX und XXI). Es verlangt eine Fortsetzung, da es jene Grundlagen nur bis in die Zeit des heiligen Augustinus verfolgt. Die Frage, inwiefern das Bekenntnis zur christlichen Lehre sich mit einem „aktiven Leben in der Welt" verbinden lasse, hat den Verfasser zum Verweilen bei ihrem Urheber bestimmt; und er versucht „auf Grund der Evangelien, zumal der eigenen Worte Jesu" ein Bild von seiner Persönlichkeit zu gewinnen. Als „Zentrum von Jesu religiösem Erleben" stellt sich dar: „das innige Bewußtsein seiner Einheit mit Gott". Gott ist ihm „der liebende Vater; die Menschen seine Kinder; sie und die Welt eine Schöpfung Gottes aus Liebe". So tritt denn bei Jesu die Liebe in den Mittelpunkt des Seins und des Lebens; darin scheidet sich seine Gottesauffassung von der jüdischen, der furchtbestimmten, vor dem willkürlich schaltenden, heischenden „Willensgott". Die Liebe Jesu hat aber auch nichts gemein mit dem antiken „Eros", den wir bei Plato am besten kennen lernen. Eros ist Sehnsucht nach Höherem; dem Eros wohnt das Streben nach Höherem inne; damit zugleich auch „die Furcht, sich an Unedles, Tieferstehendes zu vergeuden". Ist ferner das Erstrebte erreicht, so ist es zugleich verbraucht; es tritt Sättigung ein oder Weiterstreben; das Verhältnis zwischen Liebendem und Geliebtem hört mit der Vereinigung auf. Bei Jesus dagegen ist die Liebe etwas, wobei „das Ich Kern und Zentrum alles seelischen Geschehens ist, etwas, wobei sich das Ich in seiner ganzen Totalität einsetzt, etwas, was den ganzen Menschen ergreift und umformt". Vom Ich bestimmt, ist sie nicht bestimmt vom Geliebten, unabhängig von dessen Besitz und Art. „Sie zielt nicht" — wie die Liebe der Antiken — „auf die Bereicherung des Ichs, sondern stellt sich als eine aus eigener Fülle siegreich auf die Umwelt übergreifende, in der Aktion stets wachsende Seelenkraft dar."

Hätte Nietzsche anders gesehen, wir meinen, hier gerade hätte er „schenkende Tugend" gefunden, die nur königlichem, reichem, sicherem und freiem Gemüt entströmen kann. Und gerade dem entsprechen Jesu Handlungen und Worte, von denen Fuchs die wesentlichsten beleuchtet. Er weist auf sein Verhalten zu den Pharisäern, zu Zöllnern und Sündern; beim Worte „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist" darauf, wie sehr er „die äußeren Institutionen der Welt auf sich beruhen ließ" als etwas, das innere Freiheit gar nicht berühre. Er faßt zusammen: „Eine Welt, in der Macht und Reichtum, Stand und Besitz die fast allein normgebenden Faktoren waren (auch in der heutigen Welt sind sie's zum überwiegenden Teile noch), sucht er mit aller Macht darauf hinzuweisen, daß ihre Güter, ihre Werte im Vergleich zum Finden des eigenen Ich völlig irrelevant sind." Die Darlegung gipfelt in folgendem: So ist „der Standpunkt Jesu der der selbstgewissen Kraft, der fest in sich ruhenden Persönlichkeit, die von diesem unerschütterlichen Zentrum aus voll echter erbarmungsvoller Liebe und mit einer wundervoll erhabenen, so ganz und gar nicht ressentimentsmäßigen Ironie auf diese Welt herabblickt. Das ist eben der Standpunkt des Menschen, der Gott in sich und sich in Gott gefunden und die tiefsten Werke des Lebens in der eigenen Brust entdeckt hat. Aus diesem Plus an Kraft, die aus solcher Konzentration des eigenen Ich überreich hervorquillt, kann er sich auch zum Verachtetsten, Ärmsten, Niedrigsten herabbeugen, ohne irgendwie fürchten zu müssen, sich damit an das Niedere zu verlieren."

Wir möchten frohlocken, wenn wir anschauen, was für ein triumphierender, erhebender Stolz aus solch einer Persönlichkeit spricht. Im Mittelalter war übrigens diese Auffassung nicht unverbreitet: Stolz mit Christentum mochte sich wohl vertragen; es gab christlichen Stolz. Was sind nicht Bernhard von Clairvaux, Ludwig der Heilige von Frankreich und andere katholische Größen für selbstsichere Menschen bei wunderbar bescheidener Demut! Wie sicher ist Franz von Assisi! Wie strahlt in deutscher Auffassung das — bis an die Grenze der Rechtgläubigkeit kühne — Freiheitsbewußtsein Meister Eckeharts! Der hier besprochene Abschnitt des Fuchsschen Werkes hilft, meinen wir, alter Anschauung wieder auf.

Otto Freiherr von Taube



Männer der Großindustrie

Goethes faustischer Held findet die letzte Lebensbefriedigung darin, dem Meere Land abzugewinnen und Menschen Wohnstätten zu bereiten, also Gelegenheit zur Unterbringung überschüssigen Volkszuwachses zu schaffen. Der Industriegründer ist in der gleichen Lage. Er schafft Verdienstgelegenheit für Tausende von Händen. Er gehört zu den Vätern, die von den Söhnen erzeugt werden müssen. Auch hier müssen Beispiele mehr fruchten als Worte, die Beispiele aber müssen der Jugend nahegebracht werden. Allbekannt, aber auch fast nur allein als Beispiel bekannt ist der Schöpfer der Kruppwerke. Schon ganz unbekannt ist die Tatsache, daß der Schöpfer der damit vereinigten Grusonwerke ein hervorragender, verkannter Physiker und Astronom gewesen ist. Aber es gibt, wenn auch nicht gleich wuchtige, so doch mehr ermutigende Beispiele zu Dutzenden. Mehrmals haben im deutschen Sprachgebiet einfache Arbeiter ganze Städte geschaffen, in Österreich z. B. der Tuchmachergeselle Liebing, der ob seiner Verdienste um die Industrie geadelt wurde. Unter den deutschen Industriegründern (vgl. auch „Helden der Arbeit“, Lebensbilder großer Männer des deutschen Wirtschaftslebens, von Syndikus Hermann Schöler. Otto Elsner, Verlagsges., Berlin. Geb. 12 ℳ) haben wir geistvolle Männer, die unter die nationalen Erzieher zu rechnen sind. Im folgenden geben wir zwei Beispiele, die wir auch um deswillen hierher setzen, damit man Waffen habe gegen das Gerede, als ob das Bürgertum nur aus Kapitalistenkanaille bestehe.

Neben Friedrich List und Johann Jakob Sturz steht als einer der edelsten Vorkämpfer des deutschen Volkes, als Förderer seiner gewerblichen und geistigen Anlagen Fritz Harkort. Hätte er nur allein das Verdienst, in Deutschland die erste Dampfmaschinenwerkstatt begründet zu haben, so müßte man ihm dafür größten Dank wissen. Es war keine Kleinigkeit, Deutschland im Dampfmaschinenbau von England unabhängig zu machen und überhaupt ein Unternehmen zu wagen, vor dem Bekannte und Verwandte nicht genug glaubten warnen zu müssen. Auf der Burg Wetter an der Ruhr schuf Harkort eine Werkstätte für eiserne Knechte, genannt Feuer- oder Dampfmaschinen. Außerdem gründete er ein Kupferwerk, ein Puddel- und Walzwerk, einen Hochofen, eine Dampfkesselschmiede. Er hat das erste größere Flußdampfboot gebaut und den Rhein hinab durch die Nordsee in die Weser gesteuert. Im Jahre 1825 baute er die erste Probe-Eisenbahn, um sie den Behörden zur Nachahmung vorzuführen. Bedenkt man, wie umwälzend der Dampf auf die Entwicklung aller Verhältnisse im vorigen Jahrhundert gewirkt hat, so begreift man, wie verdienstlich und folgenreich Harkorts Gründung einer Dampfmaschinenfabrik auf deutschem Boden gewesen ist. Auch dachte er gar nicht daran, sich eine Alleinverkaufsstellung zu schaffen. Er war weit davon entfernt, seine Geschäftserfahrung ängstlich zu hüten, obwohl er ein Recht dazu gehabt hätte. Mußte er ja doch Arbeiter und Techniker für schweres Geld aus England herüberholen, und manchen derselben mußte er sich vom Galgen herunterschneiden. Denn infolge der drüben gezahlten hohen Löhne bekam Harkort meist nur solche Leute, die infolge eines Vergehens Grund hatten, sich aus dem Staube zu machen. Trotzdem aber gönnte Harkort jedem Landsmann Einblick in seinen Betrieb und war mit Rat und Tat behilflich, wenn andre sein Beispiel nachahmen wollten, obgleich sie in absehbarer Zeit seine Nebenbuhler werden mußten. Die Natur habe ihn zum Anregen, nicht zum Ausbeuten geschaffen, sagte er; ähnlich wie Friedrich List von sich bekannte, ein unwiderstehlicher Trieb seines Herzens dränge ihn, den Armen und Bedrückten beizustehen.

Harkort war aber nicht nur gewerblicher, sondern auch sozialer Bahnbrecher. Mitten im gewerblichen Leben stehend, täglich mit Arbeitern verkehrend, wußte er, was außer den Verdienstgelegenheiten dem deutschen Volk noch mehr nottat. Den Unterricht nannte er das höchste Gut eines Volkes. Er kämpfte für den Fortschritt und für den Rechts- und Volksstaat. Aber er wußte auch, daß Volksbildung und Hebung des Volksbildnerstandes, also der Lehrer,

unerläßliche Vorbedingungen dazu waren. Er selber hatte weder höhere noch Hochschule besucht. Gleichwohl wurde er durch seine ungemein volkstümlichen Schriften zur Hebung des Arbeiter- und Lehrerstandes einer unsrer größten Volkserzieher. In seinen „Bemerkungen über die preußische Volksschule und ihre Lehrer" schrieb Harkort 1842: „Der Verfasser ist weder Gelehrter, Lehrer noch Staatsdiener, sondern ein in gewerblichen Unternehmungen ergrauter Gewerbsmann; doch sind ihm die Zeichen der Zeit nicht fremd geblieben, und unter allen Volksgütern hat er gediegenen Unterricht als das Höchste erkannt." Zur Schaffung guten volkstümlichen Schrifttums verweist Harkort auf englische und amerikanische Vorbilder: „Man zeige mir einen deutschen Gelehrten, welcher schreibt und lehrt wie Franklin." In Roßmäßler und Heribert Rau traten bald solche Männer auf. Im Jahre 1843 rief Harkort in Dortmund den „Verein für die deutsche Volksschule und für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse" ins Leben. Geistlichkeit und Bureaukratie machten dem Verein schwer zu schaffen, aber er setzte sich durch.

Als bemerkenswerteste von Harkorts Schriften erschien 1844 „Bemerkungen über die Hindernisse der Gesittung und Befreiung der unteren Klassen". Darin fordert Harkort für die Fabrikanten ein System der wechselseitigen Unterstützung, sowohl in Krankheitsfällen als wie in Invalidität, und dessen staatliche Unterstützung zugunsten der Arbeiter, allgemeine Versicherung zur Unterstützung in Krankheitsfällen für die unteren Klassen, eine Höchstarbeitszeit, Verbot der Kinderarbeit in Fabriken, Sorge für billige Nahrungsmittel und Wohnungen, Schaffung von Verkehrsmitteln, Gründung von Siedlungen und eine nach der Mündung der Donau und Kleinasien gerichtete Auswanderungspolitik, wie sie später Lagarde und Zentsch befürwortet haben. Auch Erzählungen und geschichtliche Abhandlungen hat der vielseitige Industriebegründer geschrieben.

Im Sommer 1919 starb 94jährig in Frankfurt a. M. der Begründer einer gutgehenden Gerberei, Martin May. Ihm wurde ein ausgezeichnetes Verhältnis zu seinen Arbeitern und Angestellten nachgerühmt. Der Mann hat aber nicht nur Verdienstgelegenheit für viele Hände geschaffen, nicht nur als Stadtverordneter politisch und sozial gewirkt. Er war auch wissenschaftlich bis ins hohe Alter tätig. Sprachforschung und Sterne fesselten ihn am meisten. Er schrieb „Beiträge zur Stammkunde der deutschen Sprache", ein höchst fleißiges, urwüchsiges und verdienstliches Buch, ferner: „Sind die fremdartigen Ortsnamen in der Provinz Brandenburg in Ostdeutschland slawisch oder germanisch?" Den in der Hauptsache richtigen Satz, Römer, Griechen, Perser und Sanskritleute (d. h. arische Inder) seien aus dem Schoße der Keltgermanen hervorgegangen und aus Europa gekommen, vertrat er schon zu einer Zeit, als man in Fachkreisen darüber nur mit mitleidigem Lächeln quittieren zu müssen glaubte. Martin May kämpfte mit Leidenschaft dagegen, daß man die Germanen als Barbaren hinstellte, die alle Kulturwerte erst aus dem Süden bekommen hätten. Viele Worte, die man als römisch oder griechisch erklärte, leitete er aus dem Germanischen ab. Die hochmütige Behandlung, die ihm ein Universitätsprofessor wegen seiner wissenschaftlichen Ansichten zuteil werden ließ, war durchaus ungerechtfertigt. Martin May war ein seltener Vollmensch, Industriegründer, Geschäftsmann, Politiker und Gelehrter. Auch als Volkserzieher muß man ihn ansehen, denn durch Vortrag und Schrift wirkte er für Verdeutschung der himmelskundlichen Gelehrtenausdrücke.

Deutschland ist das Land, das die größten Musiker hervorbrachte. Schon im 2. Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung konnte man hier, wie die Funde posaunenähnlicher Luren beweisen, Musik machen so gut wie in Babylonien, das in äußerer Kultur sicher viel weiter voraus war. Wundern wir uns also nicht, daß auch aus Deutschland im 18. Jahrhundert die ersten künstlichen Künstler, die Musikautomaten, gekommen sind und sich die Welt erobert haben. Johann Gottfried Kaufmann wurde 1751 in Siegmar bei Chemnitz geboren. Erst lernte er bei einem Strumpfwirker, dann bei einem Uhrmacher. Ohne je Unter-



richt in der Musik genossen zu haben, machte er sich mit Erfolg an die Herstellung von „selbsthandelnden", d. h. automatischen Musikinstrumenten. Bei Jean Paul, Goethe, M. M. v. Weber finden wir die Ausdrücke der Bewunderung für die Kaufmannschen Musikmaschinen. Um das Jahr 1800 hatten Musikautomaten aus dem in Dresden gegründeten Geschäft bereits ihren Weg nach Österreich, Italien und Rußland gefunden. In seinem Sohn erhielt Kaufmann einen Geschäftsgehilfen und Miterfinder. Mit ihren Musikautomaten machten Vater und Sohn Kunstreisen. Der Erfindungsgeist des Enkels brachte das Dresdener Haus zu weiterer Blüte. Die Dresdener „Akustiker" besuchten mit ihren künstlichen Künstlern Rußland, England und Schottland. Ihre Musikmaschinen eroberten sich den Erdball; die Dresdener Musikindustrie gab vielen Händen Arbeit. Das Haus besteht heute noch. Erst Edisons Erfindung des Phonographen scheint ihm argen Wettbewerb bereitet zu haben. Auch der Begründer des Dresdener Hauses war also als Industriebegründer, wie man sieht, mehr als ein gewöhnlicher Mensch. Und so könnten wir hier noch manch andere Industriebegründer als vorbildliche, bewundernswerte Männer vorführen, z. B. die Oechelhäuser in drei Geschlechtern.

Der Arbeiter, der heute auf das Schlagwort von der Sozialisierung eingeschworen ist, muß sich endlich einmal klar machen, was Hirnarbeit bedeutet und wie die Gründung von erdballbeliefernden Geschäften und Industrien doch auch eine aufreibende Sache ist. Kommt dies Verständnis nicht beim Arbeiter zum Durchbruch, bildet er sich ein, das Kapital mache alles, und wenn das Kapital sozialisiert werde, so gehe die Geschichte auch, dann ist keine Rettung. Der gewerbliche Arbeiter neigt nur zu leicht dazu, sich allein für den Schöpfer, den Geschäftsherrn aber für den Schröpfer zu halten. Das ist aber nur selten der Fall, sicherlich nicht bei den Industriebegründern.

Die Tagesarbeit des Wilhelm Siemens, des Bruders unsres Werner Siemens, der in England zum „Industriekapitän" geworden war, wird uns von einem, der täglich mit ihm in Berührung kam, folgendermaßen geschildert. „Um 9 Uhr morgens trat sein Sekretär bei ihm an. Da gab es Arbeiten für einen oder den andern wissenschaftlichen Verein zu erledigen. Dann waren Korrekturen zu lesen, Briefe und Ansichten über wissenschaftliche Gegenstände, genaue Beschreibungen neuer zum Patent anzumeldender Erfindungen zu diktieren, dann, nach einem Spaziergang, der aber mehr ein Rennen war, die Geschäfte zu erledigen, die ihm seine Stellung als Vorsitzender zweier industrieller Gesellschaften auferlegte, dann Arbeiten vorzunehmen, die mit seinen Öfen und metallurgischen Verfahren zusammenhingen. Darnach wurden Besucher und Auskunftsucher vorgelassen. Nachmittags wohnte er den Vorstandssitzungen gelehrter Gesellschaften oder den Direktorenversammlungen seiner verschiedenen Industriegründungen bei. Die Abende wurden wiederum in einem oder dem andern wissenschaftlichen Verein verbracht. So verlebte Wilhelm Siemens seine Tage, Monate und Jahre." Was das Nerven kostet, jetzt wissenschaftliche oder technische Probleme, dann Fragen der Löhne und Preise, dann Berechnungen, Lizenzen, Patentschriften vorzunehmen, Besucher abzufertigen, während im Vorzimmer ein halbes Dutzend weiterer Besucher darauf wartet, vorgelassen zu werden, wie das aufreibt, Herz und Hirn krank macht, davon macht sich der Handarbeiter und technische Angestellte keinen Begriff. Wilhelm Siemens erlag daher auch verhältnismäßig früh einem Herzleiden. Er wurde nur 61 Jahre alt. Schon 17 Jahre vor seinem Tode hatte er einmal völlig alle Arbeit aussetzen müssen. Sein Bruder Werner, der Elektriker, schrieb ihm damals — und das ist auch belehrend: „Vor etwa sechs Jahren, also etwa in deinem Alter, fing auch bei mir das ‚Oberstübchen' an ‚aufzumucksen', wie der Berliner sagt! Seit der Zeit muß ich meinen Kopf schonen."

Wie schaute doch der alte Krupp auf sein Leben zurück? „Von meinem vierzehnten Jahr an hatte ich die Sorgen eines Familienvaters und die Arbeit bei Tage, des Nachts Grübeln, wie die Schwierigkeiten zu überwinden wären. Bei schwerer Arbeit, oft Nächte hindurch, lebte ich bloß von Kartoffen, Kaffee, Butter und Brot, ohne Fleisch, mit dem Ernste eines

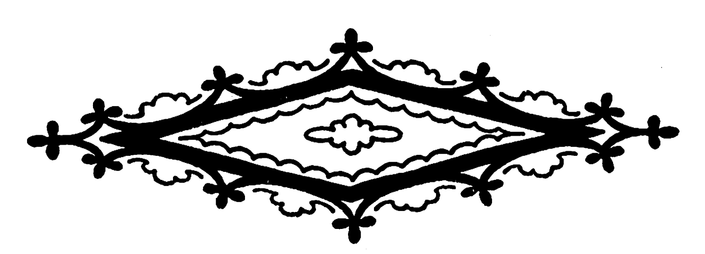
bedrängten Familienvaters, und fünfundzwanzig Jahre habe ich ausgeharrt... Meine letzte Erinnerung aus der Vergangenheit ist die so lange drohende Gefahr des Untergangs"...

Wenden wir unsern Blick vom Eisengewerbe zur Herstellung geistiger Hilfsmittel, etwa zur Herausgabe fremdsprachlicher Wörterbücher und Unterrichtswerke! Auch Verleger sind ja Brotgeber. Der Name Langenscheidt ist allgemein bekannt. Der Gründer des großen Verlagshauses, kaufmännisch gebildet, wanderte nach seiner Lehrzeit zunächst ein Jahr lang zu Fuß durch Deutschland und vervollkommnete währenddem seine französischen Sprachkenntnisse. Heimgekehrt, beschloß er, ein neues Unterrichtsmittel für diese Sprache zu schaffen. Nach vierjähriger Nachtarbeit (die Tagesstunden mußten größtenteils andern Zwecken dienen) gab er seine heute wohlbekannten „Unterrichtsbriefe zur Erlernung der französischen Sprache" heraus. Einen Verleger hatte er dafür nicht finden können, so wurde er sein eigener Verleger. Langenscheidt hat dann verschiedene großangelegte Wörterbücher herausgegeben, die Jahrzehnte allein an Vorbereitung, über eine Million Mark an Auslagen, einen ungeheuren Briefwechsel mit Gelehrten und Mitarbeitern und eine kaum vorstellbare Arbeitsverteilung erforderten. Wie aber war nun der Arbeitstag eines solchen Mannes? „Seine Arbeitszeit begann nachts um zwei Uhr und dauerte bis morgens neun Uhr, dann einige Stunden der Ruhe und Wiederaufnahme der Tätigkeit von nachmittags zwei Uhr bis abends um neun oder zehn Uhr. Als Sprechstunde stand lange Zeit im Berliner Adreßbuch die Stunde von sechs bis sieben Uhr früh angegeben; er wollte sich dadurch lästige, ihm die kostbare Zeit raubende Besucher fernhalten. Von dieser Sprechstunde wurde auch niemals Gebrauch gemacht bis auf einen Fall, wo ein polnischer Student früh um sechs Uhr um ein Zehrgeld vorsprach."

Wie kamen wir aber denn auf diese Schilderungen aus dem Tagewerk von Hirnarbeitern, insbesondere aber Industriebegründern? Der Arbeiter sollte begreifen lernen, daß andere Leute, die nicht Handarbeiter sind, noch ganz anders schaffen als er, daß ohne solche Riesenleistungen einzelner Millionen und Abermillionen von Arbeitern schlechterdings keine Verdienstgelegenheit noch Daseinsmöglichkeit gefunden haben würden. Und die Arbeitsleistungen allein, obwohl weit über das Maß hinausgehend, was ein Handarbeiter schon für größte Zumutung halten würde, schaffen noch keine Industrie. Ideen müssen da sein, besondere Begabungen, die man durch keine Sozialisierung herbeizaubern, leicht aber wegekeln kann.

Die Verbeamtung aller Betriebe bedeutet Austreibung des heiligen Geistes. Eine Million, eine Billion Durchschnittsmenschen schafft nicht das Neue, das der einzelne Begabte hervorbringt. Gleichstellung des Begabten im sozialisierten Betriebe mit allen anderen bedeutet aber nicht freie Bahn dem Tüchtigen, sondern dessen Unterdrückung, denn er ist allenthalben in der fürchterlichsten, zum Hohn einladenden Minderheit. Von der Masse geht keine befruchtende Geisteskraft aus.

Dr. Georg Biedenkapp



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Homer

Das 19. Jahrhundert, das man mit Recht das Jahrhundert der Wissenschaft nennen kann, hat auch der klassischen Philologie einen wunderbaren Aufschwung gebracht. Das Charakterzeichen dieser neuen Blüte ist die Kritik, und diesem kritischen Bestreben ist es zu verdanken, daß die Philologie zu einer historischen Wissenschaft wurde. Das flächenhafte Bild der Antike gewann dadurch erst die wahre plastische Anschaulichkeit, und der ungeheure Reichtum der alten Kultur offenbarte sich darin, daß immer neue Seiten ihres Wesens entdeckt wurden, und daß sie auf die veränderte Fragestellung neue und überraschende Antworten gab.

Allein es dürfte heute keinem Zweifel unterliegen, daß die kritische und historische Methode im Vollgefühl ihrer Kraft die ihr von der Natur gesteckten Grenzen weit überschritten hat. Wir bezeichnen diese Erscheinungen mit den Ausdrücken des Kritizismus und Historizismus; in den Worten liegt der Ursprung ausgedrückt. Die Kritik soll und darf immer nur ein Durchgangsstadium sein, wie es der Zwivel für den Parzival des alten deutschen Gedichtes ist. Sobald sie zum Selbstzweck wird und sobald über der zerlegenden und trennenden Tätigkeit die große Einheit des Kunstwerkes und noch mehr die große Einheit der Persönlichkeit verloren geht, schlägt der Segen in sein Gegenteil um.

Ein Musterbeispiel für die Hyperkritik unserer Wissenschaft ist der „Atheismus des Genies", wie er in der Behandlung der großen Werke und Männer des Altertums zum Ausdruck kommt. Weder die Evangelien noch Jesu Persönlichkeit, weder das Alte Testament noch die Historiker sind davon verschont geblieben. Das eigentliche Urbild aber ist doch immer noch Homer. Wie sich an diesem Dichter einst die ganze philologische Methode in der alexandrinischen Gelehrtenschule entwickelt hat, so hat seit F. A. Wolfs Prolegomena auch die Entwicklung der modernen Philologie an diesen Stoff angeknüpft. Bezeichnend ist es, daß man heutzutage in wissenschaftlichen Werken kaum noch von Homer redet, sondern nur von der homerischen Frage, und daß der Titel „Ilias" den „Liedern oder Gedichten der Ilias" Platz gemacht hat.

Die sogenannte homerische Frage dreht sich letzten Endes darum, ob ein Dichter Homer, wie ihn der naive Leser annimmt, gelebt hat oder nicht. Die Ansichten stehen sich schroff gegenüber, mögen auch im einzelnen noch so viele Kompromisse aufgestellt sein. Auf der einen Seite steht die Wissenschaft. Sie lehnt den *einen* Dichter als Verfasser der Ilias ab. Bezeichnend für diesen Standpunkt sind die beiden letzten großen Werke über Homer von Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff und Erich Bethe, die zwar, dem Zuge der Zeit folgend, der Einheit eine gewisse Bedeutung einräumen — namentlich Bethe hat in dieser Beziehung sehr feinsinnige Beobachtungen gemacht —, die aber dennoch die alte Methode und den alten Grundsatz des kritischen Zerlegens durchaus anwenden. Die Hauptstützen für diese Theorie sind die unzweifelhaften Widersprüche, die sich in Ilias und Odyssee finden. Sie sind nicht zu leugnen, z. B. kann keine Interpretationskunst die Tatsache verbergen, daß Pylaimenes, ein Führer der Paphlagonier, im fünften Gesange seinen Tod findet, und im dreizehnten hinter der Bahre seines Sohnes einhergeht. Zu den sachlichen Differenzen treten sprachliche

Unterschiede, die zweifellos beobachtet sind; alles aber findet seine Krönung in den Unterschieden des Stiles, auf die man besonderen Nachdruck gelegt hat, da man den verschiedenen Stil als das untrügliche Kennzeichen verschiedener Dichter ansieht.

Im anderen Lager stehen, man darf wohl sagen, fast ohne Ausnahme, die Poeten und Literaten unserer Zeit. Ich nenne nur Namen wie Herman Grimm, Friedrich Lienhard, H. St. Chamberlain, Theodor Zell, Willi Pastor. Sehr mit Recht hat Lienhard an einer Stelle seiner „Wege nach Weimar“ die Verteidigung des wissenschaftlichen Standpunktes durch Wilamowitz gereizt genannt; allerdings hat er an derselben Stelle ebenso klar erkannt, daß es für den Laien unmöglich ist, den Fachmann zu widerlegen. Auf jeden Fall erkennen wir auch in der homerischen Frage eine bedauerliche Differenz zwischen Wissenschaft und Leben.

Prinzipiell dürfte es nun einleuchten, daß die Homerkritik niemals mit denselben Mitteln, die sie anwendet, geschlagen werden kann. Mag der wackere Sancho Pansa seinen Esel in dem einen Kapitel verlieren und ihn im anderen unbekümmert darum in rührender Treue doch wieder zur Hand haben, was der Autor selbst entschuldigt, mag Hauff in seinem „Lichtenstein“ es mit der Chronologie der Tage noch so unbekümmert nehmen, ohne daß wir es merken, mag Thakeray in dem Roman The Newcomes die Mutter des Bräutigams auf der einen Seite sterben und auf der andern wieder leben lassen, mag ein Dichter wie Heyse durch die blaue Brille, die er neben sich auf dem Tisch liegen hatte, in die Landschaft hinaussehen, mag du Bois-Reymond auf seinen eigenen Schultern stehen, das und hunderterlei gleicher Art wird niemals einen überzeugten Gegner bekehren. Das Urteil über die Widersprüche ist und bleibt subjektiv. Die Rückkehr zu dem e i n e n Dichter Homer kann nur geschehen, indem zunächst sein Werk als eine einheitliche Komposition klargelegt wird. Dann wird im weiteren Verlauf hinter dem Werke auch der Schatten des Mannes immer deutlicher aufsteigen und von dem belebenden Blute des Odysseus trinken.

Man hat im Altertum für die Ilias 51 Tage berechnet und sich seit Jahrhunderten über einzelne Zeitbestimmungen wacker die Köpfe zerbrochen und zerschlagen. Die mathematische Rechnerei ist natürlich Unsinn, aber der übertriebene Gedanke verhindert nicht die Richtigkeit des Grundsatzes, daß zeitliche und örtliche Veränderungen die Szenen und Akte der Ilias sondern. Man muß dabei nur das Zusammengehörige zusammenfassen. Die Ilias erzählt vier Schlachttage, davon sind der erste und vierte für die Griechen siegreich, der zweite und dritte unglücklich. Als Einleitung geht das erste Buch voran, als Schluß folgt das vierundzwanzigste. Während die beiden umrahmenden Tage an Ausdehnung nicht allzu verschieden sind (Gesang 2—7 und Gesang 19—23), sind dagegen die beiden mittleren Tage nach dem Prinzip gegensätzlicher Länge gehalten: zwei Gesänge (8—9) stehen neun Gesängen (10—18) gegenüber. Wie schon aus dieser Übersicht hervorgeht, halte ich die Einteilung der Ilias in 24 Gesänge durchaus nicht für spät, sondern für ein Werk des Dichters. Der Parallelismus einzelner Gesänge gibt dafür ganz bestimmte, m. E. unwiderlegliche Beweise. Auch treffen die alten Überschriften fast durchweg den Kern des für die Handlung wichtigen Inhalts, und der Schluß der Gesänge ist überall ein tiefer Einschnitt. Ligaturen liebt Homer dabei hier im Großen wie sonst im Kleinen.

Es ist nun offenbar, daß der Dichter die beiden einrahmenden Teile in gleicher Weise disponiert hat und ebenso das Mittelstück der beiden mittleren Tage. Unwillkürlich wird man an die Komposition eines griechischen Tempelgiebels gemahnt. So umfassen, um nur einige Punkte herauszugreifen, das erste und das letzte Buch jedesmal einen längeren Zeitraum von 12 + 9 Tagen. Der erste und der vierte Kampftag haben den gleichen unterbrechenden Schluß, hier in der allgemeinen Bestattung, dort in der Bestattung des einen Patroklos. Dagegen sind die beiden mittleren Tage wirklich nur einfache Tage. Man spürt an diesem Zeitumfang, wie aus dem großen, weiten Meer des troischen Krieges die gewaltige Episode von dem Zorn Achills langsam und allmählich emportaucht, um ebenso langsam und allmählich

wieder zu versinken. Ferner hat der erste Schlachttag einen großen Zweikampf am Anfang (Menelaos — Paris) und ebenso einen bedeutenden Zweikampf am Ende (Ajas — Hektor). In der Mitte aber steht Diomedes' Aristie, deren Gipfelpunkt der Sieg über die Götter ist. Genau so ist der vierte Schlachttag, nur mit Konzentration auf den einen Helden Achilles, eingeleitet durch sein Zusammentreffen mit Aeneas, und schließt mit dem Sieg über Hektor. In der Mitte aber steht der vielverrufene 21. Gesang, dessen Höhepunkt deutlich der allgemeine Kampf der Götter gegeneinander ist. Man greift die Gleichheit und die Steigerung mit Händen. Liegt aber im ersten Schlachttag der Akzent auf dem Anfang, denn Menelaos' Sieg mit den feierlichen Opfern soll entscheiden, so ist natürlich in Achills Siegeszug der Triumph über Hektor der entscheidende Schluß. Wie am Anfang das erste Duell unterbrochen wird durch die berühmten Helena-Szenen, so stehen bei Hektors Tod am Ende die Bitten und Klagen der Eltern von der Mauer herab. Wird im zweiten Buche bei dem ersten Auszug der griechischen Armee die Parade abgenommen, wobei die Regimenter und ihre Obersten charakterisiert werden, so zeigt uns das 23. Buch in ähnlicher Ausführlichkeit die Helden noch einmal, aber diesmal nicht bei dem Auszug zum kriegerischen Werke, sondern bei den festlichen Leichenspielen nach siegreicher Schlacht. Ich erwähne dies besonders, weil fast alle Kritiker den sogenannten Schiffskatalog als spät ansehen, nur Grimm hat hier das künstlerische Gefühl bewahrt. Wer ihn aber eliminiert, bringt im Grunde den ganzen Bau der Ilias zum Einsturz, denn es ist hier so wie bei einem künstlichen Gewölbe, daß die Lockerung einer Säule oder eines Steines die Symmetrie und Festigkeit des Ganzen gefährdet.

Es ist eine alte Weisheit, daß bei Homer die direkten Reden eine so große Rolle spielen, daß man an der Zugehörigkeit des Werkes zu der Klasse der Epen zweifeln könnte. Äschylus, der den entscheidenden Schritt zur Tragödie tat, nannte seine Dramen „Brosamen von dem reichen Mahle Homers", und Plato nannte Homer den „Gipfel der Tragödie". Man kann ja mit Leichtigkeit diese Worte in moderner Art nur stofflich und übertragen auffassen, sie sind aber auch formal durchaus zutreffend. Besser als viele Worte dürfte hier ein praktisches Exempel wirken, und ich hoffe, in der nächsten Zeit Szenen aus Homers Ilias vorlegen zu können, bei denen auch nicht ein einziges Wort hinzugesetzt oder verändert ist, und die trotzdem ein so lebendiges dramatisches Leben zeigen, daß des Wunderns kein Ende sein wird. Wir vergessen ja heute allzu leicht, daß die homerischen Epen für den lebendigen Vortrag der Rhapsoden bestimmt waren. Daß diese dabei die Worte durch Gesten und andere schauspielerische Mittel unterstützt haben werden, liegt auf der Hand, und es ist kein Zufall, daß ein Schauspieler wie Kainz die Ilias so liebte.

Für die Person eines Dichters spricht allein schon der merkwürdige Mischdialekt der homerischen Sprache. Als charakteristisch führe ich aber noch einige bestimmte individuelle Züge an, z. B. seine Vorliebe für Nestor. Es kann keine Frage sein, daß Homer einzelne Helden mit größerer oder geringerer Vorliebe behandelt, so kommt zum Exempel der große Ajas trotz seiner Tapferkeit und Bedeutung oft schlecht weg, dagegen hat der Dichter aus eigener Wesensart und Weisheit dem alten Pylier sicher vieles in den Mund gelegt. Wenn der anfängt, von der alten guten Zeit zu erzählen, wenn der so niedlich und gewaltig sein Jagd- und Kriegslatein zum besten gibt, dann meint man den alten Vater Homer selbst zu hören. — Ein zweites ist der pessimistische Zug Homers. Der populärste Gebrauch seines Namens verbindet sich mit dem Ausdruck des Lachens, aber Burkhardt und Nietzsche, zwei gleich poetische Naturen, haben auf den trüben Zug des griechischen Gefühlslebens hingewiesen. „Die Griechen waren unglücklicher, als die meisten glauben." Für Homer ist ganz besonders sein Verhältnis zu den Göttern hier anzuführen, das so unendlich verschieden beurteilt worden ist. Es ist für jeden unbefangenen Betrachter durchaus individuell, nur verschwommenes Gerede von Volksauffassung und Volksdichtung kann das verkennen. Die Götter leben dort droben im ewigen Lichte, sie zanken, streiten und verwunden sich, sie weinen und teilen Ohrfeigen aus und spinnen

Intrigen, aber sie bleiben immer die Götter. Keine menschliche Befangenheit bindet sie, fast sind sie jenseits von Gut und Böse. Und drunten wandeln die armen Sterblichen und tragen Leid und Sorge. Achilles spricht es im 24. Gesange am schönsten aus:

„Also bestimmten die Götter der elenden Sterblichen Schicksal,
Bang in Gram zu leben; allein sie selber sind sorglos."

Wem käme nicht unwillkürlich Hyperions Schicksalslied in den Sinn? Man könnte auch noch als charakteristisch auf die deutlich erkennbare Abneigung Homers gegen den Krieg hinweisen, so merkwürdig dies für den Dichter der Ilias erscheinen mag.

Aber zum Schluß stehe noch ein Hinweis auf die lebendige Frische der Ilias, die selbst allermodernsten Gepräges nicht entbehrt. Das Bild der Volks- oder Soldatenversammlung des zweiten Gesanges könnte aus unserer Zeit stammen. Die Disziplin im griechischen Heere ist durch den zehnjährigen Krieg untergraben. Achill selbst ist dafür ein Beispiel. Bei dem Befehl zu einem entscheidenden Angriff steht die Militärrevolte in bedenklicher Nähe. Sie wollen nach Haus. Was gehen sie die Könige und deren Liebeshändel an? Wie da Thersites sich zum Wortführer aufschwingt, wie er, der lahme, bucklige Kerl mit der scharfen Zunge, den Offizieren das bessere Essen und die höheren Bezüge vorwirft, wie er, der natürlich immer in der Etappe sich aufgehalten hat, nun der erste Mann im Schimpfen ist und mit seinen Heldentaten prahlt, wie er die inneren Konflikte der obersten Heeresleitung geschickt auszunutzen weiß, all das wird einem wie eine neue Welt aufgehen, wenn man es nur einmal fertig bringt, die blaue Brille der Philologie oder die schwarze Brille unangenehmer Schulreminiszenzen abzulegen.

Goethes Wort soll der Schlußstein sein, man kann es nie genug zitieren: „Der für dichterische und bildnerische Schöpfungen empfängliche Geist fühlt sich dem Altertum gegenüber in den anmutigst ideellen Naturzustand versetzt; und noch auf den heutigen Tag haben die homerischen Gesänge die Kraft, uns wenigstens für Augenblicke von der furchtbaren Last zu befreien, welche die Überlieferung von mehreren tausend Jahren auf uns gewälzt hat."

Dr. Peters



Diotima

Wie man lange schon verloren gewähnt, die Briefe der Susette Gontard sind gefunden und veröffentlicht worden. Und zwar hat Frida Arnold, die Großnichte Hölderlins, die Enkelin seines Halbbruders Karl, die vergilbten und zum Teil verblaßten Papiere, die in ihren Besitz übergegangen waren, dem Herausgeber Dr Carl Viëtor anvertraut, der nun im Inselverlag zu Leipzig eine mustergültige Ausgabe veranstaltet hat. Was man bisher nur vermuten und ahnen durfte, ist nun zu süßester Gewißheit geworden —: ja, es war eine reine, schmerzliche Liebe, und Diotima erwiderte sie mit der spät erschlossenen Seele einer zu früh Verehelichten, die an der Seite ihres geschäftsgewandten, aber leeren Gatten durch arme Tage wandelte. Erst als der schlanke, milde, versehnte Hölderlin als Erzieher ihr Haus betreten, erwachte der verhaltene Frühling ihres Herzens, und schimmernde, keusche Blüten taten sich auf mit einem wehen Lächeln, als ahnten sie einen Frost, der sie niederbrechen würde.

Hölderlin schied Ende September 1798 — er war im Dezember 1795 eingetroffen — nach einer offenbar scharfen Auseinandersetzung mit dem mißtrauischen, eifersüchtigen Hausherrn und wandte sich nach Homburg v. d. Höhe zu seinem getreuen Freunde Sinclair. Und nun beginnen die Briefe, die uns hier überliefert sind; freilich fehlen ihrer eine bedauerliche Anzahl, und Hölderlins Schreiben sind sicherlich nach Susettes frühem Dahinscheiden vernichtet worden — aber der Gewinn, der uns aus diesen alten, wehseligen Blättern emportaucht, ist ein so reger und bleibender, daß man dem Schicksal dankbar ist, das uns diese Zeugnisse bewahrt und überliefert hat.

Seitdem der Geliebte das Haus verlassen, ist Öde und Trauer gekommen, Leere und Schwermut. „Man begegnet mir, wie ich vorher sah, sehr höflich, bietet mir alle Tage neue Geschenke, Gefälligkeiten und Lustpartien an; allein, von dem, der das Herz meines Herzens nicht schonte, muß die kleinste Gefälligkeit anzunehmen mir wie Gift sein, so lange die Empfindlichkeit dieses Herzens dauert." Aus diesen wenigen Worten steigt das Bild des Gatten empor: ein wenig schlau, ein wenig hart, ein wenig ungeduldig — kein Ganzer und Echter. „Du weißt, daß ich leicht trübsinnig bin" — man glaubt es der Verlassenen willig. Und dann eine hohe Tristanempfindung, unendlich ergreifend in ihrer plötzlichen Aufwallung: „Die Leidenschaft der höchsten Liebe findet wohl auf Erden ihre Befriedigung nie! —— Fühle es mit mir: diese suchen wäre Torheit ——. Miteinander sterben! —— Doch still, es klingt wie Schwärmerei und ist doch so wahr — —, ist Befriedigung."

Und sie kann nicht fern dem Geliebten weilen; so sucht sie Wege und Mittel, wenigstens kurze Zusammenkünfte zu bewirken und einen flüchtigen Briefaustausch; immer wieder denkt sie auf neue Pläne und Versuche. Und sie findet rührende Worte der Entschuldigung, um sich zu entlasten; echt weibliche Scheu flüstert aus den Zeilen: „Deine zarte Seele stößt sich gewiß daran, und Du leidest mit mir. Aber verdenken kannst Du mir es nicht, weil ich es nur aus edler Absicht tue, das Schönste und Beste unter den Menschen nicht zugrunde gehen zu lassen." Ihre einsamen, gescheuchten Gedanken sammeln sich nur um dieses eine: dem Geliebten helfen und raten zu dürfen. Immer und immer wieder beteuert sie ihre reine, unlösliche Zuneigung, ihr letztes, innigstes Fühlen und Glauben: „Du kennst mich ja und Du hast tausend Beweise, wie mein Herz Dir hingegeben ist; und Du weißt, daß wenn man gegen die Liebe fehlt, man sich selbst am meisten verwundet." — „Und so mit mir verwebt bist Du, daß nichts Dich von mir trennen kann. Wir sind beisammen, wo wir auch sind, und bald hoffe ich Dich wiederzusehen... Sei nur noch glücklich (wie wir es meinen)." Und dann wieder der schwermütige Versuch einer Entsagung, eines rettenden Verzichtes, kaum selbst begriffen und voll zitternden Leides: „Meine Zeit war schon vorbei; aber Du solltest jetzt erst anfangen zu leben, zu handeln, zu wirken; laß mich kein Hindernis sein, und verträume nicht Dein Leben in hoffnungsloser Liebe." Sie wünscht ihm vor allem einen ratenden, rettenden Freund, denn „Du bist zu reich an Kräften und immer zu voll, um für Dich zu bleiben und nur auf Dich zu beruhen". Und ferner: „Deine edle Natur, der Spiegel alles Schönen, darf nicht zerbrechen in Dir. Du bist der Welt auch schuldig zu geben, was Dir verklärt in höherer Gestalt erscheint, und an Deine Erhaltung besonders zu denken." O welche Unschuld und werbende Treue! Wahrlich, diese Frau war Hölderlins würdig; man fühlt, daß ihm in ihrer milden Nähe Schönheit und Erfüllung entgegenkeimte. Einmal findet sie Trost und Ermunterung in beinahe hymnischen Worten, die an Hyperions letzte Offenbarungen erinnern: „Und wir sollten nicht vertrauen? Wir, die wir täglich Beweise der herrlichen auch uns belebenden Natur haben, die uns nur Liebe zeigt, wir sollten Kampf und Uneinigkeit in unserer Brust hegen, wenn alles uns zur Ruhe der Schönheit ruft?"

Und dann wieder bangt sie vor dem seligen Wunder der erneuenden Liebe, das sich in ihr und durch sie offenbart: „Ich erstaune oft über mich, daß ich schon so weit in die Jahre der Vernunft fortgerückt bin und doch so jung mir scheine." Und es stimmt köstlich zu ihrer schmiegsamen Ruhe und jungfräulichen Zartheit, wenn sie sich gern in Lila und Weiß kleidet, „ganz nach Deinem Geschmack". So sehen wir sie in ihrer Stille, den „Hyperion" in der Hand, und noch einmal durchlebend, was ihrem Dasein Fülle und Erfüllung gegeben; sie sucht sich Ruhe und Sammlung zur Lektüre, denn „Gute, schöne Bücher in einer dazu nicht passenden Stimmung zu durchblättern und nicht mit ganzer Aufmerksamkeit zu lesen, halte ich für Entweihung; sie gehören nur dem, der sie ganz fühlt und verstehen kann". Und noch ein reifes, nachdenkliches Wort dieser einsamen, edlen Dulderin, das so ganz ihr vertrauendes, gläubiges Herz enthüllt und ihre tiefe Erkenntnis des letzten Weltgrundes: „Ich kann das Wort Zufall,

welches ich geschrieben, nicht wieder aus dem Kopf bringen, es gefällt mir nicht, klingt so klein und kalt, und doch finde ich kein anderes. Könnte man nicht auch sagen, die geheime Verkettung der Dinge bildet für uns etwas, das wir Zufall nennen, was aber doch notwendig ist? Wir können wegen unserer Kurzsichtigkeit davon gar nichts vorhersehen und erstaunen, wenn es anders kommt wie wir meinten. Doch gehen die ewigen Naturgesetze immer ihren Gang, sie sind uns unergründlich, und eben darum tröstlich, weil auch das uns noch geschehen kann, was wir nicht einmal ahndeten und entfernt hofften."

Übrigens bietet diese kleine Briefsammlung auch dem Historiker einiges Neue, insofern Diotima über ihre Reise nach Weimar Bericht erstattet und über ihre Besuche bei Schiller und Wieland. (Als sie damals in Jena dem Schützer und Berater ihres trauten Freundes, den sie doch verschweigen mußte, gegenüberstand, wie hastig und dankbar muß ihr gequältes Herz geschlagen haben!) Das Wesentliche und Entscheidende aber bleibt doch jener volle, reine Klang der Liebe, vor dem wir uns ehrfürchtig und hingegeben beugen. Wir blicken auf die Büste Diotimas, welche dem Buche beigefügt ist, auf diese klaren, unverhüllten Züge (Heinse rühmt einmal ihren „reinen, schönen, tizianischen Teint"), und wir begreifen, daß diesem Leben ein rasches Ziel gesetzt war. Innerlich ausgeglüht von geheimer Sehnsucht, so ist sie dahingegangen, von der Hölderlin gesungen: „Du ruhst und glänzest in deiner Schöne wieder, du süßes Licht!" Und man erinnert sich jener anderen Verse, aus denen eine Abwehr tönt gegen alle diejenigen, die mit schielender Ungeduld, mit befleckten Händen zu diesen frommen, bebenden Bekenntnissen greifen wollen:

„An das Göttliche glauben
Die allein, die es selber sind."

E. L. Schellenberg



Luther-Notgeld

Schnitt mal Stein gleich Geld! Dieser rätselhaft erscheinende Rechnungsansatz findet seine Erklärung durch die junge Ehe zweier altbewährter graphischer Vervielfältigungsverfahren. Sie ist berufen, der Gebrauchsgraphik eine neue, blühende Provinz zu erobern. Die edle Griffelkunst, die sich seit jeher willig in den Dienst des täglichen Bedarfes gestellt hat, wird in ihren künstlerischen Entfaltungsmöglichkeiten allzuhäufig durch Forderungen geschmacklicher Unkultur gehemmt. Ein Beispiel stehe für zahlreiche andere.

Als die Hartgeldnot, eine der traurigen Kriegsfolgen, über das metallverarmte Deutschland hereinbrach, regte sich in den Gemeinden der Wille zur Selbsthilfe. In Form von kleinen Geldscheinen wurde Papierscheidemünze geschaffen. Gold-, Silber-, Nickel-, Kupferstücke verschwanden aus dem Geldverkehr. Aluminium- und Eisengeld können infolge Beschränkung der dem Reiche zur Verfügung stehenden Mittel nicht in ausreichendem Maße geschlagen werden. Auf der Suche nach einem geeigneten Ersatzzahlungsmittel entstand das Porzellangeld, das als wertvoller Ausfuhrgegenstand in die Hände meist ausländischer Sammler wanderte. Im Inlande haben es die Wenigsten gesehen.

Der ins Riesenhafte angewachsene Bedarf an Scheidemünze mußte also von den Gemeinden gedeckt werden, trotz aller Unzuträglichkeiten, die in der damit verbundenen Wiederkehr vorväterlich kleinstaatlicher Währungszerrissenheit zu erblicken sind. Aus Gründen der Wohlfeilheit überragt im Ortsgeld der Papierschein die Metallmünze. Wer sogleich gehofft hatte, mit dem Papiernotgeld einen gewaltigen Aufschwung des graphischen Gewerbes zu erleben, sah sich zunächst enttäuscht. Die Eile, mit der das Notgeld die Druckpressen verlassen mußte, die notgeborene Forderung allerniedrigster Herstellungskosten, ermöglichten in den ersten Monaten zumeist Geldscheingebilde der Art, die einem geläuterten Geschmack ein Dorn im Auge war.

Später, nachdem die ungebesserten Zeitverhältnisse die Notwendigkeit längerer Beibehaltung des Ersatzgeldes zwingend dartaten, auch als sich die Sammler seiner als eines begehrten Gegenstandes in steigendem Maße bemächtigten, wurde größere Sorgfalt auf die Verwendung künstlerischer Entwürfe gelegt. Es entstanden bunte Geldbildchen, auf denen ein oft entzückender Humor sich auslebte, die auch einem verwöhnteren Geschmack entgegenkamen. Immer aber noch wirkten die kleinen Raumabmessungen der wenigen Zentimeter im Geviert einem großzügigen Bildeindruck selbst dort entgegen, wo der Entwurf zu ihm emporgestrebt hatte. Hinzu kam die weicher Wirkung zuneigende Linienführung und Farbgebung des reinen Steindruckverfahrens. Das Liebigbild blieb immer noch in gefährliche Nachbarschaft gerückt, das Spielerische des beschränkten Formats ließ sich auf diesem Wege nicht überwinden.



(Schriftseite auf allen Scheinen gleich)

Wie so oft im Gange der Entwickelung, kam auch hier ein äußerer Anlaß der bedrängten Kunst zu Hilfe. Am 7. April des Jahres 1521 wurde der Begründer der protestantischen Kirche, der Reformator und Bibelübersetzer Doktor Martin Luther auf der Reise zum Reichstage nach Worms, woselbst er für seine neue Lehre den Rechtfertigungskampf in eigener Person führen sollte, von seiner lieben und getreuen Stadt Erfurt mit festlichem Gepränge empfangen. Die Feier dieses Tages von weltgeschichtlicher Bedeutung beschloß der gegenwärtige Stadtmagistrat durch Herausgabe eines eigenartigen Jubiläums-Luther-Notgeldes besonders denkwürdig zu gestalten. Die Ungunst der Zeiten verbot die Prägung jeder äußerlich kostbar gearteten Schaumünze. Was lag näher


Begrüßung Luthers in Erfurt am 7. April 1521
(Roter Unterdruck, Nr.-Bezeichnung 2)



Luther in Unterredung mit Staupitz im Augustiner Kloster zu Erfurt
(Gelber Unterdruck, Nr.-Bezeichnung U)

als der Gedanke, zum Papiergeldschein zu greifen? Der bekannte Erfurter Maler und Graphiker Alfred Hanf erhielt den Auftrag, fünf Begebnisse aus dem Leben Luthers im Bilde festzuhalten. Im Schwarzweißverfahren finden seine inzwischen geldgewordenen Entwürfe hier Wiedergabe.

Es ereignete sich das unerwartet Neue, das in seiner verblüffenden Einfachheit überraschte und in Fach- und Sammlerkreisen sogleich begeisterte Aufnahme fand. Der Künstler ging in seinen Entwürfen auf den Holzschnitt zurück. Er brachte diese lange hintangesetzte älteste graphische Ausdrucksform wieder zu Ehren. Den Holzschnitt fertig auf die kleine Form anzuwenden, untersagte sich von selbst, infolge der verhältnismäßig baldigen Abnutzung, der die Holzplatte unterworfen ist. Er fand einen Ausweg in der Ehe zwischen Holzschnitt und Steindruck. Die auf den Stein in der Größe von 7 zu 9 cm mechanisch übertragene Holzplatte lieferte Abzüge von starker, urwüchsiger Bildhaftigkeit, die großzügige Wirkung auf engstem Raume deutlich erkennen läßt. Des Rätsels Lösung war gefunden.



Luther bei der Bibelübersetzung
(Grüner Unterdruck, Nr.-Bezeichnung Th)

Von der störenden Unruhe der früheren Bildchenspielerei ist nichts mehr zu bemerken. In Flächen aufgeteilt, stehen Licht und Schatten in gesättigter innerer Ruhe zueinander. Eine Welt im kleinen wirkt groß und tief. Jeder der Scheine, 50 Pfennige an äußerem Wert geltend, erweckt den Eindruck eines Urbildes. Eine von kleinlichen Sonderwünschen unbevormundete Künstlerhand grub mit sicherer Messerführung den Span aus der Platte, ließ stehen, was stand, besserte nichts nach, glättete nicht, feilte

nicht aus. Die Formensprache ist flächig und kantig, nicht geziert und nicht gerundet. Eine in Einzelheiten sich verlierende Beschreibung der bildlichen Darstellungen erscheint unnotwendig. Sie sprechen wirklich für sich selbst. Wie zwischen mächtige Säulenpaare sind sie zwischen kernige Lutherworte in senkrechter Aufreihung quadratisch eingespannt. Daß sparsamste Ausdrucksmittel vollauf hinreichen, Kraft und Stärke tiefer Empfindung zu vermitteln, zeigt jener Schein in erhöhtem Maße, auf dem der Bibelübersetzer aus dem Dämmer der Wartburgzelle der hereinstrahlenden Sonne zugekehrt ist.



Luther in der Augustiner Kirche zu Erfurt predigend
(Blauer Unterdruck, Nr.-Bezeichnung E)

Die Entstehungsart der den Bildern beigegebenen Schriftworte rechtfertigt einen besonderen Hinweis. Nicht in der Starre toter Satzschrift beigesetzt, wurde sie bildgleich handgeschnitten, so wie es dem schaffenden Künstler der Augenblick eingab. In der Anordnung der Punkte, Zeichen und Raumfüllungen sich von der Enge der Handwerksregel lösend, wuchs der einzelne Buchstabe vom Kern nach dem Rande, nicht etwa vom Umriß nach dem Innern hin, wie es bei gewöhnlichen Schriftzeichnern des Landes leidiger Brauch ist. Nach dem Entwurfe selbst, nicht nach einer Durchpausung erfolgte der Schnitt in die Platte, jedem einzelnen Teile das wurzelechte Gepräge gebend.

Die Bildhaftigkeit der Vorderseiten wurde durch die Anbringung des den Verwendungszweck dartuenden Textes auf die — der ganzen Reihe gemeinsame — Rückseite weiter verstärkt. Die auf ihr kräftig hervortretende gotische 50 des Mittelfeldes, Luthers Wappen und das Erfurter Rad in den Strahlenkränzen der kleineren Seitenfelder links und rechts, bezeugen



Luther als Reformator
(Violetter Unterdruck, Nr.-Bezeichnung N)

die geschickte geometrische Raumaufteilung, die durch den ferneren unerläßlichen Bestimmungstext ergänzt wird. In der Reihenbezifferung wurden statt der Zifferzeichen 1 bis 5 die Buchstaben L, U, Th, E und R — zusammengestellt den Namen Luther ergebend — gesetzt. Die Druckausführung erfolgte schwarz auf sattfarbigem Grunde: rot, gelb, grün, blau und violett. Durch welliges Wasserzeichen und Wertpapiermaserung auf der Rückseite sind Fälschungen erschwert. Der Prägestempel ist im Ton des Unterdruckes ausgeführt.

So wurden als Schlußglieder einer Kette äußerer Zufälligkeiten, ein künstlerisch vollwertiger Geldersatz, und in der Verbindung von Holzschnitt und Steindruck ein geeignetes Mittel gefunden, geschmacklichem Niedergang der Gebrauchsgraphik zu wehren und das Anwendungsgebiet dieses wichtigen Zweiges der Griffelkunst fruchtbar zu erweitern.

Walter Bähr



Das Redentiner Osterspiel im Dom zu Lübeck

Um unseren ehrwürdigen Dom, Heinrichs des Löwen hehres Denkmal in unserer Stadt, hängt der Frühling eben seine grünen Schleier, und Auferstehungsgedanken weben durch dieses vornehmstille Seitab, mag auch das kirchliche Osterfest längst vorüber sein. Heute hat sich drinnen alles zusammengefunden, was am geistigen Leben deutscher Art bei uns noch Anteil nimmt — vom Bürgermeister bis zum Schuljungen —, alles, was sich noch ein Herz bewahrt hat für die jungfrischen Vorstöße zur Verinnerlichung und zur Heimführung unseres Volkes zu seinen wahren unzerstörbaren Schätzen durch künstlerische Darbietungen. Die Jugend, die auf den Schlachtfeldern den Lohn nicht fand, im Reiche der Kunst wird sie ihn finden. Hier gibt es nur Aufbau und ehrfürchtiges Streben bei frohem Geben. Geschäftstüchtigkeit, planmäßiges Irreführen und gewissenlose Kräftevernichtung im Gegeneinanderwüten der Parteien haben keinen Kurs.

Die Mitglieder der Gümbel-Seiling-Truppe der Frau Maria Haide aus Starnberg, einer Truppe von Laien-Schauspielern, dabei junge Studenten und Schüler, wollen uns, nachdem das Schauspiel an die 500 Jahre aus den Kirchen verbannt war, auf geweihtem Boden das alte Redentiner Osterspiel vorspielen.

Ich habe schon am Abend vorher an einer köstlichen Aufführung Hans Sachsischer Komödien und Fastnachtsspiele durch die Truppe in der Aula eines unserer Realgymnasien meine Freude gehabt. Die Gestalten des selig duselnden und haltlos schmunzelnden Petrus, der sich auf Erden ungehörig vergnügt hat, und des fahrenden Schülers, der einträgliche Aufträge ins „Paradies" übernimmt, stehn mir noch in ihrer drastischen Komik, wie sie der kindlich-künstlerischen Freude an den irdischen Gebrechen auch der Heiligen, der Einfältigen und Selbstgerechten entspringt, vor Augen. Es war da eine so frischzupackende Keckheit in der holzschnittderben Charakterisierung zum Ausdruck gekommen, daß sie uns alle erquickt und mitgerissen hatte. Die übermütige Laune, mit der diesen Einfällen ohne alle anspruchsvolle Umrahmung plastischste Gestalt gegeben worden war, hatte so zündend gewirkt, daß wir allen Elends umher hatten vergessen können und wieder an das unverwüstlich schöpferische Leben unseres Volkes zu glauben anfingen. Man spürte etwas von jenem Genie, das die Zeitgrößen auf der Weltbühne so ganz vermissen lassen. Gottlob! so gab es doch noch unverrottetes Leben, das nicht vor dem Erfolg der geistigen Armut am Boden kroch und winselte; so gab es noch deutsches Gut, an das kein Franzos mit seiner hohlfrechen Triumphatorlaune und seiner kulturlosen Sucht, zu zerstören oder zu besudeln, herankonnte.

Wie werden diese jungen Künstler sich wohl im Rahmen eines Kircheninnern mit einem biblischen Stoff abzufinden wissen? Die Frage beschäftigte mich, wenn ich auch nicht einen Augenblick zweifelte, daß ihrer hingabefähigen Jugend auch dieses Werk gelingen werde. Ganz

neue Kräfte mußten sich hier offenbaren. Hier konnte ein Heiliger ja nicht mehr durch sein Allzumenschliches interessieren. Es galt hier, selbst Menschen, ja Teufel dem Eindruck des Heiligen dienstbar zu machen. Nur eigenes religiöses Fühlen vermag Herzen zum Himmel zu erheben, vermag im künstlerischen Gestalten einem religiösen Drange des Aufnehmenden genugzutun und verschüttete Empfindungen selbst da wieder zum Leben zu erwecken, wo man sich auf seine glaubenslose Vernünftigkeit etwas zugute zu tun liebte. Solche Kräfte der Seelen aber sollten uns nun mit den geringsten Mitteln ein gewaltiges Geschehen in stilvoller Abrundung und Durchdringung so vor die Sinne stellen, sollten Licht und Schatten, Humor, Tragik und Erhabenheit in wechselnden Bildern ohne Sentimentalität so ineinander verweben, daß der Eindruck ein der Bedeutung des Vorwurfs entsprechender wurde.

Das Bild der nächtlichen Kirche mit dem versammelten „Volk" war der würdigste Rahmen für ein Werk lebensvoller und starker Volkskunst von der niederdeutschen Art dieses Osterspiels. Das primitive Bretterpodium füllte das Mittelschiff unter der Orgel der Breite nach so ziemlich aus. Diese Bühne empfing ihr Rampenlicht von einer Reihe Kerzen, die auf einem Brett in halber Höhe des Podiums befestigt und von einer hinter jeder aufgehängten Papierfahne gegen das Publikum abgeblendet waren. Der Zugang zur Bühne geschah über Treppen rechts und links von einer Kapelle rechts her. Als einziges Bühnenrequisit bemerkte man eine dreistufige Erhöhung im Hintergrund, die als Grab, Eingang zur Hölle und Sockel für einzelne Gruppenbildungen dienen konnte. Rund um diese Bühne herum hatten die Zuschauer es sich in Kirchenstühlen und Bänken, wie auf allem was eine erhöhte Sitzgelegenheit bot, bequem gemacht. Der Balkon im Rücken der Schauspieler unter der Orgel war ebenso besetzt wie seitwärts davon eine noch höhere Galerie dicht unter den Wölbungen der Decke. Die Hauptmenge füllte das lange Mittelschiff der Kirche, das, von nur wenigen Kerzen durchschimmert, wundersam in rötlichgelber Dämmerung verschwamm, aus der geisterhaft das riesige Kreuz vor dem Altar sich loslöste. Wer sich nicht sehr frühzeitig eingefunden hatte und doch nach vorn vorzurücken wünschte, mußte sich vor denen, die sich bereits eingenistet hatten, als erfindungsreicher und verwegener Turner produzieren und über Bühne und hohe Stuhllehnen hinwegklettern. Auch ließ es sich die Nächstenliebe nicht verdrießen — zwar nicht eben Gichtbrüchige durchs abgedeckte Kirchendach herabzulassen, aber doch alte Mütterchen und würdige Gelehrte aus grauenvollem Gedränge über den Feuerkreis der Rampen hinweg in die friedlichen Gründe unter die zum Schauen Bestellten hinunterzubugsieren. Sicher stimmten alle diese kleinen Vorgänge vortrefflich zum Geist der wackeren Nürnberger Meistersinger wie des Dichters unseres Osterspiels und auch zur Auffassung und Ausgestaltung dieses Spiels durch die Starnberger Truppe, die endlich, nachdem Orgel und gemeinsamer Gesang die Aufführung eingeleitet hatten, ihre Engel vorschickte.

Was soll ich von dem Werke sagen? Dieses 1464 auf dem zum Kloster Doberan gehörigen Hofe Redentin bei Wismar in Mecklenburg wahrscheinlich von einem Geistlichen ursprünglich plattdeutsch niedergeschriebene Osterspiel ist jedem zugänglich. (Dat öllste Mäkelbörger Osterspill von Peter Kalff up Redentyn in heutiges Mäkelbörger Platt överdragen von Gust. Struck, Rostock 1920. Außerdem Ausgaben von Frybe, Bremen 1874, C. Schröder, Norden und Leipzig 1893 u. a. Der der Aufführung zu Grunde gelegte Text: Ausgabe von Gümbel-Seiling. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) Es gilt als ein Werk, das in bezug auf die kraftvolle Charakterisierung der Figuren in seiner Zeit kaum seinesgleichen hat. So wie es hier zur Darstellung gebracht wurde, übte es eine sichtlich sehr starke Wirkung auf die Gemüter aus. Es war ein Gottesdienst, wie er eindringlicher nicht wohl gedacht werden kann. Gar manchem werden diese Gestalten unvergeßlich bleiben. So die edelschlanke des auferstandenen bartlosen Christus mit dem hoch emporgeschwungenen langen schmalen Kreuz, mit dem weißen Untergewand und dem purpurroten Mantel. Welch ein leidenschaftlicher Ausdruck hohen Ernstes und reinsten Wollens glänzte aus seinen Augen! Welch eine geistige Kraft belebte und

bändigte seine sicheren Bewegungen! Wie hell leuchtete diese Jugend! Und wie herrlich in Klarheit hintönend war sein Pathos! Die gemessenen Bewegungen und Deklamationen der Erzengel, das unbewegliche Hinausschauen ihrer Blicke, das keine Starrheit war, vielmehr ein Versunkensein in ewige Herrlichkeiten verkündete — das alles rührte dadurch, daß es wohl an Kirchenstatuen und Gemälde erinnerte und doch mehr war als sie — gegenwärtiges Leben — und entzückte zugleich durch den inneren Adel der schönen weißen Gestalten. Und das um so eigener, da die kleineren Engel neben ihnen in weißen Kleidern, mit roten Bäckchen, wohlgekämmt, ganz den stumpfen, eigensinnigen Ausdruck kleiner Bauernmädels hatten, die zu hohen Würden gelangten. Geradezu wundervoll aber wirkte unter den zur Heiligkeit Erlösten Adam. Ich werde mir den ersten Menschen künftig als beseeltes Wesen kaum noch anders als so vorstellen können. Michelangelos Verkörperung in der Sixtina ist doch eben nur die Verkörperung eines Gottesgedankens; hier war alles zum Sichbewußtwerden ringendes Eigenleben in der Erscheinung. Die in diesem schweren inneren Ringen etwas vorgekrümmte, noch ungelenke und gleichsam in ihrer Kraft ungelöste stattliche Gestalt im lila Gewand, die krampfhaft sich ballenden Hände, die unter einem Heben der Schultern sich versteifenden Arme, die ganze in ihrer Derbheit und Herbheit schöne und innige Jugendlichkeit des Spielers und dazu diese gläubig leuchtenden Augen — das alles machte die Heiligung, die Entlastung von aller Sünde, eine Seligkeit, die an sich selbst noch nicht zu glauben wagt, geradezu sichtbar. Die Stimme aber tönte so sonor wie dunkle Feierglocken — einfach — fast einfältig. Auch die anderen Heiligen waren schön und kraftvoll charakterisiert. Vor allem noch Jeremias mit dem Theologeneifer des Propheten und die feingliedrige, durchgeistigte Gestalt Johannes des Täufers, — kein Grübler, aber der Asket in der Wüste, der große Ahner und frohe Verkünder, der sein Blut überwunden hat, der Vorläufer seines Herrn.

Und um das Lichte durch die schwärzesten Schatten zu heben, raste das höllische Volk des gefährdeten Luzifer über die Bühne, eine Herde grotesker Fratzen. Er selbst, der Fürst des Bösen, in seiner fahlen Häßlichkeit fast beängstigend neben dem kleinen in seiner keifenden Bösartigkeit possierlichen Satan. Und um beide herum das übrige polternde und fauchende Gelichter, geschwänzt, mit Molchskämmen und schwarz wie die Abgründe der Sünde. Selbst hier aber gab es nirgends zur Manier Gewordenes. Wort, Gebärde, Bewegung muteten überall an wie unmittelbar aus dem Erleben entsprungen.

Zwischen den beiden Gruppen aus dem Jenseits bewegten sich die erdigen Gestalten der Grabwächter, des Pilatus und der Hohenpriester, scharf und kantig umrissen, in ihrem Fühlen am Boden flatternd, in ihren Gedanken in das Triviale verstrickt. Auch die Vertreter dieser Rollen halfen mit vielem Geschick das Ganze zum harmonischen Kunstwerk abzurunden.

Es ward wohl jedem Zuschauer offenbar, daß bei einer Aufführung wie dieser jede Kulisse, als von der Umrahmung durch Kirche und Zuschauer abtrennend, nur als eindruckzerstörend hätte empfunden werden können. Die Bildhaftigkeit des Menschenmaterials in seinen wechselnden Gruppierungen genügte für die Verlebendigung der Dichtung völlig.

Als ich durch die Nacht heimging, erfüllte mich eine große hoffnungsvolle Freude. Kann deutsche Jugend die Herzen so erheben, so braucht uns um ein Wiedergesunden des Volkes nicht gar so bange zu sein. Eine Durchgöttlichung wird immer nur in wenigen Menschen vor sich gehn. Wendet sich aber eine Kunst an alles Volk, wie diese, so wird ihre Segnung wenigstens allen zuteil werden, die berufen sind, und sie wird damit imstande sein, diese vom Tage zu reinigen und zu erlösen. Und da bin ich des frohen Glaubens, daß deutscher Geist, der so erst einmal geweckt wurde, jeden niederen Feindes endlich Herr werden muß, wälze er sich nun gierig draußen an den Grenzen auf den billigen Lorbeeren oder drinnen im schweißlos erworbenen Papiergeld herum. Man öffne nur getrost überall im Lande diesen Schauspielern die Gotteshäuser!

Julius Havemann

Türmers Tagebuch

Weltpolitische Möglichkeiten
Die Sozialdemokratie als Schrittmacherin des Kapitalismus
„Illusionsgewinne der Industrie“

In der Nacht vom 10. auf den 11. Mai hat sich der Reichstag für die Annahme des Ultimatums entschieden. Die Begleitumstände dieses hochpolitischen Vorganges sollten so bald nicht vergessen werden. Es war eine Falstaffiade, wie sie selbst im parlamentarischen Leben Neudeutschlands noch nicht geschaut worden ist. „Schon die Tage vor dem Entschluß“, schildert Dr. E. Jenny im roten „Tag“ seine Eindrücke, „boten ein erbärmliches Schauspiel. Wo ein Heros reckenhaft hätte emporwachsen müssen, da machte sich ein klägliches Gewimmel der Parteizwerge breit. Seit Wochen dauerte es, ohne daß eine Regierung zustande kam. In der letzten Nacht vollends ging's zu wie in einem Ameisenhaufen. Kopflos war das Volk, denn es besaß keine Regierungsgewalt mehr. Ratlos, hilflos, ohnmächtig lief das Gewimmel durcheinander, das sich zu einem Entschluß hätte aufraffen sollen. Wie auf einer Flimmerleinewand tauchten neue Reichskanzler und neue, bunt zusammengewürfelte Ministerien aus dem Dunkel und verflogen wieder. Ein ausländischer Berichterstatter meldete seinem Blatt höhnisch, alle Stunde gäbe es ein neues Kabinett. Niemand wußte mehr aus noch ein.“ ... Und dieses Geschiebe hin und her, dieses Aufstehen und Wiederumfallen, dieses Gewisper und Köpfezusammenstecken in geheimen Klausen, dieses Fangballspiel mit der Verantwortlichkeit von Partei zu Partei währte so lange, bis der Präsident der Republik mit Fahnenflucht drohte und der Außenminister andeutete, daß bei weiterem Zögern die von der Entente gestellte Frist verpaßt sein würde. Da endlich, unter diesem äußersten Drucke, kam jenes klägliche Ja zustande, aus dem die ganze heillose Zerfahrenheit unseres gegenwärtigen Regierungssystems herauszitterte. Denn das konnte ja eine blinde Frau mit dem Krückstock fühlen: nicht die Sorge um das Reich, sondern um die Wählergefolgschaften hat den Gesalbten des Volkes die Entscheidung so grausam schwer gemacht.

Nun ist sie gefallen, und die liebe deutsche Seele wird, wofern keine Zahlungsstockung eintritt, wenigstens in der Reparationsfrage für das nächste halbe Jahr Ruhe haben. Es wäre nutzlos vergeudete Zeit, nachträglich über die Gründe des

Für und Wider zu streiten. Auffallend ist, daß bei der Erörterung, ob Annahme oder Ablehnung das kleinere Übel sei, der wirtschaftliche und ethische Gesichtspunkt den weltpolitischen so völlig in den Hintergrund drängte. Immer und überall stand im Mittelpunkt die bange Erwägung: Können wir gegebenenfalls das Diktat erfüllen? Es soll hier gewiß nicht für die politische Immoral eine Lanze eingelegt werden, aber daß eine Überspitzung des ethischen Gefühls in der Politik ganz und gar unangebracht ist, wird außerhalb der deutschen Grenzpfähle kein Mensch bezweifeln. Adolf Grabowsky bezeichnet es in der Zeitschrift „Das neue Deutschland" sehr mit Recht als einfach widersinnig, wenn man bei uns mit Vorliebe deshalb auf England schimpft, weil es nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht sei. „Eine entsetzlich egoistische Nation, so sagt man. Als ob die Außenpolitik eines Staates darin bestände, den Vorteil der anderen wahrzunehmen! Im übrigen sind es weniger unklare Pazifisten, die derart reden, als stramme Alldeutsche, die für Deutschland selber eine Machtpolitik sogar zu einer Zeit empfehlen, wo wir gar keine Macht mehr einzusetzen haben. Vermeine ich, einen Staat zur Vernachlässigung des heiligen Egoismus bringen zu können, so bin ich wahrscheinlich ein sehr guter Mensch, aber sicher ein sehr schlechter Politiker. Die Aufgabe kann vielmehr nur sein, eine Lage herzustellen, in der mein heiliger Egoismus mit dem heiligen Egoismus des anderen übereinstimmt."

* * *

Diese Aufgabe ist es, an der sich die deutsche Diplomatie wieder aktionsfähig machen könnte. Zeit dazu wäre es. Denn langsam beginnt sich der Nebel über dem weltpolitischen Chaos zu zerteilen und gewisse feste Umrißlinien treten deutlich erkennbar auf dem bisher verschwommenen Bilde hervor.

Den Angelpunkt der internationalen Lage bildet die Flottenrivalität zwischen England und Nordamerika. Sie drängt, wenn keine Einigung auf ein die Machtverhältnisse der beiden Wettbewerber ausgleichendes Bauprogramm erfolgt, mit natürlicher Zwangsläufigkeit auf eine gewaltsame Entladung des Interessegegensatzes hin. Die auswärtige Politik Englands sowohl wie Amerikas zielt darauf ab, sich durch Bündnisse für den Kriegsfall zu sichern. Frankreich als die nunmehr stärkste Militärmacht des Kontinents kommt hierfür in erster Linie in Frage. Das Kabinett Clémenceau war bereit, um den Preis der Auslieferung Deutschlands unters englische Ehejoch zu kriechen, d. h. den Bündnisvertrag mit England zu unterzeichnen. Der französischen Eitelkeit erschien aber die Rolle einer Buhlerin begehrenswerter, die sich ohne feste Bindung von zwei Kavalieren zugleich aushalten läßt. Ein solches dreieckiges Verhältnis, wie Briand es als Nachfolger Clémenceaus als einen rocher de bronze zu stabilisieren versuchte, liegt aber keineswegs in Englands Sinn. Daher Lloyd Georges graziöse Fußtritte. Die Zuwendungen aus dem deutschen Konto werden in dem Augenblick eingestellt, wo die Dame Frankreich ernsthafte Neigung zu einem Techtelmechtel mit Washington verrät. Es gehört die ganze kleinbürgerliche Einfalt eines Zahlabendpolitikers dazu, wenn der „Vorwärts" sich das Eintreten Lloyd Georges für Oberschlesien so auslegt, als habe die mannhafte Haltung der deutschen Sozial-

demokratie in der Ultimatumsfrage den englischen Staatsmann zu der Einsicht bekehrt, daß es nunmehr an der Zeit sei, den „Weg der Gerechtigkeit“ zu beschreiten.

Die Besetzung des Ruhrgebiets, Frankreichs sehnlichstes Ziel, ist durch die Annahme des Ultimatums fürs erste verhindert worden. Aus dieser Situation ergeben sich für die nächste Zukunft der französischen Politik drei Möglichkeiten, die Dr Östreich, der während des Krieges auf einem Außenposten in Südamerika tätig war, knapp und klar wie folgt kennzeichnet:

„Die Franzosen entschließen sich, entweder allein gegen Deutschland vorzugehen, ohne sich um die Zustimmung Englands, Nordamerikas, Italiens, Belgiens und Japans zu kümmern, sich die deutsche Beute zu sichern und sich so schnell wie irgend möglich stark gegen jeden Einspruch der anderen Alliierten zu machen. Der englisch-nordamerikanische Gegensatz käme ihnen dabei zu Hilfe. Nordamerika würde wohl niemals zugeben, daß England Frankreich zur Ohnmacht herabdrückt. Andererseits hätte England ein übermäßiges französisches Erstarken zu befürchten und müßte für die Zukunft vorbauen, indem es sich auf dem europäischen Festlande nach anderen Stützen, und zwar auch gegen Frankreich, umsähe: in erster Reihe kämen dafür Deutschland und Rußland in Betracht.

Die zweite Möglichkeit wäre, daß die Clémenceau-Partei ans Ruder käme und das von England vorgeschlagene Bündnis einginge, das seine Spitze gegen Nordamerika richtet. Dann würde Nordamerika genötigt sein, sich an Englands und Frankreichs Gegner anzuschließen, in erster Reihe außer China an Deutschland und Rußland, und sie so schnell wie möglich noch vor der Katastrophe aktionsfähig machen.

Die dritte Möglichkeit wäre, daß Frankreich für Amerika optiert: dann würden wieder England und Italien sich andere Verbündete suchen müssen, und wieder in erster Reihe Deutschland und Rußland.“

Die ganze zukünftige Politik der übrigen Mächte, vornehmlich also Japans, Italiens, Belgiens hängt von der Lösung ab, die der englisch-nordamerikanische Gegensatz und der englisch-nordamerikanische Wettkampf um Frankreich finden. Deutschland aber, das Ausgleichsobjekt, wird wie ein Seismograph alle Kurvenschwankungen dieses unterirdischen Gestaltungsprozesses vorweg an sich verspüren — wie es nun einmal deutsche Art ist: bald himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt.

* * *

Ist es wirklich richtig, angesichts der kritischen, auf unabsehbar wichtige Entscheidungen zutreibenden weltpolitischen Lage bei unsern Entschlüssen immer nur fast ausschließlich die wirtschaftliche Seite der Dinge zu berücksichtigen? Heißt das nicht, mit Insektenaugen in die Zukunft blicken? Durch das fortwährende angstvolle Hinstarren auf den Riesenberg übernommener Lasten verkümmert das Sehwerkzeug und versperrt sich selbst den Ausblick über des Stromes Weiten. Dem Führer der Volkspartei, Dr Stresemann, hat ganz offenkundig das weltpolitische Gewissen geschlagen und er hat unverkennbar bis zum letzten Augenblick geschwankt, ehe er sich unter dem Druck der wirtschaftstheoretischen Ratgeber der Partei zögernd entschloß, einem verkappten Erzberger-Kabinett die Führung des

Staatsschiffes zu überlassen, dessen Steuerung nach festem außenpolitischen Kurs damit wieder einmal auf lange Zeit hinaus vereitelt ist.

Die Annahme des Ultimatums stellt uns nach fast dreijähriger Verhandlungsperiode vor festgefügte, vollendete Tatsachen. Damit schwindet aus der öffentlichen Diskussion der Streit um das „Annehmbar“ oder „Unannehmbar“, der die Gemüter ähnlich erhitzt hat wie die Auseinandersetzung über die Schuldfrage am Kriege. Die Entgiftung der innerpolitischen Luft hat also einen weiteren Fortschritt gemacht. Fehlt nur noch, daß wie die Gefolgschaft der Extremisten von links auch die derer von rechts zugunsten einer ruhigeren Auffassung der Sachlage abbaut. Der Rechtsradikalismus nährt sich von der Hoffnung, daß wir durch ein gewaltsames Aufbäumen das Joch der Entente abschütteln könnten. Die „Alldeutschen Blätter“ rieten dem „deutschen Volke“ noch vor kurzem, es solle sich aufraffen, „den Versailler Friedensvertrag in Fetzen reißen und den Feinden vor die Füße werfen“. Was soll nun solch unsinniges Beißen in die eiserne Kette, das dieser nichts, wohl aber den eigenen Zähnen schadet? Ähnliche, fast schon mehr pathologisch anmutende Äußerungen finden sich indessen immer wieder auch in sonst ganz vernünftigen nationalen Blättern. Von der Politik gilt noch mehr als von anderen Gebieten, daß die gute Gesinnung nicht den Mangel an Talent entschuldigt. Wem das psychologische Augenmaß für die Dinge ringsum so ganz abgeht, dem sollte wenigstens die Gelegenheit genommen werden, noch andere anzustecken. In einer Plauderei „Eine Stunde bei Ludendorff“ berichtet Kurt Borsdorff in der „Deutschen Zeitung“ über eine Unterredung mit dem Feldherrn, der dringend vor allen Unbesonnenheiten innerhalb und außerhalb des Staates warnt. „An Krieg ist nicht mehr zu denken ..., auch ein Auflehnen gegen die Entente zwecklos ...“, so gehen seine Gedankengänge. „Die Sanktionen werden hingenommen werden müssen, vielleicht bergen sie den Anfang unserer nationalen Wiedererweckung.“

Ludendorffs Zeugnis sollte doch eigentlich genügen. Und im übrigen: die Weltgeschichte läßt sich ihren Lauf nicht auf Generationen hinaus vorschreiben. Das darf uns ein Trost sein.

* * *

Der Radikalismus beider Richtungen scheint endlich den Höhepunkt seines Erfolges hinter sich zu haben. Die Massen sind einfach des unholden Treibens phantastischer Heißsporne müde. Es finden sich immer weniger Dumme, die gewillt sind, illusionistische Kastanien aus dem Feuer zu holen. Ein erfreuliches Zeichen der Gesundung, aber man täusche sich nicht darüber, daß der große innerpolitische Konflikt, der Machtkampf zwischen Sozialismus und Kapitalismus, deswegen noch lange nicht einer Lösung oder auch nur einem Ausgleich näher gebracht ist. Das Ultimatum haben neben dem Zentrum vor allem die Sozialdemokraten mit ihrer verantwortlichen Unterschrift gedeckt. Wieweit die übernommene Verpflichtung praktisch durchgeführt werden kann, bleibe hier unerörtert. Sicher ist, daß die Sozialdemokratie alles tun wird und muß, um die Verpflichtung zu erfüllen. Dr Paul Lensch, ein Sozialdemokrat, gegen den zurzeit ein Ausschlußverfahren schwebt, untersucht nun in der „Deutschen Allg. Ztg.“ die Frage, wohin

die Sozialdemokratie durch die ihrer harrende Aufgabe geführt wird. Leute, die man aus einer Partei entfernt, sind gewöhnlich weniger von des Gedankens Blässe angekränkelt, als es dem hohen Bonzentum um seiner Gläubigen willen lieb ist. Und wirklich verdient, was Lensch darlegt, Beachtung: „Daß durch ein noch so phantastisches Steuersystem, durch dessen Ausbau die Sozialdemokratie hoffen dürfte, die Hauptlast von den Schultern der Arbeiterklasse abzuwälzen, die Ententeforderungen nicht annähernd erfüllt werden können, darüber ist sie sich selber natürlich völlig klar. Wodurch denn aber sonst? Nun, durch nichts anderes, als durch einen systematischen Ausbau des — Kapitalismus. In der Tat kann nur die rationelle Ausgestaltung dieser Produktionsweise, als deren historische Eigenart Marx die unerhörte Steigerung der gesellschaftlichen Produktivkräfte pries, die Möglichkeit wenigstens in Aussicht stellen, den übernommenen Verpflichtungen gerecht zu werden. Die Einverleibung der modernsten technischen und wissenschaftlichen Errungenschaften in den Produktionsprozeß, die bisher das Zwangsgesetz nur der Konkurrenz waren, wird in Zukunft auch das Zwangsgesetz der Politik bilden. Normenbau und Typenwesen, Psychotechnik und Taylorsystem, Dinge, die in letzter Zeit dem deutschen Wirtschaftsleben sich zu nähern begonnen hatten, werden ihm in Zukunft das Gepräge aufdrücken. Und alles das unbeeinflußt von sozialistischen oder sozialisierenden Eingriffen, sondern lediglich gestellt unter den einen Gesichtspunkt: Steigerung der Produktion, und zwar nicht um den gesellschaftlichen Reichtum in Deutschland, sondern um ihn in den Gebieten der Landesfeinde zu heben."

Diese trübe Voraussage, deren Erfüllung eine tiefe geschichtliche Ironie bergen würde, hat viel Wahrscheinlichkeit für sich.

* * *

Sollen wir uns darüber freuen, die Sozialdemokratie in einen tragischen Zwiespalt gedrängt zu sehen, dem sie eigentlich nur durch ihren Rückzug aus der Regierung entrinnen kann? Wem nicht das Wohl der Partei über das des Reiches geht, wem die Überwindung des inneren Haders und das Verwachsen zur Volksgemeinschaft sehnlichstes Ziel ist, und wer da wünscht, daß Deutschland dermaleinst wieder nach außen hin bündnisfähig werde, der wird diese Frage aus vollem Herzen verneinen. In der soeben beendeten Phase des Ringkampfes hatte der sozialistische Gegner das Übergewicht; in der kommenden wird voraussichtlich das großkapitalistische Unternehmertum die Vorteile auf seiner Seite haben.

Der Handelsteil der Blätter bietet gerade jetzt in den Abschlußberichten des verflossenen Geschäftsjahres ein Spiegelbild der geradezu wüsten Profitorgien, die sich auf den Trümmern unserer Wirtschaft ausgetobt haben. Die Nutznießer all dieser Riesengewinne auf Kosten der Allgemeinheit sind doch leider nicht nur in den Gesinnungskreisen des „Berliner Tageblatts" zu suchen. Auch innerhalb der Rechtsparteien machen sich mächtige Gruppen und Kliquen breit, die ihren Sonderbestrebungen mit naiver Selbstverständlichkeit das nationale Mäntelchen umzuhängen wissen. Nur so ist es auch zu verstehen, wenn der Arbeiter stets geneigt ist, in jedem Angehörigen der nationalen Parteien so etwas wie einen Kapitalisten zu sehen, obwohl die kapitalistische Oberschicht an sich ziffernmäßig

nur einen geringen Bruchteil der Parteien darstellt. Im direkten Mißverhältnis hierzu ist seit der überhasteten Neugestaltung des Rechtsflügels in den Novembertagen der Einfluß dieser Gruppe auf den Gesamtapparat ständig gewachsen, sie ist es, die mehr oder minder offen unter fortwährender Hervorkehrung des wirtschaftlichen Momentes die allgemeine Marschroute regelt. Es läßt sich recht wohl denken, daß bei andersartiger, gerechterer Machtverteilung Positiveres, eine wirkliche Aufbauarbeit, hätte geleistet werden können. Das besitzlose Bürgertum, ohne dessen Stimmenzahl die Wirkungsmöglichkeit der Rechtsparteien auf ein Nichts zusammenschrumpfen würde, hat sich diesen doch nur angeschlossen im Vertrauen auf die zielbewußte Innehaltung einer wahrhaft „deutschen" und „nationalen" Politik, und sicherlich auch ohne zu ahnen, daß von Partei wegen jemals das Gesamtwohl des „Volks" zugunsten der Erstarkung einer Oligarchie von Geldsacks Gnaden hintenangestellt werden könnte. Unter dem skrupellosen Ausbeutungssystem des Unternehmertums während der Verfallszeit hat das nichtkapitalistische Mitglied der Rechtsparteien genau so zu leiden gehabt wie der Sozialdemokrat, und es ist nur erstaunlich, mit wieviel größerer Lammesgeduld der „Bürger" diesem schädlichen Treiben bis heute zuschaute. Allmählich freilich beginnt es denn doch in den Köpfen zu dämmern. Warum also nicht offen aussprechen, was ist? Es sei aus einer Anzahl von Zuschriften nur eine erwähnt, die typisch für alle dem hier berührten Zwiespalt Ausdruck verleiht: „Die Porzellanfabrik Fraureuth A.-G.", schreibt uns ein Leser, „hat im letzten Jahre (in Klammern stehen die Zahlen des Vorjahres) einen Bruttogewinn von rund 1900000 M (463000) erzielt. An Abschreibungen wurden gebucht 693000 M (147700). Der Reingewinn betrug rund 1206000 M (320000), die Dividende 35% (25%). Von einer anderen Porzellanfabrik wurde mir glaubhaft berichtet, daß sie 55% Dividende verteilt, dazu noch eine Aktie zu 1000 M geschenkt habe." Und er fährt fort: „Solange unser Volk bei Gegenständen des täglichen Bedarfs in dieser schamlosen Weise bewuchert und ausgeräubert wird, haben wir kein Recht, in den Forderungen unserer Feinde etwas Ungewöhnliches, Ungeheuerliches, Verbrecherisches zu erblicken."

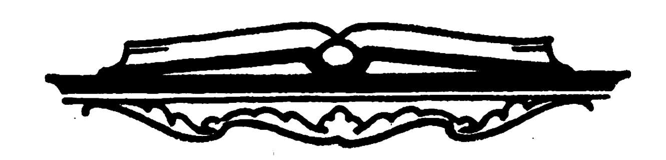
Der Schreiber meint offenbar, es handle sich um Ausnahmefälle. Er irrt. Wenn der Raum zur Verfügung stände, könnten wir Hunderte ähnliche oder noch viel schlimmere Dividendenergebnisse aufzählen, wie sie die Hochflut der Geschäftsberichte noch täglich heranspült. Überall das gleiche: trotz Einschränkung der Produktion sind durch ungeheuerliche Preiserhöhungen größere Gewinne erzielt worden, als es relativ selbst vor dem Kriege bei voller Ausnutzung der Betriebe der Fall war. Unzählige Firmen befinden sich offensichtlich in tödlicher Verlegenheit, wo sie überhaupt mit ihren phantastischen Gewinnen bleiben sollen. Die Schiffswerft und Maschinenfabrik C. Tecklenborg A.-G., Bremerhaven beispielsweise hätte etwa 50% Dividende verteilen müssen. Um dies zu verschleiern, erhielten die Stammaktionäre dividendenberechtigte Genußscheine in Höhe von 3 Millionen nominal geschenkt. Danach verblieben nur noch 25% Dividende. — Die Berlin-Gubener Hutfabrik A.-G., Berlin, verteilte eine Dividende samt Bonus mit 46⅔%. Das erschien den Herren Aktionären zu wenig, weil nicht in Einklang stehend mit

dem Reingewinn! Sie bekamen daher ein Pflästerchen in Form einer Kapitalerhöhung von 3 Millionen Mark. Die neuen Aktien werden zu pari, also zum Nennwert, den Aktionären angeboten. Da der Kurs der alten Aktien am 30. März auf 838 stand, können sie also zu ihren $46^2/_3$% Dividende sich ebenfalls noch die Möglichkeit verschaffen, weitere Tausende von Mark durch Verkauf der neuen Aktien an der Börse „hinzuzuverdienen". Sämtliche Maschinen, die 4 Gebäude und die 2 Grundstücke samt Geräte und Fuhrwerk stehen nur mit 1 M zu Buch. Die Firma kann infolgedessen Abschreibungen überhaupt nicht vornehmen ...

Aber das alles sind ja „Illusionsgewinne der Industrie", belehrt uns der Göttinger Professor Felix Bernstein in der „Voss. Ztg.". „Sie sind zum großen Teil Zersetzungsgewinne einer kranken Volkswirtschaft. Sie sind der Niederschlag einer teilweisen Rückströmung in den großen Verluststrom, welcher infolge der fortschreitenden Geldentwertung die Substanz unseres Volksvermögens zu unwiederbringlichen Teilen ins Ausland hinausschwemmt." Zersetzung ja, hingegen Illusion? Will uns der Herr Professor Bernstein etwa weismachen, daß die gebündelten Tausender, die in den weiten und geheimnisvollen Taschen eines Drohnenheeres nichtstuender Aktionäre verschwunden sind, ins Reich der „Illusionen" gehören? Nein, diese Auslegung verschleiert den klaren Sachverhalt, trübt und verwässert ihn.

* * *

„Obwohl ich Anhänger der Mittelpartei, also deutsch-national bin, kann ich nicht selten den Kampf der Linksparteien gegen den Kapitalismus verstehen." So schließt die oben zitierte Zuschrift. Viele, die gern in Lumpen gehen würden, wenn sie der „deutschnationalen" Idee dadurch auf die Beine helfen könnten, denken das gleiche. Allein — sie sind ja nur Stimmvieh, auf das der Rat der Großen überlegen herabsieht. Das besitzlose Bürgertum ist lange Zeit hindurch der geduldige Schleppenträger des Kapitalismus gewesen. Es hat sich seit der Revolution mit Recht den wilden Sozialisierungsbestrebungen der Arbeiterschaft als einer für unser Wirtschaftsleben höchst bedenklichen Pferdekur widersetzt. Andererseits aber hat es keinerlei Veranlassung, den kapitalistischen Zug zu unterstützen, den ein kleiner aber mächtiger Kreis der Politik der Rechtsparteien immer nachdrücklicher aufzwingt.



Auf der Warte

Wahres Christentum

An andrer Stelle dieses Türmerheftes hat der Leser Gelegenheit, in die verhetzte Seele eines westschweizerischen Geistlichen einen Einblick zu tun. Hier lassen wir nun, aus dem Munde amerikanischer Quäker, wahres Christentum, das Christentum helfender, schöpferischer, tatkräftiger Liebe, zum Ausdruck kommen. Der Brief dieser — für Deutschland so hilfstätigen — Quäker (Verfasserin: Joan Mary Fry) steht in der „Frankfurter Zeitung". Es heißt darin:

„Wir streben nicht danach, Anhänger für ein bestimmtes Glaubensbekenntnis zu gewinnen oder jemand zum Anschluß an unsere besondere religiöse Gemeinschaft zu veranlassen; vielmehr wollen wir die Menschen davon überzeugen, daß das Christentum praktische Gesinnung ist und in sie dringen, nach diesem Glauben zu handeln. Wir streben nach der Erfahrung und finden sie durch dies bestätigt, daß es möglich ist, in dieser Welt unter der Voraussetzung zu leben, daß Liebe stärker ist als Haß und daß alle Menschen in Wahrheit Söhne eines Vaters sind, dessen Wesen Liebe ist... Weil Jesu Leben und Lehre für uns die einzige praktische Lösung der Schwierigkeiten des Daseins in der materiellen Welt bedeuten, wünschen wir allen Menschen innig die Erfahrung der individuellen Verbindung mit dem Urquell aller Liebe, die man ‚Bewußtsein der Gottes-Gegenwart' nennen könnte. Dieses Bewußtsein, welches wir auch als ‚das innere Licht' bezeichnen, ist jeder Menschenseele erreichbar. Dies zu erfahren, heißt eine neue Stellung im äußeren Leben einnehmen, neue Macht darüber gewinnen, und ist ein starker Ansporn, diese zur Offenbarung göttlicher Liebe und Schönheit zu verwenden.

„In einer Welt jedoch, wo wir tatsächlich eng mit unsern Mitmenschen verbunden sind, genügt es nicht, diese Erfahrung bloß als Einzelwesen zu machen: sie muß und kann vielmehr in Gemeinschaft gewonnen werden, und wir halten es für die wahrste Andacht, wenn sich eine Gruppe von Personen bereithält, zusammen zu warten, um diese gemeinschaftliche Verbindung mit Gott zu finden. Wir glauben, daß es dazu nicht der Vermittlung eines Priesters oder geschulten theologischen Lehrers bedarf; eher würde eine solche Einrichtung die Wirkung des göttlichen Geistes hindern; allerdings aber müssen wir uns in einen Zustand schweigender Aufnahmefähigkeit versetzen. Diese Andacht, im besten Fall, stellt eine seltsame Verbindung äußerer Ruhe und tiefinnerlicher Aktivität dar, die sich nicht leicht beschreiben läßt und die nicht ohne starke Seelenanspannung erreichbar ist. Ein jeder andächtige Teilnehmer muß danach streben. Denn sie ist etwas weit anderes als eine Gruppe von Einzelerfahrungen in Gemeinschaft: es ist keine mechanische Vermengung, sondern eine organische Verschmelzung geistiger Erfahrung, ein korporatives Empfinden des Göttlichen, wobei menschliche Unterschiede in einer tieferen Einheit untertauchen, wo menschliches Wollen eins wird mit dem Willen des Geistes und die ganze Versammlung zu einem Instrument für den Gebrauch der erlösenden Kraft der Liebe selbst wird. Die Kraft einer solchen geistig verschmolzenen Genossenschaft zu schöpferischer Arbeit ist von weit größerer Intensivität als die Kraft einer Anzahl unverbundener Persönlichkeiten.

Vielleicht ist es eben diese Art von An-

dacht, deren Sie hier in Deutschland bedürfen und die Sie suchen sollten als einen der mächtigsten Faktoren jenes neuen geistigen Lebens, welches sich gerade jetzt in Ihrer Mitte entfaltet, noch kaum seiner Kraft bewußt. Vielleicht bedarf es gerade jenes Sinnes der Hingabe an die Liebe, der die notwendige Vorbedingung ist zur Erfahrung der Führung durch die Liebe. Ein Akt des Willens, des Glaubens, des Hoffens ist erforderlich, damit die Kinder des Lichts in Ihrem Land sich nach ihrer Weise verbinden zu einer gemeinsamen Erfahrung weltüberwindenden Lebens. Der Ruf, den wir hinaussenden möchten, heißt nicht, sich einer Sekte anschließen, nicht eine neue Kirche gründen, sondern jene Mittel anwenden, welche die Seele zum Bewußtsein ihrer wahren Beziehung zu Gott und Mensch führen können und das Christentum — nicht zu einem Glaubensbekenntnis — sondern zur freudigen Verwirklichung ‚des Weges, der Wahrheit und des Lebens' machen.

„Viele Leute fragen oder haben gefragt, warum die Quäker vor andern aus den sogenannten feindlichen Nationen nach Deutschland gekommen seien. Die Antwort ist eine doppelte: Einmal, weil es ja eine unserer Grundanschauungen ist, daß in allen Menschen, welcher Rasse oder Nation auch angehörend, der Same des göttlichen Lebens von dem Vater der Liebe eingepflanzt ist, daß darum alle Menschen Brüder und als solche zu behandeln sind, nicht bloß in der Theorie, sondern wirklich in der Praxis, daß darum kein Mensch als Feind angesehen werden darf oder als außerhalb des Bereichs der Hilfe und des Dienstes der andern Mitglieder der Brüderschaft stehend. Und zweitens, weil das Wesentliche der Brüderlichkeit eben darin besteht, denen zu Hilfe zu kommen, die in Not sind, und eben da, wo es an Liebe und nötiger Dienstleistung fehlt, eine Fülle davon auszugießen.

„Mit solchen Gedanken etwa reichen wir unsern deutschen Freunden die Hand. ‚Freunde' sagen wir, nicht in einer engen kirchlichen Umzäunung, von Glaubensbekenntnissen umgeben, sondern draußen in der großen weiten Welt Gottes, wo sein Gesetz der Liebe immer weiterwirkt, sobald die Menschen sich dieser tragenden Kraft anvertrauen wollen, wie der Schwimmer sich dem tragenden Ozean anvertraut" ...

In diesem Briefe amerikanischer Christen steckt in aller manchmal befremdlichen Ausdrucksweise nicht nur religiöse Weisheit, sondern auch praktischer Sinn, der sich einmal sogar — an einer hier nicht mitgeteilten Stelle — in den Ausdruck „Methode Jesu" verdichtet. Der Pfarrer aus dem „neutralen" Genf sollte dieses Schreiben aus dem uns politisch feindlichen Ausland durchdenken.

*

Nachklang zum 19. April 1921

Die deutsche Kaiserin ward unter der Teilnahme aller Volkskreise im Park von Sanssouci beigesetzt. Und jener trauerumflorte Sonntag bedeutet den ersten öffentlichen Schritt zum Wiederaufstieg eines königlichen Deutschlands der Herzenseinheit, eines Herzogtums der neuen europäischen Mitte — vorausgesetzt, daß die von rechts und die von mitten den Anschluß nach links finden können.

Der 19. April hat die ganze Seelenbarbarei unserer Parteiregierung enthüllt. Kein amtliches Wort der Teilnahme und erst recht kein Erlaß über die innere Teilnahme der führenden Männer des „Volkes" und Staates! Sogar Hemmungen und offenbare Verhöhnung: kein ehemals königliches Gebäude in Potsdam und Berlin, wo doch die tote Landesmutter dreißig Jahre lang zu Hause war und wo sie viel Gutes, nie Böses an ihrem geliebten deutschen Volk getan, kein Schloß trug Fahne halbmast oder Trauerflor! Diese Gefühlsroheit ist nicht auszudenken. Die Verantwortung trägt Herr Lüdemann, derselbe Herr, der durch seine Leute den Glinicker Zollernprinzen für geisteskrank erklären lassen wollte, um für „seinen" Staat Riesenlandbesitz zu enteignen.

Kultusminister Hänisch verbietet die öffentliche Teilnahme der Schulen Großberlins an den Leichenfeierlichkeiten in Potsdam. Er

verbietet es sogar zweimal und fordert vollen Unterricht am 19. April! Auch auf Schulen dürfen Fahnen nicht halbstock gesetzt werden. Keine Anweisung an die Schulen über ein Wort der Andacht, etwa zu Beginn oder zum Schluß des Unterrichts! Abends wird in der Staatsoper — die ehemals königlich war und in der sich nun feiste Schieber auf den Fürstensitzen wälzen — „Cavalleria rusticana" und „Bajazzo" gegeben! Das ist dasselbe Bild wie am Abend des 9. November 1918, wo die „befreite" Jugend über die Leiche Deutschlands tanzte, dasselbe Bild wie in Weimar, wo der Zyniker Erzberger sein Sprüchlein über den Zusammenbruch niederschrieb: „Erst tu dein' Sach', dann trink' und lach'!" (Oder schrieb er's umgekehrt?)

Am 19. April wallfahrteten ungezählte Tausende nach dem Trauerpark von Sanssouci — wo einstmals der Große Fritz gelebt, gedacht, gesorgt und groß gehandelt —, zogen in endlosem schwarzen Zug der Dankbarkeit und des frommen Glaubens an der toten Kaiserin vorüber: es war ein tief ergreifendes, erschütterndes Bild. Und ebenso ergreifend, wie die alten siegreichen Feldmarschälle und Generale geehrt wurden — selten sind soviel Tränen der Trauer und der Hoffnung ineinander geflossen ... Diese Tränensaat wird gute Ernte tragen.

Die Regierung des Interregnums, die bei Liebknechts Totenfeier alle Räder in Berlin stehen ließ, hätte sich geehrt und hätte ihre Stellung gefestigt, wenn sie am 19. April einfachste Anstands- und Menschenpflicht erfüllt, wenn sie Achtung vor Leid und Tod geoffenbart hätte.

Der 19. April bedeutet nicht etwa die Hoffnung auf einen neuen Hohenzollernkönig — der Traum ist wohl vorläufig ausgeträumt. Auch wir von „rechts" sehnen uns weder nach einer Wiederholung des Gestrigen, sondern wir verlangen nach einer seelisch reinen und starken, innerlich könighaften Persönlichkeit als „Repräsentation" der Volksidee. Die Tote im Park von Sanssouci war solch eine mütterliche Königin; und zu ihr wallfahrtet in solcher Erkenntnis seit dem 19. des Ostermonds in langen Zügen das dankbare deutsche Volk und offenbart damit seine geklärte Königssehnsucht.

Wilhelm Schwaner

*

Adolf Harnack

feierte dieser Tage (7. Mai) seinen 70. Geburtstag. Dieser Sohn eines Theologieprofessors aus Dorpat begann seine Laufbahn als Kirchenhistoriker an der Universität Leipzig, kam 1879 nach Gießen, 1886 nach Marburg und gleich danach (1888) nach Berlin, wo er zu den höchsten Stellen emporstieg. Soll man seine Titel und Ehrungen alle aufzählen? Er wurde Doktor der vier Fakultäten, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Generaldirektor der Staatsbibliothek, Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, Wirklicher Geheimer Rat mit dem Titel Exzellenz, Kanzler des Ordens Pour le mérite für Wissenschaft und Künste und erhielt den erblichen Adel ... Nach dieser Seite hin also ein echter Vertreter des glänzenden kaiserlichen Deutschlands, einer unsrer wahrhaft bedeutenden Gelehrten von europäischem Weltruf. Ihn zeichnet, neben dem rastlosen Fleiß und Sammeleifer, vor allem die Fähigkeit des denkenden Geschichtsschreibers aus: die Fähigkeit, sich in große Zusammenhänge hineinzufühlen und sie mit entsprechender Klarheit großzügig und fesselnd darzustellen. Sein dreibändiges „Lehrbuch der Dogmengeschichte", das seinen Ruf begründete, ist just in den Jahren erschienen, da das Wilhelminische Zeitalter begann (1886—1890). Und man verzeichnet dabei gern: es ist noch ein Verdienst Bismarcks, daß der große Gelehrte auf das Berliner Arbeitsfeld gerufen wurde. Durch diese Berufung wurde der Streit um das Apostolikum in den neunziger Jahren unter Harnacks Mitwirkung besonders lebhaft und fruchtbar; sein vermittelnder Liberalismus suchte bestimmenden Einfluß nach rechts und links auszuüben. Das Apostolikum besteht noch in der preußischen Agende, hat aber mehr liturgischen Charakter als dogmatischen Zwang.

Am meisten gelesen von Harnacks Büchern ist sein „Wesen des Christentums". Es ist

merkwürdig, daß dieses Werk, das weit bis in die Laienwelt hinein verarbeitet wurde, grade um die Jahrhundertwende erschienen ist. In jenen Jahren wirkten neben Harnacks Vorlesungen noch zwei Bücher in ähnlichem Sinne: ganz links Häckels „Welträtsel", ganz rechts Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts".

So ist Exzellenz von Harnack, der zugleich ein hervorragender Organisator oder Ordnungsmeister und geistvoller Redner ist, als Fachmann wie als Persönlichkeit ein wahrhaft würdiger Vertreter deutscher Wissenschaft und Weisheit. Die schematische Entlassung vom Amte („Altersgrenze") hat auch diesen berühmten Mann getroffen; aber er hat noch Arbeit und Würden genug. Seine Forschungen aus dem Gebiete des Urchristentums hat er soeben gekrönt durch ein umfangreiches Werk über Marcion (Leipzig, Hinrichs), dessen Stoff ihn lebenslang beschäftigt hat.

Wenige Laien ermessen, wie schwer es ist für einen theologischen Forscher ersten Ranges, seine Schüler zwischen Orthodoxie, Pietismus und Liberalismus, zwischen Naturwissenschaft und historischer Kritik, zwischen Religion des Herzens und kirchlicher Politik und Dogmatik — sicher hindurchzuführen. Dazu gehört starke menschliche und synthetische Kraft. Und Harnack gehört zu den wenigen Bedeutenden, die — jeder in seiner Art — diese vielfältige Aufgabe in ein Ganzes zu vereinigen wußten.

*

Marcionismus

Was ist das? Scheinbar eine ketzerische Religion der ersten christlichen Jahrhunderte. Aber in Wirklichkeit ist das Problem, das dabei im Mittelpunkt stand, gerade heute wieder lebendig.

Im Anschluß an Harnacks neues Buch spricht darüber in der „Christlichen Welt" (Nr. 18) Adolf Jülicher:

„Worin besteht nun die religiöse Eigentümlichkeit des Marcionismus? Er ist die schroffste Reaktion gegen den jüdischen Geist, der im Christentum der Großkirche zurückgeblieben war; eine Reaktion, die nicht bloß mit dem wirklichen Paulus das jüdische Heilsprinzip: ‚Aus gerechten Werken' zugunsten eines neuen: ‚Aus Glauben' oder ‚durch Gottes Gnade allein' verwirft, sondern keine Äußerung jüdischer Frömmigkeit, auch nicht die der herrlichsten Psalmen oder der größten Propheten als Frömmigkeit mehr gelten läßt. Nicht nur die Religion des Neuen Testaments ist eine andre als die des Alten, sondern der Gott des Neuen ist ein andrer als der des Alten, die Moral ist eine andre; und immer liegt nicht bloß ein Unterschied der Stufen vor, sondern ein Gegensatz im Wesen. Der Gott des Evangeliums ist gut, er ist die Güte, die Liebe, und nichts als dies; der Gott des Gesetzes ist gerecht, d. h. die Gerechtigkeit des Vergeltens nach dem Grundsatz ‚Auge um Auge, Zahn um Zahn', eine Gerechtigkeit, die aus Selbstsucht stammt und dem Eigennutz dient, wie bei dem alttestamentlichen Gott so bei seinem Lieblingsvolk, den Juden. Diese Gerechtigkeit schlägt notwendig bald in Grausamkeit um, bald in willkürliche Bevorzugung von Lieblingen; erlaubt doch der Judengott seinem Volk, Ägypter und Kananiter zu bestehlen trotz seines eignen siebenten Gebotes!" ...

Kurz: der Leser wird mit Erstaunen feststellen, daß hier bereits (um 150 n. Chr.) Forderungen erhoben werden, die jetzt im sogenannten „Deutschchristentum" wieder lebendig sind. Bei Marcion aber — er war ein reicher Schiffsreeder aus Sinope am Schwarzen Meer — geschah dies merkwürdigerweise im Anschluß an Paulus. Für ihn und seine Anhänger ist der Heiland etwas völlig anderes als der von den Juden erwartete Messias: „Er ist der Erlöser schlechthin; er erlöst sie nicht wie der Judenmessias, für einen Gottesstaat, wo sie wieder ein Ausbeutungsobjekt für ihren Schöpfer-Souverän sein würden, sondern für ein Dasein, das in allem, auch in den sittlichen Idealen, diesem irdischen entgegengesetzt, nicht einmal mit dem Worte „Geist" richtig umschrieben, nur als gut sein, Gütesein, Liebesein — wo der gute Gott alles in allen ist — bezeichnet werden kann." So kommt Marcion zu einer

Art Mythos: der Schöpfer der irdischen Welt (der Demiurg) ist nicht der eigentliche allumfassende große Gott, von dem der Heiland herkommt, sondern ein untergeordnetes Wesen...

Doch wir brechen ab. Ein Hinweis auf jene fernen Gedankenströme bei Marcion, im Manichäismus, im Gnostizismus ist nur insofern für die Allgemeinheit wichtig, als wir selber jetzt wieder in religionsphilosophischen Kämpfen stehen und neue Reinheit religiösen Empfindens aus dem Materialismus herauszuarbeiten suchen.

*

Luthertage am Fuße der Wartburg

Ein glänzendes, großzügiges Programm! Glockenläuten, Festzug auf die Wartburg, Gruß eines Bläserchors vom Bergfried herunter, Kurrendegesang auf den Plätzen, Festreden am Denkmal, in den Kirchen und in festlich übervollen Sälen, und am Abend Lienhards Festspiel „Luther auf der Wartburg". Dazu Tagung des Evangelischen Bundes und der Luthergesellschaft, geistgefüllt alles, voll Sehnsucht alles nach reineren, stärkeren Zeiten, Menschen und Völkern, in denen wieder das Gotteswort eine Kraft bedeutet, und vor allem nach einer genialen Führerpersönlichkeit. Diese eigenartige Mischung von historischer Rückschau, betender Emporschau und hoffender Ausschau gab dem Ganzen eine wuchtige Gesamtbedeutung, wobei freilich der Himmelfahrtstag ein wildes Schneegestöber herabwirbeln ließ, als wollt' er andeuten: Es ist noch nicht Zeit zum Festefeiern, ihr Deutschen!...

Um 11 Uhr abends, zur selben Zeit, als vor 400 Jahren Luther die Burg betrat, leuchtete das Kreuz in die Nacht, und die Glocken der Stadt Eisenach wurden geläutet. ... Und in Berlin, in denselben Tagen, das Ultimatum der Entente und im zerrissenen Parlament tobendes Geschwätz! Haben wir zweierlei Deutschland? Welches wird siegen?

*

Neudeutsche Gemeinschaftsstätte

Auf Schloß Elgersburg i. Thür., mitten im Herzen Deutschlands, umrauscht vom ragenden Tannenwalde, umweht von heilender Bergesluft, hat sich die „Neudeutsche Gemeinschaftsstätte" ihr Heim gesucht. Auf der alten Elgersburg, die ihm in verstehender und hochherziger Weise von dem jetzigen Besitzer, Herrn General v. Welck, zur Verfügung gestellt wurde, hat der ehemalige Pfarrer Emil Engelhardt, bekannt durch seine treffliche Fichte-Ausgabe und neuerdings durch sein Werk über Tagore, den Versuch gewagt, ein Familienasyl zu schaffen, d. h. einen Ort, wo alle diejenigen, welche der Ruhe und Erholung bedürfen, wirklich daheim und geborgen sind, wo ihnen durch Aus- und Ansprache, durch Kunst und religiöse Führung eine Richtung und ein Ziel gegeben werden soll. Die großen, lichten Räume des prächtigen Schlosses schon verleihen der weltmüden Seele eine innere Helle und sammelnde Einkehr. Alkohol und Tabak werden nicht geduldet, das Rauchen wenigstens nur in beschränktem Maße; auch neigt die Richtung dem Vegetarismus zu. Die Hauptsache aber bleibt der innere seelische Wert, der Mut des Bekenntnisses und der Abseitigkeit.

Am 1. Mai, während über Deutschland drohende Wolken hingen, fand die Burgweihe statt. Abends zuvor wurden die Gäste im großen Saal empfangen. Es gab Musik für Violine und Klavier, Lieder zur Laute, gemeinschaftliche Volkslieder. Emil Engelhardt legte sodann in teilweise treuhumoristischer Form Rechenschaft ab von den Zielen, die er bereiten möchte, schilderte die Entstehung des Planes und das Glück des Findens einer Heimstätte. Der Schloßherr übergab dem neuen Mieter die Burg in bewegten Worten für sein neues gutes Werk unter dem Segenswunsche, der am Eingang zum Hofe prangt: Treu dem Herrn!

Der 1. Mai wurde durch eine Morgenfeier begonnen, in welcher Engelhardt seine religiösen Ziele darlegte, welche hingerichtet sind auf ein Erwachen der inneren Kräfte, auf ein Hinneigen zum Ewigen und Alleinen, auf

Erweckung der Ehrfurcht und Zuversicht — alles im Sinne Fichtes, den sich die Burggemeinde zum Paten erkoren hat. Späterhin gab ein kurzer Vortrag über „Deutschlands Geistesaufgang“ noch weitere Aufschlüsse, namentlich auch im Hinblick auf ein neues, gefestigtes, verinnerlichtes Deutschtum, das seiner großen Sendung bewußt werde: zu beseelen, zu verbinden, zu reinigen, geistig zu erstarken.

Nachdem am Vorabend schon Lulu von Strauß und Torney durch Vorlesung einiger ihrer starken Balladen erfreut hatte, sprach der bekannte Schriftleiter der „Täglichen Rundschau“, Dr Manz, verschiedene Dichtungen neuer Poeten (Ina Seidel, Münchhausen, Lienhard, Flex, und ein humoristisches Kapitel aus „Jürn Jacob Swehn, der Amerikafahrer“), während draußen der Abend über die Berge kam und in die hohen Balkonfenster dunkelte. Dazu wieder Lautenlieder und eine Violinsonate von Händel. Kerzen brannten auf den Tischen, und man fand Menschen, die in den Pausen auch schon miteinander schweigen konnten...

Möge das edle und verheißungsvolle Werk, das sich hier bereitet, sich entfalten und zu ernster und früchteschwerer Reife gedeihen! Der Anfang war voll Ertrag und Hoffnung.

E. L. Schellenberg

*

Bloß keine Einigkeit!

Das Tiroler Volk hat sich fast einmütig zu dem Anschluß an das Reich bekannt. Aber auch außerhalb der Tiroler Grenzpfähle erhält sich der Anschlußgedanke lebendig, obwohl die staatlichen Stellen unterm Druck der Entente die Bewegung eher dämpfen als fördern. Ernstlich gefährdet wird ihre Stoßkraft leider durch die innere Uneinigkeit. Hier handelt es sich nun doch wirklich um ein überparteiliches Ziel. Macht nichts! Bezeichnend ist, was der sozialdemokratische Führer Ludo M. Hartmann gelegentlich einer Kundgebung in Wien schrieb: „Bürgerliche Kreise sind in der Regel kein gutes Material für Straßendemonstrationen. Nichtsdestoweniger war der große Platz vor dem Rathause in Wien am letzten Sonntag vormittag schwarz von Menschen, welche die Organisationen der Berufsstände unter der schwarz-rot-goldenen Fahne zu einer großen Anschlußdemonstration aufgeboten hatten. Die Sozialdemokraten haben an dieser Kundgebung nicht teilgenommen, natürlich nicht aus Gegnerschaft gegen das Ziel, sondern um der reinlichen Scheidung willen.“ (!)

Also: mit dem Herzen fühlen wir uns eins, aber um „der reinlichen Sonderung“ willen versagen wir unsere Teilnahme! Führer anderer Parteien denken leider ebenso. Es wäre ja auch gar zu schrecklich, wenn einmal „Proletarier“ und „Bürgerliche“ ein Stückchen Wegs zusammengingen und sich als ein einig Volk von Brüdern fühlten!

*

Die Klassenversöhner

Es ist natürlich ironisch gemeint, und der Vorwärtsartikel, der diese Überschrift trägt, sucht die Arbeiter scharf zu machen gegen die Bürgerlichen und ihre Bemühungen, eine Klassenversöhnung anzubahnen. „Zählt einmal die Worte ‚Klassenversöhnung‘, ‚Überbrückung der Kluft‘, ‚Verschmelzung der Völker im Volke‘, die tausende in Broschüren und Programmen, in Aufrufen und Satzungen, in Volkshochschulreden, Vorträgen und Entschließungen und Gesprächen: es ist eine Sintflut von Geschwätz und Salbe. Seine Prediger sind die ‚Geistigen‘ im Dienste des Kapitalismus, sind Geistverwandte in allen Berufen. Zumal in der Volksbildung, die nun der Gaul sein soll vor dem Karren im Sumpf, gehen die Klassenversöhner um, die ehrlich-unehrlichen Naivlinge. Sie versöhnen nicht, weil sie versöhnen wollen, weil sie sich herablassen, weil sie sich erst eine andere Jacke anziehen, wenn sie zu den Arbeitern gehen, weil sie eine geistige Treppe nötig haben, weil sie trotz allem nie und nimmer heraus können aus ihrer vernagelten Welt... Der Geist Gottes ist hungrig über den Wassern, der brausende Wind geht über die Bürgerwildnis, und die lugenden Trockenplätzchen

grüßt der Frühling. Grüßt die Boten und Zeugen des neuen Weltreiches der Arbeit, streut das Blühen und die Hoffnung in den Wind: Alle müssen Hände werden an einem Werk, Arbeiter an deinem Werk.“

Alle? Also doch wohl auch die verhaßten Bürgerlichen? Dann wären wir ja mitten im Versöhnungsproblem Oder schwebt dem Verfasser etwa ein Bild vor: wie keuchende Sklavenmassen des Bürgertums die Steine schleppen zum Tempelbau der Arbeiterschaft?

Wie kommen solche Pharaonenträume in das Haupt eines Sozialisten?

*

Kinokultur

Das Kino ist eine Macht geworden. Es hat Freunde und Feinde, wobei die Gegnerschaft überwiegt. Das liegt nicht eigentlich an der Sache selbst, denn das Kino kann eine Einrichtung werden, die sich neben dem Theater sehen lassen dürfte. Es gibt schon heute Lichtspieltheater von solchem Wert und Einfluß, daß manches Schauspiel- und Opernhaus, von Lustspiel-, Komödien- und Operettentheatern gar nicht zu reden, nicht mehr damit wetteifern kann. Aber was manches Theater auf den Hund gebracht hat, das hat auch viele Kinos auf ein erbärmliches Tiefmaß hinuntergedrückt: der geldhungrige Nur-Geschäftsmann. Hier wäre einzusetzen, wenn an eine Kinokultur gedacht werden sollte.

Ein Mithelfer könnte dabei die Konkurrenz sein. Es ist ein Fehler, wenn eine Behörde der „Kinoseuche“ (von der in gewissem Sinne hinsichtlich mancher Volksschichten gesprochen werden muß!) dadurch glaubt entgegenwirken zu können, daß sie die Neueröffnung von Kinos erschwert oder verhindert. Denn wer ins Kino gehen will, der wird das tun, auch wenn er ein paar hundert Meter weiter zu wandern hat. Darüber muß man sich von vornherein klar sein, daß man weder ein gesetzliches noch ein moralisches Recht wird finden können, das Kino ganz zu beseitigen; es kann also nur eine Veredlung des Kinos in Betracht kommen.

Das Theater als Gesamtbegriff steht insofern freilich höher als das Kino, weil dieses nur selten erst die Höhe einer Kunststätte erreicht. Das liegt mit darin, daß es seine wahre Aufgabe noch nicht erkannt hat, denn sonst würde es sich nicht mehr dazu verstehen, literarisch gedachte „Dramen“ darzubieten und so aus einer Dichtung ein Zerrbild zu machen. Es gibt allerdings eine dramatische Kinokunst für das Auge, aber sie ist durchaus vom gesprochenen Bühnendrama verschieden; nicht nur graduell, sondern grundsätzlich. Hier muß also eine Umkehr und Einkehr erfolgen. Schon heute wenden sich viele Kinos von jenem verzwitterten „Drama“ ab und echter wirkenden kinematographischen Darstellungen zu, wobei großartige Naturaufnahmen, historische Ereignisse, Massenszenen usw. im Vordergrunde stehen. Um das Gesagte an zwei Beispielen einigermaßen klarzumachen, sei erinnert an „Rose Bernd“, nach dem Drama von Gerhart Hauptmann, und an „Cabiria“, nach einem italienischen Entwurf d'Annunzios. Als dramatischer Film war „Rose Bernd“ für jeden auch nur einigermaßen künstlerisch und ästhetisch empfindenden Menschen, ja ich möchte behaupten: für jeden Kulturmenschen das Unerträglichste und Widerwärtigste, was auf diesem Gebiet verbrochen werden kann; dagegen wies „Cabiria“ den Weg an, den das Kino gehen muß, wenn es sich zu seiner Bedeutung entwickeln will. Ich betone: entwickeln. Es wäre in Erwägung zu ziehen, ob man nicht gerade jetzt, wo viele Theater in der Versenkung zu verschwinden drohen, sich dazu entschließen sollte, städtische Lichtspielhäuser zu errichten. Das Kino ist — und wird es mehr und mehr — eine öffentliche Angelegenheit geworden in demselben Maße, wie es die Theater sind oder gewesen sind. Da wäre es Sache der Gemeinden, sich darum zu kümmern.

Aber welches Mittel hat Gemeinde oder Staat, hier wirksam vorzubeugen? Die Polizei scheidet heute ja, wie es scheint, fast völlig aus. Auch die Gerichte üben auf diese Dinge keinen Einfluß aus. Die Konkurrenz verspricht gewiß manches, aber nicht alles.

Der gute Wille der Kinobesitzer und -leiter? In ratloser Verzweiflung klagte mir einmal der Direktor eines Lichtspieltheaters, wie er mit allen seinen Versuchen, Kunst zu bieten, gescheitert sei. „Ich leide seelisch geradezu furchtbar unter dem schlechten Geschmack des Publikums, das mich zwingt, Schund zu bringen und Schmarrn auf Schmarrn zu bieten. Mich ekelt diese Ware, aber ich muß sie führen. Bring' ich Gutes, bleibt mir das Haus leer. Die Masse will Sensation, Schauerdramatik, verlogene Romantik, Mist." Er wies auf die Singspielhallen hin und auf die Operettentheater, die den Geschmack des Publikums auf ein so erbärmlich niedriges Maß herabgedrückt und die Leute innerlich so vollkommen entwertet hätten. Aber wenn er auch mit den Variétés und den Operettenkitschen recht haben mag, so sind sie doch nicht die Ursache der Geschmacksverderbnis und Kulturverwilderung; sie sind vielmehr auch nur eine Frucht der Zustände im allgemeinen. Wenn man schon einen Schuldigen braucht, so möchte ich — mit geziemender Achtung — auch die Presse nennen. Eine Mitschuld trifft sie ganz bestimmt. Weil sie die Kinos ebensowenig wie die Variétés und Operettenbühnen bisher für ganz voll genommen hat. Es ist eine alte Erfahrung, daß solche Institute, die von der ernsten Kritik nicht beachtet und im allgemeinen nur mit einer wohlwollenden Waschzettelempfehlung abgetan werden, sehr schnell auf die ihnen zuerkannte künstlerische Bedeutungslosigkeit herabsinken und dort festwachsen; ja sie entarten mehr und mehr, weil sie in der ernsten Kritik keinen Züchtiger zu fürchten, keinen mittätigen Helfer zu erwarten haben. Selbst die hervorragendsten Lichtspielhäuser Deutschlands haben die Anerkennung der Presse als ernst zu nehmende Kultur- und Kunststätten noch nicht gefunden; auch sie werden bewaschzettelt, aber nicht kritisch begutachtet; ihre Aufführungen werden nebenher im „Lokalen" oder unterm „Vermischten" abgetan, während manches Schundtheater seine Taten im Feuilleton nachgeprüft und nachgewogen sieht. Diese Nichtachtung wirkt schädigend. Es würde manches anders werden, wenn man den Kinos die Berechtigung, für voll genommen zu werden, zuerkennen und sie einer ebenso ernsten, unbestechlichen, sachlichen Kritik unterwerfen wollte, wie man sie bisher den Bühnen hat zuteil werden lassen. Hier hat die Presse eine dem Volksganzen, der deutschen Kultur schuldige Pflicht noch zu erfüllen. Leonhard Schrickel

*

Wandervogelgeist und Religiosität

In der Jenenser Zeitschrift „Die Tat" (Maiheft) kommt Else Stroh im Anschluß an die Vorgänge in der „Neuen Schar" zu beachtenswertem Ergebnis. Sie faßt die Bewegung als einen verstärkten Vorstoß des Wandervogelgeistes in die Masse und zu den Erwachsenen auf; wobei wir hinzufügen, daß die zweite damit verbundene Idee der Siedelungsgedanke ist, der ja auch an allen Enden neue, edlere Lebensgemeinschaft sucht. Eigenes steckt also nicht in der „Neuen Schar". Und das „Eigene" (Christus-Vorläufer und dergleichen Täufertum und Zeugertum) ist bedenklich. „Naturhaftigkeit und Romantik, das ist der Wandervogel", schreibt die Verfasserin. „Nicht nur die Herbheit und der Stolz eines selbstgewählten harten Lebens liegt den Fahrten und dem einfachen Lebensstil des Wandervogels zugrunde, sondern es ist auch viel Jugendphantastik und Rausch dabei, so wie im Indianerspiel der Jungen kindlicher Idealismus und spielerische Übertreibung liegt." Und so sind auch die Fahrten, Tänze und Handwerke der „Neuen Schar" und ihres früheren Führers „Romantik und können kein Heilmittel für den heutigen Zustand des Volksganzen sein, falls sie mit dem Anspruch auftreten wollen, Kulturarbeit zu leisten und Pioniere eines neuen Lebensstils zu bedeuten, denn sie weichen den Tatsachen, die uns jetzt zunächst unabänderlich bestimmen, einfach aus, sie überwinden sie nicht durch Durchdringung und Läuterung" ... Die Verfasserin bezweifelt, ob das wahrhaft Gute im Wandervogel bereits „religiös" zu nennen sei. „Religiös ist der Wandervogel nur in dem

Sinne, wie alles stark und innerlich voll gelebte Leben an sich schon religiös ist. Diese Art von Religiosität allein ist es, die jener Schar zugesprochen werden kann, die aber im wesentlichen Sinne noch nicht wahre Religiosität bedeutet, denn eine solche kann niemals von der Körperlichkeit ausgehen, sondern muß von geistigen Forderungen her bestimmt sein. Doch es spricht ein noch viel stärkerer Einwand gegen Mucks wahres religiöses Führertum: das ist seine erotische Haltlosigkeit"...

Also darin scheint man nun auch im Kreise von Eugen Diederichs einig zu sein. Die folgenden Ausführungen freilich, daß Religiosität (auch die echte) und Sexualität „aus gleicher Quelle" fließen, sind zu beanstanden. Wir wissen von manchen Heiligen, daß sie durch gärenden Sexualismus hindurchgingen, bis sich die religiösen Gegenkräfte gestärkt hatten; wir hören von einer Maria Magdalena, kennen das milde Christuswort von jener Sünderin, die viel geliebt hat und der viel verziehen ist, haben auch Kenntnis von schwärmerisch-erotischen Orgiasten, diesen Stümpern und Zerrbildern echter Religion im grotesken Stil eines Knipperdolling. Doch viele andre religiöse Menschen, voll von Liebestatkraft, sind nicht durch sexuelle Wüsteneien hindurchgegangen, sondern haben gleich von vornherein in der Herzgegend, im Gemütsbezirk ihre wesentlichen Zeugungskräfte gesammelt.

Else Stroh schließt mit den Sätzen: „Darum müssen wir es ablehnen, Muck als religiös begnadet und schöpferisch anzusehen, sondern wir müssen ihn als einen Menschen der jungen Generation erkennen, in dem der Wandervogelgeist besonders lebendig geworden ist und die Gabe empfing, sich noch viel sichtbarer für andere Menschen darzustellen in Rede und Gebärden, als es der neuen Jugend des Wandervogels sonst gelingt. So erscheint in Muck auch die erotische Haltlosigkeit der neuen Jugend symbolisiert — jene Hemmungslosigkeit"... die, mit alten Formen und Überlieferungen brechend, zunächst in chaotische Formlosigkeit gerät. Und indem sie ihm die „religiöse Glorie" nimmt, fügt sie hinzu: „Mag er für andere den Heiligenschein des Täufers noch weiterhin behalten — wenn es jene fördert, so mögen sie an ihn glauben —, aber uns übrigen steht es nicht an, die starke Lebendigkeit eines Menschen der neuen Generation, der geistig die primitive Religiosität eines Mormonenhäuptlings entfaltet, mit echter Religion zu verwechseln."

*

Neue Rechtschreibung?!

Ist es der Sorgen und der Drohungen ringsumher noch nicht genug? Muß der Unfug — es ist in dieser Zeit Unfug! — eines Umsturzes der Rechtschreibung uns auch noch aufgehalst werden? Hat wirklich der deutsche Geist, belastet bis an die Grenze der Leistungsfähigkeit, jetzt nichts Lebenswichtigeres zu verarbeiten?

In einer Zeitungsnotiz liest man:

„Aus dem Reichsministerium des Innern wird mitgeteilt, daß die Vorberatungen im Reichsministerium des Innern nunmehr zu bestimmten Ergebnissen geführt haben, die zurzeit den Unterrichtsverwaltungen der Länder zur Prüfung übersandt worden sind. Lehnen sie diese Vorschläge ab — die Entscheidung hat der Reichsschulausschuß in seiner nächsten Sitzung Anfang Juni zu treffen —, so ist damit die Frage einer Neuordnung der Rechtschreibung vorläufig verneint. Stimmt der Reichsausschuß dagegen den Vorschlägen zu, so ist der Zeitpunkt gekommen, sowohl weitere behördliche Stellen als vor allen Dingen auch die weiteste Öffentlichkeit zur Stellungnahme zu veranlassen. Das Reichsministerium des Innern plant für diesen Fall die Herausgabe einer Denkschrift, die einen ausführlichen Bericht über die bisherigen Verhandlungen sowie die wissenschaftlichen Gutachten der Sachverständigen und ihre endgültigen Vorschläge enthalten würde"...

Wir hoffen, daß Schriftsteller, Verleger und die ganze wissenschaftliche wie wirtschaftliche Welt sich einmütig dieser aufdringlichen Reformwut widersetzen. Das geht

nicht nur die Schule, das geht uns alle an. Deutschland steht am Abgrund — und es reformiert seine Rechtschreibung!

*

Amerikaner am Rhein

Ein Mitarbeiter der „Räder" plaudert über seine Eindrücke, die er von den amerikanischen Truppen am Rhein empfangen hat:

„Diese Yankees sind gewiß nicht die schlechtesten Truppen des bunten Völkergemisches, das von der bayrischen Pfalz bis nach Cleve die ‚Wacht am Rhein' hält. Große breitbrüstige Gestalten sind es, alle im erstklassigen Kleid (den Meter Stoff dürfen wir mit 550 bis 600 Mark bezahlen), die hohe Schildermütze viel zu tief ins wunderbar glattrasierte Gesicht gezogen, energisch und zielbewußt im Auftreten, jeder einzelne bis zum Pferdepfleger herab im vollen Bewußtsein, Vertreter einer bevorzugten Nation zu sein. Unendlich zivilisiert sind diese Leute, wenn man etwa von dem chaving gum (Kaugummi) absieht, der unablässig von dem tadellos plombierten Gebiß bearbeitet wird.

Nur der Alkohol ist imstande, die guten äußeren Formen bisweilen zu verwischen. Eine Flasche Wein mit Verstand zu trinken, ist der Amerikaner überhaupt nicht fähig. Er stürzt einfach alles ohne Genuß hinunter. Sekt ist das Lieblingsgetränk, das sich schon vormittags der common soldier bei dem hohen Stand der Dollarvaluta leisten kann. Die hierbei vorkommenden Ausschreitungen werden aber sofort mit einer für uns unbegreiflichen Rigorosität durch den allmächtigen M. P. (Military policeman) eingedämmt. Es ist keineswegs eine Seltenheit, daß ein doughboy (Schlammjunge, ein Spitzname für die Amerikaner aus der Schützengrabenzeit), der, von den lustigen Sektgeistern erfaßt, dem M. P. nicht augenblicklich Folge leistet, kaltblütig niedergeschossen wird. Die Disziplin, die absolute Unterordnung, ist bei den Vertretern der Nation, die sich auf ihre ‚Freiheit' so unendlich viel einbildet, auf die Spitze getrieben.

Der ganze Menschenschlag ist viel spontaner als wir geschichtlich so sehr belastete und bedächtig gewordene Europäer. Das zeigt sich im Gerichtswesen, wo ohne große Untersuchungen sofort das Urteil nach Gutdünken gesprochen wird, das zeigt sich an der Geistesgegenwart, mit welcher bei allen Unglücksfällen die flinken Burschen eingreifen, an dem raschen Tempo der Regimentsmusik, an dem enorm gesteigerten Automobilismus. Selbst der deutsche Wachtmeister, der am Goebenplatz in Koblenz steht und die Lastautos und ratternden Motorräder mit den seitlich angehängten bathtubs (‚Badewannen') vorbeiläßt, ist schon halb amerikanisiert: die Trillerpfeife im Munde muß er die Arme wie Schlagbäume nach links und rechts schwenken und so den Autoverkehr regeln, genau wie sein Kollege in Neuyork.

Das sind so die Äußerlichkeiten, wo man dem amerikanischen Wesen immerhin noch nachgehen kann. Versucht man aber irgendwie geistig mit ihnen in Fühlung zu kommen, so erlebt man große Überraschungen. Der Amerikaner versteht uns nicht. Wie ein Schachbrett hat er die riesige Fläche des neuen Kontinentes aufgeteilt. Da gibt es keine sorgfältige Berücksichtigung von allerhand organisch herausgewachsenen Geltungswerten (man denke an unsere diversen bayrischen, rheinischen usw. „Eigenarten"). Er hat keinen Sinn für das zeitlich Gewordene, weil er selbst keine Geschichte hat, und keinen Sinn für Zahl und Maß, weil er selbst schrankenlos sich ausdehnen konnte. Und wir verstehen den Amerikaner nicht. Die für uns widersprechendsten Eigenschaften sind harmonisch in ihm vereint. Der kalte Fanatismus der alten Puritaner mit dem Prinzip der Notwendigkeit der Arbeit verbindet sich mit dem schrankenlosen Egoismus und dem Streben nach Glückseligkeit, d. h. nach dem Besitz eines möglichst hohen Bankkontos, daneben wieder eine eigenartige Naivität mit der Oberflächlichkeit einer reichlich optimistischen Lebensauffassung, die schrankenlose Unterordnung unter die öffentliche Meinung bei absoluter Unfähigkeit eines eigenen persönlichen Urteils... Höchste Zivilisation bei völligem Mangel jeglicher Geisteskultur."

*

Kinder und „weißer Schrecken“

In der „Mitteldeutschen Zeitung“ findet sich folgendes Stimmungsbildchen aus Erfurt:

„‚Nieder mit dem weißen Schrecken!‘ So stand in dicken Lettern auf einem der vielen Schilder, die am Sonntag mit zur Maifeier in den frischgrünen Buchenwald hinauszogen, und der es trug, war ein Knopf von höchstens acht Jahren. Sehr ernst schien er sein hohes Amt gerade nicht zu nehmen, denn ein paarmal, als er mit dem gleichaltrigen Mädel an seiner Seite über (hoffentlich!) kindhafte Dinge schwatzte, verlor das Schild das Gleichgewicht, und der Kampfruf gegen den weißen Schrecken neigte sich in den Straßenstaub. Aber es ging ein Mann den Kindern zur Seite, der machte ein gar grimmiges Gesicht und seine Augen glühten Haß und Zorn auf lächelnde Zuschauer ...

Spät nachmittags führte mir ein glücklicher Zufall den Schildträger in den Weg. Ich rief ihn an. Er guckte mißtrauisch zu mir herüber, blieb aber stehen. Mit ihm einige kleine Genossen, die auf roten Papierfähnchen behaupteten, daß mit ihnen Volk und Sieg sei. ‚Sag' einmal, mein Kleiner,‘ so redete ich den achtjährigen Kommunisten an, ‚du warst doch heute früh mit dabei und hast das Schild getragen?‘ ‚Ja‘, gab er zu und kam nun etwas näher. Ich legte recht viel väterlichen Ton in meine Stimme und fragte: ‚Was heißt denn das eigentlich, was da auf deinem Schild stand?‘ ‚Ich weeß nich‘, wehrte der Kleine ziemlich deutlich ab. Aber ich ließ nicht locker und fragte weiter: ‚Nanu, weißt du denn gar nicht, was das ist, ein weißer Schrecken?‘ ‚Nee‘ (der radikale Dreikäsehoch wurde etwas verlegen). ‚Haben sie denn das zu Hause nicht gesagt?‘ fragte ich dringender. ‚Nee!‘ ‚Aber ich weiß,‘ rief plötzlich ein kleines Mädel dazwischen, ‚das sind die Reichen!‘ Da drehte sich der achtjährige Politiker langsam zu der Zwischenruferin um, und in seinem Gesicht lag unendlich viel Geringschätzung, als er jetzt langsam sagte: ‚Du dummes Luder, das heeßt doch Vorschafie!‘

Da überließ ich die hoffnungsvolle deutsche Jugend ihren politischen Auseinandersetzungen und schritt dem Wald zu. Aber kein Sonnenstrahl drang durch das dunkle Gewölk, und vom Himmel kam ein leises Weinen“ ...

*

Mehr Bekenntnis

Folgendes Gespräch greifen wir aus einer Tageszeitung heraus.

„Sie waren doch, wie mir Ihr Prinzipal erzählte, während des Krieges lange Zeit als Offizier im Felde?“

„Gewiß, vier Jahre lang.“

„Haben Sie auch das Eiserne Kreuz bekommen?“

„Jawohl, bereits im Jahre 1914.“

„Verzeihen Sie, aber dann verstehe ich nicht, daß Sie nicht das schwarzweiße Band tragen. Ein jeder deutsche Mann müßte doch stolz darauf sein, in diesem größten aller Kriege für sein Vaterland mit der Waffe in der Hand eingetreten zu sein. Ich würde mich an Ihrer Stelle jedenfalls nie ohne jene Auszeichnung sehen lassen.“

Diese Unterredung spielte sich im besetzten Gebiet zwischen einem *englischen* Generalstabsmajor und einem früheren königlich preußischen Offizier ab. Allerdings sei gerechterweise bemerkt, daß letzterer sein schwarzweißes Band regelmäßig zu tragen pflegte. Er hatte es nur zufällig an jenem Tage nicht angelegt.

Immerhin mag sich ein großer Teil deutscher Kriegsteilnehmer jene Worte des Engländers hinter die Ohren schreiben. Denn sie treffen schließlich einen der *Grundfehler* des nationalen Bürgertums: den *schläfrigen Mangel an Bekennermut*.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard. Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer. **Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Straße 69.** Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart.



Mondnacht

Beilage zum Türmer

M. S. Thiemann



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

23. Jahrg. Juli 1921 Heft 10

Beseelte Lebensform

Von Heinrich Driesmans

Es gibt zwei grundgegensätzliche Arten, das Leben anzuschauen. Die Menschen der einen Art erblicken überall nur Unvollkommenes, Mißbildetes, Widerstreitendes, Häßliches und Niedriges, und gelangen damit zur restlosen Verachtung alles Lebens, an dem sie nichts Gutes und Schönes mehr gelten lassen. Die Menschen der anderen Art dagegen erkennen jede Lebenserscheinung ihrem Daseinszweck angemessen und vollendet in sich, sie sehen überall schöpferisches, werdendes Leben am Werke, das sich naiv entfaltet und darstellt wie es kann; und die Unvollkommenheiten und Mißbildungen erscheinen ihnen nur als die Folgen der Schranken, welche widrige Verhältnisse, Notdurft und Niederdruck dem Wachstum auferlegen. Das macht, weil die Menschen dieser Art selbst schöpferischen Lebens voll sind, darum leuchtet ihnen das schaffende Leben der Natur ins Auge, in deren Wachsen und Werden sie sich liebevoll versenken und deren heilsam schaffende Gewalt sie anspricht, während die andern nur die kalte Teufelsfaust gewahr werden, die sich allem Lebensdrang entgegen tückisch ballt. Weil das Auge der Schöpferischen „sonnenhaft" ist, vermag es überall das Licht zu erblicken, und weil in ihnen des Gottes hohe Kraft, vermag sie Göttliches zu entzücken, wo andere nur wirres Durcheinander und rohe Lebensgier sehen, die sich im wilden Kampf ums Dasein verzehrt.

Es liegt also immer an dem, was der Mensch dem Leben entgegenbringt, ob es ihm sein Füllhorn ausschüttet oder nur die leeren Hülsen sehen läßt.

Der größte Lehrmeister darin, das Leben in seinem schöpferischen Werden zu erkennen und sich liebevoll hineinzuversenken, war Goethe, als er, am Strande des Lido bei Venedig während der Ebbe sich an der „Wirtschaft der Seeschnecken, Patellen und Taschenkrebse“ erfreuend, in die Worte ausbrach: „Was ist doch ein Lebendiges für ein köstliches, herrliches Ding! Wie abgemessen zu seinem Zustande, wie wahr, wie seiend!“ Als seinen negativen Gegenpol aber erkannte er in späteren Jahren seinen Jugendfreund Fr. H. Jacobi, der gar nichts von der Natur erwartete, weil sie ihm seinen Gott verberge. „Als wenn die Außenwelt dem, der Augen hat, nicht überall die geheimsten Gesetze täglich und nächtlich offenbarte! In dieser Konsequenz des unendlichen Mannigfaltigen“, schließt Goethe, „sehe ich Gottes Handschrift am allerdeutlichsten. Die andern aber kommen mir vor wie Menschen, die sämtlich eine Sprache sprechen, aber in den verschiedensten Dialekten, und jeder glaubt, auf seine Weise drücke er sich am besten aus; von dem, worauf es eigentlich ankäme, weiß aber einer so wenig zu sagen als der andere: sie tanzen mit wenigen Ausnahmen alle am Hochzeitsfeste, und niemand hat die Braut gesehen.“ Besieht man es genau, so gründet sich nach Goethe doch zuletzt nur ein jeder auf ein gewisses inneres Behagen an seinem Dasein. Der Glaube, die Zuversicht auf das Bißchen, was man ist oder sein möchte, beseelt einen jeden, und so möcht' er sich auch den andern machen, eigentlich dem andern sich gleich machen, und dann, denken sie, wäre es getan. Erst bekomplimentieren sie sich von der Seite, wo sie sich gerade nicht abstoßen; zuletzt aber, wenn jeder ehrlich wird und seine Individualität herauskehrt, fahren und bleiben sie auseinander.

Von Gott dem Vater stammt Natur,
Das allerliebste Frauenbild;
Der Menschengeist ihr auf der Spur,
Ein treuer Werber fand sie mild.

Die Deutschen haben von Natur wenig Sinn für Schönheitskult und schöne Form, die ihnen zu weich und kraftlos erscheinen. Das Markige, Derbe, Eckige, selbst Zerrbild und Karikatur reizen ihr Auge mehr, alles was zu Widerstand und Kampf herausfordert. So mangelt ihnen auch die Liebe zur Harmonie untereinander, und Zwist und Zwietracht sind ihr Lebenselement, aus dem sie im furor teutonicus immer erst rechtes Feuer und Kraft gewinnen. Dem gegenwärtigen Geschlecht aber insbesondere ist der liebende Geist abhanden gekommen, wie er unseren großen Dichtern und Denkern, den Überdeutschen Kant, Herder, Schiller, Goethe eigen war, welche jede Erscheinung des Lebens als ihrem Zustand angemessen, in sich vollendet und schön empfanden, und forderten, den Menschen nie als Mittel, sondern als Zweck an sich zu werten und zu achten. Unseren Zeitgenossen dagegen gilt der Mitmensch fast nur noch als Mittel zu ihren Zwecken. Sie pflegen einander wie Tiere bloß noch auf den Nutzen abzuschätzen, den sie bringen können. Einer bemerkt am andern vor allem das Fehlerhafte, Lästerliche und Häßliche, an dem man sich stößt und ärgert, oder das Komische und Mißbildete, über das man sich erlustigt. Das Gute aber in jedem, auch dem Geringsten und Unwertesten, findet kein gütiges und liebevolles Auge mehr. Wie wenige

haben die zartfühlende Überlegenheit, wenn sie ihren Mitmenschen in widerwärtigem Zustand antreffen, die gute statt die böse Ader in ihm anzuschlagen und ihn so von sich selbst zu erlösen, wie ein Arzt den Patienten!

Denn Patienten, das ist Leidende, sind wir heute alle, und wir Deutsche mehr denn je in unseren gedrückten und verfahrenen Verhältnissen. Wir, die von einer ganzen Welt Mißwollender und Feindseliger umringt sind, hätten es wahrlich viel mehr nötig, gute Seiten aneinander aufzuspüren und zu stärken, um uns gegenseitig daran aufzurichten. Wie kalt und lieblos, abfällig und gehässig pflegt man dagegen nur immer über seine Mitmenschen abzuurteilen, wo sie irgendwie Mängel verraten und sich Blöße geben; und man findet in der Schadenfreude das reinste Vergnügen, einander mit verletzenden Bemerkungen zu bedenken, statt durch liebevolles Eingehen und zartsinniges Verstehen sich gegenseitig innere Hilfe zu leihen. Aber wie Taumelnde auf verlassener Straße stößt man sich noch gehässig in den Graben, während ein ganzes Volk wankt, das überall Feststehende und Pfeiler brauchte, sich daran zu halten, um nicht vollends dahinzustürzen. Alle edleren und vornehmeren Triebe und Handlungen werden verdächtigt und ihnen gewöhnliche, selbstische oder gar verborgene niedrige Beweggründe unterstellt. Man will durchaus nicht mehr gelten lassen, daß sich etwas irgendwie über die Alltäglichkeit erhebt, und ruht nicht, bis man jeden Menschen ganz gemein gemacht hat, einen wie den andern. Irgendwelche „Größe“ erträgt man nicht mehr, und so müssen auch unsere Großen daran glauben, als Menschen völlig auf die Ebene der Gewöhnlichkeit herabgezogen zu werden. „Wie selten ist noch wahre Freundschaft,“ sagt Gräwell, „wie selten zieht sich jemand von einem anderen auf eine schöne Art zurück! Statt ihm, wenn er glaubte Anlaß zu haben, das Verhältnis zu brechen, dies in ausführlicher Aussprache begreiflich zu machen, zieht er es vor, ihn auf einmal zu schneiden. Gestern war er noch sein intimster Freund, heute kennt er ihn nicht mehr. Wenn man zurückblickt, sieht man mit Schmerz, wie wenige Menschen wirklich sittlich und schön handelten, wie wenig das Zartgefühl bei ihnen ausgebildet war.“ Das Weib galt dem alten Deutschen als etwas Geheimnisvolles, Heiliges, Göttliches, und unsere großen Dichterdenker empfanden in ihm das Ewig-Weibliche, das uns hinanzieht. Die Zeitgenossen aber pflegen fast nur noch zynisch vom Weibe zu sprechen als bloßem Geschlechtswesen und Gegenstand gewisser Lustinstinkte; und die Zote bildet die Würze ihrer Unterhaltung.

Es scheint heute gar nicht mehr in Frage zu kommen, daß der Mensch auch eine Seele habe. Man fragt nicht mehr, welches seelisch-geistige Erlebnis man an einem Mitmenschen haben kann, sondern nur noch, ob er ein guter Unterhalter und Gesellschafter ist, mit dem man sich die Zeit angenehm vertreibt, oder welche anderen äußerlichen Vorteile er bietet. Wer dagegen seelischer Kultur obliegt und seine materiellen Interessen darüber versäumt, verfällt der Vereinsamung. Von „Seele“ pflegt man überhaupt fast nur noch mit einer gewissen Ironie zu sprechen wie: das ist eine „gute Seele“ oder eine „Seele von Mensch“, wenn nicht mit rohem Spott und Hohn wie von einer Angelegenheit für alte Weiber. Es gilt geradezu für unmännlich, weichlich und weibisch, „Seele“ zu zeigen. In der guten Gesellschaft wird alles, was seelische Stimmung geben könnte, als

abgeschmackt vermieden; und die üblichen, mehr oder weniger witzigen und geistreichen Tischreden bei wohlbesetzter Tafel sorgen dafür, daß keine derartige Stimmung aufkommen kann. Man unterhält sich über alltägliche Angelegenheiten, über das Neueste in Kunst und Mode, über die Fortschritte der Wissenschaft und Technik, aber man hütet sich ängstlich, ein Thema zu berühren, das zur Verinnerlichung des Lebens führen könnte, aus Furcht, sich lächerlich zu machen. Man läßt sich dabei von ersten Künstlern die beste Musik machen, von Sängerinnen Arien und Lieder vortragen, die man mehr oder weniger aufmerksam, lässig oder gelangweilt über sich ergehen läßt. Aber wo findet man sich einmal zu einer solchen Gesellschaft zusammen, die sich selbst ein stimmungsvolles Gedicht vornimmt, um Stimmung daran zu gewinnen und ein seelisches Erlebnis zu haben, oder in seelischem Austausch den Menschen im andern zu erleben und sich beim Auseinandergehen als Menschen, an denen man sich innerlich erhoben hat, die Hand zu drücken, und nicht bloß als kalte Gesellschafter, die sich nur zum Zeitvertreib zusammengefunden? Wer auch nur eine solche Anregung geben wollte, würde etwa mit der ironischen Bemerkung abgetan: „Ach ja, Seelenkultur haben wir alle sehr nötig", und dann würde man lachend darüber hinweggleiten?

In seiner „Schule der Weisheit" zu Darmstadt betreibt Graf Keyserling eine Art „Seinskultur", die doch wohl auf unsere Seelenkultur hinausläuft. Nehmen wir an, daß er dabei nicht bloß ein Konventikel für einen kleinen auserlesenen Kreis im Auge habe, sondern Sendboten in die Welt schicken wolle, um seelische Kultur in die große Gesellschaft zu tragen, etwa wie die Bußprediger des Mittelalters in Zeiten schwerer Not den Gläubigen zu Herzen redeten und sie vor Gott auf die Knie zwangen. Nehmen wir an, die Prediger der Seinskultur des Grafen Keyserling redeten den Leuten der gebildeten Kreise in ähnlicher Weise ins Gewissen, um sie vor der Menschenseele als dem Geheimnisvollen, Heiligen und Göttlichen in uns auf die Knie zu zwingen, in Ehrfurcht vor dem höchsten Sein und Wesen, das wir kennen, etwa mit Goethes Worten aus dem „Meister", wo er vom „Menschen des Geheimnisses und der Kraft" spricht, daß der Mensch ein göttliches Geheimnis ist. Ein solcher Seelenprediger sollte sich einmal in einer Gesellschaft erheben, um die Gäste aufzufordern, von ihrem oberflächlichen gesellschaftlich-konventionellen Geschwätz abzulassen und sich als Menschen zu fühlen, rein nur als Menschen, abgesehen von allem Wissen und Können, vom Unterschied der Fähigkeiten, von Rang, Titel und Stand, das Ewig-Menschliche ineinander zu erleben! Dann würden die einen über solches takt- und geschmacklose Ansinnen die Miene verziehen, während die andern durch Scherze darüber die Gesellschaft zum Lachen brächten. Sollte man aber wirklich die Sache ernst nehmen und ernst dabei bleiben, und gar den Versuch machen wollen zu einer seelischen Aussprache, dann würden die meisten hilflos und verlegen wie Kinder voreinander stehen, und keines würde mit der Seele des andern etwas anzufangen wissen. Der Seelenprediger aber dürfte schließlich als taktloser Störenfried der guten Gesellschaft mit sanfter Gewalt hinauskomplimentiert werden; und dies unter heutigen Verhältnissen nicht einmal ganz mit Unrecht, da die Gesellschaft sich auf den leichten, gefälligen äußeren Ton eingestellt hat, der alles Seelisch-

Persönliche als störend und stimmungverderbend ausschließt.. Damit wäre aber die Mission des Grafen Keyserling gescheitert, da der guten Gesellschaft mit „Seele" nicht beizukommen ist, bzw. da sie an ihre Seele nicht herankommen läßt, und ihr also nicht zu helfen ist. Worin unterscheidet sich noch eine solche gute Gesellschaft von einer gewöhnlichen Schiebergesellschaft? Dort verkehrt man mit besserem Takt und Anstand und unterhält sich fein und geschmackvoll über Kunst und Mode, während man hier nur rohen materiellen Genüssen bei lärmender Unterhaltung und Paukmusik frönt. Aber dort wächst die Seelenstimmung so wenig von innen heraus, wie hier; und somit unterscheidet sich die gute von der üblen Gesellschaft nur dem Grade und der äußerlichen Kultur, nicht dem Wesen nach. Zur Zeit unserer großen Dichterdenker gab es auch tüchtige Praktiker und Geschäftsgrößen, aber sie versäumten nicht, zugleich seelische Kultur in ihrem Hause zu pflegen, was damals von vornherein und aus dem ganzen Zeitalter heraus zum guten gesellschaftlichen Ton und feiner Sitte gehörte. Wollen wir heute wieder dazu kommen, so muß eine ganze Umgestaltung der Erziehung vorausgehen.

Die äußerliche Entwaffnung des deutschen Volkes ist auf Gebot unserer Gegner durchgeführt worden. Innerlich aber stehen unsere Volksgenossen einander noch bis an die Zähne gerüstet und feindselig gegenüber; nicht nur politisch in den Parteien, sondern auch innerhalb aller dieser und überall Mensch gegen Mensch voll Mißtrauen und Arglist. In der Hochflut der Rüstungsbewegung der neunziger Jahre forderte der damalige religiöse Sozialreformer M. von Egidy „innere Abrüstung" als erste und alleinige Vorbedingung für den endlichen Völkerfrieden, ohne welche alle äußeren Rüstungsbeschränkungen verlorene Liebesmüh seien. Die Deutschen haben diese innere Abrüstung nötiger als die anderen Völker unserer Gegnerschaft, die in sich einig und geschlossen dastehen. Es ist etwas Zentrifugales in der Natur der Deutschen, das sie immer von ihrer Art hinwegtreibt, in der Fremde nach anderer vermeintlich höherer Art zu suchen, die sie daheim vermissen. Sie mögen einander am wenigsten leiden, der Deutsche kann den Deutschen nicht recht vertragen, vielleicht weil er an ihm immer wiederfindet, was er flieht: die Formlosigkeit, und vermißt, was er sucht: beseelte Form. Weil wir keine abgeklärte Lebensform, keinen deutschen Lebensstil miteinander haben, wie die andern Nationen in ihrer Art, zieht es deshalb vielleicht den Deutschen nach der Fremde? Die gegenwärtige Abschließung und Einkreisung, die allgemeine Ächtung von der übrigen Völkerwelt scheint aber wie vom Schicksal darauf berechnet, das zerfahrene und zersplitterte, in sich verfeindete deutsche Wesen zu zwingen, endlich zu lernen, liebevoll und verständig aufeinander einzugehen und Seele gegen Seele zu erschließen, um so miteinander beseelte Lebensform zu gewinnen und aus dem deutschen Volke eine einmütige, hochgemute deutsche Gemeinde zu machen.



Der weiße Wolf

Von Wolf Durian

(Schluß)

Die Einigung, in Schweigen über dem erlegten Bären geschlossen, hielt nicht an zwischen den Freunden. In Einsamkeit flossen ihre Tage hin. Einer saß zu Hause und schürte das Feuer, und der andre war draußen im Schnee und las die Füchse auf, die in den Eisen hingen. Noch nie war der Fang so ergiebig gewesen. Schnee fiel täglich, und die Kälte setzte ein. Der Fluß war gefroren. Die Wölfe heulten in den Nächten vor Hunger. Da ging das kleine Raubzeug, vom Hunger getrieben, in Menge ins Eisen. Rot- und Silberfüchse, langhaarige Skunkse, vor allem Nerze, seit das Eis im Fluß Fische und Frösche verwahrte. Die Pelzbündel häuften sich an den Wänden der Bude. Aber die Männer hatten keine Freude daran. In der Einsamkeit ihrer Wege dachte jeder an die Frau. Und wie sie sich immer mehr in sie versenkten, wuchs sie empor zwischen ihnen zu einer dämonischen Macht. Und die Männer kehrten sich ab voneinander, denn die Macht der Frau überwog die Gefühle alltäglicher Freundschaft. In der Not wäre einer für den andern gestanden, immer noch; aber, da keine Not war, in der Gleichform der Tage der Arbeit strebten die Gedanken der Männer auseinander. Sie wurden sich Last und schwiegen sich aus. So war der neue Zustand, in den ihre Krankheit eintrat: stundenlang saßen sie abends in der Hütte beisammen und sprachen kein Wort. Wer an der Reihe war, erhob sich morgens schweigend vom Lager und ging aus der Hütte ohne ein Wort. Und wenn er kam, trat er ein ohne Gruß, und der andre wandte sich nicht nach ihm um. Jeder nahm schweigend seinen Teil an der Beute des Tages in Arbeit und verzog sich damit in einen Winkel der Bude. Jede Reibung zwischen sich vermieden die Männer, um Worte zu sparen. Keiner ließ sich gehen. Mit soldatischer Pünktlichkeit wickelte sich die tägliche Arbeit zwischen ihnen ab bis ins Kleinste — ohne ein Wort. Jeder wußte, wann er an der Reihe war, den Rundgang zu machen, jeder wußte, wie groß sein Anteil war an der Arbeit mit dem Fang des Tages. Jeder hatte sein eigenes Gerät. Wer an der Reihe war, kochte das Essen, goß Tee auf, spaltete Holz, holte Wasser... Es war ein unerträglicher Zustand. Und die Männer fühlten das wohl.

Sam, der Türke, war zu einem Entschluß gekommen. Wie Jo eines Abends in die Bude trat, wandte Sam, der Türke, sich um und sagte: „Hallo!" Jo erschrak so, daß er den Fuchs fallen ließ, den er über der Schulter trug. Sogar der kleine Zobel fuhr erstaunt aus dem Schlaf. So ungewohnt war das ausgesprochene Wort in der Bude geworden.

„Gib ihn her — den Fuchs", sagte Sam. „Bläst 'n frischer Wind draußen. Wirst 'n heißen Tee mit Rum verdauen können."

Dabei rückte er auf dem Klotz vor dem Feuer zur Seite, daß Jo da Platz haben sollte. Jo war noch immer sprachlos. Aber er bückte sich und hob den Fuchs auf und setzte sich neben Sam zum Feuer. Sam, der Türke, nahm den Fuchs

übers Knie, drehte ihn hin und her, befühlte die Dichte des Pelzes, blies die Haare auf...

„Ist auch 'n Kreuzfuchs. Aber 'n hübsches Stück“, meinte er und zog mit dem Messer den Querschnitt über die Kehle des Tieres.

„Ja“, sagte Jo und schlürfte aus der blechernen Tasse.

Schweigen. Sam streifte dem Fuchs die Decke über den Rumpf. Er hatte sie um die Faust gewickelt und zog daran, während er über dem nackten Fleisch in leichten Messerstrichen die Haut zerteilte.

„Hm,“ sagte er dann, „ich wollte dir etwas sagen, Jo.“

Und er erhob sich und warf den entkleideten Tierkörper in weitem Schwung aus der Tür. Da würden ihn sich die Wölfe schon holen in der Nacht. Als er zum Feuer zurückkam, trafen sich die Blicke der beiden Männer. Sam blieb stehen und sagte:

„Wir wollen uns trennen.“

„Gut“, sagte Jo trotzig.

An diesem Abend wurde nichts mehr zwischen ihnen gesprochen.

Früh legten sie sich schlafen. Als Jo am andern Morgen erwachte, lag der kleine Zobel neben ihm unter den Fellen und streckte sich voll Behagens, denn er liebte die Wärme. Sam, der Türke, war verschwunden. Mit ihm seine Büchse und ein Paar Schneeschuhe. Jo überlegte nicht lang. Er machte sich fertig und trat aus der Hütte. Da lief die Spur der Schneeschuhe in zwei blauen Strichen über die Schneedecke hin, floß in der Ferne zusammen und verlor sich dem Walde zu. In diesem Augenblick dachte Jo nicht an die Frau, sondern nur an den Freund. Er sagte sich: ich will hier nicht ohne ihn leben. So hing er die Büchse um, band sich die Schneeschuhe unter die Füße und lief der Spur nach in weit ausholenden Zügen. Er war ein geschickter Läufer. Dort, wo der Berg abfiel, verschwand er wie ein Pfeil in einem Schweif hoch aufstäubenden Schnees.

Er hatte Glück. Gleich im Wald war Sam, dem Türken, ein Riemen der Bindung gebrochen. Viel Zeit verging, bis er mit froststarren Fingern aus dem Riemen der Büchse ein neues Stück Leder geschnitten und die Bindung instand gesetzt hatte. Und als er eben die Bretter wieder unter den Füßen hatte, sah er Jo kommen. Er erwartete ihn in vollkommener Ruhe. Als er Sam erreicht hatte, sagte Jo nur:

„Kehr' mit mir um, Sam. Es ist so leer in der Bude.“

Und mit einem Blick auf die geflickte Bindung:

„Ich dachte schon immer, daß dir noch mal die Bindung zum Teufel gehen würde. Du mußt dir neue Riemen schneiden.“

Sam, der Türke, kehrte mit ihm nach der Bude zurück.

* * *

In der Nacht war die große Kälte eingetreten. Die Wölfe kamen bis vor die Tür der Bude und heulten. Die Trapper ließen sie heulen und schliefen. In früheren Jahren hatte Sam, der ein guter Schütze war, durchs Fenster auf sie geschossen, wenn der Mond schien. Oft hatte er zehn und mehr auf die Decke gelegt

in einer Nacht. Aber jetzt konnten die Wölfe heulen und gegen die Tür springen, daß sie in den Fugen krachte. Sam, der Türke, schlief.

Die Krankheit der Männer hatte ihren Höhepunkt erreicht. Vergessen war die Freundschaft. Und der Geist der Frau stand riesenhaft zwischen ihnen. Sie bewachten sich jetzt. Sie schlichen umeinander herum, wie Berberlöwen um einen gefallenen Hirsch schleichen. Es war ein furchtbares Leben.

Eines Abends schnitt Sam, der Türke, aus einer Hirschhaut die neue Bindung für seine Schneeschuhe. Jo sah ihm zu und sagte höhnisch:

„Machst dich wohl reisefertig?"

„Mag sein", sagte Sam, der Türke.

„Laufen manche schneller als du."

„Ich schieße besser als manche", sagte Sam in eisiger Ruhe.

„Ich fürchte dich nicht", schrie Jo. „Ich folge dir doch!"

„Hüte dich!" sprach Sam, der Türke.

So stand es zwischen den Männern. Da gab es keine Heilung mehr. Einmal, als Jo vom Rundgang kam, war kein Feuer im Kamin, und die Bude lag in Nacht und Eiseskälte. Er entschloß sich sofort. Warf die beiden Rotfüchse ab, die er trug, schnallte die Schneeschuhe an und schritt zur Tür hinaus. Es war eine mondhelle Nacht. Wie ein Band von Silber schimmerte weithin der vereiste Fluß. Und unter den Schneeschuhen splitterte knisternd der gefrorene Schnee zu feinen Kristallen. Aber nirgends eine Spur. Jo traute den Augen nicht. Er lief um die Hütte und suchte überall. Keine Spur. Aber das war ja nicht möglich! Selbst wenn Sam auf Schneereifen gegangen wäre, da müßten doch Abdrücke sein... Jo holte sich Schneereifen aus der Hütte, legte sie an und tat ein paar Schritte damit. Die Abdrücke waren deutlich erkennbar. Kopfschüttelnd band er sich die Schneereifen wieder ab und ging in die Hütte zurück. Da klang aus einem Winkel höhnisches Lachen.

„Hüte dich — du!" sprach Sam, der Türke, trat zum Kamin und schlug Feuer. Seit dieser Stunde haßten sie sich.

Am andern Morgen erhob sich Sam, zog seinen Pelz an, hing die Büchse um, band sich die Schneeschuhe unter die Füße und verließ die Bude offenkundig. Jo richtete sich auf und sah durch die offenstehende Tür, wie Sam den Stock in den Schnee stieß und ablief. Da stand er auf und warf die Tür laut schallend ins Schloß. Zwei Stunden darauf schloß er die Bude zu und folgte Sams Spur. Den ganzen Tag über lief er hinter ihm her und erreichte ihn abends bei der Waldschlucht, wo die beiden Arme des Schlangenflusses sich vereinigen. Sam, der Türke, hatte dort haltgemacht und war eben dabei, über einem kleinen Feuer in seinem Blechkessel Schnee zu schmelzen, um Tee zu kochen. Jo sah von weitem den glimmenden Punkt des Feuers und war auf der Hut. Diesmal kam er ja nicht, um den Freund zu holen, weil „es so leer in der Bude war". Es ging um die Frau. Es ging ums Leben. Jo war sich darüber klar.

Sam, der Türke, sah ihn kommen. Er stellte den Blechkessel ab, nahm die Büchse auf und ging ihm entgegen. Als er noch etwa fünfzig Schritte von ihm entfernt war, kniete er sich hin und legte die Büchse an. Jo stand still und schrie: „Schieß zu, du feiger Hund!"

So hatte Sam es nicht gemeint. Er senkte die Büchse und ließ den andern herankommen.

„Was willst du hier?“ fragte er, als Jo ihm gegenüberstand.

„Well,“ sagte Jo, „wir wollen zusammen zu dem Fräulein gehen.“

* * *

Es war, als sollte in dieser Nacht die Freundschaft wieder erwachen. Das Feuer verglomm. Aus der Asche schwelte ein fahles Band zum tiefen blauen Himmel der Sterne. In der Ferne heulte ein Wolf. Die beiden Männer saßen da und redeten zueinander. Sie sollten Lose ziehen, schlug Jo vor. Aber es wurde verworfen, und sie nahmen sich ernsthaft vor, zusammen zu dem Fräulein zu gehn, ihr zu sagen, wie es um sie stand, und ihr zu überlassen, zwischen ihnen zu wählen. Und dann sprachen sie über das Fräulein. Wie schön sie sei, und welche guten Eigenschaften sie habe. Im Lauf der Zeit hatte sie zahllose gute Eigenschaften angenommen in der Phantasie der Männer. Jeder hatte seine eigene Legende um sie gedichtet. Die Männer kamen in Stimmung. Sie erzählten sich von den Plänen, die jeder ausführen wollte, wenn die Wahl des Fräuleins auf ihn fallen sollte. Sie verabredeten, daß dem Zurückgewiesenen die Bude mit allem Pelzwerk und Gerät gehören solle. So großmütig waren sie gestimmt und so sicher jeder seines Siegs über den andern. Ja, sie wollten gute Freunde bleiben und einander nichts nachtragen. Es sei nicht ausgeschlossen, daß das Fräulein eine ihr ähnliche Schwester habe. Da wollten sie sich später gegenseitig mit ihren Familien besuchen. Vielleicht könnten sie alle zusammen einmal einen Winter in der Hütte verleben. Dann würde erst Betrieb in der Bude sein.

So sprachen sie miteinander. Aber daß sie sprachen, war verdächtig; Leute ihrer Art schweigen sich aus, wenn sie wahrhaft fühlen, oder reden von nebensächlichen Dingen. Keiner traute dem andern. Sie wagten nicht, zu schlafen. Als das Gespräch zwischen ihnen versiegt war, und sie sich zum Feuer gelegt hatten, um zu schlafen, beobachteten sie sich heimlich. Jo überlegte, wie sie morgen früh über die Schlucht gelangen sollten. Über der Schlucht lag nämlich ein Baumstamm, auf dem für einen nur Platz war. Wer sollte zuerst hinüber?

Als der Morgen graute, erhob er sich lautlos vom Boden. Nach langem Bedenken war er auf den Einfall gekommen, den Stamm zu überschreiten, während Sam noch schlief. Jenseits der Schlucht wollte er ihn erwarten. Vorsichtig nahm er Schneeschuhe und Büchse auf und schlich sich auf den Zehenspitzen zum Abgrund hin, wo der Baumstamm lag. Aber Sam, der Türke, schlief nicht. Er sah, wie Jo sich heimlich fortschlich, um in Fort Nelson der Erste zu sein. Und blinde Wut kam über ihn.

Er richtete sich auf, ergriff die Büchse ... Jo stand auf dem Stamm und schritt vorwärts.

Da krachte der Schuß ...

* * *

An diesem Tag erhob sich der Schneesturm. Es begann ein wildes Heulen unter den Geistern des Waldes. Die Stämme bogen sich krachend und splitternd, ihre Wipfel peitschten gegeneinander, Äste brachen, und viele Stämme hoben sich

aus den Wurzeln und stürzten. Der Schnee fegte in rasenden Wirbeln über den Boden her vor dem Sturm. Darauf war nichts mehr zu sehen vor Schnee und Sturm. Es war unmöglich, dagegen anzukämpfen.

Der einsame Mann, der da schritt, wurde vom Sturm erfaßt und zu Boden geschleudert. Seine Schneeschuhe zerbrachen. So lag er da und konnte nichts tun als am Boden sich anklammern und alles über sich ergehen lassen. Tag und Nacht raste der Sturm. Die Kraft des Mannes erlahmte; zur Hälfte lag er im Schnee verschüttet, seine Glieder erstarrten. Er versuchte, vorwärts zu kriechen, um Schutz zu suchen. Da ergriff ihn der Sturm von neuem und rollte ihn den Berghang hinab. Rücklings fiel er auf einen gestürzten Stamm und blieb da liegen, halb bewußtlos. Seine Kleider waren zerfetzt, die Büchse zerbrochen, der Beutel mit Lebensmitteln verloren, die Mütze auch. Der Sturm riß es fort, und der Schnee begrub es. Dazu ein stechender Schmerz im linken Fuß, der sich beim ersten Sturz in der Bindung des Schneeschuhs überdreht hatte, Schmerzen im Rücken und an den Knien, Nasenbluten. Aber er lag hier sicher und fand Schutz vor dem Sturm. Er wagte sich nicht zu rühren und lag dicht an den Baumstamm gepreßt den Rest der Nacht hindurch.

In den Morgenstunden ließ der Sturm nach. Aber das Schneien hielt an, und die gelbgrauen Schneewolken ballten sich so dicht, daß der Tag kaum durchdringen konnte. Sam, der Türke, stand auf und fluchte. Keine Büchse mehr, keine Schneeschuhe, nichts zu essen, kein Kessel! Da fiel ihm ein, daß er noch Tabak hatte. Er zog die Pfeife aus der Tasche und stopfte sie in Gelassenheit. Sechs Streichhölzer verlöschte ihm der Wind nacheinander, aber er strich geduldig das siebente an, und da brannte die Pfeife. So stand er in der Einöde und rauchte, und Fluten von Schnee fielen über ihn.

Er sah zum Himmel auf und stellte die Richtung zum Nelsonfluß fest. Und in dieser Richtung arbeitete er sich durch den Schnee. Sein Fuß schmerzte so, daß er hinken mußte. Aber er hinkte vorwärts.

Stundenlang schleppte er sich, ohne zu ruhen. Und wo er zusammenbrach, blieb er liegen. Es war um Mittagszeit. Er fühlte ein heftiges Stechen in dem verrenkten Knöchel und zog den Stiefel aus. Es tat ihm wohl, den entzündeten Fuß auf Schnee zu legen. Er fühlte Hunger, holte die Pfeife aus der Tasche und rauchte. Nach zwei Stunden wollte er weiter und versuchte, den Stiefel anzuziehen. Kaum brachte er ihn über den Fuß, so stark war der inzwischen angeschwollen. Als es ihm endlich gelungen war, fühlte er solche Schmerzen, daß sich ihm eine steile Falte in die Stirn grub. Er versuchte, zu gehen. Es schien unmöglich. Da stand er still und fluchte. Und biß die Zähne zusammen und ging vorwärts durch den Schnee. Mit jedem Schritt versank er bis an die Mitte der Waden im Schnee. Oft brach er ein bis ans Knie, und die Falte in der Stirn grub sich tiefer vor Schmerz. Manchmal taumelte er wie ein Betrunkener, zuweilen blieb er stehen und fluchte. Bis zum Abend hielt er durch. Dann brach er wieder zusammen und lag eine Weile bewußtlos.

Er wandelte auf einer Wiese voll flammender Alpenveilchen. Es war Abend, und die Luft wehte lau, und die Drosseln flöteten aus dem dunkelnden Gesträuch.

Fernher wehten die Klänge einer Ziehharmonika. Er horchte hin: es war das Lied vom Feuerwehrmann. Da wurde er lustig, weil er das Lied vom Feuerwehrmann hörte. Es war sein Lieblingslied. Und er begann sich im Takt der Melodie zu wiegen und sang:

„I am the Firefighter jo-ho-ho-hoo
I am the Firefighter jo-ho-ho-hoooo."

Plötzlich fiel ihm ein, daß es Jos Ziehharmonika war. Er erkannte sie wohl, weil sie beim Luftholen immer keuchte und pfiff. Und wie er daran dachte, kam Jo selbst über die Wiese gegangen. Er sah stattlich aus. In der Mütze hatte er einen Flügel vom Blauhäher stecken und um die schimmernde Biberjacke lag der Patronengürtel. Die Büchse trug er lose über der Schulter.

„Willst du zu essen haben?" frug ihn Jo.

„Natürlich", sagte er. „Hab' verdammten Hunger nach dem weiten Weg. Ich gehe nämlich zu dem Fräulein."

Auf einmal war eine Menge guter Dinge da; Hirschfleisch und Tee und auch zwei Pakete Dreisterntabak. Sie aßen und rauchten. Jo sagte:

„Ich hab' ein kleines Loch in der linken Schulter; seitdem hab' ich falsche Luft."

„Das kommt daher," erklärte er — Sam —, „weil du das Fräulein haben wolltest."

„Aber es ist ja nicht ausgeschlossen, daß das Fräulein eine ihr ähnliche Schwester hat", meinte Jo.

„Nicht ausgeschlossen", gab er zu.

Plötzlich galoppierte der Bär über die Wiese. Jo schrie:

„Laß mich! Laufen manche schneller als du."

Aber er hielt Jo bei der Hand und sagte:

„Ich schieße besser als manche."

Und er kniete sich hin und setzte die Büchse ein, da merkte er erst, daß die gute alte Winchester zerbrochen war. Der Bär warf sich auf ihn und stieß ihm die kalte Schnauze ins Gesicht. Er wehrte sich, so gut es eben ging. Aber der Bär war stärker als er und biß — — —

„Teufel!" Sam fuhr auf. Und starrte in die grünlich funkelnden Augen eines großen weißen Wolfs.

Er riß den Revolver aus der Tasche und feuerte. Als der Pulverdampf sich verzog, waren die grünlich funkelnden Augen verschwunden. Wildes Geheul erscholl von allen Seiten. Es war Nacht. Hinter zerfetzten Wolken schwamm der Mond. Sam, der Türke, richtete sich auf und zog den Stiefel auf. Der Knöchel war blutunterlaufen und pulste erhitzt; Sam legte Schnee darauf und band sein Halstuch darum. Dann lehnte er sich mit dem Rücken gegen einen Baumstamm, holte die Pfeife vor und rauchte, denn er mußte sich wach erhalten. Nach einiger Zeit tauchten über der Waldblöße die Schatten einiger Wölfe auf. Sie standen beisammen und schienen zu beraten. Dann setzten sie sich wie auf ein Zeichen gleichzeitig in Bewegung und liefen auf den Mann zu. Ein starker Wolf von weißer Farbe führte. Sam gab drei Schüsse ab. Da stoben sie auseinander und tauchten lautlos ins Dunkel des Waldes. Im nämlichen Augenblick liefen von der entgegengesetzten

Richtung in langen Sätzen zwei starke Wölfe gegen Sam an, aber er sah sie zu rechter Zeit und schoß. Der vordere brach zusammen und heulte laut auf. Dann schleppte er sich hinkend und klagend davon. Der andre Wolf hatte schon beim Knall des Schusses das Weite gesucht. Noch eine Patrone steckte im Revolver. Sam fühlte bleierne Müdigkeit; aber er brachte es über sich, zu wachen, bis der Morgen graute. Da sank ihm der Kopf hintenüber, und mit dem Revolver in der Hand schlief er ein.

— — — Das Fräulein glitt über den Schnee auf ihn zu und neigte sich über ihn.

„Welch schönen Revolver Sie da haben! Nein, Sie sind aber einer!“ sagte sie.

Und sie ergriff seine Hand, in der der Revolver lag, und hob sie sanft empor. Er wollte etwas sagen, aber die Stimme versagte ihm.

„Sie schießen so gut, Herr Soames“, sprach das Fräulein. Sie sagte ausdrücklich: „Herr Soames.“ Und dabei versuchte sie, den Schuß abzuziehen, indem sie auf Sams Finger drückte, der im Abzugsbügel der Waffe lag. Ihm trat der kalte Angstschweiß auf die Stirn. Er durfte die letzte Patrone nicht verlieren.

„Fräulein!“ schrie er, „Fräulein, lassen Sie los! Es ist mein letzter Schuß.“

„Oh,“ lächelte sie, „ich zeige Ihnen das Ziel, Herr Soames. Wir werden gut treffen.“ Und mit leiser Stimme sagte sie:

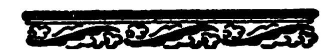
„Nun sehen Sie über den Lauf!“

Er blickte über den Lauf und sah Jo auf dem Baumstamm über der Schlucht. Da krachte der Schuß.

Sam schreckte auf. Es war etwas geschehen. Aber er brachte seine Gedanken nicht mehr zusammen. Um ihn drehte sich alles: Bäume, Schnee, Himmel ... er schien auf einer Drehscheibe zu sitzen. Plötzlich stand wie mit fühlbarem Ruck die Welt um ihn still. Er fand sich langsam zurecht und entdeckte, daß er im Traum den Revolver abgeschossen hatte. Mit verächtlicher Gebärde warf er die Waffe von sich. Der Schnee schluckte sie auf. Er wollte den Stiefel anziehen, aber es gelang ihm nicht. Dick geschwollen und erstarrt lag der Fuß vor ihm, als gehörte er nicht mehr zum Körper. Er mußte ihn erst mit Schnee reiben, bis wieder Leben in ihn floß. Aber den Stiefel brachte er nicht mehr darüber. Da warf er den Stiefel dem Revolver nach. Grimmiger Hunger nagte in ihm. Er fühlte sich matt und willensschwach. Er wollte doch nun aufstehen und konnte nicht. Schließlich gelang es ihm. Er wand das Tuch um den kranken Fuß und taumelte gedankenlos vorwärts wie ein Betrunkener. Eigentlich war ihm nun leichter zumut. Er fühlte die Schmerzen im Fuß nur dumpf und ärgerte sich nimmer, wenn er in den Schnee einbrach. Ihm war, als ginge er im Traum. Manchmal drehte sich der Boden unter ihm ein wenig, aber er ging sicher. Er konnte gar nicht fallen und auch nicht still stehen. Immer weiter mußte er gehen, Tag und Nacht, immer weiter — immer weiter — — Aber er konnte nicht mehr denken. Seine einzige Empfindung war: Hunger, furchtbarer Hunger. Immer weiter ging er wie ein Uhrwerk, das jemand aufgezogen und dann vergessen hatte, und das nun lief, solange noch Kraft in ihm war, lief bis ans Ende. Gegen Abend sah Sam den weißen Wolf wie ein Gespenst durch die Ebene jagen. „Sieh, der ist nun hinter dir her“, sagte er sich, aber es

berührte ihn weiter nicht. Nur immer gehen, immer weiter — bis ans Ende — — Da brach er in die Knie. Und wie er lag, war es, als hielte der Schnee ihn fest. Es gelang ihm nicht mehr, sich aufzurichten. Aber noch immer war die Kraft in ihm. Auf allen Vieren kroch er vorwärts, wühlte sich durch den Schnee. Weit schleppte er sich so. Mit einmal sah er sich den grünlich funkelnden Augen gegenüber. Da stieß er einen heisern Schrei aus und fiel mit dem Gesicht in den Schnee.

Der Wolf umkreiste ihn langsam, stand dann stille und beobachtete. Wie der Mann sich nicht rührte, glitt er in zwei lautlosen Sprüngen an ihn heran und duckte sich in den Schnee. Da wälzte Sam, der Türke, sich auf die Seite, öffnete die Augen weit und starrte in die grünen Augen des Wolfes. Und sein Antlitz wurde fahl, wurde zu einer Fratze übermenschlichen Grauens. Er blickte in einen Abgrund von grünlich gleißendem Licht. Und in dem Licht stand ein schmaler Schatten. Und der Schatten wuchs und schwoll, glühte wie diamantenes Feuer und senkte sich langsam durch seinen Blick bis auf den Grund seiner Seele. Da schnellte mit letzter Kraft der Mann vom Boden auf und stürzte sich auf das Tier. Die Messerklinge blitzte; der Wolf stieß ein wildes Knurren aus und biß sich fest. Schnee stäubte über den zuckenden Knäuel der Leiber.



Sommernacht

Von Helene Brauer

Noch steht des Turmhahns Schattenriß
Auf blassen Himmel hingetuscht,
Die Kirche, Fledermaus-umhuscht,
Wächst auf, ein Berg von Finsternis.

Aus müden Fenstern blinkt es schwach,
Doch von den Rosenbüschen bricht
Ein Leuchten her von weißem Licht
Und hält des Parkes Steige wach.

Die Kronen ragen schattenreich,
Sie wogen nicht und atmen kaum,
Ein Lauschen schleicht von Baum zu Baum;
Schwer sinkt der Tau auf Blatt und Strauch.

Die Nacht hebt an, die reif und stark
Dem Tage Glanz und Prunk entreißt,
Mit Blüten wie mit Lichtern gleißt
Und silbern überrauscht den Park.



Das Gewitter

Von M. Naacke

Ich fühl's noch immer . . .

Es war eine Stunde gut nach Mitternacht. Da holte mich die Mutter aus warmem Bett. „Komm, komm, mein Kind, wir müssen bereit sein! 's kann sein, der feurige Wagen — du weißt, vom Propheten Elias — kommt uns holen.“

Ich hatte schon reichlich geschlafen; jetzt aber war ich ganz munter und atmete dem entgegen, was werden sollte. Beschuht und in einem Mäntelein, saß ich auf einem Stuhl zwischen Vater und Mutter und fühlte mich: Perle im Golde!

Zu schön war's: Das Zimmer schwarz und dunkel — und dann so ein Blitz: schneeweiß und alles hell! Taghell!

Durch die Glastür sah man die Bäume, die standen erwartungsvoll. Wie meine Seele!

Da leuchtet es wieder so weit und weiß. „Das geht noch all in die Breite,“ sagte mein Vater und zählte: „Eins, zwei, drei, vier“ — es rollte ein schwerer Donner —, „das ist nun etwa in Leipe, die haben dort sicher starken Regen.“

Dann aber kam ein Heulen, ein Ächzen, ein Krachen und Klirren: die Glastür sprang auf — und herein brachen Sturm und Donnerhall und Regenflut!

Der Vater stand auf, schalt ein Weniges, daß wieder die Riegel nicht eingestellt seien, machte Ordnung und kam naß überstäubt zurück. Und kaum, daß ich den feuchten Flausch seines Rockes wieder in meiner Linken fühle — die Rechte hatt' ich im Schoß der Mutter und meinen Kopf in ihrem Arm — da wurde es draußen ganz groß und gewaltig: das Rauschen, das Ächzen, das Rollen und Toben — — dann alles rot; man sah kein Möbel, keinen Vater, keine Mutter, nur rot — alles rot und nochmals rot — — und immerzu heulendes Krachen — — !

War das der Wagen?

Nun, dann reisen wir zusammen, Vater und Mutter und ich, denn meine Hände hielten fest. Ich war ohne Angst, ganz bereit, ja voller Neugier, was nun würde — — —

Doch da ward es langsam still — still — still und dunkel.

Dann Vaters Stimme: „Mach' Licht!“

Dann Mutters Hände am raschelnden Zündholz — und dann, nach all dem großen Flammen und Leuchten, solch ein kleiner, erbärmlich-verächtlicher Lichtschein! Und ich schier heulend: „Ist alles aus?!“

Da kam wieder ein weißes Blitzen vom fernabziehenden Wetter; der Vater sagte: „Läppisches Geflacker“, und löschte das Licht.

Da sah ich die Bäume draußen nun wieder still, ganz still im mildweißen Wetterleuchten. Jetzt Vaters Griff um meinen Mantel; und alsbald saß ich auf seinem Arm; ganz fest. Und bei den sanften, immer wieder fallenden Lichtern von draußen ging er zur Tür und hinaus, stand auf der Schwelle und atmete

tief: „Nun trinke, mein Kind, trinke den Gottesodem! Es ging ein Mächtiger hier vorüber."

Der Vater trat über die Stufen hinab, eilende Wasser liefen um seine Stiefel. „Frau," rief er, „komm doch heraus; 's ist alles vorbei, der Regen, der Sturm und die Not."

Er nahm die Mütze vom Kopf:

„Du Großer, der du hier gingst, man spürt deinen heiligen Odem. Viel Macht ist dein — viel Macht! Und siehe: du bist uns gnädig gewesen."

War je ein Mensch „bereit", so war's dies Kind im spiegelnden Widerschein zweier goldener Herzen ...



An Deutschland

Von Paul Friedrich

Deutschland, du lebst in meiner Seele wie ein Lied,
Wie eine unverwundne Totenklage,
Wie eine tiefe, dunkle Schicksalsfrage,
Deutschland, du lebst in meiner Seele wie ein Lied!

Deutschland, du bist in meiner Seele nur ein Traum
Von einer Welt, die mir im Innern lebt
Und die allein in gläubigen Herzen hebt
Zum Licht die grünen Äste wie ein Baum.

Deutschland, wann wirst du einmal wirklich sein?
Nicht mehr Orplid und nicht mehr Avalun?
Wann wirst du fest im Grund der Dinge ruhn,
Im Reif der Schöpfung als ihr lichtster Stein?

Deutschland, mich schreckt heut nicht dein rauh Gewand,
Und nicht des armen Aschenbrödels Leben,
Die Stricke nicht, die deinen Leib umgeben
In deiner Trauer demutvollem Stand.

Denn sieh, ich fühle mächtig mich umweihn
Künftigen Geistes Sturm, der mich umkreist.
Sei unverzagt — die graue Hülle reißt —
Mein Land, du wirst einst doch vollendet sein!



Allerlei vom Sehen der Dinge

Plauderei von Christine Holstein

Es muß um das Sehen in der Kindheit etwas unbeschreiblich Zauberhaftes sein, gleichsam als ob ein frischer Morgenglanz über allen Dingen ruhe. Immer fand ich Bilder oder Gegenstände, die als Kind mein helles Entzücken erregten und sich mir unauslöschlich einprägten, ärmlich und unbedeutend, wenn ich sie im späteren Leben wieder sah. Meine Seh-Erlebnisse machten das größte Glück meiner Kindheit aus. Einige will ich hier erzählen.

An einem grauen Spätherbsttage ging ich mit meiner Mutter auf den Kirchhof. Wir gingen einen steinigen Feldweg hinan; das Gras an den Rainen war fahl, der Himmel farblos trübe, Nebel über den gestürzten Ackerschollen. Plötzlich sah ich durch das Grau der Landschaft eine blaue Blume leuchten. Ich stand wie gebannt, ein unbeschreibliches, märchenhaftes Glücksgefühl überkam mich. Die blaue Blume war ein verspätetes Stiefmütterchen. Ich nahm es mit nach Hause, pflanzte es in einen Blumentopf und habe das kleine Erlebnis nie vergessen.

Ein andermal stand ich vor der Tür eines Kramladens und wartete auf meine Mutter, die drin etwas einkaufte. Die Mutter blieb lange, und ich stand und blickte gelangweilt auf den Kirchturm, der sich gerade mir gegenüber erhob; und allmählich fesselte der Kirchturm meine Aufmerksamkeit mehr und mehr. Meine Kinderaugen maßen den Turm vom Erdboden bis zum goldenen Knopf in der blauen Luft, er erschien mir auf einmal so riesengroß, weiter umspannte mein Blick die Rundung des grünen Helmes, heftete sich auf die runde Uhr, forschte durch die Schallöcher ins Innere, wo man die Glocken schweben sah — alles Dinge, über die ich bisher hundertmal hinweggesehen, ohne sie ausdrücklich in mein Bewußtsein aufzunehmen. Aber in diesem „Bewußtwerden" lag wohl jenes eigentümliche neue Glück, das mich jetzt erfüllte. Das Gefühl, daß es mir mit andern Dingen wahrscheinlich ebenso gehen würde wie hier mit dem Kirchturm, daß ich wohl noch nichts „richtig" gesehen, daß es die ganze Welt noch neu zu entdecken gab. Mit dem Bewußtwerden meine ich freilich nicht das erste bewußte Sehen, sondern das erste Sichklarwerden über die Beschaffenheit eines Dinges. Es gibt verschiedene Grade des Bewußtseins.

Ich glaube, daß sich die Fähigkeit des Sehens beim Kinde sehr allmählich und gleichlaufend mit dem Erwachen des Bewußtseins entwickelt. Das Kind starrt zunächst mit leerem Blick auf seine Umgebung, ohne sich ihrer bewußt zu werden. Wahrscheinlich, daß sie ihm wie ein ungegliedertes buntes Chaos erscheint, welches aber doch einen leisen, leisen Eindruck des Bekanntseins in ihm hinterläßt, und diesen immer deutlicher. Das erste klar bewußte Sehen ist sicher nichts Plötzliches und Sprunghaftes, sondern ein fließender Übergang von einem Bewußtseinszustand in den anderen. Wenn aber einen Menschen bis in seine erwachsenen Jahre tiefes Dunkel umgab und er dann plötzlich in unsere Welt der

Formen und Farben versetzt wird, so sind seine ersten Empfindungen nicht freudiger Art. Ich hörte von einem blindgeborenen jungen Mädchen, dem durch eine Operation das Augenlicht geschenkt wurde. Ihr erster Eindruck war Furcht und Entsetzen vor ihrem Arzte, dem ersten Menschen, den sie sah. Sie war zunächst förmlich unglücklich. Alles erschien ihr so riesig, so unheimlich, allein den Anblick von Kindern und Blumen konnte sie ertragen, bis sie sich endlich in die Welt fand. Von dem geheimnisvollen Kaspar Hauser, der seine Kinder- und Jugendjahre in einem finsteren Gefängnis zugebracht hatte, sagt der Bericht: Als man ihm die Welt zum ersten Male vom Turm aus zeigte, habe er das Gesicht mit den Händen bedeckt und erklärt, es sei ihm zumute, als wären ihm alle Dinge so furchtbar nahe, daß sie seine Augen berührten. Interessante Beispiele für eine geistige Entwicklung ohne Gesichtseindrücke. Als Kaspar Hauser zum erstenmal in die Welt sah, erblickte er sie nicht mit dem dämmernden Bewußtsein eines Kindes, dem sich zuerst nur einzelne glänzende oder bunte Gegenstände herausheben, sondern die Fülle der Bilder stürzte über ihn herein und berührte ihn deshalb so unheimlich nah, weil ja das perspektivische Sehen, das Erkennen der Abstände und Tiefen des Raumes erst allmählich entwickelt wird. Bei dem jungen Mädchen aber rührt das anfängliche Entsetzen wohl daher, daß es sich in den Jahren seiner Blindheit aus Gehörs- und Tasteindrücken eine Seelenwelt geschaffen hatte, der die wirkliche nicht entsprach.

* * *

Als was sich die Dinge dem Auge darstellen, abgesehen von ihrer praktischen und sinnvollen Bedeutung, einfach als Licht- und Farbeneindrücke im Raum, das können nur die kleinen Kinder wissen. Sie verbinden noch nicht wie wir mit jedem Ding einen festen sprachlichen Begriff, der es begrenzt und einengt. Ein Baum etwa ist für sie etwas ganz anderes als für uns — etwas so Großes, Rauschendes, Wogendes, Grünes. Aus der Tiefe unserer Kindheit steigt uns noch manchmal ein Erinnern auf, unbestimmt, zerflatternd, wenn wir es festhalten möchten, als ob da riesenhafte schwankende Gestalten und seltsame Ungeheuer gewesen seien, züngelnd, farbenleuchtend. Aber ein solches schrankenloses Sehen ist nur einem Kinde möglich, das noch nichts von der Sprache weiß. Die Sprache hat Ordnung in die Welt gebracht und gleichsam den Dingen feste Umrisse, freilich auch eine gewisse Starrheit gegeben. Wohl ist etwas von den Dingen in die Worte geflossen, unter denen wir sie uns vorstellen, etwas von dem Gefühl, das ihr Anblick in uns erregte. Bei dem Wort Rose berührt uns etwas von dem Duft und der Lieblichkeit einer Rose, und so bei allen Worten: Wald, Wind, Korn, Gras, Wolken. Aber etwas von der Starrheit des fest umgrenzenden Wortes hängt doch auch den Dingen an. Wir betrachten sie nicht mehr voraussetzungslos, sondern immer unter den herkömmlichen Begriffen, sehen „Wälder", „Felder", „Häuser". Manchmal aber ergreift uns irgendein Anblick, etwa der einer zauber schönen Landschaft, so tief, daß uns die überkommenen Worte so unzureichend so hart, so schwer, so arm, so nüchtern dafür erscheinen; dann ist es uns so eng, als ob wir in unserer Sprache gefangen seien. Dann möchten wir sie sprengen, möchten ganz neue Formen finden, um das Wesen eines Dinges auszudrücken

— und können es doch wiederum gar nicht anders sehen, als unter den überlieferten Begriffen.

Freilich würde wohl ohne diese Verankerung der Welt mit der Sprache unser Gedächtnis viel unbestimmter, undeutlicher, schwankender sein. Wenn man sich einen Eindruck fest einprägen will, so muß man sich während der Minuten des Betrachtens über die sprachlichen Bezeichnungen seiner Einzelheiten klar werden. Eindrücke: Landschaften, Bauten, Bilder, Waffen, Geräte, für die wir keinen sprachlichen Ausdruck zur Hand haben, lassen sich kaum annähernd getreu ins Gedächtnis rufen. Reine Licht- und Farbeneindrücke schwanken sehr in der Erinnerung, besonders auch in den Größenverhältnissen. Worte wie Baum, Blume, Haus, Turm enthalten in sich ein gewisses Maß der Dinge. Ohne sie kann die Phantasie ins Ungeheuerliche vergrößern und verändern.

Aber vielleicht stammen aus der tastenden Erinnerung an die früheste Kindheit der Völker — wo das Wort noch nichts fest machte, wo alles Gedächtnis noch schrankenlose Phantasietätigkeit war — jene seltsamen, phantastischen Gestalten, Riesen, Drachen, Faune, Nixen, wie sie die Mythologien und Sagen der Menschheit bevölkern.

* * *

Auge und Ohr sind die geistigsten Sinne, ja sie sind es so sehr, daß sie die Logik einer materialistischen Weltanschauung sprengen, denn sie weisen mit ihrer Freude am Schönen rätselvoll über das Stoffliche hinaus.

Der streng durchgeführte Materialismus muß alles abweisen, was sich dem ewigen Kreislauf des Stoffes nicht als notwendig und sinngemäß einfügt. Gewisse Sinnesreize, etwa die Lust an Speise und Trank, entsprechen dieser Forderung, denn sie dienen der Aufrechterhaltung des Stoffwechsels im menschlichen Körper, ebenso wie andere der Erhaltung des Menschengeschlechtes dienen. Auge und Ohr fügen sich auch in die materialistische Weltanschauung, insofern sie einen Feind erspähen, Gefahren wittern. Aber nun kommt etwas, das mit der Aufrechterhaltung der stofflichen Welt gar nichts zu tun hat.

Woher diese geheimnisvolle Freude an der Schönheit, an den Bildern der Welt, dem Goldglanz der himmlischen Gestirne und den Formen und Farben der irdischen Dinge, eine so unschuldige, tief beruhigende Freude, bei welcher der Mensch gleichsam aus der engen Hülle seines Körpers heraustritt und in den Dingen ausruht, wunschlos, selig, wo sein armes, kleines Ich ihm versinkt und er selbst zur großen, weiten Welt wird! Dies nicht nur bildlich gemeint! Denn die Welt mit der Fülle ihrer Bilder läßt ja wirklich eine Spiegelung im menschlichen Geiste zurück, daß er sie nun als Welt der Vorstellung in sich trägt. Nun erst, durch das Unterscheiden, ist das Denken möglich. Und wie seltsam, daß der Mensch manche Dinge als schön, manche als häßlich empfindet, etwa daß ihm Schmutz und Mißgestaltung Ekel und Pein erregen, daß er mit aller Kraft nach Reinheit und Schönheit strebt! Und daß der Anblick der Sonne mit ihrem strahlenden Licht in allen Völkern die ersten Gottesvorstellungen weckte! Und daß der Anfang aller Kunst, des schöpferischen Nachbildens der geschauten Dinge, sich zuerst Bilder der Götter zu gestalten strebt! Und schließlich, daß diese geschaute

Welt mit ihren Kämpfen und Gegensätzen von Licht und Finsternis, Schmutz und Reinheit, Sturm und Stille ihr Widerspiel findet in einer zweiten „seelischen“ Welt, deren sich der Mensch nun erst bewußt wird und die er sich nun in tiefer Sehnsucht „schön“ gestalten möchte!

Wie bringen wir aber diese Freude, Sehnsucht und immerwährende Steigerung unter in der nach bestimmten Gesetzen von Zahl, Maß und Gewicht ewig gleichförmig sich abwickelnden Weltmaschinerie des Materialismus?

Bereits im Schauen entfliegt die menschliche Seele den engen Schranken der mechanischen Weltanschauung und schwingt sich ahnungsvoll in Höhen, wohin kein Materialismus ihr folgen kann.



Ein Gleichnis

Von Werner Kremser

Es fuhr der Blitz ins glastendheiße Sommerfeld,
Von schwüler Wolkenballung lang umdüstert.
Und wo ein Fünklein eben erst geknistert,
Steht rings in Flammen schon die Welt.

Wo sichelfroh die Garbe stand,
Braust rote Lohe durch das Land
Und ist ein grausam Bild enthüllt,
Draus Weltgeschehens tiefste Lehre quillt:

Die Spreu zerstiebt in Flammenschmerzen —
Stahl wird, was edel war und erzen.

Die Flamme losch in eisigkaltem Strahl;
In dunklen Trümmern tasten heiße Sorgen;
Nun, Deutschland, sinkt dein Abend — —
Oder graut dein Morgen?

Nun wirst du Asche oder du bist Stahl!



Olaf Tryggwason

Vom Grafen Gobineau. Verdeutscht von Hans von Wolzogen

Dreihundert Mannen, junges Blut,
mit heller Haut und blonden Haaren,
schön, heiter, stolz und voller Mut,
so waren wir vom Land gefahren.
Jedwer verdankte, was er war,
der hohen Asen Ahnenstamme,
der Helden, Kön'ge, Götter Schar;
und Odins Blut, in heller Flamme
glüht' es aus jedem Augenpaar.
In unsern Händen ihre Kraft
wallt auf zum Kämpfen, zum Gewinnen,
und keine Rinde hemmt den Saft,
berauschend durch die Welt zu rinnen.
Wir rührten mit der Sohle kaum
der Erde Grund, uns drängt' es nur
bis in den höchsten Ätherraum
ob aller Wetter Donnerspur.
Gradaus den kühnsten Weg gegangen,
niemals zurück, allzeit vorauf —
ein einzig Streben und Verlangen:
wir nahmen jauchzend unsern Lauf.
In unsern Herzen lebte nie
Furcht vor des Schicksals Widerschlägen,
Verachtung hatten wir für sie,
Trotz trat dem Wandel kühn entgegen.
Im Grund der Seele hatten wir
den Schatz des Selbstvertrauns geborgen,
die Hoffnung rissen wir mit Gier
griffscharf aus allem Grau der Sorgen.
In unsern Hirnen klang und sang es,
und lachend wie bei Festes Glanz
zum Jubel hellen Schellenklanges
vollführte Leichtsinn seinen Tanz.
Selbst unsre hohen Göttervater
auf ihrem Thron im blauen Äther
boten das stolze Bild nicht dar,
das unser jedem eigen war. —

Wir fuhren aus auf vierzehn Schiffen,
von Seehundsfellen wohlbedeckt,
und holzgeschnitzte Drachen griffen
um jeden Bug, wild aufgereckt.
An starken Masten, nach der Regel
des Tauwerks, eines hier, dort zwei,
wie Flügel spannten sich die Segel
dem Hauch der Winde weit und frei.
Rings um die schwanken Kiele hieben
die Ruder stetig in das Meer:
aufschäumt die Flut, und Tropfen stieben
in losem Wirbelflug umher.
Wir hatten Bogen, Pfeile, Speere,
Armbrüste, Schleudern, Kriegers Gut,
und jede Waffe, jede Wehre
bereit, zu trinken Heldenblut.
Uns waren starke Schwerter eigen,
Rundschilde von getriebnem Stahl,
und Dolche auch, nicht für die Feigen!
Was dir gefällt — du hast die Wahl!
So Leib an Leib, trotz Tod und Wunden,
je dichter, desto besser geht's!
Nicht einer ward bei uns gefunden,
der nicht gelobte, fest und stets,
im Kampfe, nackt auch, ohne Waffen,
den Tod in seinen Arm zu raffen! —
Im Bauch der Schiffe bargen wir,
was uns die lange Zeit vertreibe:
in großen Fässern gutes Bier,
die schönste Stärkung mattem Leibe,
und daß man heitre Hilfe hätte,
um abzulenken unsern Sinn,
verlockten uns zum Spiel am Brette
Turm, König, Narr und Königin. —
Kaum lösten wir vom Land das Tau,
wie lag das Meer so klar und heiter,
wie war der Himmel hell und blau,
wie trägt die Woge sanft die Streiter
gleich Schwänen durch die Fluten weiter,
die Lüfte wehen lind und schön, —
nur gute Zeichen, die uns grüßen:
die Tiefe singt zu unsern Füßen,
die Sonne lacht von l'chten Höh'n.
Frei durch das Grün kristallner Wellen
taucht bis zum farb'gen Grund das Aug';
Delphine aus dem Schaume schnellen,
die Nüstern sprühen feuchten Hauch,
und zarter Muscheln bunte Scharen,
sie schwimmen, mit uns im Verein,
und senden all im Weiterfahren
ihr Lebewohl uns hinterdrein. —
Doch wie? Was sag' ich? Meeresgötter,

Seegeister, Ägirs Kinder — ja!
ich sah — ich sag's und schwör's: ich sah
Sirenen, lockend süße Spötter —
ich sah sie, nicht in irrem Wahn,
mit Brust und Armen hold im Spiele
dicht angeschmiegt an unsre Kiele:
sie ziehn uns durch den Ozean! —
Wir führten unsre Ruder kräftig,
der günst'ge Wind, er war geschäftig,
die Wimpel, die vom Maste wehn,
wie Flammen hin und her zu drehn.
O treib uns, Wind, treibt uns, Zephyre!
Treibt uns, ihr Fluten, allgesellt,
daß keiner seinen Pfad verliere
zum höchsten Ruhmesziel der Welt!
Wir riefen uns: „Ihr Brüder, eilet!
Er, der uns nachfolgt, nahe schon,
daß er mit uns den Ruhm nicht teilet:
nichts bleibe Olaf Tryggwason!
Ein Tag — zwei Tage — kaum noch drei,
und er ist da, er ist dabei!
Auf! Zwischen zweien Morgenröten
erringen wir den Sieg im Streit!
Nicht als der Helfer aus den Nöten
zu nahen, lassen wir ihm Zeit:
sein Name wird den unsern töten,
wir sinken in Vergessenheit!"
So schauten wir zurück in Bangen,
wir sähen schon ihn angelangen,
das kleinste Segel fern im Meer,
wir dachten, daß es seines wär',
und unsre fleh'nden Rufe drangen
zu allen Mächten der Natur:
„Verirrt, verwirrt ihm Weg und Spur!" —

Da, eines Morgens um die Stunde,
wenn seine blasse Stirn verhüllt
der letzte Stern der nächt'gen Runde —
horch, was „der Wölfe König" brüllt —
(das schnellste Boot trug diesen Namen):
„Die Friesen oder Skyren!" — Ja!
Wohl zehn gewalt'ge Schiffe kamen
auf uns heran — schon näher — nah!
Wir richten uns auf rasche Zeichen
in Doppelstellung Rand an Rand.
Das sind nicht mehr die schwanengleichen,
sind gier'ge Möven, kampfentbrannt —
so warfen wir uns mit Hurra
auf unsrer Beute dichten Haufen.

Zum Lachen war es, wer uns sah
wie Kinder gegen Riesen laufen!
Die Masten, berghoch aufgetürmt,
sie schienen droh'nde Todesgeister —
und doch — und doch: es wird gestürmt!
Geentert wird! Wir werden Meister!
Fest unsre Schnäbel in die Flanken —
vergebens stießen sie zurück —
die Schwerter sausten, Schwerter sanken —
gerungen ward mit Wechselglück
den Tag hindurch, in langen Stunden,
allein ihr Schicksal war bestimmt:
gepackt, geschleppt, gefällt, gebunden —
der letzte Glanz des Ruhms verglimmt!
Wie trunken waren wir vor Lust:
dies — meine erste Heldentat,
der erste Schritt auf kühnem Pfad!
Ein Heilruf drang aus jeder Brust:
„O großes Glück! Du heller Stern!
Und — Olaf Tryggwason war fern!" —

Der Tag darauf — o welch ein Tag!
Und dann die Nacht — Nacht ohnegleichen!
Ja, glaubt mir nur, wer's glauben mag:
die Sterne selbst, die silberbleichen,
wie sie uns drunten trinken sahn,
sie zogen heller ihre Bahn,
und jeder leuchtet, jeder lacht
erstrahlend durch die dunkle Nacht.
Die Toten schliefen, blutbedeckt,
auf ihres Ruhmes Bett gestreckt,
und auch auf ihren kalten Stirnen
welch Lichtglanz wie von hohen Firnen!
Sie opferten ein kurzes Sein
dahin für ein unsterblich Leben,
und als verklärte Geister schweben
sie über uns in sel'gem Schein.
Um ihre Leiber keine Klage,
wie Siegesfang vom Schlachtentage
mischt sich's in unsern Jubel ein.
Die Wunden schleppen sich heran
und heben ihre vollen Becher.
Des Meeres Woge wiegt die Zecher
im Glück, wie nimmer sich's gewann. —
Als dann der Morgen, rosig jung,
lächelnd entstieg der Dämmerung,
da blickt' ich über Schiffesbord,
und mit den Lüften haucht mein Wort:
„O Wolke, schöne Wandrerin,

du weiße Wolke, goldumglüht,
du Himmelsblüte, hold erblüht,
o löse dich und zieh dahin,
soweit des Ozeans Fluten rinnen,
zieh zu der Einen, fern von hinnen,
und sag' — o sag' ihr, süß und leise,
sing ihr dies Wort und diese Weise:
‚O du der Seele liebes Eigen,
die deiner Seele Eigen ist —
vernimm ihr Wort, sie kann nicht schweigen:
du Traumbild, das sie nie vergißt,
du Götterwesen, das mich leitet
zum Gipfel meiner Ruhmbegier,
das vor mir her im Kampfe schreitet,
als meine Fahne, mein Panier!
Gedenke mein! — Ach hör' mein Bitten!
Gedenke, wenn der Tag beginnt,
gedenke, wenn mit leisen Schritten
dich Nacht in dichte Schleier spinnt,
gedenke mein zu allen Zeiten,
in jeder Stunde denke mein,
laß kein Verlangen dich verleiten,
kein Sinnen, das nicht würdig dein!
Die wie durch Zauberkraft der Feen
mich fest an meinem Schwertgurt hält:
gedenke mein — o laß dich flehen! —
Nur mein, nur mein in aller Welt!‘
Du weiße Wolke, ros'ge Wolke,
zu ihr, zu ihr, daß sie's erfährt:
der Sieg ward mir und meinem Volke,
und bald — bald bin ich ihrer wert! —
Sie ruft nach dir! Fort ohne Weile! —
Doch nein! Ich brauche dich nicht mehr:
sieh da, das Schwälbchen! — Fliege, eile,
o flattre, gleich dem schnellsten Pfeile,
du Schöne, faß all mein Begehr
in deine zarten Flügel ein:
sag' ihr —: gedenke, denke mein!“ —

Ein Leu, der noch kein Blut geleckt,
der jung sich selber noch nicht kennt,
das Feuer nicht, das in ihm brennt,
nicht weiß, was ihm die Glieder reckt,
wonach sich scharf die Klaue streckt,
warum der Zunge rote Glut
ihm kalt und dürr im Rachen ruht —
doch sah er, wie vor seiner Kraft
ein Angesicht im Schreck erblich,
und hat ihn erst der Wundersaft
des Bluts berauscht — dann kennt er sich!
Und wieder will er — wiedersehn
den flücht'gen Feind, so bleich und bang,
will noch einmal den Kampf bestehn,
will wieder trinken, was er trank.
Er geht umher, er sucht und giert
im Felsengrund, im Wüstensand,
er steht und lauscht, er lugt und stiert,
im Spüren, Lauern gleich gewandt, —
er birgt sich, und im Augenblick
mit einem jähen Sprunge fliegt
er seiner Beute aufs Genick;
doch wenn er im Verborgnen liegt,
zu zähmen weiß er seine Wut,
und wie sein glühend Auge späht,
hält er der Stimme Kraft in Hut,
daß sein Gebrüll ihn nicht verrät.
Er kriecht am Quellenrand geduckt,
wenn er den scheuen Hirsch beschleicht,
die gift'ge Natter nimmer zuckt,
wenn seine Tatze sie erreicht,
der Wüste Flügelroß, der Strauß,
— ein Gurgelgriff — er atmet nicht.
Das Nashorn haucht sein Leben aus,
dem sein Gebiß die Knochen bricht.
Der Rüsselschwinger Elefant
fühlt seinen Rücken schwer umspannt;
auch über Panther, über Tiger
bleibt er der königliche Sieger.
Doch auch sein Prüfungstag ist nah:
Ein Büffel dort — ein Büffel da —
der senkt das Haupt in grimmem Zorn,
der andre nimmt sich scharf in acht,
ein dritter steht schon auf der Wacht,
ein vierter dräut mit spitzem Horn,
vorsichtig rückt ein fünfter an —
der Löwe blickt ihn grollend um:
ein Kreis von Lichtern ringsherum,
grausamer Augen Zauberbann:
an hundert Büffel! Siehst du das?
Das ist der mitleidlose Haß!
Das ist das Ende, das dir droht!
Das ist des großen Helden Tod!
Was ist ein Büffel? Schmutzig Vieh —
in Sümpfen heim, ein feiger Wicht:
nur wiederkäuen können sie
und brüllen — Dümmres sah man nicht.
Der erste beste Flegel mag
ihn zwingen, seinen Karr'n zu ziehn

und treibt mit einem Stachel ihn
durch heiße Straßen Tag für Tag.
Doch wird er Viele, wird er Masse,
vergißt er Niedrigkeit und Scheu,
wahnsinn'ge Wut entflammt dem Hasse —
und vor dem Büffel sinkt der Leu!
Ach, diese Masse, diese Zahl!
Schmachvollste aller Schicksalsgaben
den Faulenden im tiefen Tal,
die Wert nicht in sich selber haben!
Würmer zerfressen Eichenwälder,
Mäuslein beschäd'gen reiche Felder,
im Kerker der gefangne Mann
erliegt dem schändlichen Gewimmel
des Ungeziefers, das kein Himmel
aus Todesgrüften scheuchen kann.
Was sagt ihr? Seelengröße gehe
als Sieger aus dem Kampfe? — Wehe!
Ein stinkend Wasser, sumpfentstammt,
verlöscht, was rein in Gluten flammt,
und Edelart muß jeden Tag,
gekettet in verfluchtes Eisen,
gehetzt von frecher Peitsche Schlag
als der Gemeinheit Sklav sich weisen. —

Nun fanden Kampf auf Kämpfe statt
vor jedem Strand des Kattegatt:
all unsre Gegner sanken jäh,
an vierzig Segel, in die See,
in Fetzen flog ihr Heldentum,
mit ihren Flaggen auch ihr Ruhm —
da plötzlich, rings, in Gier nach Rache
kommt uns ein neuer Feind gefahren:
seht: Bauern, Hirten sind's in Scharen!
Sie mengen sich in unsre Sache.
Aus allen Weilern ihres Landes,
aus allen Buchten ihres Strandes,
ein Nebel, häuft es sich und fällt —
fällt über uns, umfaßt und stellt
uns dicht auf allen freien Wegen
mit schwarzem Groll und schweren Schlägen:
Lastschiffe, Barken, Galeassen —
und ob wir hundert tödlich fassen,
zu hundert kehren sie zurück.
Wahrhaftig, kein vergnüglich Stück,
mit solchem Pöbel sich zu schlagen,
sein Blut, sein Glück daran zu wagen!
Wohl manches stumme Auge spricht:
„Und Olaf Tryggwason kommt nicht!" —

Die nächsten Tage waren arg,
und unser Schicksal fürchterlich;
von unsern vierzehn Schiffen barg
nur eine arme Dreizahl sich,
wir waren nur noch hundert Mann,
und jeder wund, und all in Not,
das Glück zerging, das Blut verrann,
und ach — und unsre Ehre tot! —
Wie? Geben wir es auf, das Spiel? —
Getrost! Wir machen's wieder gut!
Nur Rache! Rache unser Ziel! —
— Was Olaf Tryggwason nur tut? —
Auf! Sei'n wir klug! Noch einen Stoß,
nur einen durch den Schreckenskreis —
ein Todesopfer reißt uns los:
ich brach hindurch! Nichts hält mich mehr:
„Ich schwör' euch blut'ge Wiederkehr!" —
Und ich war heil! Ich mußte lachen,
so ganz verlassen sah ich mich!
So menschenleer mein lecker Nachen!
Am Bug mein Drache windet sich
in roter Glut, in rotem Blut,
schier schlägt er wie der Pfau ein Rad,
hei ja, so stolz auf seinen Mut,
auf seine Ehre, seine Tat! —
Ein karges Spiel nur bleibt uns noch,
doch sicher ist die Wiederkehr.
Fänd' Olaf Tryggwason ich doch
auf meinem Wege durch das Meer!
Nicht ahn' ich, was da werden soll?
Nur Hand und Herz sind hoffnungsvoll:
was mir das Schicksal heut versagt,
wer weiß, ob mir's nicht morgen tagt?!
Indessen sank das Schiff — und sank —
„Hebt's, Leute, hebt's auf glatte Bahn!" —
Ein hartes Werk war da getan,
das rege Meer lag leer und blank —
doch nun — wer sieht's? — Wir alle sahn —
ein weißes Segel sehn wir nahn —:
„Ach! Unser Stern! Ich kenn' ihn schon!
Zu uns kommt Olaf Tryggwason!" . . .
Er war es nicht! — Mein Auge drang
zum fernsten Horizont hinaus.
Die Stunde dehnt sich — dehnt sich lang —
wer hält — was bannt dich doch zu Haus?
Warst du es nicht, der uns versprach:
„Olaf Tryggwason folgt euch nach"?
Drauf wir: „Nur eine kurze Weile
gönn' uns allein den Waffengang!

Wir wissen ja, du kommst in Eile
und nimmst die Ehren in Empfang.
Sie seien dein, nur eins gewähre:
laß unsrer Götter Augen schaun,
daß wir den Heldenkampf im Meere
für Leib und Leben uns getraun!" —
Wo weilst du? Wo nur? Schwer beladen
von Schmach und Unheil sink' ich hin!
Du zauderst, ahnst nicht meinen Schaden,
gefällt vom Stärkern, als ich bin!
O zweifle nicht an meinem Mute!
Glaub' nicht, ich könne neidisch sein!
Kein töricht Graun in meinem Blute —
und neidisch — dir? O nein — nein — nein!
Ich rufe dich nur, daß mitsammen
wir treu verbunden und bewährt
dem Feind den Rachebrand entflammen,
der ihn so sicherer verzehrt.
O komm, von meinem Ruf gezwungen,
die weite Luft erfüllt der Ton,
beherrscht die Wogen, sprengt die Lungen:
„Komm, komm doch, Olaf Tryggwason!"

So bang erspäht auf fernem Pfad,
das Schiff dort, seht, es wächst — es naht —
nun biegt — nun fliegt es — stürmt im Nu
auf unsern armen Trümmer zu:
„O schaut! Erkennt ihr, was ihr saht?" —
— Es war ein sächsischer Pirat! —
Es stößt auf uns, ein Blitz in Wettern,
als wollt' es uns zu Staub zerschmettern.
Was? Dulden wir den ersten Stoß?
Gewiß nicht! Nein! Gerad drauf los!
Was noch um scheue Vorsicht sorgen?
Zum Ruhm der letzte Augenblick!
Wir fallen eher heut als morgen —
im Sturm erfüllt sich mein Geschick.
„Ha, Falken, Falken ihr von Norge,
des Nordens Falken, kühn beschwingt:
nur ums Gefolge traget Sorge,
das mit uns in den Abgrund sinkt!" —
Leichtfüßig stießen wir das Schiff,
das morsche, in die Fluten fort
und sprangen auf des andren Bord,
daß Schreck und Furcht den Feind ergriff.
Ein Wirrgedräng, ein Wutgetriebe,
nicht viel Geschrei, doch Hieb auf Hiebe!
Nach allem greifen rasche Hände:
Fangmesser, Äxte, Ruderstangen,
das Schwert stößt zu, der Dolch macht Ende —
aus Fäusten werden Eisenzangen.
Göttliche Wut! Sie schwillt und schäumt —
hei, wie zu Wogen sie sich bäumt!
Der wilde Tod, was aufrecht stund,
er schmettert's nieder auf den Grund.
Hirnschalen krachen jach entzwei,
und Zähne brechen just im Schrei,
und immer rinnt und rinnt das Blut
und rieselt nieder in die Flut.
Das ist des Eisens heil'ge Zeit,
der Höllendrachen Festlichkeit!
Man rast, und mordet, und vergißt,
was man dem Leben schuldig ist.
Ein Rätsel ist's des wirren Geistes:
nur „töten — töten — töten" heißt es. —
Im Anblick unsrer kleinen Zahl,
dicht vor dem Ende ohne Wahl,
bereit, ins Schattenreich zu tauchen,
mit manchem, der es nicht gedacht,
wer fragt noch, welche Wehr zu brauchen?
Pechfeuer, glühend angefacht,
entbrannter Seelen Widerschein,
fliegt es ins fremde Schiff hinein!
Es zuckt und wogt im Wirbeldampf,
es schwankt und springt im Flammenkampf —
von Glut Erstickte würgen sich,
die Letzten fallen — noch steh' ich:
in weher Todesseufzer Glut
werf' ich mich mit Verzweiflungsmut,
zerschlage, stürze und vernichte,
was noch lebendig ich ersichte —
da — plötzlich — fühl' ich mich gepackt:
ein Sachsenrecke ist's, halbnackt,
geziert mit einem Bernsteinschmuck,
er drängt mich an des Schiffes Planken —
ich stoße zu — mit einem Ruck
im Wasser lagen wir und sanken!
Los reiß' ich mich vom toten Leibe —
ich komme hoch — ich treibe — treibe —
von breiter Woge Macht geschwächt,
ward ich ihr Spielball, bin ihr Knecht.
Ich keuche — ringe — dort: ein Trümmer!
Ein schmaler Balken! Letzte Kraft
umklammert ihn: ein Halt, ein Haft!
Mut! Mut noch einmal, matter Schwimmer! —
Im selben Augenblick, sieh dort:
die Flamme überwallt den Bord,
und der Vernichtung Krallen greifen

ins Sprührad roter Feuerreifen,
in alle Fugen gierig dringt
die graue See — das Schiff versinkt:
ein Nu! — Und nichts mehr rings umher
als ich — mein Balken — und das Meer! —

*

Da war ich nun, fern allen Zielen
in blinder Unermeßlichkeit —
die Wogen hoben sich und fielen,
gefühllos trugen sie mich weit:
auf meine Planke starr gestreckt,
so lag ich, ein verlorner Mann,
ans Holz geklammert, blutbedeckt,
nur ein Gedanke in mir: „Wann —
wann gleitest du, mein Leib, hinab
machtlos ins kalte Wellengrab?“
Wie langsam — langsam schlich die Zeit!
Allmählich sinkt die Nacht hernieder —
so schwer das Haupt, so schwach die Glieder —
sie fühlen nimmer Schmerz und Leid.
„O traurig Opfer!“ haucht mein Mund:
„Odin, sei gnädig, mach' ein Ende,
daß endlich ich im Meer verschwände
und fände Ruh' auf seinem Grund!“ —
Das Auge schloß ich — war mir's doch,
als ob ich eben leis entschlief?
Da weckt mich ein Gefühl, das tief
in meiner Seele sich verkroch:
ich blicke um — ich hebe mich —
das Haupt emporgereckt zur Schau:
was seh' ich? Droben breitet sich
ein Himmel, schleierlos und blau,
und tausend Sterne, strahlend schön,
sie leuchten mir aus ihren Höh'n.
Und dort, der Stern — mitleidig mild
schaut er auf meines Leidens Bild —
mein Herz — denn sprechen konnt' ich nicht —
aus seiner Tiefe will's erklingen:
„Ich kenne dich, du reines Licht!
zu dir empor, o laß mich dringen!
Ich kenne dich, du gibst zurück
mir jener Tage süßes Glück,
da ich an ihrer Seite saß,
in ihren holden Augen las,
da ihren Lebenshauch ich sog,
mich auf ihr Blondhaupt niederbog
und ihre seidig weichen Locken
mit meinen Händen zärtlich strich
und vor dem Worte schier erschrocken,
doch mutig fragte: „Liebst du mich?“
Ach, all die Qualen, so vergebens,
die Schwüre, ach, die Seligkeit!
Du liebster Stern, am Ziel des Lebens
woran erinnerst du mein Leid?
Nein, vor dem nahen Tode nicht
verhülle mir dein Angesicht!“ —
Ein Schimmer überfloß die Wellen:
der Mond, da steigt er glänzend auf!
In seinem Silberlicht erhellen
die dunklen Fluten sich und schwellen
zu hehren Leuchten, schwank im Lauf.
Ich aber schwamm die lichten Bahnen,
zurückgelehnt die bleiche Stirn,
ach, ohne Hoffen, ohne Ahnen —.
was war's? Mir schwindelte mein Hirn!
Die Wirklichkeit, so grau gestaltet,
erlosch im Dunkel, flammengleich,
und meine Seele weit entfaltet
die Flügel in des Traumes Reich:
vergessen war, was sie geschadet,
die Flut, die mich in Not gebadet!
Da sah ich über aller Weite
den ganzen Himmel neu belebt,
als ob ein Feuer ihn durchgleite,
das sich aus fernen Tiefen hebt.
Er schmückt' sein Kleid mit Scharlachbändern,
und Wölkchen, wandelbar im Tanz,
wie Muscheln weiß mit ros'gen Rändern,
erglühn vor ihm in goldnem Glanz.
Die Morgenröte war's, die holde:
der Nebel ballt sich, wogt und weicht,
er öffnet sich dem Strahlengolde
und senkt sich wieder und verbleicht.
Das Dunkel schwindet. Hell und munter
taucht nach der leichten Kinder Art
die frohe Nixe auf und unter,
Seerosen licht um sie geschart.
Ich sah das Schilf im Schaumgewelle,
wie, von der Lüfte Hauch bewegt,
es taumelnd in der frischen Helle
die zarten Häupter senkt und regt.
Ich sah — ich hör': ein Vöglein singt,
ein Vöglein fliegt — es flieht — ist fort!
Wie lustig schwebt's und zwitschert dort!
Frei schwimmt mein Körper auf den Wogen —
ich lausche — luge — fühle kaum:
mein Auge folgt, wo mir's entflogen —

dem Vöglein folgt es — ist's ein Traum?
Auf einem Giebel läßt sich's nieder,
auf eines Hauses moos'gem Dach —
das meine ist's, ich kenn' es wieder!
Es ist ganz nah — und ich bin wach!
Die Blüten seh' ich's ganz umranken,
als wie zum Feste steht's geschmückt.
Am Zweig die Rose seh' ich schwanken:
wie mich des Lieblings Gruß beglückt!
Ach, alles grüßt! Wie glaub' ich's gern:
das Haus erwartet seinen Herrn.
Die goldnen Ähren seh' ich sprießen
auf meinem erntereichen Land,
und Glöckchen klingen von den Wiesen
an meiner Stiere Nackenband.
Die starke Färse, die nach mir
mit ihren schönen Augen schaut,
bis an die Kniee steht das Tier
im duftig fetten Weidekraut.
Weit durch das Tal dahin verteilt
ist meiner Knechte Schar am Werk,
und meine Renntierherde weilt
unter den Eichen dort am Berg.
Ich aber — ja, wo bin denn ich?
Wo zart das Laub der Birke schwebt,
in ihren Schatten lagr' ich mich,
des Bildes froh, das vor mir lebt
Und wie ich lieg', und wie ich schau',
was fühlst du, wellenkalte Hand?
Die weichen Finger einer Frau,
die halten zärtlich dich umspannt.
Die liebe Hand, die treue Hand,
ach, ihre Hand! Kannst du's verstehn?
Die Stimme, mir so traut bekannt,
sie spricht: „Du wirst nicht untergehn!
Ein festbestimmter Platz ist dir
für Kommezeiten aufgespart.
Der Tod hält seiner Sense Gier
zurück vor deiner Edelart.
Er scheut der hohen Götter Sinn:
nicht was zu blühen erst beginnt,
nur solche Ähren mäht er hin,
die reif für seine Ernte sind.
Und wenn einmal ein junger Sproß
dem frühen Schlage fiel zu Raub,
war's, weil nur matt das Blut ihm floß,
und seine Seele füllte Staub.
Du aber, der in seinem Sein
der großen Ahnen Seele trägt,
berufen, daß noch hellrer Schein
des Ruhmes um dein Haupt sich legt,
du, selbst ein königlicher Held,
der du zum Vater ausersehn
Helden, Erobrern, Herrn der Welt:
gewiß, du wirst nicht untergehn!“
Sie sagt' es kaum, sie schwieg noch kaum,
ach, was verscheuchte mir den Traum?
Versinken sah ich Land und Strand,
der Weiher mit den Rosen schwand,
in Zufalls Armen schwamm ich hin —
ob ich im Reich des Todes bin?
Mein Leben glich der Biene, die
den Stock umflog und fand ihn nie!
Doch nein! Mein Auge öffnet sich,
noch hört mein Ohr, noch fühl' ich mich,
umgeben noch von Licht und Schall,
am Rand des Nichts und doch im All! —
Unglücklicher, so bist du wieder
Spielball der Winde und der Flut,
ein Sandkorn in der Wogen Wut?
Ich steig' empor, ich sinke nieder,
ein ew'ger Abgrund drunten ruht,
und Klänge tönen aus den Tiefen,
als ob mich Horn und Zimbel riefen —
so rauscht mein letztes Lebensblut!
Ein Augenblick wie ein Gedanke!
Geschleudert an den Rand der Planke
wend' ich das Haupt, mein Aug' erfaßt —
im Ost — was? — eines Schiffes Mast?! —

Nicht weitab zieht es seinen Pfad —
ich ruf' — ich schrei' —: es wendet — naht!
Es hört mich — seh' ich's? — Glaub' ich's? Ja!
Es kommt zu mir! Es ist mir nah!
Die Woge fällt — ich stürz' hinab —
Enttäuschung! Unheil! Tod und Grab! —
Oh, einmal noch — ich tauch' empor,
die Flut in ihrem grünen Flor,
nun trägt sie höher mich denn je:
ich überschau' die ganze See —
ich schrei' — ich brüll', aus aller Kraft —
ich wink' — ich schwing', im Nu gerafft
von meinem Leib, ein Gürtelband,
es flattert — fliegt mir aus der Hand —
auffahr' ich, jach emporgeschnellt:
das Meer, der Himmel, alle Welt,
rührt sie mein brennend Angesicht,
mein Rasen und mein Ringen nicht?!

Hochauf auf meines Trümmers Holz:
„Hier bin ich!" Toll vor Hoffnung ich!
Das Meer, um meine Füße rollt's
und grollt und heult und windet sich:
„Hier bin ich!" meine Arme breit' ich —
Das Schiff! Es sah mich sicherlich!
Es sinkt — es steigt — gleich ihm begleit' ich
sein wogend Nahn, und näher gleit' ich:
„Hier bin ich! hier!" Bin wieder ich!

Nur zu! Nur zu! Die Sinne schwinden —
endlich am Steven — hab' ich ihn?
Bezwungen ist das Meer! — Sie winden
ein Seil hinab, sie ziehn — und ziehn:
es hält mich, hebt, ich schweb', ich fliege,
den Bord, den Boden fühl' ich schon —
ich steh' — ich seh': zwei Augen lohn
mir lachend ins Gesicht — ich liege
im Arm des Olaf Tryggwason!

* * *

Nachwort des Türmers. Es ist uns eine Freude, diesen glutvollen Heldensang des Grafen Gobineau in Wolzogens lebensvoller Verdeutschung bringen zu dürfen. Die Dichtung erinnert an Lord Byrons lyrische Epen; und etwas vom Heroismus jenes Dichters ist ja auch im Heldeninstinkt des französischen Schriftstellers und Denkers, der seinen Stammbaum auf den Normannen Ottar Jarl zurückzuführen bestrebt war. In der Stockholmer Zeit hat er das Gedicht geschrieben (vgl. Schemanns Lebensbild II, S. 369!), das soeben übrigens noch in einer andren Verdeutschung erscheint (Hartenstein, Erich Matthes). Es ist ein wertvoller Beitrag zu Gobineaus durchaus heldischer Lebensauffassung, die auch den Lesern meiner „Wege nach Weimar" bekannt ist, wo sich gleich der erste Band („Gobineau auf Djursholm") neben der größeren Betrachtung im sechsten Bande („Gobineaus Amadis") mit dieser Seite des tapferen und liebenswerten Mannes beschäftigt. L.

Die Flamme · Von Hans Schwarz

Ich fuhr hernieder vom Wolkensitz,
Die Nacht meine Mutter, mein Vater der Blitz,
Muß all meine Tage in Farben sprühn,
Ich bin eine Flamme, blau, rot und grün!
Ich darf nicht rasten, ich weiß nicht Halt,
Ich bin nur Glut, ich hab' nicht Gestalt,
Und sah mich wer sterbend heut niedergeduckt,
So bin ich ihm morgen entgegengezuckt. —

Ich bin eine Flamme — es rast mit mir fort,
Die Hand, die mich hielte, ist bald verdorrt,
Das Haus, das mich bärge, ist bald verzehrt,
In mir ist ein Durst, der begehrt und begehrt,
In mir ist ein Gluten, ist Einsamsein,
Bin ewig stumm, bin nur flackernder Schein,
Wer mir begegnet, dem geb' ich mich hin,
Keiner, der jemals mich sah, wie ich bin!
Ich bin die Flamme, die keinem gehört,
Die Wasser nicht bändigt, die Fluch nicht beschwört,
Mein Vater der Blitz, meine Mutter die Nacht,
Die haben so unstet und wild mich gemacht!



Rundschau

Johann Michael Sailer

Ich habe ihn nie klein, nie sich ungleich, nie stolz oder eitel, nie gereizt, nie entmutigt, nie erzürnt oder verdrießlich, und wenn auch zuweilen tief verletzt und betrübt, doch nie außer Fassung, nie leidenschaftlich bewegt, stets seiner selbst würdig gefunden, habe ihn stets als ein Musterbild vor mir stehen sehen, an dem man sich erheben, erbauen und lernen konnte, ein Mann, ein Christ zu sein.“

Der das schrieb, war ein Mann, dessen Zeugnis wuchtigster Beweis ist: der Kardinal-Fürstbischof Diepenbrock; und der, dem diese verklärenden Zeilen gelten, war Johann Michael Sailer, der Schustersohn aus Aresing bei Schrobenhausen im Bayernlande. Dies reine, große, fröhliche, gottselige Kinderherz hat alle erwärmt, erleuchtet, gebessert, die in seine Nähe kamen, und nur die kalten, engen, niedrigen, hochmütigen Pharisäer und Philister blieben dieser Leben und Liebe weckenden Sonne unzugänglich. Wie der hitzige Diepenbrock selbst bekehrt wurde, so wurde auch der wild-geniale Brentano und seine unruhige, geistsprühende und flammenherzige Schwester Bettina, der schroffe Görres, König Ludwig I., Christoph von Schmid und unzählige andere von Sailer bezaubert; und das Merkwürdige ist, daß er von den Protestanten ebenso geehrt und geliebt wurde wie von den eigenen Bekenntnisgenossen.

Wie heißt die Kraft, die solche Wunder wirken kann? Es gibt nur eine; sie heißt: wahres Christentum. Und dieser gute Christ war ein ebenso guter Deutscher. Eine gänzlich unzeitgemäße Erscheinung, wie man sieht; und gerade die Unzeitgemäßheit Sailers macht ihn zu einem guten Arzt für die kranke Seele unseres Volkes. In ihm steckt etwas von der Volkstümlichkeit Luthers; und wenn er nicht ein so vortrefflicher katholischer Seelenhirt geworden wäre und sein heiliges Amt über alles gestellt hätte, würde er sich als ein zweiter Pestalozzi und sogar nur als ausgezeichneter Schriftsteller einen großen Namen haben machen können Nun ist er uns aber gerade als katholischer Priester so wert, denn er gibt uns den Glauben an die Möglichkeit eines nicht nur kühl-höflichen, sondern herzlich-zutraulichen Zusammenlebens der seit mehr als 400 Jahren bekenntnismäßig getrennten Christenbrüder im alten gemeinsamen deutschen Vaterhause.

Die Duldsamkeit Sailers entsprießt nicht dem sandigen Boden eines rationalistisch-pantheistischen Allerweltsglaubens oder sogenannter Naturreligion und Auch-Christentums, sondern sie ist eine herrliche, duftige Blume des warmen, gesegneten Erdreichs der vollen, tiefen, apostolischen Bekenntnistreue. Die Duldsamkeit Sailers gilt dem Recht des Andersdenkenden und hat nichts zu tun mit jenem verwaschenen Agnostizismus, der jede Ansicht und jede Überzeugung gelten läßt, weil er selbst es zu keiner eigenen festen Ansicht und Überzeugung zu bringen vermag. Sailer wurde von den einen (wie z. B. dem damaligen Kronprinzen Ludwig) für einen argen Römling gehalten; und der Berliner Nicolai donnerte gegen den verkappten Jesuiten, der mit seinem ansteckenden Pesthauch noch das ganze protestantische Deutschland verderben werde. Die anderen wiederum sahen in Sailer einen geheimen Freimaurer, Sektierer, Illuminaten und halben Protestanten, der den Weg der Boos, Goßner,

Lindl usw. gehe. Es war den Strengen ein Ärgernis, daß er seine Vorlesungen und seinen Unterricht in deutscher Sprache abhielt; daß er seinen Schülern Schriftsteller wie Herder, Campe, Lessing, Klopstock, Lavater, Klaudius, Gellert usw. empfahl; daß er am Silvestertage 1786 den Tod des großen Friedrich — also eines nichtkatholischen Fürsten — erwähnte; daß er den Erzengel Gabriel ohne Flügel malen ließ usw. In der Anklageschrift gegen Sailer heißt es: „Unaufhörliches Schreuen von der Liebe des Allvaters und Jesus dem Sündenfreund — dadurch wird die Liebe zum Guten nicht bezwecket und die Furcht für die Strafe gehemmet, die nach Zeugnis der Schrift und Tradition so heilsam ist." Sailer trug in frommer, mild-heiterer Gelassenheit alle Verleumdungen und Verketzerungen und ließ sich auch durch seine Verabschiedung nicht irremachen. In diesen Tagen der herbsten Prüfung übersetzte er den Thomas von Kempen; und man kann auch heute noch sagen, daß kein anderer Übersetzer so sehr Geist vom Geist des großen Mystikers vom Niederrhein war; wer Sailers deutschen Thomas von Kempen kennt, will nicht wieder von ihm lassen.

Sailer ist sein Leben lang ein überzeugter Katholik geblieben und ist nicht in einem einzigen Punkt den wahren und wesentlichen Lehren seiner Kirche untreu geworden. Aber er wies jeden „Verketzerungs- und Verfolgungseifer" weit von sich, und als giftigstes Unkraut auf dem Acker Gottes erschien ihm „der Eifer für die Wahrheit, der — arm an Licht und reich an Bitterkeit — den Herrn selbst verfolgt wie Saulus . . ." Ein andermal sagte er, es sei des Christen Art, verfolgt zu werden, aber niemals, selbst zu verfolgen. Verfolgen sei stets Spur des Antichristentums! Immer wieder kommt Sailer in seinen Schriften (die 41 Bände füllen!) auf diese erste Christenpflicht: Liebe und Duldsamkeit zu sprechen. Besonders schön und ausführlich schreibt er darüber im letzten Teil seines „Vollständigen Lese- und Gebetbuchs". Über das Verhalten zu nichtkatholischen Mitchristen heißt es da: „Erstens sollen wir recht oft die große Wahrheit bedenken, daß ein Gott alle Menschen erschaffen hat, daß ein Christus für alle ohne Ausnahme gestorben ist, daß alle Menschen als Menschen unsere Brüder sind . . . Zweitens müssen wir unser Herz und unseren Mund sorgfältig bewahren, daß wir keinen Andersglaubenden richten oder gar verdammen. Dem, der Herz und Nieren durchforscht, müssen wir das Urteil über unsere und fremde Seligkeit heimstellen . . . Wir Geschöpfe wollen unsere Mitgeschöpfe, wir Schuldigen unsere Mitschuldigen, wir Erlösten unsere Miterlösten richten? Drittens, wenn wir nun gar keinen Menschen richten und verdammen dürfen, um wieviel weniger sollen wir über unsere Mitchristen das Verdammungsurteil aussprechen, über sie, die an einen Christus mit uns, an eine Taufe mit uns, an ein Evangelium mit uns glauben, ob sie gleich in vielen Dingen das Evangelium anders verstehen als wir? . . . Ich sage nicht: Ihr müßt gegen eure Religion gleichgültig werden. Bleibt eurer Religion, bleibt der Wahrheit getreu und haltet euch fest an sie; aber diejenigen, die sie nicht erkennen, müßt ihr nicht verdammen . . . Viertens: nährt in eurem Herzen keine Abneigung gegen die Nichtkatholiken und auch kein verachtendes Mitleiden, sondern betet zum Vater des Lichts, daß alle, die irren, den rechten Weg finden. Ihr könnet eurer Religion keinen ärgeren Schandflecken aufheften, als wenn ihr denen, die nicht daran glauben, mit Verachtung und lieblosem Spotte begegnet. Wie soll es christlich-gerecht sein, diejenigen, die sich nicht zu unserer Kirche bekennen, heidnisch zu hassen! Fünftens: in Handel und Wandel mit den Andersglaubenden hütet euch, sie auch nur um einen Heller zu betrügen. Betrug ist Betrug. Sechstens: Wenn ein Elender auch von einer anderen Religionspartei an eure Tür anklopft, so denkt, es sei euer Nächster und helft ihm, so gut ihr könnt. Sehet ihn nicht mit dem Auge des kalt vorübergehenden Leviten an, sondern gießet mit dem warmen Herzen des Samariters Öl in seine Wunden. Der Vater im Himmel, der es im Verborgenen sieht, wird es euch hundertfältig vergelten, daß ihr das Fünklein eurer Barmherzigkeit vor fremdem Elend nicht ausgelöscht habt."

Ganz besonders lieb und wert wird uns Sailer durch die Anklage gemacht, er habe in seiner Verteidigung des Christenglaubens zu sehr jene Überzeugungen und Gefühle betont,

die allen Christen gemeinsam sind. Das heißt also — in der Sprache der katholischen Theologie geredet: die demonstratio religiosa und die demonstratio christiana nimmt bei Sailer einen größeren Raum ein als die demonstratio catholica. Das natürliche religiöse Empfinden und Erfassen des Daseins und Wirkens Gottes, der Unsterblichkeit unserer Seele, der sittlichen Freiheit und sodann des Wesens der biblischen Offenbarung — alles das ist von Sailer breiter und eindringlicher behandelt als die Beweise für die Alleingültigkeit und Alleinwahrheit der katholischen Trennungslehren. Sailer predigt eine Herzensreligion und seine scharfe Stellungnahme gegen allen Rationalismus — oder wie man heute so gerne sagt: Intellektualismus — erklärt auch seinen Kampf gegen Kant und andererseits ein gewisses Zusammenklingen der Sailerschen Religion mit Rousseau-Tönen und mit Herder-Goethe-Schleiermacher-Harmonien. Dabei bewahrt sich Sailer gerade in seinen apologetischen Schriften eine wunderbare Frische, Anschaulichkeit und Eindringlichkeit der Sprache.

Die Neigung Sailers zur Mystik verführt ihn nie zu Dunkelheit und Überschwang. Das Grübeln verschleiert die natürliche Wahrheit: „Wenn du den Spiegel anhauchst, daß er deine Gestalt nicht mehr zeigen kann, so lege die Schuld weder auf den Spiegel noch auf deine Gestalt, sondern wisch' die Dünste weg und halte in Zukunft den Odem zurück." Der echte Sailer spricht in folgenden Sätzen zu uns: „Wenn der Herr selber käme, seinen Tempel zu reinigen, wovon würde er ihn reinigen? Erstens von den Tierhändlern und Geldwechslern; zweitens von den Spinnwebenkrämern; drittens von den kleineren Heuchlern, die die Religion zur Larve, und von den großen, die sie zum bloßen Kappzaume des Volkes machen." Diesen Mißbrauch der Religion zur politischen Unterdrückung hat unseres Sailers ganze Entrüstung erregt. Mit Recht — denn nichts hat auch in unseren Tagen der christlichen Kirche so geschadet wie die napoleonische Auffassung der Bischöfe und Pfarrer als „heiliger Gendarmerie".

Von den philosophischen Systemen hielt Sailer nicht viel: „Im Grunde sind es nur alte Komödien und neue Komödianten." Den Aristotelianern seien die Kartesianer, diesen die Leibniz-Wolfianer und diesen wieder andere „Aner" gefolgt; und nach den heutigen Anern werden in Zukunft immer neue Aner auf der Zeitbühne spielen, „bis alle Flüsse im Meere werden verschlungen sein". Was würde erst Sailer zu unserem heutigen Überangebot von „Anern" und „Isten" und „Ismen" sagen? Allen Religionsfeinden hält Sailer den Satz entgegen, daß zwar die äußeren Religionsgestalten zertrümmert und begraben werden können, aber niemals der Gottesglaube selbst: ... „das Religionsgefühl erwacht wieder in einem schöneren Morgen, und alle Herzen, die mit ihm den Himmel verloren haben und die Größe des Verlustes fühlen, jauchzen dem Aufgange der Sonne entgegen." In seinen „Übungen des Geistes" predigt er den Christus der Liebe, den Christus, der das einzige Heil der Schuld- und Schmerzbeladenen, der Frieden und die Zuflucht für alle gelehrten und ungelehrten, reichen und armen, großen und kleinen Ruhelosen ist. Das Herz spricht mit überwältigender Macht für die Wahrheit des Evangeliums — was wollen dagegen alle zweiflerischen Spitzfindigkeiten des menschlichen Verstandes sagen? Dem bitteren Problem des Übels in der Welt nimmt Sailer die ätzende Spitze mit dem Trost, daß Gottes Führungen wunderbar und unerforschlich sind. „Wenn wir gleich nicht begreifen, wie es zugehe, daß bei dieser Alliebe Gottes soviel Irrtum und Sünde und Elend in der Welt sei, so ist es doch gewiß, daß Gott alle selig haben wolle. Für das ‚Daß' wollen wir danken und bei dem ‚Wie' anbeten." Wenn uns Gott eine schwere Bürde auflegt, so legt er seine Hand unter, damit die Bürde nicht zu schwer drücke. Und dann: ist nicht das Leid dieses Daseins der beste Todestrost? „Die Armen, Bedrängten, die nie ein weiches Leben und auch kein müßiges geführt haben, leiden am geduldigsten und sterben am froheſten."

Die Überzeugung, daß ohne Gott die Welt, das Leben, der Mensch unlösbare Rätsel sind, daß ohne Gott die Menschen ins Tierische zurückverfallen, daß ohne Gott keine Wahrheit, keine Sittlichkeit, keine Güte denkbar sind — diese Überzeugung ist auch der Ausgangs-

punkt der Erziehungslehre Sailers. Die Moral ohne Gott ist ein Uhrzeiger, der die Stunden zeigen soll, aber die schwersten Gewichte, die das Uhrwerk treiben sollten, hat man ausgehängt! Die Liebe erzieht — das war Sailers A und O in seinen vielen pädagogischen Werken. Sei erst selbst das, was andere durch dich werden sollen! Dem wissensstolzen und büchergelehrten Jüngling ruft er zu: „Viel weiser als du, ist — die dich gebar!"

Fern lag unserem Sailer eine Unterschätzung der Wissenschaft und Kunst — und gerade der Geistliche, so meinte er, kann die Wissenschaft nicht entbehren. Aber die Überhebung und Unduldsamkeit der Gelehrsamkeits-Protzen war ihm ein Greuel. Einmal scherzt er: „Die Jäger sind toleranter als unsere Gelehrten. Jene lächeln nur, wenn ich von des Hasen Ohren, die bei ihnen Löffel heißen, rede; diese schelten mich einen Narren, wenn ich nicht zu allen ihren Löffeln schwöre — und wie könnt' ich das?" Und dann wieder: „So wenig man auf einem gemalten Pferde, und wenn es ohne Fehl gezeichnet wäre, Kurier reiten kann, so wenig man Myrons Kuh melken kann — und bis an Myrons Kuh und die Zeichnung ohne Fehl ist noch weit hin —, so wenig kann auch das aufgeklärteste Wissen durch sich allein das Menschenherz in Ordnung bringen."

Mit seiner Sammlung „Die Weisheit auf der Gasse oder Sinn und Geist deutscher Sprichwörter" hat Sailer im Sinne der Grimms gearbeitet und ein wahrhaft deutsches Werk zustande gebracht. „Man möchte meinen, die deutsche Vernunft hätte von den frühesten Zeiten bis zu uns herab nichts getan, als Sprichwörter gemacht: so reich ist unser Vaterland daran." Wir Deutsche sind noch Genossen der einen Sprache — dies eine Band bindet uns noch alle ... Was kein Koloß, was kein Marmor retten konnte, hat uns ein Sprichwort, das von Mund zu Munde ging, aufbewahrt." Als „köstliche Reliquien des alten deutschen Sinnes" preist Sailer mit Recht diese Sprichworte. Solches Deutschgefühl kennzeichnet auf Schritt und Tritt diesen katholischen Priester, der in seinem Buch „Über Erziehung für Erzieher" die Forderung stellt: „Der Erzieher muß ein deutscher Mann sein, um seinen jungen Freund zum deutschen Mann heranziehen zu können."

In jeder Schrift Sailers finden sich Sätze, die für unsere Tage geschrieben zu sein scheinen. Was wir seit dem November 1918 erlebt haben, ist ein Beweis für des alten Sailer Worte: „Der lebendige Glaube an Gott, an das ewige Leben, an die ewige Gerechtigkeit ist die letzte Stütze der öffentlichen Sittlichkeit. Und wenn ein Volk, eine Nation demoralisiert werden soll, so braucht es nichts, als diese letzte Stütze der Sittlichkeit umzuwerfen." Und wie er in seinem herrlichen Jubelruf auf die Ewigkeit des Christentums die aus dem Schutt des Umsturzes neu entstehende Kirche begrüßt, so hätte er auch, von der Unzerstörbarkeit seines deutschen Volkes begeisterungsvoll durchdrungen, jedes Anzeichen neuen deutschen Lebens in der Wüste unserer Jammertage gepriesen. „Nicht Worte bilden den reinen Patriotismus; er muß geboren werden von innen heraus und ist nur da geboren, wo die Pietät lebt, die in ihrer Richtung gegen Gott Religion heißt und in ihrer Richtung gegen das gemeine Wesen: Vaterlandsliebe."

Franz Wugk

Berufsberatung

Eine der dringendsten Aufgaben der Jugend- und Volkserziehung und der sozialen Arbeit ist die Berufsberatung. Sie stellt ein großes volkswirtschaftliches Kapital dar. Ein Staat, der — wie der unsere — nach einem verlornen Kriege den erheblichsten Teil seines Volksvermögens eingebüßt hat, muß sich daran gewöhnen, in den Händen und Köpfen der ihm verbleibenden Bewohner sein Volksvermögen zu sehen. Schon aus diesem Grunde muß die Berufsberatung eindringlich behandelt werden, damit jeder den richtigen Beruf ergreife und so sein Scherflein zur Hebung des Ganzen beitrage.

Einst war die Berufswahl einfacher als heute. Der Beruf des Jägers, des Fischers, des Landmanns, des Kriegsmanns u. a. m. wurde von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Die enggeschlossenen Zünfte regelten den Zustrom neuer Kräfte selbst. Jedoch die immer stärker hervortretende Arbeitsteilung schuf eine sich stetig vermehrende Zahl von Berufen. So wurde es für den einzelnen immer schwieriger, sich selber einen Überblick über das Ganze des fein verästelten Berufssystems zu verschaffen oder auch nur über eine einzelne größere Berufsgruppe. Daraus ergab sich die Notwendigkeit einer organisierten Berufsberatung.

Durchgesetzt hat sich jedoch die Erkenntnis dieser Notwendigkeit erst in den letzten Jahren, besonders infolge der durch den Krieg und seine Nachwirkungen sich zeigenden Störungen im sozialen Organismus. Die ersten bemerkenswerten Schritte zur Schaffung einer planmäßig ausgebauten Berufsberatung sind: die Entschließung des deutschen Handwerks- und Gewerbekammertages vom Jahre 1917 und der am 15. November 1917 vom Abgeordneten Hammer im Preußischen Abgeordnetenhause eingebrachte Antrag. Preußen schreibt durch Verordnung vom 18. März 1919 die Einrichtung einer Berufsberatungsstelle in jeder Gemeinde vor. Das Reich hat in der Abteilung für Berufsberatung im Reichsamt für Arbeitsvermittlung eine organisatorische Spitze für die Berufsberatung im ganzen Reiche geschaffen. Es würde zu weit führen, hier Einzelheiten zu schildern.

Nicht allein soll das Berufsamt die Berufsberatung ausüben: die Schulen sind ihm als wichtigste Helfer beigegeben. Das Material liefert ihnen (in Preußen) das „Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht". Für Preußen ist die Mitwirkung der Schulen bei der Berufsberatung geregelt durch den Ministerialerlaß vom 28. März 1918 und seine Ergänzung vom 26. Februar 1920. In diesen Gesamtbau der allgemeinen Berufsberatung muß naturgemäß auch die akademische Berufsberatung organisch eingegliedert werden. Gewiß gehört zum Arbeitsgebiet der allgemeinen Berufsberatungsstellen auch die akademische Berufsberatung, die — wie eben jede Berufsberatung — schon in der Volksschule beginnen muß. Es dürfte sogar „nach den vorliegenden Erfahrungen angezeigt sein, das ganze letzte Schuljahr" des Volksschülers „in planmäßiger Umgestaltung in den Dienst der Berufsberatung zu stellen". (Prof. Dr Aloys Fischer-München in seinem höchst lesenswerten Buche: „Über Beruf, Berufswahl und Berufsberatung als Erziehungsfragen". Verlag: Quelle & Meyer, Leipzig 1918.) Wenn nun aber für die akademischen Berufe besondere Einrichtungen gefordert werden, so gründet sich diese Forderung hauptsächlich auf die Tatsache, daß die Beratung bei der akademischen Berufswahl besonders schwierig ist. Gerade diese Berufsgruppe ist am weitesten verzweigt, am feinsten verästelt. Lage und Aussichten sind ständigem Wechsel unterworfen. Die Vorschriften für die Ausbildung in Schule und Praxis werden sehr oft geändert. Und vor allem ist bei einem akademischen Berufe die Umstellung auf einen anderen Beruf noch schwieriger als in anderen, etwa in den handarbeitenden Berufen.

Gerade diese letztgenannte Schwierigkeit trat besonders klar hervor, als der „Akademische Hilfsbund" den Akademikern helfen wollte, „die infolge ihrer im Krieg erlittenen Beschädigung der Beratung und Unterstützung für ihre weitere Fortbildung oder künftige Erwerbsarbeit bedürfen". (Dr Hugo Böttger in der Gründungsversammlung des A.H.B. am 8. April 1915 im Gebäude des Deutschen Reichstages zu Berlin.) Wie sollte nun aber all den zum Berufswechsel gezwungenen kriegsbeschädigten Akademikern geholfen werden: dem gelähmten Theologen, dem tauben Oberlehrer, dem einarmigen Mediziner, dem Erblindeten? Hier waren mit einem Male Fragen gestellt, Probleme, deren Lösung gefunden werden mußte! Und der Akademische Hilfsbund hat sie gefunden, indem er gemeinsam mit dem „Deutschen Studentendienst von 1914" die „Deutsche Zentralstelle für Berufsberatung der Akademiker" gründete. Die Berufsberatungsstellen des A.H.B. und des D.St.D. bildeten mit ihrer bisher geleisteten Arbeit den Grundstock, auf dem die D.Z.B. ihre Tätigkeit aufbauen konnte.

Als Zentralsammel- und Forschungsinstitut ist sie gedacht. Schon im ersten Jahre

ihres Bestehens hielt sie einen Berufsberatungskursus ab (in Berlin im September 1918). Durch diesen Kursus sollte zunächst einmal eine Fühlungnahme aller beteiligten Kreise ermöglicht werden; sodann sollte denen, die Berufsberatung ausüben, durch die Vorträge des Kurses Material verschafft werden. Die Mitarbeit weiter Kreise hat es denn auch ermöglicht, die damals gehaltenen Referate über die einzelnen akademischen und halbakademischen Berufe in Form von kurzen Merkblättern (4 bis 8 Seiten) herauszubringen. Bisher sind 44 solcher Merkblätter erschienen, die zum Preise von 0,40 ℳ von der Deutschen Zentralstelle für Berufsberatung der Akademiker (Berlin NW 7, Georgenstr. 44) bezogen werden können.

Welche Großtat der Berufsberatungskursus und die Merkblätter für die Berufsberatung darstellen, erhellt am deutlichsten daraus, daß der A.H.B. und der D.St.D. und mit ihnen dann auch die D.Z.B.A. bei Beginn ihrer Tätigkeit auf den fast völligen Mangel an berufskundlichem Material für die akademischen Berufe stießen. Und das vorhandene Material setzte sich in der Hauptsache aus Wegweisern für das akademische Studium in den einzelnen Fakultäten zusammen. Welche Arbeit da nun inzwischen geleistet werden mußte, kann man als Außenstehender nur einigermaßen ahnen. Ein Bild bekommt man erst, wenn man das im Furcheverlag, Berlin, jetzt erschienene Sammelwerk der D.Z.B.A. „Die akademischen Berufe" in die Hand nimmt. Es ist — wie in der Einleitung gesagt wird — „ein erster Versuch, das Ganze der akademischen Berufsberatung planmäßig zu bearbeiten". Es liegen diesem sechsbändigen Werke die Vorträge jenes ersten Berufsberatungskurses zugrunde; sie sind aber naturgemäß so umgearbeitet worden, daß die seither eingetretene Entwicklung überall berücksichtigt worden ist.

Welche Fülle von Material steckt in diesem Werke! Das läßt sich schon erkennen, wenn man einen Blick über das Inhaltsverzeichnis wirft. Es enthält Band I: Die akademische Berufsberatung. Die Ethik der Berufsberatung. Berufsberatung und Berufsberater. Schule und Berufsberatung. Die psychologische Analyse der höheren Berufe. Akademische Studien- und Bedarfsstatistik. Die amtlichen akademischen Auskunftsstellen. Der Akademische Hilfsbund. Der Deutsche Studentendienst von 1914. Band 2: Der Berufskreis des evangelischen Theologen im Dienste der heimatlichen Kirche und Gemeinde, im Dienste der inneren Mission, der christlichen Liebestätigkeit und der sozialen Wohlfahrtspflege, im Dienste der äußeren Mission und der Auslandsgemeinde. Der Berufskreis des katholischen Theologen im Dienste der heimatlichen Kirche und Gemeinde, der christlichen Liebestätigkeit und der sozialen Wohlfahrtspflege. Band 3: Der akademisch gebildete Lehrer. Der Berufskreis des Naturwissenschaftlers außerhalb des Oberlehrerberufs. Der Bibliothekar. Der Archivar. Der Mittelschullehrer. Band 4: Der Arzt. Der Zahnarzt. Der Tierarzt. Der Apotheker. Band 5: Der Richter. Der Rechtsanwalt. Der höhere Verwaltungsbeamte. Der mittlere Verwaltungsbeamte. Der Kommunalbeamte. Der Volkswirt. Der Akademiker als Beamter der sozialen Fürsorge. Der Akademiker als Verwaltungsbeamter in der Industrie. Der Statistiker und der Versicherungsbeamte. Der akademisch gebildete Kaufmann. Der Journalist. Der Akademiker im Auslandsdienst. Der akademisch gebildete Landwirt. Band 6: Der Ingenieur. Der Techniker als Verwaltungsbeamter. Der Architekt. Der Maschineningenieur. Der Bauingenieur. Der Hütteningenieur. Der Bergingenieur und der Geologe. Der Chemiker. Der Landmesser.

Diese von ersten Fachmännern geschriebenen Arbeiten stellen nun ein mit größter Sorgfalt zusammengetragenes Material dar, mit dem die akademische Berufsberatung jetzt ihre so besonders schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe auszuüben imstande ist. Angesichts der trostlosen Lage der akademischen Berufe ist es aber auch notwendig, die Behauptung von der ungünstigen Lage des einzelnen in Frage kommenden Berufes mit Beweisen zu bekräftigen. Vor dem Kriege war fast keine Warnung von denen gehört worden, an die sie sich wandte. Die Warnung des preußischen Justizministeriums vor dem Studium der Rechte, die War-

nungen vor dem Oberlehrerberufe, vor dem medizinischen Studium — was haben sie geholfen? — Nichts! Und die Folge?

Mit den vorhandenen Kandidaten und Studierenden der Schulwissenschaften ist — unter Berücksichtigung von Abgängen — der Bedarf an Oberlehrern für dreißig Jahre gedeckt! Der Beruf der Juristen war schon längst überfüllt und bleibt es, trotz der neugeschaffenen Finanzbeamtenlaufbahn! Schon seit vielen Jahren warnt der „Verband der Ärzte Deutschlands zu Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen" vor dem medizinischen Studium. Und der Erfolg? — Während im Jahre 1905 die Zahl der Ärzte 31 041 und die der Medizinstudierenden 6310 betrug, lauten die Zahlen für das Jahr 1918: 32 832 Ärzte, 18 168 Medizinstudierende. (Nach Emil Sardemann: „Der Arzt", in Band 4 des erwähnten Werkes.) Es wird sich also „in nicht ferner Zukunft eine Flutwelle von Ärzten heranwälzen, die alles Bisherige hinter sich läßt". Wer ein Bild von der Lage des „Akademischen Arbeitsmarktes" geben will, muß schwarz in schwarz malen. Es gibt nur einen akademischen Beruf, bei dem man zurzeit noch nicht von Überfüllung zu reden braucht: das ist der des Theologen. Und nicht ganz ungünstig sind die Aussichten für Chemiker, namentlich in der Landwirtschaft. Aber ich muß jedem, der in sich Neigung für diesen Beruf spürt, dringend raten, die vorzügliche Arbeit von Prof. Dr. Hans Goldschmidt-Berlin in Band 6 zu studieren.

Es kann hier nur hingewiesen werden auf die bisher geleistete Arbeit. Alle, die irgendwie mit Berufsberatung zu tun haben, werden dankbar das von der D.Z.B.A. dargebotene Material benutzen. Alle Volksschichten, alle Berufe müßten Interesse an dieser Arbeit zeigen, die allen Berufen überhaupt zugute kommt. Vielleicht würde dies inneren Frieden schaffen, volkswirtschaftliche Einsicht herstellen und die Klassengegensätze überbrücken.

Hier müssen auch noch die Berufsbilder „Am Scheidewege" erwähnt werden, die im Verlag Hermann Paetel, Berlin, erscheinen. Diese Schriftenreihe soll — nach dem Geleitwort des Herausgebers, Prof. Lic. Vollmer — bringen „kurze, frische und fesselnde Darstellungen der verschiedenen Berufsarten aus der Feder von Fachvertretern, die ihre Ausführungen aus eigener reicher Erfahrung heraus mit lebendigen Schilderungen aus der Praxis zu würzen vermögen". Der Versuch, der hier gemacht wird, ist an sich nicht neu. Die deutsche Zentralstelle für Berufsberatung der Akademiker hat als Ergänzung ihrer „Merkblätter" und des oben besprochenen sechsbändigen Werkes auch „Berufsbilder akademischer Berufe" veröffentlicht. Sie sind in der „Hochschule" (Blätter für akademisches Leben und studentische Arbeit. Jahrgang 1920, Heft 4 ff.) erschienen und auch als Sonderdrucke vorhanden.

Was den Neuerscheinungen des Verlages Paetel ein charakterisierendes Merkmal gibt, ist die Tatsache, daß sie das Gute und Vorteilhafte der „Studienführer" mit einer Darstellung des Berufes verbinden. Da aber nur wenige der Bändchen (Preis 6 M) Prüfungsordnungen, statistische Angaben über Berufsaussichten usw. enthalten, so können sie nicht ohne Ergänzung benutzt werden. Als erste Einführung in die Anforderungen eines Berufes und als Schilderung des Berufslebens aber sind sie eine höchst anerkennenswerte Bereicherung unserer Berufsberatungsliteratur. Da sie sich in erster Linie an die Jugend wenden, so darf ihre Anschaffung jeder Schulbibliothek empfohlen werden. Für den Berufsberater genügt das hier dargebotene Material allerdings keineswegs. Als besonderen Vorzug dieser Sammlung möchte ich noch erwähnen, daß sie alle Berufe behandeln will. Unter den bisher erschienenen Bändchen finden wir: Oberlehrer, Apotheker, Arzt, Jurist, Zeitungsschreiber, Landwirt, Schlosser, Friseur; Kindergärtnerin, Hortnerin und Jugendleiterin.

Das Interesse an der Berufsberatung, das auch durch diese Bändchen dargetan wird, beweist eine immer größere Erkenntnis ihrer Notwendigkeit. Möge es auf diesem Wege weitergehen: zum Nutzen des Staates, des Volkes, zum Wohle des einzelnen!

Felix Hoffmann



Bismarck und Bülow als Leiter der deutschen auswärtigen Politik

Von der trüben Gegenwart wendet sich der Blick gern der glänzenden Vergangenheit zu, um aus ihr zu lernen, wie alles so hat kommen können oder müssen. Über allem steht die glänzende Gestalt Bismarcks, und von der dreißigjährigen Regierung Kaiser Wilhelms II. bedeutet das mittlere Jahrzehnt der Bülowschen Reichskanzlerschaft nach den tastenden Versuchen des neuen Kurses und vor dem raschen Niedergange der Bethmann Hollwegschen Zeit den Höhepunkt der Entwicklung.

Da sind es vor allem zwei neuerdings erschienene Schriften, die uns jenen Zeiten wieder näher führen. Die kleine Schrift von Walter Platzhoff, Bismarcks Bündnispolitik (Kurt Schroeder, Bonn und Leipzig 1920), beschäftigt sich auf 23 Seiten allein mit jenem System von Bündnissen, durch welches Bismarck nach 1871 das neu begründete Reich zu schützen suchte. Viel weitere Ziele steckt sich das Buch von Dr Wilhelm Spickernagel, Fürst Bülow (Alster-Verlag, Hamburg), das auf 264 Seiten eine eingehende Würdigung der Persönlichkeit und Wirksamkeit des Fürsten Bülow einschließlich seiner römischen Sendung während des Krieges und bis zur Kanzlerkrisis von 1917 gibt. Die Grundlagen der Darstellung sind dabei dem Verfasser augenscheinlich zum Teil vom Fürsten Bülow selbst geliefert worden. Denn er berichtet Dinge, die kein anderer wissen konnte. Wert und Zuverlässigkeit des Buches werden dadurch natürlich wesentlich erhöht. Der Briefwechsel zwischen Bülow und Bassermann, Berichte des deutschen Militärattachés in Rom, v. Schweinitz, während des Krieges und Äußerungen des Fürsten Bülow über die politische Kriegführung bieten weiter wertvollen Stoff.

Da die Politik der letzten dreißig Jahre sich auf der Bismarcks aufbaute, mußte das Bülow-Buch auch den Gegenstand der ersten Schrift behandeln. Insoweit decken sich beide sachlich, wenn sie auch in der Beurteilung der Verhältnisse weit auseinandergehen. Die Schicksalswende des Deutschen Reiches bildete, das stellt sich immer mehr heraus, die mit Bismarcks Entlassung Hand in Hand gehende Preisgabe des russischen Rückversicherungsvertrages im Jahre 1890. Platzhoff hält diese Preisgabe mit Hamann, dem publizistischen Vorkämpfer des neuen Kurses, für gerechtfertigt, da nur ein so geschickter Spieler wie Bismarck das schwierige Spiel mit den fünf Kugeln habe durchführen können, übrigens auch Bismarck außerstande gewesen wäre, die Entwicklung der Dinge, die auf ein russisch-französisches Bündnis hintrieb, zu hindern. Wie manche Dinge gekommen wären, wenn manche andere Dinge gewesen oder nicht gewesen wären, kann man nun freilich nicht wissen. Aber mit Recht weist Spickernagel darauf hin, daß gerade in den ersten Jahren des neuen Kurses, als die russische Politik sich nach Ostasien wandte, das Spiel mit den fünf Kugeln unendlich viel einfacher war, als für Bismarck in der Zeit des Battenbergers. Dieses Spiel hätten selbst Diplomaten zweiten oder dritten Ranges fortführen können. Und wenn die Entwicklung der Dinge wirklich auf ein russisch-französisches Bündnis ging, so lag doch deutscherseits gewiß keine Veranlassung vor, alle Hemmnisse fortzuräumen, die einer solchen Entwicklung im Wege standen. Die Preisgabe des Rückversicherungsvertrages, die übrigens nicht sowohl im österreichischen als im englischen Interesse lag, durchbrach daher das Bismarcksche Bündnissystem und ermöglichte mit dem russisch-französischen Bündnisse die spätere Einkreisung Deutschlands.

Von politischen Persönlichkeiten selbst neuen Stoff für die geschichtliche Darstellung zu erhalten, ist gewiß von Wert. Aber es liegt darin auch eine gewisse Gefahr, es trübt den freien Blick und läßt uns Menschen und Dinge durch die Brille der betreffenden Persönlichkeit sehen. Zwei Dinge geben zu dieser Bemerkung Anlaß, die Frage eines deutsch-englischen Bündnisses um die Jahrhundertwende und die Daily-Telegraph-Angelegenheit. In der Beurteilung beider weiche ich vom Verfasser ab.



Ein deutsch-englisches Bündnis war schon von Bismarck als Ergänzung des Dreibundes heiß erstrebt. Um die Jahrhundertwende war es zu haben, und nur die deutsche Ablehnung führte zu der englisch-französischen Entente. Die Gründe, welche Fürst Bülow in seiner deutschen Politik für die Ablehnung anführt, die englischen Anerbietungen seien nicht bestimmt genug gewesen, und man hätte sich durch eine solche Verbindung in einseitige Abhängigkeit von der englischen Politik begeben, glaube ich in meiner deutschen Geschichte unter Kaiser Wilhelm II. widerlegt zu haben. Der Verfasser wiederholt die Bülowschen Ausführungen. Doch wenn zwei dasselbe sagen, ist es nicht dasselbe. Dem Diplomaten ist vielfach die Sprache gegeben, um die Gedanken zu verbergen, der Geschichtschreiber soll sagen, wie es eigentlich gewesen ist. Dem Fürsten Bülow ist weder aus seiner Ablehnung ein Vorwurf zu machen, obgleich die Ablehnung verhängnisvoll war, noch aus seinem verfehlten Rechtfertigungsversuche. Denn er hatte keine völlig freie Bahn. Er hatte die Leitung der auswärtigen Politik übernommen unter der Verpflichtung, die kaiserliche Flottenpolitik zu ermöglichen, und diese wäre bei einem deutsch-englischen Bündnisse unmöglich geworden. Die Flottenpolitik hatte sich zum Selbstzweck entwickelt und stand einer freien politischen Entschließung der auswärtigen Leitung entgegen.

Ebenso folgt der Verfasser in der Darstellung der Blockpolitik und der damit eng verschlungenen Daily-Telegraph-Angelegenheit Bülowschen Spuren, d. h. dem, was der Diplomat Bülow aussprach und der Geschichtschreiber Spickernagel deshalb als geschichtliche Wahrheit hinnahm. Demgegenüber habe ich schon unmittelbar nach der Bülow-Krisis in der „Konservativen Monatsschrift" und neuerdings in meiner „Deutschen Geschichte unter Kaiser Wilhelm II." den Nachweis versucht, daß der Sturm über Daily Telegraph vom Fürsten Bülow absichtlich herbeigeführt war, um der allmählich immer unerträglicher werdenden Betätigung des persönlichen Regiments durch die kaiserlichen Reden ein Ende zu machen. Der Kaiser hatte aber das Spiel seines Kanzlers durchschaut und gedachte ihn nach Durchführung der Reichsfinanzreform zu entlassen. Deshalb nahm der Kanzler die Ablehnung der Reichserbschaftssteuer zum Vorwand, um aus parlamentarischen Gründen zurückzutreten. Der Indizienbeweis, der für einen solchen Sachverhalt spricht, wird durch die eingehende Darstellung des Verfassers noch verstärkt, und jeder unbefangene Beurteiler wird zu demselben Ergebnisse gelangen. Dem Fürsten Bülow soll damit durchaus kein Vorwurf gemacht werden. Im Gegenteil bleibt es allein sein Verdienst, den kaiserlichen Redestrom während der letzten zehn Jahre im wesentlichen unterbunden zu haben, wenn er auch selbst darüber stürzte. Daß er selbst diesen Sachverhalt nicht zugeben kann, ist selbstverständlich. Und wenn ich bisher das Bedenken erhoben hatte, der Anlaß sei schlecht gewählt gewesen, weil der Kaiser gerade hier vor der Veröffentlichung streng konstitutionell verfahren sei, so verschwindet auch dieses Bedenken, da der Kaiser bei der Mitteilung an den Reichskanzler unbedingt auf der Veröffentlichung bestand. Also warum sollte der Kanzler dem Kaiser nicht den Willen tun und ihn sich einmal endlich die Finger verbrennen lassen, wenn seine Warnungen doch nichts gefruchtet hätten?

In einem Briefe an Bassermann vom 17. November 1911 schreibt Fürst Bülow: „Dabei möchte ich in Parenthesis einschalten, daß es irreführend ist, wenn in der Magdeburgischen Zeitung Professor Bornhak meint, ich würde zurückgetreten sein, auch wenn ich die Reichsfinanzreform in der von mir vorgeschlagenen Form durchgeführt hätte. Wäre die Reichsfinanzreform nach meinen Vorschlägen durchgeführt worden, so hätte sich S. M. schwerlich von mir getrennt." Den Beweis für meine Behauptung habe ich in meinem Buche geführt. Er liegt in der lange vor Scheitern der Blockpolitik abgegebenen Erklärung des Kaisers, der Kanzler werde nach Durchführung der Reichsfinanzreform gehen. Im Gegenteile, das Scheitern der Blockpolitik kann als eine Folge davon betrachtet werden, daß der Kanzler das Vertrauen des Kaisers nicht mehr besaß. Sonst hätten die Konservativen die Erbanfallsteuer nicht abgelehnt.



Nach seinem Rücktritte hat Fürst Bülow stets große Zurückhaltung beobachtet. Doch die Verurteilung der Marokkopolitik seines Nachfolgers leuchtete schon aus seiner 1916 erschienenen „Deutschen Politik" hervor. Erst das beispiellose Verhalten von Bethmann Hollweg, der in seinen Erinnerungen den Anschein zu erwecken suchte, als sei es das übele Erbe der Bülowschen Zeit gewesen, das den Zusammenbruch herbeigeführt habe, veranlaßte ihn, mit dem auch in dem Spickernagelschen Buche abgedruckten Briefe an den Schriftleiter des „Hamburger Fremdenblattes", v. Eckardt, aus seiner Zurückhaltung herauszutreten und die Bethmann Hollwegsche Politik zu brandmarken als das, was sie wirklich war, als das frivole Spiel eines fatalistischen Pedanten mit den höchsten Gütern seines Volkes.

Immer klarer hebt sich auch aus der vorliegenden Darstellung das Bild des Fürsten Bülow ab als des größten deutschen Staatsmannes der nachbismarckschen Zeit. Und ein Jammer war es, daß, abgesehen von der kurzen römischen Sendung, die zu spät kam und dann auch noch nach Möglichkeit von Berlin behindert wurde, solche Kräfte während des Weltkrieges brachliegen mußten.

Prof. Dr. Conrad Bornhak



Der Kampf um die Cheopspyramide

Wer kennt es nicht, das phantastisch köstliche Werk des M. Eyth, an dem sich immer wieder unzählige Knabenherzen entzünden und erfüllen mit brennenden Sehnsüchten, die großen Weltgeheimnisse zu durchdringen, die daraus so schimmernd, scheinbar zum Greifen nahe und doch wieder magisch unerreichbar die Seele zu alten, trügerischen Wolkenrissen der Phantasie verlocken!

Ich gestehe es offen, der Eythsche Roman war ein sehr wesentlich bestimmender Faktor meines Entschlusses, nach Ägypten zu gehen. Und zu den ganz unvergeßlichen Momenten meines Lebens gehört jener Augenblick, an dem ich die Pyramiden zum erstenmal sah.

Nüchterner, belästigender, Ideale raubender Alltag war es. Glühende Hitze im Eisenbahnzug, Staub und üble Gerüche und moderne Menschen ringsum und das öde, ermüdende Bild, wie es jede Bahnstrecke begleitet. Auf einmal aber sagte jemand: „Die Pyramiden" ... und das Herz stand für den Augenblick still. Ganz draußen am Himmelsrand, hinter der verworrenen Silhouette von Lehmhütten und Palmen und gleichgültigen Dingen standen ruhig in feinem Grau die drei großen Dreiecke ... Wie viele Menschen haben sie gesehen, so wie ich sie sah, in den viertausend Jahren, seitdem die ältesten Baudenkmäler unserer Kulturwelt stehen! Herodot hat sie gesehen und vor ihm wohl Pythagoras; Kambyses stand vor ihnen und Julius Cäsar, und schon ihnen erschienen sie unermeßlich alt. Und allen waren sie rätselhaft und eine der höchsten Offenbarungen menschlicher Kraftentfaltung und eines tiefen Wissens, ohne das schon rein technisch ein solches Monument niemals hätte errichtet werden können. Im Innern bergen sie alle eine Grabkammer, in der ein Granitsarkophag steht. Man kennt viele Dutzend Pyramiden, Lepsius, der Leiter der preußischen Expedition von 1842, hat allein an 30 entdeckt. Und alle sind sie im Prinzip gleich gebaut. Stets steht in der lichtlosen Königskammer ein Sarkophag. Allerdings sind die Grabkammern der zwei größten Pyramiden von Gizêh leer, aber in der dritten — es ist die des Mykerinos, wie sie Herodot graecisiert nennt — lag ein Holzsarg und darin noch die königliche Mumie. An der Bestimmung als Grabdenkmal läßt sich demnach nicht zweifeln.

Düster, unheimlich, ohne Inschrift, unter der erstickenden Wucht eines ganz aus Granit umlegten Gemaches steht in der größten Pyramide — der des Cheops — ein leerer und beschädigter Granitsarg ohne Deckel. Niemand könnte beweisen, daß diese Pyramide das Andenken

des Königs Chufu sei, wenn nicht seine Hieroglyphe, die Königsschlange, die zwei Vögel und der Mond, in den Hohlräumen oder dem Grab eingemeißelt wäre.

Dieser Granitsarg ist nicht mehr intakt. Er war schon vor 130 Jahren beschädigt, als die französische Expedition ihn zuerst vermessen hat. Niemand kann daher seine wahren Maße auf den Millimeter genau heute mehr angeben; er unterscheidet sich in gar nichts von den vielen anderen Granitsärgen, in denen die anderen Könige, die Apisstiere, die Großen des Alten Reiches beigesetzt wurden. Ich habe Dutzende solcher Sarkophage gesehen; sie waren verschieden groß, denn auch die Menschen und die Pyramiden sind verschieden groß. Es gibt keine denkbare Ursache, aus welcher der Steinsarg des Cheops sich von den anderen unterscheiden sollte. Und dennoch dichtet die Menschheit gerade dieser Steinmetzarbeit seit einem Menschenalter besondere Geheimnisse und Eigenheiten an.

Ein deutscher Geologe, der badische Hofrat Dr F. Nötling (F. Nötling, Die kosmischen Zahlen der Cheopspyramide, der mathematische Schlüssel zu den Einheitsgesetzen im Aufbau des Weltalls. Stuttgart 1921, Ferd. Enke) veröffentlicht soeben ein ausführliches Werk darüber, das Aufsehen erregt und viele Leser findet und auch Glauben mit der Behauptung, in dieser Steintruhe seien unergründliche Gesetze des Weltenbaues und des Menschenlebens ausgedrückt.

Man traut seinen Augen nicht, wenn man die abgeschlagene Granitwanne gesehen hat und solches liest.

Nötling hat sie weder gesehen noch gemessen; er kritisiert nicht einmal die vorhandenen Messungen anderer, sondern beschränkt sich darauf, den Roman von Max Eyth zur Grundlage zu wählen. Er sagt: nach Eyth ist diese Kiste 77 · 85 ägyptische Zoll lang. Er sagt aber zugleich, daß von den vielen Messungen, die man zu verschiedenen Zeiten machte, keine zwei übereinstimmen. Er nimmt auch die von Eyth gegebene Zahl nicht an, sondern meint, sie enthalte „wahrscheinlich“ einen Druckfehler, denn sie „sollte“ 78 · 75 Zoll heißen. Wenn der Sarkophag nämlich so lang wäre, dann käme er der Länge von $25 \times \pi$ gleich.

π ist die bekannte Ludolffsche Zahl, durch die man in der Geometrie den Inhalt eines Kreises feststellen kann. Für praktische Zwecke ausreichend ist die Feststellung, daß π den Wert von 3,1428 besitze, für astronomische und rein wissenschaftliche Aufgaben aber ist es nötig, sie weit genauer zu berechnen; und der deutsche Mathematiker Richter hat denn auch 500 Dezimalen dieses Bruches, Shanks sogar 700 Dezimalen bestimmt.

Nötling begnügt sich mit dem Wert $\pi = 3{,}1415926535$; da er damit die Kreise des Weltalls mißt, muß er sich den Vorwurf gefallen lassen, daß er nicht mit der menschenmöglichen Genauigkeit arbeite, alles, was er errechnet, also bewußt nur relativen Wert habe.

Aber wie sollte er auf solche Exaktheit Wert legen — sagte er doch selbst, die Steintruhe sei 77 · 85 (oder 78 · 75?) Zoll lang, nach der Zahl π sollte sie 78,5398163397 Zoll lang sein. Und setzt nun ganz beruhigt

$$77 \cdot 85 \text{ alias } 78 \cdot 75 = 78 \cdot 539,$$

denn von nun an baut er alles, was er folgert, darauf, daß die Steintruhe ein Maß ist, welches die Zahl π ausdrücken und der Welt erhalten soll.

Mit anderen Worten: zuerst gibt er den handgreiflichen Beweis, daß die Steintruhe in der Cheopspyramide nichts mit der Zahl π zu tun hat, und dann sagt er: weil sie also ein Symbol dieser merkwürdigsten aller Zahlen ist, geht daraus hervor, daß die alten Ägypter sie gekannt haben; sie wollten also mit diesem Sarg eine tiefe mathematische Weisheit ausdrücken für die Kundigen und verraten damit, daß sie die Erdbahn genau kannten, auch das spezifische Gewicht der Erde, auch alle Elemente der Planetenbewegung, die der Atembewegung, sie errichteten sogar die ganze Cheopspyramide nur, um damit die sinnliche Darstellung eines allgemeinen und grundlegenden Weltgesetzes zu geben, aus dem man das gesamte Wissen von heute über Natur, das Geheimnis der Christologie, der Kabbala, und der tiefsten innermenschlichen Beziehungen ableiten kann, was alles demnach den Ägyptern vor 4000 Jahren bewußt gewesen sein muß.

Diese Ableitungen in Form gewaltiger und emsiger Rechnungen sind der weitere Inhalt des Werkes, das auf solcher Grundlage gleich weitere Hypothesen über die Entstehung des Sonnensystems, die Existenz eines neuen Planeten zwischen Saturn und Uranus und dergleichen mehr aufführt.

Und dieses Buch hat im Deutschland von heute Erfolg, es erlebte binnen kurzem eine Neuauflage und findet Beachtung auch bei ernsten Männern.

Ich habe deswegen mich und den Leser bemüht, die Grundlagen, auf denen seine Folgerungen ruhen, möglichst genau zu beleuchten. Es ist also heute möglich, daß jemand, der behauptet, ein bestimmtes Ding sei das Wichtigste in der Welt, sich gar nicht die Mühe nimmt, dieses Ding wirklich kennen zu lernen! So papiergläubig ist die Welt geworden, daß einer über die Cheopspyramide ein ganzes Buch schreibt, ohne sie gesehen zu haben, ohne selbst gemessen und geforscht zu haben, bloß auf die Autorität eines beliebigen anderen hin, noch dazu auf eine Dichtung, die sich als solche der exakten Verantwortung entzieht. Aber nicht, daß ein Mensch auf solches verfällt — er hat die Entschuldigung, daß er auf diese Beschäftigung in der entsetzlichen Seelenqual eines Kriegsgefangenenlagers verfiel, unentschuldbar ist nur, daß er das auch in dieser Form veröffentlicht —, ist das Merkwürdige, sondern daß in einem ganzen großen Volke man derartiges als Offenbarung und geistigen Fortschritt anstaunt.

Damit beginnt erst der Kampf um die Cheopspyramide ein öffentliches Interesse zu werden. Wie krank und wundersüchtig muß doch die Seele unseres Volkes geworden sein, daß solches sich ereignen kann! Welche Gefahren schlummern in einer solchen seelischen Verfassung! Ist das schon der Anfang des Unterganges? Oder ist ein Volk so etwas Großes und Lebensfähiges, daß es auch solche Bissen assimiliert, ohne daß es ihm wesentlich schadet? Es hat im Laufe der Zeiten so viele wunderliche Bücher gegeben. Hat nicht Aug. Comte, den die Franzosen als einen ihrer größten Philosophen verehren, eines geschrieben, in dem steht, daß sich einst das Weib auch autogam befruchten würde, habe ich nicht selbst ein Werk in meiner Bibliothek mit der genauen Anleitung, wie aus Maientau Frösche hergestellt werden können, hat nicht Cardanus, den seine Zeitgenossen als den größten aller Männer bezeichneten, die sonderbare Abhandlung De Somniis geschrieben, in der er bekennt, nach seinen Träumen als Arzt seine berühmten Kuren ausgeführt, seine Lebensgefährtin gewählt, seine philosophischen Abhandlungen geschrieben zu haben?! Und dennoch hat die Menschheit das alles aufgenommen, das Gute aus den großen Männern und Ideen benutzt und die Irrtümer und Wahnvorstellungen unfruchtbar gemacht.

Das ist das Problem und das ist das Wunderbare daran. Das Richtige und das Gute in der Welt hat eine so göttliche Kraft, daß es wie Licht auch durch den dunkelsten Raum, durch alle Irrtümer und Niedergangsepochen dringt. Schreibe einen dicken Band voll Unrichtigem, in dem nur eine Wahrheit des Herzens oder des Verstandes steht — nach einiger Zeit sind alle Irrtümer weggeblasen, als ob sie nie gewesen wären, aber die neue Wahrheit liegt strahlend und für immer wirksam vor aller Augen, wie wenn sie ein Diamant wäre, der als Inhalt einer vermoderten Truhe übrig bleibt!

Und so steht etwas Dauerndes und Schönes auch in dem armen und verwirrten Werk über das Geheimnis der Cheopspyramide.

Sein Verfasser hat recht mit allen seinen wesentlichen Folgerungen und Behauptungen, ohne daß er es weiß. Die Cheopspyramide ist wirklich ein Symbol der kosmischen Gesetze und ein Monument der ewigen Wahrheiten, und ich halte es nicht einmal für ausgeschlossen, daß das wenigstens den weisesten der ägyptischen Priester sogar bewußt war.

Ich wünschte mir dieses Buch noch einmal geschrieben, und nur zwar in folgender Form:

Das ehrwürdige Monument einer Baukunst und Menschenkultur, die blühte, als noch in unseren Wäldern Ur und Elch gejagt wurden von Hallstattmenschen und Bronzezeitjägern, verrät durch seine inneren und äußeren Proportionen die Kenntnis des „goldenen Schnittes“,

d. h. des Harmoniegesetzes der Teile, das eine Gewähr für längste Dauer ist. (Das ist auch Nötling bekannt. Er rechnet, daß die Teilungen in allen Einzelheiten der Pyramide unter Zugrundlage des Wertes $\left(\frac{\pi}{4}\right)^2$ stattfinden, was dem Gesetz des goldenen Schnittes entspricht. Auch setzt er ausdrücklich die Harmonie synonym mit dem von ihm gesuchten Weltgesetz.) Tatsächlich ist die Cheopspyramide (so wie alle Meisterwerke, die aus der Hand des Menschen hervorgingen, genau so wie die Kunstwerke der Natur) die sinnliche Darstellung des obersten aller Weltgesetze und insofern das Abbild der Weltgesetze selbst, die sich dann logischerweise darin finden und daraus ableiten lassen müssen. Denn bei der gesetzmäßigen Verknüpfung des Alls müssen, wenn man nur erst irgendwo eine „kosmische Zahl", d. h. eine der im Bau des Weltalls begründeten Beziehungen richtig erfaßt hat, dann aus ihr alle anderen Beziehungen des Weltalls berechnet werden können.

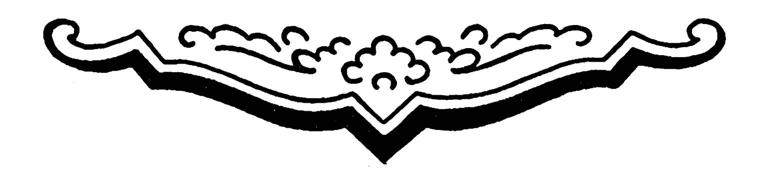
Es ist daher ganz logisch und wird keinen tiefer denkenden Kopf verwundern, wenn man aus der Zahl π die großen Beziehungen des Erdballs, des Sonnensystems, ja des Weltalls, überhaupt die ganze wunderbare Harmonie der Schöpfung findet, wie es als „Geheimnis der Cheopspyramide" nun soeben verraten wird. Das Weltsystem ist nun einmal ein harmonisch ausgeglichenes System, daher muß man von der Harmonie zur Welt ebenso kommen, wie bereits die Antike aus der Betrachtung der Welt die Idee der Harmonie entdeckte.

Das gleiche Resultat hätte man freilich finden können, wenn man von der Betrachtung des Doryphoros, des Polyklet oder der mediceischen Venus oder der Akropolis zu Athen ausgegangen wäre.

Das Bewundernswerte an den alten Ägyptern ist, daß sie diese Idee der Harmonie, die größte Weisheit, die dem Menschengeist je klar geworden ist, bereits hatten. Sie drücken sie tatsächlich schon in der ältesten aller Pyramiden aus und so ist es auch glaubhaft, was die Legende von Pythagoras, dem Philosophen der Harmonie, erzählt, daß er seine Weisheit von den Priestern im Lande des Nils geholt habe. Man hätte sie um das Jahr 500 v. Chr. von dort jedenfalls holen können, denn der uralte steinerne Berg am Rande der Wüste verrät, daß schon Jahrtausende früher dieses Wissen sich in Taten umgesetzt hat.

Und auch das ist richtig, daß dieses Wissen allmählich wieder verloren ging. Schon der Weise von Samos mußte es neu erwecken, und seine Schule rieb sich in einem Menschenalter an der Stumpfheit und Disharmonie der Umwelt wieder auf. Und seitdem hat der Harmoniegedanke einen Leidensweg durch die Menschheit beschritten; immer gekannt und gelebt von einigen, immer verkannt und mißachtet von der großen Menge, bis er erst in unseren Tagen wieder seine Auferstehung — die wievielte schon, seitdem Menschen an der Disharmonie leiden! — feiert in dem Denken, vielleicht um wieder das Schicksal zu teilen, das auch dem ältesten Symbol dieses Weltgesetzes zuteil wurde, der Riesenpyramide, die einsam von Jahrhundert zu Jahrhundert ragt in einer weiten Wüste ...

Das ist meiner Ansicht nach das wahre Geheimnis der Cheopspyramide. Nötling hat es erraten und mißverstanden zugleich, als richtiges Kind seiner Zeit: irregehend, überkompliziert, wundersüchtig und doch wieder als der Träger des göttlichen Lichtfunkens, der durch jeden Berg der Irrtümer hindurchschimmert. Raoul H. Francé



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Wilhelm Speck

Zu seinem 60. Geburtstag (7. Juli)

Nicht viele wissen es, daß der hessische, der deutsche Dichter Wilhelm Speck von der Lyrik her seinen Weg zur Prosa fand. Und doch werden alle, die seine Werke in nachgestaltender Hingabe gelesen haben, auch von dem Gefühle durchdrungen sein, daß nur ein Lyriker, ein Dichter des Empfindens, ein Dichter der Seele Novellen und einen Roman schreiben kann wie „Menschen, die den Weg verloren“, „Zwei Seelen“, „Joggeli“, „Ein Quartett-Finale“ (sämtlich bei Martin Warneck in Berlin). Ein Dichter der Menschenseele, der Naturbeseeltheit und der Gottsinnigkeit ist der einstmalige Berliner Pfarrer am Zuchthaus, dessen Lebensweg immer haltmachte an den Stätten, wo das Dunkel allen Seins und Wirkens am tiefsten auf die besonnte Erde herabhängt. Speck lernt die Menschenseele kennen, wie nur ein Pastor der Verbrecher und ein Dichter sie ergründen kann; wenn sie vollkommen einsam und verloren ist, ohne Hilfe und ohne Zuflucht in die Irre schwankt und in die Höhe sich sehnt, wenn die Fülle der Daseinsqualen, die Größe der Lebenswiderstände auf ihr lasten, wenn sie getrieben wird, sie weiß nicht wohin, folgend unterirdischen Mächten. Dann eint sich dieses Dichters Kunst mit ihr und lebt in ihr den Tag, den sie lebt, die Nacht, die sie atmet. Es sind Abgründe, in die Speck hinabsteigt, Abgründe, aus deren Finsternis auch der Verworfenste noch emporstrebt; Sehnsucht ist der Ton, der in jedem Worte dieses Dichters schwebt, Sehnsucht ist die Harmonie, in der alle Wildheiten des Lebens sich finden.

Wir erleben an Wilhelm Speck wieder einmal den unnennbaren Zauber, den jede Kunst ausströmt, die auf einer Weltanschauung gegründet ist. Hier ist nicht die Form das Herrschende, sondern der Gehalt, und weil er bei Speck das Wesen seiner Werke ausmacht, darum nannte ich ihn einen deutschen Dichter; mit diesem Namen darf man ja Schaffende einer Formkunst fast nie bezeichnen. Am meisten läßt sich deshalb auch bei Speck einwenden gegen die Form: die beiden unter der Überschrift „Menschen, die den Weg verloren“ vereinten Novellen „Die Flüchtlinge“ und „Ursula“ liegen zwölf Jahre — 1894 und 1906 — auseinander, und sie zeigen, wie Speck fortschritt von einer noch nicht restlos gestalteten Wirklichkeitsnachbildung zu der verinnerlichten Formung eines Lebens, besser gesagt, Seelenausschnittes. Dort: „Die Flüchtlinge“, der Weg eines Wohlbehüteten aus treuen Elternarmen auf die Bahn des Verbrechens unter landstreichenden Heimatlosen; hier „Ursula“, die Gesundung einer einmal verwundeten, scheu gewordenen Seele durch die Liebe eines Mannes; beide Male will Speck nichts weiter geben als die Entwicklung, als: „wie alles kam“; dort gibt er nur die Entwicklung, hier aber schon mehr: seine Weltanschauung helfender Liebe und zarten Erbarmens, weichen Mitleidens und mannhafter Lichtführung.

Mit unendlichem Reichtum, in steter Neuheit gibt Speck immer wieder sich selbst. Seine vier Novellen und sein einziger Roman bleiben nicht mehr Werke der Phantasie, sondern sind Bekenntnisse. Und sie ergreifen. Nicht weil sie Schwerzuertragendes erzählen, nicht weil

sie beweinte Schicksale dartun, sondern weil sie vom Einzelnen ins Ganze hinüberdringen: Tat twam asi, „Das bist du“, klingt es leise, aber vernehmlich aus den Zeilen; das subjektive Sein, die Isoliertheit des Körpers verschwimmt in eine Allheit des Fühlens; die Seele des einsamen Ichs ist ein Teil der Allseele, an der jeder Mensch teilhat; religiöse Einheit — im höchsten Sinne dieses Wortes — zwingt uns hinein in diese Welt, die unser ist, zu uns gehört; Schuld und Unschuld werden Gleichnisse, und das Leben wird ein Bild, ein Klang; gültig ist allein das Erlebnis; und weder die Schuld noch die Unschuld, weder das Leben noch das Schicksal wird letzten Endes erlebt, sondern erlebt wird nur die Sühne der Schuld, die Wirkung der Unschuld, erlebt wird nur die Seele! So ist religiöse Mystik der Untergrund, auf dem sich Specks Weltanschauung aufbaut; jene Mystik, die sich geklärt hat am Christentum, die das Wertvolle des Pantheismus nicht leugnen mag, und die sich in der Welt der praktischen Tat hindurchrang zum idealen Sozialismus: vor Gott sind wir alle gleich.

Infolgedessen schaut Speck die Verbrecher, die aus der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßenen ganz anders an, als es sonst von Männern zu geschehen pflegt, die ihre „Stoffe“ auch aus der Luft der Zuchthäuser und Gefängnisse holen. Speck gibt keine hetzende, spannende, Conan Doylesche und Hans Hyansche Kriminalistik, Speck hat keine „Phantasie“ für Entsetzen erregende Grausamkeiten, Morde, Diebstähle, Scheußlichkeiten, Speck will ja nicht die „Bestie“ im Menschen schildern. Sondern er schildert den Menschen in der „Bestie“, ja noch mehr: für ihn gibt es eigentlich keine „Bestie“, für ihn gibt es nur die qualvolle Notwendigkeit alles Geschehens, das den Menschen zu Taten treibt, deren Herkunft nur aus einer Bestie zu stammen scheint, für die der Mensch aber im letzten Grunde doch nicht verantwortlich zu machen ist, für die nur höchsten Grades er selbst sich verantwortlich zu machen hat! Diese Verantwortung ist nicht die der weltlichen Gerechtigkeit; Speck verneint diese auf keine Weise; aber für ihn gibt es noch höhere Verantwortung; jedem Menschen ist eine Seele anvertraut, und für sie ist er vor Gott verantwortlich! Frieden für eine Schuld findet der Mensch nur, wenn er seine Tat sühnt vor der Welt und vor sich selbst! Fehlt dieses zweite, so ist alle weltliche Sühne ein leeres Nichts ohne Wirkung. Besserung kommt allein aus der Seele.

Der Roman „Zwei Seelen“ weckt diese Gedanken. „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!“ heißt es in Goethes Faust. Der Dualismus allen Seins wird von Speck übertragen ins Seelische: der Körper hat seine „Seele“ — Triebe, Begierden wie Selbsterhaltung, Hunger, Durst, sexuelle Not usw. erfüllen sie; und der Geist hat seine Seele — Sehnsucht nach Harmonie, Frieden mit Welt und Gott, nach Glück und Liebe ist ihr Leben. Der Knabe Heinrich, der Schneiderlehrling, der Geselle kämpft den ewigen Kampf der zwei Seelen; und je nach den Einflüssen, die er empfängt, irrt sein Weg bald in das Dunkel der Täler oder in das Höhenlicht der Gipfel. Schon früh lernt der Vierzehnjährige das Verbrechen, den Diebstahl, kennen, bald auch das Gefängnis; als er zum zweiten Male eingekerkert ist, läßt er sich zur Flucht verleiten; der Selbsterhaltung Not treibt ihn zum Mord seines Gefährten; nun hetzt ihn die Qual des Gewissens durch die Lande, bis er in einem Dorfwinkel in den Alpen äußerlich Ruhe findet; doch als die Reinheit der Liebe in Gestalt einer zu ihm strebenden Frau ihm naht, da erkennt er abermals, wie schon zuvor, als er zweimal in der Liebe einer Jugendgespielin und Freundin auszuruhen hoffte, daß es keinen Frieden für ihn gibt: nur in der Sühne, in der Ausschließung von der Gesellschaft der Menschen; und er geht hin, sich der Gerichtsbarkeit zu überantworten; ein Menschenalter Schuld und Sehnsucht umfaßt sein Sein, das er im Zuchthaus aufzeichnet und endet.

„So habe ich denn erreicht, was die meisten Menschen vergeblich erstreben: Um nichts habe ich mehr zu sorgen, meine Zukunft ist sichergestellt für mein ganzes Leben, und die Frage nach dem, was wir essen und trinken sollen und womit uns kleiden, diese große Frage, die das Menschenvolk fortwährend in Bewegung hält, hat für mich alle Bedeutung verloren, sie wird

mir nie mehr Kummer bereiten." In einer Einfachheit von grenzenloser Eindruckskraft beginnt und vollendet sich das Werk. Ein außerordentlicher Dichter und seltener Künstler schrieb es. Eint sich das hohe Niveau mit der autobiographischen Form? Kann ein Schneidergeselle so schreiben? Diese Mißlichkeit, die Speck durch eine Aneignung von guter Bildung bei seinem Helden zu verstecken sucht, ist letzten Endes ganz gleichgültig: dies Bekenntnis ist von solcher Seelengröße, daß es sich weit hinaushebt über alle gemeine Realität, daß es sich hinaufsteigert zu einer Welt für sich, wie jedes große Werk. Und in dieser selbsteigenen Welt wohnt das Glück; die Seligkeit des Erlebens und des Schauens blüht in goldener Klarheit, und die Fülle der Poesie ist groß; es gibt nichts für Speck, woraus er nicht die werdende und vergehende Unendlichkeit alles Schönen entnähme; seine Menschen, seine Naturschilderungen sind von subjektivem und typischem Reiz; man lese nur auf den letzten Seiten die Beschreibung des Sonnenaufganges: da ist alles strahlende Neuheit, glanzvolle Frische. Speck kam ja nicht vom Schreiben zum Dichten; in ihm ruhte die Poesie wie ein zweites Leben, und früh wurde sie geweckt.

Damals etwa, wie er als Kind von Kassel aus, wo er das Gymnasium besuchte, über den Meißner in die alte Vaterstadt Großalmerode wanderte und sein Blick über die Wälder und Berge schweifte, das Gold der Morgensonne, das Blut der Abendsonne aufnahm; wie seine Mutter mit Wunderblicken auf das Werratal von alten Sagen und Mönchen sprach und alte Lieder sang und der Ton des Volksliedes in sein Ohr drang, damals wachte die Poesie in ihm auf, die voll innerlicher Schlichtheit, voll seelischer Einfachheit ist, und deren leise Romantik blauen Duft und silbernen Schimmer noch über das Häßliche breitet. Eine süße Traumwelt umfing ihn, und sie läßt ihn, wie seine Helden, nicht wieder los. Verträumte Deutsche sind der Dichter und seine Kinder. Sie wandeln durch das Leben voll tiefen Sehnens, sie sind glücklich auch in der Not, und um sie breitet sich ein Dämmerungsschein, ein Nebel, der verschönt und der verhüllt. Volle, naturalistische Klarheit, brutale Wahrheit wollen sie nicht besitzen im Leben; sie spinnen sich ein in die Wohnungen ihrer Seele, Sonnenlicht soll hinein; und mögen sich auch finstere Wolken davor lagern, sie beseitigen sie, sei es auch mit Aufgabe ihrer körperlichen Freiheit. Ein feiner Schleier liegt deshalb auch auf allen Erzählungen Specks; stoffliche Deutlichkeit fehlt; aber sie atmen eine Stimmung aus, die voller Segen ist...

Stimmung, wehmütige und doch starke, frauenhaft und doch männliche, spricht aus der Erzählung: „Der Joggeli". Dieser arme Bauernsohn wollte in einer reichen Heirat Glück suchen und fand es in einer armen; er verlor alles Glück wieder und fand sich zur Tat zurück aus selbstaufgebender Verlassenheit; als sein Leben zu Ende ist, hat er drei Heimaten, die eine, die hessische, in der er lebte und liebte, die andere, Amerika, in der seine Tochter glücklich ist und seine Zukunft blüht, und die dritte, in der sein Weib und seine Kinder selig sind; als er zwischen den drei Heimaten wählen soll, entscheidet er sich für die dritte...

„So war sein Leben vom Morgen bis zum Abend eine stille Freude. Er wandelte in der köstlichen Abenddämmerung des Lebens, die das Nahe in die Ferne rückt und das Ferne in einem warmen Schimmer wieder nahebringt..." „Die Buchenwälder der Heimat rauschen ihr trauliches Lied in die Ereignisse dieses Lebens, dieses Dorfes. Es läßt sich nicht wiedergeben, wie dies Lied klingt..."

Ein Stadtschicksal umfaßt die Rahmenerzählung „Ein Quartett-Finale", Specks letztes Werk. Ein Pfarrer erzählt seinen drei Musikfreunden das Erlebnis einer Frau, die einmal im Leben die Zügel ihre Willens verlor und dafür büßte in treuester Pflichterfüllung. Es ist wunderbar, wie Speck dieses Thema: die Frau eines Gelehrten erliegt nur einmal der Leidenschaft eines Knaben und geht fast daran zugrunde, nur des Pfarrers Spruch: Aushalten! läßt sie ihre Verfehlung sühnen — es ist wunderbar, wie Speck diesen Vorwurf meistert. Die Keuschheit seines Sinnens, Denkens und Empfindens, die Tiefe seiner moralischen Erkenntnis und die Reinheit seines menschlichen Herzens werden hier offenbar. Und das alles, ohne daß Speck tendenziös würde. Er, der christliche Pfarrer, verrät niemals eine tendenziöse, didaktische

Neigung, moralisiert niemals; er ist immer Dichter, immer Künstler, niemals Prediger. Er ist ein religiöser Mensch und ein menschlicher Dichter.

Möge das Schicksal ihm gütig sein und ihm, dem Leidenden, bald alle Kräfte wiedergeben, damit er weiter schaffen kann. Seine Werke, mögen sie nun ausgehen von Raabe oder von Heyse, von Stifter oder von Mörike, seine Werke sind nicht Tagesware. Sie werden dauern, wie eben nur Werke dauern können, die aus der Quelle einer großen dichterischen Natur, einer Persönlichkeit stammen. Dr. Hanns Martin Elster



Zwei Bücher der Deutschkunde

Um dem Sturm der gegenwärtigen weltgeschichtlichen Erschütterungen standzuhalten, bedarf unser Volk einer klaren geschichtlichen Einsicht und innerlichst sich zu eigen gemachten Kenntnis der wichtigsten Tatsachen seiner geschichtlichen Vergangenheit. Dazu leistet die Schule das ihre — ob genügend und immer nach den gegenwärtig besonders erforderlichen Gesichtspunkten, mag dahingestellt bleiben; aber wie steht's beim Durchschnittsdeutschen mit der geschichtlichen Weiterbildung nach dem Verlassen der Schule? Geschichte und Politik am Bier- oder Skattisch dürfen unserer bitterernsten Gegenwart nicht genügen. Diese Dinge müssen wahrlich eindringlicher im Sinne eines echten und tiefschöpfenden Wissensdranges zu erwerben gesucht werden. Ist es nicht tiefbeschämend, daß Hindenburgs herrliches Lebensbekenntnisbuch bei vielen Sortimentern als Ladenhüter liegen blieb, während Schnitzlers „Reigen“ in kurzer Zeit eine Massenverbreitung — wenn ich nicht irre: in 80 000 Exemplaren zu verzeichnen hat?! Man komme nicht mit dem zu hohen Preis! Für Hindenburgs Lebensbuch sollte jeder Deutsche die geforderte Summe übrig haben! Freudig würde ich's begrüßen, der Verlag entschlösse sich zu einer möglichst billigen Volksausgabe dieses Werkes, das vor allem in die Hand unserer reiferen Jugend gehört! Hat nicht der verhältnismäßig billige Preis der deutschen Geschichte von Einhart den Weg ins deutsche Haus geebnet?

Für eine äußere Wiedergeburt unserer Volksgesamtheit ist eine der allerwichtigsten Voraussetzungen eine vertiefte, gründlich haftende deutschkundliche Bildung und Geschichtskenntnis. Wir müssen zur klaren Einsicht der Fehler, aber auch aller großen, kraftvoll erkämpften Errungenschaften und Großtaten unserer wahrhaft froherhebenden Vergangenheit kommen, um dann „getrost in Tat und Werk“ an den Neubau unseres inneren und äußeren Reichs zu schreiten. Wahre geschichtliche Bildung würde unserm Volk auch mehr nationale Würde schenken, die wir jetzt im wirren Zeitgetriebe so schmerzlich vermissen. Zwei wertvolle Bücher, die an diesem Zukunftswerk mitzuarbeiten berufen sind, liegen mir vor. Friedrich Ratzels Buch „Deutschland“ (Berlin und Leipzig 1920, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger; Preis geh. 20 M, geb. 26 M) hatte vor dem Kriege mit der dritten Auflage das zwanzigste Tausend erreicht, jetzt liegt es in vierter Auflage vor und sei als Hilfsmittel echter Deutschkunde allen vaterländische Kenntnis Suchenden warm empfohlen. Hier wird uns von sachkundiger Hand gezeigt, was wir an unserem Land besitzen. Möge dieses Buch im Schulunterricht der Vaterlandskunde nicht vergessen werden und vielen Erwachsenen in seiner belebenden und anregenden Schilderung der deutschen Lande und Meere, unserer Seen und Flüsse, unserer Pflanzen- und Tierwelt, der Wesensart unseres Volkes, Staates und der heimischen Kultur ein stets zuverlässiger Führer bleiben. Hier wird unser Land gezeigt, „wie es war und wie es sein kann und wie es ein großer Deutscher mit seiner tiefen Liebe zu ihm geschaut!“ Vor allem der Abschnitt „Volk und Staat“ ist eine eindrucksvolle Darlegung und Begründung geschichtlicher Tatsachen auf Grund der geographischen Verhältnisse Deutschlands,

die wir in dieser Weise in unsern Geschichtslehrbüchern kaum merklich hervorgehoben finden. Ja, „wir müssen wissen, unser Land ist nicht das größte, nicht das fruchtbarste, nicht das sonnig heiterste Europas. Aber es ist groß genug für ein Volk, das entschlossen ist, nichts davon zu verlieren; es ist reich genug, ausdauernde Arbeit zu lohnen; es ist schön genug, Liebe und treuste Anhänglichkeit zu verdienen; es ist mit einem Worte ein Land, worin ein tüchtiges Volk große und glückliche Geschicke vollenden kann, vorausgesetzt, daß es sich und sein Land zusammenhält." — Wir werden in Zukunft den Geschichtsunterricht in den Schulen auf das weitgespannte Gebiet deutschkundlichen Wissens einzustellen haben, um zum Ideal einer wirklichen staatsbürgerlichen Erziehung zu gelangen.

Das Ratzelsche Buch ist vorwiegend eine Einführung in die geographisch-wirtschaftliche Heimatkunde und bedarf der Ergänzung einer kulturgeschichtlichen Darstellung unserer deutschen Vergangenheit und Gegenwart, wie sie meisterhaft in dem Werke von Georg Steinhausen: Der Aufschwung der deutschen Kultur vom 18. Jahrhundert bis zum Weltkrieg (Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien 1920) geboten ist. Knapp, sachlich und anschaulich geschrieben wird dieses Buch jedem eine Quelle edelster Belehrung sein. Sein erster Abschnitt behandelt die „Begründung einer nationalen Kultur durch einen gebildeten Mittelstand und die geistige Vorherrschaft Deutschlands in Europa", der zweite den „Beginn eines völlig neuen, auf naturwissenschaftlich-technische Umwälzungen gegründeten Zeitalters äußerlich-materieller Kultur". Wir finden bei Steinhausen unsere zu Beginn des Aufsatzes erhobene Klage über den Mangel wahrer geschichtlicher Bildung in unserm Volk in bemerkenswerten Sätzen bestätigt: „Freilich herrscht auch im Volke meist die heute in den oberen Klassen überwiegende praktische Auffassung der zu erlangenden Bildung als äußeres Können und Mittel guten Fortkommens wie der Schätzung nur der ‚nützlichen' Wissenschaften vor. Die Mißachtung z. B. der geschichtlichen Betrachtungsweise ist sehr bezeichnend." (S. 162.) Sehr erfreulich ist das Eintreten für die deutschkundliche Bedeutung und Sendung unserer Musik: „Die Musik ist das eigentliche Kunstgebiet der Deutschen. Auf ihm kann sich die Innerlichkeit in ihrer ganzen Fülle ausgeben, hier hat auch die Einfachheit und Schlichtheit des Gefühls ihre Stätte" (S. 38; vgl. meinen Aufsatz „Versunkene Schätze" im Februar-Heft des „Türmers"). Als weitere Einzelheit aus dem überreichen Inhalt dieses wertvollen Buches sei das Wort über Fichtes Bedeutung für das Deutschtum hervorgehoben: „Niemals sind einem Volke so edle, aus seiner Eigenart erwachsende Aufgaben zugewiesen worden wie den Deutschen von Fichte." (S. 117.)

Es ist froheermutigend, wie gegenwärtig die deutsche Kultur in ihrer edelsten Ausprägung sich wieder auf Fichte besinnt.

Besonders empfehlen wir die Schlußseiten des Steinhausenschen Buches zu nachdenklichem Studium. Die herbe Wahrheit, die hier der Verfasser ausspricht, darf nicht fortdauern: „Der deutsche Philister kennt überhaupt kein wirkliches Interesse am Staat, er weiß nichts Genaues von der Verfassung usw." (S. 165.) Ich möchte dann noch hinweisen auf die Darstellung des Wiederauflebens deutscher Innerlichkeit in der Gegenwart, wobei wir leider eine Erscheinung wie Lienhard nicht erwähnt finden, obgleich die hier gegebenen Gedankengänge dem Weimarer Dichter sehr wesensverwandt sind. Der von ihm erstrebten „Reichsbeseelung" sind hier edelste Worte gesprochen. Ich hebe dafür folgende Sätze hervor: „Der Materialismus der Gegenwart weicht langsam einem neuen Idealismus. Gegenüber dem gleichmacherischen Massengeist, der Herrschaft der Technik, Methode und Routine, kurz gegenüber der Zerstörung des Persönlichen gibt sich das brennende Sehnen nach einer Persönlichkeitskultur immer deutlicher kund. Gegenüber dem Fachmenschentum regt sich wieder der deutsche Drang nach Universalität. Gegenüber dem allzu selbstbewußten Intellektualismus wird man sich wieder der Unerklärlichkeit der ‚Welträtsel' bewußt." Ferner an anderer Stelle: „Man empfindet heute jene Nachteile der technisch-industriell-großstädtischen Kultur

immer allgemeiner. Man sieht keine wirkliche Verbesserung, keine Verschönerung des Daseins, sondern nur Einbuße. Man findet, daß diese Kultur trotz aller ihrer wunderbaren Leistungen dem Innern keine befriedigenden Werte bietet, daß mit ihr eine innere Leere, ein Mangel an Freude und echtem Leben, auch an Freiheit verbunden ist. Man sehnt sich nach der innerlich gesichert erscheinenden Welt der Vorfahren." (S. 169.)

Im Sinne dieser Edelart deutschen Wesens und deutscher Lebensführung sei nun auch die Arbeit am Zukunftsbau der deutschen Kultur zu gestalten: „Die Hauptaufgabe muß doch die innerliche Art der Deutschen bleiben. Der höhere deutsche Lebensstil wird kommen, wenn wir ein dem ganzen Volk gemeinsames Kulturideal besitzen werden. Möge es eine nahe Zukunft erstehen lassen." (173.) Diese wenigen Proben mögen den Wert dieses trefflichen Buches beleuchten. Es wird neben dem Ratzelschen Werk ein stets zuverlässiges, in ehrlicher Begeisterung und unerschütterlichem Vertrauen geschriebenes Hilfsmittel sein im Kampf gegen die geschichtliche Un- und Verbildung unserer Zeit. Möge die ernste Lehre seiner Schlußsätze in recht viele Herzen dringen: „Gerade die schwere Not der Zeit wird vielleicht die Kraft zu der fast unmöglich scheinenden Wiederaufrichtung deutschen Wesens wecken. Eines aber soll man begreifen. Die deutsche Kultur wird niemals eine Weltkultur sein in dem Sinne, wie es lange die französische Gesellschaftskultur war. Sie ist eine herbe Kultur, nicht gewinnend wie jene. So viel Verständnis der Deutsche für fremde Kulturen hat, so schwer findet seine Kultur gerade in ihren besten Seiten Verständnis und Liebe bei den fremden Völkern, obwohl sich bis zum Kriege die bewundernden Stimmen ständig gemehrt hatten. Wir wollen uns nicht wie Israel als das auserwählte Volk Gottes betrachten. Aber wir beugen uns auch vor keinem anderen Volk, nicht aus Überhebung, sondern im Vollbewußtsein der Kraft unseres Geistes, unserer Kultur." (S. 176.)

Unter dem Eindruck der jüngsten Ereignisse unseres politischen Lebens mögen beide Bücher den Deutschen ein Labsal sein!

Dr. Paul Bülow

Eine neue Religionsphilosophie

Der Begriff der Religionsphilosophie scheint bei oberflächlichem Hinsehen einen tiefen inneren Widerspruch zu enthalten, und oft genug hat man deshalb jeden Versuch dieser Art als töricht oder gar als unredlich gebrandmarkt. Als Torheit erscheint das Unternehmen, die Religion mit philosophischen Denkmitteln zu erfassen, meist jenen Gläubigen, denen jedes begriffliche Haschen nach dem religiösen Erlebnis schon eine Entweihung dünkt, die gerade in der Nichtbegreifbarkeit des Religiösen einen Beweis seiner Wahrheit sehen, die da sprechen: Credo quia absurdum est. Für diese ist eine Philosophie der Religion überflüssig; denn das Bedürfnis danach setzt ein Bedürfnis nach Vereinigung aller Kulturwerte und aller Erkenntnisse voraus, ein Bedürfnis, das man oft ein „intellektuales Gewissen" genannt hat, und das auch vom strengreligiösen Standpunkte aus zwar nicht als unentbehrlich, aber doch sicher nicht als verächtlich gelten sollte. — Als unredlich dagegen erscheint das religionsphilosophische Bemühen jenen, die aus der Philosophie eine strenge Wissenschaft machen wollen, die nur exakte Erfahrung oder rationales Denken als berechtigte Methoden anerkennen wollen, und alles, was diesen Netzen entgeht, einfach als nicht vorhanden oder gar als erlogen ansehen. Für diese Köpfe ist eine Philosophie der Religion so überflüssig wie eine Harmonielehre für einen Taubgeborenen.

Nun ist jedenfalls sicher, daß eine Philosophie, die auch die Religion zu begreifen strebt, mehr sein muß als rationale Wissenschaft, was Philosophie in der Tat bei allen großen Philosophen auch gewesen ist. Sie braucht sich darum nicht in Gegensatz zu Vernunft und Wissen-

schaft zu setzen, nein, sie wird stets bemüht sein, deren Methoden und Ergebnisse in sich einzubeziehen; sie wird aber zugleich sich bemühen, auch dasjenige, was sich diesen Methoden entzieht (und das tun ohne Zweifel viele bedeutsame Erlebnisse), damit zu vereinen, um so zu einem vertieften und möglichst allseitigen Welterleben zu gelangen. So etwa faßt ein jüngerer Denker, der mit einer neuen stattlichen Religionsphilosophie soeben hervorgetreten ist, seine Aufgabe, und so kann jedem, der die Religion als eine lebendige Macht verspürt und daneben ein empfindliches intellektuales Gewissen hat, dies neue Werk, das den Kieler Universitätslehrer Heinrich Scholz zum Verfasser hat, eindringlich empfohlen werden. (Heinrich Scholz: Religionsphilosophie. Berlin 1921, Verlag von Reuther & Reichard.)

In tiefbohrender kritischer Auseinandersetzung widerlegt Scholz zunächst die verschiedenen philosophischen Lehren, die in der Religion eine menschliche Schöpfung sehen, sei es der theoretisierenden Phantasie (wie bei Comte und Spencer), sei es des emotionalen Denkens (wie bei Feuerbach), sei es der Vernunft (wie bei Kant). Nach Scholz muß die Religion mehr als menschliche Schöpfung sein, sie ist Erfassung des Göttlichen. Unter dem „Göttlichen" aber wird ein Tatbestand begriffen, der durch die drei grundlegenden Kategorien des Unirdischen, des Machtvoll-Erhabenen und des ewig Begehrenswerten bestimmt ist. Dieses Göttliche erschließt sich uns in einer besonderen religiösen Erfahrung, die sich — um einen eigentümlichen, nicht unbedingt glücklichen Begriff unseres Denkers heranzuziehen — auf „akosmistischen" Erlebnissen aufbaut. Mit reicher Belesenheit weist Scholz das Bestehen dieser Erlebnisse nach. In ihnen ergänzt sich das irdische Wirklichkeitsbewußtsein durch herzerhebende Eindrücke von transsubjektivem Charakter. Das gewöhnliche Weltbewußtsein erscheint durchbrochen, das ganze Lebensgefühl wird bestimmt durch das Gottesbewußtsein. Vor dem Verstande mag, ja muß dieses religiöse Urphänomen als ein Wunder erscheinen. Aber zum Wesen der Religion gehören eben sowohl das Wunder wie das Geheimnis. Der Rationalismus, der es versucht, die Religion aus der Nachbarschaft des Geheimnisses und des Wunders zu entfernen, tötet die Religion genau so, als wenn man ein lebendes Wesen aus der Atmosphäre, die es zum Atmen braucht, herausversetzt. Dem reinen Verstandesmenschen mag hier ein Mangel vorzuliegen scheinen, dem Philosophen, der die Gesamtheit des Erlebens zu umspannen sucht, weitet sich gerade hier der Blick in unendliche Fernen.

Nicht die historisch gewordene, nur die erlebbare Religion will Scholz untersuchen, d. h. diejenige, die noch heute mit ernstlich diskutierbaren Wahrheits- und Geltungsansprüchen aufzutreten vermag. Deshalb müht er sich nicht mit einer Ordnung und Rangordnung der empirischen Religionssysteme, sondern strebt zu einer Erfassung der Lebensformen der vollwertigen Religion hin, d. h. derjenigen allgemein-menschlich bedeutsamen Gestaltungen der Religion, die in deren Wesen begründet sind. Er müht sich daher nicht mit einer Klassifizierung von tausenderlei Mythen und Kultformen ab, sondern sucht zu ergründen, welchen Einfluß Charakter und Temperament auf die Religionsgestaltung haben. Was so erzielt wird, ist nicht eine billige und bequeme Toleranz, sondern ein tiefgehendes Verständnis der religiösen Mannigfaltigkeit, wie es zuerst der bedeutende amerikanische Forscher James angebahnt hat, und wie unter andern ich selbst es in meinem Buche „Persönlichkeit und Weltanschauung" auch für die Religion versucht habe.

Wie aber steht es, wenn so viele Lebensformen der Religion anerkannt werden, mit der Wahrheit? Darf man überhaupt von Wahrheit reden, wenn jede Form der Religion scheinbar eine eigne kündet? Auch diesen schwierigen Fragen weicht Scholz nicht aus. Und was er antwortet, ist vielleicht nicht jedem ausreichend, am wenigsten denen, die auf irgendein Dogma eingeschworen sind; aber es ist ehrlich und überzeugend. Er gibt zu, daß eine absolute Bedeutung der religiösen Erfahrung nicht zukommt, und doch kann man eine „transsubjektive", wenn auch relative Bedeutung ihr zusprechen. Gewiß sind die religiösen „Erkenntnisse" nicht Abbildungen des Göttlichen, aber sie sind sinnvolle Hindeutungen auf dessen Wesen



Der Gehalt der religiösen Erfahrung ist irrational und geht deshalb niemals ein in die Begriffsschemata der rationalen Logik. Aber das Leben ist tiefer als der Verstand, und die Welt reicht weiter als die Vernunft. Und das eben ist die echte Aufgabe der Religionsphilosophie, daß sie die Vernunft zur Anerkennung eines solchen irrationalen Erlebens und dessen transzendenten Urgrundes führt. Die Philosophie kann das Göttliche nicht beweisen, wie die Geometrie den pythagoreischen Lehrsatz beweist, aber sie kann — und auch das ist ein edles Ziel — den Gottesglauben vor den Ansprüchen eines charaktervollen Denkens rechtfertigen.

Das Scholzsche Buch will nicht Proselyten machen, noch will es eine bestimmte Lehre gegen ihre Feinde verteidigen. Es will weniger und zugleich mehr. Es ist erwachsen aus der tiefen Selbstprüfung eines ehrlichen Denkers, der die gesamte Philosophie der Vergangenheit und Gegenwart überschaut, und dem sich jeder, der gleiche Not verspürte und gleiche Sehnsucht kennt, anvertrauen kann. Es ist — bei fachmännischer Beherrschung des Stoffes — nicht bloß für Fachleute geschrieben, sondern wird jedem ernsten Leser sich erschließen. Es geht durch die Zeit ein tiefes Mißtrauen gegen den Verstand, man spürt seine Begrenztheit und spürt doch zugleich, daß jenseits dieser Grenzen nicht das bloße Nichts ist, sondern daß uns Menschen Wege geöffnet sind, mit diesem Jenseitigen in Verbindung zu treten. Solche Wege will dieses Buch rechtfertigen, nicht indem es anleitet, sich im Rausch oder in Selbsttäuschung nach Art mancher moderner Theosophen hineinzuschwindeln und blauen Dunst für Ewigkeitstiefen zu halten, sondern indem es Schritt für Schritt die Sicherheit des Bodens prüft, auf den es den Fuß setzt. Richard Müller-Freienfels

Allerlei Kunstgaben
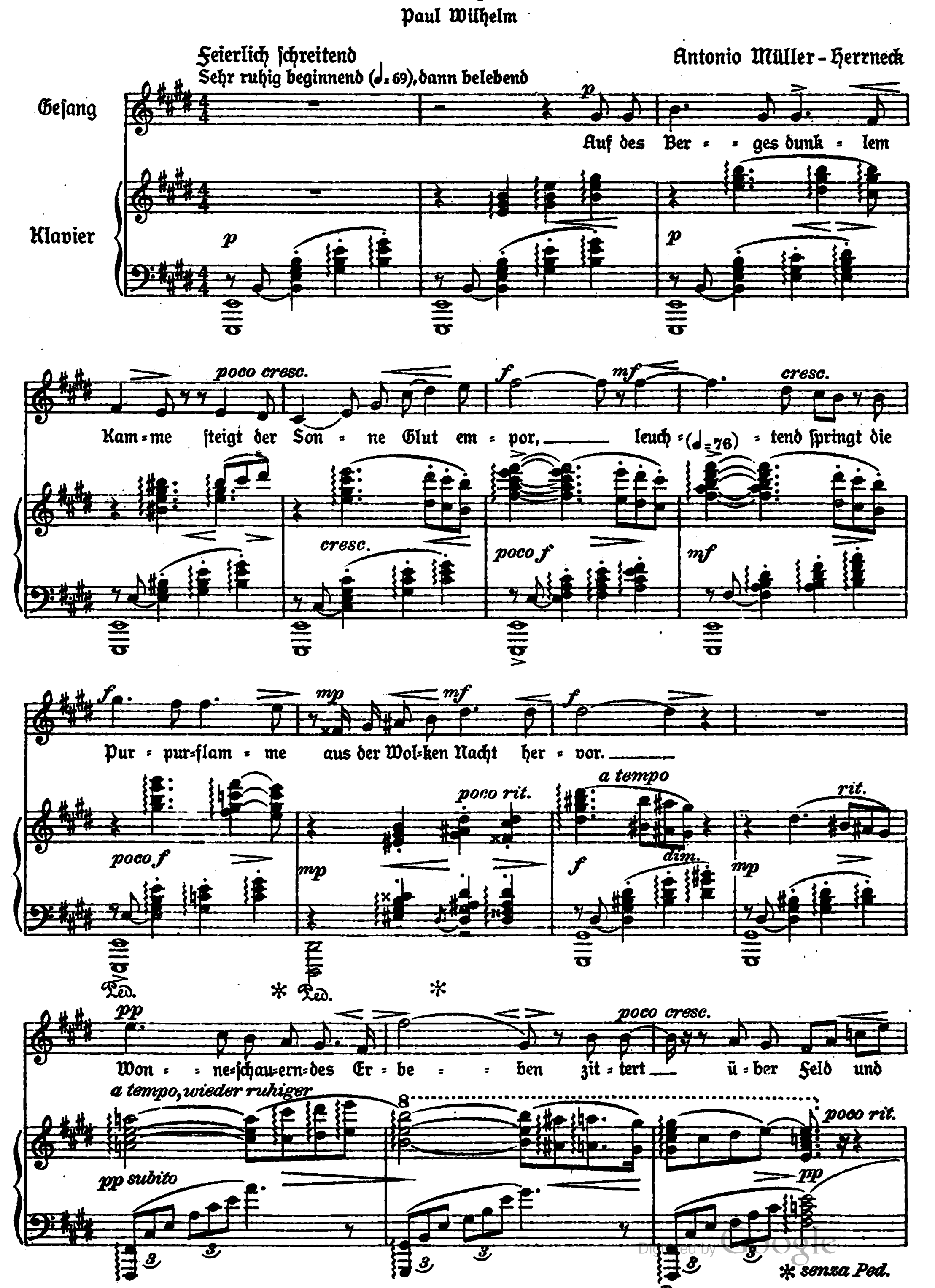
II. (Vgl. Heft 8)

Der Schlachtenmaler Theodor Rocholl hat uns ein Erinnerungsbuch beschert, wobei man kaum weiß, was man mehr loben und lieben soll: die zahlreichen Bilder (worunter viele Farbendrucke) oder den fesselnden Inhalt dieser Lebensbeschreibung („Ein Malerleben", Verlag der „Täglichen Rundschau", Berlin 1921). Das stattliche Werk beweist, daß Rocholl nicht nur die angeborene Leidenschaft zum Zeichnen und Malen besitzt, sondern auch als Erzähler und Schilderer zu fesseln weiß. Als Sohn eines rühmlich bekannten Geistlichen (Verfasser des „Christophorus") in waldeckschem Gelände geboren (am 11. Juni 1854), stieg er über Dresden, München, Düsseldorf aus gesunden Jugendverhältnissen empor in sein eigentliches Reich: das Lebendige rasch und sicher festzuhalten, gepackt von der Lebensbewegung, sei es Mensch oder Tier (Pferd), und zugleich mit einem Blick begabt für das Wesentliche der Landschaft wie der Gattung. So trieb es ihn von den soldatischen Bildern der Heimat, etwa aus den Manöverfeldern, hinaus in die Ferne, wo wirklicher Krieg alles in stärkere Spannung und Erregung brachte, nach der Türkei, nach Thessalien, Albanien, Kleinasien, ja nach China, und endlich noch in den Weltkrieg, wo er am Kemmel seinen Sohn dem Vaterland zum Opfer gab. Kunst, Krieg, Vaterland: darin umgrenzt sich sein Arbeitsgebiet.

Und grade diesem Manne, mit dem Schnurrbart jener Zeit etwas an einen Offizier gemahnend, war ein eigentümliches Schicksal beschieden, das vielleicht bezeichnend ist für das damalige Deutschland. Er selbst schreibt: „Etwas in mir war damals geknickt worden und hat sich nie wieder aufrichten können. Eine gewisse Scheu vor neuen wichtigen Bekanntschaften hat mich stets außerordentlich gehindert und mir den Weg zu wertvollen Beziehungen verbaut. Und wenn ich mich dann mal zwang, so kam nur zu leicht ein überreiztes Selbstgefühl zum Vorschein, das mich in ganz falsches Licht brachte." Was war dies Ereignis? Wir erinnern uns noch; es hat damals (1881 und später) Aufsehen gemacht. Er selbst überschreibt es: „Der Unglücksabend im Malkasten". In später Stunde, unter dem Einfluß des genossenen Weins,

Morgen

Paul Wilhelm



mp *cresc.* *poco f* *mf cresc.*

Hag, und em-por zu neu-em Le-ben hebt sein

wieder belebend *p* *poco cresc.* *cresc.* *mp* *mp* *cresc.* *mf* *con Ped.*

Haupt der jun-ge Tag. Sie-gend ü-ber

f *rit.* *a tempo* *dim.* *poco rit.* *mp* *a tempo* (♩= 80) *f* *f*

Ne-bel-scha-ren, schrei-tet er die Ruh-mes-bahn,

p *mf* *mf* *più f* *poco string.* *f* *poco dim.* Ped. *

und der Vö-gel Sing-fan-fa-ren kün-den sei-ne Herr-schaft
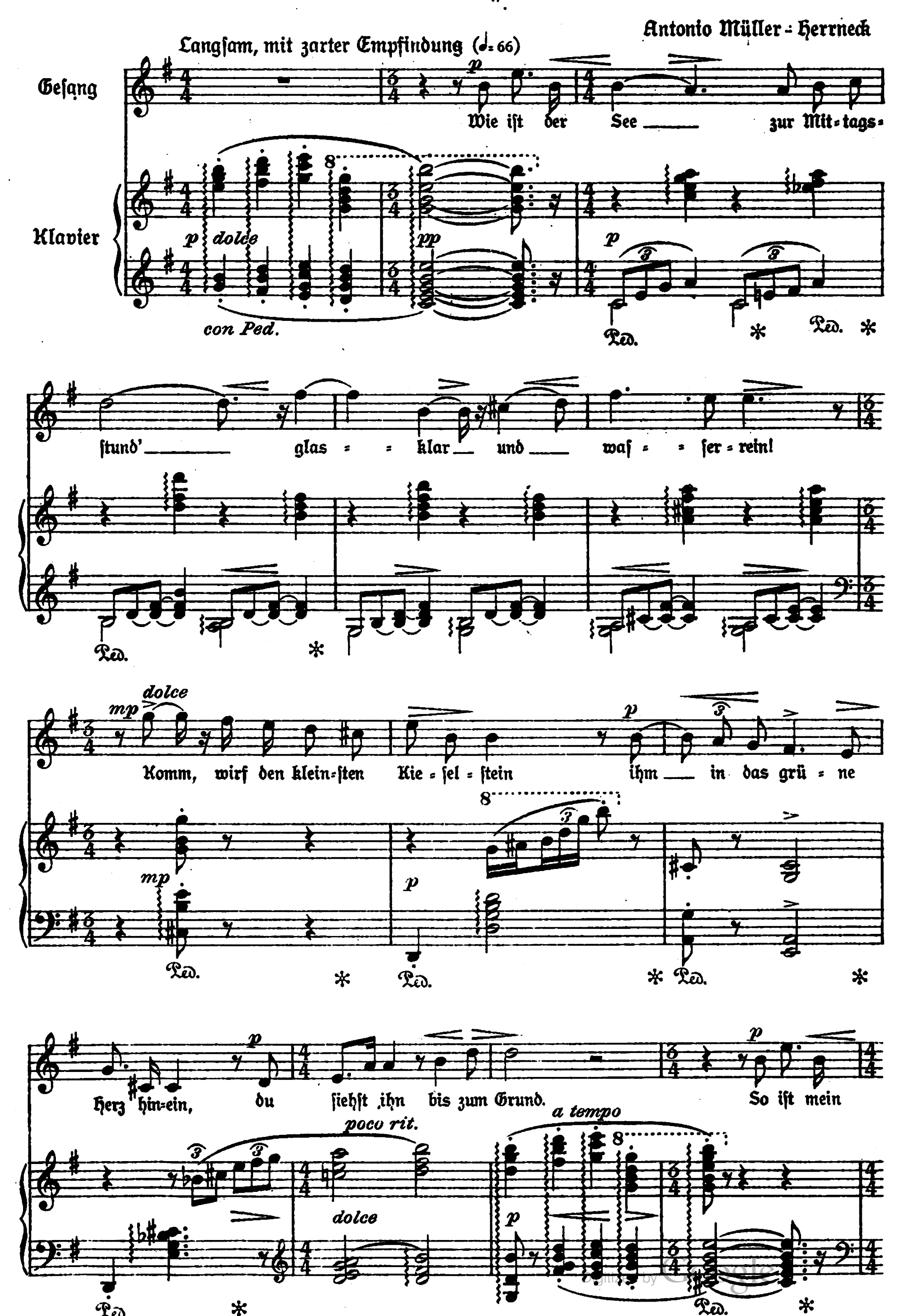
mf *sf* *f* *ff* *a tempo* *mf* *sf* *mf* *f* *sf* *poco rit.* *gedehnt* *sff* Ped. *
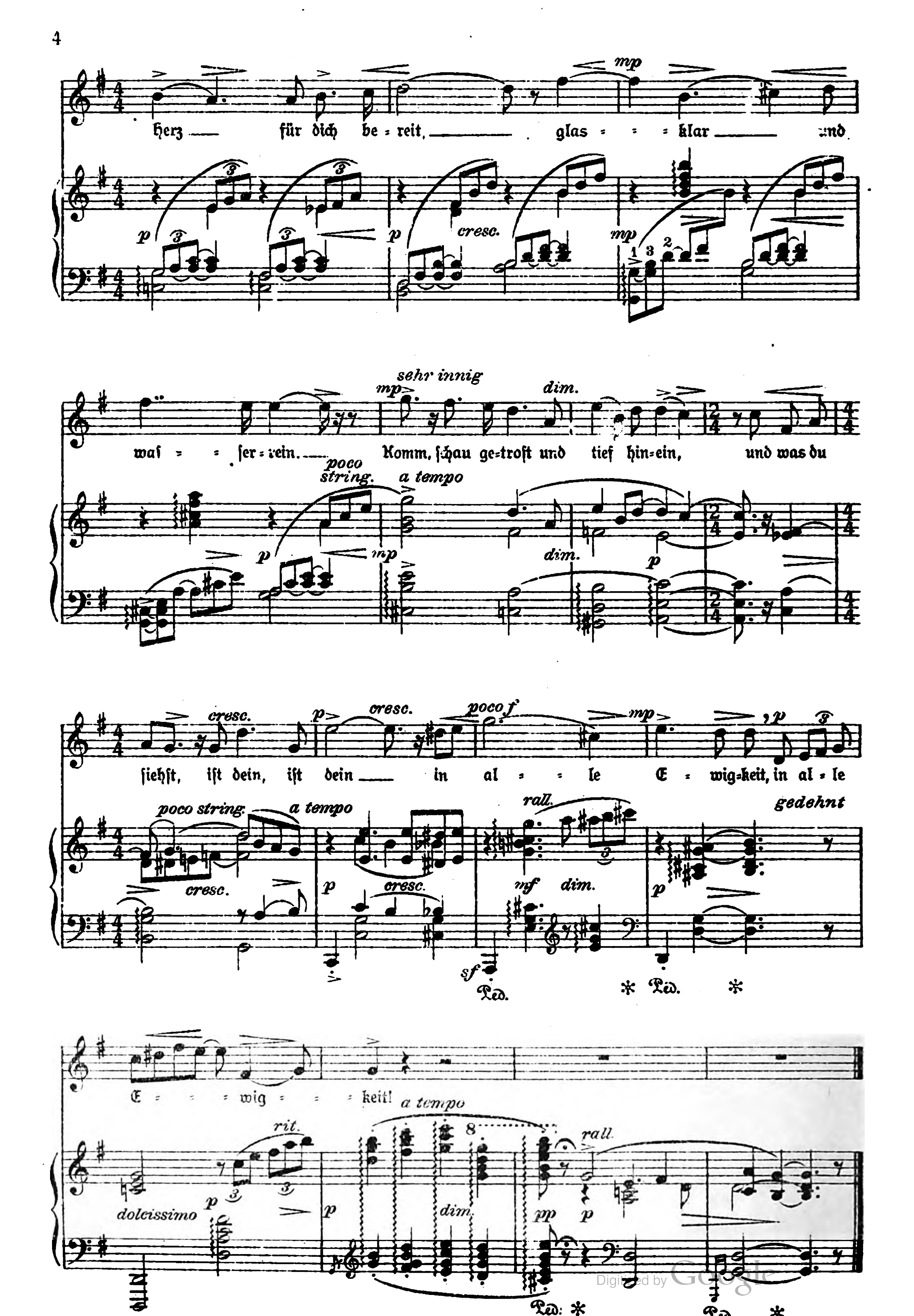
an!

a tempo *rall.* *veloce* l. H. r. H. *ff* *f* *ff*

Bergsee

Grete Gulbransson




Herz — für dich be-reit, — glas-klar — und
was-ser-rein. — Komm, schau ge-trost und tief hin-ein, und was du
siehst, ist dein, ist dein — in al-le E-wig-keit, in al-le
E-wig-keit!
mp
sehr innig
dim.
poco string.
a tempo
cresc.
poco f
rall.
gedehnt
mf
sf
dolcissimo
rit.
pp
Ped.

versetzten sich Rocholl und ein andrer Düsseldorfer Maler ein paar Beleidigungen, wobei das „Lausbub“, das gegen Rocholl herausflog, dem bis dahin ruhig und harmlos fröhlich dahin fließenden Leben des Künstlers eine jähe Wendung geben sollte. Denn — Rocholl war Reserveleutnant, ging den üblichen Weg, forderte den Berufsgenossen zum Zweikampf heraus, zog aber später, als man ihm seinen Gegner als nervösen, kranken Menschen, der am leisesten Streifschuß verbluten müßte, zu Gemüte führte, edelmütig seine überstürzte Forderung zurück. Folge? Er wurde als Offizier kassiert, d. h.: auf Befehl Seiner Majestät „aus der preußischen Armee entfernt“, war also fortan in jeder Gesellschaft, in der sich Offizere oder Reserve-Offiziere befanden, geächtet und verfemt. Der Künstler hat in diesen „allerschwersten Tagen seines Lebens“ bitterlich gelitten. Nach zehn Jahren wurde der ehrlose Abschied, infolge dringlicher Eingaben seiner Freunde und Gönner, in einen schlichten Abschied, später sogar in einen freiwilligen Abschied verwandelt. „Aber mein Leben in den vergangenen zehn Jahren! Wer da oft mein Herz und Hirn hätte sehen können! Konnte Rehabilitation diese Zeit wieder gutmachen?“

Übrigens bekundete später Wilhelm II. lebhafte Teilnahme für Rocholls kräftig-gesunde Kunst; und der Künstler rühmt des Kaisers guten Blick.

Mit schönen Worten schließt dieser echt deutsche Malersmann sein reichhaltiges Buch: „Nun will ich die Feder hinlegen und wieder zu meinen Pinseln greifen. Sollte es möglich sein, daß meine Feder das Werkzeug war, junge deutsche Herzen eindringlich hinzuweisen auf Gottes schöne Welt, auf die Freuden eines einfachen Lebens, sie hinzuführen zu selbstloseren Zielen, so wäre das eine Belohnung für mich, wie ich sie mir schöner nicht denken kann.“

Jedermann kennt Rocholls Bilder von Vionville, Mars la Tour, Sedan; doch erst aus diesem reichen Buche erschaut man seine Vielseitigkeit und seine Kraft, in raschen Strichen das Wesentliche eines Gesichtes eindrucksvoll festzuhalten. Nebenbei ist er bemüht, seinem Wesen auch darin getreu, ein fremdwörterfreies Deutsch zu schreiben. — —

Zwei bedeutende ältere Meister mögen diesen Rundblick beschließen: Cranach und Rembrandt! Wir zählen ja den letzteren, in dessen Zeichen („Rembrandt als Erzieher“) vor einigen Jahrzehnten ein stark wirkendes Buch erschienen ist, ganz zu den Unseren. Und es ist merkwürdig, daß gleich drei Veröffentlichnngen die Anteilnahme der Kunstfreunde herausfordern: der Verlag Hermann Freise (Parchim i. M.) läßt in zweiter vermehrter Auflage den ersten Band von sämtlichen noch erhaltenen Handzeichnungen Rembrandts erscheinen — ein ebenso schönes wie kühnes Unternehmen, dem man Beachtung wünschen darf. Es sollen in zwangloser Folge in sich abgeschlossene Einzelbände ausgehen, die jedesmal eine Sammlung von Rembrandtzeichnungen in guten Abbildungen enthalten, wobei der Preis so niedrig wie möglich bemessen werden soll. Ohne seine Handzeichnungen, die ja gut wiedergegeben werden können, ist Rembrandt gar nicht mehr denkbar; sie gehören zu seinem eigentlichsten Wesen. Zum Studium des Künstlers — wie z. B. aus solcher Handzeichnung nach und nach ein Bild ins Klare heraustrat — sind diese Blätter unentbehrlich. Wer aber will nach Amsterdam etwa ins Rijksprentenkabinett reisen oder sich eine der sehr teuren Pracht- oder Luxusausgaben anschaffen! Da ist denn dieses graphische Werk, das vom verstorbenen Dr Kurt Freise angelegt und von Dr Karl Liliënfeld eingeleitet und mit kritischem Verzeichnis versehen ist, von äußerst praktischem Wert.

In kleinerem Format bietet sodann der Verlag Hugo Schmidt, München, die ersten Bändchen einer „Rembrandt-Bibel“: Abbildungen des fruchtbaren Meisters nach Zeichnungen, Gemälden und Stichen. Seltsam, wie sich dieser germanische Niederländer besonders zum Alten Testament hingezogen fühlte! Wir bewundern in jeder flüchtigen Handzeichnung seine herbe Charakterisierungskraft — und bedauern oft, daß er sie an solche Stoffe wandte. Was für Schandtaten von Evas Apfelbiß bis zu Lots Töchtern, Thamar, Potiphars Weib, Josephs Brüder, Bathseba — und wie die Sünder alle hießen, die Rembrandts Stift und Pinsel aus dem uralten Bibelbuch in das Anschauungsfeld zauberte! Der ganze Text

ist beigegeben. E. W. Bredt schrieb eine kunstwissenschaftliche Einleitung. (Die vier Bände zusammen kosten etwa 54 M.)

Den glänzenden Veröffentlichungen „Klassiker der Kunst“ fügt die Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, eine weitere hinzu: Rembrandts wiedergefundene Gemälde (1910 bis 1920). Das Werk des Meisters umfaßt insgesamt etwa 600 Bilder: nun wurden im Laufe der letzten zehn Jahre etwa 100 bisher unbekannte Gemälde hinzuentdeckt, wobei Forschungsdrang und Gewinnsucht Hand in Hand gingen. Der Kunsthändler ist einem so begehrten Gegenstand gegenüber oft findiger als der Kunsthistoriker. Beim Bestimmen der Echtheit der entdeckten Bilder haben dann die beiden Herausgeber des großen Rembrandtwerkes, Wilhelm von Bode und Cornelis Hofstede de Groot, das Hauptverdienst gehabt. Wilhelm R. Valentiner hat schon vor einem Jahrzehnt in den „Klassikern der Kunst“ die Rembrandt-Gemälde fast vollständig herausgegeben; er ergänzt nun jenes Werk durch diese 120 Abbildungen. Unter den Bildern dieses erstklassigen Könners fällt uns eine breit angelegte „Landschaft mit der Taufe des Kämmerers“ (biblischer Stoff) besonders auf; das Gemälde gehört vier Londoner Händlern gemeinsam und kostet 100 000 Pfund Sterling (also etwa 35 Millionen Mark unserer Währung)! Die sehr unterrichtende, den Kenner bekundende Einleitung wird durch ein genaues Verzeichnis wertvoll abgerundet.

Man ist immer wieder erstaunt, was unser Buch- und Kunsthandel trotz notwendigerweise erhöhter Preise (das letztgenannte Werk kostet 100 M) wieder zu leisten wagt. So bringt der Inselverlag, Leipzig, einen schönen Band Lucas Cranach, eingeleitet von Kurt Glaser, mit 117 Abbildungen heraus (Halbleinen 60 M), eine lebendige Schilderung des Gesamtwerkes dieses lange unsicher eingeschätzten Wittenberger Meisters. Wir möchten dieses Buch sehr empfehlen. Gewiß, Cranachs betriebsame, etwas unpersönliche Art reicht nicht an Dürers und Holbeins Ausdruckskraft heran (die übrigens in derselben Monographien-Reihe erscheinen); auch darf man nicht an die Erlebniswucht eines Grünewald denken; aber es ist doch eine überaus leuchtkräftige Kunst, die in seiner Frühzeit von Kraft und Leidenschaft strotzt. Glasers fesselnde Darstellung sucht den stilsicheren späteren Meister und den jungen Cranach mit gleicher Sachlichkeit zu behandeln; und das ist der rechte geschichtliche Standpunkt, nicht jene kunstkritische Einseitigkeit, die den jungen gegen den alten ausspielt. Freilich empfindet auch er dabei „die unauflösbare Problematik“. Sollte denn aber der Weg vom wilden Individualisten bis zum Wittenberger Hofmaler weiter sein — als bei Goethe von „Götz“ und „Werther“ zu „Tasso“ und „Iphigenie“? Alles in allem ist Cranachs Kunst durch und durch deutsch. Der weißbärtige Greis, der im Herbst 1553 zu Weimar starb, gehört zu den Meistern der Lutherzeit.



Anton Bruckner

Wir leben und schmachten im Zeitalter der Bücher. Man wähnt, daß Gelehrtentum auch Wissen bedingen müsse. Und so hat man sich dem Leben entfremdet, und auch die Kunst glitt allgemach ins Leere, Technische, Gewollte. Ehemals war es anders. Viktor Hugo sagt einmal in seinem Roman „Notre Dame de Paris“, man habe früher, statt in Büchern, in Steinen geredet, in stolzen, bleibenden Kathedralen. Und auch in der Musik gab es eine Zeit, wo man noch unkundig war alles dessen, was jetzt als notwendig erachtet wird für einen jeden „gebildeten“ Menschen. Johann Sebastian Bach hat in Tönen seine Dome errichtet, strebend und hoch, erfüllt von starker, selbstsicherer und doch demütiger Inbrunst, voll Hingabe und deutscher, aufrechter Treue. In unseren Tagen aber singt man Literatur; komponiert den Zarathustra und Don Juan, das Gefilde der Seligen

und die Hunnenschlacht; man kennt Gott nur als ein Ding, über das man reichlich sprechen und philosophieren müsse, nicht mehr als Andacht, als Absolutes und Überzeitliches. Und so hat namentlich die Tonkunst sich immer tiefer und weiter entfernt von ihrem reinen, unantastbaren Ursprunge; sie kündet nicht mehr von dem Undinglichen, Sternenhohen und Ewigen; sie stürzte sich in die Niederungen alles Bedingten, Gefesselten, menschlich Beschränkten — und ward zufällig, programmatisch, falsch und verächtlich.

Anton Brucker war ein „Ungebildeter". Außer seinem Gebetbuche und den theoretischen Werken, aus denen er lehrte und lernte, hat er wenig gelesen; er hatte für Dichtkunst nur insoweit Verständnis, als er sie zur Komposition verwenden wollte und entgegnete dem Verfasser des „Germanenzugs", als dieser ihm die vielen Wortwiederholungen verweisen wollte: „Was, was? Wiederholungen? Hätten's mehr dicht'!" Auch für die bildende Kunst fehlte ihm jegliches Verständnis. Die Opern seines verehrten Meisters Wagner hörte er nur um der Musik willen; über den Inhalt der Werke hat er sich niemals irgendwelchen Grübeleien hingegeben. Also ein Tor, ein Dummkopf? O nein: er war ein Musiker! Nicht ein solcher, der im Grunde durch Zufall und Willen zur Tonkunst gekommen; sondern aus Berufung, aus Zwang und Bestimmung. Und so hat er all sein Fühlen und Glauben, sein reines, hochgemutes, demütiges und stolz vertrauendes, der Musik geschenkt und nur der Musik. Er ist wirklich ein „absoluter Musiker" gewesen, wie vor ihm vielleicht nur Bach und Schubert. Denn ihm galt Musik noch als die Sprache des Unaussprechlichen, als die Rede Gottes selber, als das Klingen der Sterne und das Schimmern der Wolken, als das Aufgehen im Letzten, Ungemeinen.

Er ist fromm gewesen. Ein treuer, frageloser Sohn seiner katholischen Kirche. Er hat ja, wie sattsam gespöttelt worden ist, seine letzte Symphonie dem lieben Gott zueignen wollen. Im Grunde freilich war all sein Schaffen Gottesdienst, musikalische Theologie. Aber niemals dogmatisch, konfessionell, befangen. Dieser ehemalige Dorfschulmeister erhob sich über Zeit und Zufall, sobald er zu singen anhob; dann wußte er nur eines: Dank und Lob, Anbetung, Ehrfurcht und Jubel. Und diese Mystik verirrte sich niemals ins Vage, Hohle, Aufgetriebene; da ist kein verzückter Augenaufschlag, kein Weihrauchdunst — nur Klarheit und die Gnade eines reinen, kinderseligen Herzens. Sicherlich findet man bei Bruckner das am wenigsten, was sein neuer Biograph Decsey so häufig mit einem Modeworte als „Gebärde" preist. Niemals hat sich Bruckner selbst belauscht und in Pose gesetzt; es ist überall die große Einfachheit, welche allein befähigt erscheint, die Verschlingungen und Verkettungen des Irdischen zu entwirren und in der stillen, vollkommenen Einheit des Göttlichen zu lösen. „Selig sind, die da geistig arm sind, denn das Himmelreich gehört ihnen."

Und ein anderes Heilandswort: „So ihr nicht werdet wie die Kinder..." Was hat man doch gelächelt über den wunderlichen Unmodernen, der so fremd und hilflos durch seine Gegenwart dahinstolperte; der einem Bauernmädchen, mit dem er getanzt und das sein Wohlgefallen erregt, nichts Besseres zu bieten wußte, als — das Adagio seiner siebenten Symphonie. Der dem Kapellmeister Hans Richter, nach der Aufführung einer Symphonie, aus glühender Dankbarkeit einen — Taler in die Hand drückte! Der einem jüdischen Schüler die Hand auf den Kopf legte mit den beweglichen Worten: „Kannst du wirklich nicht glauben, daß der Heiland zur Erlösung unserer Sünden auf die Erde gekommen ist?" Wer wagt es, zu lächeln über diese Einfalt der Seele? Höret seine Symphonien und dann versucht es, zu spotten und die Achseln zu zucken! Denkt an jene erhabenen Steigerungen in den Adagios der siebenten und achten Symphonie, an jene weitausholenden gotischen Wölbungen, jene himmelanstrebenden, sicheren, niemals schreienden oder pathetischen Triumphe — wer müßte nicht erkennen, daß hier eine Inbrunst aufbraust, die nicht von dieser hinfälligen Erde ist, die geradezu die Gottheit niederzwingt in den gewaltigen Umfang solcher Spannungen? Und man erinnere sich der Ausklänge jener beiden Adagios — an diese wissende, zufriedene, dankbare Erfüllung, und

man wird begreifen, was Goethe meinte: „Die Menschen sind nur so lange produktiv (in Poesie und Kunst), als sie noch religiös sind.“ Darum eben ist Bruckners Werk so neu, so unverbraucht, weil der Geist, der es schuf, neu war und unverbraucht. Denn, wie Hermann Preindl in einem Aufsatz, der im übrigen manchen Widerspruch fordert, aber doch von echter Bewunderung durchpulst ist, deutlich genug erklärt (Hochland, Dezember und Januar des 18. Jahrgangs): „Der technische Apparat wird immer mehr erweitert und kompliziert, und man übersieht, daß dadurch nur ein Grad-, nicht ein Wesensunterschied erzielt werden kann. Ein markantes Beispiel dafür sind Schönbergs Gurrelieder. Sie sind bei aller technischen Kompliziertheit ganz bürgerliche Musik, veraltete, wenn man will. Ihr Komponisten von heute, ihr findet den Weg ins Freie nicht, wenn ihr euch um die Neugestaltung unseres Tonsystems etwa durch Einschaltung von Viertelstönen oder durch Einbeziehung der Ganztonleiter oder durch Wiedereinführung alter Kirchentonarten bemüht; ihr findet ihn nicht, wenn ihr wieder nach gesteigerter, harmonisch ungebundener Polyphonie oder nach immer größerer rhythmischer Freiheit und immer weiter getriebener Unabhängigkeit von der Tonart strebt. Eure Versuche gehen die Kunst unmittelbar kaum etwas an. Sie gehören der Musikwissenschaft an und sind zum Teil grauester Historismus, der der ärgste Feind alles lebendigen Kunstschaffens ist. Nur der neue Geist wird eine neue Musik erzeugen.“ Man kann nicht etwas formen, was nicht da ist; und wenn man es dennoch versucht, so wird die lächerliche Seifenblase zerplatzen beim leisesten Lüftchen Gottes...

Anton Bruckner, der mit 43 Jahren seine erste Symphonie geschrieben, war ein Reifer, als er begann. Man vergesse es niemals, und man versuche es nicht, die Eigenheiten in der Struktur seiner Werke auf Unkenntnis oder Unkultur zurückzuführen. Wer so emsig gerungen, wer so lange als Lehrling gedient, der wird nicht aus Leichtsinn die Form mißhandelt haben. Wagen wir es lieber, aus dem Geiste des Schöpfers zu fühlen, nicht mit unseren kleinen Maßen! Die innere Spannkraft bedingte breitere, gedehntere Ausführungen; diese einfache Tatsache soll man endlich begreifen lernen. Und alle diejenigen, die so willig den unsinnigsten Gemächten modernster Programm-Musik entgegenkommen und Verständnis heucheln, weil es sich um etwas Neues handelt — sie sollten versuchen, sich zunächst in dieser so klaren Linienbildung zurechtzufinden, ehe sie schelten und die eigene Ohnmacht zu verbrämen suchen. Aber man hat die Gläubigkeit verloren und neigt lieber jedwedem Experimente zu, einem musikalischen Häckelianismus! Seid einmal frei von aller Tradition, vergeßt einmal Schema und Buchweisheit — lauschet nur und vernehmt! O diese wundervollen, aus innen wachsenden Themen, die so sicher aus den Grundintervallen erblühen! Wie hat Bruckner uns die Quinte erschlossen (vierte Symphonie) und als etwas Neues dargebracht! Diese Themen haben nichts an sich von keuchender Anstrengung, von geballter Faust; selbstverständlich steigen sie hinan, entwickeln und offenbaren sich und erscheinen gewöhnlich am Schluß des Satzes in ihrer einfachsten und stolzesten Gestalt. Und dann vergesse man niemals, daß es ein anderes ist, ob man das Thema aus vier Takten bildet oder, wie in der zweiten und siebenten Symphonie, aus einigen zwanzig! Man kann nicht Fresko mit Aquarell malen. Hier sind wirklich und in vollendetster Form symphonische Themen dargestellt, nicht — wie fast überall in der modernen Musik — nur embryonische Motive, nur Einfälle, Anfänge — ein Nichts. Das ist „geprägte Form, die lebend sich entwickelt“. Und das Wesentliche: diese Themen sind nur musikalisch! Sie wollen nichts darstellen, nichts erklären und deuten; sie ist nur Idee, und darum wirklicher als die vergänglichen Erscheinungen menschlicher Tage; sie ist wechsellos, beständig und frei. Und hieraus erwächst das andere: Bruckner schildert niemals — er gibt die Dinge an sich. Die Modernen erzählen von Kampf und Leid, von Wut und Sehnsucht; Bruckner selbst ist Kampf und Leid und Sehnsucht; er selbst geschieht und läßt mit sich geschehen, wissend, daß Gott in ihm lebendig und wesenhaft geworden. Seitdem eine schleichende und ärmliche Hermeneutik in den blühenden Gärten der Musik verwüstend umgeht und durch Worte erklären zu müssen glaubt, was

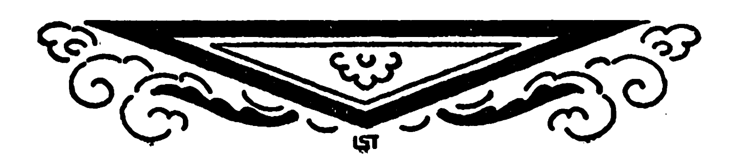
gerade der Worte spottet (denn Musik ist eben darum Musik, weil sie nur aus sich selber keimt, weil sie allein ist und besonders!) — seitdem gilt die musikalische Gestaltung nichts vor all dem „Tiefsinn“, den man hinter den Tönen wittert oder will. Das „Sujet“ ist alles, die Ausführung nichts. Das ist Fluch und Verdammnis unseres naturalistischen Zeitalters. Verstand kann wohl kritisch-wissenschaftlich wirken; die wahrhaft schöpferischen Gaben aber quellen nur aus dem ungetrübten Quell des Herzens!

Diese ganz undekorative, ursprüngliche Kunst muß freilich heute noch immer auf Unverständnis und Bosheit treffen. Decsey sagt mit richtiger Weisung: „Nietzsche lebt die moderne Einsamkeit, Bruckner die mittelalterliche des Klausners, welche da Wärme hat.“ Sicherlich: er redet niemals über sich selbst wie die Modernen, die im Grunde doch immer nur bei sich selbst verweilen, bei ihren Krämpfen und Nervenzuckungen, bei ihrer Hysterie und Einbildung. Dafür war Bruckner eben zu „ungebildet“! Aber er konnte etwas anderes, was die Neutöner von heute nicht mehr verstehen, die schweren, pathetischen, verlogenen: er konnte tanzen. Freilich nicht auf dem Parkett eines Salons nach den buhlenden Klängen eines Operettenwalzers; — draußen in der Dorfschenke, unter der Linde, dort erwuchs ihm seine Fröhlichkeit, die harmlose und so urgesunde. Da tollt und lacht und schäkert er, bald wie der schwerfällige John Falstaff, bald aber auch ganz hingegeben dem belauschten Spiele der Elfen und Nöcke. Und dann träumt er ins besonnte Land hinaus wie in dem weitaufgetanen Trio der achten Symphonie, wo der ergriffene Blick hinausgleitet über goldene, wogende Felder, die sich der Ernte entgegenneigen. Man betrachte ein sogenanntes Scherzo von Reger, etwa seine Ballettsuite, und dann kehre man zu Bruckner zurück — ich sage nichts weiter...

„Ich bin kein Orgelpunkt-Puffer und gebe gar nichts drum. Kontrapunkt ist nicht Genialität, sondern nur Mittel zum Zweck.“ Der Mann, der dies geschrieben, brauchte nicht zu fürchten, auf Abwege und Hohlheiten zu kommen. Er wußte, was er durfte und wollte. Und als er das gewaltigste Finale, das wir haben, das der fünften Symphonie, auftürmte, in dem all der gotische Überschwang sich so machtvoll und erhaben auswirkt, als er dort in dem kunstvollen Geflecht der Doppelfuge alle Themen verknüpfte und hinanführte zu dem brausenden, schmetternden Chorale, diesem Non confundar in aeternum — da baute er wie jene alten Meister der gotischen Dome—: Gott entgegen. Man kann wohl sagen: Bruckner hat eine musikalische Kosmogonie verwirklicht. Aus den Urgründen herauf beginnt er eine neue Welt, ein beständiges Morgen und Übermorgen. Er schuf in aller Unschuld, dankbar dem Gewesenen und gläubig dem Kommenden. Denn es ist Liebe, Liebe, die am Werke war und die da währet ewiglich. Und die Schamhaftigkeit der wahrhaft großen Seele, die sich nicht gewaltsam emporschraubt, sondern hinnimmt, was ihr gegeben wird; sie wartet, wie Suso sagt, bis die Dinge sie begreifen.

Der Symphoniker Bruckner leuchtet wie ein aufdämmernder Gebirgskamm hernieder in die kleine Gegenwart. Noch umbrauen Wolken des Unverständnisses seinen Gipfel; aber die Sonne steigt, die fröstelnden Nebel beginnen sich zu zerstreuen — und der Tag ist nicht mehr ferne. Mögen dann alle, die sich zu diesem treuen und innigen Künstler finden, in dem Bekenntnis Zuversicht und Tröstung und Gewißheit finden: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!“

Ernst Ludwig Schellenberg



Türmers Tagebuch

Knigge in und außer dem Hause
Die Möglichkeit einer Sintflut
Glückliche Schuldner, unglückliche Gläubiger
Der Weg Stinnes

Ein in der Schweiz weilender Deutscher wendet sich an seine Landsleute mit folgenden Warnungszeilen: „Wer heute im Auslande ein Dutzend extremer deutscher Parteiblätter liest, hat das Empfinden, das Stimmengewirr aus einem Hause zu hören, in dem sonst weniger normale Menschen wohnen. Es ist nicht etwa der Inhalt der Blätter, der so überraschend und so fremdartig wirkt, es ist vor allem die Sprache, der Ton. Der Parteihaß überschlägt sich. Er scheint so groß, daß die Tinte nicht mehr sein adäquates Ausdrucksmittel ist. Seit zwei Jahren wird ein großer Teil des deutschen Volkes nur noch mit Superlativen gefüttert, seit zwei Jahren sieht es morgens und abends nur noch die Worte vor sich, die aus einem vor Haß schäumenden Munde zu stammen scheinen. Das hält kein Mensch und kein Volk auf die Dauer aus, ohne dadurch an seiner Seele Schaden zu nehmen, ohne dadurch roh, abgestumpft und schließlich moralisch vollkommen unempfindlich zu werden. Seid gewarnt! Wenn ihr das deutsche Volk auf diesem Wege weiterführt, besteht die Gefahr, daß es sich von dem Kulturempfinden der übrigen Welt weiter entfernt, als gut ist.“

Hier wird der Finger an eine Wunde gelegt, deren Eitergift ins Innere zu schlagen droht. Es ist wirklich kaum noch möglich, im Deutschland von heute sachlich über Gegensätze zu verhandeln. In der Politik ist's natürlich am schlimmsten. Für den Kommunisten gilt jeder Deutschnationale von vornherein als ein ausgemachter Halunke, und umgekehrt. Dabei liefert das gedruckte Wort noch längst nicht ein Spiegelbild dessen, was sich hinter den Beratungstüren der kleinen und großen Parlamente abspielt, zumal wenn auch noch die Tribüne sich mit anfeuernden Zurufen am Kampf der „Geister“ beteiligt. Von der Schimpfkanonade zum Fauststoß, vom „Schlag“wort zur ausübenden Tätigkeit ist es nur ein Schritt. Aufgabe der Parteidisziplin wäre es in erster Linie, das üppig wuchernde Unkraut des politischen „Knotentums“ vor allem einmal im engsten Umkreis auszurotten. Leute, die ihr Temperament nicht zügeln können, deren Gehirn nicht Herr ist über Mund und Hand, gehören nicht, und sei ihr Affekt noch so aufrichtig und ehrlich,

an öffentliche Stellen. Nichts ist dem Ansehen irgendwelcher Zweckgemeinschaften so abträglich wie das Radaugebaren einzelner Zugehöriger. So hat, um nur ein Beispiel anzuführen, das Wirken des „Dreschgrafen“ Pückler die antisemitische Bewegung bei allen anständigen Menschen beinahe bis auf den heutigen Tag in Verruf gebracht. Der Typ des politischen Polterers, der bei jeder Gelegenheit herumskandaliert, gedeiht heute mehr denn je und überall: rechts, links und in der Mitte. Und entsprechend den veränderten Ausmaßen hat die „Revolverschnauze“ von ehemals es zu einer Fertigkeit gebracht, die füglich mit der Leistung eines Maschinengewehrs verglichen werden könnte ...

Man kann arm sein und braucht deswegen noch lange nicht zum „Proleten“ herabzusinken. Ein ausgepowertes Volk wird sein beschädigtes „Prestige“ in der Welt um so eher wieder herstellen, je mehr es sich bei aller Erniedrigung von Manieren freizuhalten weiß, die aus der Gosse stammen. Über die richtige Art, „nationale Würde“ zu wahren, ließen sich Bände schreiben. Es ist leider nicht so, daß stets gerade die denen das Wort von der nationalen Würde ständig auf den Lippen schwebt, selbst durch ihr Verhalten das Vorbild geben, dessen wir bedürfen. Der Grundsatz, den gelegentlich der Herr von Oldenburg-Januschau bei einer heftigen Auseinandersetzung mit einem auch nicht gerade sanften Sozialdemokraten verkündete, nämlich, daß auf einen „groben Klotz ein grober Keil“ gehöre, erfreut sich allgemeiner Beliebtheit. Darin aber liegt, so wohlgefällig es dem Ohre klingt, das Bekenntnis von der Macht des Physischen über das Geistige. Dem, der über die lauteste Stimme, das erlesenste Stück Unflat, die — größte Handschuhnummer verfügt, dem winkt der Preis. Nicht jeder aber ist ein Adolf Hoffmann oder ein Januschauer ... Ach, und es gibt doch eine viel wirksamere Art, den Gegner bis aufs Blut zu ärgern und dabei doch die Würde zu wahren: das Schweigen. Wir sollten lernen, zu schweigen. Das gilt nicht nur für den Hausgebrauch, sondern mehr noch im Verkehr mit unliebsamen Gästen, denen wir allerorts begegnen. Nicht das ängstliche Schweigen der Geduckten ist natürlich damit gemeint, sondern das eiskalte, unnahbare, wortlos-verächtliche Hinwegsetzen über Dinge und Menschen, deren Vorhandensein allein schon genügt, die Galle anschwellen zu lassen. Es gewährt zweifellos Erleichterung, dem verhaßten Eindringling die Faust unter die Nase zu halten, und auch Mut gehört dazu. Aber der Vorteil bleibt doch stets auf der Seite desjenigen, der die Macht hinter sich hat. Außerdem gibt es Unterschiede. Wer nach reichlichem Sektgenuß in einem Schlemmerlokal oder einer Tanzbar „Deutschland, Deutschland über alles“ spielen läßt, nur um eine zufällig anwesende Ententegesellschaft durch Gewaltandrohung zum Aufstehen zu veranlassen, legt damit nicht das Zeugnis von Mut, sondern übelster Geschmacklosigkeit ab. Vor Jahresfrist riß ein junger Arbeiter die zur Feier des französischen Nationalfestes auf der französischen Botschaft in Berlin gehißte Trikolore herunter. Das war mehr als eine sportliche Bravourtat, und doch nur die unüberlegte Handlung eines reinen Toren. Denn der Stadt Berlin wurde eine schwere Kontribution auferlegt, die Reichswehr mußte der neuen Fahne die Ehre erweisen, und der junge Bursch, dem das Herz durchging, büßt es heute noch im Gefängnisse.

Kühle Abweisung aller Anpöbeleien rabiaten Volksgenossen, stummer, steifnackiger Trotz dem fremden Gewalthaber gegenüber — wie wäre es, wenn einmal abwechslungshalber nach diesem Rezept verfahren würde?

* * *

„Dulde, dulde, mein Herz, schon Hündischeres hast du erduldet“ — so lautet der grimmige Seufzervers, an dem sich der griechische Sagenheld Odysseus in einer der vielen Verzweiflungslagen seiner Irrfahrt aufrichtet. Es tönt daraus die Zuversicht des sturmerprobten Mannes, der sich in aller Bedrängnis die Hoffnung zu wahren weiß, daß einmal doch das Höchstmaß der Leiden erreicht sein werde. Der gleiche Trost bleibt auch in den Tagen deutscher Ohnmacht ungeschmälert erhalten. Das furchtbare Schicksal, das wir gleichsam mit gebundenen Händen an Oberschlesien sich vollziehen sehen, bedeutet vielleicht die schwerste Belastung für unser nationales Empfinden. Es ist, als ob ein Glied gewaltsam und mit grausamster Rohheit vom Körper gezerrt wird. Die Defaitisten haben wieder einmal Oberwasser. In unserer heutigen beklagenswerten Lage habe es überhaupt keinen Zweck mehr, Politik zu machen, verkünden sie. So kaputt und so kaputt. „Ärgerer Fehlschluß“, hält dem die „Köln. Volksztg.“ entgegen, „ist nicht denkbar. Politik ist ja in vorzüglichem Sinne die Waffe des Besiegten. Der Sieger kann es sich zur Not leisten, eine gewisse Zeitlang schlechte Politik zu machen, er macht häufig schlechte Politik. Wenn dagegen für uns Deutsche aus unserer Niederlage etwas zu erhoffen ist, dann gerade das, daß sie den bisher verkümmerten Keim der politischen Anlage in uns entfalte. Geschichtsphilosophisch betrachtet, ist dies der tiefste Sinn unserer Niederlage. Es heißt einem platten Materialismus sondergleichen huldigen und jeden Sinn für geistige Faktoren und Unabwägbarkeiten verleugnen, wenn man meint, daß wir mit dem gegenwärtigen Verlust der Kanonen aufgehört haben, eine Macht in der Welt zu sein. Nur Deutsche neigen zu solcher Unterschätzung der deutschen Bedeutung und Kraft, eine Reaktion auf die Selbstüberschätzung während des Krieges. Die schmerzenreiche Erfahrung hat uns gelehrt, daß der Besitz der Kanonen allein nicht rettet. Ebensowenig führt ihr Verlust notwendig zum Untergang.“

Leider hat sich keiner der Außenminister, die wir seit der Revolution durchprobiert haben, als ein Talleyrand erwiesen, dem es gelungen wäre, unbemerkt seinen Einfluß bei den Handlungen außerdeutscher Staatsmänner mitspielen zu lassen. Aber einen andern unsichtbaren Mitspieler gibt es, der im Kriege gegen uns war, jetzt für uns ist: die Zeit. Je länger sich die unsinnigen Beschlüsse der Sieger auswirken, um so unerwarteter sind die Folgen, die sie wachrufen. Man denkt zu schieben und man wird geschoben. In der modernen Völkergesellschaft ist die Stellung des Schuldners, sobald es sich um eine großindustrielle Macht handelt, völlig abweichend von früher. Anfangs lediglich Objekt seiner mächtigen Gläubiger, wird ein solcher „Weltschuldner“ alsbald Subjekt, und es zeigt sich, daß ihm die feindlichen Sieger das Gesetz des Handelns nur haben vorschreiben dürfen, um es über ein kleines um so drastischer und fast ohne eigenes Zutun von ihm zu empfangen.

* * *

Man muß, um diese Entwicklung zu begreifen, sich beständig vor Augen halten, daß der Versailler Vertrag von zwei ganz entgegengesetzten Gesichtspunkten aus zusammengestellt worden ist: Frankreich wollte durch ihn den machtpolitischen Nebenbuhler des Kontinents, England den wirtschaftlichen Konkurrenten für alle Zukunft vernichten. Beide Mächte häuften Paragraphen, die ihnen das verschiedenartige Ziel am sichersten zu verbürgen schienen, wahllos aufeinander, ohne vorerst zu berücksichtigen, ob denn die einzelnen Punkte unter sich im Einklang stünden. Wie wenig dies der Fall ist, welche Fülle von Widersprüchen und Sinnlosigkeiten zwischen den Zeilen des Diktats stecken, tritt erst jetzt, da es mit der Ausführung ernst werden soll, deutlich zutage. Die Dinge stehen, setzt Paul Lensch in der „Deutschen Allg. Ztg." auseinander, bereits so: „Man glaubte, in Versailles einen Dolch zu schärfen, den man bequem und gefahrlos Deutschland ins Herz stoßen könnte. Jetzt sieht man, daß, wenn Deutschlands Herz aufhört zu schlagen, auch England nicht mehr am Leben bleiben wird, daß es in der Zeit des Hochkapitalismus und der Weltpolitik eine knabenhafte Illusion ist, den engen Zusammenhang zu verkennen, der die Wirtschaftskörper der kapitalistischen Großmächte umschließt. Das deutsche Wirtschaftsleben ist genau so ein Teil des englischen, wie das englische ein Teil des deutschen. Wird der eine verkrüppelt, so siecht auch der andere dahin. Diese starke wirtschaftliche Solidarität des gesamten internationalen Kapitalismus, auf der anderen Seite scharf kontrastiert von den tödlichen Gegensätzen der einzelnen kapitalistischen Staaten untereinander, Gegensätzen, die sich in Kämpfen um den Weltmarkt, wütenden Konkurrenzen und schließlichen Weltkriegen und Weltrevolutionen austoben, dieses enge Beieinander unvereinbarer Gegensätze von Solidarität und Feindschaft, bildet ja gerade eine der wesentlichsten historischen Eigenarten des kapitalistischen Systems." Daraus folgt: „Ein hochkapitalistisches Land zu ungeheuren Tributen zwingen, heißt nur, dieses Land zur Vormacht des technischen Fortschritts, der wirtschaftlichen Organisation und der Überschußproduktion zu machen. Arbeitet erst einmal diese ungeheure Maschine mit allen Potenzen, als hätt' sie Lieb' im Leib, dann sind vernichtende Rückwirkungen auf die Länder, in die Tribute fließen, nicht aufzuhalten." Deutschland trägt zur Beschleunigung des Prozesses bei, je mehr es in der nächsten Zeit die ihm auferlegten Bedingungen zu erfüllen trachtet. Auf diese Art verderben wir auch am besten dem französischen Nationalismus sein Spiel. „Es ist nicht wahr," schreibt Adolf Grabowsky in der Zeitschrift „Das neue Deutschland", „daß Frankreich auf jeden Fall einmarschieren wird. Wer das behauptet, der vergißt das Interesse Englands am europäischen Kontinent, der vergißt aber vor allem die Weltmeinung, die heute namentlich in den neutralen Ländern sich formt. In dem Reparationskonflikt haben wir die Weltmeinung gegen uns gehabt: wir erschienen böswillig, weil wir zu wenig boten und weil unsere Regie zu schlecht war. Deshalb mußten wir nachgeben. Die Weltmeinung kehrt sich immer gegen den, der als der Böswillige betrachtet wird. Bricht Frankreich trotz allen unseren guten Leistungen einen Streit mit uns vom Zaune, so wird es die Weltmeinung gegen sich haben. Es wird nachgeben müssen, wie wir jetzt nachgegeben haben. Ohne Zweifel sucht Frankreich eine Gelegenheit, um

uns den Genickstoß zu geben. Wir sind nur erst halbtot, es will uns ganz tot machen, es glaubt, daß der Versailler Friede noch allzu günstig für uns war. Die zwanzig Millionen Boches zuviel liegen ihm im Magen, das ist der Kern seiner Politik. Es will Ruhe haben, Sicherheit vor uns, endgültige Sicherheit. Dies Spiel müssen wir ihm verderben, indem wir pünktlich erfüllen."

* * *

Ein amerikanischer Finanzmann, Frank A. Vanderlip, der 1919 das Europa nach dem Kriege besuchte, sah schon damals mit scharfem Blick die Entwicklung voraus, deren katastrophale Gefahr allmählich auch die Sieger zu erschrecken beginnt. In einem Buche „Was Europa geschehen ist" (Drei-Masken-Verlag, München 1921) hat er die Ergebnisse seiner Reise niedergelegt und unverhohlen von der „Möglichkeit einer Sintflut" gesprochen. Diesem Amerikaner, der sich übrigens durchaus als Bundesgenosse der Alliierten gibt, ist sofort und in aller Klarheit das aufgegangen, wofür auf unserem haßzerrissenen Erdteil noch so viele, und die Lenker der Völkerschicksale am meisten, blind sind: die Einheit Europas, seine Schicksals-Verbundenheit durch die gemeinsame Not, die nur die Wahl zwischen gemeinsamer Rettung oder gemeinsamem Untergange läßt. Die Tragödie, die mit bitterer Gewißheit herannaht, könnte, so meint er, vielleicht abgewendet werden, „wenn die Staatsleute weise genug sind und wenn Amerika weise genug ist; denn Amerika ist Europas letzte Hoffnung". Worauf Vanderlip letzten Endes abzielte, das war der Vorschlag, durch amerikanische Initiative eine internationale Anleihe für Europa ins Werk zu setzen. Es ist nichts daraus geworden und — heute stöhnt die ganze Welt, stöhnt insbesondere auch Amerika unter der weltwirtschaftlichen Krise.

Lord Churchill, der immer dann in die Erscheinung zu treten pflegt, wenn es gilt, unverbindlich etwas laut werden zu lassen, was die Leiter der englischen Politik insgeheim denken, hat als erster der Ententemänner das Wort vom „aufrichtigen Frieden", von einer systematischen Zusammenarbeit Englands, Frankreichs und Deutschlands fallen lassen. Gewiß nicht, wie eben nur harmlose Deutsche das annehmen konnten, in der sentimentalen Anwandlung eines Verbrüderungsbedürfnisses, sondern aus tiefster Not heraus. Es geht England schlecht. Die Arbeitslosenzahl von 4 Millionen, die höchste der europäischen Staaten, besagt schon genug. Daher der Schrei nach einer allgemeinen Lastenerleichterung, nach einer „gigantischen Operation", wie Churchill es ausdrückt. Oder mit andern Worten: ein alle Mächte umfassendes wirtschaftliches Aktionsprogramm muß kommen.

Ein solcher Plan zur Gesundung des Weltwirtschaftskörpers ist natürlich nur mit Hilfe Amerikas ausführbar. Die Amerikaner würden selbstverständlich nicht das geringste Bedenken tragen, Europa — Sieger und Besiegte — im eigenen Fett schmoren zu lassen, wenn, ja wenn sie das ohne Schaden für das eigene liebe Vaterland tun könnten. Allein Amerika — und hier erreicht die Groteske den Höhepunkt — unterliegt genau den selben peinlichen Zwangsläufigkeiten Europa gegenüber, wie die Entente in bezug auf Deutschland. Glückliche Schuldner, un-

glückliche Gläubiger! Bis zu welchem Grade auch Amerika an dem europäischen Schicksal beteiligt ist, hat Churchill mit dürren Worten, aber treffend dargelegt: „Die Vereinigten Staaten würden, wenn sie das alles erhielten, was man ihnen schuldet, ihren eigenen Ausfuhrhandel zerstören, ihr Volk vieler wesentlicher Industrien berauben und ihr inneres wirtschaftliches System schädigen. Eines Tages werden diese einfachen Tatsachen dem Geist der großen Weltvölker klar werden, und an jenem Tage werden sie, wenn sie vernünftig sind, sich bemühen — als Teil einer gigantischen Operation, die allen von Nutzen ist —, ihre wechselseitigen Schulden auf Grenzen herabzusetzen, die mit dem Gedeihen des Handels, mit normalem Austausch und angemessenen Arbeitsbedingungen vereinbar sind."

Sehr schön. Aber seit Versailles war es stets so, daß das wirtschaftliche Denken von dem politischen Andersdenken durchkreuzt wurde. Die Sicherungs- und Abwehrbündnisse, um die gegenwärtig die Weltmächte ringen, weisen politische Tendenzen auf, die denen rein wirtschaftlicher Art zum Teil durchaus entgegengesetzt gerichtet sind. Gegen das Relativitätsgesetz, das menschlichem Pfuschwerk eine Grenze setzt, vermag auch die Entente nichts auszurichten. Sinnwidrige Vorteile, die sich der ententistische Politiker verschafft, regulieren sich selbsttätig durch Verluste auf der wirtschaftlichen Seite, und umgekehrt. Die Abtretung des oberschlesischen Industriegebiets an Polen, die nur durch ein politisches Schachergeschäft zwischen England und Frankreich zuwege gebracht werden könnte, würde zunächst zwar Deutschland treffen, sehr bald aber die gesamteuropäische Wirtschaft, insonderheit die Englands und Frankreichs. Ein wirtschaftliches Zusammenarbeiten, wie Churchill es von ganz fernher andeutet, ist ausgeschlossen, solange man Deutschlands staatlichen Bestand durch immer neue Sabotagen gefährdet. Die Kuh, der man das Futter entzieht, kann keine Milch geben. Eine großzügige Aktion zum Wiederaufbau Europas hat zur unerläßlichen Vorbedingung die Abkehr von den bisher geübten Methoden der Entente. Und nur durch eine solche grundsätzliche Umorientierung ist die „Sintflut", die Herrn Vanderlips Spürnase schon vor zwei Jahren in der Luft witterte, aufzuhalten.

* * *

Politik und Wirtschaft — in den Staatsmaschinen der Vorkriegszeit betätigten sich beide Kräfte wie zwei Räder, deren Zähne ineinander griffen und so das Werk im Gang erhielten. Diese Harmonie ist nicht nur innerhalb des Weltbetriebes gestört, sondern mehr oder minder auch wieder in dessen Einzelgliedern. In den zwei Jahren des Friedensfeilschens wurde in Deutschland abwechselnd nach dem „Sachverständigen" und dem „Diplomaten" gerufen. Der eine sollte jedesmal das wieder ins rechte Lot bringen, was dem andern vorbeigelungen war. Man stolperte übereinander, statt sich zu stützen. Die offiziöse Mitwirkung der führenden Wirtschafter setzte bei den Friedensverhandlungen ein und wurde bei den Nachfriedensverhandlungen in Spaa und Brüssel mit gesteigertem Nachdruck fortgesetzt. Schon bei der Londoner Tagung trat sie jedoch stark zurück, und seit dem Londoner Angebot bis zur Annahme des Entente-Ultimatums übernahm der „Nur-Politiker"

wieder die Führung. Seitdem macht sich eine Gegenbewegung geltend, die unmittelbar an den Namen Stinnes anknüpft. Das „Gewissen", das sich selbst mit Vorliebe als das Organ der „Jungen in der Politik" bezeichnet, hält sogar die Zeit für gekommen, um die Rettung des deutschen Volkes vertrauensvoll in die Hände des Unternehmertums zu legen:

„Es ist etwas im Werden, das von einem Manne geführt und geleitet wird, der vor Jahr und Tag nicht daran dachte, über sein Geschäft hinaus eine Angelegenheit öffentlicher Verantwortung in die schon damals starke Hand zu nehmen. Heute steht es anders. Die Gebilde, von denen Stinnes sagt, daß ihre wirtschaftliche Selbstbehauptungskraft so stark sein muß, daß sie vom Wetter nicht weggerissen werden können, sind im Entstehen. Und es ist notwendig, daß dadurch unserer Wirtschaft die Kraft erhalten bleibt, weiterzugehen, was auch sonst im Staat an einzelnen Stellen geschieht.

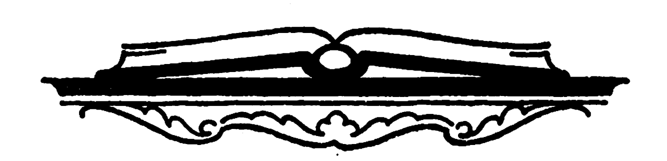
So entwickelt sich auch durch die Not der Zeit aus dem geschäftlichen Unternehmer der politische Unternehmer. Wir begrüßen ihn an jeder Stelle, wo er Gestalt gewinnt. Dieser Entwicklung gegenüber sollte die geistige Kraft unseres Volkes wach sein und willensbewußt werden. Sie sollte von ihrer Seite aus einen Zwang seelischer Art dahin ausüben, daß die politische Verantwortungslosigkeit des vorkriegszeitlichen und des kriegszeitlichen Unternehmers in die gemeinwirtschaftliche Verantwortung hineinwächst. Einer muß heute vorangehen, um das lebendige Beispiel des politischen Unternehmers zu beweisen, und die Herrschaft des Kriegs- und Revolutionsgeschäftsgeistes, der über dem Sumpfe unseres Staatsbankerottes schwebt, durch die Tat der verantwortungsbewußten Persönlichkeit zu brechen.

Aber viele müssen folgen. Viele Unternehmer. Alle Arbeiter. Schließlich das ganze Volk."

Man soll der Jugend ihren Optimismus nicht rauben. Aber daß sich die Physiognomie des Unternehmertums von heute auf morgen so grundsätzlich gewandelt haben soll, erscheint reichlich unwahrscheinlich. So schnell kommt man denn doch nicht aus dem alten Adam heraus. Kein Zweifel, Stinnes stellt eine Macht dar. Er gebietet über Hunderttausende von Arbeitern, das Netz seiner Unternehmungen spannt sich über ganz Deutschland, und ein großer Teil der Presse unterliegt, direkt oder indirekt, seinem Einfluß. Die Quellen, die unterirdisch für ihn wirken, brechen auf an Stellen, wo wir sie kaum ahnen. Hat doch sogar der Weise von Darmstadt, Graf Keyserling, den man dem Kampf des Tages so gänzlich abhold glaubte und der gelegentlich Politik für eine subalterne Angelegenheit erklärte, den Weg Stinnes als den einzig gangbaren für das neue Deutschland empfohlen. Verbirgt sich in Herrn Stinnes wirklich der Führer der Zukunft? Der Elefant ist das gewaltigste Geschöpf im ganzen Tierreiche, aber man sieht ihn dessenungeachtet nicht gern im Porzellanladen. Die „Kölnische Zeitung", das leitende Blatt der Deutschen Volkspartei, deren Reichstagsfraktion Herr Stinnes bekanntlich als Abgeordneter angehört, hat vor nicht zu langer Zeit der Stinnes-Begeisterung — Begeisterung war noch nie so sehr Heringsware wie heute bei uns in Deutschland — einen Dämpfer aufsetzen müssen;

„Herr Stinnes ist zweifellos sehr klug und geschäftstüchtig, und das deutsche Volk darf stolz darauf sein, einen Mann von so kühn ausschauendem industriellen Unternehmungsgeist zu den Seinen zu zählen; daß er aber die politischen Eigenschaften habe, die ihn befähigten, maßgebend in Deutschlands Geschick einzugreifen, hat er bisher nicht bewiesen. Er hat im Gegenteil bei seiner bisherigen politischen Betätigung keine glückliche Hand gezeigt; was in der Beziehung von ihm in die Öffentlichkeit drang, waren mehr brüske Demonstrationen als Handlungen, die in politischer Beziehung nach Ursache und Wirkung sorgfältig abgemessen gewesen wären. Vielleicht fehlt es ihm in diesen Dingen noch an Erfahrung, vielleicht auch an dem Verständnis für Imponderabilien, das für den Politiker unentbehrlich ist. An dieser Klippe sind Männer von der Genialität eines Ludendorff gescheitert, und niemand hat Lust, im Frieden wiederholt zu sehen, was uns im Kriege zum Schaden ausgeschlagen ist. Jedenfalls finden weite Kreise wenig Gefallen daran, daß man, übrigens im Ausland noch mehr als im Inland, bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit den Namen Stinnes als den des schwarzen Mannes an die Wand malt, der als ein ungekrönter König die Geschicke Deutschlands bestimme. Das ist nicht so, darf nicht so sein und liegt vermutlich auch gar nicht in den Absichten des so viel genannten Herrn Stinnes. Jeder Deutsche wird ihm Dank wissen, wenn er seine von niemand bezweifelten hervorragenden Kenntnisse als Sachverständiger in den Dienst seines Landes stellt, die politische Leitung mag er andern überlassen."

Die Sprache der Zwerge wider den Riesen — mag dem entgegengehalten werden. Wie dem auch sei: das fortwährende Suchen nach dem „großen Mann" an sich ist ein Unsinn. Das Genie wird nicht „entdeckt", es ist da, ehe wir Neunmalklugen es merken. Natürlich wäre es das angenehmste, wenn ein einziges Gehirn uns alles Denken abnähme. Wollen wir bis dahin nicht unter den Schlitten geraten, so werden wir uns wohl oder übel ernstlich mit dem Problem abgeben müssen, wie mit den vorhandenen, gegebenenfalls auch nur mittelmäßigen Kräften die außer Rand und Band geratene Staatsmaschine wieder in einigermaßen geregelte Tätigkeit gesetzt werden kann. Dazu ist vor allem einmal nötig, daß die politischen und wirtschaftlichen Funktionen sich nicht hemmen, sondern fördern.



Auf der Warte

Rabindranath Tagore und die deutsche Öffentlichkeit

Berlin hatte seine „Sensation". Rabindranath Tagore, der bengalische Dichter, hat sich persönlich zur Schau gestellt und zu Gehör gebracht. Das ergab einen üblen Massenandrang. „Schon Stunden vor Beginn" — lesen wir in einer Tageszeitung — „hatte sich vor dem Portal der alten Königlichen Bibliothek eine nach vielen Tausenden zählende Menschenmenge eingefunden, die lärmend Einlaß begehrte. Damen kamen zu Fall, wurden gestoßen und getreten, so daß es nur mit Mühe gelang, die ohnmächtig Gewordenen aus dem Gewühl zu befreien. Als Tagore in einem Automobil ankam, mußte für ihn mit Gewalt der Weg durch die angestaute Menschenmenge gebahnt werden. Das Einlaßtor wurde schließlich geöffnet, die Menge stürmte die Treppen zu der Aula hinauf, wobei sich unglaubliche Szenen abspielten. Im Saale herrschte ein Chaos. Geheimrat v. Harnack, der die einleitenden Worte zu sprechen hatte, konnte sich kein Gehör verschaffen. Der Rektor forderte schließlich die Studentenschaft auf, den Mittelgang der Aula zu räumen; als dieser Weisung nicht entsprochen wurde, mußte Schutzpolizei geholt werden. Rabindranath Tagore erschien dann schließlich im Saal, von Schutzpolizei geleitet. Die Aufregung war ungeheuer. Die Vorlesung verlief unter fortgesetzten Störungen. Der Vortrag selbst blieb vollkommen unverständlich."...

So entweiht man also einen Meister der Stille! Und so setzt sich ein Meister der Stille der jetzigen deutschen Öffentlichkeit aus, die alles verunedelt, was sie nur anfaßt! Wer hatte diesen unseligen Einfall? Glaubt man auf diese Weise die uns so bitter notwendige Innerlichkeit und Stille in unser Volk zaubern zu können? Hätte sich ein Mann dieser Art anders zeigen dürfen als vor einem erwählten, geladenen Kreise? Und lernt Tagore auf diese Weise wirklich das stille, das wertvollere Deutschland kennen?

Und dann: was hat denn die Menge nun von dieser orientalisch-fremdartig gekleideten Erscheinung und ihrem singenden Englisch? Ist denn das etwas anderes als ein ganz äußerlicher Gesichts- und Gehörs-Eindruck?!

Aber das ist ja das Wesen der Sensation. Nicht Herz noch Geist, doch Nerven und Sinne wollen ihr Erlebnis.

Graf Keyserling fördert diese Schaustellung: er leitet die Welle nach Darmstadt in seine „Schule der Weisheit". Im „Tag" (22. Mai) schreibt er in höchster Tonart: „Was er ist und bedeutet, weiß die Welt ... Noch keiner hat bei Lebzeiten gleich weitverbreiteten Ruhm und so allgemeine Verehrung genossen ... Auch in Deutschland schlagen ihm mehr Herzen entgegen als irgendeinem andern Vertreter des Geistes, denn es gibt heute keinen zweiten, dessen Herz so von Menschenliebe überströmt" ... Kennt Keyserling sein Volk so genau, daß er derart den Inder beleidigend gegen das Edle im Deutschtum ausspielen darf? Und traurig genug, daß die großen Deutschen sehr oft bei Lebzeiten nur Verkennung einheimsten!

Die Werbung selbst lautet: „Nach kurzem Aufenthalt in Berlin wird Tagore auf eine Woche nach Darmstadt kommen, als Gast des Großherzogs von Hessen, und in dessen Gärten und den stillen Räumen der Schule der Weisheit allen denen zugänglich sein, die nicht als Neugierige kommen [wer will die sichten!], sondern mit dem Weisen über seine

Menschheitsziele und die Annäherung zwischen Ost und West ernst-sachliche Zwiesprache halten wollen. Als echter Inder gibt er sich ganz nur in der Intimität. Im vertrauten Kreise, wo nichts ihn stört oder vergrämt — denn er ist sensitiver als irgendein Dichter, den ich je sah [Keyserling hätte dort in der Nähe z. B. Stefan George sehen können], überdies vornehm bis in die Fingerspitzen und überaus empfindlich gegen Zudringlich- und Taktlosigkeit —, tritt seine menschliche Größe still und rein zutage, und so allein. Ich kenne keinen, den ich als Menschen Tagore auch nur annähernd vergleichen könnte. Mögen nun alle, denen es ernst ist, die zu empfangen und zu geben fähig sind, in der Zeit dieser Woche, deren genauer Zeitpunkt noch veröffentlicht werden wird, nach Darmstadt kommen. Die Vermittlung, die ganze Organisation liegt in den Händen der Gesellschaft für freie Philosophie. Ich persönlich werde erforderlichenfalls den Übersetzer spielen" . . .

Nur mit ernster Wehmut lesen wir diese Versuche, unserm Volk einen fremden Helfer und Heiland vorzustellen. Selber tief durchdrungen vom Glauben an „Deutschlands europäische Sendung", haben wir immer wieder der Überzeugung Ausdruck gegeben, daß aus uns selber — aus dem Volk eines Wolfram und Walther, eines Goethe und Schiller, eines Luther und Dürer und Bach, eines Meister Eckehart und Böhme und Fichte — die Erneuerung unseres Menschentums hervorgehen müsse. All unsre Lebensarbeit geht dahin, dieses Vertrauen zu stärken und diese Schöpferkraft zu wecken. Und immer wieder lenkt man nach außen ab — diesmal nun in ein östliches Gedankenspiel!

Und ferner: wieder wird hier — wie bei manchen Über-Verehrern eines Rudolf Steiner oder Stefan George — auf eine Person abgelenkt, wo wir unsererseits mit ganzer Kraft und Leidenschaft immer wieder zu restloser Hingabe an die Schönheit und Hoheit der Sache auffordern.

Die Freunde des indischen Dichters müssen sich jetzt doch wohl sagen, daß dies nicht der Weg ist, wie man Innerlichkeit und Stille — ich bitte: Innerlichkeit und Stille! — an unser zerrüttetes und zerrissenes Volk heranbringt. L.

*

Geheimrat Tagore

Unter diesem neckischen Titel findet sich in den „Münchener Neuesten Nachrichten" (9. Juni) eine sehr lesenswerte Plauderei:

„Es gibt bekanntlich einen Geheimrat Goethe. Nun hätte es fast auch einen Geheimrat Tagore gegeben. Wenn es nämlich, was Berliner Blätter meldeten, sich bestätigt hätte, daß die bayerische Regierung dem Sendling der indischen Weisheit Rabindranath Tagore den Geheimratstitel verliehen habe. Sie hat es leider nicht getan.

Tagore hätte es wahrhaftig verdient, ohne vorher der junge Goethe oder so etwas ähnliches gewesen zu sein, Geheimrat zu werden Denn er ist ein sanfter und milder Herr, ein Vorbild und überhaupt ein Bild, vor dem man sich gerne verbeugt. Vor dem man sich lieber und eher verbeugt als beugt! Ein Geheimrat also! Ein Geheimrat, weißhaarig und abgeklärt, von Dingen träumend, die wir alle wissen, und Dinge wissend, von denen Europa schon immer und seit Jahrhunderten geträumt hat. Ein Vermittler der Weisheit, die alle freudig und weich macht. Wer könnte ihm böse sein, der so gut und gütig ist . . .?

In Gedicht, Drama, Roman und Essay flößt er uns sein feines Gemüt und einen stillen Respekt vor sich ein — ein leiser gemäßigter Bekenner des Wahren und Guten. Ein bißchen langweilig und, wie Orientalen meist sind, langstilig, verschwenderisch mit Zeit und Wort.

Er ist zu uns gekommen als Freund aller Menschen und also auch als unser, der Deutschen Freund. Er bringt uns eine Weisheit, die wir schon haben. Er lehrt uns, was in den Gesprächen des Meisters Eckehardt, in Taulers Predigten oder in den Schriften Seuses steht. Auch was in dem Büchlein des Deutschherrn vom vollkommenen Leben in dem fröhlichsten und seligsten Deutsch zu lesen ist! Natürlich hat, da die Weisheit über Jahr-

hunderte hin zwar andere Formen, aber nicht andere Inhalte hat, auch der Geheimrat Goethe Gleiches und Ähnliches gemeint und gesagt.

Geheimrat Tagore aber kommt aus Indien, trägt ein fremdes Gewand, einen fremden Namen und spricht eine fremde Sprache. Literatur, Horatio: man ernennt ihn zum apostolischen Vertreter der Weisheit für die Welt der Druckerschwärze, zum Fünfminuten-Heiland, zum Heros der Verlags- und Weisheitsschulenprospekte. Er wird, unrationiert, dem Massenkonsum überantwortet. Und blinzelnd spricht oder denkt man sogar: er wird's schon richten zwischen Deutschland und Indien — zittre, Albion!

Es zittert leider nicht. Es gönnt dem Tagore sicherlich den Nobelpreis und die deutsche Gunst, und es gönnt auch der deutschen Kunst und Weisheit den Tagore. Er ist ja nicht mehr als ein feiner, zarter Künstler von jener Art, die man in Deutschland, wenn sie im eigenen Lande wachsen, erst feiert, wenn sie verhungert sind."

*

Wo bleibt die Sühne?!

So ruft der bekannte süddeutsche Dichter und Arzt Dr. Ludwig Finckh in einem flammenden Anklagewort in der „Täglichen Rundschau" (10. Juni). Warum sollen nur wir Deutschen, wie es jetzt in wahrhaft beschämender Weise geschieht, unsre Kriegsverbrecher aburteilen: Warum nicht auch die andren da draußen?! Treibt denn diese feige Duckmäuserei, zu der wir laut „Friedens"-Vertrag gezwungen sind, nicht jedem anständigen Europäer die Schamröte in die Wangen?! Finckh schreibt:

„Ich war während des Krieges Arzt in einem deutschen Reservelazarett in Konstanz. Wir hatten Franzosen unter unseren deutschen Verwundeten liegen, und sie wurden mit derselben Sorgfalt, Liebe und Freundlichkeit behandelt wie die Deutschen. Sie wurden oft zweimal des Tages verbunden und fühlten sich trotz ihrer Schmerzen so wohl, daß wir nach ihrer Entlassung noch überströmende Dankbriefe aus Frankreich von ihnen erhielten.

Eines Tages wurde uns ein deutscher Leutnant aus einem französischen Lazarett eingeliefert. Es war ein Gerippe voll Eiter und Gestank. Nie noch ist ein Christus am Kreuz so martervoll dargestellt worden. Er hatte einen Schuß durch die Lunge und den Arm, der rechte Arm war an den Leib festgebunden, und er hustete sich bei jedem Hustenstoß den Eiter aus dem Arm. Wir haben ihn gerettet. Er lebt noch, und sein Name steht zur Verfügung. Er und die vielen tausend anderen Ausgetauschten erzählten uns, wie Deutsche in französischen Lazaretten behandelt wurden. Ich kann Ihnen versichern: wie die Hunde. Es steht in unseren deutschen Akten. Von Deutschen in französischen Lazaretten starben bis zu 85 v. H. Von Franzosen in deutschen Lazaretten nur ein geringer Bruchteil dieser Zahl.

Wir brauchten Weißbrot, Verbandmaterial, Gummi für unsere Verwundeten. Aber England hatte, unter Billigung von Amerika, Getreide und Gummi für Kriegskonterbande erklärt unter Aufhebung der anerkannten Seerechte, und unsere Verwundeten hungerten und darbten.

Im Jahre 1917 begegnete ich in Heidelberg häufig Gesellschaften gefangener englischer Offiziere, die auf den Höhen spazieren gehen durften, unter Begleitung einiger deutscher Offiziere, in fröhlichster Stimmung, um sich an der herrlichen Natur zu weiden. Während unsere deutschen Offiziere in England hinter Stacheldrahtgittern schmachteten!

Gegen das Völkerrecht schloß uns England, Frankreich, Amerika durch eine vollständige Blockade von der Nahrungszufuhr ab. Zehnmal hunderttausend verhungerter Frauen, Kinder und Greise habt ihr auf dem Gewissen! wohlverstanden: verhungert! Nicht im ehrlichen Kampf getötet, sondern absichtlich, mit kalter Berechnung, durch Hunger langsam ermordet! Während Amerika im Überfluß schwelgte und alle anderen Kriegführenden mit Lebensmitteln reichlich belieferte. Ich hatte in Konstanz oft Gelegenheit, Gefangene zu empfangen. Die gesamte Bevölkerung stand voll Mitleid und Ehrerbietung am Wege, obwohl es Franzosen,

Engländer, Belgier waren. Aber ich weiß aus dem Mund unserer deutschen Gefangenen, wie oft sie in Frankreich vom Volke mißhandelt, geschlagen und angespien wurden.

Ich frage: Wo bleibt die Sühne? — Ich klage an, Herr Generalstaatsanwalt, und ich verlange von England, Frankreich, Belgien, Amerika und allen unseren dreißig Feindesmächten: Aburteilung ihrer Kriegsverbrecher!"

So schreibt ein gesund und mutig empfindender Deutscher — und wir alle stimmen ihm bei. Jeder Anständige, jeder, der nicht in jener ungeheuren Lüge und Heuchelei mit drin steckt, weiß, daß er recht hat.

*

Deutsche Kindernot

Ein ernstes Wort über diese ernste Sache spricht Schulrat König in dem von ihm herausgegebenen gehaltvollen Erziehungsblatt „Die Saat" (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer):

„Was unsere Kinder zu leiden haben, ist fürchterlich. Nur die allerwenigsten wissen Bescheid über den schrecklichen Feind, der seinen Umzug in Deutschland hält und triumphierend immer neue Opfer fordert. Wenn es so fortgeht, wird der Wunsch des grimmen Deutschenhassers Clémenceau bald in Erfüllung gehen, und wir werden 20 Millionen Menschen weniger haben. Mit allen Mitteln müssen wir gegen die heimlich schleichenden Krankheiten ankämpfen. Allein wie können wir dies, wenn uns die Hände gebunden sind, wenn immer neue Drangsale uns auferlegt werden? Wie können unsere Kinder zu Kräften kommen, wenn der Unterschied in der Milcherzeugung immer noch so klaffend bleibt wie bisher? Statt 27 Milliarden Liter Milch, wie im Jahre 1913, erzeugt unsere deutsche Milchwirtschaft immer noch nur 8 Milliarden. Kein Wunder, daß immer noch so viele Kinder statt Milch nur Rübensaft erhalten und daß der Würgengel Tod so viele an Unterernährung dahinrafft, daß die Kinder den ansteckenden Krankheiten gegenüber so wenig Widerstand zeigen.

Wohl wollen wir das Liebeswerk der Amerikaner nicht herabsetzen. Im Gegenteil. Der Dank des Himmels möge all denen zuteil werden, die dies Werk unterstützen. Und wir wollen nicht sagen, wie wenig es ist, was Amerika tut, um die Schuld, die es auf sich geladen hat, wieder reinzuwaschen. Ob's ihnen jemals gelingt, sei dahingestellt. All diese bitteren Gedanken seien zurückgedrängt, wir wollen vielmehr auf alle die, die ernstlich an der Förderung dieses Liebeswerkes mitarbeiten, Gottes Dank herabflehen. Aber was ist all diese Liebestätigkeit mehr als ein Tropfen auf einen heißen Stein?

Was vor allem nötig ist, das ist, daß die Stimmung unter unsern Feinden und den Neutralen bearbeitet werde, daß allen Ernstes der Versuch gemacht wird, den Nachweis zu erbringen, daß die deutsche Schuld am Weltkrieg verschwindend klein ist gegenüber dem, was unsere Feinde getan haben, und dann, daß die wahren Barbaren nicht bei uns sitzen, sondern ganz wo anders: dort wo heute noch mit der Hungerblockade gedroht wird, geheim und offen, dort wo die Zeitungen immer noch Photographien bringen von besonders gut ernährten Kindern aus Deutschland, um die Gewissen zu beruhigen, die anfangen, sich zu regen. Es würde ganz anders werden, wenn es viele so mutige Frauen gäbe, wie die Amerikanerin Miß Ray Beveridge, die im Auftrage des Roten Kreuzes von Amerika Deutschland bereist und sich nicht scheut, offen und ehrlich die Wahrheit aufzudecken, auch wenn sie den Millionengewinnlern Amerikas nicht angenehm ist und ihnen den Schlaf des Gerechten auf ihren Goldsäcken vergällt."

*

Verrohte Jugend

Seit meiner Rückkehr aus Ostasien, nach zehnjähriger Abwesenheit, hat mir kein Erlebnis in der alten Heimat so tief ans Herz gegriffen, wie das vom Pfingstmontag abend. Meine Frau und ich hatten eben unsere Plätze in einem 3.-Klasse-Wagen eingenommen, als eine Art Wandervogelschwarm — Abzeichen AJ, soll wohl heißen Arbeiter-Jugendverein?? — wie Heuschrecken in unsere Wagen einfielen. Es waren Mädel und Bu-

ben von 13—16 Jahren. Ihr Betragen war zum Teil schon mehr als ausgelassen, trotzdem unter der Wagentür zur Plattform ein etwa 40jähriger Mann stand, anscheinend Leiter oder Führer, und trotzdem im Abteil eine zugehörige Anstandsdame saß. Sofort wurde das „Jugend-Liederbuch" — so stand es nebst entsprechender Zeichnung in brennend roter Farbe darauf — herausgeholt und nicht etwa mehrstimmig gesungen, sondern einstimmig geschrien. Soweit hätte ich mich noch mit allem abgefunden. Aber der Text der Lieder, besser Gassenhauer, spottete aller Scham. Zum Beispiel lautete der eine Wiederholungsvers „... hab acht, du wirst nur dumm gemacht", oder das Lied vom „Bauer, der ins Heu fuhr", oder aus einem Soldatenmarschlied (verschandelt) „und ich schob mit ihr nach Haus", oder „... und wenn ich tot im Sarge bin, dann trample hinter drein". So steht es schwarz auf weiß in diesem Jugend-... buch! Leider konnte ich keines erstehen. Dem Ganzen wurde aber die Krone aufgesetzt, als ein solch 14jähriger Jüngling, auf dem bloßen Haupte einen Kranz von Stechpalmenblättern, sich durch das Kindergedränge den Weg bahnte mit den Worten: „Einen Augenblick! Der Christus will durch!" Ehe ich einschreiten konnte, war der Sprecher durch die Tür verschwunden. Doch merkten die Kinder an unserem Mienenspiel, daß wir alles gehört, und flüsterten miteinander unter Seitenblicken auf uns. Aber das Betragen wurde nur schlechter.

Zwischen L. und E. mußte ich einen angehenden Jüngling in guter Kleidung zweimal energisch an ein rücksichtsvolles und anständiges Betragen meiner Frau gegenüber mahnen.

Und in E. abends zehn Uhr angelangt, mußten wir auf dem Nachhauseweg anhören, wie vier schulpflichtige Bürgermädchen, in der Mitte einen Jüngling, untergehakt vor uns her gingen, das alte Lied von der Schwiegermama: Trikot-, Trikot-, Trikottaille hat sie an ... immer wieder singend.

Nach dem, was ich seit unserer Rückkehr im vorigen Jahr gehört, gelesen und erlebt habe in der von Natur so schönen deutschen Heimat, mußte ich alle Hoffnung auf einen Wiederaufstieg aufgeben, wenn ich nicht in der fünfjährigen Kriegsgefangenschaft im schlechtesten japanischen Lager Gelegenheit gehabt hätte, feststellen zu können, welch guter Kern in unserm Volksdurchschnitt steckt.

Aber von einer Befürchtung kann ich nicht loskommen: daß unsere heutige edlere Jugend lange nicht genügend gegen die jede Sitte, Zucht und Anstand zersetzende Wirkung des Schlechten gewappnet ist. Solches Benehmen dürfte sich nicht öffentlich breitmachen! Ist das sozialistische Jugend? Nun, dann wird in der sozialistischen Jugend jede gute Regung, jedes aufkeimende heilige Gefühl, jede Freude an edlerem Genuß erstickt durch diese frühzeitige, auf die niederen Triebe sich stützende, daher leichtere Hinab-Erziehung zu roten Soldaten und Soldatinnen. Wir erwarten aber vom neuen Deutschland eine entsprechend straffe Hinauf-Erziehung.

J. G.

*

Sollen Frauen Richter werden?

Das ist das Neueste, womit man uns beglücken will. Die Frau, ausgezeichnet auf allen Gebieten der helfenden Tätigkeit, soll nun auch — richten! Die Regierung wird dem Reichstag einen Entwurf vorlegen, das weiblichen Personen den Zugang zum Amte des Schöffen und Geschworenen eröffnen soll. Die Verteidiger des Entwurfs versprechen sich von der Zuziehung der so leicht gefühlsbestimmten, von körperlichen Hemmungen oft heimgesuchten Frau keine Verbesserung der Rechtspflege; aber — sie glaubten halt einem auf die Artikel 109, 128 der Reichsverfassung gegründeten Verlangen auf absolute Gleichstellung der Frau mit dem Manne nicht widerstehen zu sollen! Ob wirklich aus den angeführten Bestimmungen dergleichen Forderungen hervorgehen? Das ist sehr zweifelhaft; es heißt: „entsprechend ihrer Befähigung und ihrer Leistung". Man wird doch wohl nicht auch in der Reichswehr und Sicherheitspolizei Frauen einstellen — und inzwischen den Mann zu Hause kleine Kinder warten und säugen lassen?!

„Ich gehöre zu den Optimisten", schreibt uns ein Amtsgerichtsrat, „die an eine deutsche Zukunft glauben. Deshalb will ich nicht still das Nahen dieser Gefahr mitansehen. Dies ist ein Attentat gegen die Frauenwelt. Wir Deutschen empfinden das Richteramt als etwas durchaus Männliches. Die Frau würde dadurch ihrem ureigenen Berufe noch mehr entfremdet."

Das ist auch unsere Auffassung. Die Frau kann gelegentlich als Beraterin, als Sachverständige, hinzugezogen werden, aber sie soll nicht Richterin sein.

*

Mehr lebendige Anschauung!

Was im deutschen Volkstum und im herrlichen deutschen Lande geistig lebendig ist mit unsren Strömen und Wäldern, unsren Schlössern und Burgen, unsren sagenumwobenen Bergen und all den Stätten, die ein großer Mensch betrat — ja, diese Kulturkräfte, diese Grundkräfte müssen wir wieder herausholen und in der Jugend wirksam machen.

Der Unterricht in der Schule tut's nicht allein. Lebendige Anschauung muß an seine Seite treten. Und da komme ich zu einer Sache, die mir seit langem am Herzen liegt für unsere deutsche Jugend. Die Jugend muß hinausgeführt werden ins deutsche Land in Wanderfahrten, die Deutschlands Größe und Herrlichkeit untilgbar in ihre Herzen graben. Freilich, Wanderfahrten hat man schon immer gemacht, waren es nun Wandervogelfahrten oder Turnfahrten. Aber sie müssen meines Erachtens anders gestaltet werden, wenn die nationale Erziehung fruchtbringend werden soll. Wir müssen unsere Jugend hinführen durch deutsches Land zu den großen Kulturstätten der Deutschen, zur Wartburg und nach Weimar, nach Nürnberg und Bayreuth — und wie sie alle heißen; wir müssen diese Fahrten planmäßig vorbereiten nach allen Richtungen hin, damit die Jugend wohlgerüstet an die heiligen Altäre des deutschen Geistes herantritt, wir müssen an den Stätten selbst den Geist des Großen, der dort lebte, wieder lebendig zu machen suchen und dadurch neben der körperlichen Ertüchtigung, neben der Liebe zum Volkstum und zur schönen Heimat auch die Ehrfurcht vor deutscher Geistesgröße und tieferes Verständnis der deutschen Meisterwerke in unserer Jugend fördern und erziehen. Sollte es nicht von wundersamster Wirkung sein, wenn wir, am Abend beim Schein der untergehenden Sonne auf der Wartburg lagernd, erzählen von der heiligen Elisabeth als der ersten sozialen Wohltäterin, oder einige der herrlichen Lieder Walthers von der Vogelweide lesen und die schönsten Stellen aus Wolframs „Parzival"? Oder wenn wir oben auf dem Kickelhahn bei Ilmenau stehen und an der Wand der schlichten Bretterhütte Goethes wunderbar inniges und tiefes Gedicht lesen: „Über allen Gipfeln ist Ruh" . . . Oder wenn wir im Park von Weimar bei Goethes Gartenhäuschen seine lyrischen Gedichte singen und sagen, seinen Faust besprechen und vielleicht ein paar Szenen aus irgendeinem seiner Dramen aufführen: sollte das nicht von unglaublich lebendigerer und nie vertilgbarer Wirkung sein, als wenn wir das alles in der Schulstube erörtern? Und wenn das alles wohlvorbereitet ist, dann muß dadurch das im Herzen der Jünglinge entflammt werden, was wir entflammen wollen: das Feuer der Liebe zu Deutschland und seinen Geistesschätzen.

So etwa denke ich mir diesen Weg zu nationaler Erziehung. Und weil ich den festen Glauben habe, daß sich solche Pläne dank der freudigen Opferwilligkeit der Freunde unserer Jugend und unserer Schule werden verwirklichen lassen: deshalb blicke ich trotz aller Schwere der Zeit doch getrost in die Zukunft. Unserer Liebe zu unserer deutschen Jugend wird und muß es gelingen, einen neuen Frühling des deutschen Volkes heraufzuführen.

Dr H.

*

Wartburg und Katholizismus

Ein westdeutscher Gymnasialdirektor schreibt uns:

„Auf einem Elternabend hielt ich einen kurzen Vortrag über das Thema „Wege zur nationalen Erziehung", dessen Zweck es war, in eine Erörterung über das Thema einzu-

treten, die, wie ich hoffe, recht lebendig werden sollte. Dieser Vortrag ist unter anderem angeregt durch Ihren wundervollen Aufsatz in Heft 2 des laufenden Türmer-Jahrgangs über „Weimar und Wartburg als Feststätten deutscher Kultur". Der Abend und der kleine, anspruchslose Vortrag wären ohne jede Bedeutung, und ich würde es nicht wagen, Ihre Zeit damit in Anspruch zu nehmen, wenn sich nicht ein kleines Nachspiel daran angeschlossen hätte, das Sie vielleicht interessiert als ein Beitrag zu dem, was auch Sie dauernd an unserm Volk beklagen: der Zerrissenheit. Neben die politischen und sozialen Spaltungen tritt ja noch vor allem die konfessionelle, die hier besonders in unsern Gegenden recht fühlbar zutage tritt. In meinem aus 34 Herren bestehenden Lehrkörper ist die Hälfte evangelisch und die Hälfte katholisch. Die katholische Hälfte war am Morgen nach dem betreffenden Elternabend merkwürdig verstimmt; und da ich merkte, daß da etwas nicht in Ordnung war, holte ich mir den Führer dieser Gruppe, fragte ihn, was los sei, und erfuhr denn nun zu meinem grenzenlosen Erstaunen, daß meine Worte am Abend vorher die Katholiken verschnupft hätten. Der Name „Wartburg" allein genüge schon, um den Zorn der Katholiken hervorzurufen. Daß ich nun aber sogar Luthers Namen erwähnt habe, sei das allerschlimmste gewesen! Ein „einfacher Mann aus dem Volke" habe dieselben Empfindungen gehabt wie der Herr Professor und sie diesem gegenüber in folgendes klassische Gewand gekleidet: „Da sehen Sie, Herr Professor, was für ein Geist an dieser Schule herrscht. Da wird von Luther gesprochen und von der Wartburg — den hl. Bonifatius aber hat niemand erwähnt." Ich entgegnete darauf, mit voller Absicht hätte ich bei der Wartburg nicht die Tatsache erwähnt, die doch für einen Evangelischen nicht nur, sondern auch für die Katholiken von großer Bedeutung sei, daß nämlich Luther dort die Bibel übersetzt und dadurch dem deutschen Gesamtvolk eine Schriftsprache gegeben habe, deren sich ja auch die Katholiken bedienten; ich hätte das vermieden, weil ich die Empfindlichkeit der Katholiken gekannt hätte — aber daß ich in deutschen Landen Luthers Namen und sogar die Wartburg überhaupt nicht sollte nennen dürfen, um die Katholiken nicht zu reizen, sei eine unerhörte Zumutung, die ich mit aller Entschiedenheit ablehnen müsse. Damit war die Sache für mich erledigt.

Aber meinen Sie nicht auch, daß so etwas entsetzlich ist? Ist es denn überhaupt denkbar, daß wir jemals wieder groß werden können, wenn in jetziger Zeit solche Ansichten bei den Gebildeten unseres Volkes herrschend sind? Ist da nicht all Ihr Wirken und Ihr Kampf um die Wiedergeburt der deutschen Seele vergeblich?!

Nun, im Juli ziehe ich mit meinen Jungens nach Weimar zu den Nationalfestspielen und von da zur Wartburg — und es machen auch gern und freudig katholische Schüler und Lehrer mit!" ...

Soweit der Direktor. Daß deutsche Katholiken die Burg der heiligen Elisabeth und der Minnesänger nicht ebenso lieben wie wir andern Deutschen — es ist schwer faßbar und hoffentlich in diesem Falle eine sehr vereinzelte Ausnahme.

*

Zwei Kabel

Die nationale Hamburger Zeitschrift „Deutsches Volkstum" hatte sich mit der Kirchenspaltung beschäftigt, worauf in der katholischen Zeitschrift „Das heilige Feuer" Pater Edelbert Kurz ablehnend antwortete und den Katholizismus mit einem längeren, den Protestantismus mit einem kürzeren Kabel verglich: „nur das eine, das längere, hat die Verbindung mit der Stromquelle, das kürzere reicht gar nicht bis dorthin".

Darauf antwortet der Herausgeber des „Deutschen Volkstums" (Stapel):

„Das heißt: nur der Katholik hat die Verbindung mit Gott, nicht der Protestant. Deshalb war Luther, obwohl ein ‚hochbegabter Mensch', nur ‚wirksam zum Unheil'. Und da also nur die katholische Kirche eine ‚gottgegebene Pflicht' ist, so ist die Volksgemeinschaft auch nur insoweit gottgebunden, als sie nicht mit jener Kirche in Widerstreit kommt. — Nehmen wir das Gleichnis von

den beiden Kabeln auf. Wer entscheidet darüber, welches von beiden Strom hat? Allein Gott. Sein Geist wehet, von wannen Er will. Es gibt nun sowohl unter den Katholiken wie unter den Protestanten Seelen, welche die Verbindung mit der Stromquelle haben, welche von Gott ergriffen sind, aber es gibt in beiden Kirchen auch solche, die diese Verbindung nicht haben. Es mag einem unangenehm sein, aber es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß Gott sich durchaus nicht um die kirchliche Zugehörigkeit kümmert. Ich weiß, daß man das mit logischen Begriffsbestimmungen und -zirkelungen zurechtzurücken sucht, aber — es ist frommer, Gottes Walten unbedingt anzuerkennen, als es nur unter der Bedingung anzuerkennen, daß es zu unsern Begriffen paßt. Man lese das Gleichnis vom barmherzigen Samariter und ähnliche Gleichnisse Jesu! Der Samariter hatte die Verbindung mit der Stromquelle, der Priester und der Levit nicht. Dieses Gleichnis war den Pharisäern ein Greuel, denn sie ‚wußten' es und ‚bewiesen' es jedermann aus der Heiligen Schrift ‚klar', daß sie allein das wohlerworbene Patent auf die funktionierende Verbindung innehatten. Lieber Mitbruder in Christo, ich hoffe, Eure Zustimmung zu haben, wenn ich sage: Gott selbst entscheidet aus Seinem unergründlichen Willen, welche Herzen Er in heiligen Brand versetzen will. Nur der Pharisäer, nicht der Fromme, maßt sich an, den einzig berechtigten Herd des heiligen Feuers zu besitzen. Wer es nicht auf Erden lernen mag, sich Gottes unbegreiflichen Entscheidungen zu beugen, wird es beim Jüngsten Gericht lernen müssen. Darum sorge ein jeglicher, daß er alsdann nicht mit seinem behaupteten Richtigwissen ins unheilige Feuer geworfen werde."

*

Die geistige Not der deutschen Dichtung

Heinrich Lilienfein, der Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung, läßt sich im „Lit. Echo" über den zerfahrenen Zustand unserer Literatur aus:

„Und unsere Literatur?

Scheuen wir das offene Bekenntnis nicht: sie ist ein Chaos. Man malt uns häufig den Bankerott des Staates an die Wand. Der Bankerott unserer Literatur ist da, wir stehen mitten darin. Das kluge Wort von der „Anarchie im Drama" darf ohne Übertreibung auf den Bereich unserer ganzen Dichtung ausgedehnt werden. Es gibt ein untrügliches Symptom für die Wahrheit dieses Urteils: die kurze, ruhmlose Geschichte der jüngst verstorbenen deutschen Kunstrichtung — des Expressionismus. Niemals ist eine literarische Strebung mit gesunden Anläufen und innerlich berechtigten Zielen schneller und gründlicher in sich zusammengebrochen. Und warum? Weil die ‚Literatur' sie aus sich gezeugt hat, statt daß sie aus den Lenden des Volkes entsprang; weil Papier nur Papier und nicht Leben zeugen kann! ... Und was nun? Ich sehe vor mir eine ungeheuerliche Kluft: diesseits ein in allen Tiefen aufgewühltes Volk, nach Dichtung wie nach aller Schönheit heiß und sehnsüchtig verlangend, doch ebenso willig, weil ungeleitet, zur Kunst wie zur Unkunst; jenseits eine hochnäsige, durch und durch unvolkstümliche ‚Literatur', die in fremden Zungen lallt und in mystischen Verzückungen schmilzt — eine ‚Literatur', die sich anstellt just wie die Berge, die zu kreißen kommen, und lächerliche Mäuse gebiert — eine ‚Literatur', die überfließt von unendlicher Menschheitsbeglückung und im Grunde kein Herz hat für das dumme Volk, das drüben steht, drüben und drunten. Und ich sehe — auch das muß ausgesprochen werden — in ratlosem Schweben über der Kluft eine Kritik, die, jedes sicheren Maßstabes bar, die Verwirrung vollendet ..."

*

August Scherl und die „Woche"

Im Grunewald ist dieser Tage August Scherl gestorben. Dieser Mann, ein Zeitungsunternehmer von zweifellosen Fähigkeiten, war wohl ein überzeugter Anhänger des deutschen Kaisertums und insbesondere Wilhelm II. treu ergeben. Das deutsche Volk kannte ihn am meisten aus der von ihm gegründeten „Woche", weniger aus dem „Tag",

welcher der „Woche" folgte. Heute darf man sagen, die „Woche", die zur Kräftigung des monarchischen Gedankens gedacht, gegründet und in diesem Sinne geleitet wurde, ist ebendiesem monarchischen Gedanken verderblich geworden. In jeder Nummer der „Woche" standen die Bilder aus dem höfischen Leben Berlins und der anderen deutschen Residenzen stets an der Spitze. Sie zeigten, bis zur Indiskretion, die deutschen Monarchen schutzlos den Zufällen und Bosheiten der photographischen Linse preisgegeben und brachten mit den Persönlichkeiten zugleich den Gedanken, der in ihnen sich auswirkte, unter alle kritiklüsternen Augen und in alle klatschlüsternen Mäuler. Die Abgeschlossenheit, in der früher die Regierenden lebten und die ihr Menschliches-Allzumenschliches wohltätig verbarg, wurde zugunsten einer ungeschickten Reklame durchbrochen; und so kam es, daß Hinz und Kunz dank der „Woche" und ihren Nachahmern mit den Unzulänglichkeiten der hohen Herrschaften bald Bescheid wußten und sie belächelten.

Unseligerweise kam dem Bedürfnis der „Woche" die Eigenart des Kaisers entgegen; kein Mensch, von Film- und anderen Schauspielern, deren Beruf dies ja schließlich mit sich bringt, abgesehen, hat sich wohl so oft photographieren lassen wie Wilhelm II. Und jede dieser Photographien trug eine Spur Achtung vor der Monarchie von dem altüberkommenen, wirklich sehr ansehnlichen Hügel der Ehrfurcht ab; jedes dieser „Woche"-Hefte machte den monarchischen Gedanken gemein und nahm ihm etwas von der Weihe. Man besah sich zuerst den Kaiser, dann auf der nächsten Seite einen Jockei und schließlich etwas weiter hinten einen Hochstapler, alles in demselben Heft. Erwischt man jetzt z. B. beim Zahnarzt ein paar Nummern der „Woche", die nur um ein Jahrzehnt zurückliegen, so befällt einen schlechthin ein Grauen vor der Unkultur und dem Ungeschmack, die einem aus diesen Seiten entgegengrinsen. Scherls Absicht ist gründlich fehlgeschlagen und hat sich in ihr gerades Gegenteil verkehrt. Man kann es am besten so ausdrücken: im alten Reich gehörte wohl ein Kaiserbild in jede Stube, sei es auch nur ein schlichter oder gar schlechter Öldruck — Zeitschriften wie die „Woche" aber machten durch die Häufigkeit ihrer Bilder die ganze Sache zur Karikatur.

Das Kaisertum liegt am Boden. Aber jene Mode blüht weiter. Es gibt in Deutschland nicht gar so viel Ehrwürdiges mehr; aber was noch vorhanden ist, das wird gebildert auf Tod und Leben und dem lieben Leser noch druckfeucht ins Haus geschickt, damit er es sich nur gleich früh mit dem Kaffee einverleiben kann.

Könnten wirklich keine gehaltvolleren Sachen an die Stelle dieser gedankenlosen Bildchen gedruckt werden?

Franz Adam Beyerlein

*

Heraus aus der Sackgasse!

Erfreulich wächst im Bürgertum die Zahl derer, die des unfruchtbaren Haders müde sind, die sich aus der Versumpfung des politischen Lebens heraussehnen und an die Stelle wohlfeiler Verneinung die positive Leistung gesetzt sehen möchten. Diese Bewegung reicht weit hinein bis in die Wählermassen der Rechtsparteien. Und wenn H. Klöres im „Tag" scharfe Kritik an dem bisherigen Wirken der einen dieser Parteien übt, so gilt, was er ihr zum Vorwurf macht, in mindestens dem gleichen Maße auch für die andern. „Es bedarf", schreibt der Genannte, „einer gründlichen Neuorientierung der Partei. Die schon jetzt wieder sich regende Taktik der Opposition aus Prinzip gegen eine Regierung, die nur aus den Fehlern ihrer Vorgängerin geboren wurde, fängt nachgerade an, kindisch zu wirken. In einer Zeit, da das Wohl und Wehe des Vaterlandes von der Einigkeit seiner Bürger abhängt, darf die Deutsche Volkspartei ihre bereitwillige Mithilfe keiner Regierung versagen, die je vaterländische Interessen zu vertreten berufen ist, auch wenn sie nicht Sitz und Stimme in ihr hat. Die Probleme der Innen- und Außenpolitik sind mehr denn je identisch. Die kommende, in ihrem Ernst kaum geahnte Entwicklung des deutschen

Volkes ist nicht nur eine rein wirtschaftliche Zahlenrechnung. Weit stärker werden seelische und moralische Imponderabilien sich geltend machen ... Noch ist das deutsche Volk dort zu packen, wo sein Gefühl spricht. Aber gerade auf diesem Gebiete versagten die Männer, denen die Leitung der Deutschen Volkspartei oblag. Der Egoismus des Besitzes zog ihrem Denken und Wollen eine unübersteigbare Schranke, und die Zeichen der Zeit wurden von ihnen nicht verstanden. Die großen moralischen Werte, die in der Wählerschaft dieser Partei enthalten sind, blieben daher ohne Wirkung, ja es wurde, was schlimmer ist, dieser für die politische Gesundung des Volkes höchst wertvolle Teil des Bürgertums geradezu matt gesetzt, weil er nicht mehr weiß, für welche Ziele er streben soll."

Es liegt im Interesse der rechtsgerichteten Parteien, die das natürliche Sammelbecken des ideal gesinnten Bürgertums bilden, „daß neue Männer sie leiten, die durch die Vergangenheit nicht belastet sind". Der sehr dehnbare Begriff „national" verlangt gebieterisch nach einem neuen, allgemeingültigen Inhalt.

*

Sibirischer Nachklang

Wir hatten im Maiheft, in der Abteilung „Auf der Warte" (S. 132), ernste Worte eines — nach fünfjähriger Gefangenschaft — aus Sibirien heimgekehrten Kriegsgefangenen aus dem „Volkserzieher" nachgedruckt. Der Verfasser, Lehrer Martin Müller, schreibt uns im Anschluß an unsren Zuruf „Deutschland ist euer Arbeitsfeld" ein schönes Ergänzungswort.

... „Freilich: Deutschland ist unser Arbeitsfeld. Und wir wollen nicht die Letzten sein, die ihre Hand an den Pflug legen. Wir taten es alle schon. Haben keine Stunde versäumt. Wenn es auch wehe tat, unsere Kraft wieder in einer parteihadernden Welt einzusetzen. Schmerz aber gebar noch immer rechte Freude ...

Dies schreibe ich um die zweite Stunde nach Mitternacht am Fieberbette eines kranken Mitschulmeisters. Seit zehn Tagen tun wir doppelten und dreifachen Dienst. Und mit der Jugend ziehen wir in Freizeiten weit über die Berge und erziehen wandernd. In den Kindern finde ich meine Brüder und Schwestern, finde in ihnen auch unser verloren gegangenes ‚sibirisches Paradies'.

Mag nach unserer Heimkehr Trübung über uns geflossen sein — wir mußten alle durch, obgleich der Heimgekehrten Täuschung gar zu groß war, so daß noch heute viele ringen unter dem Druck der seelischen Schmerzen. Was in dem Brief des einen spricht, der mir gestern gebracht wurde, klingt auch in allen andren wider: ‚Mir fehlen die Worte, um zu sagen, wie wahr und stark in der Fremde das Göttliche war, und wie schmerzlich das Leben in der gefühlsfremden Heimat ist. Manchmal wird deshalb dein Ruf zu mir ohne Echo verhallen. Gern würde ich dir antworten, doppelt gern, weil uns durchs Sorgental die gleichen Sterne den gleichen Weg leiteten. Aber das alles wirbelt so wild wie Nebelgestalten durch den Kopf, und ich kann es zu keinem Bilde formen, kann es nicht mitteilen' ... Und es klingt fast hart, wenn ein anderer schreibt: ‚... und gar niemand versteht uns, selbst die Mutter nicht'! Und alle Antworten, die kommen von Nord und Süd, sind durchzittert vom leisen Weh um unser verlorenes Reich Gottes.

Wir werden aber nicht stehen bleiben: klagend, zagend. In mir wurde es zur Zeit der Licht- und Jahreswende Klarheit, nach vier Monden schweren Ringens" ...

Wir brechen hier ab. Diese leidgereiften jungen Deutschen haben die große Stille, und in der großen Stille die schweigend zugreifende große Liebe gelernt. Euch braucht Deutschland noch!

*

Die Stiefkinder der Bolschewisten

Nicht nur in Arbeiterkreisen, auch unter unsern Gebildeten ist die Russenbegeisterung noch groß. Diesen allen sei das sehr aufschlußreiche Buch Arthur Holitschers:

„Drei Monate in Sowjet-Rußland" (S. Fischer, Berlin) empfohlen. Vielleicht wirkt die erschütternde Schilderung des Verfassers über seinen Besuch im Petersburger „Schriftsteller- und Gelehrtenhaus" doch etwas abkühlend:

„Ich hatte mir unter diesem Gelehrtenhaus so etwas wie ein weltliches Kloster, ein Refugium vor den Nöten und Enttäuschungen des harten Daseins vorgestellt, ein geistiges Asyl ...

Wie wir die Zimmerflucht betreten, erhebt sich von einem kleinen, halbkreisförmigen Seidensofa, das früher in irgend einer Salonnische gestanden haben mochte, ein kleiner, blasser Greis, der dort geschlafen hat, stellt sich bescheiden vor uns hin, und der Führer präsentiert mit einer Handbewegung den berühmten Physiker ... Wir gehen vorüber.

Im nächsten Zimmer, das in bemerkenswerter Unordnung ist, denn der Besitzer soll nach einem besser heizbaren gebracht werden, haust der berühmte Geograph, Mitglied vieler europäischer gelehrter Gesellschaften. Er breitet vor uns die großen Landkarten aus, die er gezeichnet, und auf denen er seine Theorie der Golfströmungen des Meeres und der Luft durch farbige Linien anschaulich gemacht hat. Ein italienischer Genosse befindet sich in unserer Gesellschaft. Der Geograph ergeht sich in Lobpreisungen der alten Zeit der Kongresse, er hat in Rom, in Florenz gesprochen, man kennt ihn dort, gewiß, man fragt sich, was ist aus X. geworden, lebt er noch?

Wir gehen vorüber. Tür an Tür hausen die größten Gelehrten des Landes. Ist dies ein Heim, ein Gasthof zu kurzem Verweilen, oder ein Gefängnis? Hier hausen sie Zimmer an Zimmer, Biologen, Mediziner, Juristen. Gierig werden wir nach dem Neuen befragt, das sich in Deutschland, in der Welt dort draußen abspielt ..."

Von derselben Regierung, die so die Geisteselite des Landes elend zugrunde gehen läßt, wird einige Seiten vorher berichtet, daß sie Millionen für glanzvolle Ballettaufführungen hinauswirft. Trotzdem hält Holitscher unentwegt an dem Glauben fest, daß Moskau das kommunistische Ideal verwirklichen werde! Immerhin ist er ehrlich genug, einzugestehen: „Die Künstler und Dichter Rußlands, die zu sprechen ich Gelegenheit fand, waren unglücklich. Manchem schrie der Kummer und Zorn aus der Kehle heraus, andere würgten ihn hinunter, aber ihre Augen flossen vor Verzweiflung über ..."

*

Zu unserer Musikbeilage

Antonio Müller-Herrneck, dessen Lieder unsere Musikbeilage wegen der bedrängten Zeitumstände erst heute bringen kann, obwohl schon Karl Storck sie noch für den „Türmer" ausgewählt hatte, ist unsern Lesern vermutlich ein Unbekannter. Der Künstler ist 1880 als Sohn des bekannten Nervenarztes C. W. Müller in Wiesbaden geboren und hat seine musikalische Ausbildung zumeist an der Berliner Musikhochschule unter Max Bruch erhalten. Nebenbei studierte er an der Universität Berlin Philosophie und neuere Sprachen, wurde dann Theaterkapellmeister und lebt jetzt — auch ein Zeichen der Zeit! — als Ensemblepianist in München. Müller-Herrneck hat vor allem zahlreiche Lieder vertont, ein Violinkonzert geschaffen und wartet darauf, daß irgendwer sich einmal ernstlich mit seiner einaktigen Oper „Der Paria" (Text von R. Batka) befassen möchte, über die günstige Sachverständigenurteile vorliegen. Im Druck erschienen sind bisher zwei Balladen für Tenor und acht Lieder für Alt bei Fr. Hofmeister in Leipzig, eine Klaviersonate op. 4 und sechs Lieder op. 5 beim Mitteldeutschen Musikverlag in Berlin. An den Liedern unserer Beilage wird der dramatische Zug der Melodieführung, eine farbige Harmonik und der klangschöne, reiche Klaviersatz zu weiterer Beschäftigung mit dem Komponisten einladen.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard. Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer. Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Straße 69. Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

23. Jahrg. August 1921 Heft 11

Was müssen wir für die körperliche Erstarkung unserer Jugend tun?

Von Dr. Hugo Bach

Im Frühjahr 1916 übergab ich der Öffentlichkeit einen Aufsatz: „Was können wir für die körperliche Erstarkung unserer männlichen Jugend tun?", um in weiteren Kreisen auf die unserer Jugend drohende, durch den Krieg deutlich gewordene Gefahr des gesundheitlichen Rückgangs aufmerksam zu machen und bestimmte Forderungen für die Abhilfe zu stellen. Die von mehreren Zeitschriften gewünschte Veröffentlichung bewies, daß die behandelten Fragen von größtem Interesse für die Allgemeinheit waren. Heute, fünf Jahre später, nach den Leiden des Hungers und den sonstigen Nöten des Krieges handelt es sich nicht mehr darum, was wir für unsere Jugend tun können, sondern was wir für sie tun müssen, um sie vor dem erschreckend nahe gerückten körperlichen Niedergang zu retten. Die Frage ist heute zur Zukunftsfrage unseres Volkes geworden. Es ist über dieses Thema eine umfangreiche Literatur entstanden, die eine nur zu deutliche Sprache redet. Nach den heutigen Berichten des Reichsgesundheitsamtes und aller mit der Sorge für die Volkshygiene betrauten amtlichen Stellen läßt sich leider nicht mehr daran zweifeln, daß die gesundheitlichen Verhältnisse bei unserer Jugend recht schlecht sind, und daß wir nur mit größter Sorge an die Zukunft auch der nächsten Generationen denken können. Von Jahr zu Jahr hat während des Krieges die Sterblichkeit

unter den jüngeren Altersklassen mehr und mehr zugenommen und weist eine stete Steigerung besonders unter den Tuberkulosen auf.

Will man nicht gleichgültig die Weiterentwicklung der Dinge abwarten und unser Volk seinem traurigen Schicksal entgegentreiben lassen, so heißt es mit ganzem Nachdruck diejenigen Einflüsse auszuschalten, die als gesundheitsschädigend und für die körperliche Entwicklung unserer Jugend hemmend gelten müssen. Die Kriegserfahrungen haben nun gelehrt (Prof. Dr. Brauer, Eppendorf-Hamburg), daß nicht das Maß der Ansteckungsmöglichkeiten, sondern in erster Linie die disponierenden, den Körper schwächenden Vorbedingungen, also die Schädigung der körperlichen Widerstandsfähigkeit, das Hauptmoment für die Auslösung bzw. Eindämmung der Volksseuche und ihrer mannigfachen Anfangserscheinungen sind. Neben dem wesentlichsten Faktor hierbei, der Ernährung, muß der sonstigen Lebensweise unserer Jugend, ihrem täglichen Anteil an frischer Luft, Sonne und Bewegung, ihrer Abhärtung und Erhöhung der körperlichen Widerstandsfähigkeit, die Hauptaufmerksamkeit gelten. Hier auf offensichtliche Nachteile in der Lebensweise unserer schulpflichtigen Jugend zu verweisen und Abhilfe zu verlangen, ist die Aufgabe dieser Zeilen.

Schon vor dem Kriege machten sich die Schäden der durch die Schulpläne bedingten Lebensweise bei unserer Jugend bemerkbar. Als Leiter und Lehrer der deutschen Auslandsschule Fridericianum zu Davos, die in ihrem Jugendsanatorium Knaben und Jünglingen zur Wiedererlangung ihrer Gesundheit verhilft, habe ich in mehr als zwanzigjähriger Tätigkeit reichliche Gelegenheit gehabt, umfassende Erfahrungen zu sammeln; Erfahrungen, die gerade für die vorliegende Frage von größter Bedeutung sind. Und da die Anstalt in den 43 Jahren ihres Wirkens von tausenden Knaben aus allen Teilen des Reiches besucht wurde, dürfen sie eine allgemeine Gültigkeit beanspruchen.

Die auffälligste, sich stets wiederholende Erscheinung war: die weitaus meisten Zöglinge hatten die Grundlage für ihre Erkrankung im Winter gelegt. Die Erklärung hiefür ist einfach genug. Es fehlte ihnen an dem für ihren Körper Notwendigsten: Bewegung, frische Luft und Sonne. Man vergaß, daß unser mitteleuropäischer Winter sowie die Frühlings- und Spätherbstmonate, ohnehin die Zeit der Erkältungen, eine größere Widerstandsfähigkeit und Abhärtung des Körpers erfordern. Anstatt diese durch eine entsprechende Anpassung des Stundenplanes zu ermöglichen, machte man den Schülern durch einen Tagesplan, der allenfalls für den Sommer paßt, den Aufenthalt in freier Luft fast unmöglich. Die Schuld muß also hier in den Vorschriften für die Verteilung des Unterrichts gesucht werden.

Wenn der Unterricht einer Großstadtschule um 1, 1½, ja gelegentlich sogar um 2 Uhr schließt, wird der Schüler unter Berücksichtigung der oft weiten Entfernungen kaum vor 2 Uhr zu Hause sein. Somit wird in den Monaten kürzester Tagesdauer nach Erledigung der Mittagsmahlzeit keine Zeit mehr übrig bleiben, vor Einbruch der Dämmerung einen längeren Spaziergang außerhalb der Stadt, abseits vom Dunst und Getriebe derselben zu unternehmen. Dabei ist vorausgesetzt, daß der Umfang der Hausaufgaben und die durch geistige Ermüdung eines fünf- bis sechsstündigen Unterrichtes bei vielen erzeugte körperliche Unlust ein längeres

Verweilen im Freien noch möglich machen. In vielen Fällen liegen die Verhältnisse leider auch heute immer noch so, daß die häusliche Vorbereitung das mitbestimmende Moment ist. Ein Schüler, der eine geistige Arbeit von zwei bis vier Stunden vor sich hat, wird sich oft nur ungern entschließen, mit der Aussicht auf eine so umfangreiche Arbeitszeit mehrere Stunden der Erholung zu widmen.

Bei manchem schwächlichen Jungen war es geradezu überraschend, wie schnell er sich bei einer den natürlichen Bedürfnissen des jugendlichen Körpers angepaßten Lebensweise im Fridericianum, mit seinem ausgiebigen Freiluftaufenthalt von 11 bis 4 Uhr, körperlich und dann auch geistig erholte. Außer Zweifel ist es, daß es bei vielen gar nicht zu körperlichen Niederlagen gekommen wäre, wenn den Jungen durch eine zweckmäßige Tageseinteilung die Möglichkeit gegeben wäre, mehrere Stunden des Tages im Freien zu verbringen.

Dieses Kapitel kann nicht übergangen werden, ohne der täglichen Arbeitszeit gerade der Schüler in den Oberklassen unserer höheren Schulen zu gedenken. Sie bedarf besonderer Beachtung. Die in so weiten Kreisen als Höchstmaß für Erwachsene anerkannte achtstündige Arbeitszeit kommt bei unseren Söhnen noch nicht durchweg zur Anwendung. Wir stehen hier vor der genugsam bekannten, aber darum nicht minder verwunderlichen Tatsache, daß sie gerade in den Jahren ihrer Entwicklung, die den Grund für ihr ganzes späteres Leben legen, nicht weniger als acht bis neun Stunden, in vielen Fällen gewiß noch mehr geistig tätig sein müssen, ohne daß man ihnen im Winter die Möglichkeit gibt, durch Bewegung im Freien ihren Körper genügend zu kräftigen und Gegengewichte gegen das viel zu lange Sitzen in der Stube zu schaffen. So ist die im Schulsanatorium Fridericianum gewonnene Erfahrung der geringeren Widerstandsfähigkeit der jugendlichen Körper im Winter nur zu verständlich.

Es muß demnach die dringende Forderung aufgestellt werden, die während des ganzen Jahres unterschiedslose Verteilung des Unterrichts unter Berücksichtigung der klimatischen Eigenschaften des Winters zugunsten eines genügenden Aufenthaltes im Freien in dieser Jahreszeit aufzuheben. Daß dies nicht schon längst geschehen ist, muß in gerechtes Erstaunen setzen. Haben doch langjährige gewissenhafte meteorologische Aufzeichnungen und die bahnbrechenden Untersuchungen der Sonnenstrahlung im letzten Jahrzehnt sowie unsere eigene Erfahrung uns längst klar gemacht, daß dem Winter eine besondere Stellung zuzuerkennen ist.

Ein Zweifel hieran wird auch kaum bestehen. Aber erst bei einem, wenn auch nur kurzen Einblick in die für unsere Erwägung in Betracht kommenden Klimatabellen zeigt sich, wie groß tatsächlich die Unterschiede sind, wie sehr unser mitteleuropäischer Winter die bei weitem am wenigsten begünstigte Jahreszeit ist.

Da der Sonnenschein der wichtigste Klimafaktor von hygienischer Bedeutung ist und seine Verteilung im Laufe des Tages zudem einen Schluß auf die meteorologische Beschaffenheit desselben zuläßt, die Stunden der Dämmerung oder Dunkelheit außerdem für den Freiluftaufenthalt der Schüler ohnedies nicht in Frage kommen, so wurde die durchschnittliche tägliche Menge des Sonnenscheins als Grundlage der Betrachtung gewählt. Damit soll jedoch keineswegs gesagt sein, daß nur Tage ohne Bewölkung der Wanderfreude unserer Jungen dienlich sind.

Als Vertreter deutscher Großstädte wurde das zentral gelegene Berlin gewählt (Otto Berre „Das Klima von Berlin". Verlag O. Salle, Berlin 1908) und zum Vergleich noch Hamburg herbeigezogen. (Helmuth König, „Dauer des Sonnenscheins in Europa. Nova acta. Abhandl. der Leop. Carol. Deutschen Akademie der Naturforscher, Halle, und Bach, „Die Anpassung des Unterrichtsplanes an das Klima und ihre Bedeutung für die Gesundheit der Schüler". Beilage zum XXXVI. Jahresbericht des Fridericianums zu Davos 1914.) Bezeichnend ist, daß die Hälfte aller sonnenlosen Tage allein auf den Winter entfällt. Im meteorologischen Winter (Dezember, Januar, Februar) verzeichnen die Sonnenscheinautographen 143 Stunden, im Sommer (Juni, Juli, August) 728, in Hamburg bzw. 113 und 448 Stunden. Die drei Wintermonate haben also nur den fünften bis vierten Teil des Sonnenscheins der drei Sommermonate. Diese Unterschiede sind so gewaltig, daß man sich mit Recht fragt, warum die gesundheitspendende Kraft der Sonne im Winter, wo sie uns so viel spärlicher zugestrahlt wird, nicht wenigstens nach Möglichkeit durch eine zweckentsprechende Zeiteinteilung ausgenützt wird. Daß dies in weit größerem Umfang als bisher geschehen könnte, zeigt die Tabelle der Verteilung des Sonnenscheins auf die Tagesstunden.

Täglicher Gang des Sonnenscheins in Berlin im Mittel der Jahre 1891—1900.

	Okt.	Nov.	Dez.	Jan.	Febr.	März
9—10	11,6	6,1	3,2	3,2	7,2	11,3
10—11	13,1	8,6	5,7	5,4	8,5	13,0
11—12	13,4	10,0	6,8	6,2	10,1	13,2
12—1	13,6	10,5	7,2	7,3	10,1	13,9
1—2	14,0	9,9	7,4	6,9	9,8	13,8
2—3	12,5	9,3	5,9	5,8	8,5	13,0
3—4	10,6	5,1	0,7	1,9	6,8	10,5
4—5	3,4	0,3	—	—	2,0	5,8

Die Stunde, in der die Sonne am längsten und im Durchschnitt also auch am häufigsten scheint, ist die von 12—1 bzw. von 1—2 Uhr. Im allgemeinen hat der Nachmittag überhaupt mehr Sonnenschein als der Vormittag. Es ist dies eine Folge der größeren vormittäglichen Bewölkung während der kalten Jahreszeit. Wie traurig es dann mit unseren armen Jungen bestellt ist, denen Licht und Sonne für ihr Gedeihen so bitter nötig sind, lehrt die folgende Überlegung. Unter der Voraussetzung, daß der Unterricht um 1 Uhr schließt und der Schüler sich nach dem Mittagessen schon um 2½ Uhr außerhalb der Stadt befindet, wo er allein Erholung finden kann und soll, würde er doch nur im ganzen Dezember und Januar 3,6 bzw. 4,8 Sonnenstunden genießen können. Das sind täglich durchschnittlich 6—9 Minuten, falls er wirklich unter Benutzung der zur Verfügung stehenden Verkehrsmittel zu dieser Zeit schon an seinem Ziel ist. In Wirklichkeit werden die Verhältnisse jedoch in vielen Fällen wegen der oft weiten Wege und aus den früher angegebenen Gründen noch ungünstiger liegen.

Würde jedoch der Stundenplan den ungünstigen Bedingungen des Winters mit Schulschluß etwa um 11½ Uhr angepaßt werden, so käme wenigstens im Mittel eine halbe Stunde Sonnenschein auf jeden Tag. Man soll diese halbe

Stunde nicht zu leicht anschlagen. Wer aus dem Qualm der Großstadt kommend die Körper und Gemüt erfrischende Kraft auch nur einer halben Stunde reinen Sonnenlichtes an sich selbst erprobt hat, wird gewiß auch ohne die gewichtigen, für ihre Ausnützung sprechenden Argumente unserer Hygieniker und Physiker ihren Wert richtig einschätzen. Nicht viel günstiger liegen die Verhältnisse in den Übergangsmonaten. Obwohl im Oktober die Sonne in Berlin durchschnittlich täglich 3,1 Stunden, im März sogar 3,4 Stunden scheint, kann ein Berliner Schüler nur 40 oder 45 Minuten dieser Zeit täglich im Freien sein. Es geht ihm also der weitaus größte Teil des lebenspendenden Sonnenscheins verloren.

Diese Betrachtungen ließen sich unter Ausnützung der noch nicht abgeschlossenen wichtigen Untersuchungen der letzten Jahre über die Beschaffenheit der Sonnen- und Himmelsstrahlung und ihre Ausnützung im Dienste der Medizin noch überzeugender und bedeutsamer gestalten. Mit aller Deutlichkeit geht aus denselben hervor, daß auch in der Zusammensetzung des Sonnenlichtes zwischen Winter und Sommer gewichtige Unterschiede bestehen, die nicht minder für die Notwendigkeit der Berücksichtigung des Winters für unsere Jugend sprechen. Eine der wesentlichsten Erfahrungen dieser Untersuchungen ist vielleicht die Anteilnahme des Himmelsgewölbes auch an nicht klaren Tagen an der für das Befinden des Menschen wichtigen Strahlung. Dem sich im Freien befindlichen Menschen werden auch bei nicht wolkenlosem Himmel wertvolle, die Gesundheit fördernde Kräfte zugestrahlt. Es kann hier nicht eingehender auf jene vielseitigen Forschungen, die das gesamte Gebiet des Sonnenspektrums umfassen, eingegangen werden. Sie lehren jedenfalls, daß bis jetzt viel zu wenig geschehen ist, um die uns von der Natur zur Verfügung gestellten Kräfte für unsere leidende Jugend auszunützen. Nimmt man ihr in unserem Winter die an sich gegenüber dem Sommer geringeren Schutzmittel durch mangelnden Aufenthalt in freier Luft, so liefert man sie eben dem Einfluß der Tuberkulose und anderer Krankheiten aus und macht sie wehrlos.

Daher bleibt keine andere Möglichkeit. Die Stundenpläne unserer Schulen müssen so umgestaltet werden, daß der Unterricht im Winter nicht später als um 11½ Uhr vormittags sein Ende findet. An kleineren Orten, wo größere Schulwege nicht ins Gewicht fallen und wo der Schüler in kurzer Zeit auf freiem Felde sein kann, könnte der Schulschluß auch auf 12 Uhr gelegt werden, wie es bei manchen Schulen schon heute geschieht. Über die Möglichkeit solcher Umgestaltung auch in schultechnischer Beziehung soll später gesprochen werden.

Ist mit der Erfüllung dieser Forderung der der Jugend auch im Winter unbedingt nötige Aufenthalt in freier Luft ermöglicht, so ist damit noch nicht die Gewähr einer regelmäßigen und gründlichen Ausnützung dieser Möglichkeit gegeben. Die heutigen Gesundheitsverhältnisse bei unserem Nachwuchs sind jedoch so ernst und erheischen so konsequente Ausnützung aller zu Gebote stehenden Mittel, daß wir ihre Verbesserung nicht dem Belieben des Einzelnen anheimgegeben wissen möchten. Der Staat möge sich, wie es mit der Wehrhaftmachung unserer Jugend während der Kriegszeit der Fall war, der körperlichen Erstarkung der Jugend annehmen, entsprechend ihrer Bedeutung

für das Volkswohl. Nur so kann gründliche Abhilfe erwartet werden. Eine zweckentsprechende Organisation sollte um so leichter durchzuführen sein, als dem Staat die Sorge für ein großes stehendes Heer abgenommen ist. Dieser Gedanke mahnt aber auch zugleich, die Wiedererstarkung unserer Jugend als eine heilige Pflicht zu betrachten. Für so manchen Jüngling war die Zeit seines Militärdienstes die Zeit der Ertüchtigung seines Körpers. Heute, wo diese Schule für die Erziehung zur Mannhaftigkeit fehlt, sollte auch aus dieser Erwägung heraus an einen Ersatz gedacht werden, soweit die gesundheitliche Seite in Frage kommt.

Nicht auf dem bisherigen Wege mit den üblichen 1—2 Turnstunden, den 1—2 dem freiwilligen Sport gewidmeten Nachmittagen, die keineswegs eine überall bestehende Einrichtung sind, dürfen wir das Heil erwarten. „Täglich soll der Knabe und Jüngling in der Lage sein, sich in frischer Luft zu bewegen, seinen Körper zu kräftigen und geschickt zu machen. Und regelmäßig, wie der Schulunterricht, müssen diese Übungen sein." Das Wesentliche hierbei ist unzweifelhaft der Aufenthalt im Freien und die Körperbewegung. Ob es Wanderungen, ob Sport oder Spiel sein sollen, ist nicht ausschlaggebend. Am besten wird ein verständiger Wechsel aller der Körperbildung dienenden Möglichkeiten sein, wobei gesundheitliche Rücksichten auf den Einzelnen und seine Neigung mitbestimmend sein können. All diese Erwägungen sind jedoch der Hauptforderung gegenüber von untergeordneter Bedeutung. Was ausscheiden müßte, wären sportliche Auswüchse mit dem bloßen Ziel der Rekordleistung.

Man hat hier und da die Frage aufgestellt, ob der Staat wirklich die Pflicht hat, für das körperliche Wohl der Jugend auch außerhalb der Schulräume zu sorgen bzw. über demselben zu wachen. Der aus der Not der Zeit sich ergebende Zwang gibt die Antwort selbst und wirft alle Bedenken über den Haufen. Wenn der Staat ein Interesse daran hat, die zu ihm Gehörenden nicht in Unwissenheit aufwachsen zu lassen, sondern ihren Geist zu schöner Blüte zu bringen, so muß sein Interesse an dem körperlichen Gedeihen ein ungleich größeres sein; denn es betrifft eine Existenzfrage des ganzen Volkes. Und ein geistiges Gedeihen ist zudem nur auf gesunder körperlicher Grundlage möglich. Auf die sich hier aufdrängenden Parallelen aus der geschichtlichen Überlieferung anderer Völker, denen die körperliche Tüchtigkeit der Jugend höchstes Ziel war, sei hier nicht eingegangen. Es will uns aber scheinen, daß schon die Tatsache des Schulzwanges auch die Verpflichtung der Sorge für das körperliche Wohl in sich birgt. Wenn mit der Reifeprüfung sich die Tore der Schule hinter unsern höheren Schülern schließen, so haben sie einen ansehnlichen Teil ihrer Lebenszeit in voller Abhängigkeit von jener verbracht. Denn mit ganzem Nachdruck bestimmte die Schule auf Grund staatlicher Verordnungen die Lebensweise des Schülers bezüglich der Einteilung des ganzen Tages. Ein Mitbestimmen des Elternhauses war im wesentlichen ausgeschaltet. Bedenkt man, daß die Schuljahre aber gerade die Zeit der körperlichen Entwicklung sind, die ausschlaggebend für den gesundheitlichen Werdegang des weiteren Lebens sind, so drängt sich die Schlußfolgerung der staatlichen Fürsorge auch als einer moralischen Pflicht von selbst auf. Damit die Entwicklung des jugendlichen Körpers durch die einseitige geistige Tätigkeit, durch das fünf- bis

sechsstündige tägliche Sitzen in den Schulräumen mit den dazu gehörenden häuslichen Vorbereitungsstunden nicht gehemmt wird, sind Gegengewichte zu schaffen. Schon vor dem Kriege fehlte es nicht an gewichtigen Stimmen auch aus dem Lager der Unterrichtsverwaltungen selbst, die für die Regelung aller der körperlichen Entwicklung der Schuljugend dienenden Unternehmungen durch die Schule selbst eintraten. Heute sind diese Forderungen unabweislich geworden.

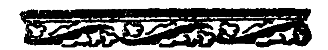
Zum Schluß noch einige Worte über die Anpassung der Schulpläne an die klimatischen Bedingungen unseres Winters. Dieselben sollen jedoch nur Hinweise sein. Der eingehenden Durchprüfung bliebe es vorbehalten, im einzelnen festzustellen, auf welchem Wege man am besten ans Ziel gelangen kann. Man möge sich jedoch stets vor Augen halten, daß die Gesundung und Erstarkung unserer Jugend wichtig genug ist, um auch einige Unbequemlichkeiten oder Verzichte in den Kauf zu nehmen. Und wenn schlimmsten Falles der Unterrichtsstoff im Winter zugunsten eines vermehrten Aufenthaltes im Freien etwas beschnitten wird, so wäre dies auch kein Unglück. Unsere bisherige Auffassung, den Winter als die Hauptarbeitszeit des Schülers anzusehen, war eben falsch und für seine Gesundheit höchst nachteilig. Im übrigen ist noch nicht einmal gesagt, daß eine ins Gewicht fallende Einbuße an Wissen nötig ist. Wir schleppen noch immer so manchen Ballast in unsern Lehrplänen mit, dessen Wegräumung höchst segensreich und als wertvoller Zeitgewinn zu begrüßen wäre.

Ebenso würden sich die vorzunehmenden Änderungen der Tagespläne wahrscheinlich gar nicht einmal als so wesentlich herausstellen. Bei einem Beginn des Unterrichts um 8 Uhr morgens würde man unter Einhaltung von Fünfminutenpausen und einer Hauptpause von 10 Minuten 4 Kurzstunden von je 45 Minuten Dauer auf den Vormittag legen können und dabei einen Schlußtermin von 11 Uhr 20 Minuten erzielen. Der so entstehende Verlust an Stunden müßte unter tunlichster Einschränkung der Klassenpensen durch Nachmittagsunterricht an zwei oder drei Tagen von 4 Uhr an ausgeglichen werden. An diesen Tagen sollte alsdann die häusliche Vorbereitung ausgeschlossen sein, was sich durch Verzicht auf Hausaufgaben für den folgenden Tag ermöglichen ließe. Im Sommer machen die günstigeren klimatischen Bedingungen und die längeren Tage besondere Maßnahmen zur Erzielung eines genügend langen Aufenthalts im Freien kaum nötig, wenn man nicht mit dem ungeteilten Unterricht überhaupt brechen will.

Läßt man die Anregungen und Beschlüsse mehrerer großer Gymnasiallehrervereine während der Kriegszeit zur Richtlinie dienen, so wäre man bereits auf dem besten Wege, etwaige Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. „Die wissenschaftliche Ausbildung betrachtet als ihre Hauptaufgabe die Erziehung zum geistigen Arbeiten, nicht die Aneignung eines umfangreichen Wissensstoffes." Dieses Ziel ist auch unter Einschränkung der Hausaufgaben zu erreichen. Eine geistige Verflachung ist nicht zu befürchten, wenn der Unterricht selbst mit allem Nachdruck ausgenützt wird, und eine Erhöhung der Anforderungen an die geistige Betätigung des Schülers in der Unterrichtsstunde wäre nur zu begrüßen. Um diejenigen, die solchen vermehrten Anforderungen nicht gewachsen sind, weil ihnen die für ihre mühselige Vorbereitung nötige Zeit fehlt, wäre es nicht schade. Es

wäre keineswegs bedauerlich, wenn die Ziffern des Schulbesuches in den oberen Klassen unserer höheren Schulen etwas zurückgingen. Schließlich wird die Güte des Unterrichts auch von selbst gewinnen, wenn die qualvolle Länge von fünf bis sechs hintereinander liegenden Schulstunden aufhört und einer Einteilung Platz macht, die auf die Leistungsfähigkeit jüngerer Menschen Rücksicht nimmt. Aus langjähriger Erfahrung kann ich feststellen, daß die Leistungen der Schüler bei einer Verkürzung der Schulzeit am Vormittag weit hochwertiger werden. Unter Anwendung des Grundsatzes einer Zweiteilung des Unterrichts auf den Vor- und Nachmittag hat das Fridericianum zu Davos bei gleichzeitiger voller Ausnützung des Klimas in den 43 Jahren seines Bestehens auch die offensichtlichsten geistigen Erfolge erzielt, obwohl die weitaus meisten seiner Zöglinge es bereits erkrankt oder körperlich geschwächt aufsuchten.

Unsere Zeit ist arm an Hoffnungen, und tiefes Dunkel lastet nicht nur auf der Gegenwart, sondern auch auf der Zukunft. Eine Besserung können wir nur von einem starken künftigen Geschlecht erwarten. Zu diesem unsere Jugend zu erziehen, sei unsere heiligste Aufgabe.



Stille Stunde · Von Rudolf Paulsen

Ich möchte mein Ohr nun legen
Ans Herze der Natur
Und horchen seinen Schlägen
Und lesen Gottes Uhr.

Ich möchte dem Atem lauschen,
Der in der Erde dröhnt,
Des Meeres tiefstem Rauschen
Und was es Heiliges tönt.

Ich möchte das All befragen
Nach Lebens und Todes Sinn;
Es soll mir Mutterworte sagen,
Mir sagen, wer ich bin.

Ich möchte hinübergehen
Leise und schön wie ein Kind,
Ich möchte ganz sanft verwehen
Wie singender Abendwind.



Doch von morgen an — —

Von Paramon Baburin

1. Rückgrat

Doch von morgen an soll es anders werden.

Die halbe Nacht hatte er wieder wach gelegen und gehaßt, den Mann gehaßt, den zu lieben er schon seit einer Reihe von Jahren sich vergeblich bemühte.

Es mußte anders werden. Lieber draußen in der Provinz ein bescheidenes Amt verwalten, als täglich diesen eiskalten Hochmut, diesen in karikiert vollendete äußere Formen gekleideten Sarkasmus, dieses unbesiegbare Besserwissenwollen, dieses gottesgnadentümliche Gehaben, diese jämmerliche haarspaltende Kleinlichkeit, diese stierköpfigen schulmeisternden Wortschindereien, diese geradezu läppische Logik zu ertragen, die auf Schrauben noch Stelzen stülpt und nicht zufrieden ist, ehe sie nicht jede Frage hundertmal bespeichelt und durchgekäut hat, um schließlich, nach schmählich vertanem Aufwand, mit einer Zwangsidee, die stets den Nagel neben den Kopf trifft, den lahmen Ausschlag zu geben.

Als Arbeit vieler Tage und mancher durchwachten Nacht hatte er dem Minister den Entwurf vorgelegt. In kurzen packenden Sätzen war die verwickelte Sachlage mit Auffassung und Gegenauffassung, Beispielen und Gegenbeispielen vorgetragen und akademisch und praktisch gezeigt, welche Entscheidung getroffen werden müsse.

Schon nach einigen Stunden stellte der Chef ihm das Schriftstück wieder zu, sprachlich durchkorrigiert wie ein Schulheft, mit Randbemerkungen versehen und mit dem Ersuchen um gefällige Rücksprache. Genau das Gegenteil wollte der Minister. Die ganze Arbeit war für die Katze. Der Referent hatte sich auch diesmal, wie so oft, wieder zu fügen. Nicht einer höheren Einsicht sich zu beugen galt es, dies hätte er gern getan. Nein, den Windungen einer Rabulistik sollte er folgen, an der nicht ein einziger echter Faden war. Und dies in einer Angelegenheit, die er seit langem durchaus beherrschte, während sie dem Minister bis vor kurzem ganz und gar fremd war.

Von einer sachlichen Erörterung keine Rede. Niemals. Völlige Verschlossenheit. Stahlpanzerung. Ein dicker Schädel, von dem alles abprallte. Hauptwaffe brütendes Schweigen, zum Schluß die Brutalität eines beschränkten Werkmeisters.

Doch diesmal sollte es anders kommen! Diesmal wollte er nicht, wie so oft, wie so viele seiner Kollegen, den von allen mit Inbrunst gehaßten Mann, der sich auf Gerechtigkeit und Sachlichkeit soviel zugut tat und beides nicht besaß, diesmal wollte er ihn nicht mit kaltem Schweiß auf der Stirn, mit zitternden Händen, Zornestränen in den Augen und Schmach der Ohnmacht im Herzen verlassen. Diesmal wollte er sich endlich, endlich entladen.

Zur befohlenen Stunde fand er sich beim Minister ein. Man nahm Platz. Der Minister schwieg. Den im Schweigen liegenden Vorteil pflegte er niemals

zu versäumen. Dies zwang den Referenten, sich auszubreiten. Kleine Pausen im Vortrag sollten dem Minister Gelegenheit zur Stellung geben. Doch der schwieg. Mit Wärme und Überzeugungskraft verteidigte der Referent seine Position. Der Minister schwieg.

Nach Beendigung des Vortrages schob der Minister den Unterkiefer schräg empor und sagte mit hohler Stimme:

„Sie haben gesagt, eine andere Entscheidung als die von Ihnen angegebene könne nicht getroffen werden. So haben Sie auch in Ihrem Entwurf geschrieben. Ich nehme an, daß Sie mit dieser Äußerung der Entscheidung, die ich zu treffen haben werde, nicht haben vorgreifen wollen. Meine Entscheidung ist der im Entwurf vorgesehenen entgegengesetzt. Die hierfür obwaltenden Gründe in überzeugender Weise darzustellen, ist die Sache des Referenten, also die Ihrige. Ich will Ihrem so ausgestatteten neuen Vortrag bis morgen nachmittag um fünf Uhr entgegensehen, da ich um sechs Uhr auf zwei Tage verreise. Guten Abend!"

„Exzellenz!" sagte der Referent und trat dem Minister einen Schritt näher. Jetzt war die Stunde da oder nie. „Exzellenz!"

„Haben Sie noch etwas?" fragte der Minister, der schon unter der Tür seines Arbeitszimmers stand.

„Exzellenz! Ich — — ich — — ich — — ich werde den neuen Entwurf bestimmt schon bis morgen mittag zwölf Uhr vorlegen können."

Doch von morgen an — —

2. Der Nerzpelz

Doch von morgen an soll es anders werden.

Ein unnütz Leben ist ein früher Tod. Schlaflose Nächte hatten ihm diese Erkenntnis gebracht.

Soweit er zurückdenken konnte, war er ein Egoist gewesen. Ich, ich, ich war sein zweites Wort. Nur sich selbst hatte er gelebt. In der Verödung. Dies sollte anders werden. Wonnig, wonnig sollte es werden. Genau so wie er es heute nacht gesehen und geschrieben hatte. Er holte die Blätter und las mit tiefer Befriedigung:

„Eisig kalt war es Unter den Linden. Der Wind schnob in Stößen und jagte blitzende Kristalle durch die Luft. Der Schnee knirschte und ächzte. Der Abend dämmerte heran. Die ersten Laternen leuchteten auf. Alles Leben schien von der Straße geflohen zu sein. Nur zwei Schutzleute in riesigen Mänteln, mit Oderkähnen von Stiefeln. Da und dort ein tiefvermummter Passant, der einem unbekannten Ziel eilend zustrebte. Vor Kranzler heulte ein Hund nach dem verlorenen Herrn.

In den Nerz gehüllt, den Kragen hochgeschlagen, die Fellmütze über den Ohren, den Hals mit seidenem Foulard verwahrt, Hände und Unterarm mit gefütterten Handschuhen, Pulswärmern und langen Überhandschuhen geschützt, so schritt Edwin unbekümmert dahin, dem Restaurant Hiller zu, wo die Freunde ihn zum Diner erwarteten.

In die Pforte des Eckhauses genistet, die schmächtige Gestalt eines zwölfjährigen Knaben, zitternd vor Kälte, in dürftigen Kleidern, Gesicht und Hände

frostblau. Das Kind hielt Edwin eine Schachtel Streichhölzer entgegen und stammelte Unverständliches. Die verklamten Beinchen taumelten. In diesem Augenblick verhüllte eine wirbelnde Schneewolke alles Sichtbare, den Knaben, die Häuser, die kahlen Bäume, die Laternen, deren Lichter nur noch zu glimmen schienen."

Und er las weiter, wie Edwin dem Knaben den ganzen Vorrat von elf Schachteln abkauft. Wie er nicht zu den Freunden geht, sondern zurückkehrt nach Hause mit dem kleinen Mann. Wie die Haushälterin auf sein Geheiß den Knaben atzt und tränkt mit Butterbrot und Milchkaffee. Wie sie das Kerlchen auskleiden und schlafen legen. Wie Edwin seinen Schützling von dem rohen Vormund befreit. Wie er ihn zu einem tüchtigen Menschen erziehen läßt. Wie Edwins Hunger, Gutes zu tun, immer größer wird. Wie der ererbte Mammon ihm und vielen zum Segen gedeiht. Wie aus dem Brachfeld Lebenswerte hervorsprießen und Glück und unendliche Befriedigung. Dieser Edwin war er selber. Diesem Edwin wollte er gleichtun. Und heute beginnen.

Solchen Vorsatzes voll verließ er das Haus.

Eisig kalt war es Unter den Linden. Der Wind schnob in Stößen und jagte blitzende Kristalle durch die Luft. Der Schnee knirschte und ächzte. Der Abend dämmerte heran. Die ersten Laternen leuchteten auf. Alles Leben schien von der Straße geflohen zu sein. Nur zwei Schutzleute in riesigen Mänteln, mit Oderkähnen von Stiefeln. Da und dort ein tiefvermummter Passant, der einem unbekannten Ziel eilend zustrebte. Vor Kranzler heulte ein Hund nach dem verlorenen Herrn.

In den Nerz gehüllt, den Kragen hochgeschlagen, die Fellmütze über den Ohren, den Hals mit seidenem Foulard verwahrt, Hände und Unterarm mit gefütterten Handschuhen, Pulswärmern und langen Überhandschuhen geschützt, so schritt Edwin unbekümmert dahin, dem Restaurant Hiller zu, wo die Freunde ihn zum Diner erwarteten.

In die Pforte des Eckhauses genistet, die schmächtige Gestalt eines zwölfjährigen Knaben, zitternd vor Kälte, in dürftigen Kleidern, Gesicht und Hände frostblau. Das Kind hielt Edwin eine Schachtel Streichhölzer entgegen und stammelte Unverständliches. Die verklamten Beinchen taumelten. In diesem Augenblick verhüllte eine wirbelnde Schneewolke alles Sichtbare, den Knaben, die Häuser, die kahlen Bäume, die Laternen, deren Lichter nur noch zu glimmen schienen.

Jetzt das neue Leben beginnen wollen hieß: einen Überhandschuh und Handschuh mühsam ausziehen, fünf Knöpfe des Pelzmantels öffnen, das über die Brust gekreuzte Foulard entknoten, den Geldbeutel ziehen, blind eine passende Münze ertasten und während aller dieser Handlungen und bis zum Wiederaufbau der ganzen Herrlichkeit die Eleganz und die Gesundheit den Atmosphärilien preisgeben, der Kälte, dem Schnee, dem wirbelnden Wind.

Dies war zu viel. So hatte er nicht gewettet. Er sah an dem Knaben vorüber und ging stracks weiter. Gleich darauf bugsierte ihn der aufmerksame Pförtner durch das Drehkreuz ins helle und warme Zimmer.

Doch von morgen an — —

3. Nachtgedanken

Doch von morgen an soll es anders werden. Er wird arbeiten.

Wundervolle Gedanken waren ihm in der Nacht gekommen, hatten ihn förmlich überströmt.

Da saß er jetzt am Schreibtisch.

Erst Sammlung! Sammlung!

Mit Genuß zündete er eine Zigarette an. In der unbewegten Luft stieg der bläuliche Rauch auf und legte sich als schmale Wolke in Kopfhöhe vor den großen Bücherschrank. Eine seltsame Erscheinung, des Nachdenkens wert.

Wie erwachend endlich griff er nach dem Papiermesser, schnitt sorgsam aufgeschichtete Bogen in Hälften und schichtete von neuem. Ein Häuflein schwand, das andere wuchs.

Dann spitzte er sechs Bleistifte. Das mußte reichen für den ersten Tag, ohne Wiederholung der Prozedur.

Darauf numerierte er die Blätter. Es waren, wie er gewollt, genau hundert. Als er sie durchsah, entdeckte er, daß einigen Zahlen Punkte beigesetzt waren. Andere hatte er mit Haken unterstrichen. Er stellte Gleichmaß her, Blatt für Blatt, schichtete wieder und nahm einen Bleistift in die Hand.

Halt! Zuerst noch eine Zigarette!

Plötzlich empfand er eine Störung. Geordnete Gedanken waren nur möglich, wenn ringsum Ordnung herrschte. Die Platte des Schreibtisches war beladen in buntem Wirrwarr mit Büchern, Broschüren, Zeitungen, Zeitschriften, Briefen, Notizblättern, Photographien, Schachteln, Schalen, Kästchen, Tand. Unmöglich! Er räumte auf und verteilte den Überschuß der Dinge auf anderen Möbeln.

Jetzt an die Arbeit!

Eine Wespe kreuzte durchs Zimmer. Ihr Summen bereitete ihm Schmerz. Er öffnete ein Fenster und jagte sie hinaus. Dies dauerte lange. Als er endlich das Fenster schloß, waren etliche große Fliegen eingedrungen, die draußen in der prallen Sonne gespielt hatten.

Und die Jagd wiederholte sich. Es wurde ihm voller Erfolg. Doch der kleine Schuh von Meißener Porzellan verlor den Absatz. Er besserte den Schaden mit Syndetikon aus. Ein Tropfen des hartnäckigen Klebers fiel fadenziehend auf die grüne Decke des Schreibtisches. Das abschabende Messer vergrößerte den Fleck. Er klingelte heißes Wasser herbei und bearbeitete Decke, Messer und Hände, um alle Spuren des Unfalles zu vertilgen.

Dies gelang ihm nur halb. Wie sahen seine Hände aus! Er holte aus dem Schlafzimmer das inhaltreiche Behältnis für Exterikultur und brachte seine Finger mit Nickel- und Elfenbeininstrumenten und Kaloderma wieder in menschenwürdige Verfassung.

Dann nahm er den Bleistift zur Hand — —

So oft die Haustür zugeschlagen wurde, rüttelte der Luftstoß an seiner Tür. Es störte ihn unsäglich. Nach längerer Untersuchung konnte er den Übelstand durch Einschieben von Papierbäuschen in den Türanschlag abstellen.

Endlich an die Arbeit!

Zweimaliges Klingeln kündete die Ankunft der Mittagszeitung.

Schon so spät? Er holte die Zeitung herauf. Das eingeklemmte Papier fiel herunter. Er brachte es mit vieler Mühe wieder an. Er durchflog die Zeitung. Nichts Neues.

Den Stift zur Hand — —

Der Gong rief zu Tisch. Der Vormittag war hin. Heute nachmittag aber — — Nach anderthalbstündiger Mittagsruhe saß er wieder am Schreibtisch. Er setzte den Bleistift an — —

Kinder fuhren auf Rollschuhen über den Bürgersteig. Nicht am Haus vorüber, sondern hin und her. Das rollte, rollte, rollte. Natürlich wieder die drei Mädel von nebenan. Wie sie zwitscherten! Unerträglich! Unmöglich sich zu konzentrieren! Er wartete. Nach einer Stunde verzogen sich die Missetäterinnen.

Endlich an die Arbeit!

Frische Luft war ihm nötig. Er öffnete das Fenster. In breiten Schwaden drang Dunst und Rauch kochenden Asphalts zu ihm herein, denn drüben wurde eine neue Straßendecke gelegt. Zu mit dem Fenster! Doch der Geruch blieb und die bittere Störung seines Gemütes.

Er brach eine neue Schachtel Zigaretten an. Es klopfte. Der Tee wurde gebracht und Zwieback. Er schlürfte und knabberte. Dann klemmte er die Papierbäusche wieder ein und ergriff den Bleistift.

Ehe er ihn ansetzte, schaute er sich um. Etwas störte ihn noch. Glückselig entdeckte er schon nach einer halben Stunde, daß einer der Kunstdrucke schief an der Wand hing. Er verbesserte den Fehler. Jetzt war das Nachbarbild übereck. Immer das eine oder das andere. Nie stimmte die Achse. Er holte den Maßstock und begann zu messen. Es war zum Verzweifeln. Er hing alle Bilder um und holte zur Nagelung Hammer und Beißzange. Ein seinem Hausfleiß entstammendes Loch in Tapete und Wandverputz flickte er mit zusammengeknetetem Brot und tönte die Stelle mit Pastellstiften. Der Fleck verschwand.

Mit dem Hammer schlug er sich heftig auf den Daumen. Es blutete. Mit Leukoplast, Verbandwatte und Leinwand wurde der Finger versorgt. Feierabend! Die Asphaltarbeiter verschwanden. Es wurde Ruhe draußen. Endlich!

Er ergriff den Bleistift — —

No— Na— Ko— Ko— Nowa— Kowa— Ko— tni—ski — wie hieß doch die Dame in Arosa? Ach was, das ist doch gleichgültig! An die Arbeit!

Na— No— Ko—, war's nicht Kowalski? Nein! Doch! No— Na—, ich hab's: Nowotny! Famos, jetzt ist die Seele frei. Nein, Nowotny ist's nicht. Also von neuem No— Ka— Na—Na— Ka— So—So— Sto— Smo—, allmählich kommt's: Bo— Ba——, endlich: Swoboda! Triumph!

Der Gong rief zum Abendessen.

Dann war er wieder am Schreibtisch. Er zog die Fenstervorhänge dicht zu. Wie war's mollig, daher eine Zigarre.

Die elektrische Lampe leuchtete nicht recht. Er wechselte die Glühbirne. Jetzt ging's besser. Im Bücherschrank gähnte eine Lücke. Ein Band Grillparzer

fehlte. Er suchte ihn. Erst nach geraumer Zeit fand er den Flüchtling bei Calderon. Wer hatte da wieder gekramt?

Der Fleck an der Wand erschien aufs neue. Stifte her zur Retusche! Kalte Füße stellten sich ein. Dagegen half die Reisedecke. Bald war ihm wieder behaglich.

Endlich war's erreicht.

Er begann zu schreiben.

— —

Fünfunddreißig Jahre später fanden die Erben im Schreibtisch des teuern Mannes einen Umschlag, auf dem in festen Zügen geschrieben stand: Literarischer Nachlaß.

Mit Wehmut und Andacht öffneten sie. Der Umschlag enthielt hundert mit Seitenzahlen versehene halbe Bogen in Kanzleiformat.

Auf dem ersten Bogen stand, mit Bleistift geschrieben und doppelt unterstrichen das Wort:

Nachtgedanken!

Im übrigen waren sämtliche Blätter leer.



Junge Frau

Von Hedwig Forstreuter

Sie geht nicht mehr mit leichtem Schritt,
Bleibt oftmals müde atmend stehn,
Dem Schmetterlinge nachzusehn,
Der spielend um die Weide glitt.

An manchem Beete stockt ihr Fuß,
Und ihre Lider sinken tief . . .
War das ein Vogel, der da rief,
Wie einer Geisterstimme Gruß?

Lockt Leben, warm und sonnbeglänzt,
Schon Dasein, das noch träumend ruht,
In ihr die zagen Schläge tut,
Vom Urgeheimnis dicht umgrenzt?

O Wunder, hochgeweihtes Sein,
So blühend durch die Welt zu gehn,
Vertraut mit jeder Ähre Wehn,
Mit jedem Blatt am Straßenrain.

Zu wissen, wenn die Schwalbenbrut
Sich wagt von dem vertrauten Nest,
Hält sie ihr Kind im Arme fest
Und atmet Frieden, lind und gut.





Heimwärts — Fritz Gärtner

Beilage zum Türmer

Arbeiter und Sozialisierung

Von Kurt Schuder

Die sozialistische Lehre ist letzten Endes ein Ringen um die Seele des Arbeiters. Es ist ihr gelungen, diese von ihr viel umworbene Seele einzufangen.

Wir erleben nun heute den historischen Augenblick, dessen Tragweite sich noch gar nicht überblicken läßt, daß der Kapitalismus ernstlich anfängt, auch seinerseits um die Seele des Arbeiters zu werben. Wenigstens beginnt er einzusehen, daß dieses von ihm vernachlässigte Gebiet vielleicht sein wichtigstes Arbeitsfeld für die Zukunft wird. Der „wissenschaftliche“ Sozialismus verspricht dem Arbeiter goldene Berge, die er nicht schaffen kann, verheißt ihm Erfüllung von Idealen, in deren Wesen es liegt, daß sie nie erfüllt werden können, kurz, lockt ihn in ein Nichtwirklichkeitsland. Der Kapitalismus, die erfolgreichste und zugleich wirklichkeitsstrengste Weltanschauung, hat keinen Platz für idealistische Traumgespinste. Er wird daher dieselbe Strenge und Nüchternheit auch an die Arbeiterschaft heranbringen.

Wie steht nun der Arbeiter den Betrieben gegenüber, die „seinetwegen“ sozialisiert werden sollen, und was ist ihm die Sozialisierung? Der Arbeiter hatte bis jetzt das Gefühl des Ausgebeutetwerdens; der Betrieb und der Betriebsinhaber ist ihm heute noch der Feind, den er in seiner jetzigen Gestalt vernichten muß. Der deutsche Betriebsleiter, für ihn der Kapitalist, ist ihm ein verhaßterer Feind als der französische Genosse, der ihm eine Kugel durch den Kopf schickt oder ihn arbeitsunfähig macht. Denn er denkt, daß sein französischer Genosse dies nur auf den höheren Befehl des Kapitalismus tut, und daß der Genosse trotzdem sein Freund ist. Er hat zu dem Betrieb meist nur das Verhältnis als zur Futterkrippe; dazu kommt das Gefühl der Verbittertheit, zu den Beiseitegeschobenen zu gehören, das Gefühl der proletarischen Existenz, die nichts ihr eigen nennt. Zu alledem tritt die Einpeitschung durch die sozialistische Lehre und ihre Agitatoren, die vom echten Sozialismus überhaupt nichts wissen. Dem Durchschnittsarbeiter erscheint daher die Sozialisierung als der Hauptschlag gegen den verhaßten Kapitalismus, den er dadurch in seinem Herzen zu treffen glaubt, sodann als das Hauptmittel, seine wirtschaftliche Lage zu verbessern, also als Lohnkampf. Er bleibt demnach an der allergröbsten Oberfläche hängen, was ja auch durchaus erklärlich ist; den Kern des Problems sieht er nicht.

Und hier setzt nun die Arbeit ein. Zwei Aufgaben sind es, für die Lösungen gefunden werden müssen, eine ideelle und eine materielle. Sie münden ein in eine Gesamtaufgabe: Wie ist die feindliche oder gleichgültige Stellung des Arbeiters zum Betriebe abzulösen in eine interessierte? Es steht heute so: der Betrieb vermag dem Arbeiter nur seine Handarbeit abzugewinnen; alle anderen Kräfte in ihm liegen brach. Diese Kräfte gilt es zu gewinnen und nicht nur für den Betrieb dienstbar zu machen.

Eine der stärksten Triebfedern im Menschen, vielleicht die stärkste, ist das „Interesse an der Lieferung“. Dieses Interesse zu wecken, ist die Hauptsorge aller Sozialisierungsausschüsse. Einerseits soll der Betrieb den Arbeitern nicht als ihr Eigen überantwortet werden, andrerseits soll die seelenlose Gleichgültigkeit Platz machen einem inneren Interesse für den Betrieb. Es soll also jemand für etwas, was ihm nicht gehört, ebenso interessiert werden, als ob es ihm gehörte. Wie soll das ermöglicht werden?

Man will die Kleinaktie schaffen. Glaubt der Kapitalismus wirklich, daß er hiedurch die seelische Haltung des Arbeiters dem Betriebe gegenüber derart umgestalten kann, daß der Arbeiter nun als für „seinen“ Betrieb das Interesse des Mitbesitzers betätigt, daß er sich nun als Mitbesitzer fühlt? Zunächst kommt als ein sehr erschwerender Umstand in Betracht, daß die Kleinaktie unter dem Zwange geboren ist und zu spät erscheint (ähnlich wie es auch mit dem Dreiklassenwahlrecht war). Sie hat also allen sittlichen Wert verloren, der nur in dem freiwilligen Anerbieten liegt; sie wird mithin nicht den geringsten Eindruck auf den Arbeiter machen, ist ja wohl auch ziemlich einmütig von ihm abgelehnt worden. Der Arbeiter überlegt, daß, wenn der Kapitalismus unter Zwang ein bisher strenges Vorrecht aufgibt, es diesem wirklich sehr schlecht gehen muß; und man muß zugeben, daß hier der Kapitalismus, der sonst die Möglichkeiten recht fein abwägt, lediglich eine Verbeugung gemacht, die Dinge rein von der Außenseite gesehen hat. Der Arbeiter sagt sich ferner, daß mit einer solchen Aktie der Kapitalismus seine eigenen Geschäfte besorgt; er soll auf diese Weise, da er nun selbst Kapitalist wird, mit dem Kapitalismus ausgesöhnt werden, andrerseits mit seinem Gelde eine fremde Sache stützen. Diese so künstlich geschaffene Kleinaktie wird stets ein äußerliches Mittel bleiben, da hauptsächlich der psychologische Moment verpaßt ist. Der Arbeiter wird die in diesem Sinne gegebene Kleinaktie stets als Geschenk von Kapitalismus' Gnaden empfinden. Sie würde also das Gegenteil der Sozialisierung bedeuten. Der Kapitalismus muß mit ganz anderen Mitteln arbeiten, wenn er die Einstellung des Arbeiters zum Betrieb umschalten will.

Eine solche Umschaltung kann überhaupt nur gelingen auf dem Umweg kultureller und ideeller (nicht wie bisher rein wirtschaftlicher) Voraussetzungen. Um dieser Aufgabe gegenüber dem Proletariat gerecht werden zu können, wird der Kapitalismus der Zukunft freilich als Weltanschauung bedeutend umlernen und sich erweitern müssen. Bei der jetzigen Behandlung der Sozialisierungsfrage wird gesündigt gegen die Natur der Dinge, des Betriebes sowohl wie der Menschen. Beides läßt sich auf die Dauer nicht vergewaltigen.

Was wir zunächst als festen Unterbau brauchen, das ist eine neue Wirtschaftsethik und eine neue Arbeitsethik. Die Wirtschaftsethik läßt sich auf eine ganz kurze Formel bringen: Im Mittelpunkt der alten Wirtschaftspraxis und Wirtschaftstheorie standen die Wirtschaftsgüter, die Konjunktur, der Handelsgewinn, also Sachen. In den Mittelpunkt der neuen Wirtschaft muß der Mensch gestellt werden, insonderheit die Schicht, die fast ausschließlich wirtschaftlich arbeitet — ich sage ausdrücklich wirtschaftlich, nicht produktiv, da jede Arbeit produktiv ist — die Arbeiter. Ich meine dies so: Der Mensch lebt in echter Symbiose

mit den Gütern. Die Güter sind nämlich nicht schlechthin etwas Starres, Totes, sondern erwachen, wenn auch unter der Hand des Menschen, zu wirklichem, ihnen eigentümlichem Leben. Andrerseits wäre der Mensch ohne die Güter nicht lebensfähig. Nun wurde den Gütern vor dem Kriege eine maßlose Überschätzung entgegengebracht, den Menschen eine ebensolche Unterschätzung. Dieses Mißverhältnis hat der Krieg unbedingt zugunsten des Menschen zurechtgerückt; wir nähern uns wieder der richtigen Auffassung: das Wichtigste, was es gibt, ist der Mensch. Diese Auffassung muß ebenso in der Wirtschaft durchgreifen; zuerst stehen in der Wirtschaft wie an allen anderen Stellen Menschen mit menschlichen Bedürfnissen und Anliegen; und diese menschlichen Angelegenheiten müssen unter allen Umständen sachgemäß und liebevoll behandelt werden. Es ist erstaunlich, welche sachgemäße und liebevolle Behandlung den Gütern zuteil geworden ist und was durch diese Arbeit aus ihnen herausgeholt worden ist. Mit einem um so gröberen Dilettantismus ist der Mensch behandelt worden. Alle Beteiligten werden jetzt merken, daß unter den vielen Nöten, die jetzt aufschreien, trotz vieler Verzerrtheiten tiefe menschliche Nöte der Grundton aller Verwirrungen sind, der politischen, wirtschaftlichen und sozialen. Es kommt also zuerst der Mensch, dann der Betriebsleiter und Arbeiter, und zuletzt das Wirtschaftsgut.

Auf diesem Boden wächst von selbst eine neue Arbeitsethik empor, von der sich leise Anfänge bereits bemerkbar machen. In der alten Wirtschaft wurde dem Arbeiter seine Arbeit rein äußerlich abgekauft, sie wurde also rein äußerlich verrichtet, oft mit Groll. Dazu wurde die Handarbeit in Deutschland besonders stark unterwertet, Hand- und Fabrikarbeiter wurden recht von obenher angesehen. Dafür rächt sich jetzt der Handarbeiter, indem er ruhig zusieht, wie die Wissenschaft, für die er angeblich immer Interesse hatte, zugrunde geht und der Geistesarbeiter verhungert. Diese äußerliche Bewertung seiner Arbeit hat neben anderem den Handarbeiter wurzellos gemacht. Arbeit ist wesentliche Eigenschaft des Menschen, gehört zu seiner inneren Natur. Die Arbeit im richtigen Sinne packt den Menschen in seinem innersten Sein an, ist geradezu dieses innere Sein, er ist mit ihr verwachsen oder sollte es wenigstens sein, auch wenn es „niedere" Arbeit ist. Wo ist dies dem Fabrikarbeiter gegenüber beobachtet? Wo hat man überlegt, daß die Arbeit so bewertet werden muß, daß auch der Mensch in Anspruch genommen wird, nicht bloß die Hand? Dieses innere Sein wünschte man gar nicht, es war lästig, man wünschte nur die Arbeit, die man kaufte und entlohnte, ohne zu bedenken, daß Arbeit und Mensch eine Einheit waren, daß, wenn man die Arbeit verlangte, man auch den Menschen dazu nehmen mußte. Der Arbeiter gab nicht bloß Arbeit, sondern eine sittliche Leistung; das Werk hätte mit sittlicher Gegenleistung antworten müssen.

Mit diesen Gedanken treffen dann andere zusammen: Wie ist auf dieser Grundlage die Arbeit überhaupt zu bewerten, insbesondere die Handarbeit? Ganz abstrakt, ganz ideal gedacht, wie es der theoretische Sozialismus tut — und es wird sich zeigen, daß der Sozialismus sich auch hier nur um die Theorie kümmert — also ohne daß man auf den Erfolg der Arbeit sieht, ist es tatsächlich gleich, was einer arbeitet, wenn er nur arbeitet, und jede Arbeit, ob es die höchste geistige ist

oder die niedrigste, obwohl solche Werturteile schon gar nicht ausgesprochen werden dürften, ist gleichviel wert. Jeder verrichtet die Arbeit, der er gewachsen, die seinen Kräften gemäß ist. Die mir angeborenen Kräfte sind kein Verdienst von mir; also ist es weder ein Verdienst, ob ich mit schlechten Kräften schlechte Arbeit verrichte, noch mit hohen Kräften hohe Arbeit. Theoretisch ist jede Arbeit gleich. Gegen diese Theorie kann nichts eingewendet werden. Trotzdem ist sie ein Irrtum, so lange man bei der Theorie stehen bleibt. Hinzu kommt ein großer, schwerer Punkt: die angeborenen Kräfte sind nicht das einzige, sondern das zweite ist: „Wer immer strebend sich bemüht." Und hier bekommt jede Arbeit Persönlichkeitswert. Nicht alle bemühen sich strebend in gleicher Weise; die Arbeit wird Gradmesser der Persönlichkeit. Denn die Menschen sind nun doch Persönlichkeiten, die ihre Arbeitskraft individuell ausbeuten und mit ihr wuchern, der einzige Wucher, der nicht bestraft wird, so lange die Arbeit selbst nicht als strafbares Vergehen angesehen wird; es gilt also bei der Arbeit das Werturteil, gilt Lob und Tadel, und mit Recht werden für besonders hohe Arbeiten entsprechend hohe Kronen verliehen.

Was aber aus der Theorie zu lernen ist, ist das: Die Arbeit ist tatsächlich Wesenseigenschaft des Menschen, und es ist niemand vorzuwerfen, wenn er ein geringes Wesen hat und danach geringe Arbeit verrichtet. Auch bei dieser Arbeit ist Streben und Bemühen da, starkes und schwaches, wie bei den hohen Kräften; auch die geringe Arbeit hat ihren Adel und ihre sittliche Größe, zumal sie sich oft nur in engen Verhältnissen auswirken kann. Und darum sollte diese Arbeit gerade von den Kreisen der Bildung nicht unterwertig angesehen, es sollte nicht bloß die eigene höhere Arbeit, an der unendlich viel andere Kreise mitgearbeitet haben, nicht bloß die eigene Kraft für wertvoll gehalten werden. Andrerseits ist hier der Platz, der Handarbeit die ihr gebührende Stellung anzuweisen. Handarbeit, streng genommen, gibt es überhaupt nicht; es ist in allen Fällen der Kopf, der arbeitet; die Hand ist bei der Handarbeit nur das Hauptorgan, das ausführende Organ, wie bei der Kopfarbeit der Kopf das ausführende Organ ist. Der Handarbeiter ist heute der Ansicht, daß seine Arbeit schlechthin die wichtigste und wertvollste ist. Dieser Ansicht scheinen ebenfalls viele Kreise zu sein, die nicht die Konjunktur verpassen wollen. Demgegenüber ist zu erwidern, daß die Anhänger des „wissenschaftlichen" Sozialismus damit ihrer eigenen Theorie untreu werden, die jede Arbeit für gleichwert hält. Im übrigen ist zu bemerken, daß ohne Geistesarbeit Handarbeit überhaupt nicht möglich wäre, daß die Geistesarbeit ein wesentlicher Bestandteil der Handarbeit ist, während diese für die Geistesarbeit nur eine äußerliche Notwendigkeit bedeutet.

Zunächst müssen also diese nicht leichten Voraussetzungen erfüllt werden, ehe überhaupt von einer Sozialisierung der Güter gesprochen werden kann; die Sozialisierung muß aus dem politischen Fahrwasser geleitet, das wirtschaftliche Gebiet zu einem kulturellen erweitert werden. Das erste ist also: Umstellung der Anschauungen.

Beide Parteien, Arbeitgeber wie Arbeitnehmer, müssen sich über die Grenzen ihres Könnens klar werden. Wenn der Arbeitgeber erkannt hat, daß seine Macht

nicht hemmungslos ist, und wenn der Arbeitnehmer einsieht, daß keineswegs alle Räder stillstehen, sobald seine Stärke es will, und daß sowohl diese Stärke wie dieser Wille ebenfalls nicht hemmungslos und unbegrenzt sind: wird hieraus die wirkliche Arbeitsgemeinschaft erwachsen. Der Arbeiter wächst in „seine" Fabrik hinein, und es gilt nun, diesem neuen Verhältnis äußeren Ausdruck zu verleihen. Die äußere Sozialisierung, nach der heute allein gerufen wird, wäre dann nur die natürliche Folge seelischer Umorientierung.

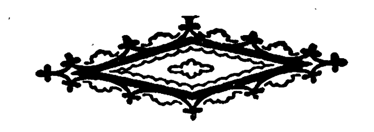
In der Anwendung dieser äußeren Mittel darf dann freilich nicht kleinlich verfahren werden; es muß der Mut aufgebracht werden, neue, kühne Wege zu gehen, auch wenn sie gelegentlich einmal in die Irre führen.

Versuchung

Von Hans Schwarz

Wenn man des Abends durch Ebenen geht
Und der graue Weg mit dem Licht verweht,
Das ein wolkenschwerer Himmel erstickt . . .
Und soweit man blickt:
Nur Dunkel voraus,
Man denkt nicht der Stunde, man denkt nicht nach Haus —
Nur die Finsternis wächst im Gelände;
Schmale Büsche hat sie wie Wächter gestellt,
Die haben an hundert Hände —
Und die Brombeeren drängen wie Tiere so dicht —
Und dann winkt wo ein Licht:
Kann sein, daß einer den Schritt verhält
Und dem Schein sich gesellt . . .

Doch es kann auch sein,
Einer flog wie die Motte schon mitten hinein.
Und geht nun wieder im dunklen Land . . .
Der grüßt nur still das Licht mit der Hand
Und die sich drum sammeln, die andern . . .
Und bleibt Geselle von Nacht und Wind . . .
So trostreich ist es, dunkelwärts zu wandern,
Bis Himmel und Erde zusammenrinnt
Und alle Wege ein Ahnen sind.



Heim . . .

Von P. Sperling

Ein kleines Erlebnis möcht' ich festhalten . . .

Neulich wartete in einem kleinen Bodenseeort eine Kutsche mit zwei zottigen Bauerngäulen auf die Ankunft des Dampfers. Der Kutscher hatte die Insassen, drei lustige, kleine Mädelchen, die wie verschiedene Ausgaben eines Werks, aber aus etwas feinerem Holz als durchschnittlich Bauernkinder waren, sich selbst überlassen. Da ging es nun recht heiter her in der Kutsche. Ich fragte die kleine Gesellschaft, wen sie erwarteten. „Die Mutter!" hieß es. Nun hätte ich noch gerne erfahren, wo sie zu Hause seien, und fragte, wo sie nachher hinführen. Aber soviel ich fragte, immer bekam ich nur die eine Antwort: „Heim". Und sie schienen maßlos erstaunt zu sein, daß ich nicht wissen sollte, wo denn dieses „Heim" sei. Ihr stattlicher Hof im Wald, den ich später kennen lernte, war ihre Welt, die alles umfaßte, wovon ihr Kinderherz erfüllt war.

Heim! Das Wort gab mir zu denken. Geht es uns Großen eigentlich nicht ebenso? Auch wir leben ein jedes in einer Welt, die nur ein Ausschnitt aus der großen Gotteswelt der Schöpfung ist, aus jener unergreifbar großen, über alle unsere Begriffe reichen und weiten Welt der Sonnensysteme und belebten Erden, der Billionen und Millionen Lichtjahre, Wärmeenergien, Lebewesen. Eng wie der Hof der übermütigen Mädchen pflegt auch unsere Welt zu sein, in der wir leben, schaffen, hoffen, leiden, uns mühen, trachten, die unser Blick umspannt, aus der die Seele ihre Kräfte zieht. Ein jeder lebt in einer Welt, die nach Alter und Geschlecht, nach Land und Volk, nach Stand, Beruf, Anlagen und Umgebung verschieden ist. *Ein jeder ist eine Welt.* Diese Welt ist sein Leben mit seinen Erfahrungen, Zielen und Schicksalen. Wie wenig denken wir doch daran, wenn wir mit Menschen zusammenkommen! Wir würden viel mehr Achtung voreinander haben, wenn wir es täten. *Denn alle diese Welten der Einzelnen sind auf natürliche Weise geworden.* Sie sind ehrwürdig wie der alte Baum, der Jahrhunderten getrotzt hat, wie jedes Denkmal vergangener Zeiten. Sie sind lebendige Denkmale des Lebens, ob sie uns gefallen oder nicht. Wer nicht im tiefsten Herzen für alles Menschliche Achtung empfindet, mag es noch so sehr als Entartung oder Fluch, als entsetzlich und gemein erscheinen, der kennt das Menschenlos nicht.

Heute verstehen sich die verschiedenen Welten nicht mehr. Wir alle haben aber doch *einen gottgewollten Mittelpunkt*, um den wir kreisen sollten: das *Seelische*, die *innere Sonne*, die allem Leben Bahn und Richtung weist und aus den Welten eines Volks und schließlich aus der Menschheit ein *Sonnensystem* zusammenklingenden Lebens machen möchte. Die Welten, in denen wir heute leben, haben die innere Schwerkraft verloren. Sie irren immer weiter ab von ihrer *Seelensonne* ins dunkle Ungewisse. Wir sind nicht mehr „daheim" . . .

Werden wir uns wieder auf uns selbst besinnen?

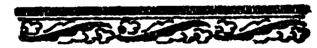
Die Liebe macht uns erst zu Menschen und bindet uns in lebensvollem Hin und Her, in Geben und in Nehmen. Die Welten finden sich in ihre Bahn zurück und, schwingend um die gleiche Sonne, erkennen sie den tiefsten Gleichtakt ihres Seins.

Lassen wir doch die tolle, trunken-geile Jagd nach dem Glück, nach dem Geld! Es ist ja alles Wahnsinn. Es ist der falsche Weg, er verläuft in der Leere. Es ist wirklich wahr, daß die Schätze, die nicht Rost und Motten fressen, allein das Glück verbürgen: das reine Glück der inneren Wärme, das ruhige und unergründliche, das schicksalüberlegene, heldische, herbe Glück. Alle wahrhaft Großen sagen uns das, die Gottseher, die das Weltgeheimnis spürten. Und die Tausende von Einfachen und Stillen haben es erlebt, aus deren Mienen es spricht.

Suchen wir doch wieder ganz gute Menschen zu werden vor allem anderen! Darauf kommt es an. Dann wird ein Frühling über uns kommen, und es wird in uns sprossen, grünen, wachsen, rein und klar werden. Und wir werden reich sein, denn jetzt erst werden uns die Augen geschenkt, den glutenden Geist des Lebens und der Schönheit hinter den Erscheinungen zu schauen. Dann werden wir still und ehrfürchtig und voll des Wunders sein.

Die Liebe ist der Atem Gottes. Und selig ist, wer solches heiliges Feuer in Liebe andern schenken kann!...

Das sind die Gedanken, die das Heim des kleinen Mädchen in mir wachgerufen hat.



Das Ziel

Von Gunda von Freytag-Loringhoven

Einst suchte ich das Ziel, das meinem Leben
Die stete Richtung gibt,
Und glaubte fest, es würde sich mir geben,
Wenn meines Lebens Frühlingstage kämen,
Und aus den starken Händen würd' ich's nehmen
Des Mannes, der mich liebt.

Jetzt weiß ich es, ich darf nicht länger warten,
Verträumend Tag und Zeit.
Ich nahm mein Ziel mir aus des Lebens harten
Und guten Händen — Pflichten kamen — Pflichten,
Die all mein Denken fordern und mein Dichten,
Und finden mich bereit.



Rundschau

Spengler und Breysig

Das Verfahren, das Spengler anwendet, um zu seiner Untergangsprophezeiung zu gelangen, ist die morphologisch vergleichende Betrachtungsweise des Menschheitsgeschehens. Spengler preist sie als eine neue, von ihm entdeckte Errungenschaft der Geistesforschung. Hier schon hätte die Kritik energisch einsetzen müssen. Denn diese Behauptung, wie oft und herausfordernd sie Spengler auch aufstellt, ist erweislich unzutreffend. Die Methode, deren er sich bedient, war längst vor ihm vorhanden. Fertig und griffbereit, von der zünftigen Wissenschaft allerdings geflissentlich beiseite geschoben, lag sie seit Jahren da. Spengler, muß man demnach wohl annehmen, kannte sie nicht. Was eine solche Feststellung für seine Einschätzung als Forscher bedeutet, leuchtet ohne weiteres ein und ist gleichzeitig in hohem Grade ausschlaggebend für die Gesamtbewertung seines Buches, das dem geistigen Deutschland mit aller Gewalt als ein „Standard-Werk" der Wissenschaft aufgeredet wird.

Die Idee einer andersgearteten Betrachtungsweise der Menschheitsgeschichte gibt, so wird — und zwar am lautesten und öftesten von Spengler selbst — behauptet, erst seinem Werke die entscheidende Bedeutung.

Als erster rühmt sich Spengler entdeckt zu haben, daß so wie der Einzelmensch auch eine jede Volkskultur, jeder Organismus die bekannten Altersstufen durchlaufen. Aus solchem Gesichtspunkte heraus läßt sich, das ist die weitere Folgerung, überhaupt erst die Struktur der Kulturen erkennen, und diese seine angeblich neu entdeckte Methode bezeichnet Spengler als den Umriß einer Morphologie der Weltgeschichte, und er, Oswald Spengler, schreibt der zukünftigen Geschichtsforschung mit diktatorischer Geste als ihre eigentliche und höchste Aufgabe vor, die einzelnen Kulturen einer solchen Anleitung gemäß morphologisch vergleichend zu betrachten.

Als Spengler mit seiner sensationellen Entdeckung einer „neuen" Forschungsmethode vor die Öffentlichkeit trat, schrieb man das Jahr 1919. Spenglers Behauptung, er sei bereits 1917 mit der Niederschrift fertig gewesen und die Drucklegung habe sich lediglich durch die Ungunst der Kriegsverhältnisse verzögert, soll ohne weiteres geglaubt werden. Diese Feststellung ändert indessen nichts an der erstaunlichen Tatsache, daß Spengler mit der Verkündung „seines" Systems längst eroberten und abgesteckten geistigen Besitzstand selbstherrlich für sich in Anspruch nimmt. Hätte er es für der Mühe wert erachtet, sich von dem damaligen Stande der Geschichtsforschung zu überzeugen, wie es eine selbstverständliche, gemeinhin für jede Doktorarbeit unerläßliche Vorarbeitungspflicht ist, so würde er ohne große Schwierigkeiten gefunden haben, daß der Ideengang, den er 1919 mit prahlerischer Gebärde der deutschen Öffentlichkeit unterbreitete, schon mehr als zwanzig Jahre vor ihm durch den Berliner Historiker Professor Kurt Breysig nicht nur bereits in allem Wesentlichen erschaut und durchdacht, sondern in Wort und Schrift gelehrt und fortdauernd entwickelt und ausgestaltet worden ist. Ein augenfälliger Unterschied freilich kennzeichnet beider Vorgehen: während der geistvolle Dilettant Spengler sein vornehmlich auf Fassadenwirkung berechnetes Geistesgebäude

mit fröhlicher Unbekümmertheit ins Blaue hochtürmt und sich nicht scheut, lästige Konstruktionshemmungen hinter prunkvollem Stuckwerk zu verbergen, fügt Breysig mit der Gründlichkeit unbestechlichen Gelehrtentums, immer von neuem wägend, abmessend, die Tragfähigkeit erprobend, Quaderstein auf Quaderstein zum festschließenden Fundament, auf dem langsam und massig sein Lebenswerk emporwächst. Die Etappen des Weges, den er unter sorgsamer Berücksichtigung des in gleicher Richtung bereits Geleisteten, planmäßig durch das Urwalddickicht geistigen Neulands sich hindurcharbeitend, in stets wiederholten mühevollen Vorstößen innerhalb des Zeitraums von 1896 bis 1908 bewältigte, sind für jedermann erkenntlich und nachprüfbar abgepflockt durch die drei Werke, in denen er seine von Spengler lediglich umetikettierte und zum Zwecke einer tendenziösen, allerdings höchst effektvollen Schlußfolgerung — der Untergangsprophezeiung — benutzte oder vielmehr mißbrauchte Methode einer neuen Geschichtsforschung den Grundsätzen nach festgelegt hat: Kulturgeschichte der Neuzeit (1900); Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte (1905); Geschichte der Menschheit (1907).

Das zielbewußte Bestreben dieser Buchfolge (Verlag Bondi, Berlin) ist darauf gerichtet, mit der bisherigen engstirnig starren Ordnung des weltgeschichtlichen Stoffes zu brechen und an deren Stelle eine völlig veränderte Sehweise zu setzen. In der „Kulturgeschichte der Neuzeit", deren erster Teil den bezeichnenden Untertitel „Aufgaben und Maßstäbe einer allgemeinen Geschichtsschreibung" trägt, wird dem gewaltigen Problem, dessen Aufrollung freilich dem herkömmlichen Mißtrauen eines in seiner Beschränkung sich Meister fühlenden Zünftlertums begegnete, die erste Formung, gleichsam die Rohmodellierung im Ton, gegeben. Der „Stufenbau" bringt sozusagen das System bereits im Gipsabguß. In dieser knappen Abhandlung werden die drei seither benutzten Methoden weltgeschichtlicher Zusammenfassung (der zeitlichen Ordnung, der räumlichen Einteilung und der Gruppierung nach Rassen) für unzureichend erklärt, und es wird eine von überlieferten Vorurteilen befreite vergleichende Betrachtung der Völkerkulturen gefordert. Der Inhalt der „Weltgeschichte" stellt sich demgemäß dar als eine Folge von Zuständen, die sich bei allen Völkern und Völkerteilen im gleichen Nacheinander aufweisen läßt, von der nur die einzelnen Völker sehr ungleich lange Strecken durchlebt haben. Und als leise anklingenden, von Spengler späterhin gröblich ausgeschlachteten Vergleich zieht Breysig das Symbol der Lebensalter heran: Kindheit, Jugend, Manneskraft, Vergreisung. An anderer Stelle und gleichfalls zu einer Zeit, da noch kein Lüftchen unter den morphologischen „Offenbarungen" Spenglers erzitterte, hat Breysig die Geschichtsphilosophie, wie sie ihm vorschwebte, in kurzen Strichen umrissen als die Wissenschaft von dem Wesen und den Regeln des Werdeganges und der Verlaufsabfolgen der Geschichte der Menschheit. „So wie schon seit Jahrzehnten neben der Länderkunde eine allgemeine Erdkunde besteht, die, losgelöst von den räumlichen Zusammenhängen, eine *Formenlehre* der Gebilde der Erdoberfläche darstellt, so muß eine Entwicklungslehre, eine Physik, eine Kinematik der Geschichte, losgelöst von den zeitlichen Zusammenhängen, geschaffen werden, um die Richtung und das Fortschreiten der Entwicklungen menschlichen Gesellschafts- und Geisteslebens, ihre gegenseitigen Beeinflussungen, Kreuzungen, Störungen und Zerstörungen zu beobachten, den Ertrag dieser Beobachtungen unter Regeln zu bringen, *Gesetze der Geschichte zu finden*." Mit dem streng systematischen Aufbau einer solchen *übereuropäischen* „Geschichte der Menschheit" ist dann im Jahre 1907 der Anfang gemacht worden, und zwar ganz folgerichtig von der untersten Stufe der Pyramide her durch eine — um uns der Vokabel des Herrn Spengler einmal zu bedienen — „Morphologie" zunächst der Urzeitvölker roter Rasse.

Muß man nicht staunen, wenn Spengler, der wegen seiner allumfassenden Kenntnisse geradezu mit Überschwang Gefeierte, angesichts dieser Tatsachen ohne Heiterkeit zu erregen aller Welt verkünden darf: „*Ich habe noch keinen gefunden, der mit dem Studium dieser morphologischen Verwandtschaften Ernst gemacht hätte.*" Ist ein Mann, der eine so haarsträubende Unwissenheit gerade innerhalb des Hauptgebietes seines Wirkens be-

kundet, überhaupt als Forscher zu bewerten? Zum ganz besonderen Verdienst rechnet es Spengler sich an, wenn er, wie er glaubt oder doch zu glauben vorgibt, die Betrachtung der Weltgeschichte aus dem einseitig abendländischen Gesichtsfelde herausgerückt wissen will. Aber auch in diesem Kardinalpunkte ist er nichts als der geschmeidige Nachbeter einer längst erhobenen Forderung, die darauf hinausläuft, nicht lediglich „einen westasiatisch-nordafrikanisch-europäischen Ausschnitt aus der Geschichte der Menschheit, sondern diese selbst" zu geben. Seit über zwei Jahrzehnten hat Breysig immer und immer wieder gegen das zäh eingewurzelte, freilich überaus bequeme Vorurteil ganzer Gelehrtengeschlechter angekämpft: „daß nämlich nur die Vorgeschichte unserer heutigen Gesittung Gegenstand der Weltgeschichte sei." Das geistige und handelnde Erleben aller Völker, soweit es von allgemeiner Bedeutung ist, erscheint vielmehr gleich hingebender Berücksichtigung wert, soll nicht das Bild des Ganzen ins geradezu Fälschliche verschoben werden. Denn so wenig man eine Tierkunde nur für Säugetiere oder Amphibien rechtfertigen würde, so wenig eine solche Teilgeschichte der Menschheit. „China, Japan, Alt-Amerika ausschließen ist ebenso richtig, als wenn man einem Astronomen zumuten wollte, sich nur mit unserem Sonnensystem, nicht aber mit den Fixsternen zu beschäftigen." Oder dasselbe nun einmal in die posenhafte Rhetorik des um zwei Jahrzehnte später, aber desto anmaßender mit der gleichen Erkenntnis aufwartenden Herrn Spengler übertragen: „Ich nenne dies dem Westeuropäer geläufige Schema, in dem die hohen Kulturen ihre Bahnen um uns als den vermeintlichen Mittelpunkt alles Weltgeschehens ziehen, das ptolemäische Geschehen der Geschichte, und ich betrachte es als die kopernikanische (!) Entdeckung im Bereich der Historik, daß in diesem Buche ein neues System an seine Stelle tritt..."

Es mangelt an Raum, um im einzelnen aufzudecken, bis zu einem wie bedenklichen Grade der Verfasser des Unterganges, der sich allen Ernstes als ein historischer „Kopernikus" gebärdet, in all dem, was das wirklich Wertvolle, Positive, kurz den eigentlichen Ideengehalt seines Werkes ausmacht, in stärkster geistiger Abhängigkeit steht von einem Vorgänger, dessen Namen sein sonst so redseliger Mund nicht über die Lippen bringt. Oder soll man wirklich und wahrhaftig Spengler so wenig Beschlagenheit zutrauen, daß ihm Breysigs jahrelange Forschungen ganz und gar entgangen sind? Breysig selbst ist ritterlich genug, ihm bewußte Entlehnung nicht vorzuhalten. Zum allermindesten bleibt dann jedenfalls der schwerwiegende Vorwurf bestehen, daß sich Spengler von Anregungen hat befruchten lassen, deren Herkunft nachzugehen sträflicherweise von ihm vermieden worden ist. Gewiß, er hat viel geistvoll Eigenes in fertige fremde Formen gegossen, aber gerade diese Mischung — „dichtende Wissenschaft" nennt er's in aufblitzender, allerdings gleich wieder verflackernder Selbsterkenntnis einmal — ist von so unerquicklicher Art, daß es in seiner Wirkung auf den zunächst entzückten Genießer nicht unähnlich ist der eines Rauschgiftes, dessen wunderbare Gaukelbilder in der Nüchternis des Erwachens zu grauer, öder, schaler Leere zerrinnen. Man muß demgegenüber die ruhige Sachlichkeit bewundern, mit der Breysig als der in diesem Betracht wohl Berufenste seines Faches es unternimmt, die ganze virtuose Spiegelfechterei des Untergangspropheten Zug um Zug zu enthüllen (Velhagen & Klasings Monatshefte, 35. Jahrg., Heft 9), indem er ihm die gröbsten Mißverständnisse, ärgsten Fehlschlüsse, Irrtümer und Verworrenheiten sonder Zahl nachweist. Es ist im übrigen bei dieser Gelegenheit auch für das größere Publikum vielleicht nicht uninteressant, zu erfahren, daß selbst die düstere Kulturbotschaft Spenglers vom bevorstehenden abendländischen Untergange schon im Jahre 1900 in einer Sonderabhandlung von Breysig ins Auge gefaßt, die verfängliche Parallele zwischen der heutigen und der griechischen Spät- sowie der römischen Kaiserverfallszeit indessen durch den sehr einleuchtenden Einwand abgetan worden ist, daß die antiimperialistische Gegenbewegung unserer Epoche sich so unvergleichlich viel stärker äußere als die ganz kraftlos schwache der entsprechenden antiken Erscheinungsfolgen.

Es handelt sich bei alledem, das einzusehen wird nach dem Gesagten nicht schwer fallen, um mehr als etwa nur einen Rivalitätsstreit. Wie, so muß man sich fragen, war es möglich, daß der ungemein klare Tatbestand nicht unverzüglich und mit aller Entschiedenheit von der Stelle aus, die in erster Linie nicht nur dazu befugt, sondern doch eigentlich schon mit Rücksicht auf ein unkundiges Publikum verpflichtet gewesen wäre — der zunftmäßigen Wissenschaft nämlich — dargetan und so der verwirrenden Wirkung des Spenglerschen Werkes von vornherein die Spitze abgebrochen wurde? Der Eingeweihte freilich, der die Gepflogenheiten unserer ewig Gestrigen aus der Nähe kennt, hat seine Erklärung für ein solches Verhalten, aber er verschweigt sie lieber, um das Ansehen der Wissenschaft vor der Öffentlichkeit nicht gar zu tief herabzusetzen. „Die Neigung der Gelehrten unserer Tage", schrieb Breysig bereits 1907 auf Grund bitterer Erfahrungen im Vorwort seiner Menschheitsgeschichte, „ist so weitem Wollen gänzlich abgewandt. Viele Jahre daranzusetzen, gilt nicht als Beweis wissenschaftlicher, sondern als Zeugnis unwissenschaftlicher Gesinnung." Hat man vielleicht das Unrecht, das hier durch jahrzehntelanges systematisches Totschweigen belangreichster Forschungsergebnisse geübt worden ist, durch die um so wohlwollendere, ja geradezu befremdende Duldsamkeit wieder gutmachen wollen, die man den haltlosen Versuchen eines phantasiebegabten Amateurs vom Schlage Spenglers entgegenbrachte? Wahrlich, es scheint, daß heute mehr denn je im Gebiete der Forschung positive Leistung, stille Arbeit, mühseliges Ringen ohne das Fanfarengeschmetter aufdringlicher Reklame zur Unfruchtbarkeit verdammt ist. Schon rasselt für Spenglers zweiten Band, der im Herbst erscheinen soll, weithin schallend die Werbetrommel über die Lande. Neue „Überraschungen" stellt die rührige Geschäftspropaganda in Aussicht. Schade um eine zweifellos hervorragende Begabung, deren ganze Kraft in einem Brillantfeuerwerk von Geistreichigkeiten verpufft! Konstantin Schmelzer

Günstige Folgen des Weltkrieges

Von den ungünstigen Folgen des Weltkrieges zu sprechen, ist überflüssig; denn sie treten immer furchtbarer zutage. Es wird lange Zeit vergehn, bis alle Deutschen begriffen haben werden, was der 9. November 1918 für das Schicksal Deutschlands bedeutet.

Aber alles hat seine zwei Seiten; so auch dieser entsetzliche Krieg. Zunächst wird er rein militärisch, also strategisch und taktisch, so lange es denkende Geschichtschreiber geben wird, als eine deutsche Ruhmestat ersten Ranges verzeichnet bleiben. In allem Unglück und Herzeleid wird sich jeder denkende Deutsche sagen dürfen, daß kein anderes Volk der Erde dem deutschen Volke diese gewaltige Leistung hätte jemals nachmachen können: nämlich einem Bündnis von 25 Völkern oder etwa einer Milliarde Menschen, die kriegerisch und politisch glänzend geleitet wurden, siegreich bis zum letzten Augenblicke — und zwar außerhalb der Reichsgrenzen — standzuhalten. Eine unerschöpfliche Quelle der Tröstung und Selbstermutigung fließt aus dieser Erwägung.

Der Krieg wird uns und unseren Nachfahren ein unvergleichlicher Lehrer und Mahner bleiben. Wir haben für seine Lehren bisher unmöglich scheinende Opfer zahlen müssen; nun, einem solchen Lehrgelde muß notwendig auch ein entsprechender Wert innewohnen.

Beginnen wir mit den mehr materiellen Werten. Da bemerken wir mit Genugtuung, daß unsere Landwirtschaft trotz aller Schwierigkeiten und Nöte der Kriegsjahre sich gekräftigt hat: sie ist schuldenfrei geworden, sie hat ihre Hypotheken weitgehend abzahlen können. Was das bedeutet, ist kaum auszusagen. Denn bedenkt man, daß die Landwirtschaft, trotz aller Gegenäußerungen kurzsichtiger oder böswilliger Feinde, die Quelle der Erneuerung und Ge-

sundung des ganzen Volkes ist, daß sie im Gegensatze zu den Knochenmühlen und grausigen Schädelstätten der neuzeitlichen Großstädte den unerschöpflichen Jungbrunnen des deutschen Blutes darstellt, dann erkennen wir deutlich den Gewinn für unsere Zukunft. Nach den Lehren der Marxisten und anderer überwiegend materiell gerichteter Volkswirte zerfällt das Volk in Erzeuger und Verbraucher. Die unselige Entwicklung der Vorkriegsjahre hat die Zahl der Erzeuger furchtbar gelichtet, die der Verbraucher und Verzehrer unerträglich gesteigert. Trotz unserer glänzenden Waffenleistungen wurden wir um den Siegespreis betrogen, weil die Verzehrer die Zahl der Erzeuger so unverhältnismäßig überstiegen. Das wird in Zukunft anders sein; denn wenn auch zwei Millionen deutscher Männer auf den europäischen, asiatischen, afrikanischen Schlachtfeldern gefallen sind, so werden sie auf dem hypothekenfrei gewordenen Lande wieder ersetzt werden.

Es gab in der wissenschaftlichen Frauenheilkunde und Geburtshilfe ein System zur Vermeidung jener Fälle von Totgeburten oder Zangengeburten, welche durch zu enge mütterliche Geburtswege oder zu starke körperliche Entwicklung des Kindes verursacht werden. Dieses Heilsystem bestand in systematischem Hungern vor der Entbindung. Der Krieg und die durch ihn bewirkte Abmagerung von Mutter und Kind haben dieses System unnötig gemacht. Die Geburtszange wird viel seltener seit dem Kriege angewandt, und es kommen aus dem gleichen Grunde viel weniger Totgeburten zur Welt. Bedenkt man nun, daß diese Fälle meistens Erstgeburten und zwar Knabengeburten waren, so übersieht man eine weite Fernsicht von bedeutsamen Möglichkeiten und Folgen; denn eine der schlimmsten Ursachen unserer Volksentartung war und ist die unterschiedslose Frauenemanzipation. Diese wird stets in erster Linie damit begründet, daß es mehr Frauen gibt als Männer, und daß daher so und so viele Frauen sich ihr Brot infolge erzwungener Ehelosigkeit selber verdienen müssen. Nun ist zwar insofern etwas Richtiges daran, als es tatsächlich mehr Frauen gibt als Männer. Aber dies brauchte nicht der Fall zu sein; denn es werden in deutschen Landen stets ungefähr 106 Knaben auf je 100 Mädchen geboren. Es müßten also entsprechend mehr Männer am Leben bleiben als Frauen. Leider ist dem in Wirklichkeit nicht so; denn von den 106 Knaben kommen viele nicht lebend zur Welt, weil sie stärker entwickelt sind, vor allem größere Kopfdurchmesser haben als die Mädchen und daher schwerer die mütterlichen Geburtswege durchdringen können. Zudem sind die Erstgeburten in der Mehrheit männlichen Geschlechts. Anderseits haben die erstgeborenen Knaben nach Ansicht bedeutender Denker die verhältnismäßig größte Begabung. Es sterben also nicht nur unzählige Knaben bei der Geburt, sondern — und das ist das Schlimmere — die Besten. Diese vielen Besten werden nun, solange das erzwungene Hungern und Darben anhält, dem Leben erhalten bleiben. Wie viele Helfer und Retter mögen unter ihnen heranwachsen? Die Wege der Vorsehung sind meist dunkel und schwer zu übersehn. Hoffen wir, daß hier ein Weg zur Rettung führt!

Eine andere vielleicht noch bessere Wirkung des Weltkrieges haben wir darin zu sehn, daß infolge der gründlichen Entziehung des Alkohols während der letzten Kriegsjahre, in der Gegenwart und der nächsten Zukunft ganze Geschlechter deutscher Menschen „alkoholfrei" erzeugt wurden und werden. Ein großer Teil der Aufgaben aller vier gelehrten Fakultäten wird dadurch hinfällig. Denn da die „alkoholfrei" erzeugten jungen Deutschen ein wahrhaftes „Ver sacrum", einen heiligen Völkerfrühling, darstellen, haben die vier Fakultäten eigentlich nichts mit ihnen zu tun: die Ärzte nicht, weil jene gesund erzeugt wurden; die Juristen nicht, weil eine Fülle erblichen Verbrechertums fortfällt; die Gottesgelehrten und Weltweisen nicht, weil jene ohne „Erbsünde", wenigstens ohne Verdummung und Widerstandslosigkeit gegen die Sünde, in diese Welt gekommen sind. Dies darf man in vollem, tiefem Ernste sagen, ohne daß man einen muckerischen „Abstinenzler" darstellt und die Gottesgabe eines Bechers edlen Weines ablehnt. Der ausgesprochene Alkoholismus zerstört nicht nur die individuelle Widerstandskraft gegen geistige und leibliche Sünde, sondern er läßt vor allem die Keimdrüsen entarten. Er be-

wirkt Unfruchtbarkeit oder fördert wenigstens die Neigung zum Wahnsinn, zum Verbrechen, zur Mißgeburt. Werden demnach ganze Geschlechter „alkoholfrei" erzeugt, so bedeutet das ganz unzweifelhaft biologisch und moralisch eine Erstarkung und Auffrischung des Keimplasmas und damit des ganzen Volkes; es bedeutet Stärkung der Wehrhaftigkeit und kriegerischen Tüchtigkeit, der Tatkraft, Entschlossenheit, Mannhaftigkeit, edler Weiblichkeit, Reinigung und Läuterung des Leibes und der Seele, Erhöhung der geistigen Fähigkeiten, der ursprünglichen Fröhlichkeit und Neigung zu allem Hohen und Adligen, zu Gott!

Die Gesundung unseres Leibes und unserer Seele wird auch dadurch gefördert, daß sich Millionen Raucher den Tabakgenuß haben abgewöhnen müssen, weil die in diesem Sinne wohltätige feindliche Blockade unserer Küsten die Einfuhr des Tabaks verhinderte. Die Verhinderung wird gegenwärtig und voraussichtlich noch lange Zeit durch die infolge des Krieges so stark gesunkene Valuta fortgesetzt. Die durch den langen Krieg erzwungene Enthaltung von Kaffee und Tee wirkt ähnlich segensreich.

Weiterhin haben sich Millionen deutscher Männer durch das jahrelange Kampieren unter freiem Himmel abgehärtet und sich ein gesundheitsgemäßes Leben angewöhnt, indem sie früh aufstehn und früh zu Bett gehn lernten. Die ungeheuren Preise für Gas und Brennöl wirken in gleicher Richtung, man schafft bei Tage und meidet das kostspielige Arbeiten bei der Lampe.

Alle diese und ähnliche Wirkungen auf materiellem Gebiete werden aber übertroffen durch geistige und seelische Wirkungen erfreulicher Art. Der Krieg hat unser Volk in unmenschlich strenge Zucht genommen. Er hat gleichsam wie der „Stab Wehe" gewirkt. Und wir wollen ihm diese segensreichen Wirkungen danken.

Wir sind arm geworden an irdischen Gütern und darum zur Einkehr, inneren Läuterung, Buße gezwungen. Und dies wird uns von unaussprechlichem Nutzen sein. Die Armut und das Hungern haben unser Volk wieder beten gelehrt. Wie viele haben vor dem Kriege, wenn sie überhaupt gebetet haben, sich etwas Ernstliches gedacht bei dem Gebete: „Gib uns unser tägliches Brot?" Hand aufs Herz: man hat sich wenig dabei gedacht. Das Brot war ja so überaus billig; in den öffentlichen Wirts- und Gasthäusern pflegte es überhaupt nichts zu kosten. Wie oft haben die Studenten und sicher unzählige andere in den letzten Tagen des Monats in dem Wirtshaus mit dem nichts kostenden, zur allgemeinen Verfügung stehenden Brote den Hunger gestillt und das übrige Mittagessen erspart! Man erwies sich darum nicht schlecht oder unehrlich; denn man blieb dankbar und treu gegenüber dem gastlichen Wirtshause und gab ihm nach dem Ersten um so mehr zu verdienen. Aber im vollen Ernste: die furchtbare Senkung unserer ganzen Lebenshaltung hat mehr gute als böse Folgen. Wir müssen eben weiter arbeiten, sehr schwer arbeiten, wirklich im Schweiße des Angesichts! Und das bedeutet Schaffung neuartiger Werte. Die Abschaffung des Dienstmädchens läßt viele bisher Wohlhabende sich selber die Schuhe putzen, die Zimmer reinigen, Feuer anmachen, wenn man überhaupt Holz und Kohlen dazu hat. Manche verwöhnte Hausfrau geht nun selber einkaufen und lernt, den papierenen, zerfetzten Groschen so und so oft umdrehen, bevor sie ihn auszugeben wagt.

Der Bürger lernt wieder das ehrliche Handwerk und die ehrlich wirkende Hand schätzen. Dadurch entsteht eine wohltätige Ausbalanzierung der Werte, eine organische Rangordnung der Kräfte. Man erinnert sich nunmehr viel anschaulicher, daß der tiefsinnige „Philosophus teutonicus" Jakob Böhme ein Schuster war, ebenso wie der herrliche Meistersinger Hans Sachs, oder der Philosoph Spinoza ein Glasschleifer. Hat ihnen gar nichts geschadet oder an der sittlichen Würde Abbruch getan! Ebensowenig wie dem Meister Sokrates die vermutlich sehr handwerksmäßig ausgeübte Bildhauerei, seiner berühmten Mutter die Hebammenkunst oder dem Antiphon, den Platon seinen tiefsinnigsten Dialog, den „Parmenides", aus der Erinnerung hersagen läßt, die Pferdezucht und alles damit Zusammengehörige. Dem einen

und andern fällt hierbei wohl ein, daß der Weltapostel Paulus seines Zeichens ein Zeltweber war.

Diese Einfachheit der Lebenshaltung hat die Gastlichkeit schwieriger, aber infolgedessen auch edler und vor allem durchgeistigter gemacht. Man überlädt den Magen des Gastes gegenwärtig wohl nur äußerst selten mit üppigen Speisen und Getränken; man ähnelt hierin mehr der gar nicht so üblen Biedermeierzeit. Zur Zeit der Klassiker und des Weimaranischen Olympiers gab es beim Abendessen für die Gäste nur dünnen Tee, aber ungemein starke geistige Gespräche. Und die geistige Kultur jener Weimarischen Klassiker funkelt heut heller und strahlender in unserer Geisteskrone denn je.

Unser Vorkriegsreichtum hemmte die Entwicklung der Vaterlandsliebe ungemein; denn wer es dazu hatte, der mußte sein Geld ins Ausland tragen, er mußte sich Jahr für Jahr das Ausland auf Reisen ansehn und vergaß, daß zu Hause das schönste und herrlichste Land der Welt war, ist und bleibt: unser teures, unglückliches und trotz allem gottgeliebtes Deutschland!

Wenn wir heut noch reisen — demnächst wird es wohl durch die Minister „gegen" den Verkehr gänzlich verhindert werden —, dann reisen wir in deutschen Landen. Oder noch besser, wir wandern wie unsere Vorfahren, wie unsere Wandervögel und sonstigen Sturmgesellen. Da sehn wir den deutschen vielgrünen, einzigartigen Wald, unsere Berge, die dampfenden Täler, die glühenden Höhen. Wir singen wieder die unvergleichlichen Wanderlieder von Wilhelm Müller und Joseph von Eichendorff, mit Schubertscher, Schumannscher, Löwescher Vertonung. In den Wäldern und auf den Feldern und Bergen entladen wir Seele und Leib von allem trockenen Schulstaub. Wir singen mit Scheffel von den Bergen: „Sie stehen unerschütterlich auf ihrem Grunde da und lachen über Türkenkrieg und über Cholera." Wir fügen hinzu: über Parlament und alle Schwätzer und Hetzer drinnen und draußen. Wir gedenken des Anzengruberschen Wurzelsepps und seines unsterblichen Wortes: „Es kann Dir nix geschehn!" Freilich kann uns nichts Feindliches geschehn, wenn wir unserm teuren Vaterlande und unserm alten Gott treu bleiben.

Das äußerlich armselige Reisen — meist in der vierten Klasse — hat köstliche Folgen. Das ganze deutsche Volk wird nunmehr im edeldemokratischen Sinne durcheinandergerüttelt und geschüttelt, daß uns das Herz im Leibe lacht. Das Reisen in vierter Klasse war ja eigentlich niemals eine Schande. Ich fuhr seit meiner Schulzeit nur deshalb vierter Klasse, weil es keine fünfte gab. Und ich bin weit herum gekommen in der Welt und habe unermeßliche Landschaftsschönheit gesehn. Aber immerhin gehörte es eigentlich nicht zum äußerlich guten Tone, in der vierten Klasse zu reisen. Für den Studenten und Offizier war diese Klasse nicht „couleurfähig". Sehr zu ihrem und des ganzen Volkes Schaden! Das ist nun anders geworden. Nicht nur der königlich bayerische Hof fährt grundsätzlich vierter Klasse von Reichenhall bis Berchtesgaden, sondern überhaupt viele Besten unseres Volkes. Sie lernen das „Volk" besser kennen als früher, und vor allem: das „Volk" lernt seine Besten kennen. Der höchst überflüssige Parlamentarier fährt verfassungsmäßig erster Klasse und hat somit wenigstens auf der Eisenbahn keine Gelegenheit, Schaden zu stiften. Der Schieber und sonstige verbrecherische Kriegsgewinnler kommt in der ersten und zweiten Klasse ebensowenig mit dem wirklichen „Volke" in Berührung. Aber Gelehrte, Ärzte, Rechtsanwälte, Lehrer, Geistliche, Schriftsteller, Offiziere fahren heute vierter Klasse und werden dort dem „Volke" bekannt. Dieses lernt in ihnen ehrliche, vornehme und anständige Menschen kennen. Es erhält durch sie gute Blätter, nachdem sie von ihren Beziehern ausgelesen worden sind, und studiert sie eifrig und mit frohem Erstaunen, daß es noch anständige Blätter gibt. Und das alles zur gegenseitigen Unterhaltung, Belehrung und Geistesbereicherung. Der Arbeiter, soweit er heut überhaupt noch vierter Klasse fährt, merkt, daß die besten Arbeiter der Nation, eben jene Leser guter und ernster Blätter, nicht nur acht Stunden täglich arbeiten, sondern tatsächlich sehr viel mehr. Daß sie bei äußerlich karger Lebenshaltung und innerlich vornehmer Gesinnung ununterbrochen arbeiten: — an



sich selbst und am Wiederaufbau des teuren Vaterlandes. Ihnen klingen jene herrlichen Worte des Freiherrn von Schenkendorf im geistigen Ohre:

„Ich will das Wort nicht brechen, noch Buben werden gleich!
Will predigen und sprechen vom heiligen Deutschen Reich!“

Und mit dieser heiligen Gesinnung strömt eine Fülle von Segen hinaus ins Land, hinein in die Herzen. Es bildet sich durch unsere Armut und durch edle, einfache Lebenshaltung eine hohe Auffassung von Ehre, Freiheit und Vaterland. Es entsteht eine heilige unsichtbare Burschenschaft, ein stolzes geistiges Korps, eine allumfassende deutsche heilige Landsmannschaft. Es fallen allerlei trennende Schranken und Grenzen, und es wächst eine unsichtbare, aber sturmfeste Geistesmauer um unser ganzes Volk, die es zusammenfaßt zu einem lebendigen, durchgeistigten, kraftvollen Ganzen, an dem Gott seine Freude haben wird und das er überschütten wird mit Huld und Gnaden. Dr. Alfred Seeliger

Ein halbes Jahrhundert Milchstraßenforschung

Schlagen wir einen jener alten Himmelsatlanten auf, die als Schaustücke in den Bibliotheken prangen, so scheinen zunächst die künstlerisch liebevoll behandelten Tier- und Menschengestalten, nach denen die Sterngruppen benannt zu werden pflegen, die Hauptsache zu sein. Die einzelnen Sterne, die man etwa am Himmel beobachtet hat und nach ihrer Zugehörigkeit zum System jener Bilder ermitteln will, muß man manchmal schon sorgfältig auf der Karte suchen, obschon sie eigentlich die Hauptsache wären. In noch schlimmerem Maße ist jedoch meistens die Milchstraße zu kurz gekommen, indem wir anstatt eines strukturreichen schimmernden Bandes von sehr wechselnder Lichtstärke einen einförmig oder gar, in geradem Gegensatze zur Wahrheit, an den Rändern stärker als in der Mittelachse schattierten Streifen sehen, an dem von dem ganzen Gefüge höchstens die schon dem ungeübten Auge leicht erkennbare große Gabelung im Schwan angedeutet ist.

Es war Eduard Heis, der mit seinem im Jahre 1872 erschienenen Atlas coelestis novus den Bann brach. Das Werk ist zunächst bekannt durch die sehr große Anzahl dem freien Auge sichtbarer Sterne, die es enthält; allerdings nur den allerschärfsten Augen, die, schon an sich selten, noch seltener mit dem nötigen wissenschaftlichen Eifer und Bildungsgange zusammentreffen. Da die Sterne und das Gradnetz schwarz gedruckt sind, die Figuren aber und die Grenzlinien ihrer Gebiete rot, so sind die Karten besonders bei schwachem Lampenlicht leicht zu benutzen. Ihr größter Schmuck ist aber die Milchstraße, die hier zum ersten Male seit den Zeiten eines Ptolemäus, der im zweiten nachchristlichen Jahrhundert eine gute Beschreibung in Worten lieferte, genau dargestellt erscheint, und zwar in fünf verschiedenen Stärkegraden, von denen die beiden letzten wohl nur wenigen Beobachtern zugänglich sind.

Allerdings nicht die ganze Milchstraße, die als ein geschlossenes Band die Himmelskugel umgibt und so weit nach Süden geht, daß in Europa die südlichsten Teile überhaupt nicht beobachtet werden können. Heis stellte den in Münster, d. h. in der nördlichen geographischen Breite von 52°, sichtbaren Himmel dar; da jedoch die Teile, welche sich hier günstigenfalls noch gerade über den Horizont erheben, zu sehr unter den atmosphärischen Dünsten zu leiden haben, hat er diese teils selber auf dem Rigi aufgenommen, teils durch einen seiner Schüler bei Aden aufnehmen lassen.

Es handelt sich bei der Milchstraße, wie man auch für das Folgende beachten wolle, im allgemeinen nicht um ein teleskopisches Objekt. Das Fernrohr löst, wie zuerst Galilei im 17. Jahrhundert gezeigt hat, das galaktische (das auch nachher benutzte Adjektiv geht auf das griechische Wort für Milch zurück) Band in eine Unzahl von Sternen auf, aber der Schimmer

geht dabei verloren, wird wenigstens sehr geschwächt, da ein unabänderliches Gesetz lehrt, daß jede Flächenhelligkeit beim Abbilden durch Spiegel oder Linsen nur vermindert, nicht vermehrt werden kann, wie denn auch die Oberflächen der Sonne, des Mondes und der Planeten selbst bei der geringsten Vergrößerung geschwächt erscheinen. Indem das Fernrohr den Schimmer in einzelne Sterne verschiedenster Helligkeit verwandelt, gewährt es ein Mittel, um durch Abzählungen derselben und nachherige sorgfältige Denkarbeit ein Urteil über den Aufbau des Kosmos zu bilden. Es sind die Namen W. Herschel, Seeliger, Celoria, Easton, die hier mit der Erinnerung an wesentliche Fortschritte verknüpft sind. Die Weltinsel, der wir angehören, und von deren Mitte unsere Sonne, die nur einen von vielen Millionen Sternen darstellt, nicht allzu weit entfernt ist, diese große Insel im Ozean der Welten hat die Gestalt einer Linse, d. h. eines sehr stark abgeplatteten Umdrehungskörpers. Blicken wir in der Richtung ihres Äquators, dann treffen unser Auge die Strahlen von viel mehr Sternen, als wenn wir in der Richtung der Achse blicken. Und das reiche Gefüge des galaktischen Gürtels, seine Durchsetzung einesteils mit auffallend dunklen, wohl als Kohlensäcke bezeichneten Gebieten, andererseits mit besonders hellen Flecken und Streifen, legt den Gedanken nahe, daß die Weltinsel aufgebaut sei wie die sogenannten Spiralnebel, die, ehedem als besonders merkwürdige Fälle betrachtet, nach dem heutigen Stande der Forschung zu vielen Tausenden am Himmel zu finden sind. Die Frage allerdings, ob wirklich die Spiralnebel ferne Weltinseln von der Größenordnung unserer eigenen darstellen, und nicht vielmehr Bestandteile derselben, die ihre Gestalt im kleinen wiederholen, diese Frage ist noch unentschieden und soll uns hier nicht weiter beschäftigen.

Wenige Jahre nach dem Erscheinen des Heisschen Milchstraßenwerkes benützte der Belgier Houzeau einen Aufenthalt in den Tropen, um den ganzen Milchstraßengürtel nach und nach aufzunehmen. Am Äquator der Erde gibt es keine Zirkumpolarsterne, aber auch keine, die man niemals zu sehen bekäme. Jeder Stern ist dort in der einen Hälfte des vierundzwanzigstündigen Tages über, in der anderen unter dem Horizont, und diese Hälften nehmen im Jahreslaufe zu Tag und Nacht die verschiedensten Stellungen ein. Houzeau hat seine Arbeit, die Uranométrie générale (1880), in der auch für günstige klimatische Bedingungen auffallend kurzen Zeit von etwas mehr als einem Jahre vollendet, wogegen Heis in Aachen und Münster der Frucht seiner Beobachtungen eine Reifezeit von siebenundzwanzig Jahren gegönnt hatte. Weil aber die Zeichnung von Houzeau das ganze galaktische Gebiet darstellt und sich also vorzüglich zu statistischen Vergleichungen mit den Sternzahlen eignet, ist sie für Arbeiten dieser Art vielleicht häufiger als alle anderen Darstellungen benutzt worden. Vergleicht man sie mit der von Heis, so zeigt sich an manchen Stellen befriedigende Übereinstimmung, während an anderen große Unterschiede auffallen. Heis hat, wenn man es kurz sagen will, ein Mosaik von hellen und schwächeren Flecken, während Houzeau reliefartig zeichnet. Eine besonders helle Stelle erhält bei ihm einen länglich runden Umriß, und es folgen weitere Umrisse für die schwächeren Stufen, so daß das Bild eines Hügels oder Buckels vor uns entsteht. Jeder Beobachter scheint seinen Stil zu haben, und doch hat jeder das Beste geben wollen. Die Bilder stimmen, auch wenn man alles abzieht, was auf Rechnung der äußeren Umstände kommt, nicht einmal so überein, wie etwa zwei Darstellungen desselben Landschaftsbildes, von zwei unabhängigen Beobachtern entworfen, übereinstimmen müssen. Gewiß ist die Gewalt dieser äußeren Umstände nicht gering anzuschlagen, da in Deutschland einzelne Abschnitte nur in mäßiger Höhe beobachtet werden können, andere aber gelegentlich dem Zenit nahekommen. Daß sich jeder Zeichner gehütet hat, selbst bei leichtester Störung durch den Mond, das Dämmer- oder Tierkreislicht zu beobachten, ist selbstverständlich.

An der vom Earl of Rosse begründeten und eine Zeitlang durch das große Spiegelfernrohr berühmten Sternwarte zu Birr Castle in Irland beobachtete der Deutsche Otto Boeddicker in den achtziger Jahren die Milchstraße, natürlich auch wieder mit freiem Auge.

Seine Darstellung (The Milky Way. London 1892), die mit Rücksicht auf das Klima nicht so weit wie die von Heis nach Süden durchgeführt ist, unterscheidet sich höchst auffällig von ihren beiden Vorgängerinnen durch ein vorherrschend **strahliges** Gefüge. Von der Mittelachse gehen zahlreiche leuchtende Streifen aus, so daß hie und da eine größere Ähnlichkeit mit organischen Gebilden entsteht, etwa mit Teilen eines Fischgerippes oder mit dem Aderneße eines Buchenblattes, woraus die Weichteile entfernt sind. Vielfach folgen die Strahlen den Richtungen nach bestimmten Sternen, und es erhebt sich die Frage, ob das reell und wie es in diesem Falle zu erklären ist, oder ob sich der Zeichner die Feder von den Sternen hat führen lassen. Sogenannte Sternketten, die sich an so vielen Stellen des Himmels finden, daß sie kein bloßes Zufallsergebnis sein können, sind hier besonders verführerisch. Und auch dieser Zeichner hat jedenfalls das Beste geboten, das er bieten konnte.

Nur ein Jahr später tritt C. **Easton**, ein Holländer mit englischem Namen, auf den Plan, dessen Darstellung (La voie lactée dans l'hémisphère boréal) zwar auch Strahlen enthält, im übrigen aber der von Heis wieder etwas näher kommt. Ein sehr ausgiebiger Text, erläutert durch Tafeln gleicher Helligkeit, gibt Zeugnis von der Sorgfalt, mit der dieser auch durch theoretische Arbeiten vorteilhaft bekannte Liebhaber-Astronom die wahre Verteilung der Lichtstärken über die galaktische Zone zu ermitteln gesucht hat. Dürfen wir von eigenem Erleben in dieser Sache reden, so sei gesagt, daß die Darstellung von Easton und darauf die von Heis dem Eindruck, den wir selbst in guten Beobachtungsnächten erhalten, am nächsten kommt.

Zu den mächtigsten technischen Hilfsmitteln der heutigen Himmelsforschung zählt die **Photometrie**, die Messung der Lichtstärken. Vorzüglich braucht man die photometrischen Methoden zum Feststellen des Lichtwechsels der einzelnen Sterne. Könnte man hier einfach wie der Physiker arbeiten, so wäre es ein leichtes, die Helligkeit einer genau bestimmten irdischen Lichtquelle, z. B. der sogenannten Hefnerkerze, als Einheit zu wählen und die von Tag zu Tag, manchmal in Stunden und selbst in Minuten rasch wechselnde Helligkeit des Sternes auf sie zu beziehen. Da jedoch die Gestirnstrahlen durch die Lufthülle zu uns kommen, in der sie, je nach dem Klima und nach ihrer Winkelhöhe, mehr oder weniger stark geschwächt werden, so ist es besser, Stern mit Stern zu vergleichen, d. h. den veränderlichen Stern mit einem nicht weit davon stehenden und also denselben Einflüssen unterliegenden beständigen Gestirn, wobei dann die künstliche Lichtquelle nur als Vermittlerin dient. Das geschieht auf verschiedene, hier nicht weiter zu besprechende Arten. Auch wo es sich um Flächenhelligkeiten handelt, ist, wie **Graff** an der Hamburger Sternwarte in Bergedorf erkannte, dieses Verfahren das gegebene. Er baute ein kleines Instrument, in welchem ein leuchtendes Flächenstück des Himmels, z. B. ein galaktischer Fleck, von einem durch eine elektrische Lampe und geeignete Gläser erzeugten breiten Lichtringe umgeben erschien, der sich in meßbarer Weise so abschwächen ließ, daß der Unterschied verschwand. Auf diesem Umwege die einzelnen Milchstraßengebiete miteinander vergleichend, konnte er, besser noch als Easton, die gesamte Helligkeitsverteilung durch Zahlen ausdrücken. (Astronomische Abhandlungen der Hamburger Sternwarte in Bergedorf, II 5. Hamburg 1920.) Leider hat das Material noch nicht vollständig veröffentlicht werden können. Immerhin ist die Skelettkarte der Isophoten, d. h. der Linien gleicher Lichtstärke, erschienen; sie nähert sich in ihrem Gesamteindrucke den Darstellungen von Heis und Easton, obschon die genauere, objektive Feststellung der Helligkeiten, die den großen Vorzug des bei uns im Sommer gut sichtbaren Teils vom Schwan bis zum Schützen gegenüber dem im Winter auftretenden Gebiet von der Cassiopeia bis zum Großen Hund erkennen läßt, einen merklichen Fortschritt besonders gegenüber Heis bedeutet.

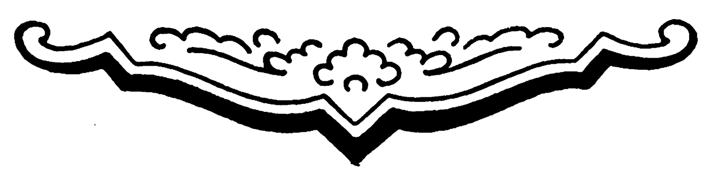
Eine noch auf anderer Grundlage ruhende Milchstraßendarstellung, die gleichfalls in Hamburg erscheinen soll und hauptsächlich auf den photographischen Aufnahmen von **Wolf** in Heidelberg beruht, ist anscheinend durch widrige äußere Verhältnisse noch etwas verzögert worden. Es sei hiebei bemerkt, daß die Platte nicht etwa, wie ein auf die Technik Schwörender

ohne weiteres annehmen möchte, an sich ein besseres Milchstraßenbild liefert als die Netzhaut, sondern zunächst nur ein anderes. Im Auge verschmelzen die Eindrücke zahlreicher schwacher Sterne, weil die Netzhaut aus einzelnen lichtempfindlichen Teilen aufgebaut ist. Das Auge hält ferner, im Gegensatze zur Platte, die Eindrücke nicht fest. Dafür werden die Scheibchen der schwächsten Sterne auf der Platte ungebührlich groß. Man darf sich also nicht wundern, wenn die Photogramme, die den Schmuck unserer populär-astronomischen Bücher bilden, von den Zeichnungen so auffallend abweichen, ein wenig auch untereinander. Eng- und weitwinkelige Apparate, empfindliche und träge Platten, lange und kurze Belichtungszeiten wirken zusammen, um die Photographien verschieden zu gestalten. Und da andererseits die Netzhäute, noch mehr vielleicht die Seelen der Beobachter, sich unterscheiden, wird die beobachtete und gezeichnete Milchstraße geradezu ein Forschungsgegenstand der Physiologie und der Psychologie.

Nun hat das Jahr 1920 noch eine Darstellung gebracht, deren Urheber der holländische Astronom A. Pannekoek ist. (Die nördliche Milchstraße. Annalen der Sternwarte zu Leiden.) Dieser bietet nicht nur das Bild seiner eigenen Auffassung, das in drei Sternkarten weiß auf schwarz und außerdem in drei auf genauen Schätzungen beruhenden Isophoten-Karten niedergelegt ist, sondern er hat auch eine Mittelbildung aus den Auffassungen der einzelnen Beobachter versucht. Da seine Helligkeitsstufen gleich denen von Easton ein System darbieten, das in sich einwurfsfrei aufgebaut ist, stellt er für die einzelnen kleinsten Himmelsstücke Zahlen als Mittelwerte aus den beiden holländischen Darstellungen auf (E + P). Nun ist ihm noch ein kostbarer Schatz zugänglich geworden in Gestalt der Beobachtungen von Julius Schmidt, einem deutschen Astronomen, der, zu Eutin im Fürstentum Lübeck geboren, sein großes Beobachtertalent unter dem herrlichen Himmel von Athen betätigt hat, wo er 1884 gestorben ist. Seine Handschriften, die die verschiedensten Objekte betreffen und von einer staunenswerten Ausdauer im Beobachten zeugen, werden in Potsdam aufbewahrt; noch vor wenigen Jahren haben seine einfachen Beobachtungen des Polarsterns im Anschlusse an neuere spektrographische Arbeiten plötzlich große Wichtigkeit erhalten. Pannekoek hat die Schmidtsche Milchstraße studiert und, in derselben Weise wie aus den zwei holländischen Arbeiten allein, auch aus den vier ihm am würdigsten erscheinenden, nämlich den Zeichnungen von Schmidt, Boeddicker, Easton und ihm selbst, ein zahlenmäßiges Gesamtbild dargestellt, das nun auch noch durch drei Isophotenkarten erläutert wird und das beste mittlere Gesamtbild des Phänomens darstellen soll, soweit dieses in Deutschland und den Nachbarländern sichtbar ist. Man wird hier den Ausschluß der Houzeauschen Karten verständlicher als den der Heisschen finden, denen sich, wie gesagt, die hamburgische Darstellung, die Pannekoek übrigens nicht mehr verwerten konnte, wieder sehr nähert.

Sollte nunmehr ein Experimentalpsychologe die Frage anschneiden, wie das Milchstraßenbild im Auge zustande kommt, so würde er jedenfalls recht viel Merkwürdiges finden und dabei feststellen können, daß hier, wie auf so vielen anderen Gebieten, es sei nur an die veränderlichen Sterne und die Fadendurchgänge im Fernrohr erinnert, seiner jungen Wissenschaft die älteste Schwester in großem Umfange vorgearbeitet hat. Oder wagt sich noch einmal ein deutscher Freund der Wissenschaft an die Zeichnung selber, die kein Fernrohr, sondern nur eine gute Sternkarte, dabei allerdings gute Augen und hingebenden Fleiß erfordert?

Prof. Dr. J. Plaßmann





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Ewige Wiederkunft des Gleichen oder Aufwärtsentwicklung?

(Vergleiche den früheren Aufsatz der gleichen Überschrift in Heft 5!)

Diese schon früher von mir, im Juni/Juli-Heft 1914 des weimarischen „Weckrufs", in meiner Abhandlung „Goethe und das Welträtsel" angeschnittene Frage (seit 1918 auch in Buchform bei der Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, vorliegend) wird unter der obigen Überschrift von Rudolf Paulsen im Februarheft des Türmers in beachtenswertem Aufsatz behandelt, der in der Hauptsache meine Ausführungen bestätigt und nur in wenigen Punkten, wo er abweicht, zur weiteren Klärung des Gegenstandes einer Erörterung bedarf. Daß es Paulsen unterlassen hat, meine Schrift in seinem Aufsatze als Quelle oder eine seiner Quellen namhaft zu machen, obwohl er sie gut gekannt und sogar (unterm 2. April 1920 in der „Deutschen Zeitung") überaus warm und zustimmend besprochen hat, will ich ihm nicht allzusehr übelnehmen. Um so weniger, als er — worauf es hier nur ankommt — gerade dem Teile meiner Schrift, der sich mit diesem Problem beschäftigt: meiner „Wiederholung (?) des Nachweises, daß die ‚ewige Wiederkunft des Gleichen' Nietzsches ethisch unfruchtbar ist, ein Nachweis, der nicht schwer zu führen ist, aber leider nicht genug beachtet wird" — nach diesen seinen Worten ein besonderes Verdienst nicht beizumessen scheint. Um so erfreulicher, daß er dessenungeachtet nun doch auch seinerseits diesen Nachweis wiederholte und dabei im wesentlichen zu den gleichen Ergebnissen kam wie ich.

Zum Verständnis der wenigen Einwände gegen seine Ausführungen, die eine weitere Durchleuchtung des Problems entzünden möchten, ist es erforderlich, die kritischen Sätze meiner Schrift hier anzuführen. Nachdem ich an einer eingehenden Analyse des Goetheschen Gedichtes „Selige Sehnsucht" den Nachweis zu führen gesucht, und durch zahlreiche anderweite gewichtige Aussprüche des Dichters zu bestätigen gemeint habe, daß auch Goethe, wie so viele große Dichter und Denker vor und nach ihm, ein tief überzeugter Anhänger der Lehre von der Präexistenz und Wiedergeburt gewesen ist, komme ich — auf dem Wege über Lessing, Kant, Fichte, Schopenhauer — schließlich zu Nietzsche und fahre fort:

„Allerdings nimmt Nietzsche in seiner Vorstellung von der ewigen Wiederkunft, die er sich, in der Endlosigkeit der Zeit, nach Erschöpfung aller Variationen und Kombinationen gewissermaßen kaleidoskopisch als eine wandelbildartige Wiederkehr des Gleichen denkt, eine merkwürdige Sonderstellung ein. Er kettet die Urvernunft der Vorsehung an die Unvernunft des Zufalls. Er ergreift den Weltgeist wie einen planlos wandernden Landstreicher und pfropft ihn in das Zwangsbett eines blinden Ungefährs, das sich in den Wirbelspielen der kreisenden Ewigkeit, an einem ganz bestimmten Punkte des Ringes (!) immer wieder einmal, meint er,

unter denselben Umständen wiederfinden muß. Er vergißt dabei, daß mit dieser Annahme, die die Welt als einen bloßen Mechanismus setzt und den Mechanismus wieder als ein Spiel des Zufalls (!), die Entwicklung des Menschen zum höheren und ‚Übermenschen' wieder aufgehoben wird. Die zwangsmechanische Wiederkehr des ewig Gleichen ist ein Widerspruch zu der Aufwärtsweisung seiner Lehre, ihrem Macht- und Willensprinzip, und widerstrebt auch dem unverbrüchlichen Weltgesetze der Entwicklung, die sich nicht in einem ‚Ringe', linearisch, sondern in ungezählten Richtungen, strahlenförmig, vollzieht. Die Entwicklung kann und braucht deshalb keineswegs ein ‚Ziel' zu haben, d. h. einen Abschluß ihres Vorganges zu finden, denn die Staffel des letzten Horizontes, die äußerste Thule des Gottesideals, ist nie erreichbar. Sonst wäre es schon erreicht, in der Unendlichkeit der Zeiten. Entwicklung ist Kraftumwandlung: gebundene Kraft wird zur lebendigen Kraft. Die Kraft aber ist unendlich wie Raum, Zeit, Stoff und Geist. Sie wird nicht mehr, sie wird nicht weniger, denn sie ist grenzenlos. Ist selbst die dreieinige Welt: Stoff, Geist und Bewegung. Eine Welt**leere** ist undenkbar. Ebenso wie die körperliche Welt als eine Insel undenkbar ist, die im Nichts schwimmt: ein Tropfen im Wesenlosen! Eine im Großen begrenzte, d. h. endliche Welt, wie sie Nietzsche annimmt, wäre auch im Kleinen endlich und begrenzt, d. h. wäre dem Tode und der Erstarrung verfallen. Es gibt keinen Bretterzaun um die Welt. Entweder ist alles Welt, d. h. erfüllter Raum, oder aber alles ist nichts. Das letztere widerlegt die Erfahrung. Mithin muß es unzählige Kraftzentren geben, die auch eine unendliche Entwicklung verbürgen und notwendig machen. Daher kann die Entwicklung weder rückläufig noch begrenzt sein, sondern einzig nur **ewig**. Womit auch alle Schlüsse von dem ‚Längsterreichtseinmüssen' eines Weltzieles entfallen und ein Ausblick sich auftut, wie er ungeheurer nicht vorzustellen ist. Die gegenteilige Annahme verliert sich in ein Labyrinth der Widersprüche, in deren letztem Gange der Minotaur lauert, der sie verschlingt. Auch die gestorbenen Sonnen sind keine Totenzeugen für eine Rückläufigkeit der Entwicklung, denn ihre Erstarrung bedeutet ja nur eine kurze Phase im ewigen Werdegange; ganz abgesehen noch, daß die leibentkleidete welthafte Seele, wenn sie günstige Verkörperungsbedingungen nicht mehr findet, keineswegs an einen sterbenden Stern gefesselt ist. Auch hat eine jede Entwicklung ihre Hemmungen, und ein Schritt zurück bedeutet noch nicht den ganzen Weg zurück. Viel eher und erst recht: eine ab und zu notwendige Anlaufsmöglichkeit für einen Doppelsprung voraus. Träfe es zu, daß die menschliche Seele im Kreise ginge, so müßte sie, in den zu unbedingt gleichen Zuständen rückführenden Abwandlungen der Ewigkeit, auch immer wieder in die alten Mängel, Überwindungen und Verderbnisse zurückfallen und würde letzten Endes, seelenwanderisch, auch wieder einmal beim Tiere anlangen. Damit aber wären dem Ewigkeitsgange der Entwicklung und jeder Aufwärtsbewegung überhaupt Riegel und Falltüren vorgeschoben. Die ‚Entwicklung', die wieder Rückentwicklung würde, wäre eine Widersinnigkeit: die in Ewigkeit gesetzte Inkonsequenz! Wollte man tatsächlich die geschlossene Kurve als die Bahn einer solchen ‚Entwicklung' annehmen, so müßte auch die ewige Wiederkehr vollständig ihren Wert verlieren und zu einem müßigen, dummen Zufallsspiele herabsinken ..."

Schon hieraus ist die völlige Übereinstimmung Paulsens mit mir in der Kern- und Wesensfrage zu ersehen: Nicht Kreislauf und Wiederkunft des Gleichen, sondern die weltgesetzlich verbürgte, in alle Ewigkeit steigende **Aufwärtsentwicklung** ohne Abschluß und Ende! Ob nun diese Unendlichkeitsentwicklung, wie Paulsen meint, in einer Spirale verlaufe, oder ob sie, wie ich sagte, in ungezählten Richtungen, etwa strahlenförmig sich vollziehe, dabei von Ablenkungen und Hemmungen sowohl wie auch von neuen Anlaufsmöglichkeiten beeinflußt sei, ist letzten Endes eine Kärrnerfrage. Das Entscheidende ist: **Fortentwicklung** oder **Rückläufigkeit?** Wenn Paulsen, ebenso wie ich, der in sich zurückbiegenden Kreisbahn Nietzsches die ewige Unendlichkeitsbahn entgegenhält, nur daß er — mit der Annahme eines Spiralganges — dieser wiederum, wie auch Nietzsche, an dem er es tadelt, eine mathematische Figur unterlegt, so spricht er damit wohl mehr eine Phantasievorstellung als ein untergründetes



Urteil aus. Im unendlichen Weltganzen, wo es kein Oben und kein Unten, keinen Mittelpunkt und keinen Grenzbalken gibt, ist die angellose, zwangsläufige Spirale genau so ein zurechtgezirkeltes „mathematisches Gedankending“ wie die Kreisbahn Nietzsches, und die Wahrscheinlichkeit ihrer Zugrundelegung als die äußere Gleisbahn für die Fortentwicklung ist nicht größer als die der Annahme einer — cum grano salis zu verstehen! — geradlinigen Entwicklung.

Bedenklicher als die Spiralvorstellung, die immerhin erörterbar ist und nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt, erscheint mir Paulsens Annahme eines „wachsenden“ Gottes, der „desto größer wird,“ je mehr wir ihn „in und mit unserem eigenen Wachstum erleben“. Als ich die Stelle las, glaubte ich zunächst, daß sie bildlich gemeint sei, in Hindeutung auf die bekannte optische Täuschung, daß die Größe einer Gestalt oder eines Gegenstandes, je nach der zu- oder abnehmenden Entfernung vom Beschauer, zu schwinden oder zu wachsen scheint. Aber schon der nächste Satz, der das „Wachstum“ Gottes nicht als ein sinnbildliches Gleichnis, sondern als logisches Beweismittel, als ein gedankengeschliffenes Geschoß auf die gegnerische Überzeugung anwendet, widerlegte diese Meinung. Paulsen schreibt: „Wenn Gott wachsend ist, dann ist die Karussellphilosophie der ‚ewigen Wiederkunft des Gleichen‘ abgetan. Eine Verwandlung von gleich zu gleich ist überhaupt nicht als Leben anzuerkennen.“ Und weiterhin: „Diese Lehre ist nicht darum so schwer erträglich, weil etwa es nicht erträglich wäre, die gleiche Mühsal noch einmal auf sich zu nehmen, sondern weil der Weg bei keiner Wiederholung weiterführt.“

In diesem Punkt tut er Nietzsche unrecht. Nietzsche denkt gar nicht daran, zu lehren, daß ein Leben dem andern gleiche, ohne jedwede „Weiterführung“ und Steigerung. Im Gegenteil: er zeigt uns ja den Weg über uns selbst hinaus und lehrt uns den Übermenschen. Nur daß er sich dabei widerspricht, widersprechen mußte. Er konnte gar nicht anders, weil er — und das ist das Tragische an diesem großen Denkergeiste! — seinen Pfadsucherweg in die sternerfüllte Unendlichkeit hinein von einer falschen Voraussetzung aus angetreten hat. Und auch diese falsche Voraussetzung muß begriffen werden nicht als ein Denkfehler, den er selbst verschuldet hat, sondern als das Danaergeschenk seiner Überlieferung, in die auch noch der freieste Denker verwurzelt ist. Diese falsche Voraussetzung war die unphilosophische, aber wissenschaftlich verbreitete Annahme, daß die Welt etwas Endliches, Begrenztes sei — eine Insel im Nichts. Und gekommen ist er zu dieser Annahme, er, der aristokratische Dichterphilosoph, Idealist und Individualist — wie die Positivisten, Hume, Comte u. a. vor ihm, wie die Neurelativisten, so auch Einstein z. B. nach ihm — durch die Lehre von der Größenwelt: die Mathematik.

Da ist es ausgesprochen. Es ist ein Widerspruch in sich selbst, die Maßstäbe der sinnlichen Erfahrungswelt, die absteckend, scheidend, scharfumführend aus unseren räumlichen Begrenzungen hergenommen sind und die auch nicht anders als eben nur den Zwecken der Begrenzung dienen können, nun als Werkzeuge zur Erforschung und Ermessung des — Übersinnlichen, Unbegrenzten (!) anzunehmen. Das heißt einem Behelf, der endlich ist, Aufgaben über sich hinaus, denen er nicht gewachsen ist, zuzumuten: Unendliches! Das heißt dem Weltganzen mit einem armseligen Rechenexempel beikommen zu wollen! Nein, die Schneiderrechnung stimmt nicht. Auch die Elle der neuen „Relativisten“ ist nicht die Zauberrute, die uns die Pforten der Ewigkeit entriegeln kann. Die Metaphysik, wie schon der Name sagt, liegt doch wohl jenseits des Ufers. Und kein noch so schön gespitzter Zollstab eines Armbrustschützen wird den dunklen Strom überspringen. Das müssen schon andere Geschosse sein!

Die Mathematik also ist hier Schuldträgerin: das heißt natürlich nur in ihrer falschen, unzuständigen Anwendung! Daher die Verwechslung des irdischen, erfahrungsweltlichen, geometrischen Raumes mit dem nur philosophisch zu erschließenden metaphysischen, übersinnlichen Raume ohne Zentrum und Peripherie, dessen „empirische Realität“ (neben der „transzendentalen Idealität“) auch Kant nicht leugnet. Daher der Widersinn, daß der Welten-

raum ebenso wie die Sinnenräume etwas Endliches, Begrenztes, zu Errechnendes, durch einen Bretterzaun oder Schlagbaum gegen das Nichts Abzugrenzendes sei. Daher auch die durchaus logische, unausweichliche Schlußfolgerung Nietzsches, daß in einer endlichen Welt wie in einem Kaleidoskop eine jede Kombination in der Unendlichkeit der Zeit mit mathematischer Sicherheit sich wiederholen müsse.

Aber auch noch andere Argumente als mathematische werden für die Endlichkeit der Welt ins Feld geführt. Die neue Botschaft der Relativisten sagt: Wenn es eine sternerfüllte Unendlichkeit gäbe, so müßten wir, da das Licht „nicht verschluckt werde", elend verbrennen. Als ob nicht zu solchem Autodafé die Handvoll Sterne, die an unserm Erdenhimmel glüht, gerade schon genügte, wenn nicht eben die gute Mutter Natur dagegen vorgesorgt hätte! Und dann — das Licht der Sterne auf seiner langen Wanderschaft zu uns wird nicht „verschluckt"? Nicht zu Äther zerstreut? Nicht an kosmischen Staub gebunden? Nimmt nicht ab mit der zunehmenden Entfernung der Gestirne? Wo dann z. B. versteckt sich das Licht des Sirius auf unserer Erde? Oder das des Rigel und der Beteigeuze aus dem Orion? Alles Sterne, deren Leuchtkraft die der Sonne um ein Vielfaches übertreffen und die wir doch nur als Sterne und nicht als Sonnen wahrnehmen. Und die Sonne selbst? Wären wir nicht längst zu Asche und Wind verbrannt, wenn das ganze Licht ihrer der Erde korrespondierenden Fläche uns erreichte, träfe? Wird sie den Uranussöhnen noch ebenso hell erscheinen und warm leuchten wie uns Kindern der Erde? Sollten die ungeheueren Raumwüsten, die zwischen den unzähligen Weltsystemen gebreitet liegen, nicht den Zweck isolierender Ringe erfüllen, die jede Kunde und Botschaft, frohe und feindliche, von Welt zu Welt verhindern? Die nur Flügeln Gottes und der Seele zugängig sind? Und gleichen sich die Kräfte zwischen sterbenden und gebärenden Sonnen nicht ununterbrochen aus — „ein ewiges Meer, ein wechselnd Weben"? Nein, mit diesem „Beweise" für die „Endlichkeit der Welt" ist es wohl ebensowenig etwas, und so bald brauchen wir's noch nicht zu fürchten, daß wir uns an den Feuern der Unendlichkeit die Augenbrauen versengen.

Nur die Unendlichkeit der Welt verbürgt uns den Sinn des Seins: die unbegrenzte Entwicklungsmöglichkeit des Aufstieges zu Gott.

Kurt Geucke



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Herm. Anders Krüger

(Zum 50. Geburtstag am 11. August)

Ein halbes Jahrhundert ist noch kein Zeitraum, der berechtigte, unter das Leben und Schaffen eines Künstlers — von den Frühvollendeten abgesehen — einen Strich zu setzen und das Ergebnis zusammenzurechnen. Aber Weg und Ziel des Künstlers lassen sich von einer Fünfzigjahreswende aus sehr wohl überschauen. Hermann Anders Krüger hat ja übrigens auch in seinen Werken schon selbst zu seinem Werden und Wachsen Stellung genommen. Wenn er dabei in seiner noch unveröffentlichten „Lebensrechenschaft" auf die Frage: „Was ist wahr daran?" (nämlich an dem, was er z. B. in seinem Roman „Sirenenliebe" schildert), antwortet: „Alles ist wahr, denn es ist alles erlebt, zum mindesten in Gedanken, und nichts ist wahr, denn nichts davon ist so geschehen", so lassen seine Werke doch mehr als bei anderen Dichtern ein ziemlich naturgetreues Bild des Lebens- und Werdeganges ihres Verfassers erkennen.

Wichtig war bei H. A. Krüger das religiöse Element seiner herrnhutischen Abstammung, Umgebung und Erziehung. Obschon auf seine Art, ist er doch ein typisches Beispiel für das Ringen und Reifen eines deutschen Dichters seiner Zeit, ja vielleicht eines Deutschen überhaupt. Seine trotz aller Armut bewahrte unerbittliche Treue gegen sich selbst, bei strengster Beachtung eines ihm in Fleisch und Blut übergegangenen Sittengesetzes, und sein fast bis zur grausamen Selbstzerstörung treibender Trotz gegen jedes Unrecht; die inwendig drängende Lebenslust und das Aufbäumen gegen die üblichen Gelegenheiten, ihr genug zu tun; der eiserne Wille, sich aus all diesen Klippen und Engen, Nöten und Hemmnissen herauszuarbeiten auf die Höhe weiter Lebensbeherrschung und starker Selbstsicherheit: beweisen den deutschen Charakter. Auch die Teilnahme an gewissen politischen Strömungen, die sogleich mit der ganzen Kraft des deutschen Idealisten aufgenommen und voll inbrünstigen Glaubens an die Menschheit verteidigt werden, bezeugt den Deutschen.

Geboren am 11. August 1871 in Dorpat, verlebte H. A. Krüger als Sohn eines Predigers der Herrnhuter Brüdergemeinde seine Jugend zunächst in Altona, Königsfeld (Baden) und Gnadenfrei (Schlesien). Unter der Obhut einer stillen, feinen und schönen Mutter und in der Zucht eines ernsten, strengen, bis zur Selbstverneinung pflichttreuen Vaters wuchs er neben mehreren Geschwistern heran, besonders gehegt und gepflegt von seiner über alles geliebten Großmutter. Aber die durch manchen lustigen Streich ausgefüllte Zeit in Gnadenfrei lief schnell ab; im Progymnasium zu Niesky gab es schon ernstere Tage und schwerere Aufgaben, die ihm ins Innere griffen. In Gnadenfrei endlich, wo der stud. theol. sehr bald zu entscheidenden Kämpfen gedrängt wurde, stellte ihn sein besorgter und erzürnter Vater; es kam zu heftigen Auseinandersetzungen, und das Ende vom Lied war, daß Herm. Anders Krüger der Theologie schließlich doch den Abschied gab, um sich dem Lehrfach zuzuwenden. Über Dresden, wo er den — durch einen Briefwechsel mit ihm bekannt gewordenen und ihm freundlich gesinnten — Literarhistoriker Adolf Stern besuchte, reiste er, Heidelberg bewundernd,

nach Königsfeld (Baden), wo er eine magere Lehrerstelle fand. Der Verdienst war karg, aber der junge Lehrer sparte doch noch. Zwar die kleine Schweizerreise, auf der er sein Herz schleunigst an eine Österreicherin verlor, bezahlte die von ihm begleitete Tante, aber die Reise nach Leipzig (1893) bestritt er aus eigenen Mitteln. In Leipzig nämlich begann er nun mit allem Eifer zu studieren. Von Adolf Stern freundlich empfohlen, fand er in Karl Lamprecht und Erich Marcks treue Förderer. Leider zehrte das Soldatenjahr alsbald seine letzten, äußerst fest zusammengehaltenen Spargroschen auf, so daß er, ohne sein Studium abschließen zu können, wieder eine Lehrerstelle suchen mußte. Er fand sie in **Genua** an der deutschen Schule. Hier entstand manches Gedicht, hier wurde „Die schöne Mailänderin" erlebt; hier lernte Krüger auch den inzwischen so bekannt gewordenen Professor **Francesco Ruffini** kennen. Aber wichtiger als all das blieb ihm sein Studium. Und als er wieder ein Sümmchen zusammengespart, ging es nach einer Rundreise über Rom, Neapel, Messina und Venedig nach Leipzig zurück. Nicht lange — und der Doktor summa cum laude war gemacht, was auch den Vater endlich versöhnte. In Leipzig kam (1897) auch „Ritter Hans" zur Aufführung. In demselben Jahre erschien ferner die schöne Mailänderin unter dem Titel „Sirenenliebe" und fand gute Aufnahme; die erste Gedichtsammlung „Simple Lieder" wurde gleichfalls veröffentlicht. Was aber für H. A. Krüger vielleicht wichtiger wurde, war der Verkehr bei den „Stalaktiten", der ihn mit Max Klinger, Hans Meyer, Bruno Eelbo u. a. in Berührung brachte, — und seine Liebe zum Katzl, einem schlichten, aber in seiner fraulichen Feinheit und Reinheit rührenden Mädchen.

Es ist ohne weiteres klar, daß für einen Mann wie H. A. Krüger eine Stadt wie **Dresden** von Bedeutung sein mußte, und so finden wir ihn denn auch 1898 in Elbflorenz, wo er erst als Lehrer an einer sogenannten „Presse", dann als Königl. Unterbibliothekar sein Brot verdient. Diese Dresdener Jahre sind für Krüger außerordentlich reich, und er weiß in seiner „Lebensrechenschaft" gerade von ihnen prächtig zu erzählen. Nicht nur seine künstlerische Umgebung, auch seine Beziehungen zu geistig hochstehenden, stark kultivierten Menschen und sein Umgang mit feingebildeten und liebenswürdigen Frauen fördern seine innerliche Entwicklung ganz bedeutend. Wenn auch sein Drama „Väter" noch kein voller Erfolg war und sein Roman „Der Weg im Tal" sein Bestes noch nicht gab, wenn auch seine 1894 erschienenen kleineren Streitschriften „Pseudoromantik" und „Kritische Studien über das Dresdner Hoftheater" weniger den Reifenden als den Ringenden zu Worte kommen ließen, so war doch nun der nach Krügers kühn durchgeführter Verheiratung veröffentlichte Roman „**Gottfried Kämpfer**" ein reifes Werk des sich vollendenden Dichters. Dieser inzwischen weithin bekannt gewordene „Herrnhutische Bubenroman" verdankte seinen Erfolg nicht nur seiner eigenartigen herrnhutischen Gewandung, sondern weit mehr noch seiner künstlerischen Kraft. Diese Lebensgeschichte des Knaben, der in jenem eigenartigen herrnhutischen Wesenselement lebt und leidet, ist vom Lebensblut des Dichters durchströmt, mit Dichteraugen gesehen und durchschaut. Das eigene Erlebnis, das sich hier enthüllt, ist symbolisiert. Die Idee der Selbstzucht und Selbsterziehung wird ins Menschheitliche hineinprojiziert und gewinnt für jedes Leben Bedeutung, ohne daß die Tendenz den künstlerischen Eindruck des Werkes irgendwie trübte. Das Buch darf, von innen her gesehen und gewertet, als der Höhepunkt seines Schaffens gelten, wenn ihm auch die späteren Werke, die der Dichter als Hochschulprofessor in Hannover schrieb, nicht viel nachstehen. Es sei nur an das Drama „Der Kronprinz", an die Tragödie „Der Graf von Gleichen" und den nach einer Vortragsreise durch Nordamerika herausgegebenen Roman „**Kaspar Krumbholz**" erinnert.

Während des Krieges stand Krüger im Felde, wo er sich schon 1914 vor Ypern das Eiserne Kreuz I. Klasse erwarb. Heute wirkt er als thüringischer Staatsrat, eine Tätigkeit, die es, so nützlich sie sein mag, doch hoffentlich dem Dichter nicht unmöglich macht, seinem eigentlichen höheren Berufe treu zu bleiben. Das ist es, was wir Herm. Anders Krüger zum 50. Geburtstag herzlich wünschen.

Leonhard Schrickel

Ein Rückblick auf die Dante-Arbeit der letzten Jahre in Deutschland

I.

Der Ungunst der Zeiten zum Trotz hat das Jahr 1921, in dem wir die sechshundertste Wiederkehr von Dantes Todestag feiern, eine ziemliche Anzahl von bemerkenswerten Werken geliefert. Ich beginne meinen, die letzten zwei Jahre umspannenden Rück- und Überblick mit Alfred Bassermann, wohl dem bedeutendsten Danteforscher hinter Karl Voßler. Bassermanns Komödienverdeutschung erstreckt sich über volle dreißig Jahre. Die Hölle erschien 1891, der Fegeberg 1909 und das Paradies noch rechtzeitig zum Dantejahr 1921 (München und Berlin, R. Oldenbourg). Er hat also ein kleines Menschenleben hindurch mit der Bewältigung des Stoffes gerungen. Ein altes Scherzwort sagt, daß Übersetzungen und Frauen darin einander gleichen, daß die schönsten nicht die treuesten und die treuesten nicht die schönsten sind. Bassermanns Übersetzung ist nun — zumal sie in ihrem beliebigen Wechsel zwischen männlichen und weiblichen Reimen die allerleichteste und bequemst zu handhabende Form aufweist — freilich eine der allertreuesten. Wenigstens was die durchgereimten betrifft. Denn unter den reimlosen gebührt dem alten Arzte Karl Bertrand noch immer die Palme. Auch im Paradies ist Bassermann seinen alten Grundsätzen hartnäckig treu geblieben. Er vermeidet also nicht „Gewaltsamkeiten und Härten im Ausdruck und Satzbau, Überfrachtung der Verse mit Worten, Fremdartigkeit und Verwegenheit der Reime, Verwendung entlegener mundartlicher und altertümlicher (auch altertümelnder) Ausdrücke". Ob immer zum Vorteil seiner Arbeit, und ob nicht doch Wohllaut und sprachliche (nicht sachliche) Klarheit allzu oft unter diesen harten Bedingungen leiden, ist eine andere Frage. So fielen mir gar manche Verszeilen als unschön oder unklar auf. Hölle 1, 94; 9, 46, 62; 15, 1—3; 19, 64; 23, 133; 24, 20; 32, 39. Fegeberg 5, 98; 6, 4; 27 (Schluß). Paradies 14, 97 ff.; 16, 132; 30, 28; 88—90 und viele sonst. Daß Hekuba „wie 'ne Hündin boll" (30, 21) ist in der Dichtung als kräftig und alt wohl erlaubt, obschon es fremd anmutet; ebenso wie schrob statt schraubte, gehrt und zirkt, das sich alles mehrmals wiederholt. Ein Beispiel für „Gewaltsamkeit und Härte im Ausdruck und Satzbau" bildet Fegeberg 14, 140: Da ließ ich / Zurück den Schritt getan, nicht vorwärts sein (vgl. dazu 26, 136: Vor zum Bezeichneten nahm ich mein Schreiten). Ferner 24, 4: Und diesen zwier verblich'nen Schatten / Floß Staunen zu durch ihrer Augen Gräben / Von mir; oder 27, 104: Doch Schwester Rahel mag sich nie entschlagen / Des Glasblinks (soll heißen: Sie sitzt gern vor ihrem Spiegel), sowie 29, 49: Da fand die Kraft, die Stoff leiht unsrem Schließen (die uns über Unterschiede belehrt), und Paradies 8, 12: Der Stern (Venus) / Der Nacken bald, bald Brau' der Sonn' umfreit (bald vor, bald hinter der Sonne steht). Und solcher Zwangswendungen und Unschönheiten sind zahlreiche. Verwegene Reime (wie sie B. nennt) finden sich sehr häufig. Ein Beispiel genüge! Gleich lieberfülltem Weibe singend tat da / Sie ihrer Rede noch hinzu das Wort: / Beati, quorum tecta sunt peccata (Fegeberg 29, 1—3). Von den zahlreichen unreinen Reimen (die B. ja förmlich geflissentlich sucht), will ich nicht reden, da er sich auf Goethe (Ein reiner Reim wird wohl begehrt) schon 1891 berief und mit noch größerem Recht Heine (Leise zieht durch mein Gemüt — das nur unreine Reime enthält) zur Entschuldigung hätte anführen können. Besonders auffallend sind aber doch: nächste und sechste, Felsen und wälzen, Folge und Solche, vierte und gürte und zahlreiche derartige, die schon mehr als nur „unrein" sind. Altertümliche und daher oft fremd anmutende oder gar schwerverständliche Worte sind: Gehren, raiten (sieben), gemeint (bewogen), wüsten (verwüsten), sich fegen (Reinigung der Seelen), Brast, brückt; jemand etwas unter die Füße bieten (hinlegen, ausbreiten, Par. 22, 129), briefen (verbriefen), in Stäten (beständig), Washeit (Wesenheit), Rank (Krümmung), zirkt, zeilt, pfahren. Die Altertümelei

erstreckt sich sogar auf die Schreibweise (Arzeney, Sääle, Göthe); auch spricht er von Brettern und Schwellen (Leitersprossen) und Kreuzeshörnern (statt Armen). Dante spricht freilich von den corni della croce; aber muß man so wörtlich übersetzen? Bassermann sagt: Ja! Weil Dante gewaltsam gerungen hat mit Stoff und Inhalt seiner Dichtung, daß man oft sogar das Knirschen und Brechen der Sprachgelenke hört, ist der Übersetzer verpflichtet, alle Rauhigkeiten, Sprödigkeiten usw. nachzubilden. — An solcher Knauplichkeit (Akribie) haben vielleicht die Danteforscher und Kommentatoren ihre Freude. Aber für die ist der große Aufwand solcher Peinlichkeit eigentlich schmählich vertan: die lesen ihren Dante in der Ursprache und bedürfen keiner Verdeutschung.

Hat auch Bassermann mit der Paradiesübersetzung keinen großen Fortschritt gegen die früheren Teile gezeigt — den meisten Übersetzern scheint es umgekehrt wie den Dantischen Sündern zu gehen, die es immer leichter haben, je mehr sie vorschreiten — und damit nicht viel neue Blättlein seinem Dichterkranze hinzugefügt, so hat er seiner Hauptfähigkeit als Dantemensch, seinem Forschergeiste, durch die neuen Untersuchungen und Feststellungen wiederum das ehrenvollste und verdienstlichste Zeugnis ausgestellt. So verdanken ihm denn die Dantegelehrten und -übersetzer, die jetzigen wie die kommenden, Aufhellung und Sicherstellung vieler strittigen Punkte. Z. B. Hölle 1, 63 und 105 (wo eine alte Frage wohl endlich richtig beantwortet wurde), 4, 36; 5, 64; 18, 72; im Fegeberg 5, 133; 6, 96; 14, 62; 17, 51; 30, 15; 30, 15; 33, 35; und besonders im Paradies, das von den drei Teilen den umfangreichsten Anhang hat, aus dem ich fast alles als bemerkenswert und lehrreich erwähnen könnte. Daß einiges minder wichtig oder überflüssig erscheint, anderes Widerspruch herausfordert oder wenigstens keine Zustimmung erfahren kann, ist bei Schriftauslegungen selbstverständlich. Aber solche Stellen gerade regen zum Nachdenken an und wirken befruchtend für den Danteacker (Hölle 5, 64; 8, 41; Fegeberg 20, 119; 21, 19; 31, 116. Paradies 1, 9 (im Sinne von zurück: poetischer); 4, 63; 8, 61; 9, 46; 13, 50; 15, 6; 16, 63 und 103 u. a. m. Neu und überraschend ist die Fülle der hier nachgewiesenen Beziehungen zwischen Dante und Albertus Magnus. Also alles in allem ist trotz den erwähnten kleinen oder größeren Ausstellungen Bassermanns Komödienübertragung ein Achtung heischendes und Dank verdienendes Werk für alle, die Dante nicht lesend genießen, sondern studieren wollen.

Dante, Göttliche Komödie, übertragen von Axel Lübbe (Erich Matthes, Verlag, Leipzig 1920). Die erste (?) deutsche Übertragung mit wie im Urtext klingenden Reimen! Eine Beschwörung alter Visionen in neuem Bild und Klang! Lübbes Verdeutschung stellt dar: eine Wiedergeburt aus dem Geiste unserer Zeit! Für die wir ihm nicht dankbar genug sein können. Dies alles schreibt Herr Matthes und schließt: Der Verleger glaubt ein Werk fördern zu müssen, das, im ganzen genommen, etwas ist wie eine göttliche Offenbarung! Axel Lübbe legt Wert darauf, zu betonen, daß nicht sein Verdienst, sondern Gnade eines Größeren hier am Werke gewesen ist. In neun Monaten wurde aufgezeichnet, was der nicht weichen wollende Geist diktierte.

Nach diesen Fanfarenstößen aus Dantischen Posaunen wollen wir uns das Neunmonatskind einmal daraufhin betrachten, ob es wirklich ein von der Übersetzungsmuse voll und ehrlich ausgetragenes Kind ist. Ich behaupte, um die Sache kurz zu machen: daß es keine göttliche Offenbarung, sondern eine in Purzelbaumreimen von einem Nachfahr Friederike Kempners zusammengestoppelte Persiflage des Erdundhimmelsliedes ist. Und zum kürzesten und sprechendsten Beweise führe ich einige Stellen an: Ich bin im dritten Kreis... wo Schnee schlamasselt (S. 26 — jüdischer Jargon im Dante!). Ich sah an jeder Seite Leibverleiher (S. 301 — soll Schatten heißen!). Das Tier... / Des Schwanz sich in die Wunde schiebt wie Riegel (!). Der Skorpion ist gemeint (S. 213.) An Qual hier nicht mehr klopfe (S. 158 — frage mich nicht länger). Durch Gras und Blumen kam der schlimme Streifen (S. 211 — die Schlange! S. 209 das Qualtier genannt). Mit einem Blick, der kurz wie ein Handballen

(S. 441 — spannenkurzer Blick!). Er hieß einst Ottokar, in Säuglingspellen / War besser er, als Wenzeslaus, sein Sprosse / Im Bart, der müßig lag auf üppigen Fellen (S. 206). Jedoch die Spur Vergils war schon verwittert (S. 323, soll heißen: Doch hatte sich Vergil schon fortbegeben). So räch' dich an dem Arme, der verwegen / Umarmte unsre Tochter, Pisistrato! / Der Herrscher aber gab mild wie im Segen / Zur Antwort ihr mit Mienen, die nicht schadfroh: ... Was tun wir dem denn, der uns Liebes tat so? (S. 247.) In dieser Art Reimen ist unser Dichter von unerschöpflichem Erfindungsreichtum: Mädchen, bestät'gen, unflät'gen (S. 9), meinest, Bein fest, Stein-nest (S. 91), Zufall, schuf all, Ruf hall (S. 121), Prahl-Hast, Ballast, Schwall faßt (125), Schnurband, Spur fand, Kurhand (133), Antlitz, Hand flitz, gebannt sitz (148), Sordell hier, Hotel schier, Bordellgier (200), ließ sie, Oderisi, Paris sie (225). Die Eigennamen hat er besonders aufs Korn genommen: Ziehn, wo — erschien, oh — Aquino (395); getan. Oh — Damiano — Adriano (453); Schar da — Piccarda — starr da (290). Diesen Reimen verwandt sind folgende: stet nie, gedreht hie, Petri (267); zuschrie, Ruh lieh, tibi, cui (419), und die häufigen Zusammenkoppelungen von nie die — sie die — wie die — hie nie — für die — Tür nie — spür, wie und ähnliche. Auch auf Antwort wird unzählige Male gereimt: Hand dort, Brand fort, schwand fort, Standort, Land fort, kannt dort usw. Dante hat sich einmal im Paradies 24, 16 einen Reim durch Unterbrechung eines langen Wortes erlaubt. Dies hat Lübbe fünfmal oder öfter nachgeahmt: Riesen-hundartigen (was noch verzeihlich ist). Aber: Mit erwidern-der Miene (318), mit Reim auf Lichtumfriedern, und: Die den scheiden-den Teil trifft (auf kleiden und beiden gereimt, S. 507) ist selbst im Bassermannschen Sinne ein zu verwegener Reimunfug. Von Bassermann scheint Lübbe (der wohl ein Mecklenburger ist) auch die Vorliebe für entlegene oder mundartliche Worte entlehnt zu haben. Man findet neben stur (stolz) und krisch (kreischte) auch bräuchte, Schwatte, zergen, ähnen (ähneln), schroben (schrauben) und jug für jagte, stachen für steckten (viel hundert Geister stachen drin). Auch die falsche Beugung von Herz (Da kam dem Herz, statt Herzen) hat ihm Bassermann (Hölle 32, 39) vorgeahnt sowie die Verwendung der Einsilberverszeilen, darin Lübbe ihn noch übertrifft.

Der große Geist, der ihm diktiert hat, scheint also nicht Dantes antiker Geist gewesen zu sein. Und doch, und doch und trotz alledem: Lübbe hat eine starke dichterische Ader. Denn es begegnen Worte und Bildungen, geschickte Wendungen, die Anschauungskraft und poetisches Vermögen zeigen (S. 137, 165, 200, 216, 309, 312, 324, 457 und wohl noch öfter). Mir scheint, Lübbe ist ein Opfer seiner Originalitätssucht geworden. Vielleicht arbeitet er seine Komödie noch einmal um; nicht in neun, sondern in neunzehn Monaten. Und ohne auf den diktierenden Geist zu hören, der ihn diesmal so scheußlich hineingelegt hat, wie es meistens die Geister tun, die man zitiert und nicht wieder los wird. Drei Titelbilder sind dem Buch beigegeben: die zu Hölle und Paradies scheinen miteinander verwechselt zu sein; das zum Fegefeuer hat einige in der Luft zerplatzende Granaten. Der Deckel zeigt in Golddruck einen die Nase rümpfenden Dante: er tut's mit Recht! So ward noch nie über Dante gelacht wie hier...

Was uns lange gefehlt hat, brachte der Heidelberger Universitätsprofessor Dr Leonardo Olschki: Dante Alighieri, La Divina Commedia. Vollständiger Text, mit Erläuterungen, Grammatik, Glossen und sieben Tafeln (Heidelberg, Julius Groos, 1918). Es ist also eine mit deutschem Kommentar versehene Textausgabe. Sein Vorläufer — in gewissem Sinne! — vor länger als dreißig Jahren war Alberto (Bernhard Schuler) mit seiner Divina Comedia di Dante Alighieri. Italienischer Text mit deutschem Kommentar. Skizzen und grammatikalische Hilfstabellen (Zweibrücken, M. Ruppert, 1889). Da diese Ausgabe, die seinerzeit Hettinger warm empfohlen hat, längst vergriffen ist und nicht wieder aufgelegt wurde, ist diese von einer höheren Warte aus zu bewertende Olschkische Ausgabe wärmstens zu begrüßen. Der Text ist der der Vulgata. Der Kommentar strebt nach knapper Fassung und verfolgt den doppelten Zweck, den Anfänger mit Dantes Gedicht vertraut zu machen und den Kenner über die Auslegung vieldeutiger Stellen anspruchslos zu unterrichten. Zur Entlastung und Er-

gänzung des Kommentars dient die höchst lobenswerte Grammatik, an die sich ein ausreichender Glossar anschließt, eine kurze, aber genügende Abhandlung über die Metrik, ein Namenregister mit eingefügten Erklärungen und eines zur Grammatik. Sieben Tafeln (darunter zwei vom Besprecher) helfen das Verständnis erleichtern. Bemerkenswert im höchsten Maße ist die Geschicklichkeit, mit der Olschki die große Schwierigkeit überwunden hat, bei der Knappheit des Kommentars einander widersprechende Deutungen nach ihrem höchsten Wahrscheinlichkeitsgrade zu prüfen. Es kostete dem Gelehrten sicherlich in vielen Fällen eine Überwindung, das dogmatisch festzulegen, was eigentlich zweifelhaft ist. Im übrigen hat er es sich zur dankenswerten Regel gemacht, den Leser nicht allzu sehr vom Texte abzulenken, ihm aber ausreichende Mittel für dessen Verständnis zu bieten. So kann der Leser dem Herausgeber überall das weitestgehende Vertrauen in seine Gewissenhaftigkeit entgegenbringen. Trotz den Nöten der Zeit hat der Verlag dem wertvollen Werke eine würdige Ausstattung gegeben. Die Dünndruckpapierausgabe ist ungeachtet ihres Umfanges von 640 Seiten ein handliches Büchlein geblieben, das die studierende Jugend bequem in der Tasche mit sich führen kann.

Als Band 181 der Deutschen Schulausgaben, die im Verlage von Velhagen & Klasing (Bielefeld und Leipzig) erscheinen, legt Professor Otto Hempel Dantes Göttliche Komödie im Auszuge vor. Und zwar auf Grund der Streckfußschen Übersetzung. Diese Schulausgabe enthält eine sehr gute Einleitung. Vielleicht wäre es besser gewesen, statt nur die Streckfußsche Übersetzung (mit ihren vielen Übertragungsmängeln und Farblosigkeiten) anzuführen, auch andere Verdeutscher zu Worte kommen zu lassen; z. B. Graul, den leider so unbekannten meisterlichen Höllen-Verdeutscher, Gildemeister und Bertrand. Die einzelnen Gesänge sind mit Geschmack ausgewählt und gekürzt. Daß die Franzeska-, die Ugolinoszene und Sordellos Weheruf über Italien fehlen, ist kein Unglück; obwohl der letztere lehrreiche Ausblicke in Deutschlands Gegenwart ermöglicht hätte. Aber von den Cacciaguidagesängen hätte ein Teil gebracht werden müssen.

Wenn Paul Pochhammer im Merkur — wo nach seiner Ansicht Dante seine Forscher und Verdeutscher um sich versammelt — von dem großen und wohlverdienten Erfolge hört, den seine Nachdichtung in unverminderter Weise erfährt, so schlägt er im himmlischen Feuerwerk vor Freude gewiß ein prächtiges Sonnenrad! Die dritte Auflage der kleinen Ausgabe und die vierte der großen sind schnell aufeinander gefolgt (Dantes Göttliche Komödie in deutschen Stanzen frei bearbeitet. Mit einem Dantebild nach Giotto von E. Burnand, Buchschmuck von H. Vogeler-Worpswede und zehn Skizzen. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1920 und 1921. Große Ausgabe XCVI und 462, Kleine XVI und 400 Seiten; diese mit 3 Bildern von Staffen). Beide durch kurze, warmempfundene Geleitworte von Frau Margarete eingeleitet. Wenn öfter die Frage aufgeworfen wurde, warum Pochhammer bei seiner hohen dichterischen Begabung das Originalversmaß verlassen und die italienischen Oktaven für ein deutscheres Versmaß erklärt hat, als die gleichfalls italienischen Terzinen, so glaube ich den Grund zu kennen. Er hat mir mehrmals versichert, daß es ihm unmöglich gewesen, „den kunstvollen, dreifach verschlungenen Bau der Danteverse nachzubilden, weil ihm bei dem ewigen Geschaukel der eintönigen Terzinen seekrank zumute geworden". Er verkannte dabei, daß die Oktave das der Terzine innewohnende Zusammenhangsgefühl, ich möchte sagen: den roten Faden zerstört. So hat er denn als alter Soldat, barsch und kurz-resolviert, die geschlossenen Dantischen Terzinenregimenter umkommandiert und in einzelne Pochhammersche Oktavenkompagnien aufgelöst. So mußte bei diesem strikten Marschbefehl die Dantische Komödie Order parieren und zur Pochhammer-Komödie werden. Überhaupt steht Pochhammer seinem Dichter allzu sehr als Soldat und Waffenbruder gegenüber, so daß er den Tag von Campaldino für den wichtigsten im Danteleben erklärt (?) und die Vorrede unterzeichnet: Berlin-Lichterfelde-West (Begonienplatz) am 623. Gedenktage der Waffentat Durante Aldigers ... Pochhammer, Oberstleutnant z. D., zugeteilt der Generalinspektion des Ingenieur- und Pionier-

korps und der Festungen, Dr. phil. h. c. und Professor. — Die geschmackvolle und eine feine Feder führende Hand Frau Margaretens müßte hierin Wandel schaffen; vor allem das komisch wirkende Notenblatt zur Komödie endlich streichen und den Prosatext überhaupt durcharbeiten oder von einem berufenen Danteforscher kürzen lassen. Es finden sich hierin gar zu viele Absonderlichkeiten und Fehlgriffe, Widerspruch hervorrufende unhaltbare Behauptungen, die einem seiner Verantwortlichkeit bewußten Forscher nicht gut zu Gesichte stehen. Pochhammer beweist damit, daß man ein vortrefflicher Dantenachdichter und ein anfechtbarer Danteforscher sein kann — wie dies auch umgekehrt häufig genug der Fall ist. Ebenso versagen die als Kommentar gedachten Übersichten und Rückblicke. Was man sucht, findet man schwer oder gar nicht; und das einmal durch Zufall Entdeckte entzieht sich der Wiederauffindung durch die mangelnde Übersichtlichkeit. Aber das sind kleine, unter Umständen leicht zu beseitigende Mängel (sie sind des öfteren gerügt worden), und sie tun der prächtigen, von wärmster Begeisterung durchpulsten Nachdichtung keinen Abtrag. Ich stehe nicht an, Pochhammers Oktaven nach wie vor an die Spitze aller freien Bearbeitungen zu stellen; sei es nun Krigar, Berneck, Braun, Hasenclever oder auch Kohler (Berlin, Köln, Albert Ahn, 1901—03), der in seiner stellenweise allerdings geistreichen und poetischen Danteumdichtung der Heiligen Reise gar zu oft den Dantischen Geist durch eigenen ersetzt und auch sonst ohne Bedenken von Dantes Pfaden abweicht. Pochhammers Arbeit zeichnet sich durch Adel der Sprache und wahre Begeisterung für den Dichter in jeder Zeile aus. Eine Begeisterung, die sich auch auf den Leser überträgt! Daß bei der Oktave die paarweise gereimten Schlußzeilen eine Klippe sind, die schon bessere Dichter zu matten Versen verführten, muß man eben mit in den Kauf nehmen, obwohl sie bei Dante besonders schwer wiegen. Jedenfalls vertiefe ich mich ab und zu immer wieder gern in den schönen, vornehmen Fluß der Pochhammerschen Verse. Es weiß auch wohl kaum einer so gut wie ich, mit welcher Sorgfalt er jede Neuauflage durcharbeitete und wie er allen berechtigten Vorschlägen ein geneigtes Ohr lieh: von etwa dreihundert Verbesserungsvorschlägen, die ich ihm seinerzeit machen durfte, hat er fünf Sechstel in seine zweite Auflage übernommen. Unsaubere Reime, falsche Konjunktive (wie bei Stefan George), häßliche Apokopen (wie bei dem sonst trefflichen Gildemeister), Wechsel der Zeiten, Unklarheit oder Geschraubtheit und andere Kainszeichen des Dilettantismus wird man bei unserem Oberstleutnant nicht finden. Wenn unsere Danteverdeutscher von jeher mit Pochhammers Liebe und Sorgfalt an ihre Arbeit gegangen wären und die gleiche Achtung vor der Muttersprache gezeigt hätten, so könnten wir schon fünfzig Jahre länger begeisterte Danteleser in Deutschland haben.

Richard Zoozmann



Stilrichtungen deutscher Malerei im 19. Jahrhundert

Es ist Aufgabe der Wissenschaft, geschichtliche Erscheinungen nach bestimmten Gesichtspunkten zu ordnen, um Einsicht in die treibenden Kräfte des Werdens zu erleichtern. So geschieht es auch in der Kunst.

Über den Abteilungen der Kunst des 19. Jahrhunderts lesen wir gewöhnlich die Titel: Klassizisten, Romantiker, Nazarener, Biedermeier, Wirklichkeitsmaler usw. Solche Namen haben ihre Berechtigung. Indessen ist es nicht nur ein Gesichtspunkt, der die Teilung bestimmt. Einmal bezeichnet der zusammenfassende Gedanke gemeinsame Formabsichten, ein andermal eine seelische Stimmung, die mehreren Künstlern in gleicher oder ähnlicher Weise innewohnt. Es wäre für die Betrachtung fruchtbar, wenn man neben die übliche Fassung, die nicht um-

gestoßen zu werden braucht, eine andere, übergeordnete, nur nach formlicher Eigenart bewertende setzte. Die Übersicht würde dadurch gefördert, der Gruppen werden weniger. Der Zusammenhang mit der Vergangenheit und der Gegenwart ist deutlicher herzustellen. Ja, es bleiben eigentlich nur zwei Richtungen übrig, die das Jahrhundert beherrschen: die **Körper-** und die **Lichtmalerei**. Als Vertreter der ersten wären zu nennen: Cornelius, die Nazarener, Schwind, Feuerbach, Böcklin, Marées. Zur zweiten Gruppe gehören: Spitzweg, Menzel, Leibl, Liebermann.

Die Maler der ersten Richtung geben die dargestellten Gegenstände in festen Umrissen. Da diese Art des Gestaltens einst in Italien ihren Höhepunkt erreicht hatte, so wird der Anschluß an die italische Renaissance und ihr Vorbild, die Antike, gesucht. Doch ist die Bindung nicht bei allen Künstlern der Gruppe gleich stark. **Böcklin** verurteilt ausdrücklich die italische Malerei und nimmt die frühen Niederländer als Vorbild. Es mögen seine diesbezüglichen, von Flörke mitgeteilten Worte erwähnt werden. „Diese Florentiner! Wenn man von den Niederländern kommt — Nacht wird's. Kinder sind sie. Beobachtungen machen gibt's nicht. Nach 50 Jahren hat Ghirlandajo noch nicht gesehen, daß gewisse Farben immer vortreten, daß z. B. gewisse Rot in verschiedenen Entfernungen verschieden wirken. Er aber setzt dasselbe hinten und vorn hin. Kein Raum daher, keine Ruhe folglich. Und nun: nicht einmal eine künstlerische Rechnung, eine größere, haben sie machen können. Nirgends fällt ihnen etwas ein zur Sache. Wo ein leerer Raum bleibt, wird ein Gewandschnörkel oder ein Blumentöpfchen hingemalt. Eine Wirkung, z. B. die mit dem Teppich, mit der Mauer usw., einmal entdeckt, wird unerbittlich weiterbenutzt als das A und O.

„Nie haben sie etwas zu erzählen, etwas mitzuteilen: die Niederländer sind bis in die kleinsten Fingerspitzen voll. Kinder sind die Florentiner in der Kunst, ärmliche hohle Gesellen sind diese Botticelli usw. Während so ein van Eyck-Schüler durchempfunden ist bis ins kleinste, und doch all dies Kleine nur wieder aus der liebevoll durchempfundenen, alles belebenden Idee, aus dem Großen heraus, als mit dem Ganzen Eins er- und empfunden ist."

„Nein, dieser Rogier van der Weyden z. B. Bis ins letzte, kleinste hinein alles belebt, alles durch und durch verstanden, alles künstlerisch, nirgends gepfuscht. Und womit und wie das gemalt ist, ist nun vollends ein Rätsel. Gemalt scheint es überhaupt nicht. Man sieht keine Arbeit, kein Sichabmühen mit widerspenstigem Material. Mit Öl, Firnis, oder was wir sonst haben, ist das nicht gemalt.

„Daneben nun die besten Italiener als Maler. Gleich hört's auf, überall setzt das Können aus — und nun gar an Stellen, wo sie sich unbeobachtet glauben! Nehme man selbst jedes Bild von Tizian, z. B. gleich die ‚liegende Venus' (Uffizien) und sehe sich den grünen Vorhang an. Meinetwegen hatte Tizian sich schon ausgesprochen und wollte sich nun nicht mehr unnütz mit Nebendingen aufhalten. Aber er brauchte, bei der andeutendsten Behandlung, nicht zu zeigen, daß er nicht wußte, wie solcher Stoff in der Ferne wirkt, wie er fällt usw. Er konnte das mit ebensowenig alles machen, und zwar richtig. ‚Aber nein, dahinten pfuscht er eben.'"

„Wir haben da einen Perugino mit seinen ganz gewöhnlichen, gemeinen Ateliergewandkniffen — und wenn gleich darauf Fra Bartolommeo sich eine Bettdecke hinlegt und sie nachmalt, wird der Kohl auch nicht fetter."

„Ich kann diese Kerle von Italienern nicht leiden, aber ich möchte doch wieder hin. — — Die Italiener waren stets frech, wie jeder, der unfehlbar, also kritiklos, lächelnd von sich überzeugt ist. Und der Majorität imponiert ein sicheres Auftreten immer. Danach wird einer beurteilt. Zudem sagten und schrien sie's von jeher selbst. Daher die Rolle, die sie in Europa und besonders in dem schwerfälligen, derben oder bescheidenen Deutschland spielen konnten."

Die Abneigung gegen italienisches Gestalten und Vorliebe für germanische Auffassung zeigt sich deutlich. Böcklins Sehnsucht nach Italien ist nur in seiner Freude an der südlichen Natur gegründet. Als stoffliche Erscheinung sieht er jene Natur durchaus mit germanischen

Augen. Er hat viel von den Niederländern gelernt. Er weiß das Seidige, Leuchtende schöner Haare, den weichen Perlmutterglanz menschlicher Haut, feuchtes Grün, im Wind bewegte Bäume u. a. trefflich herauszubringen, eine Vortragsweise, die Cornelius, den Nazarenern, Schwind fehlt. Da er aber solche, durch Luft und Licht bedingte Erscheinungen nur in dem Maße gibt, wie es einst die Niederländer des 15. Jahrhunderts taten, so bleibt der Umriß der Gegenstände doch noch fast ungelöst. Und wenn wir an unserer Einteilung festhalten und die großen Zusammenhänge vor allem beachten wollen, müssen wir ihn näher zu Feuerbach als zu Menzel stellen. Auch sind seine menschlichen Körper im Aufbau italienischer Kunst verwandter als germanischer. Im ganzen aber wirkt seine Naturauffassung bedeutend bodenständiger als diejenige der andern Vertreter der Gruppe.

Ganz völkisch bedingt ist seine Vergöttlichung des Erdenseins in menschen- und tierähnlichen Wesen. Warum nennt man solche Geschöpfe Tritonen und Nereiden? Deutsche Meeresfrauen sind es, Rheintöchter, Nixen, selbst wenn sie in südlichen Meeren sich tummeln, der Nöck, der Schratt, Lichtalben, Waldwesen. Es ist die alte, deutsche, Götter- und Naturgeister schaffende Phantasie, die in diesem Schweizer von neuem lebendig wird. Erdhafter noch sind sie empfunden als griechische Götter, wie verwachsen mit dem Mutterboden des Alls, ungelöst, seelisch eingebunden in die all-eine Urkroft. Das lebendurchglühte Naturgefühl der Deutschen jauchzt in ihnen auf mit göttlichem Tiefsinn und dämonischer Gewalt. Ganz ablehnen muß man die trockene Auffassung Meier-Gräfes und Schefflers, die in jenen Gestalten nur Staffage und Theater sehen.

Eine eigene Stellung nimmt Schwind innerhalb der klassizistischen Richtung ein. In seinen Werken ist zunächst der Anschluß an Italien weniger zu spüren, weil er seine Menschen in das Kleid deutscher Vergangenheit oder Gegenwart steckt. Was ihn aber formlich in die Reihe der Italianisten bringt, ist seine klassizistische Körperbehandlung und die trockene Malerei, die gleichsam ohne Licht und Luft oder vielmehr nur im modellierenden Licht darstellt, ohne die lebendigen Werte der Farbe zu beachten. Seine Gemälde wirken meist schöner in einfarbigen Drucken als im Urbild, und die feinste Kunst gibt er in Zeichnungen. Wie trocken seine Malerei ist, erkennt man namentlich bei einem Vergleich mit Böcklin. Man beobachte das Aussehen von Haaren, Haut, Blättern, Wasser: und man wird das schöne, saftige Leben Böcklinischer Darstellung um so tiefer empfinden.

Nun gilt aber Schwind gerade als einer der deutschesten Maler, der sinnige Deuter unserer Märchen. Was an ihm deutsch ist, das ist die seelische Stimmung, der Sinn für das Holde, Märchenhafte. Auch offenbart er in Zeichnungen manchmal eine wunderbare Naturinnigkeit, ein Verstehen verwachsenen, dichten, deutschen Waldes, ein Empfinden für die zauberhafte Verwunschenheit in schimmernden Fiederformen breiter Farnblätter, hängender Zweige. Nur geht in großen Gemälden durch die italisierende Formung und den Mangel an Farbensinn die Stimmung leider verloren.

Schwind ist ein bezeichnender Vertreter des „Biedermeier". Der Biedermeierstil entsteht in der Kunst durch Verdeutschung italienischer Art. Das große, erdkräftige, germanische Naturerleben der Dürer, Grünewald, Rembrandt ist vergessen. Als höchstes Vollkommene erscheint die geometrisierende italische Schönlinigkeit. Die Klassizisten und die sogenannten Deutsch-Römer schließen bewußt an jene an. Schwind aber und die Bildnismaler: Waldmüller, Krüger u. a. möchten deutsch sein, wenden sich der Darstellung unserer Märchen oder der Gegenwart zu. Dennoch schwebt auch ihnen, bewußt oder unbewußt, jene Schönheitslinie und die italisch starre Körperbegrenzung als Ziel vor. Sie beleben die Form mit deutschem Gemüt, mit einem Einschlag deutschen Naturempfindens, und daraus wird der „Biedermeier". Eine deutsche Seelenstimmung der Weichheit, Träumerei, Anmut. Entzückend deutsch, aber nur eine Seite unseres Wesens betonend, in einer gewissen Enge befangen. Vor der Größe und Kraft eines Grünewald wären diese Biedermeier umgefallen.

Das Nachahmen der klassischen Schönheitslinie hat auf uns immer entweder erkältend oder verweichlichend gewirkt. Cornelius und Feuerbach, die das Große der italischen Form erfassen, werden dadurch kalt. Schwind und Krüger sehen in ihr das Anmutige und werden weich. Es soll noch einmal betont werden: liebreizend, anmutig, frisch ist die Auffassung Schwinds in seinen Märchen, Krügers in wundervollen kleinen Aquarellbildnissen; die unmittelbare Gewalt und Größe der Natur, die im 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts unser Eigentum war, wird von ihnen nicht erreicht. Es darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß es einst in Deutschland holdeste, tiefbeseelte Anmut gab, auch ohne italische Glätte: bei Riemenschneider.

Seelisch ziemlich nahe, formlich von Schwind weit verschieden ist Spitzweg. Er ist vor allen Dingen Maler. Er sieht das schwebende Licht im Raum, die tonige Abwandlung der Farbe. Er lockert die harte Umgrenzung der Gegenstände. Das ist eine Auffassung der Sehwelt, die geradezu eine Grundlage germanischer Malerei bedeutet. Schon Jan van Eyck, Dirk Bouts, Geertgen von Haarlem beobachten Lichterscheinungen feiner als gleichzeitige Italiener, und nie hat man in Italien das erreicht, was Rubens und Rembrandt gesehen und gestaltet haben. Im 18. Jahrhundert wird das große Ergebnis niederländischer Lichtmalerei in leichter und anmutiger Weise im Rokokostil verwertet. Der Klassizismus vom Anfang des 19. Jahrhunderts ist gleichsam ein rückschrittlicher Einbruch in die gerade Linie der Entwicklung. Mit Spitzweg und Menzel in Deutschland (auch Rayski wäre zu nennen), mit der Schule von Fontainebleau in Frankreich wird jene wieder aufgenommen. Und nun ist es merkwürdig oder vielleicht selbstverständlich, wie mit der eingeborenen, altgermanischen Lichtbeobachtung auch die Freude an der urgermanischen, bewegten Lebenslinie wieder erwacht und die klassische Glättung der Form überwindet. So ist Spitzweg ein herrlicher Vertreter bodenständiger, völkischer Sehgewohnheit.

Ebenso Menzel. Bei ihm namentlich kommt neben feiner Lichtbeobachtung das Lebendige natürlich gewachsener Eigenart in der Auffassung einzelner Persönlichkeiten scharf zum Ausdruck.

Als Vorgänger Menzels wird oft der ebenfalls in den Berliner Kreis gehörige Krüger genannt. Als einer der Begründer der Lichtmalerei auch der Wiener Waldmüller. Man kann beides gelten lassen. Ganz scharf läßt sich das Schaffen freier Persönlichkeiten nie unter bestimmte Begriffe einreihen. Bei Waldmüller und Krüger finden wir Ansätze zur Lichtbeobachtung. Wenn man aber ihr Gesamtwerk in Betracht zieht, so wird man sie schließlich doch mehr den Italianisten als den Lichtmalern zurechnen. Vielleicht könnte man überhaupt eine zwar dünne, aber ununterbrochene malerische Unterströmung in der Zeit des Klassizismus annehmen. Dadurch wäre die Verbindung mit der Vergangenheit hergestellt. Auch Feuerbach und Marées zeigen in ihrer Jugend starke Neigung zur Lichtmalerei und unterliegen erst später dem klassischen Einfluß. Das Kennzeichen der in aller Stärke neu erwachten malerischen Richtung würde die Wiederaufnahme selbständiger, kräftiger Naturbeobachtung sein, wie sie in der großen Zeit Germaniens üblich war, an Stelle der Routine des 18. Jahrhunderts.

Wundervoll naturstark, echt germanisch ist Leibl seelisch und formlich. Seine Bäuerinnen haben etwas Gewachsenes, Erdhaftes, sind strotzende Urkraft des Volks. Mit Liebermann sollte man ihn nicht in einem Atem nennen. In dessen Werk ist die Technik die Hauptsache und der rasch und scharf denkende Geist. Er ist geschickt und geistreich. Es fehlt ihm aber die Seelenkraft bodenständigen Volkstums.

Außer dem Gegensatz der eben beschriebenen Richtungen bahnt sich im 19. Jahrhundert schon früh ein anderer an. Oder anders ausgedrückt: es macht sich schon früh die Neigung zu einem neuen Stil bemerkbar. Bereits Böcklin sagt, er setze seine großen Farbflächen auch in stimmunggebender Absicht. Wie herrlich im Ton ist z. B. sein Bild „Meerfrau und Nöck", im Besitz von Simrock-Berlin! Die roten Haare, das gelbe Gewand des Weibes brennen. Grau

zieht der bewölkte Himmel zur Ferne, die Träumerei der großen Augen des Mannes mit einfangend. Adelig und erdhaft schmiegen sich gelbe Haare zu dem Graublau der Wolken und dem matten Braun der Haut. Die Töne gehen nicht stark auseinander, geben die Stimmung von etwas Keuschem, Ewigkeitssehnen, während unten groß empfundene Leidenschaft glüht.

In Feuerbachs Werken bestimmt die Farbe durchaus die seelische Wirkung. Sie hat einzelne, nervös und scharf aufreizende, leuchtende Töne und zugleich beherrschend ein Grau mißmutiger, bitterer Kälte. Marées ist sehr empfindlich für Tonwirkungen und Zusammenstellungen und erzielt durch sie lebendigen Ausdruck. Die Bildnisse des Hamburgers Wasmann, der älter ist als die beiden eben genannten, sind unendlich farbenschön, ganz auf den Eigenwert des Farbentums gearbeitet. Die darstellerische Bedeutung der Töne als Haut, Haar, Kleidung, Himmel tritt sehr zurück gegen ihren Bildwert. Ausdruck und Anordnung der Töne bestimmen vor allem die Wirkung. Seelisch gehören seine Bildnisse in die Biedermeier-Auffassung, farbig überragt er bei weitem alle Künstler, die in diesem Stil schufen. Böcklin steht er auch noch insofern nah, als er, wie er selbst berichtet, in seinen Bildnissen an altdeutsche Auffassung anschließt. Sie erinnern in Auftrag und Farbenschönheit an Holbein.

Aus alledem ergibt sich, daß die Ausdruckskunst (Expressionismus) der Gegenwart von jenen Meistern bereits eingeleitet wurde. Den Gegensatz würde eine Malerei bilden, in der die Farbe vor allen Dingen natürlich wirkt, als Kennzeichen der dargestellten Gegenstände, ohne sich in ihrem Eigenwert besonders bemerkbar zu machen. Spitzweg, Menzel, Leibl haben einen sehr feinen Farbensinn, aber sie steigern die Töne nicht. Der Gegensatz, der sich hier auftut, ist eine Scheidung von Natur und Kunst. Spitzweg, Menzel, Leibl sind feine Gestalter der Wirklichkeit; Wasmann, Böcklin, Feuerbach, Marées betonen den Kunstwert der Farbe.

Trotzdem die neue Richtung in Deutschland so früh auftrat, hat sie doch erst in Frankreich die für Europa ausschlaggebende Stoßkraft erhalten. In Deutschland verband sie sich mit klassizistischer Form und Malweise, und das war die Hemmung. In Frankreich baute sie auf der Lichtmalerei (Impressionismus) auf. Diese Tatsache gab der Technik neue, unbegrenzte Möglichkeiten. Auf Grund der Freilichtbeobachtung hatten namentlich Manet und Monet die Form aufs äußerste gelockert. Und in freier Steigerung der gelösten Gegenständlichkeit schufen Cézanne und der Holländer van Gogh ihre Farben- und Formenausdruckskunst. Für uns ist van Gogh als reiner Germane der wichtigere. Er vereinigt tiefstes deutsches Naturgefühl, Lichtempfindlichkeit und stärkste Farbenausdruckskraft.

Da in obiger Ausführung der völkische Gesichtspunkt betont worden ist, seien über die Beziehung der neuesten Kunst zu unserer Vergangenheit einige Worte angefügt. Die Steigerung der Formen und Farben im Dienste seelischen Ausdrucks ist nicht eine Erfindung der Gegenwart. Namentlich in der gotischen Zeit tritt sie in Germanien auf, aber auch vorher und nachher. Indessen fehlt sie nicht bei anderen Völkern. Unsere Ausdruckskunst wird bodenständig sein, wenn die Seele, die sich in ihr ausspricht, volklich stark gewachsen ist. Leider scheint das bei den meisten Modernen nicht der Fall. Auch entnehmen sie ihre Vorbilder häufiger dem Ausland als der eigenen Vergangenheit. Da jedoch gerade jetzt ein großes Erwachen deutschen Selbstbewußtseins einsetzt, darf man vielleicht auf die Zukunft hoffen.

Dr. Maria Grunewald



Beethovens spätere Beziehungen zu seiner rheinischen Heimat

In den ersten Novembertagen des Jahres 1792 trat der junge Beethoven zum zweitenmal die Reise nach Wien an, die ihn diesmal seiner rheinischen Heimat für immer entführte. Die Post ging von Bonn über Andernach nach Koblenz, und von hier über den Rhein landeinwärts; in Ehrenbreitstein hat er also vermutlich den vaterländischen Strom zuletzt gesehen. Zweiundzwanzig Jugendjahre, in der schönsten Gegend des Rheinlandes zugebracht, reichen wohl hin, eine immerwährende Erinnerung nicht nur, sondern auch eine dauernde Sehnsucht im Herzen zu hinterlassen; und zumal Beethovens Briefe aus den ersten Jahren nach seinem Abschied sind voll von Erinnerungen an die Heimat und an die dortigen Freunde und Genossen. Die Variationen, die er genau ein Jahr nach seiner Abreise aus Bonn an seine Jugendfreundin Eleonore v. Breuning sendet, sollen ihr bedeuten „eine Wiedererweckung jener Zeit, wo ich so viele und so selige Stunden in Ihrem Hause zubrachte", und schon hier wird die Möglichkeit späterer Rückkehr angedeutet. Im nächsten Jahre schreibt er an Simrock, den Bonner Musiker und Verleger: „Sind Ihre Töchter schon groß? Erziehen Sie mir eine zur Braut; denn wenn ich ungeheiratet in Bonn bin, bleibe ich gewiß nicht lange da." Und das war keineswegs nur das in der ersten Zeit sich noch stärker regende Heimweh: im Grunde ist diese treue Anhänglichkeit an die alte Heimat Beethoven bis an sein Ende geblieben. Besonders in einem Briefe an seinen ältesten Freund, Franz Gerhard Wegeler, kommt sie trotz eines gewissen Ungeschicks der Worte fast ergreifend zum Ausdruck (29. Juni 1801) „Daß ich Dich und überhaupt Euch, die Ihr mir einst alle so lieb und teuer waret, vergessen könnte, nein, das glaubt nicht; es gibt Augenblicke, wo ich mich selbst nach Euch sehne, ja bei Euch einige Zeit zu verweilen wünsche. Mein Vaterland, die schöne Gegend, in der ich das Licht der Welt erblickte, ist mir noch immer so schön und deutlich vor Augen, als da ich Euch verließ; kurz, ich werde diese Zeit als eine der glücklichsten Begebenheiten meines Lebens betrachten, wo ich Euch wiedersehen und unsern Vater Rhein begrüßen kann."

Es ist natürlich, daß alles, was in Wien im Lauf der Jahre Beethoven an die Heimat erinnerte, bei ihm die freudigsten Gefühle auslöste und daß besonders rheinische Landsleute auf die herzlichste Aufnahme rechnen konnten. Die Gemahlin eines seiner Bekannten, Frau Halm, eine geborene Triererin, redete er mit Vorliebe als Landsmännin an; dem Verleger Artaria — nicht von der Wiener Firma — kam es zu statten, daß er sich bei Beethoven als Landsmann einführen konnte; er schreibt einmal in einem der bei dem tauben Meister gebrauchten Konversationshefte: „Ich bin stolzer, ein Rheinländer zu sein, da ich höre, daß auch Sie einer sind." Auch Karl Maria v. Weber, der sich eines ungewöhnlich herzlichen Empfanges bei Beethoven zu erfreuen hatte, wird Gelegenheit gehabt haben, ihn an seine Jugendjahre zu erinnern, denn Webers Gattin Karoline war eine Tochter des Violinisten Brandt, mit dem Beethoven einst in der kurfürstlichen Kapelle zusammengesessen hatte. Der Sohn des oben genannten Simrock besuchte den Meister im Jahre 1816 häufig; und als Lenné — der spätere Direktor der königlichen Gärten in Potsdam — ihn mit Briefen und Grüßen alter Bonner Bekannten aufsuchte, rief er erfreut: „Dich versteh' ich, du sprichst Bönnsch — du mußt Sonntags immer mein Gast sein im Weißen Schwan." Beethovens eigene Sprechweise verriet sogleich den Rheinländer: als er noch nicht lange in Wien war und mit mancherlei Widerständen zu kämpfen hatte, lieferte u. a. auch sein Dialekt den Gegnern Stoff zu übler Nachrede; in den aristokratischen Kreisen, in denen er sich von Anfang an bewegte, fiel seine dialektische Aussprache auf; und noch aus seinen letzten Jahren berichtet einer seiner nähern Bekannten, in Beethovens Sprache sei die rheinische Mundart noch zu erkennen gewesen. Auch an Einzel-



heiten wußte man sich zu erinnern: daß er „schwätzt“ statt „schwatzt“ sagte und den Namen des Dichters Tiedge immer in der Form „Tiedsche“ aussprach.

Viele Erinnerungen an Bonn und seine Naturschönheiten mußte bei Beethoven die Umgebung Wiens wecken; bei der Schilderung wenigstens, die Schindler von einem Spaziergang mit Beethoven durch das Waldtal bei Grinzing macht, wird der Ortskundige unwillkürlich ähnlicher Punkte gedenken, wie sie bei Bonn sich finden und von Beethoven, dessen Naturliebe schon früh sich regte, wohl oft genug aufgesucht worden sind. Auch die Gegend bei Krems an der Donau, die Beethoven bei seinem Aufenthalt auf dem Gute seines Bruders aus der Ferne sah, soll in manchem an die rheinische Landschaft erinnern. Charakteristisch ist noch der Vergleich, der ihm ungesucht in den Mund kommt, als er in der Zeitung liest, der Hofrat Mosel sei wegen seiner Verdienste um die Musik in den Adelsstand erhoben worden: „Die Mosel fließt trüb in den Rhein“ — mit diesen Worten kommentierte er lachend die Zeitungsnachricht.

Nur der rheinische Wein wurde durch Beethoven in Wien nicht gerade hervorragend vertreten. „Die Preise“, heißt es, „mußten einen anständigen Rang behaupten; er schien den Wert des Weines im Grunde mehr nach dem Tarif als nach der Zunge zu beurteilen. Er, ein geborener Rheinländer, zog die ungarischen Gattungen allen andern vor,“ wußte auch, wie man ergänzend hinzufügen kann, das Echte vom Falschen nicht hinreichend zu unterscheiden, was gelegentlich einer Einladung die beiden Sängerinnen Henriette Sontag und Karoline Unger zu ihrem Schaden erfahren mußten.

Auf musikalischem Gebiete wurde die Verbindung mit dem Rheinland vor allem durch die Niederrheinischen Musikfeste erhalten, auf denen Franz Ries sich der großen Werke seines Meisters annahm. Er erfüllte damit eine Pflicht der Dankbarkeit; denn von den jungen Bonnern, die Beethoven in Wien aufsuchten, hatte keiner solche Förderung durch ihn erfahren, keiner freilich durfte auch mit größerer Berechtigung sie erwarten. Denn als Beethovens Mutter starb, hatte der kurfürstliche Violinist Franz Ries die Familie in ihren dürftigen Verhältnissen nach Kräften unterstützt, und dem dankte es jetzt der Sohn, daß der allem Unterrichtgeben aufs äußerste abgeneigte Beethoven ihn zum Schüler annahm und ihm in dieser Eigenschaft öffentlich aufzutreten gestattete. Der junge Landsmann seinerseits half ihm bei seinen Arbeiten, war vielfach mit ihm in Gesellschaften und Konzerten, begleitete ihn auch häufig auf langen Spaziergängen; und hier werden ohne Zweifel die Erinnerungen aus der Bonner Zeit nicht selten den Gegenstand des Gespräches gebildet haben, denn niemand konnte besser als der Sohn des kurfürstlichen Musikus über das musikalische Leben der Vaterstadt und die Geschicke der alten Genossen aus der Hofkapelle und vom Theater Auskunft geben.

Die persönlichen Erinnerungen belebten sich in Beethovens letzten Jahren aufs neue, seitdem er die eine Zeitlang unterbrochenen Beziehungen zu seinem Bonner Jugendfreunde Stephan v. Breuning wieder aufgenommen hatte. Man kann wohl sagen, daß dieser und dessen Schwager Franz Gerhard Wegeler Beethovens Herzen allezeit am nächsten gestanden haben. Der erstere lebte lange Jahre mit Beethoven in Wien, zeitweilig sogar in häuslicher Gemeinschaft, und ist dann in Beethovens und seinen letzten Lebensjahren — er starb nur wenige Wochen nach seinem großen Freunde — in fast täglicher Verbindung mit ihm geblieben, da sie sozusagen Tür an Tür wohnten. Wegeler aber, der als hervorragender Arzt und Regierungs-Medizinalrat in Koblenz lebte und dem Beethoven gelegentlich durch Noten, durch sein Porträt, durch ein böhmisches Glas sich in Erinnerung brachte, hat durch zwar seltene, aber um so herzlichere Briefe die alten Beziehungen aufrecht erhalten; sie geben einer aus dem Herzen kommenden Freundschaft in so gemütvoller und inniger Weise Ausdruck, daß sie wenigstens nach dieser Seite hin zu dem Besten in der deutschen Briefliteratur gehören. „Mir ist“, so schreibt er am 28. Dezember 1825 an seinen „lieben alten Louis“, die Bekanntschaft und die enge, durch Deine gute Mutter gesegnete Jugendfreundschaft mit Dir ein sehr heller Punkt meines Lebens... Gottlob, daß ich mit meiner Frau und nun später mit meinen

Kindern von Dir sprechen kann! ... Sage uns doch auch einmal: Ja, ich denke Eurer in heiterer und trüber Stimmung. Ist der Mensch, und wenn er so hoch steht wie Du, doch nur einmal in seinem Leben glücklich, in seiner Jugend; die Steine von Bonn, Kreuzberg, Godesberg usw. usw. haben für Dich Haken, an welche Du manche Idee froh anknüpfen kannst." Es folgen Mitteilungen über alte Bekannte und dann die Frage: „Wirst Du nie den Stephansturm aus dem Auge lassen wollen? Hat Reisen keinen Reiz für Dich? Wirst Du den Rhein nie mehr sehen wollen?" Den Brief schließen die liebenswürdigsten Zeilen von Frau Wegeler: auch sie fragt, ob er gar kein Verlangen habe, den Rhein und seinen Geburtsort wiederzusehen; „Sie werden uns zu jeder Zeit und Stunde der willkommenste Gast sein und Wegeler und mir die größte Freude machen... Sie können sehen, in welch immer dauerndem Andenken Sie bei uns leben." Beethovens Briefe aber stehen denen der Freunde an Innigkeit der Empfindung nicht nach. „Ich erinnere mich" — an Wegeler 7. Oktober 1826 — „aller Liebe, die Du mir stets bewiesen hast, z. B. wie Du mein Zimmer weißen ließest und mich so angenehm überraschtest. Ebenso von der Familie Breuning. Kam man voneinander, so lag das im Kreislauf der Dinge; jeder mußte den Zweck seiner Bestimmung verfolgen und zu erreichen suchen; allein die ewig unerschütterlichen Grundsätze des Guten hielten uns dennoch immer fest zusammen verbunden. Von Deiner Lorchen hab' ich noch die Silhouette, woraus zu ersehen, wie mir alles Gute und Liebe aus meiner Jugend noch teuer ist." Und er schließt: „Mein geliebter Freund, nimm für heute vorlieb; ohnehin ergreift mich die Erinnerung an die Vergangenheit, und nicht ohne viele Tränen erhältst Du diesen Brief... Ich bitte Dich, Dein liebes Lorchen und Deine Kinder in meinem Namen zu umarmen und zu küssen und dabei meiner zu gedenken. Gott mit Euch allen!" —

Den Gedanken, seine Heimat noch einmal wiederzusehen, hatte Beethoven schon wiederholt erwogen; in den Briefen an Simrock ist öfters davon die Rede, auch einzelnes war schon ins Auge gefaßt, „Station zu machen bei Wegeler in Koblenz und bei Vater Ries und Simrock in Bonn"; ja auch daran hatte er gelegentlich gedacht, seinen Sorgenneffen Karl nach Bonn zu geben. Ergreifend aber ist es, diese Reisepläne von Wegeler wieder aufgenommen zu sehen, wie es zu ihrer Verwirklichung endgültig zu spät ist. Als Beethovens letzte Krankheit bereits hoffnungslos geworden, da schildert ihm der alte Freund — ob er nun den Ernst von Beethovens Zustand nicht kannte oder, was bei der brieflichen Verbindung mit seinem Schwager v. Breuning wahrscheinlicher ist, ihm Trost geben wollte — den Reiz des Wiedersehens in hellen Farben: „Keiner würde Dich so in Deine Jugendjahre zurückgeführt, Dich an hundert Begebenheiten lustiger und trauriger Gestalt haben erinnern können als ich, besonders da meine Frau meinem Gedächtnis durch Erzählungen von Fräulein Westerholt, Jeannette Honrath und wie die et caeteras alle geheißen haben, treu nachhilft." Er versichert ihm dann, von seiner Krankheit werde er in den ersten Monaten genesen, schlägt ihm eine Nachkur in Karlsbad vor, wo er ihn treffen wolle, „und dann sollen vaterländische Luft und Jugendbilder und die Besorgung meiner Familie... das Fehlende ergänzen und das Gewonnene stärken. Es ist mir dieses ein liebliches Bild, mit dem meine Phantasie sich gar gern beschäftigt." Und wieder Frau Eleonore: „Kommen Sie, und sehen Sie erst, was vaterländische Luft vermag." Noch einmal antwortete der todkranke Beethoven dem alten Freunde: „Wieviel möchte ich Dir heute noch sagen, allein ich bin zu schwach; ich kann daher nichts mehr, als Dich mit Deinem Lorchen im Geiste umarmen. Mit wahrer Freundschaft und Anhänglichkeit an Dich und die Deinen Dein alter treuer Freund B." Der Brief ist nicht mehr eigenhändig, Beethoven hat ihn auf dem Krankenlager einen Monat vor seinem Tode diktiert.

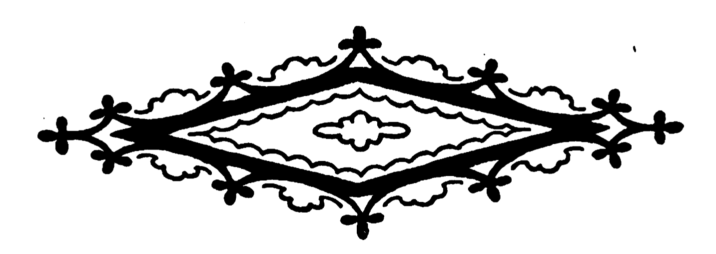
Der letzte Gruß aber aus dem Rheinlande ist dem sterbenden Meister durch edeln rheinischen Wein vermittelt worden. Am 8. März 1827 schrieb ihm sein Verleger Schott — heute schreiben Verleger wohl korrekter, aber schwerlich gemütvoller —: „Von einem unserer sehr guten Freunde haben wir einen kostbaren Rüdesheimer Berg-Wein von 1806 und von den-

selben selbst gezogen und ganz rein erhalten für Ihnen gewählt und bereits in einem Kistchen per Fuhrgelegenheit an Ihnen abgesandt. Damit Ihnen jedoch früher eine kleine Ladung gereicht werden kann, so sandten wir heute per Postwagen ein kleines Kistchen sowie ein kleines Fäßchen mit Ihrer Adresse ab ... Zwei Bouteillen von dem Wein sind mit Kräuter angesetzt, welche nach Vorschrift genommen für Ihre Krankheit als Arznei dienen sollen ... Es ist unser sehnlichster Wunsch, daß er auch Ihnen radikal kurieren mögte." Der Wein kam unmittelbar vor Beethovens Hinscheiden an. „Ich stellte ihm", so berichtete Schindler nachher dem Geschenkgeber, „die zwei Bouteillen Rüdesheimer und die zwei andern Bouteillen mit dem Trank auf den Tisch zu seinem Bette. Er sah sie an und sagte: ‚Schade — schade — — zu spät!' Dies waren seine allerletzten Worte. Von Ihrem Rüdesheimer Wein genoß er noch löffelweise bis zu seinem Verscheiden."

Man möchte gern wissen, wie die Nachricht von dem Tode des Meisters im Rheinland, in Bonn besonders, aufgenommen worden. Wenig ist darüber bekannt. Eine rührende Urkunde indessen entdeckte ich vor einigen Jahren im Jahrgang 1827 des Bonner Wochenblatts, die danach später in einem neuern Beethovenwerk veröffentlicht worden ist. Es ist die „Einladung zu Beethovens Todtenfeier. Dem Andenken des verewigten großen Meisters der Tonkunst, Ludwig van Beethoven, ist von den Musikfreunden seiner Vaterstadt in Verbindung mit der Junggesellen-Bruderschaft ein feierliches Seelenamt veranstaltet worden, welches durch die Aufführung von Mozarts meisterhaftem Requiem verherrlicht, morgen, Freitag den 13. Juli, um 10 Uhr Vormittags in der hiesigen Jesuitenkirche Statt finden wird. Freunde, Bekannte und Verehrer des Verewigten, welche dessen Andenken und dieser, einzig seiner würdigen Feyer einen frommen Augenblick widmen wollen, werden hierzu ergebenst eingeladen von Seiten des musikalischen Zirkels und der Junggesellen-Bruderschaft."

Der musikalische Zirkel wollte wohl mehr das Andenken des Fürsten der Tonkunst ehren; unter den Junggesellen aber und denen, die sonst in der Kirche sich zusammenfanden, hat gewiß mancher des Jugendgenossen gedacht, mit dem er bis zu seinem Weggang aus der Vaterstadt Freuden und Schmerzen der Jugend teilte.

Stephan Ley



Türmers Tagebuch

Orden und Galgen · Das unpolitische Leipzig „Königliches Schweigen" · Die Sünden der andern

Unser Gedächtnis ist erschreckend kurz. Die wenigsten werden sich heute noch erinnern, daß die deutsche Regierung bereits am 30. November 1918 eine „Kommission zur Untersuchung der Anklagen wegen völkerrechtswidriger Behandlung der Kriegsgefangenen" in Deutschland ernannt und somit schon damals kurz nach der Revolution aus freien Stücken die Verpflichtung zur Sühnung etwaiger Verbrechen auf sich genommen hat. Daß in einer Armee von 12 Millionen Mann während eines vier Jahre dauernden Krieges Übergriffe, Mißbrauch der Dienstgewalt, auch Verbrechen vorgekommen sind, wird niemand bestreiten. In Deutschland zum mindesten ist dieser Einsicht, zu der ja eine auch nur oberflächliche Kenntnis der menschlichen Natur sehr bald führt, von keiner Seite ernstlich entgegengetreten worden. „Schon im Frieden", wird in den „Südd. Monatsheften" mit nüchterner Sachlichkeit festgestellt, „enthält eine solche Masse, die lediglich nach Gesichtspunkten der militärischen Brauchbarkeit ausgewählt ist, auch Missetäter. Um wieviel mehr im Kriege, mit seinen im Frieden kaum geahnten Möglichkeiten des Hervorbrechens dunkler Instinkte. Menschen im Kriege sind zu allem fähig, und die Erschütterung der moralischen Festigkeit scheint nun einmal zu den unabänderlichen Begleiterscheinungen des Krieges zu gehören. Das gilt für alle Völker. So gibt es keine Nation, die nicht während des verflossenen Krieges eine Reihe von Verbrechen, die von Armeeangehörigen begangen waren, abzuurteilen gehabt hätte."

Es hätte einen vielleicht entscheidenden Schritt zur Völkerversöhnung bedeuten können, wenn nach Abschluß des großen Ringens sämtliche Staaten, die am Kriege beteiligt gewesen waren, sich auf die Formel verpflichtet hätten: Wir wollen wenigstens die schlimmsten, die offenkundig gemeinsten unter den zahllosen und auf allen Seiten verübten Verbrechen durch einen internationalen Gerichtshof aburteilen lassen. Ein schöner Gedanke — die irdisch-überirdische Gerechtigkeit an der Pforte einer neuen Zukunft. Freilich, selbst in diesem Falle gab es ein Hindernis, an dem die ganze Judikatur von vornherein zerschellen mußte. Die Staatsautorität selbst hatte ja mit dem Augenblick des Kriegsbeginns die geltenden Moralgesetze aufgehoben. Deren höchstes: „Du sollst nicht töten!" war außer Kurs gesetzt, die „Bestie im Menschen" von ihrer Friedensfesselung befreit worden. Da, wo einmal die disziplinarische Hemmung aussetzte, wo nichts mehr die dunklen

Instinkte zurückdämmte, kamen jene Handlungen des Blutrausches zur Auswirkung, die in das niederschmetterndste Kapitel der Menschheitsgeschichte gehören. Aber selbst der Schandbarste unter allen Übeltätern hätte einen Milderungsgrund für sich in Anspruch nehmen können: eben den Krieg.

Indessen das Traumgespinst von einem internationalen Gerichtstag, wie es vorübergehend in den Köpfen pazifistischer Schwarmgeister spukte, ist selbst außerhalb aller Erwägung geblieben. Der Paragraph 288 des Versailler Friedensvertrages hat die Bestrafung deutscher Kriegsverbrecher verfügt, ohne daß die Entente sich zur Sühne der in ihren Reihen begangenen Verbrechen irgendwie bereit erklärt hätte. In den ganzen Wahnsinnsabgrund einer solchen einseitigen Behandlung des Problems leuchtet das Blatt der belgischen kommunistischen Partei „L'Exploite" hinein, und man wird zugeben müssen, daß die schonungslose Kritik, die hier an einer durch und durch heuchlerischen und verlogenen Weltordnung geübt wird, den eigentlichen Kern der Sache mit aller nur wünschenswerten Klarheit bloßlegt:

„In den Ländern der Entente betrachtet man den irischen Patrioten Roger Casement als Verräter und ist der Ansicht, daß er zu Recht bestraft worden ist; aber man billigt das Betragen jener Elsässer, die fahnenflüchtig wurden, um im französischen Heer gegen Deutschland zu kämpfen. In den Augen der Verbündeten verdient der Zeichner Hansi einen Orden und Casement den Galgen. Ein Neutraler wird wahrscheinlich anders denken. Typisch ist der Foll Dorten. Der Mann von der rheinischen Republik ist ein Aktivist, ein deutscher Borms. Ihn hebt die französische öffentliche Meinung zu den Wolken, weil er den annexionistischen Plänen dient. Aber von den Behörden Deutschlands wird er als Verräter behandelt. Er ist von ihnen festgesetzt und erst auf Befehl der Besatzungsarmee freigelassen worden, genau so wie die Mitglieder des Rates von Flandern von unseren Behörden eingekerkert worden sind und auf Anordnung des deutschen Gouvernements in Freiheit gesetzt wurden. Wenn Deutschland siegreich gewesen wäre und die Züchtigung der Schuldigen gefordert hätte, ist es wenig wahrscheinlich, daß sich französische Richter bereitgefunden haben würden, die Flieger zu verurteilen, die am Fronleichnamstage 80 an einer Prozession teilnehmende Kinder in Karlsruhe in Stücke schossen, oder die Offiziere der Kolonialregimenter, die ihren Senegalnegern väterlich erlaubten, deutsche Gefangene totzuschlagen oder zu verstümmeln, oder aber die Untergebenen Jonnarts oder des Generals Sarrail, die in Saloniki Griechen, welche nicht Anhänger von Venizelos waren, niederschießen oder nach Frankreich deportieren ließen, Vorgänge, über die die Ententepresse unter der Rubrik ‚Reinigung Griechenlands' berichtet hat. Ebenso zweifelhaft ist es, ob Deutschland von einem russischen Gericht eine Verurteilung derjenigen erlangt hätte, die verantwortlich waren für die Inbrandsetzung von mehr als 30 000 Häusern, für die gänzliche Zerstörung einer Reihe ostpreußischer Orte. In Belgien hat man sich über diese Heldentaten der Kosaken in jenen glücklichen Stunden gefreut, wo die Druckwalze in Tätigkeit war, und hat nur bedauert, daß nicht das ganze ‚Boche-Land' das Schicksal von Ostpreußen und Galizien erlitten hat. Niemand hat etwas davon gehört, daß Lord Kitchener, der in seinen Zusammenziehungslagern Tausende von Burenfrauen und -kindern umkommen

ließ, vor Gericht gestellt worden ist. Im Gegenteil: er ist von seinem König mit Ehren überhäuft worden und hat beim englischen Volke ein Ansehen genossen, das Shakespeare bei seinen Lebzeiten niemals gekannt hat."

* * *

Das Reichsgericht in Leipzig, das einstmals nicht bloß in Deutschland, sondern in der ganzen Welt das größte Ansehen genoß, hat sich unter dem eisernen Zwange, den die eingegangenen Verpflichtungen uns auferlegten, an ein Problem wagen müssen, das von vornherein unlösbar war. Denn niemals und unter keinen Umständen konnte ein Gerichtshof geschaffen werden, der überhaupt imstande gewesen wäre, über wirkliche oder vermeintliche Kriegsgreuel gerecht zu urteilen. Die Mentalität, aus der heraus die sogenannten Kriegsverbrechen begangen worden sind, mit zivilrechtlichen Maßstäben zu messen, ist ein Ding glatter Unmöglichkeit, und der unbeugsamste Wille zum Recht mußte an dieser Aufgabe scheitern. Gerade der U-Boot-Prozeß liefert den schlagendsten Beweis dafür. Mancher Deutsche wird erschrocken gewesen sein, als er aus den Leipziger Verhandlungen von der Tat des Kapitänleutnants Patzig erfuhr, der das Hospitalschiff „Llandovery Castle" verbotswidrig torpedierte und — was kaum einen Verteidiger in Deutschland finden wird — auf Rettungsboote schießen ließ, um alle unliebsamen Zeugen des Vorganges aus der Welt zu schaffen. Allein selbst diese ihrem nackten Tatbestande nach gewiß verdammungswürdige Handlung wird sattsam verständlich, wenn man, wie die „Berliner Volkszeitung", vom tendenziösen Unterton abgesehen, das psychologisch sicherlich zutreffend ausführt, dreierlei bedenkt: „Erstens, es hatte sich bei uns die Meinung fest eingenistet, unsere Gegner befördern grundsätzlich auf Hospitalschiffen Truppen und Kriegswerkzeuge. Ferner war bei uns die Anschauung maßgebend geworden, die Feldmarschall von Hindenburg im November 1914 äußerte: ‚Mit Sentimentalität kann man keinen Krieg führen. Je unbarmherziger die Kriegführung, um so barmherziger ist sie in Wirklichkeit, denn um so eher bringt sie den Krieg zu Ende.' Die Befolgung des hier proklamierten Grundsatzes hat sich allerdings als verhängnisvoll erwiesen. (? D. T.) Sie hat eine rasende Erbitterung gegen uns erzeugt, die sich in einen unbeugsamen Kriegswillen umsetzte. Und da auf der anderen Seite außerdem noch die weitaus größere Zahl und die mächtigeren Mittel waren, unterlagen wir schließlich. Endlich muß man bei der Beurteilung des Falles Patzig-Boldt-Dithmar berücksichtigen, daß bei uns einflußreiche Kreise tätig waren, die die Regierung als zu schlapp, als humanitätsduselig angriffen und deren Maßnahmen als zu unentschlossen und zu weich verschrien. Ist es da ein Wunder, wenn sich Patzig über die Bestimmung hinwegsetzte, die es ihm verbot, die ‚Llandovery Castle' an dem Ort, wo er sie traf, zu torpedieren? Vielleicht war er sich auch — infolge des nervenaufreibenden Dienstes — der Tragweite des Entschlusses nicht voll und klar bewußt. Hatte er aber erst einmal eigenmächtig seine Instruktionen in einem so kardinalen Punkte verletzt, dann war es zwar nicht menschlich, aber — wenn man die grenzenlose sittliche Verwilderung und Verwahrlosung, die der Krieg notwendigerweise mit sich bringen mußte, bedenkt — immerhin verständlich und logisch, daß er die Überlebenden (seine zukünftigen Ankläger) zu vernichten suchte, die dienstliche Meldung der Torpedierung unterschlug und die Eintragung der Reiseroute fälschte."

Und nun erst die beiden Offiziere, die in Leipzig für die Tat ihres Vorgesetzten, der sich der Aburteilung durch die Flucht entzogen hat, einstehen mußten! Was wirft ihnen das Gericht vor? Daß sie versäumt haben, durch entschlossenen Widerstand die Handlung des Kommandanten zu verhindern. Das heißt auf deutsch: Gehorsamsverweigerung. Zu welchen ungeheuerlichen Folgerungen eine solche die Kriegsverhältnisse völlig außer acht lassende Auslegung führt, das legt ein militärischer Mitarbeiter der „Tägl. Rundschau" in diesem Blatte des näheren dar: „Die Bestimmungen des Militär-Strafgesetzbuches machen den Untergebenen zum Mitschuldigen, wenn er einen Befehl ausführt, der bewußt ein Verbrechen bezweckt, vorausgesetzt, daß er das Bewußtsein des verbrecherischen Zweckes bei dem Vorgesetzten voraussetzen muß. Bekanntlich enthalten die englischen und französischen Militärstrafgesetze diese Bestimmung nicht. Der englische und französische Untergebene ist daher in allen Fällen durch die Gehorsamspflicht gedeckt, der deutsche nicht... Somit tritt der schwere Fall ein, daß deutsche Kriegsteilnehmer eine Verantwortung tragen nach Rechtsnormen, die dem Friedenszustand entnommen sind und von den Gegnern nicht geteilt werden. Welche ungeheuere Ungerechtigkeit darin liegt, und wie von der eigenen Staatsgewalt verlassen der deutsche Kämpfer gegenüber denen des Gegners dasteht, bedarf keiner Betonung. Ist nun aber die deutliche Empfindung für das ‚Verbrecherische' einer Kriegshandlung auf solche Weise schon von dem verantwortlichen Vorgesetzten, der seine Kräfte voll in den Dienst seiner Kriegsaufgaben stellt, nur schwer zu verlangen, wieviel schwerer noch vom Untergebenen, der entscheiden soll, wo der Befehl des Vorgesetzten jene labile Grenze überschreitet und wo seine eigene Gehorsamspflicht aufhört. Daß diese Grenze labil ist, muß jeder empfinden, der sich heute aus dem Kriege ähnlicher Situationen erinnert und der sich freimacht von der trockenen Atmosphäre der analysierenden Gegenwart." Oder wie ein alter Frontkämpfer das mit wenigen Worten in einer Zuschrift an die „Deutsche Zeitung" ausdrückt: „Wenn man einen Leutnant verurteilt, weil er seinen Kommandanten nicht gehindert hat, seine Geschütze spielen zu lassen, dann haben wir Soldaten dafür kein Verständnis mehr. Im Kampf befiehlt nur einer, und alles andere gehorcht."

Und dann — und dies muß immer wieder in die Welt hinausgeschrien werden —: das Verbrechen, das da in Leipzig verurteilt wurde, erinnert allzu lebhaft an ein ähnliches, das durch den Namen „Baralong" gekennzeichnet ist. Im Falle „Baralong" waren es ebenfalls Seeleute — aber englische —, die deutsche Hilfesuchende ohne die mildernden Begleitumstände, die Patzig für sich in Anspruch nehmen kann, erbarmungslos totschlugen. Hat man bisher vernommen, daß die Mörder von der „Baralong" vor englischen Richtern gestanden haben?

* * *

Aber die Entente gelüstet ja gar nicht nach irgendeiner allgemeinen Form der Gerechtigkeit. Ihr ist — und von Frankreich gilt das in erster Linie — im Grunde an der Bestrafung einzelner Personen verhältnismäßig wenig gelegen. Sie will das deutsche System der Kriegführung zur Verurteilung bringen. Dieses System soll als besonders verbrecherisch, barbarisch und roh

vor aller Welt und in alle Ewigkeit gebrandmarkt werden. Man leugnet nicht ohne weiteres, daß der Krieg in allen beteiligten Ländern die schlechten Eigenschaften im Menschen vielfach zur Auslösung gebracht hat. Aber die Deutschen — sie sollen als die wahrhaften Ausgeburten des Hunnentums in besonders erlesenen Exemplaren am Pranger der Weltgeschichte zur Schau stehen.

„Diesem Sinn und dieser Richtung der Ententeprozesse gegen deutsche Soldaten und Heerführer wird aber die Prozeßführung durch das Reichsgericht in Leipzig in keiner Weise sachlich gerecht, aus Gründen echt deutschen Mangels an politischem Gefühl. Oberreichsanwalt, höchste Richter und Verteidigung in Leipzig führen die Kriegsprozesse so traditionell, so nüchtern und so absolut im Rahmen des üblichen und gewöhnlichen Strafprozesses durch, als wenn sie damit etwas besonders Großartiges leisteten. Sie sind ganz offenbar besonders stolz auf diese Gerechtigkeit, die von der Gerechtigkeit des üblichen deutschen Strafprozesses gegen landläufige Verbrecher nicht um ein Haar abweicht. Das geht alles so langweilig korrekt, wie wenn es sich um eine gleichgültige Auswahl der vielen Verbrechensfälle handelte, die leider alljährlich als Erzeugnisse unserer Wirtschaftsordnung, ihrer Krankheiten und ihrer Opfer an deutschen Schwurgerichten vorüberziehen müssen und oft ebenfalls sozial verständnislos erledigt werden! Mit anderen Worten: Es fehlt nicht bloß dem Leipziger Ankläger, nicht bloß den Leipziger Richtern, sondern auch der wechselnden Verteidigung der Angeklagten und den Angeklagten selbst fast jeder Sinn für die besondere politische Art dieser Kriegsprozesse. Sie sehen wahrscheinlich recht gut, daß die Franzosen ein System auf die Anklagebank setzen wollen, daß sie auch nachträglich noch die Deutschen als ausgesuchte Kriegsbarbaren stempeln möchten, mit denen ein zivilisiertes Volk eigentlich keine Gemeinschaft haben kann, und die deshalb auch noch lange vor der Tür des Völkerbundes zu stehen haben und ruhig darauf warten müssen, bis man sie ins Zimmer herein läßt. Aber die Leipziger Gerichtsinstanzen samt der Angeklagtenverteidigung tun praktisch und prozessualisch auch innerhalb der gesetzlichen Möglichkeiten gar nichts oder wenig, um bei der Beweiserhebung und bei der Beweiswürdigung auf diese Hauptsache einzugehen und einwandfreies Prozeßmaterial dafür zu schaffen, daß sich die Urteile auch über diesen tieferen politischen Sinn der Anzeigen aussprechen können. Sie fürchten, von ihrem beschränkten Standpunkt aus manchmal vielleicht mit gutem Grund, das Meer der weitausschauenden politischen Vergleiche. Das deutsche Volk aber gelangt dabei nicht zu seinem Rechte!“

Die vorstehend wiedergegebenen Zeilen, die weitgehende Beachtung verdienen, finden sich im — „Vorwärts“, und zwar an leitender Stelle, wenn auch mit der Einschränkung versehen, daß die internationale soziale Presse berufener sei als das Reichsgericht, das Sündenregister der anderen ans Licht zu ziehen. „Berufen“ wäre sie schon — aber sie wird sich fein hüten, denn die Arbeiterschaft der feindlichen Länder hegt, wie sich genugsam erwiesen, eine Auffassung von Nationalismus, die von derjenigen unserer deutschen Sozialdemokratie grundverschieden ist. Erwartet der „Vorwärts“ und seine Anhängerschaft wirklich von dieser Seite her eine Unterstützung, so wird er sich wohl bis zum Sankt Nimmerleinstag getrösten müssen! Eine ganz andere und, wie uns bedünken will, höchst

eindringliche Bedeutung kommt dem Vorschlage zu, den Max Quarck in dem oben erwähnten Artikel der Öffentlichkeit unterbreitet: „Ebenso wie die Entente besonders flagrante Fälle auszusuchen verstanden hat, die nach ihrer Meinung die deutsche Kriegsroheit beweisen müssen, ebenso müßte Oberreichsanwalt und Verteidigung sich über die knappste Auswahl ganz besonders hervorstechender Tatsachen aus der Praxis der gegnerischen Gefangenenlager einig werden und sie an einem oder zwei Tagen der Leipziger Verhandlungen unter dem Gesichtspunkt behandeln können: Hier der von den Franzosen angezeigte deutsche Tatbestand, dort drei oder vier charakteristische Vorfälle in den Gefangenenlagern der Entente. Schlußfrage: Kann vergleichsweise von einer besonders rohen und ausgesucht barbarischen Behandlung der Kriegsgefangenen gerade in deutschen Gefangenenlagern die Rede sein?"

In das gesamte tatsächliche Material brauchte natürlich nicht hineingestiegen zu werden. Das würde den Rahmen der Verhandlungen sprengen und ist ja auch nicht Sache des Reichsgerichts, sondern der Regierung. Was aber ist von Regierungs wegen — und diese Gewissensfrage soll nicht nur an das Kabinett Wirth, sondern auch an dessen Vorgänger gerichtet werden — im Verlauf von mehr als zwei Jahren geschehen, um der beabsichtigten Leipziger Brandmarkung zielbewußt vorzubeugen? Nichts! Nicht das geringste! Wahrhaftig, ein unerhörter Vorgang. Man hat Gegenbeweise die Hülle und Fülle und wagt nicht, mit ihnen herauszurücken. Mehrere hundert Bände soll nach der Versicherung Eingeweihter das sehr zuverlässige, sehr belastende Material über Kriegsgreuel und Völkerrechtsverletzungen unserer Feinde ausmachen, das ängstlich behütet unbenutzt in den Archiven vermodert! „Königliches Schweigen" hat der Herr Reichswehrminister als Richtschnur unseres Verhaltens geraten. Und so ist es denn auch gehalten worden. Bis heute.

Die „Voss. Ztg." weiß von einer Szene aus den Leipziger Verhandlungen zu berichten, die ungemein bezeichnend für die Haltung unserer Reichsämter ist. Der Vorsitzende hatte auf die Bemerkung eines Verteidigers hin Gelegenheit genommen, zu erklären, daß das Urteil des Reichsgerichts weder von der Kritik irgendwelcher Minister, noch vom Lob oder Tadel anderer Stellen irgendwie beeinflußt werden könne. Die ausführliche Wiedergabe dieser würdigen und wirkungsvollen Erklärung in der Presse hätte zweifellos zum Ansehen der deutschen Justiz nicht unerheblich beigetragen. Ganz anders aber dachte der in Leipzig anwesende Vertreter des deutschen Auswärtigen Amtes. Er ging bei der Leipziger Presse umher und bat, die Erklärung des Senatspräsidenten doch nicht wiederzugeben, da sie im Ausland politisch schaden könne. „Wie malt sich", fragt mit Recht das genannte Blatt, „in einem solchen Kopf die Welt, und welche Begriffe hat dieser Beamte des Auswärtigen Amtes von Politik und von den Aufgaben seiner Behörde?"

Nun, in dem Umfange, wie die maßgebenden Kreise es wünschen, läßt sich die Wahrheit auf die Dauer doch nicht niederhalten. Sie marschiert. Augenzeugen, ehemalige Gefangene und Kriegsteilnehmer haben geschildert, was sie schaudernd erlebt und gelitten haben. Besonders verdienstvoll ist die „Gegenrechnung", die Dr August Gallinger in einem Sonderheft der „Südd. Monatshefte" (ℳ 4.50)

in eindrucksvollster Zusammenfassung aufmacht. Hier sind nicht einzelne Greueltaten unserer Feinde ausgewählt, sondern nur typische Vorgänge, die durch unzählige, übereinstimmende Aussagen belegt werden, zum größten Teil eidlich oder an Eidesstatt bekräftigt. „Während es sich bei der Liste deutscher Kriegsverbrecher um vereinzelte Übergriffe handelt, sehen wir hier, namentlich auf Seite der Franzosen, den Sadismus eines ganzen Volkes sich austoben, erblicken wir hier ein System zur moralischen und physischen Vernichtung Deutschlands."

* * *

Der Gerechtigkeit im höchsten Sinne, damit dem Gedanken der Völkerversöhnung, wäre gedient worden, wenn die Entente die Leipziger Prozesse kassiert hätte, wie das mit dem Kaiserprozeß geschehen ist. Nach einem regelrechten Krieg wirkt das Schauspiel von Leipzig wie eine Farce. Eben erst ist den polnischen Insurgenten, die sich gegen die Autorität der Interalliierten Kommission erhoben, Begnadigung zuteil geworden. Dabei haben diese Banden, die sicher nur zu einem Bruchteile aus lauteren Gründen handelten, in dem einstmals blühenden Oberschlesien auf eine Weise gehaust, daß ein Italiener, der Berichterstatter des „Corriere della Sera", von Oberschlesien als von einer „europäischen Schande" sprach. „Es gibt jetzt", stellt er fest, „in Oberschlesien regelrecht eingerichtete Folterkammern, wie der Ewaldschacht bei Myslowitz, der Ring in Ruda und die Küche der Stadtkommandantur in Zalenze. Das sind alles Orte, die von Blut strotzen. In einem Gasthause an der Peripherie der Stadt Kattowitz spielen die Insurgenten auf dem Klavier die polnische Nationalhymne ‚Noch ist Polen nicht verloren', während sie einen jungen Arbeiter durch Kolbenschläge auf den Kopf ermorden. Sie spielen, damit man in den benachbarten Häusern nicht die verzweifelten Schreie des Unglücklichen hört. Ich klage nicht an, ich verwünsche nicht, ich habe auch keinen Gefühlsdusel, ich will nur diese Fälle als Dokument anführen, damit sie zur Beleuchtung der Geschichte eines berühmten Verbrechens dienen sollen."

Die Stadt Beuthen namentlich wurde zu einem Schauplatz blutiger französischer Gewalttaten. Der Einzug der Franzosen sollte nach einem Bericht der „Mitteldeutschen Ztg." eine Art Triumphzug bilden und ein niedriges Rachegelüst an der Einwohnerschaft befriedigen, die den Franzosen mit eisigem Schweigen, den Engländern (aus Trugschlüssen) mit lebhaften und dankbaren Zurufen begegnete. Die Franzosen, die fast zu gleicher Zeit von dem amerikanischen Botschafter in Paris als die Hüter der Zivilisation gepriesen wurden, gingen mit Kolben und Gummiknüppeln gegen die Menge, die die Straßen füllte, vor. Als Vorwand mußte die Behauptung herhalten, es seien von deutscher Seite Schüsse auf die Truppen abgegeben. Die Untersuchung hat dann hinterdrein ergeben, daß polnische Insurgenten geschossen haben — —

Inzwischen tagt der Gerichtshof in Leipzig weiter. Ketten klirren und Gefängnistüren tun sich auf. Die Liste der deutschen Kriegsverbrechen ist bei weitem noch nicht erschöpft, und „so lange der Vorrat reicht", haben die hohen Herren der Entente es also leicht, ihre Völker bei angenehmer Stimmung zu erhalten.



Auf der Warte

„Den Manen Fried. Nietzsches“

So heißt ein vornehm wirkendes Buch, das soeben im Musarion-Verlag, München, an die Öffentlichkeit kommt, herausgegeben von Max Öhler, mit dem Untertitel: „Weimarer Weihgeschenke zum 75. Geburtstage der Frau Elisabeth Förster-Nietzsche“. Ein persönliches Buch also — und doch von allgemeiner Bedeutung. Es ist das ein edlerer Brauch, des Geburtstags einer geistig beachtenswerten Persönlichkeit zu gedenken, als wenn man etwa mit Prunkmahl und Luxusgeschenk feiern würde. Hier gilt die Ehrung ebensowohl der Welt Nietzsches wie der tapfren und treuen schwesterlichen Hingabe an sein Werk.

Der Jenenser Philosoph Bruno Bauch spricht über Nietzsches aristokratisches Ideal: „Gerade der Vornehme, der Führer aristokratischer Gesellschaft also lebt Goethes ‚Stirb und Werde!‘ dem Ganzen der Gesellschaft vor, und allein dadurch kann er diese mit emporheben“ ... Ihm folgt Ernst Bertram — der sich durch sein glänzendes Nietzsche-Buch in den Vordergrund gestellt hat — mit einigen Rheingedichten: tief und ernst auch als Poet, wenn auch etwas spröd; wonach Kurt Breysig in tiefschürfender Untersuchung dem „Geschlecht der Triebe: Selbstbereicherung und Selbsterweiterung“ nachspürt. Die alphabetische Reihenfolge setzt sich, in angenehmer Abwechslung, durch ein „erdachtes Gespräch“ von Paul Ernst fort: „Das Ende des Lebens“ (Schillers Tod): gehaltvoll und durchgeistigt, wie alles, was Ernst schreibt, wenn auch in Wahrheit Schiller wohl schlichter dahinschied. Dann bringt Altmeister Rudolf Eucken einige persönliche Erinnerungen an Nietzsche (Basel). Der temperamentvolle, immer kampfbereite Ludwig Gurlitt ergeht sich über „Die Erkenntnis des klassischen Altertums aus dem Geiste Friedrich Nietzsches“, mit der scharfen Zuspitzung: „Ich behaupte abschließend: erst Nietzsche hat uns den Blick zur wahren Erkenntnis des klassischen Altertums frei gemacht.“ Walter von Hauff weist — im Unterschied von den üblichen Stufen — auf die „Einheitlichkeit der Gedankenwelt Nietzsches“ hin; Martin Havenstein erweist dem Erzieher Nietzsche seine uneingeschränkte Anerkennung; und in ansprechender Plauderei, ausgehend von einem Gruß an die Gefeierte, verknüpft Karl Kötschau Goethes Welt mit der Gegenwart: er spricht über drei Widmungen des großen Dichters an die damaligen Fürstinnen von Weimar: Anna Amalia, Luise, Maria Paulowna, denen bekanntlich sein „Winckelmann“ (1805), die „Farbenlehre“ (1808) und „Philipp Hackert“ (1811) gewidmet ist. Richard Öhler betrachtet „Unsre Zeit im Spiegel von Nietzsches Kulturphilosophie“; Otto von Taube unterbricht die Prosa wieder mit feierlich gestimmten Gedichten, die an Stefan George gemahnen, doch selbständigen Tones nicht entbehren. Und dann steuert Hans Vaihinger, der Philosoph des „Als-ob“, eine besonders wichtige Betrachtung bei: eine Auseinandersetzung mit dem Fachgenossen Adickes. Man braucht nicht auf seinem bekannten Standpunkt des „Fiktionalismus“ zu stehen und wird doch von seiner Behandlungsweise gefesselt. Nachdem schon W. von Hauff den Dionysos-Charakter von Nietzsches Philosophie betont hatte, überschreibt Friedrich Würzbach seinen Vortrag unmittelbar „Dionysos“ (mit einem Ausfall gegen „diese Chamberlains, Mauthners, Spenglers und Keyserlings“, die den „David Straußschen Typus“ darstellen); und Thomas Mann — der so schön geschlossen

erzählen kann (S. 221), um gleich hinterher wieder das Erzählte zu zerlegen! — macht mit einer seiner geistvoll-gelassenen tagebuchartigen Plaudereien den Beschluß.

Der Herausgeber des „Türmers“ ist bei dieser Huldigung mit einem Gedicht beteiligt: „Nietzsches Ausklang“.

*

Ein Darmstädter Idyll

beschloß Rabindranath Tagores Rundfahrt durch Deutschland. Der Inder hielt Ansprachen, beantwortete Fragen, empfing Einzelne; Keyserling übersetzte. Am Sonntag wanderte die Bevölkerung auf den waldigen Herrgottsberg; dort sang ein Chor und schließlich die Menge dem Gast Volkslieder vor, beginnend mit „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“. Es folgte Lied auf Lied; der Großherzog schlug den Takt dazu. Dann zog der Edle weiter, herzlich erfreut, endlich im Lied etwas von der deutschen Seele verspürt zu haben...

Hat er nun Deutschland kennen gelernt? Oder das stille Deutschland ihn? Es bedarf keiner Antwort.

An Rudolf Eucken schrieb der Dichter einen Brief; darin heißt es: „Europa hat gelitten, und die Welt wartet gespannt darauf, zu sehen, ob es aus seinen Leiden lernt. Wenn es die Bestimmung Deutschlands ist, den Leidensweg bis zum Ende zu durchschreiten, um der modernen Zeit Sünde willen, und wenn es rein und stark daraus hervorgeht, wenn es das Feuer entzündet hat, als ein Licht auf dem Pfade in eine große Zukunft, zum Aufschwunge der Seele zu wahrer Freiheit, dann wird Deutschland in der Geschichte der Menschheit gesegnet.“

Genau das hat mehr als einer der stilleren Deutschen eindringlich geprägt. Aber diese Herausarbeitung reinen Menschentums wird durch keine Massenandränge bei indischen Besuchen gefördert — sondern nur durch Willensruck, durch Entschluß, der aus uns Deutschen selber in deutscher Form kommen muß.

Übrigens reiste Rabindranath Tagore von dort nach — Frankreich und wurde von den französischen Studenten der Universität Straßburg verherrlicht, die ihm die französischen Klassiker schenkten...

*

Der Pariser Friede und das christliche Weltgewissen

Als Kaiser Theodosius der Große 390 die aufrührerische Stadt Thessalonike allzu herb bestrafte — die Ermordung des kaiserlichen Statthalters wurde mit der Tötung von 7000 Einwohnern gerächt; der Kaiser hätte den ersten Rachebefehl allerdings gern widerrufen, doch kam der Widerruf zu spät — verwehrte der Bischof Ambrosius dem Kaiser den Eintritt in den Dom von Mailand so lange, bis er aufrichtige Buße getan hatte. ‚Wie willst du die Hände, die noch von dem Blute der Gemordeten triefen, zum Gebet aufheben? Wie kannst du mit solchen Händen den hochheiligen Leib des Herrn in Empfang nehmen, wie sein kostbares Blut an deinen Mund bringen? Entferne dich von hier, der Kirchenpforte, und vermiß dich nicht, Frevel auf Frevel zu häufen!‘ Erst nachdem der Kaiser acht Monate in Gebet und Tränen Buße getan hatte, wurde der Kaiser vom Bischof wieder zur Kirchengemeinschaft zugelassen. So manche Generale und Politiker der Entente schwören auf Herz-Jesu-Fahnen, drängen sich zur Kommunionbank, gehen nach Lourdes und Mont-Martre, obwohl ihre Rachsucht und ihr Vernichtungswille größer als die weiland des Kaisers Theodosius. Warum werden sie von den Nachfolgern des Ambrosius nicht weggeschickt vom religiösen Ort? Warum nicht zur Selbstbesinnung, zum Aufgeben der Werke der Rache und Vernichtung gezwungen?“...

So heißt es in dem leidenschaftlichen Anklage- und Aufrüttelungsbuche des deutschösterreichischen Katholiken Dr Joseph Eberle („De profundis, Der Pariser Friede vom Standpunkte der Kultur und Geschichte“, 1921, Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck). Packend setzt er in den ersten Kapiteln die ganze vernichtende Wucht dieses Wahnsinns-„Friedens“ auseinander; Zahlen um Zahlen, Lasten um Lasten ziehen an uns vorüber,

durch sich selber wirksam. Doch der Verfasser hätte besser getan, die Anklage gegen das untrennbar auch von ihm miteinander verquickte Judäo-Plutokratie-Freimaurertum in diesem Falle beiseite zu lassen und einen Satz nicht zu schreiben wie diesen: „Von Bismarck, Treitschke, Bernhardi wurde die deutsche Intelligenz tatsächlich weitgehend vergiftet.“ Dies und einiges andre wirft ja alles wieder um, was der Verfasser sonst an Sünden der Hungerblockade und dergleichen Frevel gegen die Feinde auftürmt. Schade! Er sollte das Buch kräftig an Glaubensgenossen im Feindbund versenden, z. B. an den Kardinal Mercier ...

*

Der Tag von Versailles

Immer wieder muß man das Stichwort antönen lassen: Der Schmachfrieden von Versailles ist das Unglück der Zeit — und dieser wieder das Wasserstandszeichen für den dahinterstehenden Imperialismus und Großkapitalismus. Ein Mitglied der damaligen Abordnung, Freiherr von Lersner, erinnert in der „Tägl. Rdsch.“ an jenen Tag der Unterzeichnung (28. Juni), wo wir andren Deutschen ein wuchtiges Nein erwartet hatten:

„Fürchterliche Wochen waren vergangen während der sogenannten Friedensverhandlungen; fürchterliche Ereignisse waren gefolgt. Für uns, die wir in Versailles waren, noch furchtbarer durch die uns unverständliche, unfaßbare Zerrissenheit, die die Reichsregierung, die Weimarer Nationalversammlung und das ganze deutsche Volk beherrschte. Nichts hat das deutsche Volk so wehrlos gemacht, so seinen Feinden ausgeliefert, als die entsetzliche Tatsache, daß Deutschland in diesen Schicksalstagen, die seine Zukunft auf Jahre, Jahrzehnte, vielleicht viele Jahrzehnte festlegen sollten, eine innere Einheitsfront gegen unsere Feinde nicht hat zustande bringen können.

Gewiß, das deutsche Volk war durch den Weltkrieg, durch Revolution und Waffenstillstand tief erschöpft und bedurfte dringend der Ruhe. Gewiß mag in manchem unklaren Hirn der Gedanke einer Trennung von Nord- und Süddeutschland als letzte Rettung aufgetaucht sein. Gewiß mag drohend die Gefahr eines bolschewistischen Gewaltregiments über uns geschwebt haben. Aber wir und kommende Geschlechter werden nie verstehen, daß nicht in jenen Tagen ein Schrei, ein einziger Schrei durch ganz Deutschland gehallt ist: Ein millionenstimmiges Nein!

Ein schöner, warmer Sommertag. Die Sonne schien freundlich auf die zahllosen französischen Truppen aller Waffengattungen, die in höchstem Waffenglanze zu dem Trauerspiel der Unterzeichnung aufgebaut waren. Die deutschen Reichsminister hatten sich zur Unterzeichnung in den Spiegelsaal begeben, in dem vor fast 50 Jahren das Deutsche Reich gegründet worden war.

Tropfenweis verrannen uns im Hotel „des Reservoirs“ Zurückgebliebenen die Minuten. Endlos dünkte diese Stunde. Fühlbar, greifbar legte der ‚friedenbringende‘ Würgengel seine Hand an die Kehle unseres armen, todwunden Vaterlandes. Bittere Zweifel an der göttlichen Gerechtigkeit und Recht stiegen in unserer Brust empor, und jeder Nerv spannte sich in tiefem Schmerz.

Gegen 4 Uhr dröhnten die französischen Geschütze. Eine neue Zeit brach an: der ‚Frieden‘! Deutschland hatte unterzeichnet! Deutschland war zur Sklaverei verurteilt!“

Wohl wähnte man damals, dumpf und müde vom Weltkrieg, die „Zeit“ würde schon von selber für uns wirken. Aber dieser Glaube hat getrogen. „Im Gegenteil! Wo unsre Gegner konnten, haben sie — oft unter offenem Bruch des Friedensvertrags — uns neue schwere Bestimmungen auferlegt.“ Heute ist Frankreich, das angeblich unsren „Militarismus“ bekämpfte, das einzige in Waffen starrende Volk der Welt.

„Deutschland wird niemals hochkommen, wenn es sich nicht auf sich selbst besinnt, wenn es sich nicht, anstatt den ständigen Erpressungen nachzugeben, mit aller Kraft gegen die Rechtsbrüche unserer Gegner stemmt und ohne Rücksicht auf die Folgerung das Nein ausspricht. Eine Politik des ständigen Nachgebens, des Sich-mit-Füßen-Tre-

ten-Lassens kann nur dazu führen, daß eines Tages eine furchtbare Explosion aus dem tiefsten Innern unseres gesamten Volkes erfolgt. Wer jene Stunde von Versailles vor zwei Jahren dort oder hier fühlend miterlebt hat, der wird sie nie vergessen. Der wird sich auch inzwischen klar geworden sein, daß es nicht nur für uns, für Deutschland, die Lebensfrage ist, sondern für Europa, ja für die ganze Welt:

Völlige Revision des grausamen Friedensdiktates von Versailles!"

*

Deutsche Gesinnungslumpen

Im preußischen Masurenlande — so wird in der „Ermländischen Zeitung" mitgeteilt — hatten zwei Landwirte, ehemalige Reserveoffiziere, verabredet, zwei Flugzeuge zu verstauen. Diese landeten auch am Abend in dem bestimmten Wäldchen und wurden von Vertrauensleuten verpackt und in einer Scheune versteckt. Drei Wochen später erschien ein französischer Major mit Begleitung, ließ die gesamte Arbeiterschaft nebst den beiden Gutsbesitzern zusammenkommen und stellte an letztere die Frage: „Haben Sie Flugzeuge auf Ihren Gütern versteckt?" Die Gutsbesitzer antworteten sofort: „Jawohl! — und Sie als Offiziere werden es verstehen, daß wir als ehemalige Offiziere richtig gehandelt haben." Darauf der französische Major: „Ich und meine Offiziere hätten genau ebenso gehandelt, wir verstehen das. Die zwei Flugzeuge können uns, wenn es später einmal wieder losgehen sollte, keinen Schaden zufügen, da sie bereits durch neue Erfindungen und Verbesserungen überholt sind. Wir kommen auch sehr ungern hierher, es ist aber eine Anzeige eingelaufen!" Auf die Frage des einen Besitzers, wer die Anzeige erstattet hätte, teilte der französische Major mit: „Die Arbeiter beider Güter." Er wendete sich dann gegen die Arbeitergruppen, spuckte aus und rief: „Pfui solchen Deutschen! So etwas würde kein Franzose tun. Pfui!"

Ein zweites Bild: Generalfeldmarschall von Hindenburg darf auf seiner Fahrt in der Stadt Nordhausen, deren Ehrenbürger er ist, nicht aussteigen, weil deutsche Arbeiter sein Leben bedrohen! Entrüstet erhebt sich zwar die ganze Bürgerschaft und veranstaltet einen öffentlichen Umzug; aber die Parteiwut der andern antwortet mit einem Gegenzug und hat die Schamlosigkeit, dem Retter des Vaterlandes, der nie Politik trieb, folgendes Telegramm zu senden: „Über 10 000 Nordhauser Arbeiter und Arbeiterinnen erheben Protest gegen die Revanchepolitik, das Treiben von neuem Krieg, das unter Ihrem Namen getrieben wird (?). Nur eine Politik fördert Deutschlands Wohl, das ist die sozialistische Friedenspolitik."

Wie sagte jener französische Major? „Pfui solchen Deutschen! So etwas würde kein Franzose tun. Pfui!"

*

Deutschamerikanische Versöhnungsgedanken

Der „Gesellig-Wissenschaftliche Verein" zu New York hat sich durch seine großartige Spende an die deutsche Schriftstellerwelt auch bei uns Dankbarkeit erworben. Nun gab er zu seinem fünfzigsten Gründungsjahr (1920) ein Album heraus („Thoughts on reconciliation"), das eine reiche Anzahl von kennzeichnenden Stimmen über die Möglichkeit einer Völkerversöhnung sammelt. Der Herausgeber Friedrich Michel eröffnet die Sammlung und stellt „im Dienst der Drei-Einheit von Herz und Haupt und Hand" den Wunsch nach einer „neuen und besseren Humanität" an die Spitze seines Vorworts, worin er die Rundfrage mitteilt: „Was können die Intellektuellen aller Länder zur Versöhnung der Völker beitragen?"

Die Befragten antworteten meist in der Sprache ihres Landes; eine englisch-amerikanische Übersetzung steht darunter. Bei flüchtigem Durchblättern bleibt man schon zu Beginn an einem französischen Beitrag haften (Prof. Bernard): er atmet Haß gegen die „barbarie allemande". Seite 36 (Simonin) derselbe haßvolle Gedanke, vom Anblick des Schlachtfeldes ausgehend: alle diese Verwüstungen seien verursacht vom „Geist der Zerstörung und der Barbarei eines Volkes,

das jeden menschlichen Empfindens entbehre"; wer dies gesehen, der könne ein „Gefühl des Ekels" gegen die Urheber dieser systematischen Verwüstungen nicht unterdrücken und müsse jeden Gedanken an Versöhnung zurückweisen. Die Franzosen wissen genau — als Landsleute Napoleons —, daß ein Kampfplatz zwischen großen Völkern nicht aussehen kann wie ein Pariser Damengemach; und wissen, daß sich das schwer umstellte Deutschland, wenn es verwüstet hat, durch die bittre Not dazu gezwungen sah. Aber — man kann mit diesem wüsten Nordfrankreich so hübsch die Haßstimmung gegen Deutschland wachhalten! Nicht minder unversöhnlich schreibt ein dritter Franzose, Stephan Lauzanne, Herausgeber des „Matin": wonach wir Deutsche als die allein schuldigen Verbrecher bestraft werden müssen. Ebenso verzerrend Reinach (Paris). Wenn auch einige andre französische Stimmen ruhiger sind (z. B. Rebour): hier ist der Versöhnungsgedanke aussichtslos.

Gelassener und freundlicher sind die — wenig vertretenen — Engländer und die Amerikaner; erst recht natürlich die Deutschamerikaner. Hier kann man wirklich den ehrlichen Wunsch nach mehr Menschlichkeit und Brüderlichkeit deutlich geprägt finden. „Glaube an den Herrn Jesus Christus und setze seine Lehren in Tat um!" ist die ganze Antwort von James R. Day (Universität Syracuse). Und man ist erstaunt, mitten in diesen Stimmen auch ein mildes Wort des „Major of Tokyo" (Quajiro Tajiri) in englischer Sprache zu vernehmen: daß wohl die meisten Verwirrungen in der Welt durch Mißverständnisse kämen: „Wenn wir unsres Herrn (Lord) Lehre befolgen: tue andren, was du willst, daß man dir selber tue, so gibt es keine Wirrnisse mehr in der Welt; man sehe ab vom Egoismus und folge Gottes Willen, und Ihre Frage ist unmittelbar gelöst" — sagt dieser Japaner. Auf der gegenüberstehenden Seite meint der New Yorker Schriftsteller George Sylvester Viereck, die germanischen Völker sollten sich mit England und den Vereinigten Staaten zusammentun, und wendet sich gegen die Schändung Deutschlands durch Frankreichs Neger und gegen Englands antideutsche Propaganda. Andrew White empfiehlt historische und literarische Studien in Deutschland, um die Beziehungen enger zu gestalten. „*Lebt* ihn, den Geist der Brüderschaft!" ruft Benignus (New York). Aus den Stimmen der Deutschamerikaner klingt ganz besonders eindrucksvoll eine längere Ansprache von Dr. *Otto Glogau* hervor: „Hätte Kolumbus nicht Amerika entdeckt, die Menschheit hätte es künstlich schaffen müssen. Denn Amerika ist nicht bloß ein Land: es ist eine historische Notwendigkeit, eine Institution, eine Idee. Die Menschheit hoffte in Amerika das Jenseits von Haß und Hader zu finden, wo ... alle religiösen Glaubensbekenntnisse, alle politischen Überzeugungen, alle Sprachen, alle Träume, alle Wissenschaften, alle Kulturen eine liebevolle Heimat finden" ... „Das Eingreifen Amerikas in die Geschicke Europas schmiedete um alle in dieser amerikanischen Schutz- und Trutzeinheit lebenden Völker die Kette der Zusammengehörigkeit. Auch die deutschen und österreichischen Abkömmlinge wurden, wenn auch blutenden Herzens, sich dessen bewußt, daß sie *vor allem Amerikaner sind*" ... Das wollen wir Europäer nicht unterschätzen; wollen aber auch die folgenden deutlichen Worte Glogaus hinzunehmen: Amerika versetzte den Zentralmächten „durch die Stoßkraft frischer Heere, mehr aber durch das *Gift der Feder*, durch die *Hoffnungen und Versprechungen auf einen ehrenvollen, gerechten Frieden* den betäubenden Schlag. Als der *verblendete Präsident* Amerikas die *Ungeheuerlichkeiten* des Versailler Friedens für immer hinter die Eisenstäbe seines von England [Bloß? D. T.] ummodellierten *Machwerkes* der Liga der Nationen pressen wollte und so für immer den wahren Frieden zwischen den ehemaligen Feinden, die wirkliche Versöhnung und das richtige Verständnis zu verhindern drohte, erhob sich das amerikanische Volk, nein, erhoben sich die Stammesgenossen der sich kurz vorher im Kriege gegenübergestandenen Völker wie ein Mann, stürzten den *Menschheitsverräter* in den Abgrund politischer Vergessenheit und historischer Lächerlichkeit und schufen so Raum für das

Fundament der von Amerika ausgehenden Doppelbrücke der Versöhnung" ...

Unter den deutschen Stimmen verzeichnen wir mit Mißbehagen eine Entgleisung: Arno Holz begeht die Geschmacklosigkeit, sein persönliches Schriftsteller-Elend vorzujammern, über sein Werk lobende Stimmen anzuführen und um Unterstützung zu betteln! Knapp formuliert Otto Ernst seine Antwort: „Kein ehrenhafter Deutscher will Versöhnung ohne Recht. Wir wollen zunächst und vor allem von einem unparteiischen Gericht unser Recht empfangen; erst wenn uns das geworden ist, wollen wir Versöhnung." Eucken: „Ohne gründliches Sichverstehen ist eine volle Achtung und eine echte Liebe unmöglich." Heinrich Lilienfein: „Kein Verständnis ohne Liebe." Daß sich auf unsrer Seite die Empörung gegen den Versailler Schandfrieden bemerkbar macht, wird nicht verwundern. Ludendorff: „Nach dem unter Führung der Vereinigten Staaten geschlossenen Versailler Frieden kann von keinem Deutschen verlangt werden, daß er an eine Verbrüderung der Menschheit glaubt." Südekum: "... „daß der sogenannte Friedensvertrag von Versailles das größte und schimpflichste Verbrechen ist, von dem die politische Geschichte der Menschheit zu berichten hat." Tirpitz: „Niemals zuvor in der Weltgeschichte hat die Lüge und Verleumdung eine so entscheidende Rolle gespielt, wie in dem Kriege, der zu ungunsten der Kultur und der Freiheit der Völker des europäischen Kontinents entschied." Mackensen: „Die Intellektuellen aller Länder können in der alltäglichen Wirklichkeit zu einer solchen Versöhnung beitragen, wenn sie die Presse ihrer hehren Aufgabe, die Völker zu belehren, nicht aber zu belügen und zu verhetzen, wieder zuführen" ...

Ja, die Hetz- und Lügenpresse aller Völker! ... Mit einem Seufzer brechen wir ab.

*

Deutschösterreichische Dichtung

Deutschösterreich ist namentlich in den Stammlanden der Habsburger uralter deutscher Kulturboden, auf dem Walther von der Vogelweide geboren wurde und das Nibelungenlied entstand; und an dem Hofe der Babenberger, des ersten Herrschergeschlechtes der Ostmark, blühte der Minnesang. Auch an dem Klassizismus hat Deutschösterreich mit Franz Grillparzer schönen Anteil, während gleichzeitig mit dem Wiener Hofburgtheater eine Bühne sich aus dem Nationaltheater Kaiser Josefs II. heraus bildete, die noch bis tief in die siebziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts hinein unbestreitbar an der Spitze des deutschen Theaterwesens stand. Auch die deutschen Dichter, die im neunzehnten Jahrhundert in der habsburgischen Monarchie geboren wurden, Nikolaus Lenau, Bauernfeld, Anastasius Grün, Ferdinand Kürnberger, Adalbert Stifter, Robert Hamerling, Ludwig Anzengruber und Peter Rosegger, um nur die allerbekanntesten Namen zu nennen, stellen sich den zeitgenössischen ersten Dichtern des Reiches würdig zur Seite.

Uns fehlt eine Literaturgeschichte, die erschöpfend und tief schürfend die Entwicklung des deutschösterreichischen Schrifttums aus seiner historischen, politischen, rassischen und kulturellen Umwelt heraus darlegt, eine Arbeit, wohl des Schweißes eines Edlen vom Geiste wert. Übersehen wir doch die Wechselwirkung zwischen den dreizehn Nationalitäten Österreich-Ungarns nicht, der sich auch das Deutschtum nicht entziehen konnte, wenn es auch bis zum Zerfall des Reiches der Primus inter pares blieb. Ganz unverkennbar enthalten die Werke der deutschösterreichischen Dichter und Schriftsteller slawische, madjarische und italienische Elemente, was sich auch in dem Sprachschatze der Wiener Mundart zeigt. Dazu kam der Druck einer unglaublich albernen Zensur, unter der ein Grillparzer und Lenau vor 1848 genau so zu leiden hatten wie ein halbes Jahrhundert später ein Hamerling, Anzengruber und andere. Stand die Zensur des Vormärz im Dienste des allem Fortschritte gleich abholden Metternichschen starr konservativen schwarzgelben Staatsgedankens, so richtete sie sich nach 1866 mit besonderer Spitze gegen die Arbeit der Deutschösterreicher, die man der „Preußenseuchelei" verdächtigte. Da sie so schwere Last zu tragen hatten,

erklärt es sich auch, daß ihr Schrifttum sich immer enger in heimatliche Zustände einspann, um in Wien selbst schließlich nur noch als Kaffeehaus-Literatur hinzuvegetieren.

Alles dieses, mit ein paar Strichen skizziert, müßte eine deutschösterreichische Literaturgeschichte gründlich ausführen. Nun erschien neulich im Buchhandel (Verlag Theodor Gerstenberg, Leipzig) ein über 300 Seiten dickes Buch „Die deutschösterreichische Dichtung der Gegenwart“ von Alfred Maderno, einem in Mannheim lebenden Deutschösterreicher. Da der Verfasser selbst bekennt, daß er eigentlich nur ein Nachschlagewerk liefern wollte, so sei es auch von diesem Gesichtspunkte aus eingewertet. Es bietet in der Tat eine nach den verschiedenen Dichtungsarten und Ländern geordnete, fast vollständige Aufzählung aller in Österreich-Ungarn lebenden Dichter und Schriftsteller deutscher Zunge. Einige, wie Peter Rosegger, Franz Keim, Himmelbauer und Hagenauer, sind inzwischen gestorben. Eine stattliche Anzahl zieht an uns vorbei, ein kriegsstarkes Bataillon! Und wenn der Verfasser sich durch die riesige Papiermasse, die von diesen rund tausend Federn beschrieben wurde, halbwegs gewissenhaft durcharbeitete — alle Achtung vor solcher Leserei, um die ich ihn allerdings nicht beneide!

Über die Werturteile, die der Verfasser jedem Namen anhängt, wird man natürlich nicht immer seiner Meinung sein. Er verfolgt damit jene altmodisch gewordene Art der Kritik, die sich bemüht, auch dem unbedeutendsten Farbenverschmierer, wenn er nur ein Buch veröffentlicht oder ein Bild ausgestellt hat, gerecht zu werden. Als reines Nachschlagewerk dagegen wird der umfangreiche Band jedem Fachmann gute Dienste leisten.

Eine andere Aufgabe stellte sich Richard Smekal in seinem Buche „Alt-Wiener Theaterlieder“ (Wiener Literarische Anstalt G. m. b. H., Wien-Berlin). In einer trotz aller Kürze erschöpfend klar dargestellten Einleitung gibt er uns ein Bild von der Entwicklung des alten Wiener Theaters vom Hanswurst bis Raimund und Nestroy, wie es aus dem Volke hervorging und für das Volk spielte. Er zeigt uns, daß alle die Lieder, die später Gemeingut der ganzen deutschen Nation wurden (Ich bin der Schneider Kakadu, Wer niemals einen Rausch gehabt, Kimmt ein Vogerl geflogen, So leb' denn wohl, du stilles Haus usw.), aus dem Wiener Theater ihren Weg in die deutschen Gaue fanden; und der reichsdeutsche Leser, der von der großen Blütezeit der Wiener Bühnenkunst, die mit der Regierung Maria Theresias begann und bis zur Achtundvierziger-Revolution andauerte, kaum eine blasse Ahnung hatte, wird bei Smekal genügend Belehrung und Anregung finden. Nur der Name Karl Ditters von Dittersdorf, dessen „Doktor und Apotheker“ heute noch ab und zu gegeben wird, ist noch geläufig; aber wer kennt einen Umlauf, Johann Schenk und Wenzel Müller, von dem unter vielen anderen die vorhin genannten Lieder herrühren! Dabei war dieser Komponist von solch unerschöpflicher Fruchtbarkeit, daß er in einem Zeitraume von 1783 bis 1834 nicht weniger als 236 Textbücher mit Musik ausstattete, also auf das Jahr es durchschnittlich auf fünf Erstaufführungen brachte! Neben ihm wirkten noch Emanuel Schikaneder, der Schauspieler, Theaterdirektor und Dichter zugleich war und seine eigenen Bühnenwerke gelegentlich selbst mit der nötigen Musik versah; ferner Ferdinand Kauer, der Komponist des einst viel gegebenen „Donauweibchens“, und endlich Josef Weigl, dem auch manche volkstümlich gewordene Weise gelang. Alle überragte weit das Genie Mozarts, dessen Opern eigentlich Singspiele sind und zu ihrer Zeit auch als solche betrachtet wurden.

Von diesem längst vergessenen Erbgut zehrt die moderne Wiener Operette, die nur Fabrikware liefert, und es ist höchst unterhaltsam, in den von Smekal geschickt ausgewählten Alt-Wiener Theaterliedern immer wieder die Vorbilder der sogenannten „Schlager“ unserer zeitgenössischen Operettentext-Lieferanten zu entdecken, wie denn auch die Musikmacher dazu fleißig aus den verstaubten Partituren ihre „Einfälle“ beziehen. J. Stolzing

Ein norwegischer Prozeß

Ende April d. J. fand in Kristiania — wir würden sagen, vor dem Schöffengericht — ein interessanter Beleidigungsprozeß statt, der dort die literarische Welt nicht schlecht in Atem hielt. Es handelte sich darum, ob in Norwegen ein politischer Schriftsteller von einigem Ruf in nicht-ententistischem Sinne schreiben darf, ohne im Konversationslexikon das Beiwort „fanatisch“ zu erhalten!

Beklagter war der Schriftleiter Dr. Krogvig, unter dessen Leitung das von dem angesehenen Verlag Aschehoug in Kristiania herausgegebene norwegische Konversationslexikon (unserem Meyer oder Brockhaus entsprechend) erscheint. Unter dem Namen des Klägers Dr. Aal wurden in diesem Nachschlagewerk, außer seinen übrigen Werken, seine meist während des Krieges von ihm verfaßten — selbstverständlich in Eigenverlag erschienenen (da sich kein norwegischer Verlag aus naheliegenden Gründen dafür fand) — politischen Broschüren wie: „Die Gefahr für Skandinavien“ (1915), „Das Schicksal des Nordens“ (1916), „Gegen den Abgrund“ (1917), „U-Bootskrieg und Weltkrieg“ (1918) angeführt und an diese die Bemerkung geknüpft: „Alle geschrieben mit fanatischer Parteinahme für Deutschland und deutsche Kriegsmethoden“.

Um diesen Satz drehte sich der Prozeß. Der Rechtsbeistand des Klägers führte aus, daß wenn das Wort „fanatisch“ in einem Zeitungsartikel gestanden, sein Klient sich wohl nicht darüber aufgeregt hätte — etwas anderes sei es aber in einem Konversationslexikon, einem Buche, das als Quelle der Belehrung zu achten sei. Von einem solchen Handbuchartikel müsse man mit Recht eine streng sachliche Darstellung erwarten; der beklagte Satz müsse deshalb als beleidigend angesehen werden. Der Beklagte Dr. Krogvig sah selbstverständlich jene Äußerung als nicht beleidigend an. Er führte unter anderem aus, daß das gebrauchte Wort „fanatisch“ auch verwendet werden könne, um mangelnde Begabung festzustellen. An dem Beispiel eines von Aal verfaßten Dramas wies er auf die von ihm behauptete Talentlosigkeit des Klägers hin und meinte, das gäbe eine schöne Geschichte, wenn jeder Dümmling mit Erfolg gegen unbequeme Kritiker klagen könne! Er bat deshalb, die Klage abzuweisen.

In seiner Gegenrede setzte Dr. Aal, Dozent an der juristischen Fakultät der Universität Kristiania, auseinander: Falls die beklagte Stelle im Konversationslexikon stehen bliebe, müsse er seine Zukunft als Staatswissenschaftler als gefährdet ansehen; durch jenen Ausdruck würde er ja geradezu als ungeschickt abgestempelt, einen Lehrstuhl für rechtswissenschaftliche Grundsätze zu bekleiden, wozu ein objektiver, ungetrübter Blick besondere Voraussetzung ist. In seinen Büchern habe er es nicht als seine Aufgabe betrachtet, Partei zu ergreifen; er habe nur hingewiesen, welchen völkerrechtlichen Grundsätzen man in Norwegens Politik folgen müsse. Dazu war natürlich notwendig, gegen den einseitigen außenpolitischen Standpunkt Norwegens zu polemisieren. Er persönlich habe kein geldliches Interesse daran gehabt, zu schreiben, wie er es getan habe. Im Gegenteil! Diese Schriftstellerei habe ihm viel Geld gekostet.

Von den Zeugen gab der norwegische Generalkriegskommissär Bratlie sein Urteil dahin ab, daß Aals Schriften das Ergebnis eines ernsthaften Studiums seien und Zeugnis für das ehrliche Bestreben eines Mannes der Wissenschaft ablegen, der Wahrheit zu dienen.

Dr. Adr. Hansen mußte trotz seiner persönlichen englischen Sympathien gestehen, daß er Aals Schriften nicht als „fanatisch“ kennzeichnen könne.

Noch besser war das Zeugnis des Oberbibliothekars Drolsum, der aussagte, daß Aals Bücher auf rein sachlichen Untersuchungen beruhen und einer streng wissenschaftlichen Methode folgen. Man habe von Aal gesagt, er sei „prodeutsch“, er wolle lieber sagen, er sei „pro-norwegisch“.

Von den Zeugen der Gegenseite war Schriftleiter S. C. Hammer von „Verdens Gang“ der Ansicht, daß Aals Bücher mit keinerlei wissenschaftlicher Methode geschrieben seien; er meinte, Aals Wirken als Schriftsteller sei in jenem Lexikonartikel richtig dargestellt und es

sei nichts Außergewöhnliches, solche Urteile über Personen in Handbüchern aufzunehmen.

Ein weiterer interessanter Zeuge war der Kollege des Klägers — Frankreichs Ehrenlegionär — Dozent Dr Worm-Müller. Der fand natürlich die unter Klage gestellte Charakteristik Aals für absolut richtig! Dieser Gallier (vgl. Maiheft des Türmers!) sprach den Werken Aals jeden wissenschaftlichen Wert ab und hielt ihn nicht nur für wissenschaftlich einäugig, sondern auch für ganz blind. In seinen historischen Arbeiten fälle er Urteile, die entweder auf Fanatismus oder Dummheit zurückzuführen seien. Besagter Herr führte dann so mancherlei Begebenheiten aus dem Krieg auf, wo eben Dr Aal nicht ententistisch geurteilt hatte, z. B. bezüglich des belgischen Neutralitätsbruches oder bezüglich Lichnowskys. Dem Helden des Straßburger Ausflugs hatte es auch einen großen Kummer bereitet, daß Aal einmal von dem vollständig deutschen Elsaß-Lothringen gesprochen hatte. Mit Pathos fragte hierbei dieser Degen Galliens: „Ist das die Äußerung eines Mannes der Wissenschaft?!"

Als Worm-Müller zu Ende war, bemerkte der Kläger, daß zur Zeit, als seine Schriften erschienen, Norwegens öffentliche Meinung stark einseitig beeinflußt war (was wir mit Ingrimm bestätigen: unsre deutsche Zensur hat uns ja alle Beziehungen zum neutralen Ausland erbärmlich erschwert!).

Hierauf tauchte ein anderer Parteigänger der Entente auf. Der Herausgeber von „Tidens Tegn", einer in Norwegen weitverbreiteten Kristianiaer Zeitung. Während des Krieges nahm sich dieses Organ wie ein französisches Provinzblatt in norwegischer Sprache aus. In Vergottung von Frankreich wetteiferte es mit „Aftenposten". Selbstverständlich fand Herr Thomessen die unter Klage gestellte Charakteristik Aals vollkommen berechtigt. Er sprach auch Dr Aals Schriften jeden wissenschaftlichen Wert ab. Auf eine Frage des klägerischen Advokaten Gjerdum bekannte Thomessen, daß er niemals deutschfreundliche Artikel aufgenommen hätte. (Das stimmt haarscharf mit den Erfahrungen des Verfassers dieser Zeilen; daß Thomessen keine deutschfreundlichen Artikel aufnahm, mochte hingehen: er war aber auch nicht zu bewegen, handgreifliche Lügen der Entente richtigzustellen.) Von der Art von Journalistik, die dieser ehrliche Deutschenfeind trieb, sei hervorgehoben, daß z. B. Tidens Tegn seinerzeit die aufsehenerregenden Ergebnisse des Suchomlinow-Prozesses nicht gebracht hatte und auch nicht zu bewegen war, es zu tun.

Zuletzt wurde noch der Oberstleutnant Schnitler vernommen, der sein Urteil über Deutschlands Kriegspläne abgab. Man sieht: der Prozeß behandelte nicht wenig Fragen; und den Richtern wurde die Sache nicht leicht gemacht.

Der große Prozeß, der mit gewaltigem Apparat mehrere Tage dauerte, endete mit einem Vergleich. Herr Krogvig gab die Erklärung ab, daß er mit der beklagten Charakteristik keine Ehrenkränkung des Klägers beabsichtigte und daß er bei der ersten Gelegenheit den beanstandeten Satz ändern werde. Beide Teile übernahmen ihre Kosten.

Ergötzlich sind die Bemerkungen, die Norwegens bedeutendster literarischer Kritiker, Dr Hjalmar Christensen (Morgenbladet Nr. 146) zu diesem Prozeß machte. Er sagt, wenn man diese persönlichen Charakteristiken in der Art, wie sie Dr Aal im Konversationslexikon bekam, noch weiter durchführen wollte, so käme z. B. heraus für Worm-Müller: „Französischer Feueranbeter. Heult, wenn er nur die Marseillaise hört"; für S. C. Hammer: „War verknüpft mit einem großen englischen Unternehmen. Ganz ungeeignet zur Beurteilung deutscher Verhältnisse. Stil alles andere als unangreifbares Norwegisch" usw.

Auf die Gemüts- und Geistesverfassung der Norweger warf dieser Prozeß ein bezeichnendes Licht. Es wirkte sehr sympathisch, daß Aal auf die teilweise recht unsachlichen persönlichen Anrempelungen von gegnerischer Seite nicht einging.

Noch gibt es bei unseren nordgermanischen Brüdern allzuviel Gebildete, die unter dem Einfluß der Kriegspsychose und der Phraseologie Northcliffes oder der Alliance française stehen. Es ist dies bedauerlich, denn Norwegen hat nach dem Kriege unseren Kin-

dern viel Gutes erwiesen. Übrigens: Welches Licht wirft dieser Prozeß auf die Kollegialität unter der Dozentenschaft der Universität Kristiania! G. H.

*

Vergiftung der Kinderseelen

Da fährt ein Wagen der S.P.D. im Festzuge der Berliner „Maifeier“; in der Beilage der „Voss. Ztg.“ ist's im Bild festgehalten. Er ist rund herum bekränzt — und bekränzte Kinder in weißen Kleidern, ganz kleine Geschöpfe darunter, sitzen auf dem Wagen, lachen vergnügt, winken und tragen ein großes Plakat „S.P.D.“ (Sozialdemokratische Partei) und daneben ein andres Plakat: „Nieder mit der Reaktion!“

Schon diese Kinder also, mit allen äußeren Zeichen reiner Festfreude, werden vergiftet, müssen ein Wort des Parteihasses hinauspiepsen mit ihren Kinderstimmchen: „Nieder mit der Reaktion!“ Wobei sie natürlich keine Ahnung haben, was „Reaktion“ ist, keine Ahnung haben können...

Noch geschmackloser die Kommunisten! Sie veranstalteten neulich eine „Internationale Arbeiterkinderwoche“; auf dem Berliner Schloßplatz versammelten sich mehrere hundert Kinder unter Führung einiger Erwachsener und — „demonstrierten“. Sie führten viele rote Fahnen mit sowie Tafeln, auf denen unsere Jüngsten die „Abschaffung der rohen Prügelstrafe und die Einführung der weltlichen Schule“ forderten und der Mitwelt versicherten, daß sie weder die „Orgesch“ noch die Reichswehr oder die grüne Polizei fürchteten. Nach Absingen revolutionärer Kampflieder kam eine Anzahl jugendlicher Redner im Alter von 10 bis 17 Jahren zu Wort, die die kommunistische Jugend zum Kampf gegen die „reaktionäre Lehrerschaft“ aufforderten und davor warnten, an den „Schwindel von Gott und einer Obrigkeit“ zu glauben!...

Die Sozialdemokratie spricht neuerdings viel von Kultur und veranstaltet Kulturtage. Will sie nicht dadurch Kultur beweisen, daß sie vor diesem widerlichen Unfug ihre Kinder bewahrt?

Das Versagen der Familie

Eine Mutter schreibt uns: „Ich gönne den jungen Leuten von Herzen das Glück, das ihnen in Jugend-Vereinigungen zuteil wird, aber ich muß fragen: warum werden wir Eltern so ganz und gar übergangen? Es wird wohl von uns angenommen, daß wir reif genug sind, uns unser Innenleben selbst zu gestalten und zu bereichern, so daß wir keiner Anregung von außen bedürfen. Das mag bei vielen der Fall sein; aber bei viel mehr andren wird wohl der graue Alltag die Herrschaft haben. Besonders uns Eltern des früheren Mittelstandes lassen oft die dürren Nöte des Lebens, die Sorge um die Zukunft unsrer Kinder keine Zeit und keine Spannkraft, um der Seele ihr Recht werden zu lassen. Und doch, meine ich, wären wir Eltern zuerst berufen, unsren Kindern Sonne und Freude zu geben und ihre Herzen mit Liebe für alles Gute, Wahre und Schöne zu erfüllen. Wenn wir aber geistig und seelisch verkümmern, dann suchen die Kinder andere Gemeinschaften und werden der Familie, der eigentlichen Gründerin eines gesunden Staates, entzogen“...

Diese Hausfrau spricht es richtig aus, daß sie „zuerst berufen“ wäre, ihren Kindern Sonne, Seele, Freude zu geben — gesteht aber zugleich ihr Unvermögen, also den Bankerott der Familie. Denn wenn in einer Familie der „graue Alltag die Herrschaft“ hat, wenn also die Verklärungskraft aus der Familie gewichen ist: strömt ja eben das junge Volk hinaus und sucht anderswo. Warum also werden solche Eltern „übergangen“?...

Ein ernstes Geständnis! Denn die Familie ist und bleibt dennoch die Kernzelle jedes gesunden Gedeihens einer Volksgemeinschaft.

*

Verführung als Betrug

Die Worte über „Jugend und Geschlechtsnot“ im Juniheft des Türmers regen mich zu den folgenden Gedanken an. Jeder deutsche Mann, jede deutsche Frau und nicht zum wenigsten unsre deutsche Jugend sollte sich jene Worte gewissenhaft zu Herzen nehmen.

Wie viel unabsehbares Menschenleid ist in diesen Kriegs- und noch schlimmeren Nachkriegsjahren aus der Teufelei erzwungener oder erlisteter Lustaugenblicke auf Jahre und Jahrzehnte ausgestreut worden! Jedem jungen reinen Menschenkinde wohnt eine natürliche Scheu und Scham inne; diese Scham wird aber vom Verführer mit listigem und lüsternem Geschwätz — unter Umständen mit religiösem Geschwätz — unter die Füße getreten. Wie verworren und ehrlos hier die Vorstellungen sind, zeigte mir die kürzlich erlebte Äußerung eines jungen reichen Bauern, der mit der Behauptung herumprahlte, „er bringe jedes Mädchen herum", d. h. um ihren Willen zur Keuschheit, er könne also jede verführen! Auf die Frage, wie er das erreiche, antwortete er ebenso plump wie frech: „Ich sage ihr, daß ich sie heiraten will." Auf die Entgegnung: „Das ist also Betrug!" machte er ein blödes Gesicht Es wurde ihm dann gründlich die Niederträchtigkeit solcher Gesinnung zum Verständnis gebracht. Daß die Willenslähmung eines Mädchens durch Bier und Wein zum Zweck ihrer Verführung auch nichts weiter ist als gemeinster Betrug, den der Staatsanwalt schärfer verfolgen müßte als den Betrug um einige tausend Mark, das dämmert vielen erst auf, wenn ein tatkräftiger Bruder oder Vater der Verführten die Beweisschrift in blauer Farbe auf den Rücken des Betrügers eingezeichnet hat oder das Gericht ihn in stiller Zelle zum Nachdenken zwingt, nachdem eine Tragödie erfolgt ist.

Das ist keine deutsche Jugend, die auf diesem Gebiet nicht von jener natürlichen Scheu und Ehrfurcht durchdrungen ist, die unsren germanischen Altvordern der Frau gegenüber innewohnte. Zeugung ist eine allerpersönlichste Sache: die Vaterschaft genau so ernst und verantwortungsvoll heilig wie die Mutterschaft. Und die Vorspiegelung der „Heilandszeugung" oder verwandten Geschwätzes ist genau so grober Betrug und genau so verbrecherische Suggestion auf ein weibliches Gemüt wie irgendein andrer Zugang zur Wollust — und noch dazu eine geistige Irreführung eines schutzlos und vertrauensvoll zum Mann aufblickenden Mädchens.

Der Herausgeber des „Türmers" hat der Jugend das befreiende und erlösende Wort gegeben: „Will sich die Jugendbewegung eine große Aufgabe stellen, so überwinde sie den Materialismus auch in der Erotik! So schreibe sie über den Torbogen zur neuen Zeit: Ehrfurcht vor der Seele des Weibes! So helfe das kameradschaftliche Weib dem ritterlich verehrenden Mann in der Entfaltung der schöpferischen Gemüts- und Geisteskräfte!"

Denn mit dem Gemüt beginnt der Mensch — der Edelmensch, nicht der Triebmensch. Dr. H. G.

*

Vom Baldurbund

war einmal im „Türmer" die Rede, als von einem der Versuche, von kleinen Zellen aus wieder etwas wie festliche Gestimmtheit oder Besinnung auf das Große in der Jugend zu wecken und wachzuhalten. Diese Bestrebungen setzen sich erfolgreich fort.

Mit einer „Lutherfeier" wurden dort neulich Gedenkworte zu Ehren der dahingegangenen Kaiserin verbunden. Ein kräftig und schön gestaltetes Blatt verzeichnet, nach einem Präludium von Bach, Chöre und Arien und dazwischen die Luther-Festrede des Professors Lic. Dr. Reinhard. Lutherworte, im großen, festen Druck jener Zeit, füllen die nächste Seite. Und so wirken bei diesen festlichen Veranstaltungen immer Wort und Ton zusammen, sich oft ergänzend durch das Bild. Auch die Gäste, die nicht unbedingt auf die Grundgesinnung eingestellt sind, müssen die vornehme Gestaltung solcher edel abgestimmten Abende anerkennen.

Zur Sonnenwende fand ein „Heldenabend" statt: eine Gedenkfeier auf unsere Gefallenen, und zwar an einem Hünengrab, vorbereitet durch eine Saalfeier innerhalb der Stadt. Dabei kam ein kurzes „Schwertweihespiel" Lienhards, des Schutzherrn dieses Bundes, zur Aufführung.

Inzwischen sind die Satzungen dahin erweitert worden, daß auch „Schwestern" und „Freundinnen" des Bundes mitaufgenommen werden können.

Bei alledem ist natürlich Vorbedingung, daß der festliche Geist wirklich von innen

heraus wächst: aus einem erstarkenden Seelenleben. Nur so dürfen wir Deutsche überhaupt auf absehbare Zeit Feste feiern: keine Luxusfeste, sondern Weihetage, bei denen man sich Kraft und Mut holt, das Leben edel zu führen, in der stärkenden Gewißheit, daß man nicht allein steht. So will auch dieser von Willi Ludewig gegründete Bund, der seinen Sitz in Hamburg hat (Schlüterstr. 20), alle deutschen Junglehrer und ihre Freunde erziehen, sammeln, entflammen zur Wiedergeburt des deutschen Volkes.

*

Armes Wien!

Wir lesen in Roseggers „Heimgarten": „Die Namen der dem Wiener Landesgericht eingelieferten Tabakschieber, die uns um Hunderte von Millionen betrogen haben, lauten: Salomon Reiß, Joseph Diamant, Samuel Weißmann, Benjamin Wohlmann, Markus Tuchmann, Bernhard Günzberg, Chaim Silber, Moses Kammerling, Sissel Spargel, Abraham Israel Grüner, Berta Aschkenasy, Juda Seftel. Trotz der Wohnungsnot sind alle diese sympathischen Gestalten aus dem Osten in Wien wohnhaft. Damit die Falotten Platz haben, müssen die Alteinheimischen enger zusammenrücken, wenn sie ein Wegsterben nicht vorziehen."

Wir lesen ferner in einer Tageszeitung: „Das große Kindersterben in Wien. Die neuesten Statistiken der Zentralkommission für Bevölkerungsstatistik zeigen, daß im Zeitraume von 1910 bis 1921 Wien 10 v. H. gleich 190000 Seelen seiner Bevölkerung verloren hat. Das Bemerkenswerteste an dieser Zahl ist der Umstand, daß der Bevölkerungsrückgang am stärksten bei den Jugendlichen sich erkennbar macht. Von den 190000 Gestorbenen sind nämlich 130000 Kinder und Jugendliche"...

*

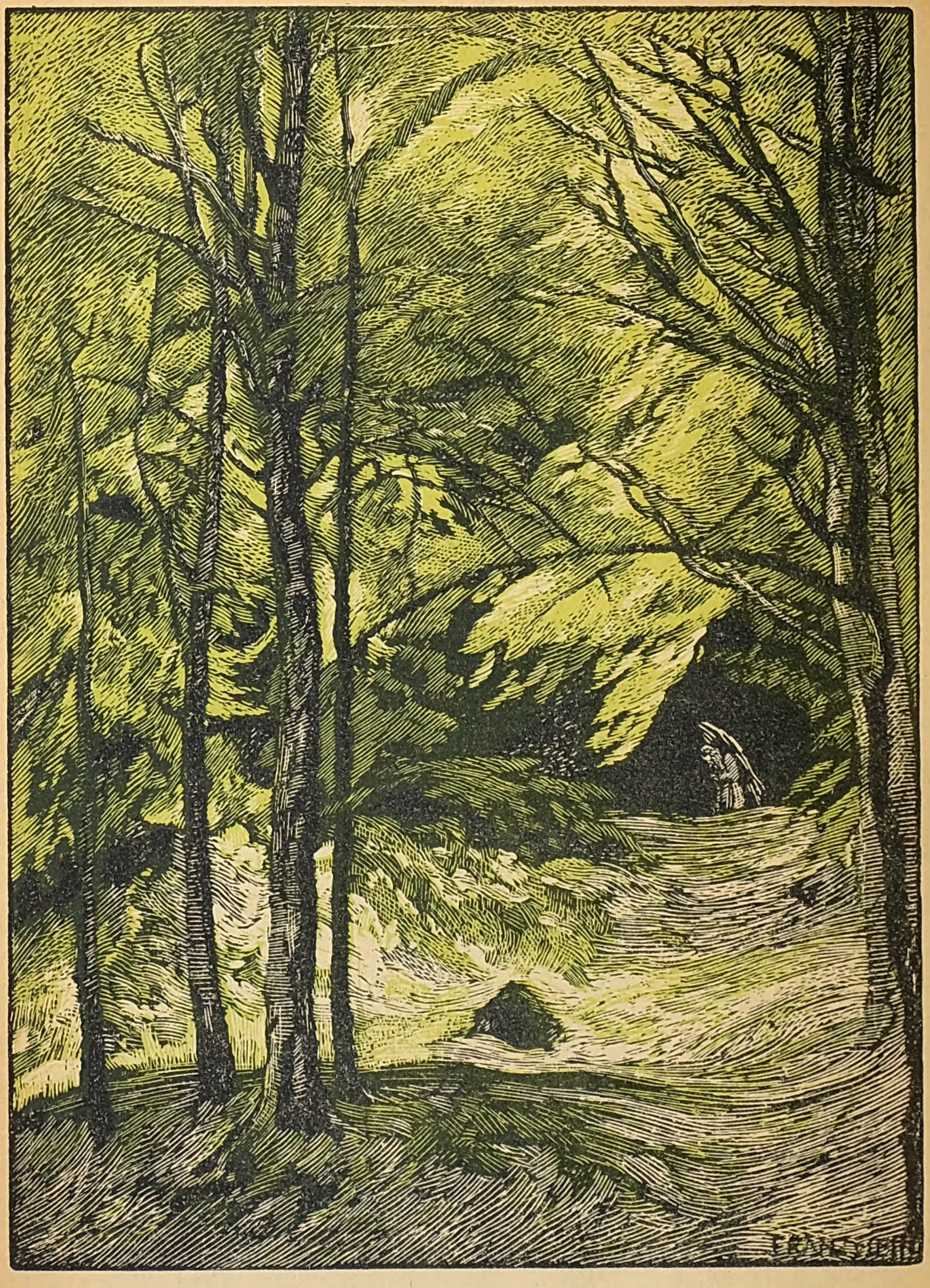
Hetzgesindel an der Arbeit

— jene gewissenlosen Vergifter nämlich, die durch das Mittel des gedruckten Wortes so viel Haß und Elend verbreiten! Da schreibt ein Seelenmörder dieser Art in der „Roten Fahne" (13. Juli) über eine Veranstaltung in Homburg, wobei er hartnäckig von der „Orgesch" spricht, die bekanntlich aufgelöst ist:

„Die Orgesch hat am Sonntag in Bad Homburg ihren Triumphzug gehalten. Das ganze Mördergesindel der Orgesch mit den Marburger Mordstudenten an der Spitze demonstrierte, von ihrem Sammelplatz, dem Hirschgarten kommend, in der Luisenstraße, der Hauptverkehrsstraße Homburgs. Die freiwillige Feuerwehr — angeblich politisch neutral — stellte wie am Pfingstsamstag zum Orgesch-Regimentsfest, nicht nur eine, sondern zwei Musikkapellen, die abwechselnd die Klänge des monarchistischen Paradeklüngels dem Zuge vorantrugen. Wie lachte doch dabei jedem Geldsackpatrioten, den feisten, sich von dem Kitzel der Nackttänze erholenden ‚Kurkranken', diesem Kriegsgewinnler- und Schieberpack das Herz. Die heilig gepriesene Ordnung der Proletariermörder, die Ordnung der täglich immer scham- und rücksichtsloser werdenden Unterdrückung und Ausbeutung, die Ordnung der Justizschande, des weißen Terrors, marschierte hier leibhaftig in einer machtvollen protzenden Parade mit wehendem schwarzweißroten Banner, auf dem einerseits ein mächtiges Orgeschkreuz prangte und andrerseits das verlogene Schlagwort der Hakenkreuzler: Das Vaterland geht über die Partei! zu lesen war. Aufgeblasen und siegesbewußt warfen sich die grünen Studentenlümmels als die mordenden Retter der Nation in die Brust. Der Rummel bewegte sich nach dem Bahnhof, wo nach einem Erguß von monarchistisch-überschwenglichen Ansprachen mit gebührender Verhöhnung der gefeierten demokratischen Republik die Homburger Orgeschhäuptlinge rührend Abschied von den Marburger Mördern und anderen auswärtigen Banditen nahmen"...

Man kann sich vorstellen, wie es im Gehirn eines deutschen Arbeiters aussieht, dem Tag für Tag diese Tonart eingehämmert wird!

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard. Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer. Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Straße 69. Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart



Einsamkeit Franz Hein

Beilage zum Türmer



Der Türmer

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard

28. Jahrg. September 1921 Heft 12

An Dante

(Zu seinem 600. Todestage am 14. September)

Von Richard Zoozmann

Dante! Als dich das harte Los traf der Verbannung, weil du „als Fälscher, Betrüger und Amtsverkäufer" den friedlichen (?) Zustand zerstörtest deiner Heimatstadt Florenz und der Partei der Guelfen, als man eine entehrende Strafe von fünftausend Goldgulden über dich verhängte, als man dieses erste Urteil verschärfte durch ein zweites mit Androhung des Feuertodes, und die Verbannung auf zwei Jahre in eine ewige umwandelte —: da schütteltest du, ein Weiser, und im Bewußtsein deiner Unschuld ein Starker, den Staub deiner undankbaren Vaterstadt von den Füßen.

Du drehtest deiner Mitwelt stolz und verachtend den Rücken zu und schufest ein Werk für die Nachwelt. Du machtest deine kleinen, bestochenen Richter verstummen und riefest dir laute und lautere, unbestechliche Richter für die Ewigkeit auf, die bei allen Bildungsvölkern für dich zeugten und zeugen werden, solange die Posaunenklänge deines Erdundhimmelsliedes noch einen Widerhall finden in den erschütterten Herzen deiner Hörer und Jünger.

Ruhe und Wohlstand waren dir verloren. Du suchtest nur den Frieden mit dir und der Welt, o mein Dante. Und nun setztest du den Griffel an zu deinem unsterblichen Werke. Und führtest es in titanischem Ringen mit Wort und Gedanken zu siegreichem Ende. Oft verzagtest du, ob deine sterbliche Schulter auf die Dauer der Riesenlast gewachsen sei. Sie war es; der schwache Körper brach

nicht unter der Last zusammen, weil ihn ein großer, ein gesunder Geist bewegte und beseelte. Für Verachtung gabst du Größe, für Undank gabst du deinem Vaterlande unvergänglichen Ruhm.

Möglich, sehr möglich, o Dante, daß dir dein unsterbliches Lied, an das Erde und Himmel mithelfend die Hand legten, nicht gelungen wäre in bürgerlicher Ruhe, im sanften Schoße der Familie oder im Wohlstand eines stillen Lebens und als beamtetem Staatsmann. Als du arm und unstet, heimatlos, gleich Romeo fast bettelnd von Ort zu Ort zogest, da gesellte sich die Muse dir zu als Führerin und Trösterin: eine kluge, strenge, selten lachende, aber mütterlich-wachsame Muse. Die Unsicherheit der Zukunft, die Schmach der Vergangenheit, die Sorge um die Gegenwart von heute zu morgen, der flüchtige Aufenthalt, wechselnd von Jahr zu Jahr, oft von Mond zu Mond, ja von Woche zu Woche —: dies alles, o großer Dante, trieb und drängte dich, die Hand nicht abzuziehen von dem gewaltigen Gedicht, von der göttlichen Offenbarung deines Geistes, sondern fertigzustellen das Werk in weniger Jahre Frist, ehe das Eisen im Feuer glühender Begeisterung erkaltete.

Wie aus einer nüchternen Ebene urplötzlich ein mächtiger, schöngegliederter Berg aufbäumt, so, Dante, erhebt sich nach einer trostlosen Wegstrecke, die in tausend Jahren die Geistesgeschichte der Menschheit durchlief, dein gewaltiges Werk empor. Das erste Gebirg in der christlichen Dichtung. So stehst du da, ein christlicher Olympos, ragend über die Gegenwart hinweg in ferne Zukunft hinan.

Wir grüßen dich, Durante Aldiger, harter Speergewaltiger, wir grüßen dich als einen Verwandten unseres Blutes und nennen dich den Unseren kraft dieses Bandes der Natur und kraft unserer Liebe, die dein Werk bis in die feinsten und verästeltsten Lebensadern durchforscht hat. Wir nennen dich den Unseren kraft derselben Liebe und mit demselben Recht wie den andern gewaltigen Speerschüttler, in dessen Adern gleichfalls Blut von unserm Blute rinnt! William und Dante — zwei Sterne am Himmel der Weltliteratur und am Himmel des deutschen Schrifttums!

Dein siebenhundertstes Gedächtnisjahr, Durante Aldiger, fällt für unser Deutschland in eine Zeit, die es uns besonders geboten erscheinen läßt, dir als Verkünder strenger Gerechtigkeitsliebe, dir als eindringlichem Prediger sittlichen Ernstes dankbar zu huldigen, wenn sich auch die dichterische Offenbarung deines Geistes an alle Bildungsvölker wendet. Nicht nur als Dichter kannst du uns ein Sinnbild sein. Du, der Mann, der gleich uns die sorgenvollste und trübste Zeit seines Vaterlandes mit durchleben mußte, du, der trotz Armut, Schande und Verbannung festhielt an der erhebenden Hoffnung auf einen Retter und Wiederhersteller, du, o Dante, sollst uns auch als Persönlichkeit ein leuchtendes Vorbild sein und mußt als Mensch gefeiert werden. Dein ewiges Gedicht werde dem Deutschen von heute neben Bibel und Faust ein Trost- und ein Stärkungsbuch!



Über die raumbildende Kraft des Geistes

Von Ricarda Huch

Die rühmlichst bekannte Dichterin, die zugleich als Denkerin an den seelischen Sorgen und Fragen der Gegenwart mitarbeitet, rückt hier das jetzt viel erörterte Raum- und Zeitproblem (Einstein, Spengler) in eine besondre religiös-philosophische Beleuchtung. L.

In einem kurzen Zeitungsartikel fand ich eine Gegenüberstellung der Kantschen und der Einsteinschen Ideen über Zeit und Raum: daß nämlich nach Kant Zeit und Raum das Primäre seien, eine Anschauungsform des Geistes, innerhalb welcher alle Dinge verflössen, nach Einstein vielmehr das Sekundäre, von den Dingen Abhängige. Es mag im allgemeinen unerlaubt sein, nach einem Zeitungsbericht zu einer Frage das Wort zu ergreifen, die man nicht an der Quelle studiert hat; da ich aber die nun folgende Betrachtung ohnehin seit geraumer Zeit geschrieben hatte, mag es angehen, daß ich sie mit dem eben Gelesenen in eine Verbindung bringe, die sich mir dabei aufdrängte, und die vielleicht auch für andere nicht ohne Interesse ist.

Die Ewige Zeit oder Ewigkeit — man kann sie auch Innere Zeit nennen — ist allerdings das Primäre. Sie umfaßt Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, so daß diese drei zusammenfallen, wodurch sie von unserer meßbaren Zeit durchaus verschieden ist. Die Zeit oder der Geist, welches beides eins ist, denn der Geist, die lebendige Kraft, ist zeitlich, oder die Zeit ist lebendige Kraft, die Zeit also ist an sich raumlos, aber sie hat raumbildende Kraft. Sie bildet den Raum durch den Stoff, der aus ihrer Ruhe entsteht; denn die Ewige Zeit ist absolute Bewegung und wird erst durch das Aufhören der Bewegung, welches mit dem Entstehen des Stoffes zusammenfällt und gleichsam die Kehrseite des Geistes ist, zur rhythmischen, meßbaren Zeit. Die meßbare Zeit umfaßt nur die Vergangenheit und die unmittelbare Gegenwart, nicht die Zukunft, obgleich der Begriff Zukunft erst mit ihr entsteht. Raum, Stoff, Individualität, Welt, Tod und Teufel hängen unzertrennlich zusammen; ohne Stoff und Raum wäre nichts Einzelnes, wäre nur Gott, das Ganze, welches für uns so gut wie nichts wäre.

Wir erleben die Ewige Zeit im Traume, wo weder Stoff noch Raum ist und wo Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammenfallen. Es kommt allerdings vor, daß die Träume sich in irgendwelchen Räumlichkeiten abspielen, daß wir Landschaften und Gebäude sehen, was Raum und Stoff vorauszusetzen scheint; allein wenn wir, einen Traum schildernd, sagen, wir hätten etwas gesehen, uns überhaupt der Ausdrücke bedienen, welche einem sinnlichen Leben im Raume entsprechen, so tun wir das nur, weil uns eine dem Traum angemessene Sprechweise nicht zu Gebote steht; eigentlich können wir nur sagen, daß wir im Traume etwas wissen oder fühlen oder erleben, und indem wir uns oder andern davon Rechenschaft ablegen wollen, übertragen wir den im Zeit- und Raumlosen oder in der Ewigkeit sich abspielenden Traum ins Räumlich-Zeitliche. Ebenso hört

auch das individuelle Leben im Traume auf, obwohl wir als Individuen und obwohl andere Individuen darin auftreten. Besinnen wir uns aber recht, so muß uns klar werden, daß die Grenzen der Personen beständig ineinander zerfließen, und daß wir unser eigenes Fühlen und Wollen sehr oft mit einem anderen Namen und einer anderen Person verknüpfen, wie auch, daß Bekannte, die im Traume mitsprechen, anders aussehen als in Wirklichkeit, und daß alle in einem und demselben Traume ihr Äußeres und Inneres mehrfach wechseln. Die Raum-Zeit aber, die wir im Wachen erleben, ist individuell und mit dem Stoffe, also den Dingen, verbunden.

Wenn nun aber auch die Ewige Zeit oder Ewigkeit das Primäre ist, sie ist ja Gott-Vater selbst, und wenn auch die Raum-Zeit mit dem entstandenen und vergänglichen Stoffe, mit Tod und Sünde zusammenhängt, so ist doch die Ewige Zeit für sich nicht das Höhere und Vollkommenere, woraus man ja folgern könnte, daß der Traum höher einzuschätzen sei als das Wachen. Das Ganze ist zwar das Primäre, der Vater, aber das Einzelne hängt unzertrennlich mit dem Einzelnen zusammen: Gott ist ein dreieiniger Gott.

Das Reich Gottes ist inwendig in uns, heißt es. Die Ideen sind in uns, aber nicht als eine bloße Vorstellung, sondern als ein Gefühl, eine Kraft, die sich äußern will; wie sie dem Einzelnen von außen kommen, drängen sie auch wieder nach außen. Wenn wir uns Gott, der doch Geist, lebendige Kraft ist, unwillkürlich in erhabener menschlicher Bildung vorstellen, ist das eine kindliche Auffassung, vielleicht sogar ein Irrtum oder Fehler?

Nein, wir tun damit im Gegenteil das Natürliche und Richtige; denn Gott wird Fleisch, er will sich als Mensch offenbaren. Gott ist Geist, seinem Wesen nach ewig-zeitlich; aber er offenbart sich räumlich-zeitlich, er hat die Neigung und Kraft, sich einen Raum zu bilden, in dem er erscheint. Die raumbildende Kraft ist also dem Geiste wesentlich, obwohl er selbst ewig-zeitlich, nicht räumlich ist. Das Skelett, welches wir als Bild unseres individuellen Todes in uns tragen, überdauert uns aber nur räumlich, als etwas Erstarrtes, an dem die Bewegung des Geistes als an einem Negativ abzulesen ist; unser Unsterbliches hängt nicht damit zusammen. Dennoch ist der Tod, den wir in uns tragen, unsere Stütze, die wir nicht entbehren können, wie überhaupt Tod und Leben unlöslich verbunden sind. Wir müssen uns bewußt bleiben, daß im Raume, wie Schiller sagt, das Erhabene nicht wohnt, da es vielmehr in der Gesinnung liegt; daß aber diese ohne eine stofflich-räumliche Welt sich nicht offenbaren kann.

Nicht alle Menschen und nicht alle Völker haben dieselbe raumbildende Kraft. Bei den orientalischen und südlichen ist sie im allgemeinen stärker als bei den nordischen, und die Griechen und Römer hatten sie mehr als die Juden und die Germanen. Wenn die Juden soweit gingen, zu verbieten, daß von Gott ein Bildnis oder Gleichnis gemacht werde, so bewiesen sie damit ein tiefes Verständnis für die Gefahr, die mit jeder räumlichen Darstellung des Göttlichen verbunden ist, indem der Mensch, mit seinen Sinnen überhaupt am Räumlichen haftend, immer geneigt ist, das Geistige entweder ganz vom Räumlichen abzusondern oder es dem Räumlichen gleichzusetzen. In der Bibel tritt uns das ewige Wesen Gottes

und seine raumbildende Kraft zugleich entgegen. Hier ist nicht nur gesagt, daß Gott Geist sei, sondern wir fühlen ihn wehen, hoch über allem Räumlichen, aber auch im Räumlichen sich erfreuend, ihn gewaltig durch seinen Willen wölbend. Auch in der antiken Legende von Orpheus finden wir die Tatsache von der raumbildenden Kraft des göttlichen Geistes dargestellt; allein die gestaltenfrohe Antike legt, besonders in späterer Zeit, den Ton auf die vollendete Gestalt, während wir in der Bibel vor allem den unbegreiflichen Hauch spüren, von dem alles ausgeht und zu dem alles zurückkehrt. Gefühl ist alles; dennoch ist das raumbildende Wesen des Geistes auch in der Bibel so sehr wirksam, daß wir uns das Jenseitige nicht außerhalb des Raumes vorstellen können. Es war eine erschütternde Tat von Luther, daß er in einer seiner Thesen aussprach, Himmel und Hölle seien nicht außer uns im Raume, sondern in uns, unser Gewissen. Dessenungeachtet werden wir, wenn wir von Gott oder von unseren Toten oder von himmlischen Mächten sprechen, unwillkürlich nach oben blicken, wie man sich die Hölle stets unterirdisch vorgestellt hat. Wir blicken nach einem Ort, wo kein Ort mehr sein soll, als wäre es kein Ort.

Von allen Künstlern ist es der Musiker, der nur zeitlich sich äußert, allerdings so, daß der Raum als Zahlenverhältnis in ihm enthalten ist. Aus diesem Grunde wirkt wohl die Musik am gewaltigsten auf das Gefühl. Der Dichter, selbst der lyrische, schafft eine Handlung und einen Raum, in welchem diese sich darstellt. Auch wenn der Dichter sich vorgenommen hat, ein überirdisches Geschehen vorzuführen, so finden wir seine Phantasie geschäftig, uns ein Schlaraffenland, ein Dschinnistan, ein Walhalla oder Himmelreich nach Analogie irdischer Gegenden aufzubauen. Ein bekanntes Beispiel haben wir in Dantes Hölle, die er so genau beschrieben hat, daß Grundrisse davon entworfen werden konnten. Der besonders mit raumbildender Kraft begabte Geist der Italiener tritt uns hier überzeugend entgegen. Für einen dichterischen Vorzug halte ich das nicht; ein unbestimmter Umriß wirkt großartiger, geheimnisvoller, charakteristischer für das Unirdische. Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls halte ich es für sehr überflüssig, sich mit der Räumlichkeit von Dantes Hölle eingehend zu beschäftigen, und für sehr töricht, Schlüsse daraus zu ziehen auf seine Auffassung vom Jenseits.

Jeder Mensch ist nur allzu geneigt, seine Nebenmenschen für dumm zu halten, namentlich seine Vorfahren und Nachkommen stellt er sich gern im Zustande eines nichtsahnenden Embryo vor. Dantes Geist mußte einen Raum für die Handlung seiner Dichtung schaffen, die sich ohne einen solchen überhaupt gar nicht hätte entfalten können. Weshalb er Himmel und Hölle gerade so gestaltete? Man hat gefunden, daß die Werkzeuge, die der Mensch erfindet, unbewußte Nach- und Weiterbildungen seiner Organe sind; etwas Ähnliches kann ja in bezug auf die Schaffensart des dichterischen Geistes stattfinden. Hat die Dantesche Landschaft keine Ähnlichkeit mit irgendwelchen Erdenräumen, Bergen, Schluchten und Labyrinthen, so hat sie es vielleicht mit den Höhlen und Labyrinthen des Schädels und Gehirns. Wozu aber das? Nicht darauf kommt es an, wohin die jeweilige Phantasie des Menschen Himmel und Hölle verlegt, sondern wie ihr Wesen, Schuld und Verklärung, ihn ergreift und erschüttert.

Dem südlichen Geiste liegt wegen seiner vorzüglich raumbildenden Kraft die Gefahr nahe, das Äußerliche für das Wesentliche zu nehmen; der deutsche wie der jüdische Geist neigen dazu, das Geistige als etwas für sich Bestehendes von der sich im Raume entfaltenden sinnlichen Natur loszutrennen. Daher ist das Feld des Okkultismus im Abendlande hauptsächlich der Norden. Wenn man an die raumbildende Kraft des menschlichen Geistes glaubt, so müßte man, könnten manche schließen, auch an die sogenannten Materialisationen der Spiritisten glauben. Meine Ansicht darüber ist folgende: Ideen werden Fleisch im neugeborenen Menschen, das sind die natürlich-organischen, oder in Kunst (wozu ich natürlich auch Sprache und Heilkunst rechne) und Handlung, das sind die geistig-organischen. Ein anderes unmittelbares Inkrafttreten von Ideen kann wohl auch stattfinden; doch handelt es sich dabei um Ausnahmen, die wir als krankhaft bezeichnen, wenn sie unter die Idee des Menschlichen herabgehen. Bei der mittelalterlichen Unterscheidung von weißer und schwarzer Magie kann es durchaus sein Bewenden haben. Menschen, die dazu berufen sind, können Wunder tun, das heißt uns Unerklärbares bewirken; was in der Art willkürlich hervorgerufen wird, kann nur Schaden stiften und verwirren, der beste Fall ist noch der, daß es zu nichts führt. Zum Kosmos gehören nur diejenigen Erscheinungen, die sich organisch fortpflanzen oder die eine fortdauernde Wirkung ausüben. Die okkulten Erscheinungen gehen von abgesonderten Individuen aus und bleiben isoliert. Für Geistererscheinungen jeder Art ist es charakteristisch, daß nur einer sie sieht. Fleisch werden können sie nicht; denn alles organische Leben beruht auf der geistig-körperlichen Beziehung von zwei polar entgegengesetzten Individuen. Aus diesen Gründen bleibt der Okkultismus in Zeiten der Dekadenz, wo Überzentralisation und Dezentralisation einander entgegenstehen, ohne Möglichkeit, naturgemäß ineinanderzuwirken.

Die Einsteinsche Auffassung von Zeit und Raum (die ich, wie schon gesagt, nur aus einem Zeitungsbericht kenne) wäre also die unserer wissenschaftlichen Kultur durchaus entsprechende, die damit begann, die Natur (in der ja Gott sich offenbart) dem Menschen zu unterwerfen. Sie geht vom Einzelnen aus, während die bis dahin herrschende religiöse Kultur vom Ganzen ausging. Die Wissenschaft hat es allerdings nur mit der Raum-Zeit zu tun, welche meßbar ist und von den Dingen abhängt. Daß die Raum-Zeit die durch den Stoff oder das Individual-Bewußtsein geteilte Ewige-Zeit ist, das zieht die Wissenschaft nicht in Betracht. Sie könnte ebenso wie Newton von einer Zeit (der Ewigen Zeit) sprechen, die hoch über Menschen und Dingen hinfließt, ohne sich um irgend etwas zu kümmern; aber Gott weht nicht gleichgültig über der Welt hin, sondern neigt sich zu ihr, die er geschaffen hat, herab, das Zeitliche mit dem Ewigen verschlingend, das Einzelne im Ganzen bewahrend.



Der wächserne Schlüssel

Von Eva Gräfin von Baudissin

Langsam, Schritt für Schritt, gleichmäßig wie der tropfende Regen, ging die Prozession bergauf. Unten an der Bahnstation hatten sich die Vereine mit ihren in schwarzen Wachstuchbehältern steckenden Fahnen hinter dem Geistlichen aufgestellt und die übrige, von Gehöften, Almen und Dörfern zusammengeströmte Menge sich wieder hinter diesen gereiht. Das Weibervolk war überwiegend. Die weiten, bunten Röcke und seidenen Schürzen waren emporgeschlagen, unter dem dicken roten Unterrock kamen kräftige Beine in weißen Strümpfen und derben Lederstiefeln zum Vorschein. Um die verarbeiteten Finger der Linken hing der Rosenkranz, die Rechte hielt den großen Familienschirm, unter dem auch noch die geputzten, laut mitbetenden Kinder Schutz fanden; die kleineren Mädchen in modischen, aus Warenhäusern stammenden Kleidchen, die größeren schon in Tracht, den steifen, goldgestickten Hut auf den festgeflochtenen Zöpfen.

„Schade, daß sich doch schon so viel städtisch Gekleidete in den Zug mischen", meinte eine Sommerfrischlerin. Sie hatte trotz des Unwetters den Lodenkragen nicht geschlossen und bot die volle Pracht ihres Anzuges dar: ein geblümtes, viereckig ausgeschnittenes Dirndlkleid, von einer goldfarbenen Seidenschürze in seiner Farbenfreudigkeit unterstützt, dazu rosa Strümpfe, hohe Stöckelschuhe und auf dem Haupte eine leuchtend blaue Zipfelmütze. Diese Gewandung verlieh ihr in ihren Augen volle Berechtigung, an der Stillosigkeit der vor ihr Vorbeiziehenden Kritik zu üben.

Den ruhigen Blicken und den monoton fortbetenden Lippen der „Wallfahrter" hätte niemand es angemerkt, daß auch sie innerlich Stellung zum Äußern der Stadtleut' nahmen. Sie waren seit langem an allerhand gewöhnt. Nur gerade beim Anblick dieser Dame fuhr es wohl jedem einzelnen unbewußt durch den Sinn: „Jesses — jesses, na!" ohne daß dadurch die Andacht im mindesten gestört worden wäre.

Als der Zug mit der buckligen Schneiderin Elis aus Waldmoos sein Ende erreicht hatte, schlossen sich ihm die Stadtleute an. Aber sie gingen in ungezwungenen Gruppen und ließen die Kinder rechts und links von der Landstraße auf die Wiesen schwärmen, um nicht den Verdacht zu erregen, daß auch sie wallfahrten wollten. War man auch ein guter Christ, der allsonntäglich die Messe besuchte — an solch einer bäuerlichen Prozession teilzunehmen, widersprach ihrem Geschmack. Man zog mit hinauf und wohnte eine Weile dem Gottesdienst im Freien vor der reizvollen kleinen Votivkirche bei, bis es zu naß wurde. An schönen Tagen mußte es ja sehr stimmungsvoll wirken können: die Kanzel unter dem leis zitternden Laub der alten Birke, der Hochaltar mit brennenden Lichtern auf der Holzaltane der Kirche, die Girlanden und Fahnen am Haus des Dekans und des Nonnenklosters und davor die andächtigen Bauersleute in ihren Trachten. Heute war es nichts. Man nahm es dem Wetter übel, daß es einem den Genuß verdarb und verteilte sich bald wieder in die Sommerwohnungen.

Nur die besonders auffallend gekleidete Dame blieb stehen. Was galt es, wenn Kleid und Schürze durchnäßt wurden und die Schuhe am Ende die Stöckel verloren —? Jeden Sommer war sie hier draußen und fühlte von Jahr zu Jahr tiefer, wie nah sie innerlich diesen Menschen stünde und ihre Art und Lebensauffassung begriffe. Sie kam sich vollkommen bodenständig vor, auch ihre Sprache wurde den Eingeborenen durch gelegentliche „fei's" und „gelt's" schon verständlicher. „Ich gehöre zu ihnen", dachte sie mit einiger Rührung über sich selbst. Manch einen konnte sie bei Namen nennen und wußte um seine Familienverhältnisse Bescheid; das war auch ein Band, in das sie durch jedes wohlwollende Gespräch einen neuen, haltbaren Knoten schlug. Mechanisch folgte sie deshalb auch den äußeren Geboten der heiligen Handlung, kniete im Schmutz nieder, wenn sich die Wandlung vollzog und bekreuzte sich beim Aufstehen. Dabei beobachtete sie aber genau ihre Nachbarinnen und die paar Feldgrauen, die als Auszeichnung die Fahnen tragen durften. Sieh! der Kramerer Toni war auch wieder da, genau wie im vorigen Jahr zur Ernte; nicht weit von ihm stand im Kreise ihrer großen Kinderschar wie eine richtige Gluckhenne seine Mutter, die in Tonis Abwesenheit die Ökonomie allein besorgte, denn sie war Witwe und das Jüngste erst nach ihres Mannes Tode geboren. Man konnte sie einmal besuchen und sich vom Toni erzählen lassen, wie's ihm seit dem Vorjahr draußen ergangen war und was er erlebt hatte. Das war etwas andres als die Beschreibungen in den Zeitungen — — —

Dicht an ihrer Seite stöhnte jemand. Die bucklige Elis war's, und sie sah nicht grade schöner aus, als sie sich hastig einmal übers andere bekreuzigte und ihr dabei der hochgehobene Rock und der Schirm abwechselnd entgleiten wollten.

Die Dame rückte etwas näher auf sie zu. „Geben's nur den Schirm her, Elis — ich halt' ihn für Sie!"

Aber die Angeredete entgegnete nur verwirrt und leise: „Jessas — die Frau Doktor — grüß Gott" — und bekreuzte sich weiter, in offenbarer Angst, hinter den religiösen Pflichten zurückzubleiben. Sie trug auf ihrem schweren Kopf einen hellen Strohhut mit vier, fünf hochstehenden Bandschleifen und war mit zahlreichen Ketten und Schmuckstücken behangen, als wolle sie dafür entschuldigen, wenn ihr verunstalteter Körper die Aufmerksamkeit der Mitwelt erregte. Und wie eine stete Entschuldigung, daß sie einen Platz im Dasein einnähme, der wahrscheinlich einer weit Schöneren und Klügeren gebühre, lag es auf ihrem spitzen, kleinen Gesicht.

„Dies ist Volksseele", dachte die Frau an ihrer Seite. „Unverfälschte Volksseele! Sie soll sich mir enthüllen!"

Als die Messe vorüber war und der Zug in aufgelösten Reihen bergab zog, wieder alle vom selben Drang erfüllt, nämlich nun im Gasthof zur Post eine Leberknödlsuppe zum mitgebrachten G'selchten zu löffeln, stand die Elis noch lange schweigend mit gefalteten Händen da, so gut Rock und Schirm es zuließen. Dann sah sie vorsichtig nach rechts und links und schob sich vorwärts, nicht ins Dorf zurück, sondern der Grotte zu, in die auf der Rückseite der Kirche ein paar Stufen hinunterführten. Die Beobachterin wußte gleich: die Elis will ein Gelübde tun. Denn man verlobte sich der wundertätigen Heiligen dieser Kapelle und dankte ihrer Hilfe,

indem man in Wachs opferte, was sie geheilt hatte. Da hingen am Gitterwerk, das die heilige Gestalt vorm zu nahen Herantragen des menschlichen Leides hütete, allerlei feine, durchsichtige Gebilde: Arme, Beine, Hände, Kühe und Pferde. Denn die Not des Herzens übertrug sich auf die Haustiere. Das „Maria, hilf!“ stand in bunten Buchstaben auf Karten und Bildern, war an die Wände geheftet und der Heiligen zu Füßen gelegt, damit sie bei Tag und Nacht daran gemahnt würde, wieviel Sorgen man auf sie abgeladen habe. Sie durfte nicht müde werden.

Die Elis kniete nieder und ließ den Rock wie eine Glocke um sich her fallen, darin ihre Gestalt sich zu verflüchtigen schien, so daß nur der Buckel und der große Kopf von ihr übrigblieben. Den Regenschirm lehnte sie sich unters Kinn und faltete über ihm von neuem die Hände. Lang und ausführlich mußte ihre Aussprache mit der Mutter Gottes sein — die Wartende draußen wurde fast ungeduldig. Trotzdem gesellte sie sich wohlwollend-mitteilsam zu der Beterin, als diese aus dem Schein des ewigen Lichts zum fahlen Glanz der Tagessonne hinaustrat und begann das Gespräch mit einer Aufforderung, in der nächsten Woche einen oder zwei Tage bei ihr Kleider auszubessern. Auch Schlafgelegenheit fände sich für die Elis in ihrem Quartier, der weite Weg nach Waldmoos hin und zurück fiele damit fort.

Die kleine Näherin hörte sie nachdenklich an, ohne sich jedoch durch eine bestimmte Zusage zu verpflichten. Als die Frau Doktor dringender wurde, gestand sie, ihr Kommen hänge noch von einigen Ereignissen ab, deren Wirkung auf ihr Schicksal — wie auf ihre Nähtage — noch nicht zu übersehen sei.

„Was haben's denn, Elis? Wollen's gar heiraten?“

Die Elis kicherte und überlief rot: nein, davon könne keine Rede sein und gar mit ihrem Wuchs! Wenn nun die Kinder so mißgestaltet zur Welt kämen wie sie!

Das vererbe sich kaum, erklärte ihr die Frau Doktor, während sie zwischen den Dorfhäusern bergab schritten und der fröhliche Lärm aus der „Post“ seine Netze nach ihnen auswarf. Denn in solcher Gestalt geboren würde die Elis doch kaum sein? Das verneinte die Waldmooserin auch. Aber wann und wodurch sich das Unglück ereignet habe, das wüßte selbst ihre Mutter nicht anzugeben. Wer hatte in einem Taglöhner-Haushalt dazu Zeit?! Den größeren Geschwistern wurden die kleineren anvertraut; wer einen besonderen Schutzengel besaß, kam lebend und gesund aus der Kindheit heraus; für wen es keine Extra-Fürsprach' gab, der tat sich oft einen Schaden an. „Wir kommen vom Thema ab, sie entgleitet mir“, dachte die Stadtfrau. Und da die bunten Schlingen aus den geöffneten Gaststubenfenstern jetzt gerade über sie herfielen, bat sie die Elis, bei einem Teller Suppe und einer Maß Bier ihr Gast zu sein.

Die Schneiderin zögerte. Die Einladende legte sich auch diese Regung auf ihre Weise aus und versicherte, man könne ja im stilleren Nebenzimmer Platz nehmen statt in der überfüllten Gaststube.

Die Elis hatte inzwischen den kleinen Kampf: ob sich solche profane Unterbrechung ihrer Wallfahrt mit ihrer Überzeugung vertrüge, ausgefochten. Essen und Trinken war etwas Leibliches, von dem der Geist nicht berührt wurde.

Sie aßen eine gute Suppe miteinander, und da die Elis von der Bäuerin, bei der sie derzeit auf „Stöhren“ war, das heißt, im Hause nähte, nur etwas Brot und ein paar harte Eier als Wegzehrung erhalten hatte, lud die Fremde sie noch zu einem tüchtigen Schmarrn ein. Dazu trank die Schneiderin langsam ihre Maß und berichtete dabei, was und wo sie in den letzten Monaten geschafft habe. Die Frauen in den Dörfern und Ökonomien hatten jetzt zwar noch weniger Sinn für Kleidung als sonst, aber die alte Kundschaft ließ sie nicht im Stich, und war man noch dazu mit einer so großen Kinderschar gesegnet wie die Kramerin, brachten's die eignen, von der Feldarbeit steifen Hände auch gar nicht mehr fertig, all die Hosen und Röcke in Ordnung zu halten. —

So! Bei der Kramerin war die Elis grad! Auch der Toni, ihr Ältester, war ja wieder daheim. Auf Urlaub —?

Die Elis nickte und schob einen großen Brocken Brot in den Mund.

Auf längeren Urlaub —?

Die belasteten Schultern zuckten; zugleich verschluckte sich die magere Kehle und die grauen Augen sahen zum Küchengarten hinaus.

Aha! Das war ihr Geheimnis, und um das drehte sich wohl auch ihr Gelübde: der Toni! Schnell zu durchschauen, solch eine Liebesgeschichte auf dem Dorfe. Arme, kleine Elis, ein mitleidiger, wehmütiger Blick streifte sie: sich so hoch zu wagen! Bis da hinauf trug ihre kümmerliche Gestalt sie nicht. Denn der Toni würde einmal den Hof erben und „bräuchte“ eine Bäuerin dazu, die nach etwas ausschaute und auch Einiges mitbrachte, um ihrer Person noch mehr Gewicht zu verleihen. Bei aller Leidenschaft behielten die Burschen den Kopf klar; und verloren sie ihn, so nahm die Familie den Unvernünftigen gegen sich selbst in Schutz.

Es war viel Gutes dran, daß der Besitz zusammengehalten wurde; nur so konnte der Bauernstand, in dem so viel echt Deutsches, Urwüchsiges, Unverdorbenes stecke, erhalten bleiben und seine hohe Aufgabe in der Welt: immer neuen, tüchtigen Nachschub in die Städte zu liefern, erfüllen, belehrte die Stadtfrau die Elis. Denn sie war der Meinung, wenn man nur zu seinem Schmerz eine etwas entferntere Stellung einnähme und ihm vom Persönlichen ins Allgemeine übertrage, so müsse er stark gemildert werden. Wenigstens das Leid der Anderen suchte sie durch diese höhere Weltanschauung zu beheben.

Ob die Elis sie vollständig verstand und den richtigen Trost schöpfte, ließ sich nicht genau feststellen. Sie hob und senkte dann und wann den schweren Kopf, nicht unähnlich dem Ackerpferde, das auch auf der Weide die Bewegungen beibehält, die der mühsamen Arbeit in den Sielen entsprechen. Ein „woll, woll“, stieß sie von Zeit zu Zeit aus, blickte ernsthaft in die Bierneige und wickelte langsam den Rest Brot in eine Nummer des Kreisblattes.

Die Tür wurde aufgestoßen, und die Kramerin, hoch, voll und blühend, von Kindern aller Größen umdrängt, wie ein Berg von Frühlingsbäumen, stand auf der Schwelle.

„Gehst heim mit uns, Elis?“ schrie sie fröhlich. Das Witwentum drückte sie nicht. Ihr Bauer war ein Unwirscher gewesen, der ihr und den Kleinen an Brot und Sonne abgegeizt hatte, soviel er konnte.

Die Elis hob sich halb vom Stuhl, fiel aber gleich wieder zurück. Dunkelrot war sie geworden; „über so viel Ehr!“ dachte die Städterin. Undeutlich hörte sie neben sich sagen, daß die Elis über Feldstein wandern, wo ihre Schwester im Dienst sei und nachher mit der Post heimkommen wolle.

„Mir gehen zur Station und fahr'n mit'm Zug, gell?“ befragte die Bäuerin die Ihren. Die drolligen Miniatur-Ausgaben ihrer eigenen Person nickten ebenso dazu wie die noch kindlich gekleideten Mädchen und die Buben in den Lederhosen aller Formate. Die Städterin bekam die Aufforderung, einmal vorzuschauen, und nachdem die Schwelle leer geworden war und nach diesem Überfluß von Menschentum das Zimmer doppelt einsam schien, bemerkte die Frau Doktor, nun fast eine Angehörige dieser Familie:

„Des is fei g'scheidt, Elis, daß Sie der Versuchung ausweichen! Wer sich selbst überwindet, der soll ...“

Ja um Gottes willen, was sollte der doch?! Gestern, heute morgen noch, hätte sie sicher den Spruch gewußt, jetzt mußte er ihr entfallen. Merkwürdigerweise schien die Elis ihn dem Sinne nach verstanden zu haben, denn sie seufzte leise und gestand, daß sie grade darum gebetet habe, in der Grotten droben.

Der Städterin schwoll das Herz: nein, wie sie sich verstanden! Nur hinneigen brauchte man sich und gleich entfaltete sich aus den weißen Blättern die einfache Seele wie der schlichte Goldstern aus der Kamille. Sie nannte sonst alle Blumen dieser Gattung, ob mit Recht oder nicht, Margerithen, aber das hätte nicht in den Volkston gepaßt. Sie rief nun die Kellnerin, zahlte und gab in der befriedigten Stimmung, die sie nur ihrer eignen Anpassungsfähigkeit verdankte, ein reichliches Trinkgeld. So sah man ihrem Fortgang nicht ohne Wohlwollen nach — aus den Fenstern der Gaststube rief man ihr allerdings einige derbe Neckworte zu. Wer aber das Volk lieb hat, nimmt seine kleinen Eigenheiten mit in den Kauf.

Sich noch eindringlicher zu dieser Theorie zu bekehren, wäre der Städterin Veranlassung gegeben worden, wenn sie nach dem Abschied von der Elis rückwärts geschaut hätte. Denn da bog von ungefähr beim ersten Fußweg, der sich selbständig von der Mutter Landstraße trennte, auch der Kramerer Toni vom graden Pfad ab und gesellte sich zur Elis. Ein seltsames Paar waren die beiden, und wer ihre Silhouetten von fern sah, wie sie da am Höhenkamm entlang schritten, eilig und doch wie getragen von einer festen Zuversicht, der hielt sie anfangs für Vater und Tochter, bis in der Nähe Tonis Jugend und der Wuchs der Schneiderin darüber aufklärte, daß es sich um eine andere Art der Kameradschaft handle. Der Toni warf auf kecke, nicht gerade zartfühlende Anspielungen im weiten Bogen Worte zurück, die er draußen gelernt hatte und die wie fertige Kugeln zwischen seinen gesunden Zähnen hervorflogen. Die Gefühle der Elis waren vermengt. Stolz, neben ihm gesehen zu werden und Anlaß zu Deutungen zu geben, die sie eigentlich hätten beleidigen sollen, behielt schließlich aber doch die Oberhand.

Angelogen hatte die Elis die Kramerin nicht, wenn sie auch die geplante Begleitung des Tonis verschweigen mußte. Ja, sie trat sogar in Feldstein einen Augenblick in den Hof hinein, in dem ihre Schwester bedienstet war. Aber es hieß, die Zenzi sei zu einem Besuch auf eine benachbarte Alm gegangen: „zur'a Älplerin“,

wie mit treuherzigen Augen und heimlich lachendem Munde versichert wurde. Die Elis tat auch, als glaube sie's und hinterließ der Schwester keine weitere Botschaft, als daß sie bereit sei, ihr Näharbeit zu leisten. Denn diese Sommerausflüge der Zenzi endeten seit Jahren regelmäßig mit einem Frühlingsbesuch im alten Elternhaus und der Vermehrung der dort heranwachsenden zweiten Generation um einen blonden Kopf. Jedesmal verschwor sich die Zenzi, daß der Kindsvater sie heiraten würde und jedes Mal tröstete die Elis sie über den Treubruch fort, indem sie die schönste, bunteste Kindswäsche für sie bereit hielt.

Der Toni mußte wohl in diese Familienverhältnisse eingeweiht sein, denn als er mit der Elis weiterschritt, einem neuen, nur ihnen bekannten Ziele zu, meinte er aufmunternd, sie solle nur den Kopf nicht hängen lassen, sonst verdrucke er ihr noch die Brust; und gäb's daheim keinen Platz mehr für sie, indem daß die Zenzi alle Stühle belege, so solle sie gewiß sein, auf dem Kramererhof stets eine Ecke für sich zu finden: „weil's überhaupt auch gar vui zu nähen geben werde", wie er nicht ohne Schalkhaftigkeit hinzufügte.

Die Elis wurde rot unter seinem Scherz. Er sah es mit Verwunderung: wo sie doch an derlei Dinge durch ihre Schwester gewöhnt sein müsse — —

„Der Sägmüller Xaverl heirat's nachher, wenn er heimkimmt aus 'm Krieg", spielte sie nun einen Trumpf aus. Und er solle nicht denken, die Zenzi sei „eine arg Schlechte — —"

Bewahre! Ein ganz a liab's Mädel sei's, sagte er gutmütig. Aber zum Schatz hätt' er sie nicht mögen — —

Die Elis lachte: der Kramerer Toni und ein arm's Dienstmädl! Die Standesunterschiede schlossen doch schon solche Annäherung aus.

„Na weißt", schob er ein. Und sie schwieg betroffen. Da hatte sie unabsichtlich eine Kränkung ausgesprochen und wußte in ihrer Ungewandtheit nicht recht, wie sie abzuschwächen sei. Ihr Herzenstakt gab ihr endlich das Richtige ein. Schwerfällig bemerkte sie, daß der Pfarrer aus der Bibel gelesen habe, daß wer sich selbst erniedrige, erhöht werden solle. Auch die Stadtfrau habe heut' solch einen schönen Spruch gewußt, von Selbstüberwindung habe er gehandelt und so gut gepaßt, aber im Grunde genommen sei das nach ihrer Ansicht wohl fast dasselbe wie die Selbsterniedrigung... Der Toni konnte ihrem Gedankengang so wenig folgen wie sie dem der Städterin. Es war auch einerlei, denn nun tauchte auf einem sanften grünen Abhang ein nettes, weißgetünchtes Haus auf, nicht unfern einer alten, aus Feldsteinen errichteten Kirche, die eine der ältesten des Landes sein sollte. Der Toni stieß einen halblauten Schrei der Freude aus und marschierte in langen Sätzen davon, ohne sich noch um die Elis zu kümmern. Der war die Selbstsucht der Menschheit und der Mannsleut' im besonderen nichts Überraschendes mehr; sie schritt an dem saubern Haus vorbei, achtete nur auf die Katze und die Hennen, die sich zusammen an der Wand sonnten und betrat durch eine niedere Pforte zwischen den weißen Mauern den Friedhof. Gräber und Kreuze gab's nicht mehr, nur ein paar Grabsteine, auf denen ein gewöhnliches Auge kaum noch ein paar Linien, das der Künstler und Gelehrten aber den Ausdruck einer hohen untergegangenen Volkskunst herauslesen konnten, waren außen in die Kirchenmauern eingefügt.

Dafür waren wundervolle Linden aus dem mit edlem Mark gedüngten Boden emporgewachsen, und die Elis hockte sich unter einem Baum ins Gras nieder und lauschte auf das Insektengesumme in den Zweigen. Der Weg war weit gewesen, und ihre kurzen Beine trugen sein Auf und Ab noch in sich. Aber zum langen Ausruhen kam sie nicht. Bald erschien der Toni, neben ihm ein langes, schlankes Geschöpf mit einem Nest rotblonder Zöpfe im Nacken. Ihre weiße Haut war von Goldtupfen gesprenkelt und ihre Augen hatten seltsamerweise denselben Ton, so daß die Elis, die sonst die allgemeine Abneigung des Volkes gegen die Roten teilte, sie lange anschauen mußte, nachdem sie einander vorgestellt worden waren und sich mit Handschlag begrüßt hatten. Die Kuni trug einen großen Schlüssel in der Hand, schloß die Kirchentür auf und forderte die Beiden mit stumm einladender Bewegung auf, in das feuchtkalte, dämmrige Innere zu treten.

„Gib Obacht, jetzt kimmt's", sagte der Toni leise und stolz.

Die Elis schauerte es nach der warmen Sommerluft. Sie sah auch nur ein dunkles Altarbild, von zwei Sträußen gemachter Blumen in häßlichen Vasen flankiert, und einen Glasschrank mit — —

„Dies ist eine Kanne von vermutelich alter Nürnberger Goldarbeit", sagte die Kuni langsam, jede Silbe ihrer Worte trennend wie ein Kind, das lesen lernt, und zeigte auf ein schwarz belaufenes Gefäß hinter den Scheiben. „Das ist eine Blume, sogenannte Kameli—a, kunstvoll aus Vogelfedern hergestellt, die in Brasili—en gefunden werden und von einem Weltreisenden aus Afrika mitgebracht worden ist. Das ist ein Sammelbuch, zu Leipzick im Anno des Herrn eintausendfünfhundertfünfundzwanzig gedruckt, enthält unter anderem das Erasmi Roterodami doppelte Copia samt Commentari—", sie mußte schlucken, setzte dann aber noch gewissenhaft das zweite „i" nach, was den Toni und die Elis mit fast ehrfürchtigem Erstaunen erfüllte, wies auf die schönen Randleisten der aufgeschlagenen Seite, erklärte sie für gotisch im Gegensatz zu den romanischen Pressungen des Pergamenteinbandes, pries die kräftigen klaren Lettern des Druckes und beschied ihre Zuhörer, daß auch noch des Aristophanis' comici nubes wie des Taciti illustrissimi Hystorici des populis Germani—e nebst manchem anderen Schatz in dem dicken Buche enthalten sei. Beim Wort Schatz, das angenehme Begriffe in ihm auslöste, warf der Toni der Elis einen Blick zu, was der Kuni nicht entging. Doch vorläufig sagte sie nichts dazu, denn ihre Aufgabe war noch längst nicht erledigt. Es gab im Schrank noch einen gestickten Seidenstreifen aus Japan, eine Mosaikplatte aus Venedig, die Herrlichkeit der Markuskirche in winzige flimmernde Steinchen auflösend, etwas, das sich Inkunabeln nannte und von dem sich nicht erkennen ließ, ob es ein Kasten oder einfach ein versteinertes Stück Holz sei, und in den zwei tiefen Fensternischen rechts und links des Altars einige bunte Glasstückchen, die Reste ehemals berühmter Bilder eines noch berühmteren Malers, dessen Namen jedoch nicht mehr aufzufinden war. „Denn aller Welt Glanz vergehet und nur das Ewige muß be—ste—hen", schloß die Kuni, stellte sich an die offene Kirchentür und hielt die Hand halbgeöffnet vor sich hin, wie sie's immer tat, wenn sie Fremde in den vergänglichen Glanz dieser Sehenswürdigkeiten eingeweiht hatte. Gewöhnlich gingen dann diese Fremden, betäubt und eingeschüchtert,

auf den Zehenspitzen hinaus, raunten sich vor der Kuni etwas ins Ohr und legten darauf die schnell vereinbarte niedrige Abfindungssumme in ihre Rechte. Heute geschah das nicht. Die Kuni zog die Stirne kraus und flüsterte leise endlich den beiden zu: „Außigeh'n müßt's jetzt!"

Erschrocken stolperten sie hinaus und stießen draußen schon auf Kunis Bäuerin, deren Gepflogenheit es war, das Trinkgeld abzuheben, ehe es unrechtmäßigerweise geschmälert wurde.

„Nixen", sagte das Mädchen heute. Die Bäuerin ging verdrießlich fort, die Gittertür hinter sich zuwerfend.

Die Drei standen noch eine Weile verlegen voreinander, ohne eigentlich zu reden. Der Toni blickte düster vor sich hin, und auch die Elis litt unter der geistigen Überlegenheit der Kuni, wenngleich sie äußerlich in der schmutzigen Schürze, mit nackten Füßen, wie sie grad aus dem Stall gekommen war, bescheiden genug wirkte. Aber da sah man's wieder: das Geistige machte es! Von dem wurde der Hochmut des erbeingesessenen Bauern zerbrochen, und die arme Dienstmagd erhöht. Ähnlich sprach sie sich dann Toni gegenüber aus, der endlich kurz entschlossen mit einem „Alsdann" der Kuni die Hand zum Abschied geboten hatte.

Die Elis war langsam voraufgegangen, um den Liebesleuten noch eine Frist zu einer Erklärung zu vergönnen. Aber der Toni überholte sie bald mit starken Schritten, seufzte und sagte, daß es ihm und den Seinen wohl gelingen möchte, über die äußeren Unterschiede fortzukommen, daß bis jetzt aber die Kuni wenig von einem Nachgeben zeige. Und gar einer andern den Kirchentürschlüssel zu überlassen, „das könne sie net über's Herz bringen".

Besorgt sahen sie vor sich hin auf die dämmerige Landstraße wie in die ungewisse Zukunft.

„Hast ihr gesagt, daß d' nimmer kimmst, weilst d' wieder 'naus mußt?"

„Woll, woll", gab der Toni zurück.

Also auch die Weichheit, zu der eine Trennung ein weibliches Gemüt leicht schmelzen kann, versagte. Die Kuni mußte wirklich eine Stolze und Hoffärtige sein. Wie konnte man der nur beikommen?

Diese Frage beschäftigte sie beide, bis sie im Dämmern des Sommerabends vorm Kramererhaus standen. Nur der Kettenhund nahm gleichgültig von ihrer späten Heimkunft Notiz. Die frohe Bäuerin war mit groß und klein schon unter die Deckbetten geschlupft.

Der Toni trug schwer an seinem Leid, der Abgewiesene zu sein; die Elis sah es. Und nachdem sie einmal seine Kamerädin geworden, ihr es nach Frauenart auch keine Ruh' ließ, nicht helfen zu dürfen, machte sie sich am nächsten Sonntag wieder zur Kuni auf, ohne den Umweg über die Wallfahrtskirche zu nehmen.

„Alleweil mußt a Gaudi ham", sagte allerdings die Kramerin mit leichtem Spott, als sich die Elis für's Mittagsessen abmeldete. Aber am Sonntag brauchte sie nicht zu nähen, bekam allerdings auch keinen Lohn, und so war es ihre Sach', wie und wo sie den Tag verbringen wollte. Der Toni war seit dem Freitag fort, und ihr leises Wort beim Abschied: „I werd's noch amal versuchen", war sein Reisetrost geworden.

Diesmal traf sie die Kuni in schlechter Laune. Beim andauernden Regenwetter der letzten Woche waren wenig Fremde in die Kirche gekommen, und die angenehme Unterbrechung der häuslichen Arbeiten durch das Amt der Führerin samt dem Trinkgeld, von dem sich doch stets ein kleiner Teil bergen ließ, war ausgeblieben. So stand sie den Beschreibungen der Elis, die ihr ein großartiges Leben als zukünftige Kramerbäuerin schilderte, zwar noch immer zweifelhaft, aber doch nicht mehr im Prinzip ablehnend gegenüber.

„Geh, mir schreib'n dem Toni einen Feldpostbrief", schlug die kleine Schneiderin schließlich überredend vor und nahm Bogen und Bleistift aus ihrer großen schwarzen Satintasche, in der sie sonst ihr Handwerkszeug mit sich führte. Sie war nicht ungewandt mit der Feder; bestellte sie doch die Zutaten zu ihrer Arbeit schriftlich in Rosenheim und verrechnete aufs genaueste mit den Bäuerinnen. Mit glatter Schrift setzte sie drum das Datum oben in die Ecke, sah die Kuni an und begann:

„Lieber Toni! Da wir wieder einmal gemütlich in der Kirchen beisammen sitzen, wollen wir Dir einen Brief schreiben. Wir hoffen, daß Du eine sehr glückliche Reise gehabt hast. Der Feind soll sich vor Dir in acht nehmen müssen."

„So, jetzt kannst du schreiben", damit schob sie der Kuni den Bogen zu.

Die Angebetete des Toni zog die Stirn kraus, starrte vor sich hin und leckte lange und nachdrücklich an der Bleistiftspitze. Die Elis machte sie endlich darauf aufmerksam, daß dies Verfahren dem Bleistift schädlich und dem Brief auch nicht dienlich sei.

Da kam eine dunkle, fast unheimlich dunkle Röte aus der blauweißen Jacke der Kuni gekrochen und stieg über Hals und Gesicht hinauf, daß sogar die Goldtupfen verschwammen und die hellen Augen an Glanz über diesem roten Meer verloren.

„Schreib' nur du's", stieß sie aus. Irgendein Argwohn brachte die kleine Schneiderin dazu, dies Ansinnen mit Entschiedenheit abzulehnen. Sie sei doch nicht dem Toni sein Schatz, und gar nicht glauben würde er, daß der Brief gemeinsam sei, wenn nicht auch die Handschrift der Kuni ihm deutlich zeige — — —

Daß man noch röter werden könne, hätte die Elis nie für möglich gehalten. Die Kuni brachte es fertig.

Vorm inneren Auge der Buckligen tauchte plötzlich die Wallfahrtskirche auf und das gütig lächelnde Antlitz der Mutter Gottes: half sie nicht schon — gab nicht sie es ihr ein, den Bitten der Kuni immer sicherer auszuweichen? Fast als spräche die Heilige selbst aus ihr, forderte sie schließlich geradezu, daß die andre dem Toni persönlich und eigenhändig schreibe. — — — Es kam heraus, die Kuni fürchtete sich. Sie konnte nicht mehr schreiben, war seit Jahren, seit sie mit kaum dreizehn als schlechte und faule Schülerin die Schule verlassen hatte, jedem Versuch, auch nur einen Buchstaben zu malen, klug aus dem Wege gegangen. Kaum ein „i", das sie doch neulich so deutlich und extra ausgesprochen, brachte sie zuwege.

„Jessas, des derfst als Kramerbäuerin fei' schon können", meinte die Elis lächelnd und fühlte sofort, wie stark der Toni, der schöne Briefe aus dem Felde schrieb, nun Oberwasser haben würde. Sie forschte weiter und entdeckte, daß man

der Kuni sorgsam „eingelernt“ habe, was sie hersagen müsse und daß dies mit Jugend, Schönheit und roten Haaren begabte Geschöpf weder ahne, was Erasmus von Rotterdam eigentlich wolle, noch ob der „Inkunabeln“ ein Kasten oder ein Stück Holz sei; denn so lange die Kuni die Stellung versah, hatte man den Schrank noch nicht aufgeschlossen.

„Der Toni wird sich arg wundern“, dachte die kleine Schneiderin mitleidig. Aber dann: brauchte er es erfahren? Blieb diese geistige Überlegenheit, vor der sich sein starrer Bauernsinn gebeugt hatte, nicht das einzige Gut des armen Dienstmädchens? Freilich, die Elis sah sie nachdenklich an: Jugend, Schönheit und rote Haare hatte sie außerdem. Aber ihr war doch, als hätten nicht die allein, sondern eben ihre Ausnahmestellung die Hauptwirkung ausgeübt. Und der Toni liebte sie; etwas Weiches, Mütterliches, was sie in dem Maße kaum den Kindern ihrer Schwester Zenzi gegenüber besaß, ließ sie das Rechte für ihn und seine Liebe tun. Dazu freilich sollte auch die Kuni ihr Eigenes hinzufügen: sie mußte den Kirchentürschlüssel hergeben, sich selbst überwinden und erniedrigen, um in anderer Hinsicht wieder erhöht zu werden. Daß man als Kramerbäuerin aber schreiben und lesen könne, das meinte die Elis in Tonis Namen verlangen zu dürfen!

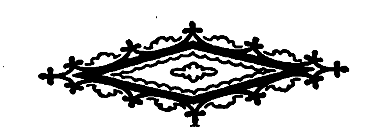
Für heute schrieb sie den Brief allein zu Ende und führte der Kuni die Hand, um ihren Namen drunter zu setzen.

Dann sprach sie mit Kunis Herrin, die nicht ungut war und wohl einsah, daß eine zukünftige Großbäuerin um mehr wissen müsse, als nur ums Stallausmisten. Nicht lange, so war die Kuni in Elis' Dorf beim Herrn Lehrer im Dienst. Der hatte eine Freude an der schönen Handschrift seiner Kindsmagd, die freilich der der kleinen Schneiderin aufs Haar glich. Er ließ sich deshalb herbei, ihre Briefe, die ins Feld an einen gewissen Herrn Kramerer Toni gingen, auf Stil und Rechtschreibung durchzusehen. So fand der Toni immer von neuem bestätigt, daß seine Wahl auf eine gar Feine, Extrae gefallen sei. Auch war es, als ob die heimlichen Schreibübungen den letzten geistigen Hochmut in der Seele der Kuni übertünchten, obgleich sie in den Augen der Dörfler das Ansehen einer ungemein gebildeten Person behielt, vor deren Rede sogar die Fremden den Mund gehalten hatten.

Die Elis aber hing einen feinen Schlüssel aus Wachs in der Grotte bei der heiligen Mutter Gottes auf.

Was mochte der bedeuten? Zu wessen Seele öffnete er den Zugang?

Die Frau Doktor betrachtete ihn nachdenklich — die Elis hatte zu ihrer Frage nur gelächelt und etwas von Selbstüberwindung angedeutet. So kam der wächserne Schlüssel allmählich der Städterin wie ein Symbol dafür vor, daß es doch eines Besonderen bedürfe, um die Volksseele zu erschließen; und daß kein fremdes, sondern nur das allumfassende Herz der Mutter Gottes drum wisse, welches Geheimnis hinter seiner durchsichtigen und doch so festen Form läge.



Weswegen haben wir keine Politik?

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Eine schweizerische Zeitung sprach kürzlich von Untererziehung. Kundiger gesagt: wir hatten Übererziehung. Viel zu viel Abrichtung, Verschulung, Akademisierung, Organisierung auf allen Gebieten! Infolgedessen Lähmung der Selbstentfaltung, mit Einschluß des freimenschlichen Benehmens, der einfachen taktvollen Gutsinnigkeit, die doch so sehr dem natürlichen Deutschen angeboren ist. Der Selbstantrieb, sowohl in der Erziehung und Bildung als auch in der politischen Durchdenkung, erstickte verhältnismäßig ersichtlicher nach rechts hin, in den sichersten Bereichen der Gesinnungstreue. Hier reichte die Kraft nicht aus, gegenüber der geistigeren Regsamkeit des Liberalismus oder der „Intellektuellen“ — wie sich die Gebildeten jetzt nennen — die ganze Wucht und Würde der deutschen Geschichtlichkeit wirksam entgegenzustellen. Der Liberalismus war in vormärzlichen Zeiten der Träger des feurigsten volksdeutschen Gefühls gewesen; nur stand er mit der Deutschheit in dem Mißverhältnis, daß von Anfang seine öffentlich-politischen Vorstellungen den trügerischen Formulierungen Frankreichs entnommen waren. Der Freiherr vom Stein, der tiefgründige Durchdenker bodenständiger deutscher Verjüngungen, blieb bei den Liberalen ebenso unverstanden wie bei den Konservativen. Die ganze Reichsentwicklung hätte glücklicher verlaufen können, wenn sich frühzeitig eine genügend gebildete, unanfechtbar volkssinnige Großpartei der deutschen Denkart aufgerafft haben würde, gruppiert durch die monarchisch-geschichtlichen Stände, eine solche, womit auch Bismarcks innere Staatskunst hätte rechnen können. Bei der geringen Selbsttätigkeit des rechtsnationalen Denkens ward es fast achtlos hingenommen, daß die Politik des Reiches seit 1890 aufhörte, Politik im diplomatischen Sinne zu sein. Einflußreiche Maßgebende wollten keine solche und verhinderten sie als die Gedankenbildner der Regierung. Jetzt nach dem Versailler Frieden ist das Schlagwort ausgegeben worden: „In Zukunft bedeutet in Deutschland die Wirtschaft alles, die Politik nichts mehr!“ Das ist jedoch nur die umschweiflose Wiederholung des schon längst Bestimmenden.

Unmöglich ist es da, nicht an Karthago zu denken, wo ein siegreicher Krieg verloren ward und endlich nach Zama, nach dem Diktatfrieden, die Geldoligarchie den Hannibal auch noch in die Verbannung trieb, der über die Wiederaufrichtung seines Heimatstaates weitersann. Förmlich entlastet, daß keine Ehre und selbständige Politik es mehr beeinträchtigten, machten sich diese Kreise wieder neu an das Reichwerden, durch vermehrte innere Auspressung und Handelsbetriebsamkeit nach außen, zwischen politisch belebten Nachbaren, die dem karthagisch-afrikanischen Restgebiet ein Stück nach dem anderen entwandten. Als einer der römischen Überwachungskommissare war Cato in Karthago selbst gewesen. Der männliche Altrömer nahm von da sein Ceterum censeo mit, daß ein so schauderhaftes Staatswesen, als Erscheinung und Miasmenherd, besser mit Stumpf und Stiel auszutilgen sei. Es ließe sich wohl denken, daß Ähnliches in der Seele eines Marschall

Foch vorgehe oder der in Deutschland stehenden französischen Generäle. Wie wird die Aufregung angefacht über das industriell wichtige Oberschlesien! Wieviel stumpfer dagegen läßt die Frage, ob Frankreich im rein deutschen Rheinland zu seinen Annexionszielen kommen wird!

Angeblich haben wir nun ein Volksreich, jede der Parteien hat die Volksbeflissenheit in ihren Namen aufgenommen. Aber unendlich mühsam gelangen die Punkte, die die Volksgesamtheit als allerwichtigste angehen, ins öffentliche Augenmerk. Der Widersinn besteht weiter, daß die „Schuld am Weltkrieg“ auf Deutschland genommen bleibt, worauf sich die ganze Erniedrigung und Wehrlosmachung gründet, der schimpfliche Anschnauzungston, den die Pariser Machthaber zwei Jahre lang übten, die angeblich vorbeugende Besetzung deutscher Gebiete, die Aufjochung von Lasten, deren Auswirkung namentlich den wissenschaftlichen und sonstigen minder materiellen Betätigungen in Deutschland die Lebensluft entzieht. In der linksstehenden Wochenschrift „Deutsche Politik“, im letzten Heft vom 4. Juni, setzt der seit 1919 an den archivalischen Arbeiten über die Schuldfrage beteiligte Graf Montgelas auseinander, weshalb diese Richtigstellungen vor der Weltöffentlichkeit nicht herzhaft angefaßt werden dürfen. Es könnten dadurch die wirtschaftlich-industriellen Verständigungspläne beunruhigt werden, — diese hauptsächlich nach Frankreich zielenden Illusionen kapitalistischer engerer Kreise!

Da Spekulationskreise und Geschäftskreise mit dem Tiefstand des Markgeldes ganz zufrieden sind, erscheint es für sie nicht so verzweifelt, daß das Vermögen aller Übrigen um ebensoviel entwertet bleibt und daß sich die Zahlungen, welche Deutschland abgefordert werden, entsprechend multiplizieren. Geringe Kunde hat noch die Volksgesamtheit davon, daß die Zerstörung von gewerblichen und Verkehrsanlagen im Kampfgebiet und in Belgien weniger aus Heereszwecken erfolgte, als auf industrielle Veranlassung, planmäßig nach den Listen eines wohlorganisierten „Abbaukonzerns“, mit dem Zweck, auf lange hinaus den französischen und belgischen Mitbewerb lahmzulegen. Die „Wiedergutmachung“ aber muß von der Volksgesamtheit bezahlt werden. Von deren innerer Auswucherung durch heimische Industrien ist in Türmers Tagebuch, im Juniheft, Triftiges mitgeteilt worden.

Folgenlos machten bei dem Bukarester „Petroleumfrieden“, der für die Trusteinflüsse kraß kennzeichnend war, Sehende darauf aufmerksam, daß man die elementarsten kriegspolitischen Rücksichten (Bulgarien!) mißächtlich und verhängnisvoll mit Füßen trat, zuliebe noch weiterer Dividendenjägerei im reicheren Rumänien. Im Lechzen der Finanzkreise nach dem „wirtschaftlichen Aufbau“ Rußlands und Frankreichs unterblieb ein gehöriges diplomatisches Billardspiel, welches kraft unserer Siegeserfolge und weithin beherrschten Ländergebiete die Entente wohl hätte auseinandergruppieren können. Statt daß die erlangten wirtschaftlichen Aussichten Selbstzweck sein durften, das „Kriegsziel“ illusionistischer Spekulanten, wäre man der kämpfenden Nation es schuldig gewesen, mit Hilfe jener einen politischen günstigen Frieden zu gewinnen. Dafür besagte die Bethmannsche leere Friedensbettelei den Gegnern lediglich, daß sie als einzelne weder zu ihren Un-

gunsten noch Gunsten mit einem diplomatischen Mehr-als-Null zu rechnen hatten. Als das zarische Rußland zum Abspringen von der Entente neigte, erschien zu einleitenden Besprechungen in Stockholm unmittelbar der deutsche — Bankier. Dem ins Ausland telegraphierenden Wolffschen Bureau entschlüpfte gelegentlich die offenherzige Wendung: „Einflußreiche Kreise" würden die Reichsregierung „veranlassen", dem damals noch unterliegenden Frankreich einen Bruchteil seiner elsässisch-lothringischen Ziele zuzugestehn! Verbündete wurden mißmutig gemacht, Gegner politisch ermutigt. Die „Einflußreichen" waren Berliner und Hamburger Finanzleute, die sich mit französischen Kreisen an einem neutralen Ort besprochen hatten.

Kurz und deutlich gesagt: es handelt sich hier um eine großkapitalistische Nebenregierung. Von der Scheinherrlichkeit Wilhelms II. wurde dieser Kapitalismus zwar umkleidet, doch nicht mehr verhüllt. Angebahnt hatten sie aber bereits die Frühjahre des Deutschen Reiches. Zunehmend kamen alle Bestrebungen unter die zentralistische Obmacht des Erwerbs, wurden ihr eingeordnet und mechanisiert, und zwar am meisten in Preußen. Die Basis einer selbstachtungsstolzen Beamtenschaft ging verloren, vollends die militärische Laufbahn wurde mit Geldheiraten im Rang erhalten. Die geistigen und künstlerischen Betätigungen fanden sich abhängig von der Reklame und dem Aufsehn; die gute allgemeine Bildung um ihrer selbst willen schwand hinweg; Eintägigkeit und Kulturschwatz traten an die Stelle jener wirklichen Kultur, die ihren Namen nicht unnützlich im Munde führt. Gemäß einem platt verstandenen Amerikanismus ergab sich Neudeutschland der allverwandelnden „business".

So wie ich dies hier, von der Unterordnung unter den Erwerb an, ungefähr wörtlich nachgeschrieben habe, trug es großseherisch vorausblickend bald nach dem siebziger Kriege Jakob Burckhardt in Basel in seine Notizen zur Weltgeschichte ein. Schon vor ihm (1871) sah ein anderer Geistesverwandter der höchsten deutschen Bildung, Amiel in Genf, daß das 19. Jahrhundert, welches von den Höhen der freiheitlich-sittlichen Imperative herunterkam wie ein edler Quellstrom, seine Ausmündung nehmen müsse im Obsieg des Bodensatzes, — „de la lie et de la platitude".

Die Dogmen der französischen Revolution waren zu schnellfertig für die Verwirklichung. Sie haben die wertvolle Seite, daß ihre Ideale unvergänglich abstrakt zu dauern vermögen, und die verderbliche: daß sie der Menschheit verkündeten, sie solle alles Wohlergehen und alle Rechte geschenkt erhalten, ohne die Pflichtbedingungen und die erzieherischen Voraussetzungen der Kantschen Freiheit. Dieser Grundirrtum steckt auch in der Lehre der Sozialdemokratie, die ein französisches Kind ist. Sie selbst hat keine andere und bessere Ethik als die Bourgeoisie, die flott und flugs seit dem Thermidor aus der französischen Revolution erblühte. Sie darf sich nicht selbst erkennen; dann bliebe nur der zerstörende Teil übrig, die Erschlaffung, samt der Diktatur des aufgestachelten Begehrens. Die Eigensucht der Bourgeoisie überwinden, sie fähig besiegen kann nur eine männliche und erkenntnisklare Ethik, die tiefere Wurzeln hat als alle die Franzosenlehren. So hat auch die demokratisch-sozialdemokratisch deutsche

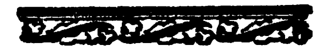
Revolution von 1918 nur die materialistische Herrschaft vollendet, die das willenlose Deutschland in Händen hat, hat sie von den restlichen Rücksichten demaskiert, angesichts des herbeigeführten ungeheuren Wirrsals. Aber auch schon die Losung der vorhergehenden deutschen Jahrzehnte war gewesen: Die Wirtschaft bedeutet alles, nichts die Politik. „Nur wirtschaftliche Ziele!“ echoten die Staatsmänner ohne Politik, brachten sie England und allen fortgesetzt tolpatschig zu Gehör. Was die im Auswärtigen Amt aus und ein gehenden Bankherren wünschten und rieten, war die mechanische Beschäftigung unserer Diplomatie, und wer damit nicht zufrieden war, nahm besser seinen Abschied. Die Nation ging mit, kritiklos und leicht bereit, sich renommistisch zu begeistern. Die Doppelgesichtigkeit des finanz-internationalen, industriell-nationalen Merkantilismus erhielt ihm die freudige Gefolgschaft unsrer Deutschgesinnten. Sie ward noch besonders vermittelt durch die monarchische Gesinnung, durch den Flottenstolz, auch als militaristische Verbindung; und nicht zu wenigst ward sie aufrechterhalten durch den publizistischen Aufwand, der die Unternehmungen der Großbanken, die anatolische Bahn, die Renommierdampfer Ballins, die Anleihen der Chinesen und Russen zu vaterländischen Herzensangelegenheiten machte. Es ward auch zur Regel, wenn nationale Gründungen, z. B. Zeitungen und Zeitschriften, von etwas macherischen Leuten geplant wurden, mit den Zuschüssen von Ballin, Krupp und anderen Geschäftsmagnaten zu rechnen, gleichsam als wären es — Schweigegelder.

England, welches wohlweislich sehr ungern die Karten der Einkreisung in sein Spiel steckte, bot seit zwanzig Jahren wiederholt uns Politik, die von dem Zusammenstoß mit ihm hätte ablenken können, kontinentale Gesichtspunkte und Ziele, Gewinnung nationaler Siedlungsgebiete, Mehrung der Landwirtschaft, Ventilöffnungen der Industrialisierung. Diese Richtungnahmen wurden zum Teil aus Rechtlichkeit und Friedensliebe nicht gewollt, vor allem wurden sie aber vorweg nicht gewollt. Bereits der durch Vorträge „Sachverständiger“ sich unterrichtende Caprivi verkündete Deutschlands Bestimmung zum Industrieland, unter mißächtlicher Erwähnung von „Ar und Halm“.

Das politische Erlebnis des Krieges, das größte der Weltgeschichte, ist fast spurlos an den lenkenden deutschen Maßgeblichkeiten vorübergegangen. Zwar ist die Illusion nun abgekühlt, daß Arm in Arm mit uns Nordamerika die gemeinsame wirtschaftliche Weltherrschaft, unter Entthronung Englands, übernehmen werde. Indessen mit dem hartnäckigen Aberglauben, der auch dem Schatzgräber und dem Spieler eigen ist, erneuert die goldene Blendung sich in der Form einer wirtschaftlichen Kartellierung mit Frankreich, die wiederum ihre Spitze gegen England richten soll. Dafür mögen wohl in Frankreich einige mit unseren Finanzgrößen artverwandte Kreise zu haben sein, denen die journalistische Ausstattung auch nicht fehlt. Aber so kindisch und lenkbar die Franzosen sind, niemals werden sie als Gesamtheit sich von Wirtschaftspolitik entscheidend bestimmen lassen. Niemals wird ihre gehässige Abneigung gegen die Deutschen, welche seit sieben Jahrhunderten das Rückgrat ihres Nationalstolzes und ihrer Imperialismen ist, sich deswegen mindern, weil Deutschland ihnen die Gelegenheit gibt, es restlos zu verachten.

In den Zeiten vor der lutherischen Reformation waren in Deutschland am mächtigsten die patrizischen, namentlich süddeutschen Handels- und Wuchertruste. Sie hatten an dem tief entsittlichten und verzoteten Zustand, am gegenseitigen Haß aller Stände und Schichten, an der inneren und äußeren Lähmung gesunder Politik, an dem Abbröckeln der Reichsgrenzen eine Hauptschuld, am meisten durch die mittelbare Weiterwirkung und dadurch, daß sie die Reichsregierung des fahrigen, wohlrednerischen Maximilian, ebenso noch Karl V. durch ihre Finanzmacht in der Hand hatten. Auch Luther hat sich beteiligt an dem Kampf gegen diese Wucherherrschaft, deren Zurückdrängung eine der Vorbedingungen war für die soziale und sittliche Wiederherstellung der Volksgemeinschaft und der deutscheren Gesinnungsweise.

Die Menschen im heutigen Deutschland verlangen zueinander, durch die elende Politik hindurch. In vielen Punkten ähnlich wie um 1500 kommt es darum an auf die entschiedenere Erkenntnis, daß sich die Rettung, das Wiederaufkommen der Nation und die erträglichere Lebensgestaltung großer Teile von ihr in erster Linie mit der Eigensucht begrenzter Kreise auseinandersetzen muß.



Wir

Von Gustav Adolf Gerbrecht

Wir haben nicht Satzung noch Jahresbericht
Wie sonst Vereine . . .
Selbst einen Namen führen wir nicht
In unsrer Gemeine.

Wir rufen keine Versammlungen ein
An Abendstunden,
Weil wir bei Sonnen- und Sternenschein
Immer verbunden.

Weil wir an allen Orten ganz dicht
Zusammen wandern . . .
Und kennt doch selten von Angesicht
Einer den andern . . .

Wie weit wir reisten — noch jeder war
Zu Haus zu sehen.
All unsre Wege sind unsichtbar,
Darauf wir gehen.



Einsam, arm und alt

Von Hans Schoenfeld

Mit einem Kameraden kam ich unlängst auf einen verehrten Kriegsschullehrer zu sprechen. Er war damals ein älterer Hauptmann. Ich hörte, daß er schon seit acht Jahren im Ruhestande lebte. Danach konnte ich mir ungefähr ein Bild machen, wie es um diesen Altpensionär bei heutiger Notzeit bestellt sein müsse. Die Angaben, die mein Kamerad machte, zeigten, daß meine Befürchtungen noch hinter der Wirklichkeit zurückblieben.

Der bejahrte Offizier a. D. bewohnt in einem pommerschen Nest ein Zimmer beim Kantor. Verwandte besitzt er nach dem Tode seiner Frau, mit der er in kinderloser Ehe glücklich gelebt hatte, nicht mehr. Er besorgt sich, da die Kantorsfrau mit ihrer zahlreichen Kinderschar stark beschäftigt ist, Zimmer und Verpflegung allein. Denn zu dauernder Mittagsmahlzeit im Dorfkrug langt seine winzige Vorkriegspension nicht.

Mein Bekannter bemerkte auf meine erschütterten Äußerungen über dieses unverdiente Schicksal eines ehrenwerten Volksgenossen, der redlich — das konnten wir bezeugen — für sein bescheidenes Offiziersgehalt dem Lande und der wehrfähigen Jugend alle Kräfte Leibes und der Seele gewidmet hatte: „Die wirtschaftliche Not ist das Schlimmste noch nicht. Die furchtbare Einsamkeit und Losgelöstheit aus aller geistigen Gemeinschaft und liebgewordenen Gewohnheit des Umganges mit gleichgestimmten Menschen macht dem geistig regen alten Herrn sein Los fast unerträglich. Ihm fehlen die Mittel, durch eine anregende Großstadtzeitung sich über die brennenden Reichs- und Tagesfragen auf dem laufenden zu erhalten. Die Beschaffung von Büchern verbietet sich noch viel mehr. Unser lieber alter Oberstleutnant verfällt also langsam dem *seelischen Tod*. Noch wehrt er sich gegen den Alltag und die geistige Bedürfnislosigkeit seiner dörflichen Umwelt. Aber der Ausgang erscheint ihm nicht zweifelhaft: Sein Unterliegen. In schwachen Stunden, dies hat der alte Mann mir mit zitternder Stimme gestanden, hat er sich schon den Tod herbeigewünscht, da er sich überflüssig und verlassen fühlt. Nur sein Stolz, sein Gottvertrauen und jene Hoffnung, an die sich vaterländisch denkende, in Zucht und Ehren grau gewordene Volksmitglieder mit letzter Kraft klammern (weil sie für sich nichts mehr begehren, für die Volksgemeinschaft dafür um so mehr), haben ihn von einem Schritt abstehen lassen, der als unmännlich und undeutsch empfunden wird."

Ich schied von meinem Waffengenossen mit der betrübten Feststellung, daß man diesen stillen Märtyrern unseres Volkes, wenn man ihnen denn materiell nicht helfen könne, geistig um so nachhaltiger und unschwer beispringen müsse; daß dazu wir Männer auf der Höhe des Lebens unsere Mitwelt drängen sollten: vor allem die Jugend.

In der Tat scheint unter den Aufgaben völkischen geistigen Aufbaus das Erwecken des *Ehrfurchtsgefühles* vor den alten, kampfmüden und vereinsamten Volksgenossen obenan zu stehen. Daß diese Anschauung in den jugendlichen Kreisen

unseres Bürgertums erst zum Bewußtsein gebracht werden muß, ist eine von den bedauerlichen Tatsachen, über deren Ursache und Vorhandensein hier zu grübeln nicht der Platz ist. Vielmehr kommt es auf die Mittel an, mit denen dies völkische Ehrfurchtsgefühl, das untrennbar ist vom Gedanken freiwilliger Ein- und Unterordnung, von jener Frömmigkeit, die das Walten höherer Mächte fühlt und demütig anerkennt, bald und allgemein wieder ins Leben zu rufen wäre.

Mehr noch als die zeitlich und räumlich gebundene öffentliche Ehrung in Form eines Veteranentages oder ähnlicher Veranstaltungen muß die Werbung und Wirkung von Mund zu Mund und Mehsch zu Mensch bei jedem schicklichen Anlaß im täglichen Leben dafür Sorge tragen, dem jungen Deutschland Augen und Herz zu weiten für die ungeheure Tragik, die für ein redlich hingebrachtes, durchkämpftes Menschenleben darin liegt, auf guter Letzt, wenn das Fazit gezogen wird, erkennen zu müssen, daß alles Mühen, Glauben und Wollen umsonst getan scheint. Daß nicht auf Fels, sondern auf Sand gebaut war, was ohne weiteres als festgefügt galt. Erst wenn unsere jungen Landsleute sich ganz hineinversetzen in die Gedankenfolge eines solch alten Menschen, der an Gott und Welt irre zu werden droht und in der Schwerfälligkeit und Unlust des Alters neuen Untergrund sich nicht mehr geschmeidig wie ein jüngerer Lebenskämpfer zu schaffen vermag, wird ihnen mit Furcht und Mitleid des Aristoteles und dem Menetekel des künftigen eigenen Schicksals jene Ehrfurcht vor dem Geschehen und der Schwere eines langen treuen Menschendaseins voll aufgehen — und sie als Einzelpersönlichkeit wie als Glied eines Ganzen reifer machen.

Umgekehrt muß diese neudeutsche Jugend erfahren, welch unendlichen Trost es für solch einen greisen Menschen bedeutet, sein eigenes Tun und Trachten in einer aufstrebenden Geschlechterschar ehrenvoll anerkannt und als Vorbild befolgt zu sehen. Solche Alters-Erkenntnis — was sag' ich: Erlebnis! — bestärkt in der Gewißheit, gut geglaubt und recht gehandelt zu haben. Es ist das Fazit des eigenen Lebens: das Urteil der Jugend, die sich zur Richtschnur nimmt, was der Ältere mühsam sich erkämpft, geklärt hat.

Im wechselseitigen Austausch von Erfahrung und jungfrischem Wagemut liegt das Geheimnis eines in sich geschlossenen Menschenkreislaufes von der Familie bis zur Volksgemeinschaft. Indem ein jeder Teil gibt — der reifere bewußt, der andere unbewußt —, nimmt er und ergänzt sich, frischt sich auf.

Jugendverbände, Freundschaftsbünde und all die Gemeinschaften, zu denen sich lebensfrohe Jugend zusammentut, sollten darum viel öfter, als es bisher geschieht, bejahrte Menschen, die noch Verlangen und körperliche Rüstigkeit zeigen, in ihre Mitte bitten. Es ergibt sich ein Gesprächsstoff im Nu, aus dem sich eine Fülle von Nebenbetrachtungen abzweigt. Oft ist solch altem Menschenkind auch die Gabe des Erzählens in ungewöhnlichem Maße verliehen. Und welch unverbildete Jugend hörte nicht gern erzählen, vor allem aus dem reichen Schatz eigener Schicksale und Erfahrungen! Alt und jung nimmt beim Nachhausegehen einen „ganzen Sack voll“ Freude und Nachdenklichkeit mit, der auf eine Weile vorlangt. Die Nachwirkung, das Weiterausspinnen und Verallgemeinern, das ist's, worauf es ankommt. Und die Köstlichkeit dieses schönsten Menschenerlebnisses, bei dem

äußerlich nichts, innerlich alles geschieht, ist schöner und bleibender als äußere Sinnenreize.

Es gibt mir kaum Höheres, symbolisch andächtig Stimmendes als ein Freundschaftsverhältnis zwischen einem alten und einem jungen Menschen, gegründet auf Zutrauen, Unbefangenheit, Ehrfurcht und Liebe zu den schönen Dingen des Lebens und der Geisteswelt.

Wir werden die Alten um so weniger entbehren können, je ärmlicher es äußerlich mit uns wird; je weniger rauschend und lärmend die Geselligkeit sich gestaltet.

Mit dem Alter geht es wie mit der echten Kunst: der Umgang mit dem reifen Menschen, über dessen Lebensbahn der Abendglanz scheidender Sonne liegt, stimmt andächtig, feierlich. Er zerstreut nicht; er erhebt, bringt Sammlung statt Anregung.

Unsere Greise und Greisinnen könnten eine gar wichtige Rolle im inneren Bereicherungs- und Gesundungsgange unseres Volkes haben. All diese wartenden Alten mit ihren Schätzen an geistigen Gütern zu übersehen und einsam im Winkel sitzen zu lassen, heißt die Mittel verkennen, deren wir uns bedienen dürfen, ohne daß der Steuererheber dahinter sitzt; ohne daß ein Ententegeneral hintritt und Abgabe oder Zerstörung verlangt.

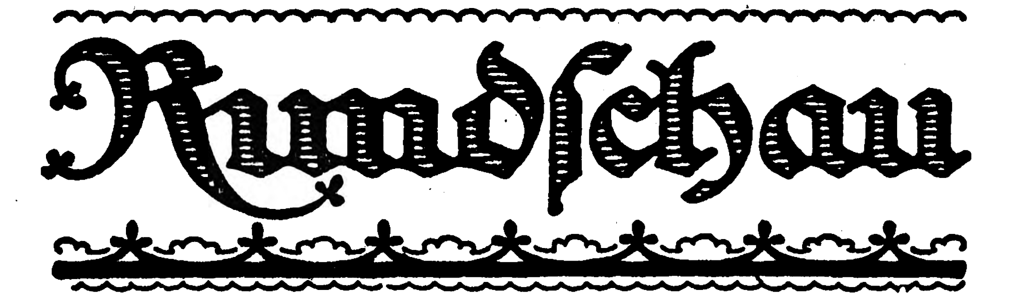
Diese unsichtbaren Schätze im Winkel („verstaubt" wie alle goldenen Schätze) gehören zu Deutschlands Nibelungenhort, den kein Fafner, kein tückischer Alberich uns wehrt. Wir brauchen nur zuzufassen, so haben wir sie.

Ich möchte nicht schließen, ohne einen Vorschlag den deutschen Freunden zur Erwägung unterbreitet zu haben. Er hat den Vorzug, einfach und lösbar zu sein, wenn er vorerst auch nur einem kleinen Teile unserer Alten und da wieder jenen ärmsten alten Volksgenossen, die als Flüchtlinge vor argen Gewalthabern eines fremden Volkes, dem sie einverleibt wurden, ins Reich gekommen sind und nun ohnehin auf fremde Hilfe angewiesen bleiben, zugute käme: Es sollte in den nationalen und Kulturverbänden, den Arbeits- und Siedlungsgemeinschaften jedem zur Ehrenpflicht gemacht und auf alle Weise dafür geworben werden, daß, wo nur immer künftig eine Siedlung ersteht, da ein würdiger und bedürftiger alter Mann, eine greise Frau von der Gemeinschaft „auf Gnadenbrot" mit übernommen wird. Das Ideal wäre, ihnen von der künftigen Dorfgemeinde aus ein eigenes Altenhäuschen zu bauen. Doch wird es auch ganz gut gehen, wenn rüstige Alte reihum in kürzeren oder längeren Zeiträumen in dem neuen Hauswesen wohnen und sich da auf ihre Art verdient machen. Denn zu tun gibt es in solch neuer Menschengemeinschaft auch für zwei alte Hände und ein graues Haupt genug: zu mildern, zu betreuen, aufzuwarten und achtzugeben und zu erzählen.

Von den vielen Hunderten von Millionen, die das Reich und die Länder für kommende Siedelungen bewilligt haben und noch auswerfen, müssen für die Alten, die uns das Reich auf ihren Schultern durch die guten Zeiten zur Höhe getragen haben, einige bescheidene Mittel abfallen. Eben indem man ihnen — weniger von Reichs als von Volks wegen — eine Wirkungs- und Ruhestätte bietet, wo sie inmitten einer Gemeinschaft ihre Tage beschließen können:

Alt zwar, doch einsam nicht und nicht arm.





Russische Erinnerung

Zwei frühere Reisen in Rußland, die eine mit der sibirischen Bahn durch das ganze Reich, der Aufenthalt in Petersburg und Moskau und naher Verkehr mit vielen Russen haben mir russische Verhältnisse und Charaktere so nahe gebracht, daß ich sie richtig zu beurteilen glaube, soweit das überhaupt für einen Ausländer möglich ist.

Zuerst trat ich in einer Pariser Pension noch vor meinem Aufenthalt in Rußland mit verschiedenen, allen Gesellschaftskreisen angehörigen Russen in Beziehung und befreundete mich sehr eng mit einer Dame, die ich für eine der begabtesten und von Gemüt besten Frauen halte, mit denen mich das Leben zusammengeführt hat. Eine lange Freundschaft folgte dieser ersten Begegnung — und nur der Krieg hat uns vorläufig getrennt.

— — — Daß Maria Alexandrowna die Urenkelin deutscher evangelischer nach Rußland eingewanderter Pastoren war, erregte mein Interesse noch besonders.

Mir schien ihre deutsche Herkunft ein gewisses Anrecht an meine Freundschaft zu geben. Erst die Heirat ihres Großvaters mit einer Russin und ebenso die ihres Vaters hatte ihr die slawische Erscheinung und den Charakter der fremden Rasse vererbt. Merkwürdig genug ist es, daß sich fast immer das Deutschtum im Wettstreit mit anderen Nationen als der schwächere Teil erweist.

In Sibirien am Baikalsee war sie geboren, wo ihr Vater Direktor der Silberbergwerke war. Ihre russische Großmutter war die Besitzerin eines großen Gutes gewesen, das sich auf ihre Mutter vererbt hatte. Und als die Enkelin 12 Jahre zählte, verließ die Familie Sibirien und siedelte auf das Gut über, das der Vater selbst zu bewirtschaften für geboten hielt. Schon die Kindheitserinnerungen Maria Alexandrownas waren außerordentlich interessant für mich: die Schönheit der Natur, der wundervolle See, weit wie ein Meer, von Schneebergen überragt, die unentweihte tiefe Einsamkeit; dann die alte russische Großmutter mit ihren Vögeln und Hunden, ihren Märchen und ihrer seltsamen Frömmigkeit — endlich die Reise, die viele Wochen währte, die Ankunft auf dem Gute — das alles war fremdartig und fesselnd und versetzte mich ganz in das weite Zarenreich, von dem wir trotz der Nachbarschaft so unendlich wenig wissen. Die nächsten fünf Jahre waren die glücklichsten im Leben Maria Alexandrownas. Es folgte ihre Heirat mit einem doppelt so alten Mann in hoher Stellung, der sie schon auf der Hochzeitsreise betrog und unendlich unglücklich machte. Sie gebar ihm 3 Kinder und suchte sich mit ihrem Lose abzufinden. Ihre Liebe zu einem andern Mann gab ihr dann endlich die Kraft, sich auf eigene Füße zu stellen und von ihrem Gatten zu trennen.

Inzwischen war ihr Vater gestorben und sie Besitzerin des Gutes geworden, auf dem sie nun mit ihrer Mutter und ihren Kindern lebte. Da lernte sie das russische Volk kennen und von ganzer Seele lieben. Die Zustände, unter denen es seufzte, waren derart traurige, daß Maria stark sozialistisch zu denken begann und ihre ganze Tätigkeit der Verbesserung der ländlichen Verhältnisse widmete. Als die Kinder indes heranwuchsen und die Schule in Petersburg besuchen mußten, ergriff sie die Gelegenheit, zugleich Medizin zu studieren, um später auf ihrem

Gute und in der Gegend ärztliche Hilfe spenden zu können; denn weit und breit war kein Arzt zu finden. Da lag ein Feld segensreichen Wirkens für sie! Nachdem sie das Examen, das sie zur Ausübung ihres Berufes berechtigte, abgelegt, lebte sie den größten Teil des Jahres wieder auf dem Gute und übte den neuen Beruf aus. Sie besaß ein Stück Erde, dessen Flächeninhalt ungefähr drei deutschen Rittergütern entsprechen würde. Aber was nutzte ihr der Boden, zu dessen Bearbeitung es ihr an Kräften fehlte? Gab es doch in jener Gegend Rußlands, die 12 Stunden von der nächsten Stadt entfernt ist, keine anderen Bewohner als die bei Aufhebung der Leibeigenschaft auf dem Grund und Boden des Gutes angesiedelten Bauern, die als Entgelt dafür einen Tag in der Woche für die Gutsherrschaft arbeiten mußten. Andere Arbeitskräfte waren dort nicht zu haben, oder wären doch nur mit so gewaltigen Kosten zu beschaffen gewesen, daß es sich nicht gelohnt haben würde, sie kommen zu lassen. So blieb der Boden brach liegen. Nur die Wiesen brachten der Besitzerin Gewinn, da die Bauern selbst das Heu kauften oder die Wiesen pachteten. Ein bedeutender Teil des Gutes bestand in Wald, doch auch er war ein toter Besitz, da er nicht durch regelrechte Forstwirtschaft gewinnbringend erhalten wurde, und die Bauern das Recht hatten, ihr Vieh auf bestimmten Strecken weiden zu lassen. Da es nun aber an allem Aufsichtspersonal fehlte und die Entfernungen sehr groß waren, so benutzten die Bauern den Wald, wie und wo es ihnen beliebte, ja so wenig Wert besaß er in ihren Augen und achteten sie das Eigentumsrecht der Gutsherrschaft, daß sie den Wald einfach abbrannten, wenn die zu dicht stehenden Bäume das Vieh zu weiden hinderten. Diese Waldbrände sind eine stehende Erscheinung in Rußland, und ungezählte Summen gehen dadurch verloren. Zum Glück ist die Natur noch mächtiger als die Verheerungen durch Menschenhand. Frisches Grün bricht aus den unversehrten Wurzeln der Bäume, neue Stämme sprossen auf und allmählich füllt sich die Lücke wieder. Maria selbst aber war genötigt, ein Stück Wald abschlagen zu lassen und zu verkaufen, wenn sie bares Geld gebrauchte. Später, als sie im Auslande lebte, mußte sie alljährlich nach Hause reisen, um dieses Geschäft zu besorgen und sich Geld zu holen.

Mit welcher schwermütigen Bewunderung, mit welchem Neid, schaute die russische Gutsherrin auf ihren Reisen in Deutschland das überall bestellte Land. Bei unseren gemeinsamen Ausflügen von Paris aus waren es weniger die ästhetische Schönheit der Landschaft und die Poesie der Natur, die sie begeisterten und beschäftigten, als die grünen Saaten, die goldenen Felder, die blühenden Obstbäume, die üppigen Gemüsebeete. Jeder Baum und Strauch interessierte sie; am meisten aber taten das die Menschen. Stets suchte sie mit den Landleuten in Berührung zu kommen, ihre Art des Lebens kennen zu lernen, mit ihnen zu plaudern, von ihnen zu lernen.

Wenn wir dann heimwärts fuhren durch den dämmernden Abend, dann war sie einsilbig und in sich gekehrt, bis eine teilnehmende Frage nach ihrer Heimat, ihrem Lande, ihren persönlichen Verhältnissen der sonst so zurückhaltend und kühl erscheinenden Frau das Herz erschloß. Dann brach es hervor, ihr leidenschaftliches Temperament, dann offenbarte sich ihr wahres, innerstes Wesen. Und während sich die sonst fast unsichtbare Falte zwischen ihren Brauen tiefer und tiefer grub, erzählte sie unaufhaltsam, stundenlang. Und wie erzählte sie! Sie schilderte uns, wie trostlos es vielfach in Rußland stehe, wie der stärkste und redlichste Wille Schiffbruch leide an der Macht der Verhältnisse, an den Entfernungen, an dem Mangel an Kapital und Arbeitskräften, wie jeder Fortschritt scheitere an der Unwissenheit, der Unbeweglichkeit und dem dumpfen Fatalismus des Landvolkes, — und welche herrlichen Eigenschaften doch dies Volk besitze, welche reichen Kräfte in ihm schlummerten. Sie führte uns mitten hinein in diese weltfernen Dörfer, in ihre Häuser und Hütten; sie zeigte uns deren Bewohner, wie sie lebten und litten. Ich glaubte Maria Alexandrowna selbst zu erblicken, wie sie, Arzt und Apotheker zugleich, zwischen den Leidenden stand, die hergekommen waren, ihre Hilfe zu erbitten, oder wie sie auf ihrem Pony allein auf einsamen Straßen durch das Land ritt, die Schwerkranken zu besuchen, die den Weg zu ihr nicht machen konnten.

„Da gibt es eine Krankheit in Rußland, die sibirische Pest genannt," erzählte sie einmal, „die bald in vereinzelten Fällen, bald epidemisch in unseren Gegenden auftritt, das Vieh ergreift und von ihm, wahrscheinlich durch Fliegen, auf die Menschen übertragen wird, die fast ausnahmslos dem Tode verfallen, wenn nicht in den ersten zwei Tagen die mit einem kleinen Bläschen auf der Haut beginnende Krankheit bemerkt und die Stelle sofort operiert wird. Geschieht das nicht, so schwillt der unscheinbare Punkt an, die Entzündung ergreift das Glied und den Körper, und unter heftigem Fieber und schrecklichen Qualen tritt der Tod ein. Der wohlhabendste Bauer in einem mehrere Meilen entfernten Dorf, den ich wohl kannte und der in seiner Gemeinde großes Ansehen genoß, ließ mich eines Tages zu sich bitten. Er hatte mir einen Wagen gesandt, und ich erfuhr von dem Bauernburschen, der ihn führte, daß der einzige Sohn des Bauern von der sibirischen Pest ergriffen worden, nachdem in der vergangenen Woche sein sämtliches Vieh gefallen sei. Da unsere Bauern fast nie, weder gegen Feuer, noch gegen sonstige Schäden versichert sind, wußte ich, daß dieses letztere Unglück die Vernichtung des Wohlstandes, ja die Verarmung des reichen Mannes bedeute. Ich langte endlich an meinem Bestimmungsorte an. Der Bauer empfing mich vor der Tür und führte mich ruhig und ernst in die Stube, wo der Kranke lag. Eine Menge von Leuten umstand das Bett laut klagend und jammernd, daß der junge Mann nun sterben müsse, woraus sie dem heftig Fiebernden kein Hehl machten. Das erste war, daß ich die teilnehmenden Nachbarn zur Tür hinauskomplimentierte und der schluchzenden Bäuerin, die am Fußende des Bettes saß, befahl, niemand einzulassen. Der Bauer stand starr und anscheinend gleichmütig am Ofen. Ich trat an das Bett und erkannte sofort, daß es sehr schlimm stehe um den armen jungen Menschen. Die Krankheit hatte sich, wie das öfters geschieht, ganz unbemerkt entwickelt und zwar an einer Stelle des Halses, wo eine Operation sehr schwierig war. In letzter Nacht war plötzlich Schüttelfrost und Fieber eingetreten, und da erst war man der Gefahr inne geworden.

Ich wollte den armen Eltern nicht alle Hoffnung rauben, vielleicht aber las mir der Bauer doch meine wirkliche Meinung aus den Augen. Ich operierte sofort und wartete selbst ein paar Stunden am Bette die Wirkung der Operation ab, die leicht hätte den sofortigen Tod herbeiführen können. Endlich mußte ich an den Heimweg denken. Als ich mich von dem Vater verabschieden wollte, merkte ich erst, daß er das Zimmer verlassen hatte. Man suchte ihn vergebens durch das ganze Haus und in der Nachbarschaft. Mir ward bange. Es hatte etwas in den starren Zügen seines Gesichts gelegen, das mich ängstigte und auf den Gedanken brachte, der Unglückliche könne sich ein Leid angetan haben. Der Sohn, der hier mit dem Tode rang, war sein Einziger, sein Stolz und seine Hoffnung, der Erbe seines Namens, die Stütze seines Alters. Nun war die Frucht jahrelangen Fleißes dahin, sein Wohlstand vernichtet — und der Sohn ging auch, um den allein es sich noch zu leben gelohnt hätte. Wie nahe lag es, an eine Tat der Verzweiflung zu glauben.

Meine Unruhe hatte mich auf den Hof hinaus getrieben, wo man bereits zehnmal jeden Winkel durchsucht hatte. Da, ich weiß auch nicht, wie ich dazu kam, öffnete ich die niedrige Tür eines Verschlages am Schafstall, welcher zur Aufbewahrung des Futters für die Tiere bestimmt war. Und dort im Dunkeln sah ich eine Gestalt am Boden liegen, das Gesicht nach unten, den breiten Rücken, die Schultern sich hebend und senkend, in wildem Schluchzen. Wie der zum Tode wunde Hirsch sich im tiefsten Dickicht verbirgt, so dieser Mann, der so kalt und gleichgültig erschienen war. Hier in dem vergessenen Winkel hatte er seinem Jammer Luft gemacht.

Ich wollte, tieferschüttert, die Tür wieder schließen, mich still zurückziehen, allein das einfallende Licht hatte ihn schon aufgeschreckt; er wandte den Kopf und bemerkte mich. Mit fast übermenschlicher Selbstbeherrschung faßte er sich gleich und richtete sich auf. Ich drückte ihm in tiefem Mitleid die Hand. ‚Gottes Wille geschehe', sagte er feierlich — und ich fühlte, daß es ihm heiliger Ernst sei mit seinem Worte. Er hatte sich in sein Schicksal ergeben. Ich

hätte niederknien mögen vor diesem Mann, so groß, so verehrungswürdig erschien er mir. Diese Kraft der Ergebung in den Willen des Höchsten, diese Gemütstiefe und Selbstbeherrschung sind Charakterzüge des russischen Volkes, die ich oft zu bewundern Gelegenheit hatte."

„Und der Sohn?" fragte ich, „mußte er wirklich sterben?" — „Nein," erwiderte Maria, „wider alles menschliche Ermessen starb er nicht. Zehn Tage lang rang er mit dem Tode; täglich fuhr oder ritt ich zu ihm, mit der Furcht ihn verstorben zu finden. Es war ein schwerer Kampf, den er zu kämpfen hatte, aber das Leben siegte. Seine starke, gesunde Natur ward Herr über die Blutvergiftung."

„Gott sei Dank!" rief ich erleichtert. „Wie unendlich dankbar müssen die Leute Ihnen gewesen sein! Sie waren es doch, die den Kranken retteten."

„Es hängt wohl mit seiner tiefen Religiosität zusammen, daß der Russe auch für das Gute, das ihm geschieht, lieber Gott als den Menschen dankt", meinte Maria. „Vielleicht wird ihm auch nur der Ausdruck des Dankes schwer. Was fragte ich aber auch nach Dank in einem solchen Fall, wo ich mich selbst über die Genesung des jungen Mannes freute, als ob er mein naher Verwandter gewesen wäre."

„Und doch," fuhr sie nach einer Weile fort, „einmal habe ich Dank empfangen; es war nur ein kurzes Wort, ein Blick, aber ein Blick, der mir in die innerste Seele drang und mich glücklich machte, ein Blick, der mich für alle Mühe meines Berufes reichlich entschädigte. Es kam ein Mensch zu mir, ein armer Geselle, mit einer Wunde am Bein, die durch Vernachlässigung in einen schrecklichen Zustand geraten war. Ich spare Ihnen die Schilderung des grauenhaften Anblicks und — Geruchs; der freundlose Landstreicher war unter diesen Verhältnissen wie ein Hund von den Schwellen der Bauern gejagt worden. Ich ließ ihm in der Scheune ein Lager herrichten und untersuchte die Wunde, die vor allen Dingen gereinigt werden mußte. Ich kniete nieder und wusch sie. Da blickte der Mann mich mit schier erschrockenen Augen an und sagte: ‚Das tust du?' Als ich ihn nach Wochen genesen entließ, und ihm mit freundlichem Wort die Hand reichte, da fand auch er kein Wort des Dankes, aber er sah mich an mit solcher grenzenlosen Hingebung und Verehrung, daß ich mich beschämt entfernte. Und als ich die Haustür öffnend, mich noch einmal umschaute, stand er noch regungslos am Scheunentor und starrte mir nach wie einer himmlischen Erscheinung. — Wenn Sie mich einmal auf meinem Gut besuchen, werden Sie bemerken, daß ich mich über einen Mangel an Dankbarkeit nicht zu beklagen habe", fuhr Maria Alexandrowna lächelnd fort. „Nur nimmt auch diese bei uns ein wenig andere Formen an als im übrigen Europa. Das Volk ist noch so unwissend, so in religiösem Wahn aller Art befangen, daß ihm meist natürliche Dinge übernatürlich erscheinen. Es hat mir zeitweise schwere Sorgen gemacht, daß ich wie eine Heilige verehrt und meine Kuren für Wunder angesehen wurden. Ich mußte mich mit dem Popen unseres Kirchspiels in Verbindung setzen, um den Frauen diesen Gedanken einigermaßen auszutreiben. Und noch in anderen seltsamen Erscheinungen gefallen sich die Leute. Sie haben unendliche Ehrfurcht vor etwas ‚Geschriebenem' und sind überzeugt, daß einer schriftlichen Bitte eine Erfüllung gewährende Kraft inne wohne. So war einst eine sehr schlimme Epidemie der sibirischen Pest in einem benachbarten Dorfe ausgebrochen, eine so schlimme, daß die Regierung endlich Maßregeln zu ihrer Bekämpfung ergreifen mußte. Unter anderem ließ man schleunigst zwei Ärzte aus Petersburg kommen, die in einem Bauernhaus, dessen Einwohner gestorben waren, ein Lazarett einrichteten. Wäre man nur in der Wahl der Herren glücklicher gewesen! Doch Mißgriffe mögen wohl unvermeidlich sein. Der eine Arzt war ein Salonpflänzchen, das in die Bauernstube paßte, wie die Faust aufs Auge, der andere ein ganz unwissender Mensch. Von der Krankheit, die sie zu behandeln hatten, wußten sie nur vom Hörensagen, sie hatten noch nie einen Fall gesehen oder erlebt. Die hohen Diäten, welche die Regierung zahlte, hatten sie veranlaßt, sich um den Auftrag zu bemühen, und irgendeiner einflußreichen Verbindung verdankten sie ihre Wahl. Das erste war, daß sie in toller Furcht

vor Ansteckung und im Ekel vor der Krankheit sich Drahtmasken vor die Gesichter banden, und Handschuhe auf die Hände zogen. Als sie endlich das Lazarett eingerichtet hatten, war es ihnen gelungen, sich derart verhaßt und lächerlich zu machen, daß die Kranken nur mit äußerstem Widerstreben sich an sie wandten und bald gar nicht mehr dazu zu bewegen waren. Nach wie vor riefen sie mich, die ich aber nicht imstande war, allein alle die Arbeit zu leisten, zumal die Entfernung zu jenem Dorf zu groß war. Nie aber habe ich heißer als in jenen Wochen gewünscht, ein eigenes Krankenhaus auf meinem Gute erbauen zu können. Welch ein Segen hätte das sein können! Da standen die Kranken morgens in Scharen vor meiner Tür und erklärten, daß sie bei mir bleiben, daß sie nicht fortgehen würden, lieber wollten sie hier im Freien auf der Erde sterben, als sich den Stadtdoktoren übergeben. Ich räumte meine Scheune aus, sieben Leute fanden Platz; mehr Raum gab es nicht und weit und breit war nicht ein Gelaß vorhanden, wo ich die Kranken hätte unterbringen können.

Da überraschte mich eines Tages eine meiner Mägde mit der Meldung, daß auf der Straße ein ganzer Zug von Wagen und Fußgängern nahte. Die Nachricht schien um so unglaublicher, als die Regierung die Wege für Fuhrwerk hatte absperren lassen, um den Krankheitsherd zu isolieren und nicht durch möglicherweise kranke Pferde die Ansteckung weiter tragen zu lassen. Dennoch war es, wie mein Mädchen berichtete. Alle Männer des Dorfes erschienen bei mir, um mir eine vom Popen verfaßte und in feierlicher Sitzung beschlossene Bittschrift zu überreichen, in der ich unter Anrufung Gottes und aller Heiligen aufgefordert wurde, meinen Wohnsitz in ihrem Dorfe zu nehmen. Sie hatten die Schranken umgerissen und zerstört, unbekümmert um die Strafe, die auf Übertretung jenes Gebots stand. Triumphierend schlugen sie alle meine Einwände und sogar Vorwürfe nieder, indem sie mir ihre Bittschrift entgegenhielten. Und gleich, sofort, sollte ich mitkommen. Es kostete mich schwere Mühe, ihnen meine ablehnende Antwort klarzumachen. Wenn ich ihnen sagte, daß ich auch gegen mein eigenes Anwesen, gegen meine Söhne, die gerade in den Ferien bei mir weilten, Pflichten hätte, hielten sie mir ihre Bittschrift entgegen. Es stände ja da auf dem Papier, daß ich mitkommen müsse. In Rußland hat das geschriebene Wort noch andere Bedeutung als in Deutschland! Die Ärzte waren nach diesen Vorgängen neugierig geworden und beehrten mich endlich mit ihrem Besuch. Ich stellte mich so freundlich zu ihnen, wie es mir möglich war, und es gelang mir mit einigen Ratschlägen und Winken den Leidenden nützlich zu sein, so daß ihre Anwesenheit doch nicht ganz fruchtlos blieb. Nach drei Monaten erlosch die Epidemie allmählich, und die Herren verschwanden wieder, glückselig, diesem Bauernvolk entronnen zu sein."

Es fiel mir auf, daß die vortreffliche Frau nicht mit mehr Freude auf ihre Tätigkeit blickte. Zwar verstand ich, daß ein Leben, wie sie es geführt, andere Naturen bilden müsse, als die es sind, welche im Sonnenschein glücklicher Verhältnisse ihres Daseins froh werden. Allein, daß sie fast nur Trauriges zu erzählen hatte, schien mir doch nicht ganz gerechtfertigt.

Kaum jemals hatte ich sie lachen sehen. Sie war selbst wie ihre Geschichte; auch mein Lachen verstummte in ihrer Nähe. Ihr Wesen legte sich oft wie ein Druck mir auf die Seele.

Sie selbst empfand das zuweilen und sprach es aus. „Sie sind die Gesunde neben mir, der Kranken", meinte sie, und sie senkte die Stimme, damit der helle Ton mich nicht verletze. „O bitte, sprechen und lachen Sie nur, wie es Ihnen ums Herz ist. Ich höre Ihnen so gern zu." — „Es ist, als staunten Sie, daß man lachen könne!" — „Ja, trotzdem freue ich mich deß. Wir Russen sind alle krank, wir haben das Lachen verlernt, und ich bildete mir ein, die alternde Welt hätte das überall verlernt. Nun sehe ich, daß es in Deutschland noch glückliche Menschen gibt." — „Glücklich?" erwiderte ich, „was wissen Sie von meinem Glück oder Unglück?" — Sie lächelte überlegen. „Wer noch so gläubig und vertrauensvoll in die Welt schaut, der ist glücklich." — Ich bat um nähere Erklärung. — „Sie glauben noch an das Gute in der Welt und haben das Talent, es überall zu entdecken. Sie vertrauen den Menschen und sind überzeugt, überall welche zu finden, die Ihr Vertrauen rechtfertigen." — „Gott sei Dank ja!" rief ich, „ich möchte

nicht leben ohne Glauben und Vertrauen.“ — „Einst dachte ich wie Sie. Das Leben hat mir die Augen geöffnet.“ — „Sie gerade in dem Bewußtsein Ihrer Nützlichkeit müßten glücklich sein.“ — „Wie weit bleibt das Können hinter dem Wollen zurück“, meinte sie schwermütig lächelnd. — „Das ist Menschenlos.“ — „Damit trösten Sie sich. Ich kann das nicht. Nun quält mich meine Pflichtvergessenheit, daß ich hier weile, nicht daheim, wo ich so nötig bin.“ — „Sie haben mir ja selbst erzählt, daß Sie dringender Familienangelegenheiten wegen ins Ausland gehen mußten. Genießen Sie doch nun die kurze Freiheit und sammeln Sie recht viele Freuden ein, damit Sie reich an schönen Erinnerungen heimkehren in Ihre Einsamkeit.“

Ich merkte wohl, daß ich sie nicht überzeugt hatte. Aber ich tat das Meinige, um ihr neue Interessengebiete zu erschließen. Zum Beispiel hatte sie gar keine Kenntnisse von Kunstgeschichte und kaum Interesse für Kunst. So blieb sie völlig kalt, wenn ich ihr die schönsten Gemälde des Louvre nahezubringen versuchte. Da sie Talent für Musik hatte, begriff ich das nicht. Sie antwortete mit einem leidenschaftlichen Erguß, daß sie die Kunst von sich stieße, da sie durch sie ihrer wahren Aufgabe abtrünnig werden könne. Als ich ihr entgegnete, daß alles, was unsere Bildung, unser Verständnis erweitere und vertiefe, nur ein Gewinn für uns sein könne, lehnte sie das für sich selbst ab, für mich möge es passen. „Wissen Sie, wie mich in meiner Einöde die Sehnsucht nach Musik fast verzehrt hat? Ich vermied schließlich, das Klavier nur anzuschlagen, um mich zu heilen. Ich habe keine Zeit für die Kunst, und es macht mich krank, ihrer nur zu gedenken.“

„Ihr habt eine unglückliche Natur, Ihr Russen“, sagte ich kleinlaut. Und doch hatte ich das Gefühl, daß Maria ihre trübe Lebensauffassung weit höher schätzte, als den ungebrochenen Mut, den sie uns Deutschen nachrühmte. Sie überließ sich nicht unmittelbar ihrer Empfindung — und das glaubte ich an vielen Russen zu bemerken —, sondern sie reflektierte über alles und kritisierte es — und das schien mir der Grund der Krankheit, von der sie sprach. Die hochgebildete, bedeutende Frau war nicht imstande, sich selbstvergessend einem Genusse hinzugeben. Sie stellte an alles die höchsten Anforderungen, und die Wirklichkeit entsprach denselben niemals.

War diese Richtung ein Erbteil ihrer Rasse? Oder waren es ihr Studium und ihre Berufstätigkeit, welche diese Seiten ihres Wesens so stark entwickelt hatten? Daß die Leidenschaft des Fühlens durch eine starke Ausbildung des Verstandes nicht geschädigt ward, bewies mir das Wiedersehen mit ihrem Sohn, dessen Zeuge ich war. Die Macht des Gemüts, die sich mir hier offenbarte, überraschte mich fast. Sie war ganz Mutter, ganz Hingabe, und ein Lächeln verklärte ihr schönes Gesicht, das ich früher nie an ihr gesehen.

Katharina Zitelmann



Das Finale des Weltkrieges

Die noch immer wachsende Zahl kritischer Betrachtungen über den Weltkrieg beweist das zunehmende Interesse weiter Volkskreise an den militärischen Ereignissen dieses gewaltigsten aller Kriege. Sie bieten nicht nur Fachleuten Interesse. Insbesondere die Frage, ob und wie der Krieg noch zu einem guten Ende zu führen war und ob und inwieweit Fehler und Versäumnisse der militärischen Führung zu dem unglücklichen Ausgang mit beigetragen haben, findet allseitige Anteilnahme.

In verschiedenen Zeitschriften ist neuerdings ein heftiger Kampf entbrannt, ob die Art und Weise, wie unser Generalstab den Krieg geführt hat, richtig war oder nicht. Ein Hauptrufer im Streite ist hiebei der bekannte Kriegshistoriker Hans Delbrück. Die Schlagworte

Ermattungsstrategie und Niederwerfungsstrategie spielen dabei eine große Rolle. Delbrück ist leidenschaftlicher Verfechter der ersteren und beruft sich hiebei auf den großen Preußenkönig Friedrich II. Der deutsche Generalstab als treuer Sachwalter des geistigen Erbes seines großen Lehrmeisters Schlieffen steht auf dem Standpunkt der Vernichtungsstrategie. Nur Falkenhayn gilt in gewissem Umfang als Vertreter der Ermattungsstrategie und findet daher in Delbrücks Augen Gnade, während Ludendorff als typischer Vertreter der Vernichtungsstrategie von ihm schärfstens bekämpft und verurteilt wird. So findet denn der Streit der Meinungen seinen Ausdruck in dem Schlachtruf: Hie Falkenhayn — hie Hindenburg-Ludendorff! Die militärische Fachkritik, soweit ihr irgendwelche Bedeutung zukommt, steht hiebei fast einhellig auf Seite Ludendorffs und lehnt die von Delbrück gegen Ludendorff erhobenen schweren Vorwürfe nachdrücklichst ab. Besonders schlagend und treffend wird Delbrück von Oberstleutnant Szczepanski im Maiheft von „Deutschlands Erneuerung" abgefertigt. Auch Major Eggert beweist im Grenzboten Nr. 20/21 die Unhaltbarkeit Delbrückscher Auffassung. Professor Delbrück hat sich zwar um die kriegsgeschichtliche Forschung große Verdienste erworben und besitzt auf diesem Gebiete auch ein großes Wissen. Von Strategie hat er aber offenbar keine Ahnung. Wäre der Krieg auf deutscher Seite nach seinen höchst sonderbaren Vorschlägen geführt worden, so wäre er unzweifelhaft mit Sicherheit verloren worden, während bei dem Verfahren nach dem „Rezept des toten Schlieffen" wenigstens die *Möglichkeit* bestand, ihn siegreich zu beenden. Wie nahe wir tatsächlich mehrmals dem Endsieg gewesen sind, beweisen die inzwischen bekannt gewordenen Äußerungen unserer Feinde. Das außerordentlich lesenswerte Buch des Generals v. Kuhl, „*Französisch-englische Kritik des Weltkrieges*" (Berlin, Mittler & Sohn, 1921, 10 *M*) gibt hierüber bemerkenswerte Aufschlüsse. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß bei der leidenschaftlichen Polemik Delbrücks gegen Ludendorff zum guten Teil politische Gründe mitsprechen. Delbrück will als Parteipolitiker den verhaßten Mann unmöglich machen.

Unter den Militärschriftstellern über den Weltkrieg sind in erster Linie zu nennen Oberstleutnant Foerster, General v. Kuhl und General v. Zwehl. Die Schriften dieser Männer gehören unstreitig zu dem Besten, was auf diesem Gebiete geschrieben worden ist. Sie bieten dem gebildeten Militär Stunden ungetrübten Genusses; aber auch kein Laie, der sich über die kriegerischen Ereignisse rasch und gut informieren und ein Urteil bilden will, wird es bereuen, sie zur Hand zu nehmen. Infolge ihrer klaren Ausdrucksweise sind sie auch dem Nichtmilitär leicht verständlich. Zuerst sei genannt der III. Teil von Foersters „*Graf Schlieffen und der Weltkrieg*" (Berlin, Mittler & Sohn, 1921, 20 *M*), ein ausgezeichnetes Buch von bestimmtem Urteil und klarster Auffassung. Es behandelt Verdun 1916, den Feldherrn Ludendorff und die große Schlacht in Frankreich vom 21. März bis 4. April 1918. Auf die beiden ersten Teile dieses trefflichen Werkes habe ich bereits früher empfehlend hingewiesen (Türmer 1921, S. 98). Die nun vorliegenden drei Teile bilden ein abgeschlossenes Ganze. Sie bieten einen zusammengefaßten Überblick über die Operationen des Weltkrieges und eine meisterhafte Untersuchung darüber, inwieweit diese im Sinne und Geiste Schlieffens geführt worden sind. Man wird den kritischen Betrachtungen des Verfassers meist zustimmen können. Die Beurteilung Ludendorffs ist vielleicht etwas zu wohlwollend. Denn auch dieser zweifellos bedeutende Feldherr ist nicht frei von Fehlern gewesen. Das Buch Foersters schließt mit dem April 1918 ab.

Über die später folgenden kritischen Tage vom Juli und August 1918 unterrichtet am besten die Schrift des Generals v. Zwehl: „*Die Schlachten im Sommer 1918 an der Westfront*" (Berlin 1921, Mittler & Sohn, 6,50 *M*), die auch eine fesselnde kritische Würdigung des Marschalls Foch als Feldherrn enthält. Sehr interessante Beurteilungen der französischen und englischen Heerführer im Weltkriege aus der Feder des Generals v. Kuhl finden sich in den Nummern 6, 9, 12 und 15 des Deutschen Offizierblatts. Am besten schneidet hiebei noch

Marschall Joffre ab. Wenn auch sein erster Aufmarsch und Operationsplan gänzlich verfehlt war, so hat er sich doch bei der Marneschlacht gut aus der Affäre gezogen und der damals über alle Maßen jämmerlichen deutschen Obersten Heeresleitung entschieden überlegen gezeigt. Marschall Foch, zweifellos ein tüchtiger General, hat keine Gelegenheit gehabt, im Weltkrieg seine strategische Befähigung zu erweisen. Eines darf er aber, wie Foerster sagt, für sich in Anspruch nehmen: „Er ist der Retter seines Volkes und der Verbandsmächte geworden durch unbeugsame Tatkraft und eisenharten Willen. Darin steht er Ludendorff nicht nach.“ Daß er darob bei seinem Volke vergöttert wird, kann bei der Überschwenglichkeit der Franzosen nicht wundernehmen. Eine von einem anonymen Kriegsakademiker verfaßte Studie: „Foch, Essai de Psychologie Militaire (Payot, Paris 1921, 6 Fr.), verdient lediglich als Ausdruck dieser Geistesverfassung der Franzosen Beachtung. Im übrigen ist sie eine abgeschmackte Lobhudelei und militärisch wertlos. Einzelne Anekdoten und Einzelzüge aus dem Leben Fochs werden vielleicht interessieren.

Die Schriften des französischen Generals Buat sind dagegen durchaus ernst zu nehmen und zeichnen sich durch Sachlichkeit und ein gewisses Streben nach Objektivität aus. Überall wird letztere allerdings nicht erreicht. Beschämend für unser verhetztes Volk ist, daß der französische General den gewaltigen Leistungen und Verdiensten unserer Heerführer und des alten Heeres besser gerecht wird als manche Volksgenossen. Das neueste Werk des Generals ist betitelt: „Die deutsche Armee im Weltkriege“ (Wieland-Verlag, München 1921, 10 M). Nur 79 Seiten stark, enthält es nicht das, was mancher sich auf Grund des Titels vielleicht erwartet haben mag, ist aber gleichwohl lesenswert. Denn es enthält interessante Angaben über die beiderseitigen Kräfteverhältnisse während des Krieges und übersichtliche Zusammenstellungen der Truppenverschiebungen von einem Kriegsschauplatz zum andern. Staunen muß man hiebei, wie gut der französische Generalstab andauernd hierüber unterrichtet war, noch mehr über die gewaltigen Leistungen der Eisenbahnen im Kriege. Neben dem Stellungskrieg und der Materialschlacht ist diese ausgedehnte, ungeahnte Ausnutzung der Eisenbahnen zu operativen Zwecken eines der hervorstechendsten neuen Momente, die der Weltkrieg in die Kriegführung gebracht hat. Ihre virtuose Ausnutzung auf deutscher Seite war über jedes Lob erhaben und wird auch von dem französischen General voll anerkannt. Von 240 deutschen Divisionen haben 115 an diesen Verschiebungen auf der inneren Linie teilgenommen. Mit Schmerz und Empörung muß man dagegen von Buat hören, daß die Deutschen, bei entsprechender Anspannung ihrer Volkskraft vor dem Kriege, mit 600 000 Mann mehr 1914 in den Krieg hätten eintreten können. Damit wäre, wie auch Buat zugibt, den Deutschen der Sieg in der Marneschlacht sicher gewesen. Was dies bedeutet hätte, habe ich in meinen „Strategischen Rückblicken“ bereits früher erörtert (Türmer S. 98). Fürwahr, rückblickend eine furchtbare Verantwortung für jene, die in unglaublicher Kurzsichtigkeit aus parteipolitischen Rücksichten oder kleinlichen finanziellen Bedenken dem Reiche seinerzeit verweigert haben, was es zu seiner Rüstung bedurfte, aber auch für jene schwächlichen Staatsmänner und den unfähigen Kriegsminister v. Heeringen, die diesen Einflüssen nur allzu willig nachgaben!

Zum Schluß sei noch auf den zweiten Band der „Heerführung im Weltkrieg“ des Altmeisters der Kriegsgeschichte, General Freiherr v. Freytag-Loringhoven (Berlin 1921, Mittler & Sohn, 25 M) hingewiesen. In fesselnder Weise werden Vergleiche mit früheren Kriegen gezogen und hieran in geistvoller Weise die verschiedenen Probleme der Kriegführung erörtert. Um das Buch mit Genuß zu lesen, ist ein nicht unbeträchtliches kriegsgeschichtliches Wissen erforderlich. Wer eine eingehende Besprechung der Ereignisse des Weltkrieges erwartet, wird sich enttäuscht sehen. Sie werden vielfach nur kursorisch gestreift. Eine kritische Beurteilung der deutschen Maßnahmen im Weltkriege findet sich erst im letzten Abschnitt des Buches und ist der vornehmen Denkungsart des Generals entsprechend äußerst maßvoll und zurückhaltend geschrieben. Gleichwohl kommt auch General v. Freytag nicht darüber hinweg, die deutsche

Oberste Heeresleitung zu Beginn des Krieges und den Angriff auf Verdun zu verurteilen. Bezüglich Verduns sagt auch Foerster: „Verdun konnte nur schnell fallen, oder es fiel nie". Dem kann man nur zustimmen.

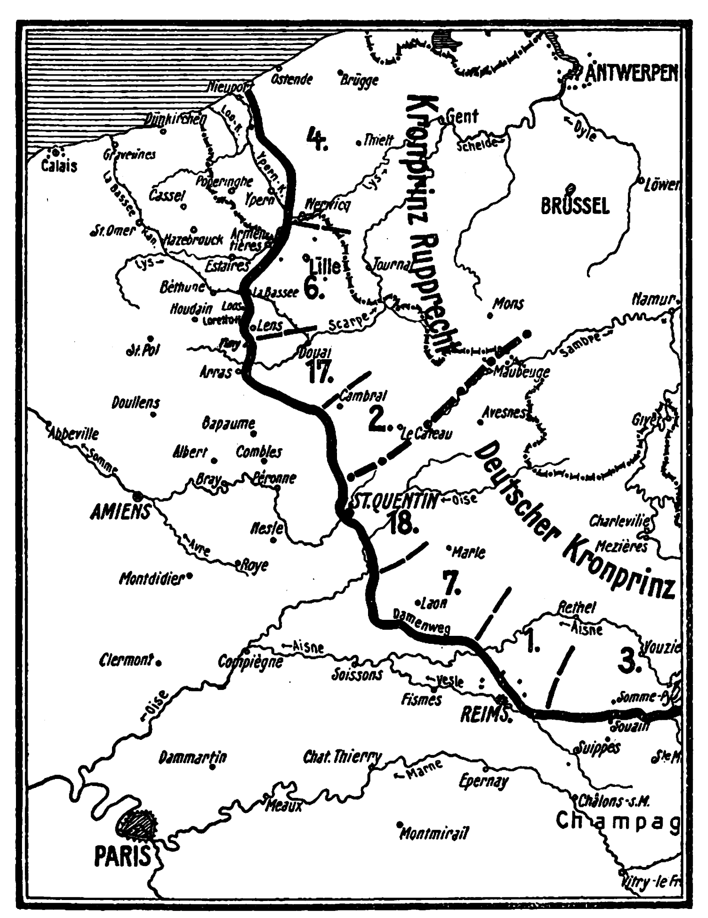
Die Ereignisse des Weltkrieges schälen sich auf Grund der neuesten Veröffentlichungen mit immer größerer Klarheit heraus. Man erkennt deutlich zwei Höhepunkte: Die Marneschlacht und die deutsche Westoffensive 1918. Was dazwischen liegt, ist nur Zwischenspiel, das dazu dient, die letzte große Kriegsentscheidung vorzubereiten.

Das Urteil über die Marneschlacht kann so ziemlich als abgeschlossen gelten. Auch das neueste, ausgezeichnete Buch des Generals Baumgarten-Crusius: „Deutsche Heerführung im Marnefeldzuge 1914" (Berlin 1921, August Scherl, 20 M) ändert hieran nichts mehr. Ich habe dem früher Gesagten (Türmer S. 99) daher nichts hinzuzufügen. Ebenso ist sich die militärische Kritik über Verdun und die wenig glückliche Heerführung Falkenhayns ziemlich einig. Oberstleutnant v. Szczepanski urteilt hierüber wie folgt: „Bei Falkenhayn sehen wir nur ein strategisches Umhertasten auf der inneren Linie, ein Beginnen und Aufgeben, eine sprunghafte, von Teilerfolgen lebende Kriegführung ohne feste kriegerische Ziele. Er hat eben das Mögliche nicht gewollt. Den ihm fehlenden, ja von ihm geradezu gefürchteten Siegeswillen brachte Ludendorff mit, als er neben Hindenburg an die Spitze der Obersten Heeresleitung trat."

Dieser unbeugsame Siegeswillen ist für jeden Feldherrn unerläßlich, der Großes anstrebt. Er gehört mit zum Besten an Ludendorff. Über seine Strategie zu Kriegsende sind dagegen die Meinungen geteilt. Ich habe in meinen „Strategischen Rückblicken" (S. 103) bereits darauf hingewiesen, daß man mit einem abschließenden Urteil vorerst noch zurückhalten müsse. Auf Grund der neuesten Veröffentlichung Foersters, der sich im allgemeinen zum Verteidiger Ludendorffscher Strategie 1918 aufwirft, wird man das über die gewählte Angriffsrichtung gefällte herbe Urteil etwas mildern müssen. Auch General v. Freytag hält die im März 1918 gewählte Angriffsrichtung für die beste. Gleichwohl hat mich auch Foerster nicht ganz zu überzeugen vermocht; auch er hat an der Frühjahrsoffensive 1918 verschiedenes auszusetzen, wenngleich dies in sehr milder Form geschieht. Um zu dem gewünschten Endsieg zu kommen, mußte man 1918 möglichst frühzeitig und überraschend angreifen und den errungenen taktischen Sieg möglichst rasch zu einem strategischen Erfolg auszugestalten suchen. Diese Voraussetzungen seien nur bei der gewählten Angriffsrichtung auf Amiens gegeben gewesen. Weiter nördlich auf Hazebrouck—St. Pol seien infolge des Geländes die taktischen Schwierigkeiten so groß gewesen, daß auf den unbedingt nötigen schnellen Anfangserfolg nicht zu rechnen war. General Buat bestreitet dies. Die Führung eines dem Hauptangriff vorangehenden Ablenkungsangriffes in Schlieffenschem Geiste sei infolge Kräftemangels nicht möglich gewesen. Tatsächlich hatten aber die Deutschen im Frühjahr 1918 194 Divisionen gegen 167 Divisionen der Verbandsmächte versammelt. Das Übergewicht war also zu Beginn auf deutscher Seite. Der vielfach gegen Ludendorff erhobene Vorwurf, daß er nicht alle Kräfte zur Hauptentscheidung herangezogen habe, wird sowohl von Kuhl wie auch von Buat entkräftet. Beide sind der Meinung, daß aus dem Osten keine weiteren brauchbaren Truppen mehr verfügbar gemacht werden konnten. Zwehl ist allerdings der Meinung, daß „mangelnde Versammlung unserer Kräfte auf dem entscheidenden Kriegstheater, die Jagd nach militärischen Phantomen ein wesentlicher Faktor für unser Unglück waren".

Richtig war zweifellos, daß man 1918 in einer letzten großen Offensive die Kriegsentscheidung suchte. Darüber besteht in der militärischen Fachkritik bei Freund und Feind keine Meinungsverschiedenheit. Ob die gewählte Angriffsrichtung auf Amiens richtig war, darüber kann man geteilter Meinung sein. Unzweifelhaft dagegen scheint mir, daß die Art der Durchführung wenig glücklich war und daß der Angriff, als dessen Aussichtslosigkeit sich immer mehr herausstellte, nicht rechtzeitig abgebrochen worden ist. Beides muß auch Foerster zugeben. Als man mit der 17., 2. und 18. Armee exzentrisch nach allen Seiten wie mit den gespreizten Fingern

der Hand in Richtung St. Pol—Amiens—Compiègne vorstieß, wiederholte man den Fehler, den die Österreicher 1914 in Galizien gemacht hatten. Auf diese Weise konnte man kaum hoffen, zum entscheidenden Endsieg zu kommen. Man wollte zuviel auf einmal und erreichte dadurch nichts. Man konnte nicht gleichzeitig die Engländer aus den Angeln heben und die Franzosen aufrollen. Beschränkung auf ein klares Ziel wäre besser gewesen. Der ursprüngliche Gedanke, die Engländer aus den Angeln zu heben und zu zertrümmern, war zweifellos gut und richtig. Die Hauptrolle war hierbei der 17. Armee zugedacht. Diese Armee war von einem unserer besten Armeeführer, dem General Otto von Below, befehligt, dem einer unserer tüchtigsten Generalstabschefs, der General Krafft v. Dellmensingen, beigegeben war. Warum hat diese Armee die ihr gestellte Aufgabe nicht gelöst? Aus welchen Gründen hat sie und teilweise auch die 2. Armee bei den entscheidenden Angriffen im März 1918 versagt, nachdem doch das Übergewicht der Zahl bei uns und alles bis aufs kleinste vorbereitet war? Auch Foerster schweigt sich hierüber aus. Die Ursachen unseres Mißerfolges in der Marneschlacht wissen wir heute. Weshalb uns aber in der Märzoffensive 1918 der erhoffte durchschlagende Erfolg versagt geblieben, ist noch nicht genügend aufgeklärt. Und doch liegt hierin der Schlüssel zum Verständnis unseres schließlichen militärischen Zusammenbruchs.



Aus „Foerster, Graf Schlieffen und der Weltkrieg"
(Verlag von E. S. Mittler & Sohn in Berlin)

Wie im November 1914 bei Ypern und im Sommer 1916 bei Verdun viel zu lange der vergebliche Versuch gemacht worden war, doch noch die Entscheidung zu erzwingen, so auch 1918 bei Amiens. Das Erkennen des richtigen Zeitpunktes für den Abbruch der Schlacht war freilich schwierig. Auch war das Ziel Amiens schon eines letzten hohen Kräfteeinsatzes wert. Denn der Verlust von Amiens bedeutete für unsere Feinde den Verlust des Krieges. Nach der freiwilligen Einstellung der Operation auf Amiens mußte nunmehr an anderer Stelle der Front so bald als möglich eine neue entscheidungsuchende Offen-

sive unternommen werden. Dies ist denn auch Anfang April bei Lille und Ypern geschehen. Doch auch ihr ist der entscheidende Endsieg versagt geblieben, denn die Kräfte zur Verwirklichung des Schlieffenschen Gedankens (Vernichtung des Feindes) waren nicht vorhanden. In den folgenden Monaten und bei den folgenden weiteren Angriffen verschlechterte sich das beiderseitige Kräfteverhältnis infolge der amerikanischen Hilfe für die Deutschen immer mehr.

Was uns schließlich den militärischen Endsieg versagt hat, war, wie auch Buat hervorhebt, der eintretende Mangel an ausreichend starken, frei verfügbaren Führungsreserven. Wenn Ludendorff in unbeugsamer Energie und in ungebrochenem Siegeswillen gleichwohl den Kampf nicht aufgegeben hat, so darf er darob nicht allzu sehr getadelt werden, denn auch für ihn gilt Treitschkes Wort über Gambetta: „Für die Rettung des Vaterlandes das Unmögliche versuchen, bleibt immer groß!" Die Kriegsgeschichte aller Zeiten lehrt, daß der Vernichtungswille des Gegners nur durch seine Niederwerfung gebrochen werden kann. Ich schließe mit den treffenden Worten Foersters: „Nicht Schlieffens großer Gedanke hat im Weltkriege versagt. Er ist zu Beginn nur unzulänglich in die Tat umgesetzt worden, war dann lange Zeit gänzlich aufgegeben und wurde nach seiner späteren Wiedergeburt unter unendlich gesteigerten Schwierigkeiten seiner Vollendung nahe gebracht. Ihn voll zu verwirklichen, ist der operativen Form aus Kräftemangel auch dann nicht mehr gelungen."

Franz Freiherr von Berchem

Deutsche und amerikanische Erziehung

Der Grundgedanke der deutschen und amerikanischen Erziehung ist so verschieden wie der Charakter der beiden Völker. Im Deutschen heißt er: du sollst; im Amerikanischen: ich will. Der Deutsche wird zur Pflichterfüllung erzogen. Der Amerikaner lernt seinen Willen entwickeln und richten. Selbstverständlich geraten diese Linien häufig nahe aneinander, ja laufen streckenweise ineinander, verwischen sich wohl auch beträchtlich. Im ganzen bleiben sie dennoch klar unterschieden. Dem Amerikaner ist dieser Leitgedanke seiner Jugendbildung als unüberbrücklicher Gegensatz zur „alten Welt" bewußt. Er fühlt sich als den wahrhaft selbständigen, den Europäer als den stets abhängig bleibenden Menschen. Hie Freiheit — hie Knechttum. Als den Tiefpunkt des ihm entgegengesetzten Wesens hat er (durch die ständige, schon lange vor dem Krieg einsetzende Propaganda) die deutsche Autokratie, die deutsche Sklaverei ansehen gelernt. Der geschickt zur rechten Zeit gesäte Samen konnte dann durch die Kriegshetze zur furchtbaren Saat aufschießen. Was war von einem Volk bei der Erziehung anders zu erwarten? Es gab massenweise Artikel mit Beweisen von der Gräßlichkeit der deutschen Jugendbildung in der amerikanischen Presse. Sogar unsre armen lieben Märchen mußten herhalten, und das Aufwachsen mit Geschichten von Ritter Blaubart, dem Unhold im kleinen Däumling und ähnlichen menschenmordenden Ungeheuern wurde zur Quelle deutschen Blutdurstes und deutscher Weltbedrohung.

Diese Übertreibungen einer kriegskranken Zeit werden wieder überwunden werden — bis zu einem gewissen Grade. Eine Verstärkung des Gegensatzes wird bei der Volksmasse nachbleiben. Von den manchen Einsichtigen, die sachlich geblieben sind und bleiben, reden wir nicht. Sie werden sich von selbst wieder mit zum Wort melden, wenn erst die Möglichkeit dazu gegeben ist.

Daß wir Deutschen unsrerseits uns dem amerikanischen Ideal überlegen fühlen, daß wir das oft mit ebenso viel Verständnislosigkeit und Unkenntnis tun wie die Gegenseite, wird niemand leugnen. Wir haben die allgemeine, wenn auch vielseitig abgetönte Auffassung, daß die amerikanische Erziehung zur Rücksichtslosigkeit und Selbstsucht führt und die Menschheit nicht auf ihrem Wege zur Veredlung und Vergeistigung fördert.

Ist es möglich, zwischen dem deutschen und amerikanischen Standpunkt zu einer sachlichen Einschätzung beider verschiedenen Grundsätze zu kommen? Wie sieht es mit der Anwendung im Leben aus?

Amerika:

Johnny ist 3 Jahre alt und hat keine Lust, mit der Mutter spazieren zu gehen.

Die Mutter: „O, Johnny, Liebling, willst du gar nicht mit Mutter ausgehen?"

Johnny (bestimmt): „Nein."

Die Mutter: „Aber Johnny, es wäre so gut für dich, in die frische Luft zu kommen. Sieh doch, wie schön die Sonne scheint!"

Johnny: „Ich mag nicht ausgehen."

Die Mutter: „Du magst nicht, Herzblatt? Willst du Mutter dann ganz allein gehen lassen?"

Johnny (bestimmt und nervös): „Ja."

„Johnny hatte heute keine Lust zum Spazierengehen", bemerkt die Mutter späterhin zu einer ihr begegnenden Freundin.

Deutschland:

„Hans, komm rasch her! Wir wollen ausgehen!"

„Ach, Mutter, ich mag nicht, ich will hier lieber spielen."

„Unsinn! Du kommst schnell her und läßt dich anziehen. Du mußt an die Luft."

Das geht noch vielleicht eine Weile weiter, ebenso wie es in Amerika mit Johnny noch weiterging, meistens bis zu Tränen auf einer, zuweilen auf beiden Seiten. Die eine Mutter sucht dem Kind klar zu machen, daß es gehen muß, die andre, daß es den Willen hat, mitzugehen. Ob sie nun Erfolg hat oder nicht, ob sie schließlich Gewalt gebraucht oder nicht: die Kinder sind in beiden Fällen und auf beiden Seiten nicht viel besser dran. Johnny wird nervös von dem ewigen Fragen, ob er nicht will. Er fühlt unbewußt die vorzeitige Verantwortlichkeit, die darin liegt, daß er beständig selbst wollen und entscheiden soll. Es ist ihm eine Last. Amerikanische Kinder sind in bedenklichem Maße nervös überreizt. Hans dagegen empfindet es als etwas Unerträgliches, daß er „immerlos" „muß". Mehr oder weniger dunkel lehnt er sich gegen das Joch auf. Er grollt und bockt. [Hier kann der „Türmer" die Zwischenbemerkung nicht unterdrücken, daß es in unsrer Erziehung zu Hause Grollen, Bocken oder längere Verhandlungen in solchen Fällen selten gab: Vater befahl — und wir gehorchten, nicht indem wir uns „unterdrückt" fühlten, sondern kraft jenes magischen Vertrauensverhältnisses, das Eltern und Kinder in gesunder Wechselwirkung miteinander verbindet. D. T.]

Zwei Dornenwege zum gleichen Ziel. Denn das Müssen und Wollen richtet sich doch letzten Endes auf denselben Punkt: das Gute. Beide Wege könnten nun gleich richtig oder gleich falsch sein, insofern sie nämlich beide das gesteckte Ziel erreichen, wenigstens soweit es sich erreichen läßt, oder nicht. Beide könnten auch insoweit gleichwertig sein, als sie ungefähr gleichviele Schwierigkeiten und Schattenseiten aufweisen. Und das scheint mir — nach jahrelangen, ernsten Studien im Vaterland, dann in Nordamerika, dann wieder im Vaterland — zuzutreffen. Wenn sich mir in der Neuen Welt immer noch die Wage zugunsten unsrer deutschen Erziehung neigen wollte, so wurde sie seit meiner Rückkehr in die Heimat fest und schwankt nicht mehr nach der einen noch der anderen Seite. Für beide Seiten aber wünschte ich als Ideal eine Verschmelzung der Ideen. Die Übel des einen Wegs könnten mit den Vorzügen des anderen behoben werden und umgekehrt. Womit ich nicht sagen will, daß diese Einsicht neu wäre. Bewußt oder unbewußt sind die allgemeinen Kräfte des Menschengeistes dabei, auszugleichen, anzugliedern, damit die Menschheitsentwicklung immer hübsch beieinander bleibt. Aber grade, weil das so ist und sein wird und muß, ist es gut, daß wir uns möglichst klar darüber sind und möglichst bewußt zum Wohl unsres Volkes mithelfen können. Das ist besonders notwendig auch im Angesicht der unzähligen gewaltsamen und ungeschickten Ver-

suche in unserm ganzen deutschen Erziehungswesen, in Schule und Haus. Es ist wie ein ungeheures, ungewisses Wogen im deutschen Leben überall. Etwas Neues soll es geben, etwas unbedingt und durchaus Neues. Nun gerät das Ganze in eine bedenkliche schwere Schwankung nach der Gegenseite alles Gewesenen. Da sind Schulen und einzelne Lehrer, die das alte „Du sollst“ in ein „Ich mag“ oder „Ich mag nicht“ umkehren. Da sind Mütter, die ihre Kinder amerikanischer anfassen, als die ausgesprochenste Amerikanerin. Unberechenbare Schäden entstehen auf diese Weise der Volksseele, die wie verloren umherirrt. Sie kann ihr Innerstes nicht einfach umdrehen, sie bleibt nun einmal deutsch, Gott sei Dank, deutsch. Und sie muß und wird alle die Auswüchse wieder abstoßen, damit sie in ihrer ruhigen, tüchtigen Art sich weiterentwickeln kann.

Was der Amerikaner in Zukunft mit seinem Grundsatz „Ich will“ anfängt, geht uns zwar sehr viel an, läßt sich aber von uns wenig beeinflussen. Die Zeiten des deutschen Einflusses in Nordamerika sind vorläufig so gründlich vorüber, als sollten sie niemals wiederkommen. Dieses Wiederkommen hängt natürlich zumeist von uns ab. Jedes Volk muß auf die ganze Welt einen erziehlichen Einfluß haben, wenn es auch nur in irgendeinem wesentlichen Punkt der Weltentwicklung voran ist. Der Verlust eines solchen Einflusses bedeutet allemal ein Zurückbleiben, einen Niedergang, wenn nicht besondere Krisen im Innern.

Wenn der Amerikaner immer wieder von einer einseitigen Durchführung seines Erziehungsgrundsatzes abweichen muß, um nicht gänzlich von einem Vorwärtskommen abgedrängt zu werden, so haben wir Deutschen noch ebenso viel zu tun, um unsrerseits das eigentliche Ziel im Auge zu behalten. Schießt der Wille ins Kraut, so ist er ebenso unfruchtbar, als wenn er in seiner Entfaltung gehemmt wird. Die unheilvollen Folgen solcher Hemmung haben wir Deutschen an unserm jüngsten Zusammenbruch erlebt. Mit Sollen und Müssen sind wir in einen Drill hineingeraten, in eine Überentwicklung gehetzt worden, bei der die innere Gesundheit litt, der eigene Wille verkümmerte und von einer geistigen Selbständigkeit kaum mehr die Rede war. „Was wißt ihr Deutschen überhaupt noch anderes als Gehorchenmüssen?“ hörten wir oft drüben in Amerika; noch vor dem Krieg. „In der Schule den Drill, zu Hause vom Vater den Stock, im Beruf, im Militär wieder Drill — man möchte wissen, wann der Deutsche einmal Mensch ist!“ Als wir solche Ausstellungen vor Jahren hörten, wollten wir noch nicht viel davon wissen. Man nimmt ins Ausland zunächst noch so viel von eigener Luft und eigener Hülle mit, daß man gar nicht imstande ist, daraus durchzudringen, um wirklich an die andere Wesensart sehend und fühlend heranzukommen. Später wird das dann möglich, wenn man sich wahrhaft die Mühe dazu gibt. Dem Amerikaner wird dieses Einfühlen in fremdes Wesen noch unendlich viel schwerer als uns Deutschen, ja, man könnte oft denken, es wäre ihm überhaupt unmöglich. Der Weg vom „Du sollst“ scheint doch beträchtlich leichter dazu als vom „Ich will“. Wir haben das mit Staunen und Entsetzen an der Tatsache bewiesen gesehen, daß die allermeisten Amerikaner, die in Deutschland gelebt, studiert, sich vielleicht gar verheiratet hatten, dennoch so wenig vom innersten deutschen Wesen und Leben begriffen hatten, daß sie von 1914 an oder bald nachher deutschfeindliche Stellung nahmen und die unmöglichsten Dinge des Lügenfeldzugs glaubten. Die Betonung des Grundsatzes „Ich will“ hat eben die große Gefahr in sich, das Ich-Gefühl derartig zu verstärken, daß es nicht mehr von sich selbst absehen und aus sich herauskommen kann.

So sehen wir immer wieder, daß die deutsche wie die amerikanische Erziehungsidee sich auf ihrer einseitigen Bahn selbst die größten Schwierigkeiten bereitet und nur durch gegenseitige Abtönung und Durchdringung gewinnen könnte.

Toni Harten-Hoencke



Okkultismus und Mystik

Es läßt sich nicht mehr leugnen: Okkultismus und Mystik haben über den im vergangenen Jahrhundert herrschenden Rationalismus gesiegt. Kein Salon, in dem nicht von Astrologie gesprochen würde, kein Stammtisch, an dem nicht dieser oder jener merkwürdige Erlebnisse zu berichten hätte, die er noch vor wenigen Jahren im tiefsten Schreine seines Herzens verborgen haben würde. Der eine weiß von der Voranmeldung eines Sterbenden, dem Stillstehen einer Uhr in der Todesstunde, der andere von Vorahnungen aller Art, der dritte erlebte einen Spuk, wieder einer will einen Doppelgänger oder gar einen Geist gesehen haben. Sind denn alle verrückt geworden? denkt der wissenschaftlich Gebildete, und wenn er auch die Frage vielleicht nicht ohne gewisse Hemmungen bejahen mag, so erklärt er doch dies und manches andere mit der berüchtigten Kriegspsychose und ihren Nachwirkungen.

Es dürfte sich verlohnen, den Ursachen der Erscheinung nachzugehen.

Am bequemsten ist es zweifellos, alle angegebenen Phänomene glatt zu leugnen. Der Skeptizismus der Ignoranz — Schopenhauer prägte diesen treffenden Ausdruck im gleichen Falle — besitzt ja das nicht ohne Einschränkung beneidenswerte Vorrecht der Ablehnung ohne Prüfung. Es erinnert dies Verhalten an ein niedliches Wort, das von einem Friseurgesellen aus der französischen Revolution überliefert wird. „Wenn ich auch", meinte er, „nur ein einfacher Geselle bin, so habe ich darum doch nicht mehr Religion als irgendein anderer." Mutatis mutandis denkt jeder Ladenschwung, der auf seine Bildung stolz ist, dem Übersinnlichen gegenüber ebenso. Dies ist sozusagen für ihn der wissenschaftliche Befähigungsnachweis oder doch der für seinen Anspruch, sich unter die Gebildeten zu zählen. Leider finden wir aber auch in andern Kreisen, speziell an unsern Hochschulen, die gleiche Denkweise, ein Umstand, der es entschuldigen mag, wenn ich an dieser Stelle ein Thema behandle, dessen Erörterung in Amerika, England oder Frankreich etwa ebenso unmöglich wäre, wie das der Drehung der Erde oder der Entdeckung Amerikas. Denn dort ist man längst über den „Skeptizismus der Ignoranz" hinausgewachsen, nicht trotz, sondern gerade durch die ersten Gelehrten und Forscher der betreffenden Länder.

Daß man während des Krieges den brennenden Wunsch hegte, etwas über die eigene, oder die Zukunft geliebter Angehöriger zu erfahren, liegt auf der Hand. Man konsultierte also, zunächst nicht ohne Bangen und Zweifel, Astrologen, Hellseherinnen und Kartenschlägerinnen, und erfuhr dort gar manches, was sich späterhin wunderbar bestätigte. Dadurch wurde in weitesten Kreisen der Überzeugung zum Siege verholfen, daß die genannten Personen wohl nicht allwissend sind, denn sie irrten auch manchmal, immerhin aber über Fähigkeiten verfügten, für die der bisherige Materialismus oder Rationalismus, die mechanistische Weltanschauung, keine Erklärung hatten. In meinen „Prophezeiungen" (Verlag Albert Langen) war ich schon bei strengster Kritik zu dem Resultat gekommen, daß es tatsächlich eine Kraft des Fernsehens gibt, wozu ich noch hinzufügen möchte, daß diese sich durchaus nicht mit der heute noch herrschenden Weltanschauung verträgt. Der Tübinger Universitätsprofessor Österreich, ein weißer Rabe unter seinen Fachgenossen, ist in seiner vor wenigen Monaten erschienenen höchst lesenswerten Schrift „Der Okkultismus im modernen Weltbild" zu demselben Schluß gekommen. Da bei uns — trotz der Revolution — erst dann eine Wahrheit als solche anerkannt wird, wenn eine staatliche Autorität sie bestätigt, so datiert eigentlich erst von diesem Buche ab die Diskussionsfähigkeit der okkulten Phänomene. Vorher wußte jeder Geschäftsreisende, vorausgesetzt, daß er niemals bei Sitzungen zugegen war und die einschlägige Literatur nicht kannte, mehr als die ersten Physiker und Chemiker der Erde, etwa Crookes, Lodge, Richet, Fechner, Zöllner, Myers, die jenem Studium Jahre ihres Lebens gewidmet hatten.

Man wies auf die Erfahrungstatsache hin, daß die Folgeerscheinungen großer Kriege und Massenunglücke stets ein Anwachsen des metaphysischen Bedürfnisses gewesen seien. Das ist zum guten Teile richtig, insofern solche gewaltigen Erschütterungen die Menschheit in ihre

natürlichen Bestandteile zerlegen: die Sancho Pansas und die Don Quichottes. Während sich die ersteren in den Taumel möglichst materieller Vergnügungen stürzen, besinnen die andern sich auf ihr höheres Selbst und suchen hinter der Welt der Erscheinungen die des Seins. So rief etwa die furchtbare Pest des 14. Jahrhunderts bei uns neben einer außerordentlich gesteigerten Lebesucht auch den Flagellantismus hervor. So war es zu allen Zeiten und ist es natürlich auch heute, weil das Menschenherz sich in historischen Zeiten nicht verändert hat.

Doch noch ein anderes Moment spielt neben dem Gemütsbedürfnis, das aus dem labilen Gleichgewicht des Alltags durch große Erschütterungen seiner wahren Bestimmung zugeführt wird, hier dem Fraß und der Völlerei, dort der Religion und dem Mystizismus, eine ausschlaggebende Rolle. Die Erfahrung lehrt, daß nur Leiden uns zur Persönlichkeit reifen lassen. Auch in diesem Sinne kommt der Lehre von der Erbsünde ein tiefer Sinn zu. Für jedermann ist ein bestimmtes, nur individuell verschiedenes Leidensquantum zur Reife erforderlich. Vorher ist er Dutzendware, Erz und Schlacken sind in ihm kunterbunt vermischt. Durch Prüfungen, Versuchungen und Selbstüberwindungen mannigfacher Art erst wird das edle Metall herausgeschmolzen. Diese zur Reife unentbehrlichen Leiden nun kann man sich sehr wohl als eine „Schuld" oder „Sünde" vorstellen, die wir bei der Geburt mitbekommen und im Leben abzutragen haben, bis der Zweck unseres Erdendaseins, diese Reife eben, erreicht wurde. Denn mit unendlicher Weisheit hat die Vorsehung es ja so eingerichtet, daß Genuß und Glück uns befriedigen, das Leid allein, richtig aufgefaßt und verwertet, uns zur edlen Frucht am Menschheitsbaume werden läßt.

Die Sonne des Leidens nun scheint brennender in sturmbewegten Tagen, wie den jüngstvergangenen. Die notwendige Folge ist, daß weit mehr Menschen, als dies sonst der Fall wäre, unter ihren Strahlen zu einem höheren Menschentum heranreiften. Dieses liegt ja selbstverständlich auf ethischem Gebiete, trotzdem führt der Weg dorthin durch die Regionen des Okkultismus und der Mystik.

Denn Leiden reifen nicht nur zur sittlichen Persönlichkeit, sie machen uns auch empfänglicher für Reize, die unter normalen Umständen zu schwach sind, um wahrgenommen werden zu können. Es ist etwa so wie beim Zahn, der an einer Stelle seinen Schmelz verloren hat. Hier empfindet er Wärmedifferenzen und Süßigkeit sogar als Schmerz, während er an andern, gesunden Stellen gänzlich unempfindlich dagegen bleibt. Der glückliche Besitzer kerngesunder Zähne wird geneigt sein, den Schmerz für Einbildung zu halten und die objektive Ursache desselben zu leugnen, weil sie auf ihn überhaupt keine Wirkung ausübt. Der Besitzer des angegriffenen Zahnes aber wird seine Überempfindlichkeit gerne zugeben, nur wird er mit Recht bestreiten, daß die äußere Ursache seines Schmerzes fehle. Genau so verhält es sich den meisten okkulten Erlebnissen gegenüber. Wenn wir von besonders disponierten „Medien" absehen, werden wir finden, daß jedes tiefe Leid bei jedem Menschen gewisse okkulte Fähigkeiten weckt. Hierauf beruhen die seit Jahrtausenden bekannten Experimente der Magie: Hellsehen, Telepathie, Gedankenlesen, Aussendung des sogenannten Astralleibes usw. Man kann fast niemals sagen: Wenn du dieses oder jenes Experiment machst, wird mit Notwendigkeit diese oder jene übersinnliche Fähigkeit sich einstellen, sondern man kann nur ganz allgemein feststellen, daß eine solche geweckt werden wird.

So kann man etwa durch lange, mit großer Selbstüberwindung verbundene sexuelle Abstinenz sich zum Hellsehen erziehen, und zwar zum spontanen, während die Heranbildung des willkürlichen Hellsehens von den besonderen Dispositionen abhängt. Dies ist die Ursache, daß sich bei alten Jungfern, Witwen, in Klöstern so häufig hellseherische Phänomene einstellen. Was ich hier verrate, ist durchaus kein Geheimnis. Die Inder, die ihren Körper studierten und seine Fähigkeiten durch höchst schmerzhafte Konzentrationsübungen ausbildeten, oft zu einer staunenswerten Vollendung, während wir in chemischen Laboratorien arbeiteten und Luftschiffe konstruierten, wissen dies und noch vieles andere seit Urzeiten.

Der Sinn der Askese liegt eben im wesentlichen neben der Stählung der Willenskraft in der Tatsache der durch Leiden geweckten übernormalen Fähigkeiten. Denn Askese ist untrennbar verbunden mit einer ungeheuren Willenszucht und mit großen Schmerzen. Um jedem Mißverständnis vorzubeugen: nicht Halluzinationen werden dadurch hervorgerufen, sondern die Sensibilität wird gesteigert, die schwächsten Reize werden empfunden und sonst brach liegende Fähigkeiten geweckt.

Eines der schwierigsten, aber in seinen Wirkungen auch durchschlagendsten Experimente verrät Christus mit der Formel: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen." Es handelt sich hiebei darum, derjenigen Person, die uns am meisten Übles zugefügt hat, die unser Leben zerbrach, nicht nur zu verzeihen, d. h. sich nicht damit zu begnügen, das durchaus natürliche und gerechte Gefühl der Rache und Wiedervergeltung zu unterdrücken, sondern sich zu zwingen, ihr etwas Gutes zuzufügen. Diese Selbstüberwindung ist überaus schmerzhaft. Den Versuch kann jeder Leser machen, indem er sich anfänglich zwingt, einen kleinen Ärger über eine Kränkung zu unterdrücken, um dann zu schwierigeren Aufgaben überzugehen. Er wird dann wenigstens fühlen, wo das Problem liegt. Die Wirkung des gelungenen Experimentes nun besteht nicht nur in einem überaus intensiven, süßen, durchbohrenden Glücksgefühl, sondern auch in allerhand übersinnlichen Erlebnissen, deren Aufzählung hier zu weit führen würde.

Hiemit sind wir bereits unmerklich auf ein zwar verwandtes und auch sehr häufig mit dem Okkultismus identifiziertes, aber doch durchaus wesensverschiedenes Gebiet geraten: in die Mystik!

Der Okkultismus hat es ausschließlich mit sozusagen physikalischen Phänomenen zu tun. Ob ein Gegenstand vom Medium ohne Berührung bewegt zu werden vermag, ob man ohne die Augen sehen, ohne Ohren hören kann, ob Dinge, die sich auf Hunderte von Kilometern von uns abspielen, oder gar erst in der Zukunft liegen, wahrgenommen werden können, das und noch vieles andere gehört in das Bereich des Okkultismus oder der Metapsychik, zu dem man früher auch Hypnotismus und Suggestion zählte. Da niemand mehr an der Tatsächlichkeit dieser Phänomene, deren Realität noch Virchow bestreiten konnte, zweifelt, gelten sie heute nicht mehr als okkult, d. h. verborgen. Über ihr Wesen weiß man natürlich genau so viel oder so wenig wie früher, aber das stört durchaus nicht. Häufig verleiht ja schon die Prägung eines neuen Namens einer Erscheinung Bürgerrecht in der Wissenschaft.

Ganz anders steht es um die Mystik. Sie interessieren derartige, letzten Endes doch irelische Dinge, durchaus nicht. Es ist ihr ganz gleichgültig, ob es spukt, weil Geister ihr Unwesen treiben, oder weil das Medium Kräfte ausstrahlt, oder weil — wie man neuerdings anzunehmen scheint — die physikalische Beschaffenheit des Ortes die Phänomene begünstigt oder gar erzeugt. Was sie ganz allein interessiert, ist die S e e l e, die von alledem ja gänzlich unberührt bleibt. Es ist das Verhältnis der Seele zum Höchsten, zu Gott, den sie in sich wachzurufen trachtet.

Nachdem der Rationalismus der Scholastik abgewirtschaftet und man sich allgemein davon überzeugt hatte, daß das Denken eine inferiore Funktion ist, wohl geeignet, Irrtümer aufzudecken, aber unfähig, die letzten Wahrheiten zu ergründen, da warf sich die Gotik der Mystik in die Arme. Das Himmelanstrebende der gotischen Dome mit ihren Fialen, Wimpergen und Kletterblumen, die jedem Stein die Erdenschwere zu nehmen scheinen, um ihnen den gewaltigen Auftrieb himmelwärts einzuhauchen, versinnbildlicht aufs deutlichste das Streben der Gemüter dieser Jahrhunderte: den Zug nach oben!

Nicht im Grübeln über die letzten Rätsel unseres Daseins, nicht im Aufsuchen neuer Erdteile und den Entdeckungen im Laboratorium oder unter dem Ultramikroskop sieht der Mystiker seine Aufgabe, sondern in sich selbst sucht er sie, in der Erschließung seiner Seele. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern findet sich dieses Streben. Der Inder sagt dasselbe wie der Perser, ein Plotin unterscheidet sich nicht nennenswert von einem Meister Eckehart,

weder in der Grundanschauung vom höheren Erleben noch in der Darstellung des innerlich Geschauten, soweit dies überhaupt mitteilbar ist.

Denn das ist das Wesentliche: die Überzeugung von der Kraft zu höherem Erleben, von einem Verzücktsein, das uns innerlich mit einem Ruck vorwärts bringt. Gewiß kann dies nicht jeder, bei der qualitativen Verschiedenheit der Menschen, aber niemand kann es ohne große Leiden.

Hier schließt sich der Kreis; vom Leiden gingen wir aus. Es ist der Grund sowohl für das Gemütsbedürfnis, sich mit Höherem, über die Alltagsinteressen Hinausgehendem zu beschäftigen, als auch die Ursache für eine Verfeinerung unserer Aufnahmeorgane, wenn man sich so ausdrücken darf, die sie befähigt, sonst Verborgenes physischer Art zu erblicken, endlich aber schenkt es uns das religiöse Erlebnis mit seiner absoluten subjektiven Überzeugungskraft und Unwiderlegbarkeit.

Es wäre ganz zwecklos, von den verschiedenen inneren mystischen Erlebnissen zu sprechen, da nur der sie verstehen würde, der sie selbst an sich erfuhr. Darum ist tiefste Weisheit Schweigen. Das Letzte und Höchste, die Visio Dei, zerreißt die Schleier, die über der Welt der Erscheinungen lagern, und gestattet einen kurzen, aber für das ganze spätere Leben entscheidenden Blick in die des Seins. Denn alles Vergängliche ist für den Mystiker nur ein Gleichnis, und er lächelt über die Versuche der Wissenschaft, sich mit Reagenzglas und Spektralanalyse den letzten Ursachen zu nähern. Für ihn ist Gott Geist und kann nur durch den Geist erschaut, aber nicht durch Vermessen und Abwiegen seines Mantels erfaßt werden. Ebenso lächelt er selbstverständlich über das naive Stammeln der Psychologen und Psychiater, für die das Geigenspiel ein Scharren von Roßhaaren auf Schafdärmen bleibt und ihrer Veranlagung und Untersuchungsmethode nach auch immer bleiben muß. Denn sie spielen sich auf einer weit tieferen Ebene ab. Der Glauben aber, den die Wissenschaft fordert, ist nicht um Haaresbreite kleiner, als der von irgendeiner Religion oder Sekte oder vom niedersten Volksaberglauben beanspruchte. Oder gilt dies etwa nicht von der Zelle, die sich zum Menschen oder Mammuth ausgewachsen haben soll? Oder vom sogenannten Unterbewußtsein, dem die fabelhaftesten Leistungen von denselben Kreisen heute zugeschrieben werden, die noch vor ganz kurzer Zeit aus Hochmut oder Feigheit ungeprüft alle über ihren, ach so engen, Horizont hinausgehenden Tatsachen leugneten? Der wesentliche Unterschied zwischen dem Gelehrten und dem Mystiker ist der, daß ersterer Proselyten machen will, was diesem gänzlich fern liegt, so fern, daß es ihn die größte Überwindung kostet, von seinen tiefsten Erlebnissen und darauf begründeten Kenntnissen auch nur zu reden.

Wenn eine Nation sich auch nicht lediglich aus der Summe der gerade lebenden Individuen zusammensetzt, wie der Nominalismus annimmt, sondern noch eine geistige Tradition, Ideen hinzutreten, und zwar als sehr wesentliche Bestandteile — der Universalismus meint sogar, als das Ausschlaggebende und sieht in den gerade Lebenden nur Repräsentanten dieser Ideen —, so ist doch sicherlich die lebende Generation von größter Bedeutung für die Nation.

Nun wurde und wird unsere Zeit vom tiefsten Leid aufgewühlt. Dadurch werden viele, die sonst mehr oder minder gedankenlos und willensschwach in den Tag hineingelebt hätten, aufgerüttelt bis in die Grundfesten ihres Wesens. Sie lernen es, die Quellen ihrer Kraft nicht im zerstörbaren Leib zu suchen, den einst die Würmer fressen werden, sondern in großen, transzendentalen, unzerstörbaren Ideen. Sie fühlen sich als gebrechliche Werkzeuge eines ewigen Meisters, der sich in der unsterblichen Energie ihres Volkes offenbart. Sie verlernen es, ans kleine Ich zu denken, wenn es sich darum handelt, große, überpersönliche Aufgaben zu lösen. Das verleiht ihrer Seele die Schwungkraft des Adlers und die Furchtlosigkeit des verwundeten Ebers. Die Nation aber, die viele solche Persönlichkeiten in sich hegt, wird nicht vom Unglück zerrieben, sondern zu Stahl geschmiedet. Und so soll und wird es uns Deutschen ergehen!

Dr. Max Kemmerich (München)



Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Nochmals: Kirche und Weltversöhnung

Im Juniheft des „Türmers", S. 179 ff., fand sich ein kurzer Artikel über Kirche und Weltversöhnung, oder vielmehr ein Briefwechsel Ihres Korrespondenten G. H. mit Pfarrer Alexandre Guillot von der Protestantischen Nationalkirche von Genf über dieses Thema, zu dem Sie mir einige Worte gestatten wollen.

Daß ich mit dem Nachwort des „Türmers" vollständig einverstanden bin, versteht sich von selber. Dieselbe leidenschaftliche, ganz und gar widerchristliche Feindseligkeit gegen Deutschland und alles Deutsche, wie sie der Brief Alexandre Guillots offenbart, finde ich auch hierzulande in weitesten Kreisen unter den „Yankees". Sie haben recht: „Da ist kein menschlicher Zugang möglich, keine Erörterung; das ist Erkrankung der Sehorgane und des Urteilsvermögens, wobei sich das Geschehen im Reiche der Welt heillos durcheinandermischt mit den Dingen des Gottesreiches." Und doch eine Aktion des Verbandes der amerikanischen Kirchen zugunsten einer Weltversöhnung? Nun, darüber braucht man sich weiter nicht zu wundern, Amerika ist ja „das Land der unbegrenzten Möglichkeiten". Warum sollte da eine solche Aktion nicht auch möglich sein? Sie ist tatsächlich vorhanden. Man sollte aber, und das ist der Zweck meines Schreibens, zurückhaltend sein mit seinem „größten Bedauern und Erstaunen" darüber, daß z. B. die Protestantische Nationalkirche von Genf einer Anfrage, ob man sich dieser Aktion anschließen wolle, eine scharfe Abweisung erteilt hat. Wir können dieser Kirche nur dankbar sein für diese Abweisung, auch wenn wir ihre Beweggründe dafür nicht teilen und billigen.

Weiß man in Deutschland etwas Genaueres über den Verband der amerikanischen Kirchen, der sich „Federal Council of the Churches of Christ in America" nennt? Weiß man z. B., daß dieser Verband nach Friedensschluß dem Präsidenten Poincaré und seinem Helfershelfer Clémenceau eine Ergebenheitsadresse überreicht hat, in der diesen Unmenschen von den evangelischen Kirchen Amerikas gedankt wurde für ihre Verdienste um den Frieden und die ganze Welt? Weiß man, daß Präsident Wilson von diesem Verband eine Kaplans-Kriegsmedaille erhalten hat und zwar „als Ausdruck der Anerkennung seitens der Kirchen für seine ausgezeichneten Verdienste um die Kirchen und für die Welt infolge seiner Führung, durch welche der Weltkrieg gewonnen und der Welt die Ideale gebracht worden sind, die sich in der Völkerliga verkörpern"? Besagte Medaille ist ihm von dem Methodistenbischof William F. M'Dowell durch den Sekretär Baker feierlich überreicht worden.

Weiß man drüben, daß derselbe „Verband" dem frechen Gottesleugner Viviani, der sich öffentlich gebrüstet hat damit, daß Frankreich für alle Zeiten die Lichter am Himmel ausgelöscht habe, während seiner kürzlichen Anwesenheit in diesem Lande, in Neuyork ein Festmahl gegeben und sich nicht gescheut hat, auch dieses Mannes „Verdienste" um den Weltfrieden zu preisen? Nebenbei bemerkt, haben die geistlichen Herren, die diesem Bankett beiwohnten,

es stillschweigend mit angehört, als der eitle Franzose von einer „Kreuzigung Frankreichs für die Welt" im Kriege redete!

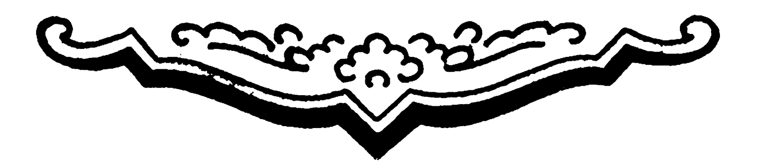
Im vorigen Jahre fand in Chikago eine Versammlung des Interchurch World-Movement statt, bei der freundliche Töne auch Deutschland gegenüber angeschlagen wurden und von Weltversöhnung die Rede war. Anwesende deutsch-amerikanische Pastoren, die das alles für Ernst nahmen, stellten damals den Antrag, oder vielmehr sie richteten an die Versammlung die Bitte, dahin zu wirken, daß die deutsche Mission gerechter behandelt würde von den Alliierten usw. Ihre dahingehende Bitte wurde aber glatt abgelehnt, weil die Versammlung nicht maßgebend sei für derlei Fragen, sie dürfe sich nicht in Politik mischen!

Genau genommen, muß man unterscheiden zwischen dieser Versammlung und dem Verband der amerikanischen evangelischen Kirchen. Bei Licht besehen, sind es aber dieselben Leute hier wie dort, nur unter anderem Namen, die sogenannten „Führer" dieses Landes in kirchlichen Dingen. Sobald es sich um ein Wort der Fürsprache für Deutschland handelt, dann heißt es: wir dürfen uns nicht in politische Dinge mischen, handelt es sich dagegen um Deutschlands Feinde — ja Bauer, das ist etwas ganz anderes, dann schweifwedelt man vor den Franzosen und mischt das Geschehen im Reiche der Welt heillos durcheinander mit den Dingen des Gottesreiches!

Bei einer solchen Stellung dieses Verbandes und seiner Gesinnungsgenossen in anderen Verbänden ist es begreiflich, daß weite Kreise deutsch-amerikanischer Kirchen in diesem Lande nichts von einem Anschluß an diesen Verband wissen wollen, ihn vielmehr grundsätzlich ablehnen, weil er einen „anderen Geist" hat als sie. Eine „Weltversöhnung" auf Kosten Deutschlands ist keine Weltversöhnung. Eine andere will auch der Verband der amerikanischen Kirchen nicht. Die Kirche Calvins in der Schweiz hat darum recht daran getan, sich diesem Verband gegenüber schroff und ablehnend zu verhalten, wobei es dahingestellt sei, ob sie sich bei ihrer Absage vom christlichen Geiste hat leiten lassen. Sollte einmal die evangelische Kirche Deutschlands in die Lage kommen, Stellung zu der Aktion dieses Verbandes nehmen zu müssen, dann hüte sie sich vor einer weltversöhnlichen Stimmung, die nie und nimmer zu einer wahren Weltversöhnung führt. Auch wenn nicht die Forderung nach Reue und Demütigung uns gegenüber erhoben wird, haben wir als Deutsche nichts mit einem Verband zu tun, der das Geschehen im Reiche der Welt so heillos durcheinandergemischt hat mit den Dingen des Gottesreiches, wie vom Federal Council of the Churches of Christ in America nicht einmal, sondern zu wiederholten Malen geschehen ist. Wir sind auch für eine Weltversöhnung, aber auf einer ehrlichen, wahrheitsliebenden, wahrhaft christlichen Grundlage. „Ein Christ ist ein Mensch, der warten kann."

Mit vorzüglicher Hochachtung und der ergebenen Bitte, vorstehende Zeilen durch den „Türmer" der Öffentlichkeit zu übergeben, verbleibe ich Ihr ergebener

D. Immanuel Genähr, Präses der Rheinischen Mission in China
(z. Zt. auf einer Vortragsreise in den Vereinigten Staaten).



Literatur, Bildende Kunst, Musik

Deutsche Jakobitendichtung

Sieben Söhne gab ich dem Kavalier,
Sieben grüne Plätze sind blieben mir,
Ihrer Mütter Herz ist gebrochen vor Weh —
König Jakob, daß ich dich wiedersäh!“

Die Strophe **Fontanes** sagt, was mit Jakobitendichtung gemeint ist: das Jahr 1688 hatte den Engländern ihre „glorreiche Umwälzung“ gebracht, der letzte Stuartkönig hatte weichen müssen von Thron und Land — aber die Hoffnung, wieder einzuziehen in den Londoner Königspalast, gab er deshalb nicht auf. Wenn er die Überzahl des englischen Volkes in den Städten, auch des südenglischen Landadels gegen sich hatte, in Nordengland, vor allem in der alten schottischen Heimat, schlugen genug Herzen für das Herrschergeschlecht, dessen Söhne, lange bevor sie Englands Krone trugen, im ragenden Schlosse zu Edinburg gehaust hatten, die verwachsen waren mit der Geschichte des Landes, umrankt von der Sage, verklärt von der volkstümlichen Liederdichtung wie nur irgend eine der großen schottischen Familien. Darum fand jeder Versuch, den der gestürzte König Jakob, sein gleichnamiger Sohn, der „Kavalier“, oder endlich der Enkel, der „junge Kavalier“, Prinz „Charlie“, machten, die verlorene Herrschaft mit den Waffen zurückzuerobern, Unterstützung bei den Getreuen. Der Eindruck aber, den die Ereignisse dieser Aufstände, die Personen der letzten Stuarts, ihrer Freunde und ihrer Gegner, auf die Phantasie machten, rief eine reichhaltige jakobitische Dichtung hervor: die Lieder bejubelten jeden Erfolg, jede frische Tat der Rebellen, sie überhäuften die Gegner mit Hohn und Spott, sie verklärten den König „jenseits des Wassers“ und die Seinen mit dem Schimmer idealisierender Poesie. Und selbst als jede Hoffnung aufgegeben werden mußte, als niemand mehr daran denken konnte, das Haus Hannover wieder heimzuschicken nach Deutschland, verstummte diese Jakobitenlyrik nicht; natürlich hatte sie nun keine politische Bedeutung mehr: eine gefühlvolle dichterische Romantik gefiel sich darin, die Stimmung vergangener Tage von neuem zu erwecken; wenn sich dabei die Gelegenheit ergab, die Abneigung gegen bestehende Verhältnisse durchschimmern zu lassen, so schadete das nichts. „Die Jakobiten machen unsere Lieder, die Hannoveraner unsere Gesetze“, so hieß ein Witzwort jener Tage; zuletzt war man beiderseits mit dieser Rollenverteilung ganz zufrieden.

Aber was geht uns das an? Von den englischen Königen aus dem Hause Stuart ist keiner, für den wir von vornherein eine besondere Zuneigung empfänden, keiner, der sie verdiente, kühl bis ans Herz hinan stehen wir ihnen als geschichtlichen Persönlichkeiten gegenüber. Und doch: wollte man all die Dichtungen sammeln, die in deutscher Sprache von Glück und Fall des Hauses Stuart sagen, es gäbe einen gar stattlichen Band.

Dabei macht freilich die Jakobitendichtung im engeren Sinne nur einen Teil aus, der sich von der Hauptmasse scheidet. Diese gruppiert sich um Maria Stuart und Karl I. Die Schottenkönigin lockte durch den Ruf ihrer Schönheit und den romantischen Reiz ihres tragischen Schicksals, durch Schillers Drama wurde sie überdies dem deutschen Gemüt besonders nahe

gebracht; nimmt man noch den Einfluß Scotts hinzu, so hat man genug beisammen, um zu wissen, was immer wieder unsere Dichter in Queen Marys Bann zog. Bei ihrem Enkel bezeugt aber schon die Tragödie des Andreas Gryphius von der „Ermordeten Majestät oder Carolus Stuardus" den Eindruck, den das gewaltige geschichtliche Ereignis seines Sturzes auf die Zeitgenossen machte, und der hat für spätere, politisch ganz anders als unser siebzehntes Jahrhundert teilnehmende Geschlechter vorgehalten. Aber geschichtliche Bedeutsamkeit und persönlicher Reiz — den Versuchen des letzten Stuartkönigs und seiner Nachkommen, die verlorene Krone wiederzugewinnen, scheinen sie, zunächst wenigstens, zu fehlen. Darum sind auch Versuche, ihr Geschick im Drama zu behandeln, zwar gemacht worden, aber gescheitert; von ihnen zu sprechen, lohnt nicht.

Die kleineren Formen aber, Ballade und Lied, können von dem Gefühl, dem Eindruck des Loses der gestürzten Größe, ausgehen und dadurch unsere Teilnahme in ihrem engeren Bezirke auch für die Persönlichkeit, die solch Geschick getroffen hat, gewinnen und wachhalten. So wirkt schon die, soweit mir bekannt, früheste deutsche Jakobitenballade Wolfgang Müllers von Königswinter, „Jakob von England" (gedruckt 1842). Da betrachtet der Vertriebene von den Uferdünen bei Calais die Seeschlacht, in der seine französischen Verbündeten der englischen Flotte erliegen; seine eigene Sache ist es, die da den schwersten Schlag erleidet — aber er preist den Heldenmut des Volkes, das seine Sprache spricht, sein Herz ist da, wo Englands Banner wehen; sein letztes Wort ist der Segenswunsch: „Das erste Volk zu Land und Meer Seid Briten alle Zeiten!" Das ist natürlich rein aus idealem deutschen Gemüt geschöpft, nur möglich bei vollkommenem Verzicht auf Wiedergabe des geschichtlichen Charakters: dem leidenschaftlichen, düsteren Selbstherrscher dürften in Wirklichkeit solche Stimmungen sehr fremd gewesen sein.

Wurde hier noch versucht, mit den Mitteln einer etwas billigen Rührung empfindsame Gemüter für eine ins Lichtblaue idealisierte Phantasiegestalt zu gewinnen, so bildet eine Jakobitenballade ganz junger Vergangenheit einen merkwürdigen Gegensatz in Stil und Auffassung. Auch in Agnes Miegels „Marie" erscheint das Bild des Stuarts, aber nicht in Person, sondern wie es sich im Sinn einer nach Recht und Unrecht nicht fragenden Anhängerin spiegelt. Am Seegestade steht sie, die schöne Marie, deren Ahnin einst König Charlie gut war, und über die Wellen schweift ihr Blick in die Ferne. Nie hat sie ihn gesehen, den gestürzten König; nur ihr Oheim hat ihr erzählt

> „Von seinen Augen dunkelblau,
> Schrecklich dem Feinde, schrecklich der Frau,
> Von dem Stuartlächeln, stolz und heiß,
> Das nichts von Güte und Mitleid weiß",

und seitdem ist es um sie geschehen, im Wachen und Traum, wo sie geht und steht, verfolgt sie das Bild des Königs:

> „Ich dachte deiner harten Hand,
> König du über Engelland,
> König über mein heißes Herz,
> Mit der weißen Stirn, mit der Stirn von Erz."

So wartet sie denn, wartet die Tage und die Wochen, nichts als die eine Frage im Sinn: „Stuart, wann werd' ich dein Segel sehn?"

Hier taucht nun zum Greifen deutlich etwas auf, was unsere Dichter doch auch persönlich zu den Stuarts zog: es war das Erbe der Ahnin, der schönen Marie. Ihr dankten sie alle einen Zauber, der den Bourbonen etwa abgeht; mit all ihren Fehlern und Schwächen, den Sünden, die ihr politisches Schicksal genugsam rechtfertigen, ein Etwas war an ihnen, das die Herzen in den Bann schlug. Wir begreifen es ohne weiteres bei den zahlreichen Maria-Stuart-Gedichten (sie finden sich bei Geibel, Fontane, Dahn, Agnes Miegel und wer

weiß noch wo), aber auch noch im unbedeutendsten Träger des Namens lebt etwas von dieser Romantik. Fontane hat sie seinen James Monmouth als die Summe seines Wesens und Geschickes aussprechen lassen:

„Das Leben geliebt, die Krone geküßt,
Und den Frauen das Herz gegeben,
Und den letzten Kuß auf das schwarze Gerüst —
Das ist ein Stuartleben.“

Solche Naturen bleiben Herrscher im Sinne der Ihren, auch wenn ihnen die staatliche Macht entglitten ist; wenn sie nichts mehr zu geben haben, ihnen wird noch immer entgegengebracht, was sie nicht verlieren können: die Treue bis in den Tod, die gar nicht fragt, ob der, dem sie gilt, auch des Opfers wert sei. Und diese Jakobitentreue ist nun das zweite, was unsere Dichter gewonnen hat, vor allem Fontane. Eine echte und rechte Stuartballade sind „Die Hamiltons“, die Geschichte der trotzigen Adelsfamilie, in der mit der Locke der Königin Marie die Treue zu ihrem Hause sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Sie sind dabei, weil sie dazu gehören: in allen Tagen des Jubels und der Trauer, seit König Jakob auf „milchweißem Zelter“ in London einritt, bis zum düsteren Ende von Culloden, wo das Distelbanner für immer in den Staub sank, und auch dann noch ist für sie der wahre König nur der „jenseits des Meeres“. Der letzte Stuart stirbt in der Ferne — den Hamiltons bleibt als Schatz ihres Geschlechtes die Erinnerung an das, wofür die Väter gelitten und gestritten haben:

„Die Stuarts sind gestorben,
Doch die Treue kennt kein Grab.“

Und nun müßten wir nicht Deutsche, das große Übersetzervolk sein, wenn wir nicht auch zur englischen Jakobitendichtung gegriffen hätten, um aus ihr Töne und Farben für uns zu holen. Denn sehr charakteristischerweise handelt es sich nicht immer bloß um Übertragungen. Fontanes Gedichte enthalten eine Abteilung „Lieder und Balladen frei nach dem Englischen“ — fast ihren Schluß machen elf Jakobitenlieder aus. Ihre unmittelbare Quelle vermag ich nicht festzustellen: die größere Hälfte steht in den Ausgaben der Werke des schottischen Dichters Robert Burns, die kleinere in englischen Sammlungen der Jakobitenlyrik; ob Fontane also neben Burns eine solche Zusammenstellung benutzt hat oder alle seine Vorlagen irgendwo beisammen fand, ist zweifelhaft, für uns aber von geringerem Belange. Die Hauptsache ist, daß Fontane seine Texte teilweise stark umgestaltete; das beste Beispiel ist das Gedicht, dessen deutsche erste Strophe am Anfang dieses Aufsatzes steht. Im Englischen geht ihr eine etwas rührselige Schilderung des Sprechenden voran; dadurch daß sie weggelassen ist, wirkt nun das Lied als freier Gefühlsausbruch, um so mehr, als Fontane noch die Strophen umstellte. Anders als die Vorlage beginnt er mit dem persönlichen Opfer von Weib und Kind, dann folgt die Klage über den Zustand des Landes und der trotzige Schluß; in alledem ist an die Stelle etwas weichlichen Jammers männlicher Zorn, eine verbissene Entschlossenheit getreten. Wie anders klingt doch der schottische Kehrreim „Und Frieden gibt's nimmer, bis Jakob daheim“ gegenüber dem leidenschaftlichen „König Jakob, daß ich dich wiedersäh!“

Dasselbe gilt von mehreren der andern Gedichte. Von dem Jubellied, das den Prätendenten 1745 grüßte, ist nicht viel mehr geblieben als der kecke Kehrreim: „O Charlie ist mein Liebling, der junge Kavalier!“ Die tragikomische Geschichte von der Schlacht bei Sheriffmuir, in der jeder den andern besiegte, ist in ein paar schlagkräftige Strophen zusammengedrängt. Doch zu Einzelheiten ist hier nicht Raum. Im ganzen wird man sagen können, daß diese Lieder z. T. ein ganz anderes Pathos bekommen haben, als sie in ihrer Urform besaßen. Was ihnen darum vielleicht an Echtheit abgeht, haben sie für uns an Wirkung gewonnen.

Fontane ist nicht etwa der letzte, den jakobitische Stoffe lockten. Von Agnes Miegel war schon die Rede, in Leo Sternbergs „Kleinen Balladen“ findet sich eine Übertragung

eines übermütigen Liedes vom Siege der „hundert Pfeifer“, Alice von Gaudy preist den Heldentod eines Trommlers in Charlies Sold, und mehr wird wohl noch zu finden sein.

Aber hier handelt es sich nicht um Vollständigkeit, sondern darum, eine besondere Erscheinung hervorzuheben: ist es nicht sonderbar, daß deutsche Dichter zu einer Zeit, da ihnen solche Stoffe allem Anschein nach recht fern liegen mußten, sich hingezogen fühlten zu diesen royalistischen Trutzliedern? Daß Theodor Fontane, der Sänger preußischer Helden, ihnen einen Schwung gab, der uns fast vergessen läßt, daß es sich um unserm Volke fremde Schicksale handelt? War's nur die Freude am alten romantischen Lande der Percy und Douglas? Aber dort am Ufer der schottischen Seen war ihm auch einst die Erkenntnis aufgegangen, daß im brandenburgischen Sande ebensogut die blaue Blume blühe, als der märkische Wanderer war er aus England in die Heimat zurückgekehrt. Und vielleicht klangen aus den schottischen Jakobitenliedern doch Töne, für die man in Preußens Konfliktszeit Verständnis hatte: auch König Wilhelm redete einmal in bedrückter Stunde zu Bismarck vom Schicksal des Grafen Strafford, der für einen Stuart auf dem Schafott gestorben war. Wie dem sei — wir wollen nicht spekulieren über Dinge, die sich nicht entscheiden lassen. Aber eins ist sicher: den letzten Stuarts ist kein schlechtes Los gefallen in unserer Dichtung, und — hatten wir nicht mehr denn sie?

Dr. Albert Ludwig

Ein Rückblick auf die Dante-Arbeit der letzten Jahre in Deutschland

II

Still und heimlich, gleichsam über Nacht, hat sich wieder eine kleine Gemeinde von Dantefreunden zu einem neuen Danteverein zusammengetan und nach 43 Jahren den fünften Band des Dantejahrbuches erscheinen lassen (Jena 1920, Eugen Diederichs). Hatte 1870 der Krieg Schuld, gab er wenigstens den ersten Anstoß dazu, daß der von Witte 1865 gegründete Danteverein wegen Teilnahmlosigkeit eines sanften Todes verblich, so wurde auch die Gründung der neuen Gesellschaft (wovon unter Kraus und Scartazzini schon 1893 die Rede war) und das Erscheinen dieses bereits für September 1914 geplanten Jahrbuches durch den Weltkrieg bis zum Jahre 1920 verzögert. Die Teilnahme für Dante hat in diesen vier Jahrzehnten in Deutschland durchaus nicht geruht; das Gegenteil ist der Fall. Denn es sind niemals soviel Verdeutschungen und andere Arbeiten über Dante erschienen wie in diesem Zeitraum und besonders in den letzten zwanzig Jahren. Konnte ich in meiner kleinen Bibliographie (Leipzig 1907) bis zum Jahre 1865 nur dreizehn vollständige Komödienübertragungen aufführen, so waren bis 1907 schon dreiundzwanzig zu verzeichnen, zu denen bis heute noch fünf (Bassermann, Zuckermandel, Lübbe und zwei vom Besprecher) zu zählen sind. Weitere sind unterwegs, teils in der Presse, teils noch in Handschrift. Dazu kommen noch mehrfache Neuauflagen und teilweise Neubearbeitungen (Streckfuß, Witte, Philalethes). Rechnet man aber noch die Übersetzer hinzu, die nur Teile der Komödie oder andere Werke des Florentiners übertrugen, so blicken wir seit 1555 im ganzen auf die stolze Zahl von reichlich hundert Köpfen zurück, die sich mit Dante beschäftigten. Dr Hugo Daffner, auch als Kammermusikkomponist wie als Sinfoniker bekannt, der Präsident der neuen Dantegesellschaft und Herausgeber des Jahrbuches, spricht in der Einleitung über Entstehung und Verlauf der alten Gesellschaft in anschaulicher Weise. Er steuert auch einen lehrreichen Aufsatz über Dante und die Musik bei, dessen zweite Hälfte aus Platzmangel für das nächste Jahrbuch zurückgestellt werden mußte, sowie eine kleine Abhandlung über Dante bei Rossini und endlich eine Untersuchung über die Zusammenhänge von Dantes Komödie mit christlichen Legendenbildungen

und über Goethes Beziehungen zu Dante, eine Abhandlung, die nichts Neues bringen will und kann. Joseph Kohler spricht über Dante und die Willensfreiheit in seiner bekannten, manchmal etwas weitschweifigen und trockenen Weise. Bassermann bringt aus der oben besprochenen Paradiesübertragung Gesang vier und acht nebst Erläuterungen, und zeigt sich in zwei kleinen Gedichten als selbständiger Dichter vorteilhafter denn als Nachdichter. Gleich ihm vertreten Sofie Gräfin v. Waldburg-Syrgenstein, A. v. Gleichen-Rußwurm und A. Leverkühn das lyrische Element in Form von Anwidmungen. Zwei sehr bemerkenswerte Beatrice-Studien steuern Karl Federn und Engelbert Krebs bei. Paul Alfred Merbach glänzt durch eine vortreffliche Arbeit: Dante in Deutschland. Sehr dankenswert ist die Wiedergabe der Paradiesübersetzung von Seligmann Heller, von dessen im Nachlaß vorgefundener trefflicher Übertragung mir schon vor Jahren einige Gesänge durch Federns Güte handschriftlich mitgeteilt wurden und nach deren Kenntnisnahme ich schon damals bedauerte, daß diese Arbeit im Verborgenen bleiben sollte. Nun ist sie ans Licht getreten. Sie ist in durchgereimten Terzinen, nach dem Beispiel von Streckfuß, Kohler und Gildemeister in streng wechselnden männlichen und weiblichen Reimausgängen gehalten, liest sich leicht und flüssig, trifft Dantes Ton sehr oft aufs glücklichste und enthält nicht allzu viel Fehler in Auffassung oder Übersetzung, zumal wenn man bedenkt, daß ihre Entstehung gewiß fast fünfzig Jahre zurückliegt. Nach dem Lesen bedauert man, daß Heller nicht dazu kam, die ganze Komödie zu übersetzen. Der Tod nahm dem fleißigen und gewandten Schriftsteller schon im 59. Jahre die Feder aus der Hand. Im zweiten Gesang fehlen übrigens die Verse 34 bis 123. Sollte diese Lücke nicht in der Handschrift, sondern nur als Umbruchfehler vorhanden sein, so wäre es wünschenswert, daß dieser ausgefallene Satz im nächsten Jahrbuch mitgeteilt wird. Zwei warmempfundene Nachrufe werden Richard M. Meyer und Pochhammer gewidmet, der mit einem Aufsatz: Dante als Schöpfer neuer Werte, vertreten ist und der, wie vieles, was P. schreibt, manchen Widerspruch herausfordern wird. Eine umfangreiche Bücherschau, liebevoll und gerecht, vom Herausgeber Daffner, mehrere Verzeichnisse und die Satzungen der Neuen Dantegesellschaft machen den Beschluß dieses reichhaltigen, anregenden und für die Folge vielversprechenden Jahrbuches. Es ist auf gutem Papier klar gedruckt und bei der Fülle des auf 375 Seiten in Lexikonformat gebotenen reichhaltigen Inhaltes billig zu nennen. Für 15 M Jahresbeitrag (an Diederichs zahlbar) erwirbt man Buch und Mitgliedschaft.

Vor einem möge sich die neue Gesellschaft hüten: allzu reinwissenschaftlich (auf gut deutsch: langweilig), also zum Tummelplatz der Herren Kommentatoren zu werden. Verschiedene Zuschriften an mich (und gerade von Danteleuten) sprechen die Befürchtung aus, daß es nach diesem ersten Buch ganz so scheine, als ob man in den Fehler der alten Gesellschaft verfallen wolle, wo es doch Pflicht sei, nicht nur Dantekenner und Übersetzer, sondern das weiteste Laienpublikum zu Mitgliedern zu werben. Videant consules!

Eine prächtige Festgabe zum fünfzigsten Geburtstage des Philalethes-Enkels, des Prinzen Johann Georg, Herzogs zu Sachsen, hat die Verlagsbuchhandlung Herder zu Freiburg im Breisgau erscheinen lassen. Zu Dante. Von Dr Adolf Dyroff. — Die Dantezeichnungen der Prinzl. Sekundogeniturbibliothek zu Dresden im Rahmen der neueren deutschen Kunst. Von Alfred Habelt. — Erlebnis und Allegorie in Dantes Commedia. Von Dr Engelbert Krebs. — Diese drei sich mit Dante befassenden Aufsätze bilden Schmuck- und Zierstücke dieser Ehrengabe deutscher Wissenschaft, dargeboten von katholischen Gelehrten und herausgegeben von Franz Feßler. (Mit 34 Bildern. Lex. 8° XX und 858 S., 7 Bildertafeln.)

Im gleichen Verlag erschien ein Büchlein von Karl Jakubczyk, Domvikar in Breslau, Dante. Sein Leben und seine Werke. (XII und 292 S.) Es kommt gerade recht zum Jubiläumsjahr des großen Florentiners. Bietet es doch in gedrängter, aber alles Wesentliche bietender Form das, was jeder Gebildete heute über Dante als Mensch und Dichter, über sein künstlerisches Schaffen, sein geistiges Wesen, seinen äußeren und inneren Lebensgang

wissen möchte, um die Komödie mit Genuß und Verständnis zu lesen. — Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch auf ein Buch hinweisen, das in gewissem Sinne auch ein Dantebuch genannt werden kann. Es ist der Franziskus. Ein Friedensfang von M. Mages (Herder, Freiburg 1920). VII und 247 Seiten. In 36 kleinen Gesängen schildert es poetisch und anschaulich das wunderbare Leben und Wirken dieses vorbildlichen Mannes, dieses von Dante so hoch geschätzten und geliebten Heiligen, der diesen Namen mit so viel Recht verdient wie wenig andere. Es ist eine Dichtung, die fesselt und erbaut, die auch dem Nichtkatholiken Freude machen kann.

Von dem kleinen Büchlein Dantes Göttliche Komödie, die Otto Euler nach ihrem wesentlichen Inhalte dargestellt hat (Volksvereins-Verlag G. m. b. H., München-Gladbach 1918, 197 Seiten) ist jetzt bereits das fünfte Tausend erschienen, ein erfreulicher Beweis für die zunehmende Teilnahme, die Dante auch in den breiten Volksschichten findet. Euler faßt den unvergänglichen, vom Zeitenwechsel unberührten Inhalt des vielseitigen Gedichtes, sofern dieser Inhalt bei seinem Publikum der Teilnahme sicher sein kann, in fortlaufender Darstellung zusammen, wobei er den Dichter in den Übertragungen von Witte und Philalethes meist selber zu Worte kommen läßt. Eine gute, verständliche Einleitung und eine Auswahl charakteristischer Gesänge in Bruchstücken geben dem Danteneuling den Weg an, der ihn am angenehmsten zu dem gewaltigen Dichter führen kann. — Aus Dantes Zeit stammt auch das kleine, im selben Verlage erschienene Buch De eruditione principum, das unter die kleineren Schriften des heiligen Thomas gerechnet wird, aber vermutlich von einem Ordensgenossen geschrieben ist, der dem Fürsten der Theologie an Hoheit und Tiefe des Geistes würdig zur Seite steht. Professor Dr. Karl Bone hat die Schrift unter dem Titel Von guter Erziehung neu herausgegeben. Ein hübsches Franziskusbuch ist auch das von Emil Dimmler schon im zehnten Tausend vorliegende Werkchen Franz von Assisi.

Dante Alighieri. Neues Leben (Vita Nuova). Übersetzt und erläutert von Franz A. Lambert. Einhornverlag, Dachau bei München, 141 Seiten, mit zwei ganzseitigen Holzschnitten von Otto Wirsching. Der verdienstvolle Danteforscher legt uns mit seinen siebzig Jahren eine neue und gute Übertragung des Dantischen Liebesfrühlings vor, und zwar seit der Friedrich Beckschen (München 1903) die erste ungereimte. „Denn“, sagt Lambert, „in der Reimnachbildung gehen oft wesentliche Bestandteile (Momente) der Danteschen Wortbegriffe verloren.“ Er hält sich nicht für den Meister (der auch schwerlich kommen wird), der in der Verdeutschung des ganzen poetischen Teiles der Vita Nuova etwas Vollkommenes, dem italienischen Text an Form und Inhalt annähernd Ebenbürtiges zu schaffen vermöchte. Es ist erfreulich, wenn ein Übersetzer die ihm von Natur gesteckten Grenzen erkennt und sich lieber der schlichten Prosa zuwendet, als sich zu Reimen versteigt, denen er nicht gewachsen ist. So liest sich denn Lamberts Übertragung der Gedichte glatt und angenehm; dabei ist sie so treu wie nur möglich. Aufgefallen ist mir, daß donna in den Prosateilen mit Dame, in den Versen mit Frau wiedergegeben wird; einige Ausnahmen abgesehen. Wenn Lambert sagt, er lege die neunte Übertragung des Neuen Lebens vor, so irrt er: es ist die elfte. Denn er übersah die von Adolf Rüdiger (München 1905) und meine Leipziger von 1906, die von der Freiburger (1908), die er anführt, gänzlich abweicht. Die Übersetzung von Michael Sinowitz (D. Elecner, Zürich 1905) will ich nicht hinzurechnen, da sie sich zum großen Teil auf die Förstersche (Leipzig 1841) stützt.

Wertvolle Abhandlungen bietet Lambert im Anhang. Und zwar ist es die alte, nimmer ruhende Beatrice-Frage. Seine Untersuchung zerfällt in vier Teile: Beatrice — Dantes erste Geliebte — Beatrice die Heilige — Dantes zweite Geliebte. Der Raum verbietet es mir, auf die geistreiche Untersuchung allzusehr einzugehen. Schon im Jahre 1908 hat Adolf Dyroff die Ansicht vertreten, daß Beatrice eine Schwester Gemmas gewesen sein könne. Doch Lamberts Meinung, daß es Piccarda Donati sei, teilt er nicht. (Vgl. darüber S. 530 ff. in Dyroffs Artikel „Zu Dante“ in der oben erwähnten Ehrengabe katholischer Gelehrter,

Herder 1920.) Lambert sagt (S. 96 ff.), daß Beatrice nach Kap. 29 des Neuen Lebens als eine Neunheit aufzufassen sei, d. h. als ein Wunder, dessen Wurzel einzig und allein die wunderbare Dreieinigkeit sei. Er begegnet sich in dieser Zerspaltung mit dem erwähnten Rüdiger, der S. 15 gleichfalls behauptet, daß Beatrice der Name für eine (aus neun Stücken bestehende) Vielheit ist. — Dante will das Wirken dieser neunfachen Vielheit in ihrem einheitlichen Zusammenhange schildern. Zu diesem Zwecke stellt er sie sich als eine Person vor, die durch ihr Wirken in neunfach verschiedener Weise zu den Menschen in Beziehung tritt, und er gibt dieser personifizierten Neunheit, wie viele andere im gleichen Falle auch tun würden, den Bedeutungsnamen Beatrice, die Seligmachende. — Dyroff ist der Ansicht, daß nicht Piccarda, sondern eine andere frühverstorbene Schwester Foreses, Piccardas und Gemmas namens Beatrice die Gesuchte sei. Daher erkläre sich auch der Umstand, daß Dantes älteste Tochter nach dieser Tante Beatrice genannt worden sei. — Genug von dieser Sache! Ich verweise nochmals auf die Beatrice-Artikel im Dantejahrbuch, auf den von Engelbert Krebs, der in einem Nachtrag gegen A. Rüdigers „Einzig mögliche Deutung" (nämlich: Beatrice als Sakrament der Taufe aufzufassen) scharf zu Felde zieht (Seite 93), und auf den kurzen, aber sehr lesenswerten von Karl Federn (S. 63). Zu dem Krebsschen Beatrice-Artikel ist übrigens noch sein Aufsatz: Erlebnis und Allegorie in Dantes Commedia gegen Schluß (S. 548) in der Ehrengabe katholischer Gelehrter zu vergleichen.

Ein hoher Genuß wird den Dantefreunden bereitet durch Hermann Hefeles Dante (Fr. Frommanns Verlag, H. Kurtz, Stuttgart 1921. Mit einem Dantebild nach Andrea L'Orcagna aus dem Jüngsten Gericht und mit farbigen Initialen. 274 Seiten, 1.—3. Auflage). Hefele erregte vor einigen Jahren durch sein tiefgründiges Werk: Das Gesetz der Form berechtigtes Aufsehen, das eine Wandlung vom Menschen forderte; nämlich den schwierigen Schritt vom Ich zum Du, als dessen Ergebnis das Wunder des Objektiven steht. Mit derselben Künstlerschaft in der Sprachformung wie in der Klarheit und Folgerichtigkeit seiner Gedanken ist auch dieses Dantebuch geschrieben, das von Anfang bis Ende durch Scharfsinn fesselt, durch Urteilskraft überzeugt. Die Betrachtungsweise Hefeles (die leider durch ein Dorngeheck üppiger Fremdwörtelei umzäunt ist) setzt die Kenntnis der gesamtgeschichtlichen und kunstwissenschaftlichen Fragen voraus und sieht ihr Ziel hauptsächlich im inneren Entwicklungsgang der Erscheinung. So wird das Buch in besonderer Weise der heute geltenden Auffassung entsprechen, die in dem Florentiner den großen Weltbürger der geistigen Ordnung verehrt, den tiefsinnigen Denker, den Seher des Übersinnlichen. Es ist Tempelluft, die den Leser umweht.

Künstler, die über ihre Kunst sprechen sollen, werden oft einseitig oder persönlich. So sind auch Dichter (selbständige und Nachdichter) keine sehr objektiven Beurteiler. Ihre Ansichten gipfeln fast immer in einer Verteidigung ihres Eigenwesens, werden Erklärung ihres eigenen Stils, verschärfen sich zur Behauptung ihrer Kunst, so daß sie selbst in ihrer Bewunderung mitunter streitlustig oder einseitig wirken. Aber schließlich ist ja auch jedes Lob nur eine Anerkennung der eigenen Ansichten. So mögen es mir die hier Besprochenen denn zugute halten, wenn ich mich als Selbstdantedichter der undankbaren Aufgabe unterzogen habe, meine dichtenden Mitbrüder unter die Lupe und das kritische Messer zu nehmen. Ich hoffe, daß ihnen meine Schnitte nicht zu wehe getan haben. Sie geschahen nicht in dieser Absicht: nicht um zu verwunden, sondern um mehr oder minder leicht zu heilende Schäden aufzudecken. Und das ist Pflicht jedes gewissenhaften Kritikers, der sachlich bleibt. Die angekündigten Übertragungen von Hans Geisow, August Vezin, Stefan George, von Puttlitz und anderen sind beim Abschluß meines vorliegenden Aufsatzes noch nicht erschienen.

Richard Zoozmann

Nachwort des Türmers Im Anschluß an diesen Bericht unsres Mitarbeiters sei auf dessen eigene umfassende Arbeit an Dante hingewiesen. Seine erste Übertragung erschien im Jahre 1907; er legt nun im Verlag Hesse & Becker, Leipzig, als Jubiläumsausgabe die

zehnte Umarbeitung seiner bekannten Eindeutschung des gewaltigen Epos vor: in schönem großem Druck und würdiger Ausstattung (519 Seiten, Halbleinen 45 ℳ). Im Herderschen Verlag, Freiburg i. Baden, erscheint gleichzeitig die dritte und vierte Auflage einer wortwörtlichen Übersetzung. Zoozmanns Nachschöpfungen befleißigen sich neben Reimreinheit und Klarheit der erdenklichsten Treue. Näheres über seine Gesichtspunkte liest man in einem kurzen Nachwort der neuen Hesse-Beckerschen Ausgabe und in der Einleitung zu seiner Leipziger Gesamtausgabe (40. Tausend!). Wahrlich, eine bewundernswerte Summe von Fleiß und Hingabe an ein großes Werk!

Franz Hein

Als im Herbst 1918 Deutschland zusammenbrach und das Elsaß verlor, ging mir eines Tages ein wehmütiger Gruß aus der entschwundenen Heimat zu: eine farbige Steinzeichnung von Franz Hein, die Burgruine Fleckenstein im unteren Elsaß. Das breite freundlich-helle Wiesental des Vordergrundes geht in dunkleres Waldgebirge über; und in dessen Mitte erhebt sich die Sandsteinburg, die einst fast ganz in Felsen gebaut war.

Franz Hein, der Norddeutsche, hat in einem Abschnitt seines Lebens als Künstler grade jener stillen Landschaft gehuldigt. Ein andres Bild aus jener Gegend, ein Birkental, hing in Straßburg an unsrer Wand und hielt die Erinnerung an unsre engere Heimat, an das nördliche und mittlere Elsaß wach. Von Karlsruhe aus, wo der Künstler damals wirkte, kam Professor Hein oft ins Steinbachtal, angezogen von jenem saftigen Wiesengrün, von jenen frischen Forellenbächen, von den weiten Wäldern und verträumten, wenig vom Wandervolk berührten Burgtrümmern. Teils mit Burgen, teils mit Birken bring' ich sein dortiges Schaffen in Verbindung: es ist stark und zart zugleich.

Franz Hein, geb. am 30. November 1863 in Altona, wandert nun langsam dem 60. Geburtstag entgegen. Einst vom Märchen ausgehend, auch dichterisch veranlagt, wirkt er jetzt in Leipzig und hat sich ganz besonders den graphischen Künsten gewidmet. Im Verlag R. Voigtländer, Leipzig, sammelten sich mehrere Mappen Holzschnitte. Auch hier, ob er nun die Jahreszeiten oder den deutschen Wald oder neuestens den Wasgenwald mit ein paar kennzeichnenden Strichen festhält: auch hier spüren wir seinen tiefen, starken Natursinn, mit dem er sich besonders in Waldstimmung einträumt.

Das ist das Deutsche an ihm: diese gradlinige Art, mit der sein Griffel die Sache selbst anpackt, den Grundgehalt, die Grundstimmung, ohne sich in Mätzchen zu verlieren. Die Holzschnitte, die er dem Wasgenwalde widmet, sind ernst, fast düster, gleichsam überschattet von der Wehmut um das Verlorene. Da ist der altberühmte Wasgenstein, wo Walther um Hildegunde kämpfte, die Ruine Schöneck, wo die Grafen von Dürckheim hausten, die Burg Lützelhardt, eine wolkenüberschattete Hochwaldkuppe — — und immer hat man die Empfindung: echt-deutsches, alt-deutsches Land!

Wald und Märchen — diese beiden gehören doch wohl auf das innigste zusammen. Beides kommt in Franz Heins Kunst zur Auswirkung. Wir begrüßen es, daß er in Holzschnittbildern von schlichter Technik den Gesamteindruck und den Poesiegehalt einer Landschaft festzuhalten bestrebt ist. Wir können gar nicht einfach genug werden, wir neudeutschen Menschen und Schaffende: einfach, edel, gehaltvoll. Es ist eine äußerst reife Kunst, die mit wenigen Strichen oder Worten viel sagt, weil sie das Wesentliche sagt. Grade die graphische Kunst hat hier noch manche Möglichkeit.

Diese wenigen Worte wollen nur ein Gruß sein: ein Gruß an einen Künstler, der nicht nur deutsche Landschaft im allgemeinen, sondern das Elsaß noch insbesondre liebt und die Seele jener verlorenen Landschaft in Bildern festzuhalten bemüht war. L.



Beethoven — Herbart — Schumann

1770—1827 1776—1841 1810—1856

Kulturpädagogischer Beitrag für die Unterrichtsfächer an der künftigen deutschen Oberschule

Schumann zu verstehen, ihm in seinem Gedankengang zu folgen, ist nicht jedermanns Sache, da das Geistesleben seiner Zeit den Mittelpunkt seines Schaffens bildete. Schumann ist nicht nur der Poet, sondern auch der Philosoph unter den Romantikern, und es besteht für uns kein Zweifel, daß Schumann von Herbarts Philosophie stark beeinflußt wurde, wie umgekehrt Herbart in seinen musikästhetischen Bemerkungen nicht nur an seinen großen Zeitgenossen, den Titanen Beethoven, sondern auch an den jugendlichen Schumann dachte.

Herbart war ein vorzüglicher Klavier- und Cellospieler; er hat auch komponiert. „Seiner ästhetischen Einsicht kam das aber nicht zugute; was sich bei ihm von musikästhetischen Bemerkungen zerstreut vorfindet, ist nicht nur widerspruchsvoll, sondern in der Hauptendenz geradezu gefährlich und hat denn auch jahrzehntelang irreleitenden Einfluß geübt", meint Paul Moos in seiner Musikästhetik (Seite 74). Dem können wir nicht beistimmen. Der vornehme Charakter Herbarts, der exakte, streng nüchterne, jedem Schein und Prunk fremde Charakter seiner Forschung läßt das nicht zu. Herbart betont, daß nicht das körperliche Ohr, nicht einmal das Hören wirklicher klingender Töne die Entscheidung treffe, sondern die Phantasie, die geistige Vorstellung; das Schöne existiert außer der Vorstellung nicht; es ist als Schönes nur vorhanden im Bewußtsein des reproduzierenden oder auffassenden Subjektes. Das Kunstwerk hat seinen Wert in sich und für sich (II, 112).

Auch mit diesen Ausführungen sind viele Musiker und Musikästhetiker nicht einverstanden. Aber diese Auffassung Herbarts ist einerseits die Konsequenz seines philosophischen Systems, andererseits die einzig richtige Auffassung von dem Werte eines echten und wahren Kunstwerkes in der Musik. Als Beethovens Gehör schwand, als er sein Spiel nicht mehr durch sein Gehör kontrollieren konnte, als er nur noch mit dem geistigen Ohr hörte, richtete sich der Titane noch einmal empor, gewaltiger und größer als je. Je mehr sein Leiden ihn zwang, sich von der Außenwelt abzuschließen, je hilfloser er äußerlich dem Leben gegenüberstand, desto stärker, unerbittlicher hielt er an seiner Art und seinen Forderungen fest. So baute er sich in seinem Inneren eine neue Welt auf. Neue Klangwirkungen vernehmen wir, und Beethoven schenkte der Welt neben den herrlichen letzten Sonaten und Quartetten noch jene beiden Wunderwerke, die immerdar als Gipfelpunkt der musikalischen Kunst und als höchste Offenbarungen des Genius gelten werden: die Missa solemnis und die Neunte Symphonie. Das ist durchgeistigte Musik im höchsten Sinne des Wortes, und hier berühren, treffen und einigen sich die beiden großen Meister: Beethoven und Herbart.

Herbart erklärt, daß die Musik Stimmungen, Leidenschaften, Affekte zeichnet, wenn auch nicht Handlungen, nicht Gründe der Überlegung, nicht Ironie und Satire, obgleich ihr der Witz nicht ganz fremd ist. Er spricht der Musik die Fähigkeit zu, schöne Sittlichkeit auszudrücken, Erhabenes, Wunderbares, Religiöses, Liebe, Grazie, Naives, Sentimentales, Komisches und Humoristisches zu schildern (I, 583). Und wenn eben dieser Herbart, der in der Musik einerseits Affekte, Leidenschaften, Stimmungen ausgedrückt findet, andererseits das Musikalisch-Schöne durch Zahlenverhältnisse bedingt sein läßt, so stoßen sich daran wieder manche Musikästhetiker und finden das einseitig und irreleitend. Ja, ein bestimmtes Zahlenverhältnis muß in der Harmonie, im Rhythmus und selbst in der Form eines musikalischen Kunstwerks vorhanden sein. Auch in der Instrumentation spielt das Zahlenverhältnis eine Rolle. Manche Musikästhetiker sprechen von „Naivität", wenn Herbart behauptet, daß die Musik unter allen Künsten die größte ästhetische Deutlichkeit besitze; der Überblick über die Partitur, die alle Stimmen in reinlicher Scheidung zeigt, ist ihm gleichbedeutend mit dem

Erfassen des Schönen. Gerade unsere großen Musiker und Dirigenten, die es mit der Kunst ernst nehmen, werden hier Herbart vollständig beipflichten. Ein „Sichversenken" in die Partitur eines großen Musikwerkes ist für jeden echten Musiker der größte Genuß, sicher ein höherer Genuß als eine mittelmäßige Aufführung des Musikwerkes selbst.

Bedeutsam ist, was Herbart unter Perzeption und Apperzeption in der Kunst versteht. Perzeption ist die Auffassung, Apperzeption die Aneignung eines Kunstwerkes. Wenn der das Kunstwerk Genießende noch eine „ergänzende Zutat" dazu macht, wenn er sich das Werk deutet und erklärt, so ist das Apperzeption. Im anderen Falle ist der Betrachtende und Genießende der Perzeption allein überlassen und damit fehlt das stärkste Interesse; es muß in jedes Kunstwerk Unzähliges hineingedacht werden. Und hier berühren sich Herbart und Schumann zunächst. Schumann beeinflußt doppelt nachhaltig seine Epoche, als Komponist und als Schriftsteller. Eine feine Poesie durchzieht seine Musik, eine klare Herbartsche Philosophie sein Schriftstellertum.

Die von ihm 1834 begründete und 10 Jahre hindurch geleitete „Neue Zeitschrift für Musik" bekämpfte energisch die Verflachung im damaligen Kunstleben, die schreckhaft überhandnehmende Mittelmäßigkeit in der Produktion, das Virtuosenunwesen, Zopf und Perücke, sowie das mattherzige Kunstphilistertum in der Kritik. Mit Begeisterung wurden neue Genien begrüßt; dabei verwies sie nicht minder beharrlich auf die unvergänglichen Leistungen früherer Meister, vor allem Bachs, als unerschöpfliche Quelle tüchtiger Belehrung für den höher stehenden Künstler. Der in der Zeitschrift auftretende „Davidsbund" war eine humoristische Idee des Poeten und Philosophen Schumann. Er teilte seine eigene Persönlichkeit in verschiedene fingierte Gestalten, unter deren Namen er die Kritiken und oftmals Kritik und Gegenkritik veröffentlichte. Den Charakter dieser vorgetäuschten Personen führte er mit so großem Geschick und so richtiger Konsequenz durch, daß sie wirklich den Eindruck von lebenden Personen erweckten. Unter diesen fingierten Kritikern sind Florestan, der leidenschaftliche und rücksichtslose Anhänger des Fortschrittes, und der milde jünglinghaft schwärmerische Eusebius, der an jedem Werk die guten und schönen Seiten liebevoll hervorsucht und beleuchtet, die wichtigsten. Zwischen ihnen vermittelt Meister Raro, der Mann des gereiften und abgeklärten Kunstverständnisses. Schumanns Beiträge als „Gesammelte Schriften über Musik und Musiker", 1854 in vier Bänden erschienen, sind eine der bedeutendsten Erscheinungen unserer Musikliteratur. Jedem Künstler, jedem ernsten Kunstfreunde, jedem Musikästhetiker und Musikphilosophen sollten sie immer zur Hand sein zur Erquickung und Erhebung. Spitta sagt in seinen musikgeschichtlichen Aufsätzen: „Sie geben Zeugnis von einem Reichtum an Beobachtungen des Seelenlebens, einem Tiefblick in die Vorgänge inneren künstlerischen Werdens, einem Hochflug der Gedanken, die erstaunlich sind.... Es gibt kein Buch, das gerade für den Musiker so reich an Anregungen wäre zum Weiterspinnen der Gedanken und keines, das ihm die Freude inniger Zustimmung häufiger bereitete. Denn das Talent, musikalische Totaleindrücke hervorzurufen, tritt hier mit einer Kraft auf, die alles weit hinter sich läßt, was vor und neben Schumann in dieser Art versucht worden ist."

Und nun Schumanns Verhältnis zu Beethoven! Schumann wurde nicht beunruhigt durch das Neue, das Andersgeartete, wie z. B. Mendelssohn, im Gegenteil: er suchte es auf mit fast nervöser Hast, und die stärksten und eigenartigsten Talente begrüßte er mit froher Begeisterung. Schon sein Verhältnis zu Beethoven ist ein anderes: „Er blickte nicht in der scheuen, halbängstlichen Ehrfurcht, sondern mit schwärmerischer Liebe zu dem größten Meister empor." Er war unter seinen Zeitgenossen der erste, dem das Verständnis für des Titanen ganze Größe aufdämmerte. Er bewunderte nicht nur die Werke Beethovens, sondern drang auch in ihren Geist ein, er verehrte in Beethoven nicht nur den Künstler, sondern auch den Menschen. Das Verhältnis zu Beethoven aber ist der Grad- und Wertmesser für die Beurteilung der besten Tonkünstler des 19. Jahrhunderts. Dr. Grießinger-Metzger



Türmers Tagebuch

Des Bürgerkrieges zweiter Teil? Beamte und Arbeiter Die Gefahr für Europa

Die vereinigten, also alle Parteirichtungen umfassenden deutschen Gewerkschaftsverbände haben Anfang des Jahres den Verbandsmächten zur oberschlesischen Frage eine Denkschrift überreicht, in der sie das Verhältnis der Arbeiterschaft zum Entschädigungsproblem darlegten. Es wird darin sehr treffend gesagt, daß das gesamte deutsche Wirtschaftsleben diese Bürde einheitlich zu tragen habe und daß sie durch Mehrleistung der werktätigen Bevölkerung aufgebracht werden müßte. Die deutsche Arbeiterschaft sei der Ansicht, daß selbst beim Verbleiben Oberschlesiens bei Deutschland Arbeitsleistungen zu vollbringen seien, die über das hinausgingen, was nach dem Sinne des 13. Teiles des Friedensvertrages billigerweise der Arbeiterschaft zugemutet werden könne. Sie halte es für ihre Pflicht, auf das dringendste darauf hinzuweisen, daß eine weitere Herabdrückung der Lebenshaltung der deutschen Arbeiterschaft eintreten müsse und der 13. Teil des Friedensvertrages in Deutschland nicht durchgeführt werden könne, wenn ein so überaus wichtiges Gebiet wie das oberschlesische von Deutschland losgelöst werde.

Inzwischen ist die Entscheidung über Oberschlesien noch immer nicht gefallen, noch immer muß Oberschlesien als „Reizkarte“ unter den Partnern am Ränkespiel um die Weltmacht herhalten. Aber die Folgen, die in der oben erwähnten Denkschrift von den Führern der deutschen Arbeiterschaft sorgend und warnend angekündigt worden sind, wetterleuchten bereits in der Ferne und werden binnen kurzem stürmisch in die Erscheinung treten. Prompt wird die äußere Krisis, die durch die Annahme des Ultimatums einen gewissen Abschluß erreicht hatte, durch die innere abgelöst. Wir sollten nach den reichlich gesammelten Erfahrungen der letzten Jahre deren Verlauf einigermaßen kennen. Zunächst pflegt das Wirtschaftsleben von der Fieberwelle ergriffen zu werden. Die ungeheuren Zahlungsleistungen, die uns aus den Reparationsverpflichtungen erwachsen, zwingen das Reich, an den Weltbörsen fremde Zahlungsmittel, in der Hauptsache Dollars, einzukaufen. Dadurch hebt sich der Wert der fremden Devisen, während sich gleichzeitig der Markkurs abwärts neigt. Da die bisherigen Einkünfte des Reiches kaum herlangen, um den Staatshaushalt zu bestreiten, werden neue, unerhörte Steuer-

lasten dem Wirtschaftskörper auferlegt. Eine Verteuerung der Produktion ist die notwendige Folgeerscheinung. Der Erzeuger aber — Industrie und Landwirtschaft — sucht abzuwälzen. Der Abnehmer seinerseits setzt sich zur Wehr und fordert, ob Arbeiter, Angestellter oder Beamter Lohn- und Gehaltserhöhung. Abermals schnellen die gesamten Warenpreise in die Höhe. Und so geht es weiter, Zug um Zug. Die Schraube ohne Ende, die kurze Zeit zur Ruhe gekommen war, dreht sich und dreht sich.

* * *

Das Betrübendste an der wirtschaftlichen Krisis, der wir entgegengehen, ist, daß sie die politischen Gegensätze im Lande erneut aufwühlt, und zwar zu einer Zeit, wo wir nach außen hin festester Geschlossenheit bedürften, um langsam wieder die ersten, schüchternen Voraussetzungen einer Bündnisfähigkeit zu schaffen, die heute schon nicht mehr so nebelhaft fern erscheint wie vor Jahresfrist. Jedes neue Finanzprogramm ruft den Klassenkampf auf den Plan. Je rücksichtsloser der Raubzug auf die Taschen des Steuerzahlers, desto heftiger dessen Widerstand. Kein Wunder, daß heute bei den vielen Schwächen, Ungerechtigkeiten, Lücken unserer überhasteten Steuergesetzgebung das Ringen um die Verteilung der Lasten, aus der Vogelschau betrachtet, als ein sinnloses Wüten aller gegen alle erscheinen muß. Der Arbeitnehmer begnügt sich nicht mehr damit, seine Forderungen zeitlich dem Wachsen der Teuerungswelle anzupassen, er treibt vorbeugende Politik, er macht sich das zu eigen, was man in der Rechtsprechung als Putativnotwehr bezeichnet: wenn ich nämlich befürchten kann, daß mir jemand eine Ohrfeige gibt, so haue ich zuerst zu. Dieses Verfahren, auf das Volkswirtschaftliche übertragen, steigert die Krisis ins Heillose. Auf die Kunde hin, daß der Brotpreis um 40 % erhöht werden müsse, verlangen die Arbeiter der Höchster Farbwerke eine Lohnerhöhung von 100 % und 2000 M einmalige Beihilfe. Solche maßlosen Ansprüche, die aus der Notlage des Vaterlandes sogar noch einen Verdienst herauszuschlagen suchen, können nur als der Ausfluß einer Seelenpanik gedeutet werden, an deren Zustandekommen die Regierung selbst mitschuldig ist. Sie hat durch ihre Blätter und Nachrichtenbureaus zwar seit Monaten die Notwendigkeit einer Erhöhung der wichtigsten Lebensgegenstände ankündigen lassen, nicht aber gleichzeitig untersucht, ob der Beamte, Angestellte, Arbeiter überhaupt imstande sein wird, die auf ihn entfallenden Mehrbelastungen durch Einschränkung seiner Lebenshaltung zu tragen. Sie, die Reichsregierung, als der größte Arbeitgeber in Deutschland, hätte durch eine weit vorgreifende Regelung der zukünftigen Besoldungsverhältnisse ihrer Beamten der allgemeinen Lohnkampfbewegung die Richtlinien weisen, sie von Anfang an in ein ruhigeres, nicht allen wilden Agitationsstürmen ausgesetztes Fahrwasser hineinleiten können.

Soll sich nun wirklich tausendfältig wiederholen, daß die Unzufriedenheit irgendeines Grüppchens sich auf ungezählte Bezirke des Wirtschaftslebens erstreckt, zu Generalstreiks auswächst und letzten Endes den abgeklapperten kommunistischen Mühlen frisch Wasser auf die Schaufeln liefert? Die Arbeiterschaft hat sich den Ausbau des Streiksystems so angelegen sein lassen, daß sie zeitweilig in der Tat ganze Städte, ganze Landstriche unter Druck, mitunter sogar recht

fühlbar den Daumen an der Kehle des Staates hielt. Sie hat, sehr umsichtig, sehr geschickt, auch große Verbände der Angestellten und Beamten mit in das System einzuordnen verstanden, aber bei alledem hat sie eins nicht bedacht, nämlich daß sie auch auf der andern Seite gelehrige Schüler finden könnte. Nun aber ist in diesen Tagen ein Plan des Reichslandbundes ans Licht gekommen, der mit wahrhaft sozialdemokratischer Umsicht und ohne Gefühlsduselei einen Lieferungsstreik der Landwirte zur Abwehr neuer Steuerpläne vorsieht. „Jeder Kreis“, heißt es da, „ist durch Streikposten abzusperren. Keinerlei landwirtschaftliche Erzeugnisse hinauslassen. Bahnhöfe absperren gegen jede Lieferung aus Kreis. Zugkontrolle auf Durchgangsstation. Wagen mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen anhalten. Bewachung und Absperrung von Kornhäusern, Mühlen, Produktenlagern. Alle Städte im Kreis zunächst absperren, bis ihre Solidarität mit Landwirtschaft gesichert. Dann reichliche Belieferung an ein zuverlässiges Komitee in der Stadt. Wenn Landarbeiter Streik sabotieren, Zuweisung von Hilfe durch Streikleitung. Soweit möglich, muß Besitzer in kritischer Zeit zwei Lohnraten flüssig halten. Bei längerer Streikdauer Lohnzahlung in Naturalien (reichlich). Vorteilhafte Abschlüsse bzw. Lieferungen, um den Landwirt für den während des Streiks entgangenen Verdienst zu entschädigen. Vorheriges Ausbrechen einzelner durch Zwang verhindern.“

Man sieht, es ist alles vorhanden, was das Herz eines streikerfahrenen Sozialdemokraten höher schlagen lassen könnte. Aber siehe da, der radikalen Linkspresse geht plötzlich der Atem aus. Ein Blatt selbst wie die unabhängige „Freiheit“ findet höchst entrüstete Worte über diesen „schamlosen“ Versuch, die wichtigsten Lebensbetriebe zu unterbinden. Erstaunlicher Gesinnungsumschwung eines Blattes, das noch am Tage zuvor in einem wutschnaubenden Artikel erklärte, daß das Proletariat mit den „schärfsten Kampfmaßnahmen“ die neuen Lasten abwälzen und es unter allen Umständen „durchdrücken“ werde, daß der Besitz den wesentlichsten Teil der Bürde zu tragen habe. Die Gesinnungsprobe, die hier der Arbeiter, dort der Landwirt von seiner staatsbürgerlichen Pflichtauffassung ablegt, findet ihre treffende Ergänzung durch das offenherzige Bekenntnis eines westdeutschen Unternehmerorgans, der „Bergisch-Märkischen Zeitung“, von der die Steuerflucht beinahe als eine „nationale Tat“ gepriesen und empfohlen wird. „So unmoralisch, wie unter den früheren schönen Verhältnissen, ist heute jedenfalls die Steuerflucht nicht. Schwerwiegende volkswirtschaftliche Gründe lassen sogar eine Kapitalflucht unter Umständen nützlich erscheinen. Gar nicht gesprochen werden soll über die Tatsache, daß auch andere Gründe persönlicher Art, wie z. B. die ausgesprochene Unternehmerfeindlichkeit und höchst einseitige Orientierung der deutschen Steuer- und Wirtschaftspolitik, das Unternehmertum nicht gerade dazu veranlassen können, durch große Steuerzahlungen das gegnerische Lager zu stärken.“

Wer täglich die Zeitungen verschiedenster Richtung liest, spürt förmlich, wie der vergiftende Klassengedanke, unausrottbarem Unkraut gleich, wieder an allen Ecken und Enden aufwuchert. Auf sämtlichen Seiten fehlt es an gutem Willen, die Auseinandersetzung, wie die Leistungen entsprechend der Leistungsfähigkeit zu

bemessen seien, sachlich und mit parlamentarischen Mitteln zu lösen. So berechtigt die Einwände sein mögen, die gegen die Reichsfinanzgebarung erhoben werden, mit Ellenbogengewalt kommen wir dem gerechten Ausgleich nicht näher. Solange diese Erkenntnis sich nicht auf allen Seiten Bahn bricht, werden wir das Schreckgespenst eines Bürgerkrieges auf wirtschaftlichem Gebiete nicht aus dem Hause bannen.

* * *

Von erheblicher Bedeutung für unser aller und des Reiches Zukunft ist die Frage nach der Entwicklung des Verhältnisses zwischen Arbeiterschaft und Beamtentum. Vor der Revolution gab es da scharfe Grenzen und nur wenige Punkte, an denen sich das beiderseitige Interesse berührte. In der Zeit der Arbeiter- und Soldatenräte konnten dann namentlich die Unterbeamten es in den politischen Versammlungen häufig erleben, daß ihnen der sozialdemokratische Redner, von jungrepublikanischem Machtgefühl durchdrungen, nicht ohne Hohn vorhielt, wohin denn nun die alte Beamtenherrlichkeit entschwunden sei. Zielbewußt wird darauf ausgegangen, in dem Beamten das Gefühl zu ertöten, als wäre er „etwas Besonderes“. Das Solidaritätsgefühl innerhalb der Beamtenschaft, so weit es sich vom alten Staat her noch erhalten hat, ist den sozialdemokratischen Seelenfängern natürlich ein Dorn im Auge, es von der Wurzel aus zu beseitigen, lohnendste Aufgabe der Agitatoren. Die rastlosen Bemühungen der sozialistischen Gewerkschaftsrichtung, das geistige Band enger zu schlingen, sind daher stets auf den Satz eingestellt, daß ein eigentlicher Unterschied zwischen Arbeiter und Beamten nicht bestehe. Ist dem wirklich so? Der Staat ist freilich Arbeitgeber, aber doch in einem wesentlich anderen Sinne, als bei einem beliebigen privaten Unternehmen. Die Beamten — wie töricht von ihnen, wenn sie sich dieses Wertes begäben — stehen in einem bevorzugten Verhältnis zum Staat. Diensteid, unkündbare, lebenslängliche Anstellung, gesetzlich gewährleistetes Gehalt und dessen Fortbezug bei Krankheit, gesetzliche Pensionsberechtigung, gesetzliche Hinterbliebenenfürsorge — in welchem privaten Unternehmen findet man solche Merkmale? Aber das allein ist's auch noch nicht. F. Hussong geht im „Tag“ den Zusammenhängen noch tiefer auf den Grund: „Die Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern sind bürgerlichen Rechtes; die Beziehungen zwischen Staat und Beamten sind öffentlichen Rechtes. Für das Kampfmittel des Streikes, auf das alle Organisation der Arbeiterschaft zugeschnitten ist, ist in den Beziehungen zwischen Staat und Beamtentum kein Raum und keine Möglichkeit. Es fehlt dafür jede rechtliche Handhabe, jede sittliche Entschuldigung und jede sachliche Notwendigkeit. Die organisierte Beamtenschaft hat würdigere und wirksamere Möglichkeiten, ihre Interessen gegenüber dem Staate wahrzunehmen. Ist es ja doch auch für den Staat selber von vornherein lebenswichtig, diesen Interessen der Beamtenschaft bis zu den Grenzen des Möglichen gerecht zu werden, namentlich zu einer Zeit, wo ja tatsächlich die grundsätzliche Vorzugsstellung der Beamten zum Staat praktisch vielfach und bedenklich entwertet ist durch die revolutionäre Umwälzung aller Verhältnisse. Aber das ist bedingt durch einen Notstand des Staates selber so gut wie der Beamtenschaft.

Wo will man eine Grenze ziehen zwischen dieser und jenem? Ist doch die Beamtenschaft **die Staatsmaschine selber.** Hat also der Staat ein allerunmittelbarstes Interesse daran, die Beamtenschaft in Ruhe und Ordnung zu halten, so auch die Beamtenschaft daran, die Staatsmaschine nicht in ihren Grundfesten zu erschüttern. Das tut sie aber, wenn sie sich zu ihm in das Verhältnis eines drohenden Kämpfers setzt. Der Beamte hat das einseitige Recht, dem kein entsprechendes Recht des Staates gegenübersteht, seinen Dienst zu quittieren. Aber eine Arbeitsniederlegung der Beamtenschaft als solcher, wie sie die Ultima ratio eines vom Allgemeinen Gewerkschaftsbund aufgeschluckten Beamtenbundes wäre, wäre gesetzlos und unsittlich, wäre eine Aufhebung des Staates und eine Selbstaufhebung der Beamtenschaft."

Wenn der Gedanke eines „**Einheitsteuerungszuschlages**", wie er jetzt von den Spitzenorganisationen der gewerkschaftlichen Beamtenverbände für die künftige Beamtenbesoldung angeschlagen ist, zur Tatsache werden sollte, dann wäre ein großer, vielleicht der entscheidende Schritt zur „Aufschluckung" des Beamtentums in die Sozialdemokratie geschehen. Denn hier haben wir ja in maskierter Form wieder jenen unglückseligen Grundsatz der Gleichmacherei, die keinen Unterschied der Leistungen kennt, die gelernten und ungelernten Arbeiter in einen Topf wirft, die von Qualitätsgraden nichts wissen will und die letzten Endes daran schuld ist, daß die Arbeit als solche **entseelt** und zu stumpfsinnigem, achtstündigem Zwang herabgewürdigt wird. „Jeder," so führt Postrat **Bergs** (Bremen) in der „Tägl. Rundschau" treffend aus, „der hinter den Kulissen Bescheid weiß, kann bestätigen, daß er die höheren und mittleren Beamten, ja auch schon die unteren Beamten in gehobenen Stellungen, um es drastisch auszudrücken: über den Löffel balbiert. Er ist der erste Schritt zum Einheitsgehalt überhaupt. Ist erst einmal diese Bahn beschritten, dann gibt es kein Halten mehr, dann verwischen sich die sozialen Unterschiede, die nun einmal zwischen den Beamtenschichten bestehen und in einem geordneten Staatswesen erhalten bleiben müssen, und die Walze der sogenannten ‚Gleichheit' rollt über alles hinweg, was höher stand. Es gibt in dieser Frage nur zwei Standpunkte: entweder behauptet man, alle Menschen sind gleich und haben die gleichen Bedürfnisse und Rechte; dann müssen auch sämtliche Beamte vom Minister bis zum Pförtner das gleiche Einkommen erhalten. Oder man erkennt die sozialen Abstufungen in den verschiedenen Beamtenschichten nach Vorbildung, Leistung und Stellung im Volksganzen an und gibt zu, daß dementsprechend ihre Lebensnotwendigkeiten verschieden geartet sind; dann werden die Bedürfnisse für ihre Familien auch im Verhältnis zu ihrem Gesamteinkommen gleichmäßig von den Schwankungen des Wirtschaftsmarktes betroffen, und man muß den Teuerungszuschlag auch nach dem gleichen Hundertsatz vom Einkommen bemessen. Diesen volkswirtschaftlich allein zu rechtfertigenden Standpunkt hat bisher auch die Regierung eingenommen, als sie im neuen Besoldungsgesetz den Teuerungszuschlag als Gehaltsteil einführte. Sehr richtig wies sie in der Begründung dazu darauf hin, daß eine allgemeine Geldentwertung die verschiedenen Gehälter nicht um denselben Betrag, sondern rein verhältnismäßig verringert... Jetzt verlangen die Gewerkschaften über den Kopf der meisten Beamten hinweg

einfach Beseitigung des gerechten Prinzips des Hundertsatzes und Einführung eines Einheitssatzes von 3600 M jährlich für Beamte, Angestellte und Arbeiter, und zwar nicht nur für die planmäßigen Beamten, sondern auch für die Diätare. Ein Oberregierungsrat, ein Obersekretär, eine Gehilfin und ein siebzehnjähriger Hilfsbote sollen also über einen Kamm geschoren werden."

Und von der andern Seite her wird demselben Ziele zugearbeitet. In allen Fragen der Versicherungen ist es die Sozialdemokratie, die durchaus im Widerspruch zu dem hier geübten Grundsatz, das prozentuale Verhältnis der Beiträge zu den durchschnittlichen Gegenleistungen mit den steigenden Gehaltsklassen immer höher zu gestalten sucht. Es liegt System in der Sache. Der heilige Zweck ist: einzuebnen.

* * *

J. M. Keynes hat jüngst vorausgesagt, daß Deutschland an einem Zeitpunkt, der zwischen Februar und August 1922 liegen wird, unter den Lasten der Reparation wirtschaftlich zusammenbrechen müsse. Trotzdem stellt Frankreich dieses Deutschland unentwegt als eine Gefahr für Europa hin. Warum? Deswegen, weil es eine extrem militaristische Politik treibt, deren Ziel es ist, die französische Vorherrschaft über Europa unter allen Umständen zu behaupten, und auf seine Machtstellung in Europa gestützt, in der Weltpolitik eine entscheidende Rolle zu spielen.

In der Tat ist es Frankreich gelungen, ein politisches System in Europa aufzubauen, mit dem es sich gegen jede denkbare Koalition erfolgreich behaupten kann. Die „Grenzboten" warten mit Zahlen auf: Das französische militär-politische System stützt sich auf das Bündnis mit Belgien und Polen. Frankreich und Belgien unterhalten in Zukunft zusammen ein Friedensheer von rund 900 000 Mann, Polen hat rund 600 000 Soldaten. Frankreich und Polen sind die stärksten Militärmächte der Erde. Japan und England folgen mit 300 000 und 294 000 Mann in weitem Abstand. Selbst Rußland ist Polen zurzeit nicht überlegen. Das französisch-belgische Bündnis hat nach den Angaben der französischen und belgischen Regierungen das Ziel der Sicherung gegen einen Angriff Deutschlands. Also eine Streitmacht von vielfacher Überlegenheit, die bei einer Mobilmachung sofort auf 4 Millionen Streiter gebracht werden kann, für die Waffen und Ausrüstung in reichstem Maße vorhanden sind, gegen ein Heer von 100 000 Mann, das allein schon dem belgischen Friedensheer von 113 000 Mann unterlegen ist, aller modernen Waffen entbehrt, keine Reserven an Waffen und Ausrüstung besitzt und im Osten von 600 000 Polen bedroht ist. Und nun vergleiche man: Italien hat ein Friedensheer von 220 000 Mann, die kleine Entente ein solches von rund 590 000, Tschecho-Slowakei 190 000, Jugoslawien 170 000, Rumänien 230 000, Spanien 216 000 Mann. Die übrigen europäischen Staaten haben Armeen, die infolge ihrer Schwäche der französischen Machtpolitik kein Hindernis bilden können. „Und wo sich, wie im Südosten Europas in der kleinen Entente, Machtgruppierungen mit dem Ziel einer unabhängigen Politik bilden, da bemüht sich Frankreich, diese mit dem gleichen Mittel von sich abhängig zu machen, mit dem es seine Rüstungen vor der Welt begründet, mit

dem Gespenst der deutschen Gefahr. Wenn dieses Schreckmittel nicht mehr verfängt, ist die französische Politik um Auskünfte nicht verlegen: neue Gegensätze werden geschaffen, selbst der Kaiser Karl muß wieder auf der politischen Bühne auftreten, teile und herrsche! Staaten aber, die, wie Polen und Belgien, sich willig vor den französischen Siegeswagen spannen lassen, werden großmütig auf Kosten Deutschlands oder anderer Frankreich nicht genehmer Länder belohnt: Eupen und Malmedy, Oberschlesien und jüngst Litauen! — Selbstbestimmungsrecht und Freiheit der Völker — die gelten nur für Frankreichs Trabanten, niemals für Deutsche. Österreich!"

Es ist notwendig, sich die großzügige Machtpolitik Frankreichs klar vor Augen zu halten, um richtig — das heißt vom praktischen, nicht Gefühlsstandpunkt — zu verstehen, aus welchem Grunde Englands Interesse an Oberschlesien und an der Erhaltung eines Restes deutscher Kraft bei der Pariser Tagung des Obersten Rates stärker als je hervorgetreten ist. Die „Süddeutsche Zeitung" trägt die schmalen Hoffnungen, die der deutschen Politik aus Englands natürlich ganz unsentimentaler Parteinahme für die deutschen Ansprüche auf Oberschlesien erwachsen, auf einem Häufchen zusammen: „Der Brite kann nur mit scheelem Auge zusehen, wie Frankreich mit der Verwirklichung seiner oberschlesischen Pläne seine auf Kohle und Erz gestützte Wirtschaftsmacht gewaltig verstärken würde. Auch regt sich in England wieder der alte Grundsatz des europäischen Gleichgewichts; man weiß doch nicht, ob man Deutschland nicht auch wieder als Kontinentaldegen braucht; da darf es nicht ganz entkräftet werden, es ist jetzt geschwächt genug. Es sind ständige Grundlagen der britischen Politik, aus denen Deutschland sachte einen gewissen Schutz gewinnt, aber die Erwägungen, die es England ratsam erscheinen lassen, noch an der Entente festzuhalten, sind für jetzt doch noch stärker. So hat sich eine gewisse englische Betreuung Deutschlands herausgebildet, aber ihr Grad bemißt sich nach den jeweiligen Bedürfnissen und Schwankungen der britischen Politik. Deutschland unter seiner jetzigen Regierung sieht keine andere Wahl, als sich in diese englische Schutzherrschaft einzuschmiegen. Daß wir Deutschen, die wir uns keinen eigenen Schirm mehr halten können bei diesem Unterstehen unter das britische Regendach immer noch gehörig naß werden, zeigen die Pariser Beschlüsse des Obersten Rats."

Aber — es bleibt uns eben vorderhand nichts anderes übrig, als mit unterzukriechen. Es gibt im Auswärtigen Amt zu Berlin Leute, die diese Wendung der Dinge benutzen, um darauf hinzuweisen, daß sie stets auf der richtigen Fährte gewesen seien und daß die Offiziösen Deutschlands ja bewußt und eifrig, vor allem in den letzten sieben Jahren (einschließlich des Krieges) die Annäherung an England betrieben hätten. Abgesehen nun davon, daß jeder Tipp periodisch wiederkehrt, ist man doch sehr versucht, diesen Herrschaften ein Wort Bismarcks mit besonderer Geltungskraft für die nächste Zukunft entgegenzuhalten: „Selbst wenn ihr wißt, was gemacht werden muß, so wißt ihr noch lange nicht, wie es gemacht werden muß!"



Auf der Warte

Ricarda Huch

tritt in ihrem neuesten Werk „Entpersönlichung“ (Leipzig, Inselverlag, geh. 15 M, geb. 24 M) wieder als dichterische Denkerin vor ihre Gemeinde wie im „Sinn der heiligen Schrift“. Man braucht nur ein Dutzend Seiten mit einer gleichen Anzahl in Oswald Spenglers neuestem Schriftchen „Pessimismus?“ (Berlin, Stilke, 1921) zu vergleichen: und man spürt sofort, wie sich schöpferisches Denken von mechanisierendem Verstand unterscheidet. Man legt enttäuscht Spenglers selbstgefällige Herausforderungen aus der Hand. „Menschheit ist für mich eine zoologische Größe. Ich sehe keinen Fortschritt, kein Ziel, keinen Weg der Menschheit außer in den Köpfen abendländischer Fortschrittsphilister. Ich sehe nicht einmal einen Geist und noch viel weniger eine Einheit des Strebens, Fühlens und Verstehens in dieser Bevölkerungsmasse“ usw. — kurz, er sieht nur jene Menschheits-Ausschnitte, die er „Kulturen“ nennt. Das klingt ja verblüffend, ist aber nahezu eine Plattheit. Denn niemals hat früheres Denken, wenn es ernsthaft den Begriff „Menschheit“ handhabte, etwa nur zahlenmäßig oder zoologisch an Zulukaffern nebst Eskimos und sämtliche anderen Gattungen gedacht, sondern man ließ immer etwas wie einen Idealbegriff mitschwingen: etwas wie Menschlichkeit, Edelmenschlichkeit, Humanität. Schon unter uns Europäern, in der weißen Rasse schon, schieben sich gleichsam verschiedene Kulturen durcheinander: hochentwickelte Menschlichkeit neben tierhaft unreifen Seelen. Und so darf man auch das besondre Reich der Kunst, wie es Spengler höhnisch tut, nicht dem Reich der Politik gegenüberstellen. „In der Kunstgeschichte ist die Bedeutung Grünewalds und Mozarts nicht zu überschätzen; in der wirklichen Geschichte des Zeitalters Karls V. und Ludwigs XV. denkt man gar nicht an ihr Vorhandensein“ — ein grobes Denken, wahrlich, das die Begriffe „Kunstgeschichte“ und „wirkliche“ Geschichte gegeneinander ausspielt! Und dann polemisiert er in demselben Atemzug — wieder eine ganz andre Ebene! — gegen „die Notwendigkeit, die Tausende von schreibenden, malenden, weltbetrachtenden Bewohnern unsrer Großstädte als echte Künstler und Denker zu bezeichnen“. Kurz, man erschrickt über dieses flüchtige Schriftchen!

Frau Ricarda Huch kann organisch denken, kann Gedanken wirklich wachsen lassen, langsam, von innen heraus; sie hat den Instinkt für das Lebendige. Ihr ganzer Einsatz gilt der schaffenden Persönlichkeit; ihr ganzer Kampf der Entpersönlichung, Entseelung, Mechanisierung. „Der produktive Mensch zerbricht Tempel in jedem Augenblick, wo er Neues schafft... Gott ist ein Gott der Lebendigen und nicht der Toten. In der natürlichen Schöpfung gibt es nichts Totes, sondern fortwährende Verwandlung...“ Das Ziel der Schöpfung aber ist der Gottmensch, das Ebenbild Gottes, dem wir durch Kampf näherkommen, zerstörend und neubildend, freiwillig sterbend, um reifer zu erstehen. „Große Taten und Werke also und die Heroen, die sie vollbrachten, sind die Mittler der Gottheit, die Vorbilder, welche immer neue Jünger in das Reich Gottes emporziehen.“..

Kurz und gut: hier ist heroisches und schöpferisches Denken, ausgehend vom Sinn der Seele, die kosmischer Herkunft ist. Spengler jedoch steckt mehr, als er ahnt, im mechanischen und mechanisierenden Verstandes-Denken.

Von besondrem Reiz bei Frau Huch ist der Versuch, Francis Baco als Ausgangspunkt des modern-mechanischen Denkens zu nehmen, mit stark ungünstiger Herausarbeitung seines Charakters. Die Baconianer werden ihr grollen. Die neueste Wendung hierin ist bekanntlich die Annahme (Deventer von Cunow bereitet darüber ein Werk vor, das man bereits aus Vorträgen kennt), daß Baco und Essex Brüder waren: heimliche Söhne von Leicester und Königin Elisabeth. Reizvoll ist es, daß Ricarda Huch grade diese beiden gegeneinander ausspielt als gegensätzliche Menschentypen: dem kaltvernünftigen, zäh an Leben und Vorteil hangenden Baco stand gegenüber der feurige, zu Opfer und Tod bereite, mittelalterlich gestimmte Essex...

Doch wir brechen ab. Das Buch der Dichterin, Gestalterin, Denkerin hat persönlichen Charakter. Ob man ihr in Einzelheiten widerspreche, verschlägt nichts. Es lohnt sich für gehaltvolle Menschen, sich mit dem Werk zu beschäftigen.

*

Zwei Bücher aus der Geisteswelt Lienhards

Zwei Sammelbücher aus der Welt Lienhards, von mir ausgewählt und eingeleitet, darf ich als Mitarbeiter des „Türmers" hier vielleicht selber den Lesern zur Anzeige bringen. Das eine ist der deutschen Frau gewidmet, das andere der deutschen Jugend. Jenes Buch erscheint im Verlag Max Koch, Leipzig-Stötteritz, unter dem Titel „Von Weibes Wonne und Wert", Worte und Gedanken von Friedrich Lienhard, herausgegeben von Dr Paul Bülow (Pappb. 25 *M*. Leinen 30 *M*, Ganzleder 150 *M*); das andere unter dem Titel „Deutscher Aufstieg, Worte für Neudeutschlands Jugend" von Friedrich Lienhard, ausgewählt und eingeleitet von Dr Paul Bülow (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer; 6 *M*).

Überall bei Lienhards Auffassung von der Frau fühlen wir uns aus den Niederungen sinnlichen Genießens erhoben in die Sphären der tröstenden, helfend aufrichtenden Liebe, der Treue, der Muttergüte, der Würde und Anmut; ihm gilt die Frau als Symbol des Hohen und Reinen. Mögen wir durch ihn die königliche Macht reinen Frauentums, die an Neudeutschlands Seele mitbaut, wieder ehren lernen!

In dem Heftchen der Worte für Neudeutschlands Jugend — das durch eine für die Jugend bestimmte Spruchkarten-Auswahl aus Lienhards Werken noch ergänzt werden soll — suchte ich unserer Jugend zunächst eine bequem zugängliche Einführung in das Schaffen und Lebensziel des Weimarer Dichters zu geben. Die Einleitung würdigt in aller Kürze Lienhards Lebensgang und dichterisches Wirken; es folgen dann Worte an Neudeutschlands Jugend, aus sämtlichen Werken des Dichters ausgewählt, und zwar nach folgenden Überschriften geordnet: Des Dichters Glaube und Wunsch, An die neudeutsche Jugend, Deutsches Wesen, Idealismus, Edelmenschentum, Gott und Menschheit. Der Abschnitt „Edeljugend" aus dem Roman „Westmark" durfte in diesem Hefte nicht fehlen. In der lyrischen Auswahl habe ich einige in Zeitschriften verstreute, in der Gesamtausgabe der Lyrik Lienhards nicht enthaltene Gedichte aufgenommen; vom übrigen Inhalt des Heftes sei noch der Abschnitt „Von Weibes Wonne und Wert", die Szene des Sängerwettstreits aus „Heinrich von Ofterdingen" und das Schwertweihespiel zur Sommersonnenwende 1921 genannt. Dieses bisher unveröffentlichte Spiel, dem Baldurbund zu Hamburg gewidmet, wurde dort im Rahmen einer Helden-Gedenkfeier aufgeführt: einmal in einem städtischen Saal, das andere Mal an einem Hünengrab. Möge nun dieses Heft, das in seinem Taschenformat in jedem Rucksack mitgeführt werden kann, zu Tausenden in Deutschlands Jugend wirken!

Dr Paul Bülow

*

Die stillen Deutschen

Gegenüber den zahllosen und oft so aufdringlichen Rettungsversuchen deutscher Kultur fällt ein Wort von Altmeister Hans Thoma wohltuend ins Ohr. Wir erinnern

an seine drei kleinen Schriften, worin er Stellung zur Zeitnot genommen hat (Jena, Diederichs): deren erstes (1917) lautete „Die zwischen Zeit und Ewigkeit unsicher flatternde Seele", deren letztes (1919) „Wege zum Frieden". In letzterem liest man:

„Als das Deutsche Reich in seinem Glanze stand, da war es leicht, sich stolz als Deutscher zu bekennen; dies artete vielfach in Hochmut aus. Jetzt, wo Deutschland elend und krank in Fieberwahn liegt, von allen Seiten mit Zertrümmerung bedroht — jetzt ist die Stunde der stillen Deutschen gekommen, derer, die ohne es zu wissen und zu wollen, nicht anders sein können als deutsch, die bereit sind, in duldender Treue mit ihrem Vaterland durch dick und dünn zu gehen, der frommen Deutschen, die gar nicht wissen, daß es fremde, von den Gierigen angebetete Götter gibt, der Armen im Geiste, der Ungebildeten, die wunschlos zufrieden mit ihren kleinen Lebensfreuden spielen, deren Wissen nur darin besteht, daß jeder Sterbliche sein Kreuz durch Freud und Leid des Lebens tragen muß, die in ihrer Genügsamkeit fröhlich sein können, weil sie die wahre Heimat der Seele in ahnungsvoller Sehnsucht erkennen. Wenn Deutschland in Schmach und Schande liegt: sie werden schweigend arbeiten, werden Gott Mammon verachten und den Tanz um das Goldene Kalb nicht mitmachen, dann wird das zinsenfressende Ungeheuer seine Macht verlieren. Sie haben auch die stärksten Mittel in der Hand, daß unser Volk wieder besser wird, da jeder davon erfüllt ist, sich selber zu verbessern, bestrebt, in seinem eigenen Wesen gut deutsch zu sein, d. h. aufrichtig zu wandeln vor Gott und Welt."

Wohlgesprochen, lieber Meister! Doch mit dem Einsetzen dieser stillen und frommen Arbeit sind diese Deutschen zugleich Wissende geworden und sehen der Gefahr ruhig und tätig ins Auge. Nicht Unbildung oder Armut im Geiste ist ihnen eigen: sondern das große Geheimnis der inneren Ruhe.

*

Zur Erziehung des Parlaments

Bei der Reichstagsabstimmung über „Schwarz-Weiß-Rot" wurden die alten Reichsfarben für die Handelsmarine trotz der dringenden Anträge aller seefahrenden Kreise, auch der sozialdemokratischen Seemannsvereinigungen, mit 1 (einer) Stimme Mehrheit abgelehnt.

Wie war das möglich?

Weil die bürgerlichen Parteien, die über eine sichere Mehrheit in dieser Frage verfügen konnten, derartig schwach vertreten waren, daß es den sozialdemokratischen Parteien mit Hilfe einiger Bürgerlicher aus den Kreisen des Kanzlers gelang, den Antrag — wie gesagt mit einer Stimme Mehrheit — zu Fall zu bringen.

Eine Zufallsmehrheit also in einer wichtigen nationalen und wirtschaftlichen Frage!

Es ist immer das gleiche Elend.

Radau und Tumult oder gähnende Leere. Vierzig, dreißig, oft noch weniger Abgeordnete im Saal. Durchpeitschung von Gesetzen, deren Durcharbeitung die größte Sorgfalt erfordert hätte und die demnächst wieder geändert werden müssen; Massenerledigung von Abstimmungen im Hetztempo — und wieder stunden-, ja tagelange Debatten zum Fenster hinaus, stunden-, ja tagelange öde Partei- oder persönliche Zänkereien. Dann Zufallsmehrheiten bei wichtigsten Abstimmungen.

So sieht unser Parlamentarismus aus. Das nennt sich „Demokratie", d. h. Volksherrschaft.

Da werden Ströme von Tinte verschrieben, Ballen von Papier bedruckt, da wird dem deutschen Volke in Wort und Schrift gepredigt: Nur Arbeit kann uns retten, Arbeit und nochmals Arbeit! Zurück zum alten Pflichtbewußtsein, zur Gewissenhaftigkeit, zur Pünktlichkeit und Ordnung, zur Treue im Kleinen wie im Großen!

Und das Vorbild — die Vertretung des deutschen Volkes?!

Ich nehme keine Partei aus, weder rechts noch links noch die Mitte. Ich nehme nicht Reichstag, nicht Landtag, nicht Stadtparla-

ment aus. Sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den sie haben sollten. Man möchte verzagen an dem deutschen Volk, das solche Vertreter wählt und duldet.

Aber wie der Herr, so das Geschirr. Wie der Wähler, so der Vertreter.

Ja, meine lieben Wähler, seid ihr zu faul zur Wahl zu gehen oder seid ihr zu selbstisch, ein kleines, persönliches Opfer zu bringen für eine staatliche Pflicht: wie könnt ihr verlangen, daß die Gewählten fleißig, pflichtbewußt und opferwillig seien! Und ihr, die ihr euer Wahlrecht ausgeübt, ist eure Pflicht damit abgetan, daß ihr einen Zettel in die Urne gesteckt habt? Warum zieht ihr eure Vertreter nicht zur Rechenschaft? Warum fordert ihr nicht Aufklärung von ihnen über ihre Tätigkeit? Wozu ist den Herren die Ehre zuteil geworden, sich Vertreter des deutschen Volkes nennen zu dürfen, wenn sie es nicht vertreten können oder wollen?! Wozu bekommen die Herren ihre Diäten, wenn sie die Arbeit nicht leisten mögen oder können?!

Ihr Wähler, warum erklärt ihr euren Vertretern, die ihre Pflicht nicht erfüllen, nicht einfach durch eure Parteiorganisationen, daß sie euer Vertrauen verloren haben und zwingt sie zum Rücktritt?

Ich rede keinen Ketzergerichten das Wort — da sei Gott vor! Sein Urteil muß sich der Abgeordnete frei bilden und seine Stimme nach bestem Wissen und Gewissen abgeben, wie der Richter im Talar. Sonst erniedrigt ihr ihn zum Stimmvieh.

Aber daß er seine Pflicht tue, das zu kontrollieren ist eure verfluchte Pflicht und Schuldigkeit. Tut ihr es nicht, so seid ihr eben — Stimmvieh!

Ich gebe zu, daß es kein Vergnügen ist, Stunden und Stunden den oft recht langweiligen, oft recht langatmigen Ausführungen zu folgen, daß es ermüdend ist, drei- und viermal dasselbe anzuhören. Aber zum Vergnügen sitzen die Volksvertreter auch nicht da, sondern zur Arbeit: und es gibt viele Arbeiten, die zu leisten kein Vergnügen ist, sondern eben einfach Pflichterfüllung.

Ich gebe zu, daß das etwaige Parteigezänk widerlich ist, daß die Radauszenen abstoßend wirken. Aber hat das Haus es nicht in der Hand, da Abhilfe zu schaffen? Und wenn nicht, so muß auch das eben ertragen werden als eine Pflicht gegen Wähler und Vaterland. Wer es nicht zu ertragen vermag, der mache stärkeren Nerven Platz.

Und nun, was ist zu tun?

Zunächst und vor allem: Selbstzucht jedes Abgeordneten, Selbstzucht der Parteien, Selbstzucht des Hauses zur Pflichttreue, zur Arbeitsamkeit und — leider muß man es heute sagen! — zu gesellschaftlichem Anstand.

Dazu strenge, nie einschlafende, unerbittliche Kontrolle der Abgeordneten durch die Wählerschaft, die zu vertreten der Abgeordnete die Ehre hat.

Genügt das nicht, so schlage ich vor als Hausordnung bzw. als Gesetz:

1. Veröffentlichung der Namen aller Abgeordneten, die in einem bestimmten Zeitraum, bzw. bei der Beratung eines bestimmten Gesetzes, mehrmals unentschuldigt gefehlt haben.

2. Wessen Name dreimal veröffentlicht worden ist, der verliert sein Mandat;

3. desgleichen, wer bei drei Abstimmungen unentschuldigt gefehlt hat.

4. Wer ein Mitglied des Hauses gröblich beleidigt (Lump, Schuft, Strolch, Kanaille, Zuhälter sind ja heute an der Tagesordnung), wird sofort von der Sitzung ausgeschlossen.

5. Wer die Aufforderung des Präsidenten zum Verlassen der Sitzung nicht Folge leistet, verliert sein Mandat;

6. desgleichen, wer dreimal von Sitzungen ausgeschlossen worden ist.

(Der Verlust des Mandates bedeutet in allen Fällen nur eine persönliche Strafe. Die Partei und die Wähler werden nicht geschädigt; auch entstehen keine Kosten, da Neuwahlen nicht nötig sind. Es wird einfach, wie bei freiwilliger Mandatsniederlegung, der Nachfolger der Liste einberufen.)

7. Beschränkung der Redebauer. Jeder erste Parteiredner erhält eine ausgiebige Redezeit, die späteren erhalten eine beschränkte. (Die stenographischen Berichte liest doch kein Mensch, weil er keine Zeit dazu hat; er begnügt sich mit den Auszügen in den

Zeitungen.) Es würden dadurch folgende Vorteile erreicht: Die Schönrednerei, das Parteigezänk, die persönlichen Angriffe würden eingeschränkt werden; es würde Zeit zu nützlicher Arbeit gewonnen; die Nerven der gewissenhaften Abgeordneten würden nicht zwecklos abgenützt, und es würde so Kraft für die Durchberatung der Gesetze gewonnen; die Reden würden konzentrierter, damit gehaltvoller und somit wirkungsvoller werden; die Auszüge in den Zeitungen würden mehr von dem Inhalt der Reden bringen können, und der Leser würde ein weit eingehenderes Bild der Aussprache erhalten, besonders wenn er seine Nase in die Parlamentsberichte mehrerer Zeitungen steckte.

Bleibt alles, wie es heute ist, so geht der Parlamentarismus zum Teufel.

H. Roquette

*

Warum ist der Deutsche unbeliebt?

Wir rühren diese Frage nicht anklagend, sondern mahnend wieder auf, wollen auch nicht untersuchen, ob der Deutsche — in der Verallgemeinerung — wirklich im Ausland nur unbeliebt war und ist. Doch eine Zuschrift von beachtenswerter Seite knüpft zustimmend an die Betrachtung von Heinrich Driesmanns „Beseelte Lebensform" (Juliheft) an und empfiehlt, die vorgeschlagene Umgestaltung der Erziehung weiter zu verfolgen und in Tat umzusetzen. „Jedenfalls wäre es verdienstvoll, wenn der Türmer dieses wichtige Kapitel: die Abstoßung der Deutschen untereinander, die deutsche Formlosigkeit, den Mangel an Takt unentwegt weiter im Auge behielte. Auch unser Kultusministerium müßte in dieser Hinsicht vorwärts gedrängt werden. Ich habe dies bei dem neuen Minister bereits in seiner vorhergehenden Stellung versucht; allein bei der Fülle seiner Gesichte hat er diesen grundlegenden Punkt einer Erziehung unsres ganzen Volkes jedenfalls noch nicht in seiner vollen Bedeutung erkannt..."

Von derselben Seite wird auf einen gehaltvollen Aufsatz im Buche eines feingestimmten Deutschen aus der Welt der Technik hingewiesen: wir haben auch im „Türmer" schon auf die soeben in 2. Auflage erscheinenden gesammelten Aufsätze von Wilhelm von Öchelhäuser „Aus deutscher Kultur und Technik" (München, R. Oldenbourg) aufmerksam gemacht (Dezember 1920). Im Schlußkapitel heißt es dort:

... „Dazu kommt allerdings noch eine verblüffende und traurige Erkenntnis: daß wir die unbeliebteste Nation auf der ganzen Welt sind. An dieser Tatsache, als einer der wichtigsten für unseren Wiederaufbau, sollten wir nicht mehr so nebensächlich wie bisher vorübergehen! Es war ein verhängnisvoller Fehler der meisten Deutschen, unsere Unbeliebtheit lediglich auf das Konto unseres unbequemen und unseren Feinden gefährlich gewordenen Handelswettbewerbs zu setzen. Auch der Zickzackkurs der hohen und höchsten diplomatischen Stellen kann dafür nicht allein verantwortlich gemacht werden. Es hat ja allerdings unsere wetterwendische, indiskrete und oft brutal auftretende Politik die alten Tugenden unseres Volkes scheinbar in ihr Gegenteil verkehrt, die Tisza bei Ausbruch des Krieges noch mit den Worten kennzeichnete: ‚Das, was die Deutschen so groß gemacht hat, ist ihre Ehrlichkeit, Zuverlässigkeit und Treue.' Diese waren und sind auch heute noch Grundzüge unseres Volkscharakters, die, wie bestimmt zu hoffen, nur vorübergehend durch den furchtbaren Zusammenbruch unseres Volkes verdunkelt worden sind.

Aber hierzu traten noch alte Fehler unseres Volkscharakters, die in ihrer Tragweite seit Jahrhunderten nicht genügend beachtet wurden. Denn schon zu Luthers Zeiten und noch früher wurde unsere große Unbeliebtheit unter den Nationen festgestellt. Unzählige Male, auch während des Krieges, ist von deutschen Autoritäten aus den verschiedensten Kreisen auf unseren Mangel guter und höflicher Formen hingewiesen. Es handelt sich zunächst um die rauhe Außenseite, die mangelnde äußere Persönlichkeitskultur, die an sich schon viel wesentlicher und wichtiger ist als die meisten ahnen, die mit dem Aus-

lande nicht in häufige Berührung kommen. Dahinter steckt aber auch ein Mangel an innerer Kultur, an Liebenswürdigkeit, Herzensfreundlichkeit und Takt. Nach Georg Brandes (Miniaturen) mißt der bedeutendste Schriftsteller des modernen China, Ku-Hung-Min, ein Kenner und Verehrer Goethes, ‚sogar die Schuld am Kriege bei aller Bewunderung für das Rechtsbewußtsein der Deutschen ihrem mangelnden Taktgefühl bei'. Ein bekannter französischer Akademiker — denn auch von seinen Feinden muß man lernen — spricht bei uns u. a. von einem Mangel an ‚Nuancen' im persönlichen Verkehr. Das scheint mir richtig und der tiefere Grund für manche Taktlosigkeit zu sein. Wir kennen im großen und ganzen nur Extreme im Empfinden, in Auffassung und Ausdruck. Die verbindenden Übergangsstufen fehlen. Daher auch die ungewollten Schroffheiten, Rechthaberei, die deutsche Eigenbrötelei und die Schärfe der sozialen Gegensätze. Manchmal ein von anderen Kulturvölkern als brutal empfundener Nationalstolz, und ein anderes Mal Bedientenhaftigkeit sowie kritiklose Bewunderung und Annahme ausländischen Wesens. Einem großen Teil unseres Volkes, gerade auch unter unseren Pionieren im Auslande, fehlt zwischen den Extremen das nationale Gleichgewicht und es fällt ihnen schwer, nationale Würde zu bewahren. Feinfühligkeit und Takt scheinen uns durch den materiellen Wettbewerb immer mehr verloren gegangen zu sein und liebenswürdige, höfliche Formen immer noch als nebensächlich behandelt zu werden. Berufliche Tüchtigkeit allein und sonstige nationale Tugenden ersetzen jene Mängel aber keineswegs.

Welches Kapital besitzen selbst heute noch die Franzosen in dem guten Ruf ihrer Persönlichkeitskultur, obwohl die französische Ritterlichkeit, abgesehen von gelegentlichen Paradegesten, immer mehr zur Legende geworden ist und die geradezu pathologische Eitelkeit, Selbstberäucherung und Anmaßung ihre höflichen und liebenswürdigen Formen schon seit längerer Zeit bedenklich überschatten. Der gute Ruf ihrer früheren Tugenden, die offenbar in der Verbindung mit kaum halb zivilisierten Kolonialtruppen noch schneller entarten, wirkt gleichwohl noch heute im Auslande fort, auch noch bei manchen Deutschen, soweit sie keine persönliche Friedens- oder Kriegserfahrung haben...

Es ist höchste Zeit, daß im deutschen Volke hierüber nicht nur gelegentlich einige literarische Bemerkungen gemacht werden, sondern eine Aufklärung von der Schule aus, und zwar in jeder Schule und Schulart, bei der jetzt mit Recht so viel betonten staatsbürgerlichen Erziehung stattfindet..."

*

Ein Schrei nach Gerechtigkeit

Unter dieser Überschrift veröffentlicht „La Presse libre, Sozialistisches Organ für das Departement des Niederrheins" in Straßburg einen offenen Brief der Vereinigung der in Frankreich interniert gewesenen Elsaß-Lothringer. Dieser Brief, so schreibt das sozialistische Blatt mit Recht, stellt „ein trauriges Kapitel über die Behandlung unsrer beim Kriegsausbruch in Frankreich ansässiger Landsleute dar". Man liest in diesem Briefe: Masevaux (Masmünster), 28. April 1921.

„Sehr geehrter Herr Député!

Wir haben die Ehre, Ihre werte Aufmerksamkeit auf die Verfolgungen und willkürlichen Verhaftungen zu lenken, denen Tausende von Elsaß-Lothringern französischer Abstammung unschuldig beim Ausbruch des Krieges 1914 zum Opfer fielen. Es dürfte Ihnen nicht entgehen, daß große Irrtümer und Ungerechtigkeiten in jener sehr aufgereizten Zeit begangen worden sind. Die Militär- und Zivilbehörden ließen plan- und ziellos bedauernswerte Elsaß-Lothringer von vieille souche als Spion oder Verdächtige festnehmen, oft auf eine verleumderische Anzeige oder einen lügenhaften Bericht hin, wogegen die Spione ganz wo anders zu suchen waren als unter den verhafteten Elsaß-Lothringern. Dieser Mißgriff zeitigte sehr bedauerliche Folgen, die man mit der Antwort abzutun suchte: ‚Man hat Böcke geschossen, doch kann man nichts daran ändern.'

„Diese unschuldigen Elsaß-Lothringer wurden von einem Gefängnis ins andere geschleppt, um schließlich in berüchtigten Konzentrationslagern im Innern interniert oder nach Inseln an den Küsten Frankreichs (Friaul, Tatihou, Groix usw.) abgeschoben zu werden, wo sie den härtesten Entbehrungen ausgesetzt waren. Sie unterstanden einem ekelhaften und unzureichenden Ernährungsregime. Sie waren genötigt, auf einem Häuflein Stroh zu schlafen ohne Decke oder auf glatten Strohsäcken mit einer abgenutzten Decke, die mit Ungeziefer überfüllt waren. Diesen Unglücklichen wurden die grausamsten Erniedrigungen zuteil, und zwar im vollsten Gegensatz zu den von der Regierung gegebenen Versprechungen. Die internationalen Vereinbarungen, die unter den Kriegführenden abgemacht waren, wurden mit einem empörenden Zynismus verletzt.

„Ohnmächtige Greise, kranke oder schwangere Frauen, Kinder, die noch an der Mutterbrust lagen, wurden erbarmungslos in Gefangenschaft geführt. Viele starben in der Verbannung und viele andere starben nach ihrer Freilassung an den Folgen ihrer Internierung..."

Manche Gefangene, so heißt es weiter, wurden an die berittene Begleitmannschaft gebunden: „vor Müdigkeit nicht mehr imstande zu gehen, wurden diese Unglücklichen mit Lanzen gestochen, bis sie vor Erschöpfung umfielen.

„Unterwegs warf der gegen sie aufgepeitschte Pöbel mit Steinen nach ihnen, mit Flaschen. Es gab unter ihnen einige, die mit Keulen geschlagen wurden, andere wieder erhielten Messerstiche. Eine große Anzahl wurde in den Gefängnissen und Konzentrationslagern mißhandelt, hauptsächlich im Arresthaus in Belfort, wo der Oberaufseher sie mit einem Knüttel bearbeitete oder ihnen mit einem großen Schlüssel so lange auf den Kopf hieb, bis sie im eigenen Blute badend umfielen. In anderen Gegenden, wo die Frauen sich der Lustbarkeit ihrer Wächter nicht unterstellen wollten, wurden sie genotzüchtigt.

„Die internierten Elsaß-Lothringer, die unmenschlich behandelt wurden, sind zu Beginn ihrer Inhaftierung wie Sträflinge zur Arbeit gezwungen worden. Viele starben an den Folgen der Krankheiten, die sie sich während der Tage in dem Gefängnis und in den Konzentrationslagern zugezogen hatten. Viele kehrten in ihr ausgeplündertes und zerstörtes Heim zurück, die Gesundheit für immer verloren, mit Tuberkulose behaftet, ohne alle jene zu zählen, die ihre Stellung verloren haben und ohne irgendwelches Einkommen sind. Unglücklicherweise zählen wir unter den unglücklich Verschleppten auch solche, die unheilbar verrückt geworden sind, und die in Irrenanstalten untergebracht werden mußten.

Wir haben Gendarmen, Polizisten und Beamte gesehen, die sich Wertsachen, Geld, das unseren Brüdern gehörte, aneigneten.

Wir unterbreiten Ihnen gern die Akten der Internierten.

Das Regime der niederen Polizei und der Verleumdung während des Krieges lastet schwer auf den unschuldigen Elsaß-Lothringern. Diese Märtyrer, welche Furchtbares gelitten haben, zeigen, wie gerecht ihre Ansprüche auf eine moralische und pekuniäre Entschädigung sind..."

Der ganze furchtbare Anklagebrief — unterzeichnet vom Präsidenten E. Nußbaum — ist u. a. in den „Münchner Neuesten Nachrichten" (9. Juli) abgedruckt: ein hervorragendes Gegendokument gegen die Nationen, die unsre „Kriegsverbrecher" vertragsmäßig zu richten wagen!

*

Gorki und Hauptmann

Der russische Dichter Maxim Gorki hat an den deutschen Dichter Gerhart Hauptmann einen offenen Brief gerichtet: einen Hilferuf an Deutschland für das verhungernde Rußland. Hauptmann hat mit allgemeinen Worten von Völkerversöhnung zusagend geantwortet — ohne einen Schatten irgendwelchen großpolitischen Gedankens, wie man ihn bei solchen Hochmomenten von einem Sprecher der Nation erwarten müßte. Vom gesamtpolitischen Problem ist

aber jene russische Not nun einmal nicht zu trennen. Wir wissen leider, daß deutsche Gaben vor allem in die Taschen der Sowjet-Herren fließen würden, deren Mordkommissionen über Tausende und aber Tausende von Leichen schritten — und die nun, nach all diesen Blutbädern, das Mitleid anrufen. Wobei man übrigens von mehreren Seiten hört, daß die Notschilderung übertrieben sei.

Man erinnert nun, angesichts jenes Hilferufs des bekannten russischen Schriftstellers, an folgende Tatsache. Im Januar dieses Jahres veröffentlichte das „Berliner Tageblatt“ ein von D. S. Mereschkowskij an den Engländer Wells gerichtetes Schreiben, in dem Mereschkowskij Anklage gegen Maxim Gorki erhebt. In dem Schreiben sagt D. S. Mereschkowskij von Maxim Gorki: „Als ich so dumm war oder so schwach, ihm zu schreiben, daß ich Hungers sterbe, antwortete er mir nicht, sondern ließ mir durch einen Gehilfen sagen, daß er mir eine Rotgardistenration bewilligen werde. Maxim Gorki hat sich mit einem ganzen Hofstaat von Schmeichlern umgeben. Die andern stößt er nicht einmal von sich, er läßt sie bloß fallen, und die Menschen stürzen in die schwarze Grube von Hunger und Kälte. Maxim Gorki weiß, daß man mit einem Stück Holz alles aus Hungernden und Frierenden machen kann, und er macht auch alles aus ihnen. Die beiden Häuser Gorkis für die Wissenschaften und Künste sind zwei Massengräber, in denen die russischen Schriftsteller, Dichter und Künstler in langsamer Agonie sterben. Es wäre besser, sie an die Mauer zu stellen und niederzuschießen. In Moskau hat man eine neue Todesstrafe erfunden. Man setzt einen Menschen in einen Sack mit Läusen. In einen solchen Sack hat Maxim Gorki den Geist Rußlands gesetzt.“

Inzwischen hat derselbe russische Dichter Dimitri Mereschkowskij an Gerhart Hauptmann einen offenen Brief gerichtet: „Gorki ist kein Freund, sondern ein Feind, ein heimlicher, schlauer, heuchlerischer, aber der schlimmste Feind des russischen Volkes. Haben Sie denn die Worte aus seinem Hymnus ‚an den größten planetarischen Helden der Menschheit‘ Lenin vergessen? ... Lenin hat dem russischen Volke die Schlinge um den Hals gelegt, und die andren Völker haben sie zugezogen... Ehe man die Rätegewalt nicht gestürzt hat, kann man den Millionen der zugrunde gehenden Menschen ebensowenig helfen wie einem Erhängten, ehe man seinen Hals aus der Schlinge befreit hat... Die Wahrheit ist, daß nicht nur diese Millionen von Russen Hungers sterben, sondern auch das ganze russische Volk mit ihnen, ja, das ganze! Der Hunger ist der Dolch in den Händen der Bolschewisten. Sie morden, sengen und herrschen durch den Hunger. Sie geben ihren Leuten zu essen und halten alle andren an der Grenze des Hungertodes.“...

Dazu nehme man noch Folgendes:

Im Tagebuch der Gattin des oben Genannten, der russischen Schriftstellerin Zinaida Hippius-Mereschkowskij — mitgeteilt in der Stuttgarter Wochenschrift „Dreigliederung“ — finden sich folgende furchtbare Sätze über die russischen Zustände:

„Es ist eine absolute Idiotie seitens Europas, Kommissionen und Einzelpersonen zwecks ‚Informationen‘ herzuschicken. Man schickt sie doch den Bolschewisten in die Arme. Und diese ‚informieren‘ sie. Sie bauen für sie Theaterdekorationen, verpflegen sie in der Astoria, überwachen sie ganz offen bei Tag und Nacht und machen ihnen jede Berührung mit der Außenwelt unmöglich. Soll nur so ein Kommissionsmitglied versuchen, allein auf die Straße zu treten! Vor jeder Tür steht ein Wachtposten ... Wir sind regungslos und stumm, wir sind mit unserm ganzen Volk nicht wert, Menschen genannt zu werden. Aber wir leben noch, und wir wissen, wissen... Hier ist die genaue Formel: Wenn in Europa im 20. Jahrhundert ein Land mit einer so phänomenalen, in der Weltgeschichte noch nicht dagewesenen allgemeinen Sklaverei existieren kann und Europa es nicht versteht oder es hinnimmt, so muß Europa zugrunde gehen. Und es wird ihm recht geschehen... Ja, es ist Sklaverei. Eine physische Abtötung des Geistes, des Denkens, jeder Persönlichkeit, aller Merkmale, die den Menschen vom Tier unterscheiden. Die

Zerstörung, der Zusammenbruch der ganzen Kultur. Zahlreiche Leichen weißer Neger.

... Es gibt ein grauenhafteres Grauen. Die stumpfe Angst, das menschliche Antlitz zu verlieren. Mein eigenes Antlitz und alle Antlitze ringsum ... Wir liegen da und lallen wie der Tolle bei Dostojewski die sinnlosen Worte: ‚Bobok ... Bobok ...'"

Die elementare Hungersnot nebst Völkerwanderung ist ein ergreifendes Schauspiel und Problem für sich. Niemand wird sich des Mitgefühls erwehren. Aber das andre Problem, der Sowjet-Alp über Rußland, hängt lähmend damit zusammen. Und davon hätte man in der farb- und kraftlosen Antwort G. Hauptmanns etwas vernehmen sollen.

*

Der Herr Major und — die andern

Edelmanns- und Lumpen-Gesinnung beginnen sich zu scheiden. Wir verzeichnen mit Vergnügen ein Stimmungsbildchen aus der „Frankfurter Zeitung", die doch wahrlich der Parteinahme für einen alten Soldaten und gegen die modernen Lohnerpresser nicht verdächtig sein dürfte:

„Nach einer kleinen Landstadt zog im Herbst vorigen Jahres ein Major. Das heißt, er war als Major im Kriege wieder eingestellt worden, nachdem er im Frieden viele Jahre vorher als Hauptmann um die Ecke gegangen war und dann ein bis zwei Jahrzehnte lang als nicht eben hervorragender Journalist seine schmale Pension aufgebessert hatte. Ohne indessen aus den Schulden zu geraten. Den inzwischen über die Sechzig Gekommenen hatte nun nach dem Kriege die würgende Teuerung schließlich in das Landstädtchen getrieben. Er hoffte, hier noch ‚Vernunft' zu finden. Aber er fand auch hier nur noch ‚Unvernunft'. Das erstemal, als ihm die Reinmachefrau 3 ℳ für die Stunde und 25 ℳ für Besen und Bürste, die er aber nicht erhielt, zusammen 81 ℳ, abnahm. Der Herr Major schlug die Hände überm Kopf zusammen; die Reinmachefrau aber beeilte sich, das Städtchen über den Gewinn zu unterrichten, den es mit seinem Herrn Major gemacht habe. Erfahrungen der gleichen Art häuften sich in dem neubezogenen Häuschen sehr schnell. Und da stand es bei dem, zuletzt doch wieder nur bei sich selbst zur Vernunft Gekommenen mit rapider Plötzlichkeit fest: hinaus für immer und mit allem, was auch nur entfernt Bedienung heißt! Er, der vermögenslose Major, rangiert ja jetzt auf der gleichen Stufe mit der Dorfmagd, die zweitausend Mark Jahreslohn und jeden Mittag Fleisch erhält. Konsequenz darum: er ist jetzt nicht mehr zu gut für die dergestalt im Wert gestiegene Arbeit einer Magd. Mit seinem kleinen Fixum aber wird er gegen die ihn noch darunter wertende Umkehrung aller Werte kämpfen bis zum Austrag. Es muß gehen, er wird oben bleiben. Eines Morgens eröffnet er der Frau Majorin, daß er ihr von jetzt ab selbst früh fünf Uhr die Milch holen, danach die Dielen aufnehmen, den Teppich fegen, Holz klein machen, Kartoffeln schälen, den Aufwasch besorgen, ja, daß er alle sechs Wochen die große Wäsche waschen werde. Die Frau Majorin, durch manche Prüfung hindurchgegangen, war doch sehr betroffen. Er aber setzte ihr auseinander, daß schon ein großer, griechischer Weiser erklärt habe, keine Arbeit sei Schande. Nur Nichtarbeiten sei Schande, und die überlasse er den ‚modernen' Kommunisten, die sich zwar auch Arbeiter nennen, aber schandenhalber, da sie sich nur bei recht viel Lohn von der Arbeit drücken. Er dagegen, die Provenienz des preußischen Militarismus, werde die Arbeit zu Ehre und Ansehen bringen. Er setzte der Frau Majorin weiter auseinander, daß kein England und kein Frankreich mehr nötig seien, das deutsche Volk zu erwürgen; das besorge dieser, die Arbeitsehre entwertende Preiswucher im eigenen Lande, und gegen solchen stärkeren Feind rufe ihn nun von neuem Pflicht, Volk und Vaterland auf: ‚Unterkriegen lassen wir uns nicht, Altchen!' Und schon über ein halbes Jahr durch führt der Herr Major jetzt sein so gewonnenes Programm fröhlich aus..."

Nun ein Gegenstück dazu aus dem „Holzmarkt":

„Der Reichsverkehrsminister will das Ehrgefühl der Eisenbahndiebe nicht verletzen und

erließ folgenden Ukas: ‚Aus Abgeordnetenkreisen ist darüber geklagt worden, daß die in den monatlichen Diebstahlsübersichten enthaltenen Angaben über Eisenbahndiebstähle unmittelbar oder durch die Amtsblätter der Eisenbahndirektionen in die Presse gelangt sind und dadurch dem Ansehen der Eisenbahnbediensteten Abbruch getan haben. Die nur für innere Zwecke bestimmten Diebstahlsübersichten sind für die Bekanntgabe in der Öffentlichkeit nicht geeignet und demgemäß zu behandeln. Die Bestimmung, wonach die Zahl der wegen Diebstahl usw. Entlassenen ohne Angabe von Namen zur Warnung durch die Amtsblätter bekanntzugeben ist, wird hiervon nicht berührt.‘ Wenn der Eisenbahnminister sagt, daß die ‚amtlichen Diebstahlsübersichten für die Bekanntgabe in der Öffentlichkeit nicht geeignet sind‘, dann hat er in einer Beziehung wirklich recht, denn wenn man diese Übersichten sieht, kann man das Grauen bekommen. Daß sich in Deutschland aber Abgeordnete finden, die den Reichseisenbahnminister ersuchen, die Übersichten geheimzuhalten, ist ein Zeichen unserer Zeit. Wir meinen, man könnte, sofern man die Betrügereien wirksam bekämpfen will, gar nicht öffentlich genug vorgehen, und kein ehrlicher Bahnbeamter kann in seiner Ehre sich verletzt fühlen, wenn durch Statistiken gezeigt wird, wieviel unehrliche Bahnbeamte es leider gibt. Aber warum sorgen die ehrlichen Bahnbeamten nicht dafür, daß die Diebe ermittelt werden? Dazu ist wohl niemand so gut in der Lage wie die Eisenbahnbeamten selber durch scharfe Beobachtung ihrer Kollegen. Dieser Erlaß in Verbindung mit der Zumutung der Eisenbahnbeamten und der Tatsache, daß sich zu solchem Kram Abgeordnete finden, zeigt den ganzen Tiefstand der heutigen Moral in erschreckender Weise.“

*

Gegen das Zigarettenrauchen der Jugend

wagte sich ein Leipziger Schüleraufruf zu richten. In der Unterhaltungsbeilage der „Tägl. Rundsch.“ (Nr. 170) wird über das Schicksal dieser Anregung berichtet:

„Wenn man die ungeheure Verbreitung der Zigarette bei der heutigen Jugend bedenkt, konnte das Leipziger Unternehmen von vornherein zur Erfolglosigkeit verurteilt scheinen, und es versteht sich wohl ohne weiteres, daß es keineswegs überall auf fruchtbaren Boden gefallen ist. Ja der Aufruf hat sogar gewisse Reflexbewegungen ausgelöst, die deutlich erkennen lassen, wie stark die Rauchleidenschaft schon in weiten Kreisen unserer Jugend eingewurzelt ist, zum großen Schaden ihres körperlichen, geistig-sittlichen und wirtschaftlichen Wohles. So schrieb ein Schüler aus einer thüringischen Stadt nach Leipzig, daß man in seiner Klasse geradezu beschimpft werde, wenn man nicht rauche. Aus einer anderen Schule erhielt der Leipziger Primaner, der den Aufruf unterzeichnet hatte, eine anonyme Postkarte, auf deren Anschrift er als ‚stud. rauch. et sauf. in spe‘ bezeichnet wurde und auf der es hieß: ‚Wir richten uns nach dem Motto: ‚Trinke, liebe, rauche — Bis zum letzten Hauche! und empfehlen es gleichzeitig zur fleißigen Nachahmung.‘ Die Unterschrift lautete: ‚Baron von Trinkheim auf Rauchburg.‘ Geradezu roh war eine natürlich auch anonyme Zusendung, in der dem Wortlaute des Aufrufes allerhand pöbelhafte Randbemerkungen angehängt waren. Aus solchen Äußerungen, denen man noch andere anfügen könnte, ersieht man deutlich, wie schwer die zu überwindenden Hindernisse waren und daß der ganze jugendliche Idealismus der Leipziger Oberprimaner erforderlich war, um mit dem Unternehmen vor die Öffentlichkeit zu treten. Daß sich aber auf diesen Aufruf hin weit über 5000 Schüler und Schülerinnen unterschriftlich zum Verzicht auf die Zigarette für die ganze Dauer der Schulzeit bereit erklärt haben, ist zweifellos eine hocherfreuliche Tatsache, und besonders verdienen die Anstalten, in denen die Schülerschaft Mann für Mann unterschrieben hat, um des erzieherischen Geistes willen, der aus solchem Ergebnis spricht, die höchste Anerkennung. Die größte, absolute Zahl von Unterschriften, die eingelaufen sind, ist aus der Oberrealschule von Fürth gekommen, wo sich 523 von 662 Schülern beteiligt haben, d. h. also 77 v. H. Im

allgemeinen stehen die Ergebnisse in den großstädtischen Schulen weit zurück hinter den kleinstädtischen, wo die Verführung zum Rauchen doch nicht so stark ist. Viele Direktoren haben die Zusendung des Aufrufes mit wärmsten Worten und herzlicher Anerkennung für die Leipziger Schüler beantwortet, und der preußische Kultusminister hat ihm sogar die Ehre erwiesen, daß er ihn wörtlich im ‚Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung Preußens' zum Abdruck gebracht hat. Verdiente Ehre, denn in erster Linie war für die Leipziger Schüler der nationale Gedanke bestimmend, und schon lange, ehe in Hamburg und anderweit der Boykott gegen die Waren des Feindbundes einsetzte, hatten sie schon zum Kampfe, zum Boykott gegen die hier vor allem gefährliche Zigarette aufgerufen, die ja bekanntlich stets ausländischen Tabak enthält..."

Zahlreiche Lehrer begrüßten den Aufruf lebhaft. Auch wir meinen, daß die alte Verbotspädagogik heute nicht mehr ausreicht, sondern einem mehr psychologisch begründeten Verfahren Platz machen muß, wobei der Schwerpunkt in die denkende, begeistrungsfähige Jugend selbst zu legen ist.

*

Wie man Schundpostkarten bekämpft

erzählt Lydia Eger, die Leiterin eines „Jugendrings", anschaulich in der „Christlichen Welt". Gegen den Schmutzfilm, gegen das Schundbuch, gegen den Schmutz auf sogenannten „Volksfesten" kämpft diese Jugendbewegung, die „durch Liebe, Wahrheit und Reinheit zu Arbeit und Einheit" empor will.

„In Dresden", schreibt Lydia Eger, „hatte sich die Schundpostkarte in etwa 20 Läden breit gemacht, und die Polizei, die zwar den ehrlichen Willen hatte, hier für Abstellung zu sorgen, war machtlos, da ihr für die Halbmillionenstadt nur ein einziger Wachtmeister an einigen Tagen des Monats zur Verfügung stand. Innerhalb 14 Tagen aber gelang es der Jugend, die Karten zum Verschwinden zu bringen: dadurch, daß die Jugend die betreffenden Geschäftsinhaber das Schämen lehrte. Wie geschah das? Kaum war früh der Laden geöffnet, kam auch schon der erste Jugendliche herein: ‚Guten Morgen, Frau X. Eigentlich wollte ich noch etwas bei Ihnen kaufen, aber wenn Sie draußen die Postkarten hängen haben, kann ich es nicht tun.' — Zehn Minuten später der Nächste: ‚Guten Morgen, Frau X. Wissen Sie, wenn man an Ihrem Schaufenster vorübergeht und die Postkarten sieht, muß man sich ja schämen.' — Zehn Minuten später wieder einer; und so ging es fort bis zum Abend, so daß in einer Woche über 500 junge Menschen in einem einzigen Geschäft waren! Die Wirkung blieb nicht aus. Hilfeflehend kamen die Inhaber in unsere Geschäftsstelle: ‚Schaffen Sie mir bloß die Leute vom Hals, ich will ja gern diese Postkarten nicht mehr führen!' — Und Dresden war von diesem Schmutz gesäubert."

*

Ein Vorschlag zum Thema Studentennot

Wiederholt ist im „Türmer", zuletzt im Juniheft, über die Not unserer Studierenden geschrieben worden.

Ich möchte einen Vorschlag machen, dessen Ausführung vielleicht geeignet wäre, wenigstens etwas dieser Not zu steuern. Als ich im Jahre 1914 durch Jena kam, sah ich dort eine Reihe prächtiger Häuser, die Verbindungshäuser der studentischen Korporationen. Ähnliches findet man in allen Universitätsstädten.

Diese Häuser werden in der Hauptsache von den alten Herren der Verbindungen erhalten und bilden für viele, heute nicht auf Rosen gebettete Familienväter eine schwere Belastung. Ich habe darüber manche Klage gehört.

Sind diese Häuser notwendig?

Der Ernst der Zeit und die furchtbare Lage unseres Volkes erfordern höchste Sparsamkeit und äußerste Einschränkung. Wenn man diese Häuser verkaufte oder wenigstens vermietete, so würden sich daraus drei Vorteile ergeben.

Erstens würden erhebliche Mittel erschlossen, mit denen mancher Not in der Studentenschaft gesteuert werden könnte.

Sodann würden viele, heute schwer ringende Familienväter entlastet.

Drittens würden Wohnungen frei, an denen es heute bitter mangelt.

Wird die Not der Studierenden dadurch auch nicht beseitigt, so doch sicher in etwas gemildert. Etwas aber ist besser als nichts. Es ist ein Vorschlag. H. Roquette

Gedächtnisfeier für Dr. Karl Storck zu Olsberg i. W.

Wer ihn gekannt hat und wem sein Volk vertraut ist, weiß, was wir an ihm verloren. Ganz besonders weiß das die Türmer-Gemeinde, deren Mentor in Fragen der Musik und bildenden Künste Karl Storck jahrelang war. Nun ruht er schon über ein Jahr in kühler Erde, mitten in den Bergen des Sauerlandes, wo ihn in Olsberg ein jäher Tod überraschte. Im Schatten dunkler Tannen liegt sein Grab, das ein mit seinem Bronzerelief geschmückter Denkstein ziert, von Prof. Ernst Müllers Meisterhand geschaffen. Aber ist auch tot, was an ihm sterblich war, sein Andenken lebt fort. Das hat die Gedächtnisfeier an seinem Grabe am 9. und 10. Juli in Olsberg i. W. wiederum bewiesen. Von fern und nah waren die Verehrer Karl Storcks zusammengekommen, um zu seinem Gedächtnis eine würdige Feier zu begehen.

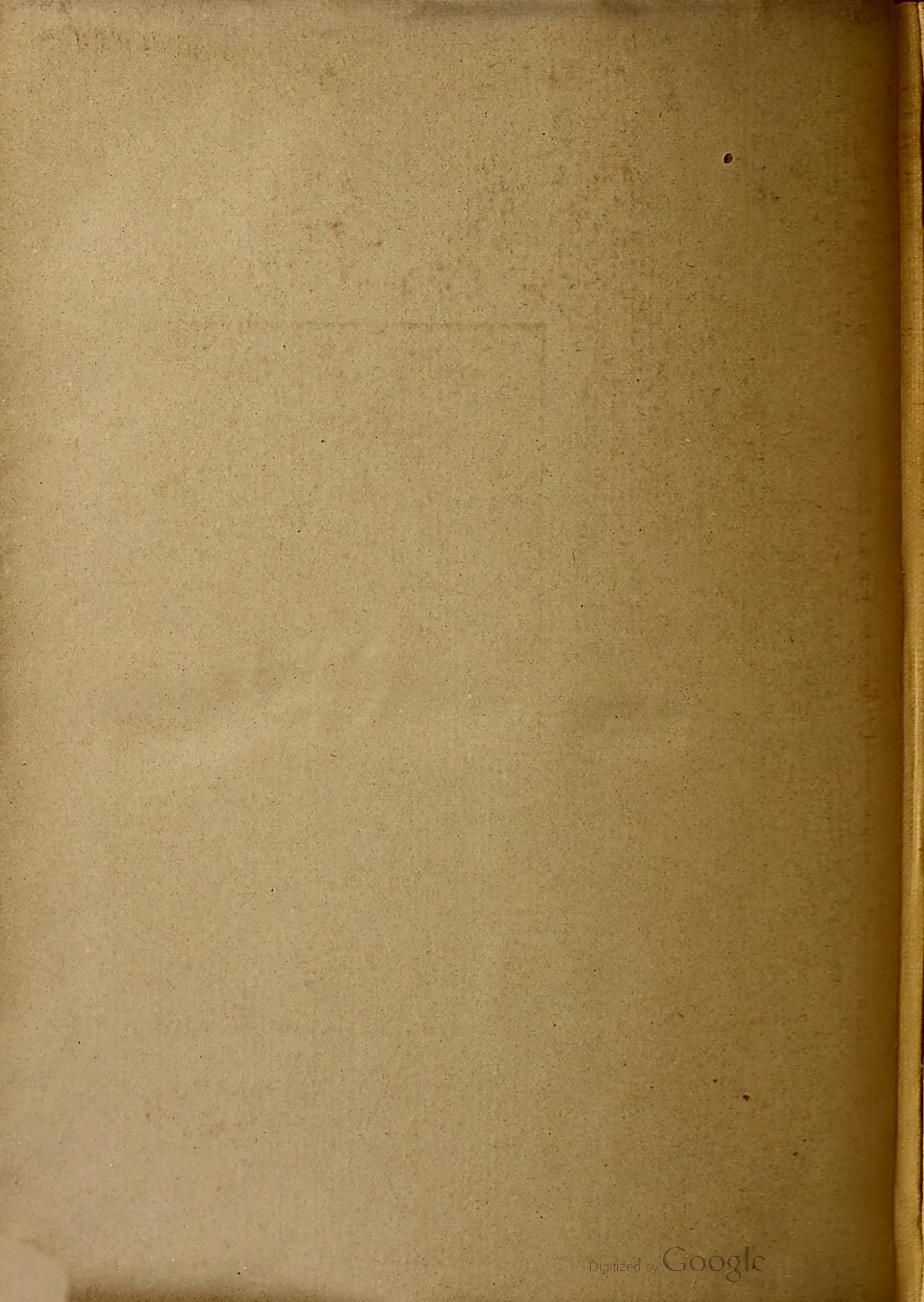
Sie begann am Sonnabend, den 9. Juli, mit einem Konzert im benachbarten Bigge. Zu Beginn desselben wies Dr. K. Hoeber-Köln in einer Gedächtnisansprache auf die Bedeutung Karl Storcks hin. In kurzen, lebenswarmen Zügen entwarf er ein Bild des Mannes, der in rastloser Arbeit all sein reiches Wissen und Können, seine künstlerische Begabung und Urteilskraft den Gedanken dienstbar machte, daß wahre und gute Kunst der Allgemeinheit, dem Volke gehören soll und daß nur völkisches Selbstbewußtsein zu echter Kunst führen kann. Die Worte des Redners waren eine seelenvolle Einstimmung in den zweiten Teil des Abends, der ernster Kunst gewidmet war. Es war eine Stunde weihevoller Andacht, die uns der bewährte Storsberg-Chor aus Gelsenkirchen und die Solisten O. Hecke-Düsseldorf (Tenor), Frau Hecke-Reißmann Düsseldorf (Alt) und G. Bunk-Dortmund am Flügel bereiteten. Der Geist des Verstorbenen, dessen eichenlaubumkränzte Büste ernst und sinnend auf die andächtig lauschenden Zuhörer herabsah, waltete über dem Ganzen und klang in den Tönen der Meister wieder, für deren Geltung und rechte Würdigung er so viel getan.

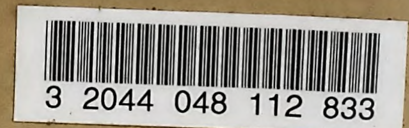
Nach einem feierlichen Gottesdienst am Sonntag morgen versammelte sich die Schar der Verehrer Karl Storcks zu einer Gedächtnisfeier an seinem Grabe auf dem Friedhof zu Olsberg. Die glühend brennende Sonne hatte eine große Menge Einheimischer nicht abhalten können, an der erhebenden Feier teilzunehmen. Fahnenabordnungen von Vereinen und Schulen hatten am Grabe Aufstellung genommen. Als erster sprach Universitätsprofessor Geh. Rat Dr Dyroff-Bonn. In ausführlicher Rede gedachte er der hohen Verdienste Karl Storcks, all des Guten und Edlen, das er in seinem Leben gründete zur Förderung einer gesunden Kunst und zum Wohle des ganzen Volkes. Professor Fahrenkrog-Barmen widmete sodann dem Verblichenen tiefgefühlte Worte der Erinnerung und der Treue, eine Huldigung der Kunst an den Geist dessen, der im Leben ihr Vermittler und Deuter gewesen. Im Auftrage des Deutschen Schriftstellerverbandes gedachte Landgerichtsrat Haendler-Koblenz des Verstorbenen in Worten herzlichen Dankes. Ein zweites, aus allen Kreisen der Bevölkerung stark besuchtes Konzert, dessen Grundnote das Volkslied war, beschloß die Feier.

Das Erbe, das uns Karl Storck hinterlassen, wird nicht verloren sein, sondern immerfort Früchte tragen im Sinne und nach der Meinung des Verewigten, von dem der Wahrspruch seines Denksteins kündet, daß er für das Wahre und Schöne kämpfte.

Dr Th. Heinermann

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: Prof. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard. Für den politischen und wirtschaftlichen Teil: Konstantin Schmelzer. Alle Zuschriften, Einsendungen usw. an die Schriftleitung des Türmers, Berlin-Wilmersdorf, Rudolstädter Straße 69. Druck und Verlag: Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart.




3 2044 048 112 833

